Heimgarten

Peter Rosegger

Dei
Sub Numine
Viget

XI. Jahrg. October 1880. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

WIEDER GYUL
fögymn. tanár
CSIK-SOMLYÓ

…eykam".

Druck und Verlag von … Le…
…nnementspreis jährlich 3 fl. 60 kr. = …

Digitized by Google

Inhalt.

Kleine Laube.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1887.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essais, Plaudereien.

Land und Leute, Charakterbilder.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Seite

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedenes.

1. Heft. October 1886. XI. Jahrg.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

Lehrjahre und Wandertage.

Nach Ablauf des aufgeregten revolutionären Zwischenspiels von 1848 kehrte ich selbstverständlich zu meinen friedlichen Studien und Bestrebungen zurück.

Hätte ich ein anderes als ein rein dichterisches Lebensziel im Auge gehabt, so wäre es nun an der Zeit gewesen, mich für ein bestimmtes Facultätsstudium, für das, was man ein Brotstudium nennt, zu entscheiden. Aber ein Blick in meine Lectionskataloge der nächstfolgenden Jahre zeigt, daß ich nur einem allgemeinen Wissensdrange zu genügen dachte, bis ich für das, was ich als meine eigentliche Berufsthätigkeit erkannte, gereift sein würde. Ich hörte von 1849—1850 zunächst Geschichte und Physik; von 1850—1851 Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Sanscrit bei Boller; von 1851—1852 Chemie bei Redtenbacher, topographische Anatomie bei Hyrtl, Sanscrit bei Boller, Geschichte des Mittelalters bei Grauert, griechische Literaturgeschichte bei Bonitz.

Man wird die Auswahl dieser Collegien vielleicht seltsam, und gerade vom Standpunkte eines allgemeinen Wissensbedürfnisses aus nicht recht erklärlich finden. Aber meine Studien erstreckten sich über ein weiteres Gebiet; das meiste betrieb ich privatim, und fast nur solche Gegenstände hörte ich öffentlich, bei welchen ich durch den mündlichen und durch den, bei Chemie,

*) Siehe Heimgarten 1883, Mai; 1885, März-April, October-November; 1886, Juni-Juli.

Anatomie, Physik u. dgl. fast unentbehrlichen Anschauungsunterricht entschieden mehr zu gewinnen hatte.

Nichts lag mir ferner, als irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach. Ich empfand dieselbe natürliche Neigung, dasselbe menschliche Interesse für alle. Aber die Musen des Wissens, eifersüchtig wie die der Künste, kamen meiner Neigung nicht alle mit gleicher Gunst entgegen. Die der Mathematik und der mit der Mathematik zusammenhängenden Physik entwickelten eine kokette Sprödigkeit, die ich um so peinlicher empfand, je lebhafter es mich zu ihren Geheimnissen hinzog. Nach den Unruhen des Jahres 1848 waren uns Hörern des zweiten philosophischen Jahrganges die entscheidenden Prüfungen des abgelaufenen Studienjahres nachgesehen worden; ohne Zweifel, weil man wünschte, daß die gewesenen Legionäre ohne Hindernis und Verzug sich an die Fortsetzung ihrer Berufsstudien machten. In dieser Fügung, die mir in Betreff der mathematischen Prüfung sehr zu statten kam, bewährte sich eine alte Schicksalsgunst. Wenn ich als Gymnasiast bei den Schotten in der Mathematik Secundam (Zweite) und in den übrigen Gegenständen primam eminenter (erste mit Vorzug) bekommen sollte, so glich der gute Pater Berthold Sengschmitt die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenständen accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab. Und schon im Stifte Zwettl wußte der Präfect P. Ferdinand, wenn er am Schlusse des Schuljahres uns Sängerknaben zu den Piaristen nach Krems brachte, um hier die öffentlichen Prüfungen abzulegen, es so einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft und alle Anderen vor mir aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an mich, so dunkelte es — die Prüfung fand Nachmittags statt — meist schon stark im Prüfungssaale; da wurde mit einem: „Es ist genug! man sieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut!“ die Prüfung abgebrochen, und ich schlüpfte mit der Classe durch, welche der Präfect auf Grund meiner angeblichen Leistungen während des Schuljahres mir zuzuerkennen für gut fand. Hätten P. Berthold Sengschmitt und P. Ferdinand Schojer den Menschen vom rein-mathematischen Standpunkte und nicht lieber die Mathematik vom rein-menschlichen Standpunkte betrachtet, so wäre ich „durchgefallen“, hätte ein Handwerk lernen müssen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider statt Prologe und „Festblätter“ bei mir bestellen.

Die Mathematik wäre eine sehr schöne Wissenschaft, wenn es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadratwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieser Wissenschaft mit W o r t e n, ohne Ziffern, ausdrückbar ist, damit habe ich mich wenigstens später gern und ohne sonderliche Schwierigkeit befaßt; in ihren höheren Regionen, wo sie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philosophie zusammenhängt, da erhellte sich mein Blick, und da ist sie mir seit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachsender Lust mich ergehe.

Besser und glaubwürdiger, als ich es durch Erzählung aus bloßer Erinnerung vermöchte, werde ich mein jugendliches Verhältnis zu den Wissenschaften durch einige Tagebuchblätter aus jener Zeit verdeutlichen, die ich wörtlich hier einschalte.

10. März 1849.

Seit dem neuen Jahre beschäftige ich mich fast ausschließlich mit Fichte und Schelling. Die Vormittage bringe ich bei diesem Studium in der Hof- oder Universitätsbibliothek zu. Wiewohl ich noch lange nicht zum vollen Verständnisse des Idealismus gekommen bin, so ist doch bereits eine neue

Epoche in meinem ganzen Denken eingetreten.

20. März.

Heute begannen die Vorlesungen der philosophischen und juridischen Facultät. Ich habe mich unter Anderem einschreiben lassen für die Vorlesungen über neue deutsche Philosophie bei Dr. Robert Zimmermann, einem jungen Manne, der bereits ein Werk über Leibnitz und Herbart herausgegeben. Ich verspreche mir viel davon.

10. April.

Herodot — das gute Väterchen, das da „lachen muß, wenn Leute sagen, die Erde sei rund und Asia sei größer als Europa" — ist, fünfbändig, deutsch von Degen, in Bausch und Bogen dieser Tage von mir verschlungen worden. Und ich fange sogleich wieder von vorne an — er ist gar zu süß.

1. October.

Die letzten Ergänzungsbände zu Rottek's Weltgeschichte von Hermes haben mir die höchst interessante Kenntnis der neuesten Geschichte und hierdurch das Verständnis der allerneuesten gewährt.

11. December.

Herodot — namentlich die persischen Kriege, die großartigste Historie in lebendigster Darstellung! Was sind gegen die Beschreibung vom Zuge des Xerxes unsere dickleibigen Geschichtsbücher? Eitel trock'ne Compendien. Herodot erzählt nicht wie ein Professor — seine Darstellung ist so lebendig und ergreift so wie die eines Augenzeugen. Die topographischen Karten in meiner Ausgabe von Anacharsis' Reisen erleichtern mir das Verständnis. So sind mir Xerxes, Leonidas, der Hellespont, Thermopylä bekannt und lieb wie Heimatgestalten und Heimatberge.

1. März 1850.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich gegenwärtig anfange, höchstes Interesse zu finden an der wissenschaftlichen Historie der ersten Epochen. Die Urwelt ist mein Göttin-Liebchen mit dem Isisschleier, den ich gern lüften möchte. Will ich die Geschichte eines Volkes studieren, so komme ich über die Urgeschichte nicht hinaus; die Neugier drängt mich von einem Autor zum andern. Mit der griechischen Geschichte fieng es an. Ich wollte anfangs mir bloß ein Compendium der Hauptbegebenheiten der griechischen Geschichte zusammenschreiben. Das Erste, was ich über die griechische Urzeit las, genügte nicht, regte nur die Neugier an; Anderes, was ich durchsah, widersprach dem Früheren oder eröffnete ganz neue Gesichtspunkte. Von Nepos, Justin und Herodot fiel ich auf Schlosser, von diesem auf Ottfried Müller. Ottfried Müller! — Die drei mächtigen Bände der „Geschichte griechischer Stämme und Städte" erwiesen mir, noch bevor ich sie aufschlug, durch das Ehrfurchtgebietende ihres Umfangs die Unermeßlichkeit des Gebiet's, auf das ich mich gewagt. Aber von den schönen hellenischen Küsten schweifte bald mein Blick hinüber nach der Heimat der Pyramiden — und der der Patriarchen — nach der Wiege unseres Geschlecht's! Mit dem glühendsten Interesse habe ich in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift" eine Recension Fallmereyer's über Röth's Werk gelesen. Uebrigens theile ich diese Sehnsucht nach Aufhellung der Urzeit mit meinem ganzen Zeitalter, mit allen strebenden Zeitgenossen: sowie ich überhaupt meine Tendenzen nachgerade oft auch als die meines Zeitalters erkenne. Was drängt uns in demselben historischen Moment nach der ur-ersten Vergangenheit zurück, in welchem wir eine Zukunft so energisch zu gründen beflissen sind? Will der Geist der Geschichte uns vielleicht aus dem Schachte der Vergangenheit die Resultate, die Ideen gewinnen lassen, die wir zur Gründung der Zukunft benöthigen? Jedenfalls dürften

bei jenen Forschungen Resultate zutage kommen, geeignet, geistige Revolutionen anzubahnen.

1. Juni 1850.

Der erste Band von Becker's Weltgeschichte hat meinen Heißhunger nach Urgeschichte wenig befriedigt. Posselt's deutsche Geschichte lese ich mit Eifer. Louis Blanc's „Geschichte der letzten Jahre" interessierte mich auf's Höchste. Sallust ist mir theuer als Vorbild classischer Geschichtsschreibung.

20. October 1851.

Boller hat seine Vorlesungen über die Leistungen der vergleichenden Sprachwissenschaft begonnen, und zwar mit der Lehre der Hieroglyphen, die uns etwa einen Monat beschäftigen wird. Er bringt zu den Vorträgen die Hauptwerke Champollions und Bunsens mit und demonstriert daraus die Rudimente. So stünde ich denn plötzlich wie durch einen Zauberschlag vor den Pforten des unheimlich dunklen, großartigen Wunderlandes, dessen Geschichtsbücher seine Gräber sind. — Ob es mir gegönnt sein wird, aus diesem Studium große wissenschaftliche Resultate persönlich zu ziehen? Ich zweifle. Kann ich je die Lyra an einen Föhrenast hängen und den Elfen und Lilien und Rosen Lebewohl sagen, um in ägyptischen Todtengrüften die Geister vermoderter Jahrtausende zu beschwören? Doch — soll ich darum dem lüsternen Zuge, der mich zu diesem wunderbaren Quell des Wissens drängt, weniger folgen? Ist die Erholung nichts, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neugier gewährt, und nichts der großartige Eindruck, den Urweltschauer auf den Geist machen? So töne mir denn die vielsagende, aber noch wenig gedeutete alt-ägyptische Gräberstimme, miteinstimmend in den hehren Weltchor, der an mein Ohr rauscht wie Sphärenmusik, und dessen einzelne Stimmen herauszuhören mir mehr und mehr Lust und Beruf wird. Aber noch Eins: Wenn Rose und Lorbeer mir einst verblüht — oder niemals blüht — so gehe ich nach Aegypten und lese die Hieroglyphen.

Unter den Aufzeichnungen von 1850—1851 finde ich folgendes Blatt ohne Datum, das Bruchstück eines Briefes, wie es scheint:

„Ich will das Wissenswürdigste kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wissenschaft in Fächer geschieden, und daß ich das Wissenswürdigste nun in verschiedenen, abgegrenzten Gebieten aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus — es ist eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen, und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller andern Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zur Einen und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zu einander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, so lange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen." —

Professor Anton Boller war ganz und gar, was man einen „Autodidakten" nennt. Er hatte als mittelloser junger Mensch sich mit den unzulänglichsten Behelfen auf das Studium des Sanscrit geworfen. Nachdem er, wie er zu erzählen pflegte, sich die Bedeutung der Wörter sowie die Regeln der Sprache fast nur aus einigen Sanscrittexten selber, die er mit Uebersetzungen verglich, ergrübelt hatte, verfaßte er eine Sanscritgrammatik, die er jedoch später selbst, namentlich

der vielen Druckfehler wegen, die sie enthielt, für unbrauchbar erklärte. Es gab noch keinen Lehrstuhl für Sanscrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Wiener Universität; man nahm also das Anerbieten Boller's, Collegien über diese beiden Gegenstände gegen einen höchst bescheidenen Gehalt zu lesen, an, obgleich ihm das erste Erfordernis einer akademischen Laufbahn, der Doctortitel, fehlte. Aber es wollten sich keine Zuhörer finden. Ich war drei Jahre lang Boller's fast einziger Schüler. Andere kamen eben nur und verloren sich wieder: ich harrte treulich aus. Eine vorzügliche Lehrgabe besaß Boller eben nicht; aber der ruhige Ernst, die Einfachheit, die Milde, das Verständige seines Wesens hatten etwas Gewinnendes. In der Leopoldstadt besaß er eine ärmliche Wohnung, von deren zwei kleinen Gemächern eines er selbst, das andere seine noch weit anspruchslosere Gattin inne hatte, eine Frau, bei welcher er schon früher in eben dieser Behausung als Aftermieter heimisch geworden. Man sagte, er habe sie geheiratet, um in zwanglosem Verkehr mit ihr das Ungarische — sie war eine Ungarin — gründlich zu erlernen, was ihm für die finnischen Studien, die er mit Eifer betrieb, sehr förderlich war. Er trug sich mit dem Plane eines großen sprachvergleichenden Werkes, starb jedoch vor Vollendung desselben. In den Denkschriften der Wiener Akademie sind zahlreiche Abhandlungen von ihm, namentlich über die finnischen Sprachen, abgedruckt. Ich konnte mir's nicht versagen, diese Zeilen dem Gedächtnis eines Mannes zu widmen, dessen freudloses und anspruchsloses, stilles, ganz der Wissenschaft hingegebenes, dabei von aller Pedanterie freies, fast kindliches Wesen und Dasein für mich immer etwas Rührendes hatte.

Einer Fertigkeit muß ich gedenken, die ich mir zu jener Zeit anzueignen begann und von welcher ich seither ununterbrochen den ausgedehntesten Gebrauch gemacht habe. Ich weiß nicht, ob von Allem, was ich je gelernt, sich mir etwas segensreicher, hilfreicher für die Verrichtung meines irdischen Tagewerks erwiesen hat als diese Fertigkeit. Ich meine die S t e n o g r a p h i e. Nachdem ich als Student vor Allem durch fleißige Führung von Collegienheften darin mich eingeübt, zog ich weiterhin bei meinen literarischen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erforderten ausgedehnte culturgeschichtliche Vorstudien. Für „Ahasver in Rom„ und „Aspasia“ versenkte ich mich in das römische und griechische Alterthum, für den „König von Sion“ in das Reformationszeitalter, für „Danton und Robespierre“ in das französische Revolutionszeitalter. Da gab es Unzähliges anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke übersichtlich festzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir dies ohne allzugroßen Zeitverlust möglich. Und nun erst die Ausführung und Feile eines solchen Werkes bis zum letzten Federstrich! Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftsteller sein Erzeugnis nicht so rasch auf's Papier zu werfen in der Lage sei, um dazu der Schnellschrift zu bedürfen. Aber wer so spricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satztheil, einen Vers, eine Liedstrophe mit ihren Reimen niederschreibt, diesen Satztheil, diesen Vers, diese Strophe i m K o p f e f e r t i g h a b e n m u ß. Hat er sie aber fertig, so ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob er sich beim Niederschreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechanischer Arbeit beim Schreiben erspart wird, kommt ohne Zweifel der geistigen zugute. Desgleichen springt der Zeitgewinn, welchen die Schnellschrift dem Schriftsteller leistet, bei Aenderungen, Strei-

chungen, Zusätzen u. s. w. in's Auge. Nur diese Ersparnis an Zeit und mechanischer Arbeit hat es mir z. B. bei der Abfassung des „Königs von Sion“ möglich gemacht, hundert und mehr Hexameter in ein paar Morgenstunden auf's Papier zu werfen.

Nicht selten ist der Schriftsteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen oder eine Abschrift davon zurückzubehalten. In beiden Fällen kommt ihm die Schnellschrift ungemein zu statten. Auf Reisen lassen sich mittelst derselben Notizen im Fluge verzeichnen und Tagebücher lassen sich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche gewöhnlicher Schrift ohne Beispiel wäre.

Es war Bruckner, der mich auf das Gabelsberger'sche stenographische System aufmerksam machte, nachdem er selbst bei Heger, einem Schüler Gabelsberger's, einige Vorträge darüber gehört. Sofort verschaffte ich mir die von Heger herausgegebene Anleitung und brachte es, mich an diese haltend, ohne sonstige Unterweisung, durch beharrlichen Eifer zur erwünschten Fertigkeit.

Es will mir, nebenbei bemerkt, scheinen, als ob die edle Kunst Gabelsbergers in Oesterreich seither nicht gerade Fortschritte, sondern in mancher Beziehung eher Rückschritte gemacht hätte. Nach den Proben wenigstens, die mir im Laufe der Jahre zufällig zu Gesichte gekommen, dünkt mich die heutige stenographische Schrift etwas plump im Vergleich zur genauen, feinen und zierlichen Weise Heger's.

Wie die Stenographie habe ich auch die modernen Sprachen, die Musik und Anderes durch Selbstunterricht erlernt. Ich brauchte nie einen Meister für das, was ich ebensogut aus einem Buche lernen konnte, und lernte nie aus einem Buche, was mir das Leben selber bot oder wozu eine natürliche Gabe mich befähigte. Wenigstens folgte ich diesem Grundsatz, seitdem ich eine üble Knabenerfahrung mit dem Gegentheil gemacht. Im Laden eines Buchhändlers hatte ich ein Büchlein gesehen, betitelt: „Die Kunst zu schwimmen.“ Ich kaufte es, lernte es auswendig und wünschte mit Ungeduld die Ferien herbei, wo ich bei Vetter Koppensteiner in Schweiggers die erlernte Kunst glänzend würde bethätigen können. Zu Schweiggers angelangt, stürzte ich alsbald mich tollkühn in den nächsten Bach, brennend vor Begier, mich auf seinen Wellen zu wiegen, aber ich sank unter wie ein sturmzerschelltes Wrack. Ich begriff, daß es mir zur Fertigkeit noch an Uebung fehle. Der Bach war nur nach großen Regengüssen tief genug, um darin zu schwimmen. Ich benützte die Zeit der Trockenheit, meine Uebungen einstweilen auf dem Heuboden des Vetters anzustellen, d. h. ich stürzte mich in's Heu und machte zur Uebung in demselben all' die wohleingelernten Schwimmbewegungen fleißig durch. Ein Wolkenbruch war niedergegangen — neuer Versuch, mich den Wellen anzuvertrauen — neues Scheitern. Ich merkte endgiltig, daß ich nicht schwimmen konnte. Erfahrungen solcher Art machen mißtrauisch und vorsichtig...

Während ich Collegien über naturwissenschaftliche Gegenstände und über Sanscrit hörte, wurde das historisch-philologische Seminar an der Wiener Universität gegründet, und tüchtige Gelehrte waren aus Deutschland zur Leitung desselben berufen worden. Die Gelegenheit, in das classische Alterthum tiefer einzudringen, als ich es auf Grund der früheren, im Griechischen äußerst dürftigen Gymnasialvorbildung vermochte, hatte viel Verlockendes für mich. Aber es gesellte sich noch ein Umstand hinzu, mich zur Theilnahme an den Uebungen des Seminars zu veranlassen. Es war mit dieser Theilnahme der Genuß eines Stipendiums verbunden — eine Aushilfe, die in meiner Lage für mich sehr wertvoll war. An eine hierdurch später zu erringende gesicherte Stellung

dachte ich nicht; noch immer wiegte ich mich im idealen Traume des Hoftheaterdichterthums — und wem dies unglaublich erscheint, dem können meine Tagebücher die Beweise dafür liefern.

Ueber meine Anmeldung für das Seminar und einige sich daran knüpfende Erfahrungen berichtet das Tagebuch in ziemlich drolliger Weise wie folgt.

23. September 1851.

Heute habe ich den ganzen Vormittag mit den drei Vorstehern des historisch-philologischen Seminars wegen Aufnahme in dieses zu kämpfen gehabt.

Professor Grauert sagte mir, daß in der historischen Abtheilung keine Stelle leer sei, ich möge mich in der philologischen anfragen. So gieng ich denn zu Bonitz. Er fragte: „Haben Sie classische Philologie öffentlich studiert?“ „Nein,“ erwiderte ich, „ich habe mich bloß privatim damit beschäftigt.“ Auf dieses Wort wiegte sich der Professor bedenklich auf seinem Stuhle. „Was haben Sie denn griechisch gelesen?“ fragte er weiter.

„Anakreon — Sophokles — Chrestomathien!“ —

„Sophokles?“ rief Bonitz, sich noch weit bedenklicher auf dem Stuhle wiegend und kopfschüttelnd; „Sophokles? und Homer nicht? und keinen leichteren Autor?“

„Meine Vorliebe für Sophokles veranlaßte mich, ihn vor allen Anderen vorzunehmen.“

Bonitz gerieth in großen Eifer, ließ mir die Aufnahme als unmöglich erscheinen, tadelte heftig meine autodidaktische Methode und redete mir dermaßen zu, daß ich mir selber bereits ganz erbärmlich vorkam.

Er wollte nicht glauben, daß ich den Sophokles habe verstehen können. Ich versicherte ihn, daß es doch der Fall gewesen sei.

„Das werden wir sehen!“ rief er, sprang auf, brachte einen Sophokles und bezeichnete mir eine schwierige Stelle in der „Antigone“. Nachdem ich selbe in Gottes Namen übersetzt, zog er neue Saiten auf. Er sagte, daß er nun sehe, wie mir die Sache nicht fremd sei, und daß ich allerdings fähig sei, an den Vorträgen im Seminar mich zu betheiligen. Noch mehr, er war sehr freundlich, lieh mir die Formenlehre des jonischen Dialects im Homer von Lukas, und äußerte schließlich, es sei zwar eine große Anzahl von Mitgliedern, und er zweifle, ob die Zeit ausreichen werde, daß Jeder einen Vortrag halten könne, er wolle jedoch sehen, daß ich zum Vortrag komme, selbst wenn er die Stundenzahl vermehren müßte, „damit doch solche, die beweisen, daß sie Kenntnisse besitzen, Gelegenheit zu deren Bethätigung finden.“ Ferner sagte er mir, wenn ich seines Rathes bedürfe oder seiner wissenschaftlichen Hilfe, so sei er mit Vergnügen immer bereit.

Sehr erfreut über den philologischen Erfolg, den ich hier gehabt, trat ich die dritte der nöthigen Expeditionen an, nämlich zu Professor Grysar, der den lateinischen Uebungen des Seminars vorsteht. Er nahm großen Anstoß an dem Umstande, daß ich Latein und Griechisch treibe und dazu medicinische Fächer höre. Er erklärte, Philologie ganz allein, und sonst durchaus nichts, müsse ich treiben, wenn ich darin weiter kommen wolle. Die alte, ewige Rede! Ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts! Nein, freiwillig mich selber so zu beschränken, kann mir so wenig beifallen, als mich freiwillig vierer Sinne zu berauben, um den fünften intensiver zu bilden, und mir z. B. die Augen auszustechen, um besser zu hören. Ich bat Grysar um ein Thema zur Bearbeitung. Er sagte: „Schreiben Sie 'mal was über Horat. Od. I., 1.“ — Als ich fortgieng und er mich zur Thür begleitete, äußerte er, daß heute doch wieder einmal ein schöner Tag sei. „Tandem venit post multos hora

serena dies!“ antwortete ich. „Ja, ist jetzt selten, eine solche serena dies!“ sagte er. (Hoho, Herr Professor!)

4. October 1851.

Mein Tractat über Horat. Od. I., 1. ist vollendet. Er umfaßt vier Quartblätter und scheint mir ein wahres Monstrum von Gelehrsamkeit und feiner Latinität. Er besteht ganz aus grundgelehrten Citaten und auserlesenen lateinischen Phrasen. Es wird darin Erwähnung gethan der Parallelstellen bei Archilochus, Pindar, Solon, Virgil, Properz, ferner: der hieherbezüglichen Aussprüche und Meinungen eines Baxter, Bentley, Mitscherlich, Jani. Am meisten thue ich mir auf die prächtigen lateinischen Redensarten zugute; es klingt Alles so wunderschön, daß ich, wenn ich es lese, gar nicht glaube, es selbst geschrieben zu haben. Morgen höre ich Grysar's Urtheil darüber. Vederemo!

5. October.

Fahr' wohl, blühende Latinität; fahr' wohl, Syntaxis ornata; fahrt wohl, ihr tres linguae latinae virtutes: Puritas, Elegantia, et Copia! Grysar hat über meine schönen Phrasen, meine ausgesuchten Phrasen, meine üppig sprudelnden Phrasen schonungslos den Stab gebrochen. Statt „sibi metatur locum will er sibi tribuit locum, statt arva sarriunt will er arva colunt &c. &c. &c. „Der lateinische Stil,“ sagt er, „ist ganz einfach. Man muß immer das allereinfachste Wort wählen.“ — Ist das wahr oder habe ich's mit einem Pedanten zu thun?

6. October.

Ich habe den Cicero zur Hand genommen und mit Rücksicht auf den Stil etwas darin gelesen. Ich erstaune! Das ist das Muster, der Canon der Latinität? Es ist in der That Alles sehr einfach, fast nachlässig — wenn ich's gegen meinen Tractat halte. Nun, so mag denn Grysar in Gottes Namen Recht behalten. Aber dies weiß ich doch, daß es für einen philologischen Candidaten immerhin ein Wagestück bliebe, die Simplicität zu seiner Hauptaufgabe zu machen, in Arbeiten, wo er glänzen will; denn wie leicht könnte da sein freiwilliges Sichentschlagen als Armut gelten.

7. October.

Cicero's „Lälius“, den ich der Form wegen zu lesen anfieng, hält nun mein Interesse gespannt durch den Inhalt. Mich entzückt die reine, hohe Moral, die darin athmet.

So weit das Tagebuch, dessen Bericht, was den ersten Besuch bei Grauert anbelangt, aus der Erinnerung ergänzt sein mag. Ich fand den kleinen, buckeligen aber würdevollen Mann umgeben von einigen seiner älteren Schüler, die, mit Einschluß des Meisters, auf den jugendlich schüchternen Neuling etwas von oben herab blickten. Grauert schien es seltsam zu finden, daß ich, aus den Hörsälen der Anatomie, der Chemie, des Sanscrit herkommend, nun auch Historiker sein wollte. Er erkundigte sich nach meinen historischen Studien; zuletzt fragte er mich, ob ich den Thukydides gelesen hätte, und als ich dies bejahte, fragte er, ob ich ihn in der Ursprache gelesen hätte. Dies mußte ich verneinen, und da meinte der gelehrte Herr achselzuckend, ohne Kenntnis des Thukydides in der Ursprache scheine ich ihm für die Uebungen der historischen Abtheilung des Seminars noch nicht sattsam vorgebildet; auch sei die Zahl der Mitglieder schon zu groß und, sozusagen, keine Stelle leer. Der Schäker! Ich bin überzeugt, daß kein einziger seiner damaligen Wiener Schüler den Thukydides, den schwierigsten aller griechischen Autoren, in der Ursprache gelesen hatte. Von ihm selber will ich glauben, daß er ihn gelesen hatte; denn es war sein Lieblingsschriftsteller, er hatte ihn immerfort aufgeschlagen

auf seinem Schreibtische liegen, und täglich las er, wie er sagte, einige Blätter daraus mit Andacht wie ein Brevier.

Später fand ich doch Aufnahme auch in die historische Abtheilung des Seminars, woran mir — des Stipendiums halber — viel gelegen war. Es waren tüchtige Kräfte in dieser Abtheilung damals vereinigt, zum Theil schon über die Jünglingsjahre hinaus: Zhisman, Karl Tomaschek, später als Germanist bekannt geworden, Ottokar Lorenz u. A. Bei den Vorträgen der Mitglieder, nach deren Beendigung der Vortragende sich gegen die Einwürfe der Zuhörer zu vertheidigen hatte, war Tomaschek der schneidigste, unermüdlichste Kämpe, und es schmeichelte mir nicht wenig, als er nach meinem Vortrag über Mahomed's Leben und Lehre auf meine Frage, warum er diesmal gegen seine Gepflogenheit gänzlich stumm geblieben, erwiderte, er habe diesmal in der That nichts einzuwenden gefunden.

Die griechischen Uebungen des Seminars leitete Hermann Bonitz, als Gelehrter berühmt, als Schulmann unübertrefflich, ein Mann von scharfem Verstande, ruhig-klarem, ernst-freundlichem, einnehmendem Wesen. Seine harmonisch-ausgeglichene Natur ließ nichts von Kathedereigenheiten oder Angewöhnungen irgend welcher Art bei ihm aufkommen, aber auch seine glänzenden Eigenschaften drängten sich nicht in eitler, ehrgeizig beflissener Weise vor. Seine Leitung des griechischen Seminars war musterhaft, und seine Bereitwilligkeit, den Mitgliedern desselben durch Darleihen von Büchern aus seiner Bibliothek förderlich zu sein, kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, als ich 1853 Wien verließ, ihm einen großen Wäschkorb voll entlehnter Bücher zurückgestellt zu haben. Er war mir gewogen, lobte meine Vorträge und meine Abhandlungen, machte aber doch immer den Eindruck auf mich, als ob er mir nicht recht traute, und als ob er mich für einen Menschen hielte, der eines Tages, statt sich als Philologe auszuzeichnen, eine Nordpolreise antreten oder ein perpetuum mobile erfinden oder einen Band Gedichte herausgeben könnte.

Grysar, der Latinist, als solcher geschätzt, aber gänzlich auf dies sein Fach beschränkt, kränkelnd, zeigte in Haltung und Miene einen etwas pedantischen Anstrich; aber was ihm von Pedanterie eigen war, wurde durch eine gewisse Gutmüthigkeit unschädlich gemacht.

Grauert, hochverehrt von seinen Schülern, entwickelte im Gegensatz zu seiner Zwerggestalt und seinem Höcker eine gewisse geistige Vornehmheit. Er litt an Asthma, einer Folge seiner körperlichen Mißbildung und erlag seinem Uebel leider allzubald.

Ein harmloses und kostenfreies Vergnügen war es mir in jener Zeit, die Vorträge der Akademie der Wissenschaften zu besuchen, wo es mich belustigte, die verschiedensten Sorten der Weisheit und des Wissens fließen zu sehen, wie die verschiedenen Weinsorten aus den Spundlöchern einer großen Kellerei. Mir sind aber nur zwei lebhaftere Erinnerungen aus dieser Gesellschaft hoch- und tiefgelehrter Herren geblieben: die des kleinen, aber rührigen und energischen Hammer-Purgstall, der im Stande war, einem vorlesenden Mitgliede in barschem Tone zuzurufen: „Bitte den Herrn Vortragenden, lauter zu lesen; man versteht ihn nicht!" und die desjenigen Mitgliedes, das einer solchen Mahnung immer am meisten bedürftig schien: des blassen, gichtbrüchigen, wenn ich nicht irre gar lahmen Sinologen Pfitzmayer, der Jahr aus Jahr ein über allerlei Chinesisches und Japanesisches Vorträge hielt, und der dieselbe Beschäftigung vielleicht heute noch fortsetzt. Denn obgleich er schon damals mehr todt als lebendig aussah, scheint er doch noch am Leben zu sein; ich

erinnere mich wenigstens, geraume Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 in einer Wiener Zeitung gelesen zu haben, der Sinologe Pfitzmayer habe neulich zu irgend Jemand von besagtem Kriege zu sprechen angefangen, von welchem er, wie er sagte, durch die letzten aus Peking eingetroffenen Blätter Kunde erhalten. Andere Zeitungen als chinesische liest er nämlich nicht — also wohl auch nicht den „Heimgarten".

Weniger leicht zugänglich als die Quellen der Wissenschaft waren mir die des Kunstgenusses. Das Theater konnte ich selten besuchen, hörte aber doch das eine und andere classische Stück im Burgtheater, und wohnte den ersten Aufführungen einiger Halm'scher und Mosenthal'scher Stücke bei; häufiger aber war es mir vergönnt, in der Vorstadt mich an Nestroy's und Kaiser's neuen Erzeugnissen zu erbauen.

Oeffentliche Concerte hörte ich ebenfalls nicht oft; aber zu Hause betrieb ich nach meiner Weise die selbsterlernte Claviermusik. Ein musikalisch gebildeter Beamter, Herr Theodor Wickerhauser, erbot sich freundlich, mich in wöchentlich einer oder zwei Stunden ein wenig zu drillen, was mir überflüssig schien, aber ich nahm die Einladung des wackeren Mannes an, nachdem ich entdeckt hatte, daß er den ganzen Jean Paul besaß, und hielt wirklich bei ihm aus, bis ich den ganzen Jean Paul von ihm ausgeliehen und durchgelesen hatte. Ich sang auch, so weit es meine Stimmmittel erlaubten, klimperte auf der Guitarre, quälte mich eine Zeitlang sogar mit einer eigensinnigen, pessimistisch verstimmten Geige, und ertheilte einem neben uns wohnenden hübschen Fräulein Gesangsunterricht. Ich spielte der Schülerin auf der Violine die Töne der Scala zum Nachsingen vor; da sie aber zu bemerken glaubte, daß ich noch falscher geigte als sie sang, so wurde sie stutzig und entzog mir ihr Vertrauen. Wurde ich doch auch einmal als Claviermeister für ein Fräulein aufgenommen! Nach einigen Monaten aber fand der Geliebte des Mädchens, ein Studiosus, der dasselbe „ausbilden ließ," und mir monatlich zwei Gulden zahlen wollte, die er in der Regel selber nicht besaß — fand, sage ich, daß ich „ihr nicht mehr genüge!" Wem verdankte aber das Mädchen diesen raschen, so bald den Meister selbst überholenden Erfolg, als eben m i r, meinem vortrefflichen Unterricht? —

Von ziemlich eigenthümlicher Art waren die Anregungen, die ich in meinen Studienjahren der bildenden Kunst verdankte. Betrachtungen über eine Stahlstichsammlung schließt das Tagebuch vom 1. Jänner 1849 mit den Worten: „Ich hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichten; aus schönen Naturen und Kunstwerken lerne ich die große K u n st z u s e i n." Ich las Winckelmann und blätterte im Montfaucon, „um durch Betrachtung der Abbildungen in letzterem meine Begriffe von Schönheit zu vervollkommnen." Ich nahm Aergernis am altdeutschen Saale der Gallerie des Belvedere. „Es ist eine verkrüppelte, armselige Menschheit," klagt das Tagebuch vom 15. März desselben Jahres. „Um wie viel herrlicher blühte die, von welcher die Antiken Zeugnis geben! Die Betrachtung dieser Gestalten trägt viel zum historischen Verständnisse des Mittelalters bei. Mögen kommende Historiker in den Bildwerken, die sich aus unserem Zeitalter erhalten, nicht unsere Schande lesen!" —

Von welchem Standpunkte aus ich die Anschauungen der Kunst und die des Lebens verknüpfte, mag aus folgendem Blatte deutlich werden.

18. November 1851.

Das Sonett „Aspasia" gedichtet.

— — — — — — —

Diese Anschauung hat in mir das Gefühl der Männlichkeit, tieferes Ver-

ständnis und reges Gefühl für das Schöne geweckt, ja meinen Sinn auf ewig dem Schönen zugewendet. Nun erst verstehe ich ganz die griechischen Skolien und die römischen Elegien — nun folgt mein Auge mit Sinn und hohem Interesse den Contouren, die Pinsel und Meisel formt — nun geh' ich gleichgiltig vorüber an der Mehrzahl weiblicher Gesichter — nun mißfällt mir viel mehr als früher an mir selbst! —

Die Erwägung dieser großartigen und wohlthätigen Einwirkungen auf mein Innerstes führt auf dem Wege besonnener Erfahrung mich zur festen Ueberzeugung von dem innigen Zusammenhange, in welchem das Schöne und seine Betrachtung mit unserer Veredlung und Entfaltung steht. Aus der Erfahrung schöpf' ich die Lehre, daß der Anblick des Schönen, selbst auf der materiellsten Stufe, fruchtreicher sein kann, als die beste Kirchenpredigt und als das Manuale des Epiktet, sammt der Tafel des Kebes!

Freilich wohl mag die Schule der Charis nicht für Jeden die beste sein. Gar Manchen schreckt die Ruthe der Moral mehr vom Bösen zurück, als ihn die Rose der Charis zum Guten lockt.

„Thu'n die Himmel sich auf und regnen,
so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und
Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, so verdampft
vom Steine die Wohlthat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest."

(Goethe.)

Und nicht bloß leer ausgehen vom Mahle der Schönheit dürfte so Mancher; Viele könnten sogar den Tod sich in Nektar trinken — zum Weibe erschlaffen, statt zum Manne zu reifen. Hat nicht schon Euripides in den „Bacchen" gezeigt, wie Dionysos den Einen als Gott, den Andern als „Dämon" ergreift? Sehen wir nicht am Schlusse des „Faust", wie die himmlischen Rosen, die sonst Alles vergöttlichen, den Teufel noch teuflischer machen? — Anakreon haucht die Geister des Wein's in feurig süßem Gesang, während der Alltagsmensch sich berauscht im Kothe wälzt. —

Ich weiß nicht mehr, auf welche „Erscheinung" diese Zeilen sich bezogen und wie die schon im Tagebuch selbst durch Gedankenstriche bezeichnete Lücke auszufüllen ist. Wahrscheinlich wurde der Herzenserguß durch die spanische Tänzerin Pepita de Oliva veranlaßt, die damals Europa bereiste und einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndsten Sinnlichkeit lag hier ein classisch-idealer Zug, der die echten „Bacchen" begeisterte, den „Böoziern" aber unverständlich und entbehrlich war, so daß sie an den unzähligen „falschen Pepitas", die hinter der echten überall hervortraten, sich ebenso oder noch mehr als an dieser ergötzten. Sennora Pepita de Oliva's Bildnis ist in der edelsten, vollsten Herrlichkeit ihrer Erscheinung seit mehr als drei Jahrzehnten stets über meinem Schreibtische gehangen und hängt noch heute da. Und was sie mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Mägdlein und ein Knab.

Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

"Alsdann in Gottes Namen, jetzt steige ich hinauf!" sagte der Martin.

„Steig zu!" gab ihm die Bethel zur Antwort.

Das war im Wald, unter einem großen Fichtenbaum. Der Martin war ein Bursche mit vierundzwanzig Jahren und nackten Knieen. Die gelbe Lederhose muß besonders angeführt werden, nicht minder auch der blaue Brustfleck, die gebleichten Hemdärmeln, die grünen Strümpfe, die rothen Wangen und die grauen Augen, um die ganze Farbenpracht dieses jungen stämmigen Kerls zu ermessen. Nur muß man sich vorstellen, daß die Farben, mit Ausnahme der frischen Wangen, arg verschossen waren, und der ganze Bursch war verschossen in die Bethel, oder in die Andere.

Die Bethel schildere ich nicht, haben kann sie einstweilen doch nur Einer, wozu denn allen Anderen die Zähne wässerig machen nach der kleinen, munteren, thaufrischen Dirn. Neben der Bethel stand aber noch eine Zweite, die hieß Anna-Mirl und war viel stattlicher und fein rundlich ausgewachsen, aber sonst ein wenig ernsthaft, so daß man sich denken könnte: sie dürfte schwerer zu kriegen sein als die Andere, hingegen nachher aber umso leichter zu behalten.

Das waren drei Dienstleute des Kalchleithofes, sie aßen aus Einer Schüssel, schliefen unter Einem Dach und standen nun unter Einem Baum.

Als dann der Martin — die scharfzackigen Steigeisen an die Beine geschnallt, das blinkende Beil rückwärts in den Gurt gesteckt — sich anschickte, auf den Baum zu steigen, sagte die Anna-Mirl zu ihm: „Da muß ich Dir doch voreh ein Kreuz machen über's Gesicht."

„Kann nit schaden," antwortete der Martin, „aber mit einem Bussel festnageln wirst mir's müssen, sonst hält's nit."

„Jeßl und Josef!" rief die kleine Bethel, „jetzt hab' ich heilig gemeint, es fahrt der Bauer schon daher mit dem Leiterwagen." Damit zerstörte sie sehr klug das Festnageln des Kreuzes.

Der Bursche kletterte flink den glatten Baumstamm empor, diesen mit den Armen umfangend und fest mit den Steigeisenzacken einsetzend.

Die Anna-Mirl seufzte. — Ach, wenn er mich so halsen möchte wie das dumme Holz da! — So könnten es boshafte Leute auslegen, es war jedoch gar kein Seufzen, es war nur so ein Luftschnappen, wozu ist denn die Luft, wenn man sie nicht schnappen will! — Endlich war er oben im dichten Astwerk, der Martin, da fuhr er mit der einen Hand nach dem Beil und begann Aeste herabzuhacken.

Der Kalchleithofer pflegt seinen Rindern in ihren Ställen allwöchentlich einen Fußteppich aus grünem Reisig zu legen, den er dann alljährlich ein paarmal als fürtrefflichen Dünger wieder herauszieht. Ein solcher Teppich sollte auch aus den Aesten werden, die der Martin nun von der Fichte schlug, daß sie rauschend niederfielen. Und die zwei jungen Mägde waren vorhanden, um die herabgefallenen Aeste in Büschel zusammenzulegen. Da hätte man's just einmal sehen sollen, wie jede nach dem längsten

trachtete, Eine der Andern die buschigsten Zweige aus der Hand riß, um selbige auf ihr eigenes Büschel zu legen.

„Geh, was brauchst denn Du den Wachel!“ sagte die Bethel und wollte der Anna-Mirl einen herabgeflogenen buschigen Ast aus der Hand winden.

„Oho!“ sagte die Anna-Mirl, „der ist auf meinen Kopf herabgefallen, der gehört mein.“

„Derschlagen hätt' er Dich sollen,“ knirschte die Bethel.

Sie rangen um den Ast.

„Laßt nit aus?“ fragte die Bethel.

„Kannst mir die Händ' abbrechen, sonst kriegst ihn nit!“ antwortete die Anna-Mirl.

Da biß sie die Andere in den Finger. Mit wutherglühten Gesichtern fuhren sie aufeinander los, und ohne einen Laut von sich zu geben, zerzausten sie sich gegenseitig das Gewand und die Haare.

Der Martin hoch auf dem Baum schaukelte sich mit dem Wipfel hin und her, jodelte Eins und hatte keine Ahnung, daß unten die zwei Weibsbilder um seine Aeste auf Leben und Tod rangen. Das hätte ihn toll freuen müssen, denn es gieng ihnen nicht nach den Aesten, sondern nach dem, der sie herabwarf. Als die Bethel der Andern den Ast aber entwunden hatte, als sie ihn mit dem Schrei: „Da gehört er Dir hinauf!“ der Anna-Mirl über den Rücken hieb, nahm es der Bursche oben wahr, was in der Tiefe seinetwegen vorgieng. Er hub an zu lachen. Dann that er einen Pfiff und rief herab: „Dirndln! welche will herauf zu mir? Da heroben ist ein Vogelnest!“ Und er zwitscherte, daß es zu hören war, als ob ein lebenslustiges Vöglein das andere lockte.

Wer weiß, was geschehen, wenn jetzt nicht vom Hof her die alte Traudel gekommen wäre. Auf deren Haupt war kein grüner Ast herabgefallen, mit ihr hatte keine Nebenbuhlerin gerauft, und doch war ihr graues Haargefilze so arg zerzaust wie das der beiden Anderen. Ihr Gesicht bestand aus zwei scharfen Spitzen: der Nase und dem Kinn. Die dritte und schärfste Spitze sah man nicht, die hörte man nur, es war die Zunge.

„Lottervolk, vertracktes!“ zeterte die Traudel, als sie gegen unsere Reisigarbeiter herankam, „zwei Aestklauberinnen bei einem Schneidler! das ist mir eine saubere Wirtschaft! Euch soll man mit Schusterpech einbalsamieren, daß Ihr nit stinkend werdt's vor lauter Faulheit! Zwei Klauberinnen bei einem Schneidler! Einander Flöh' ausklauben oder noch was Schöneres, ja! Sonst wüßt' ich nit, was Ihr so viel zu klauben hättet unter Einem Baum. — Anna-Mirl! geh her, ich brauch' Dich im Dörrofen zum Holzlegen!“

„Soll die Bethel gehen!“ sagte die Anna-Mirl, „die hat leichter Platz im Ofen, die ist kleiner wie ich.“

„Na na, soll nur die Große gehen,“ wehrte sich die Bethel, „der schadet's gar nit im Ofen, wann ihr die Fetten ein bissel herausgebraten wird.“

„Sei Du die Gescheitere, Anna-Mirl, und geh mit,“ sagte die Alte, denn sie hielt es mit der Größeren. Und diese wußte auch, daß die Traudel, als die Schwester des Bauers, ein großes Wort hatte; sie muß also den grünen Wald verlassen und in den finsteren Flachsdörrofen kriechen, um darin die Scheiter aufzuschichten, die ihr die Alte hineinschiebt. Es war ein schlimmer Nachtheil!

„Traudel,“ sagte die Anna-Mirl unterwegs und ordnete während des Gehens zur Noth ihren Anzug, „Traudel, heut' thätest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du die Bethel lieber hättest als mich. Der Ofenstaub thut mir für die Augen so viel schlecht.“

„Mach' keine Flausen!“ entgegnete die Alte, „wenn Dir nur der Martin die Scheiter hineinstecken wollt', nachher thätest Du Dir den Ofenstaub

gern gefallen lassen. Das kennen wir! — Aber schau, Dirn!“ Sie nahm die Hand der Anna-Mirl zwischen ihre eigenen Runzelpfoten und streichelte sie, „schau, Dirn, ich bin Dir den Martin willig. Wirst es bald sehen, daß Du keine bessere Gutmeinerin hast als wie mich. Wenn Du nit jetzt mit mir zum Ofen gehst, wohl aber die Bethel, und Du thust beim Martin Aest' klauben und weißt von nichts, so kannst heut einen guten Tag haben —“

„Wie er pfeifen thut!“ rief die Anna-Mirl aus und blieb horchend stehen, man hörte so schön sein Zwitschern vom Baumwipfel her.

„— kannst heut' einen guten Tag haben,“ fuhr die Alte fort, „und in drei Wochen liegst maustodt auf dem Schragen.“

„Wie so?“ fuhr die Anna-Mirl auf.

„Ja ja, immer einmal wissen alte Leut' auch was, meine liebe Dirn! Und immer einmal ist das Dörrofenloch auch was wert, mein Schatz! Da sind wir schon. Krauch' hinein.“

Der Dörrofen, von außen eher einem Steinhaufen gleichsehend, denn einem Baue, steht im Freien unter Obstbäumen. Hinterwärts steht ihm ein windschiefgewordener Holzschoppen angefügt, in welchem der Flachs vor dem „Brecheln“ an der heißen Wand getrocknet zu werden pflegt. Die Anna-Mirl kroch in das finstere Ofenloch und die Traudel steckte Scheiter hinein, die sie drinnen über kreuz und quer aufbaute bis empor zur Wölbung. Durch diesen Holzstoß war sie selbst so sehr eingeengt worden, daß sie sich kaum umzuwenden vermochte, als es wieder zum Herauskriechen war. Sie blieb noch ein wenig im Loch hocken und sagte: „Jetzt, Traudel, wann Du was weißt, so gib's von Dir!“

Die Alte kauerte sich neben an die rußige Mauer hin, langte mit der Hand in den Ofen und rüttelte die Anna-Mirl beim aufgestülpten Knie, als wollte sie sagen: Erwache aus Deiner Unwissenheit, wehre Dich Deines Lebens!

„Weißt denn gar nichts davon,“ fragte sie die Dirn im Ofenloch, „daß am vorigen Sonntag die Bethel beim Pfarrer ist gewest?“

„Beim Pfarrer?“ fragte die Anna-Mirl, „versprechen? Mit dem Martin versprechen?“

„Versprechen, das nit. Der Martin wird nit wollen mit ihr, so lang' Du lebst. Drei Messen hat sie gezahlt.“

„Für den Martin?“

„Tropf. Für Dich hat die Bethel drei Messen gezahlt. Sterbmessen! Todtbeten will sie Dich lassen.“

„Jesus Maria und Josef!“ rief die Anna-Mirl und sprang aus dem Ofenloch; so rußig sie war im Gesicht, daß sie todtenblaß wurde, als wollten die Messen jetzt schon wirken, das war doch zu erkennen.

Sterbemessen! Sie wußte wohl, was das heißen sollte, man spricht ja weitum davon, und wir glauben gar nicht, was Die alles glauben, die für's Glauben einmal eingerichtet sind.

„Du bist aber schlecht,“ sagte nun die Anna-Mirl, während sie sich mit der Schürze den Schweiß trocknete, „daß Du mich mit einem Spaß so erschrecken kannst.“

„So!“ begehrte die Alte auf, „so! Ein Spaß, sagst! Mit heiligen Sachen einen Spaß treiben! Du vielleicht! Ich nit. — Rait nach. Der Stiegelbauer, vor zwei Jahren, ist auch so gestorben. Weil sein Weib kein Gift kriegen hat können, so hat sie drei Sterbmessen für ihn lesen lassen. Die alte Kreuzhäuslerin ist von ihrem Schwiegersohn todtgebetet worden. Wie sie den Holzmeister-Rodel im Wald todt gefunden und der Bader keine Todesursach' hat aufweisen können, haben Alle gesagt, daß sein Bruder für ihn drei Sterbmessen lesen hat lassen. Und ist nit anders. Mein Vetter Tomel, meinem Aehndl ein Bruder, soll auch an Sterbmessen ge-

storben sein. — Wann das bei Dir ein Spaß ist! Wirst es ja wohl sehen."

„Um Gotteswillen!" rief die Magd und preßte die gerungenen Hände an den Busen, als wollte sie um denselben einen Reifen legen, daß er vor Herzweh nicht zerspringe. „Und kann ein Pfarrer so was angehen lassen?" fragte sie.

„Nicht Jeder kann's," belehrte die Traudel, „Der Eine kann's und will nicht. Unserer kann's und will."

„Aber das ist doch!" seufzte die Magd auf. „Ja, sein kann's eh, daß es möglich ist. Mit einer heiligen Mess' kann man Alles machen, das laßt sich leicht denken. Die Kraft, die d'rin steckt in so einer Mess'! Laßt sich denken. Und wer — wer hat's denn gesehen, daß sie die Sterbmessen gezahlt hat?"

„Ich selber, mein Mensch!" betheuerte die Alte, „zu allem Glück fällt's mir in der Kirche ein: gehst heut' zum Herrn Pfarrer wegen der Seelenbruderschaft anfragen, weil jetzt eine neue herauskommen soll, mit dem dreifachen Ablaß. Wie ich die Thür aufmach', steht die Bethel beim Pfarrer, gibt ihm einen Silberthaler in die Hand und ich hör' noch die Red' von den drei Sterbmessen. Küß' die Hand, Hochwürden, sag' ich, was thust denn Du da, Bethel? Ist sie darauf roth worden, wie ein gesottener Krebs."

„Ich glaub's gern, daß sie roth ist worden, bei so was! Aber daß Du mir's nit früher gesagt hast!"

„Ich hätt' Dir's gleich erzählt, er wird aber die Messen ohnehin vor drei Wochen nit lesen können, weil jetzt die Pfarrämter sind."

„Jetzt, was thu' ich?" hauchte die Anna-Mirl rathlos.

„Anna-Mirl," sagte die Alte und packte sie fest am Arm. „Jetzt los' auf. Du gehst heut' oder morgen zum Pfarrer und zahlst drei Sterbemessen für die Bethel."

„Nachher sterben wir allzwei!" meinte die Magd.

„Thät' Dir leid um die Andere?"

„Ja, Schnecken, wenn sie mag! Um mich thät' mir's leid."

„Dirn, Du verstehst nichts. Die Messenzahlerin muß dabei sein bei der Mess', wann sie kräftig sein soll und den Feind todtbeten. Deswegen nur recht bitten, den Herrn Pfarrer, daß er die Messen, die Du zahlst, früher liest, als die andern. Du betest fleißig, die Bethel stirbt, kann bei den Messen, die Dich umbringen sollen, nit mehr dabei sein und der Martin gehört Dein."

Die Anna-Mirl that einen tiefen Athemzug und sagte: „Ich zittere an allen Gliedern."

„Das glaub' ich," versetzte die Alte, „geh' nur zum Pfarrer, und daß er die Deinigen zuerst liest. Fein zuerst! Und wann er Ausreden hat: Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst, so sag' einen schönen Handkuß von der Kalchleithofer-Traudel und geh' nit früher fort, als bis er dir's verspricht. Sei gescheit!"

Die Anna-Mirl war gescheit, wir wollen sehen, wie sie das angestellt hat.

An dem Abende desselben Tages stand sie allein und sinnend vor dem Dörrofen, an welchem sie heute die wunderlichen Sachen gehört hatte. Sie hätte der Traudel doch recht danken sollen, die gute Haut rettet ihr ja das Leben. Nun hielt die Magd einen brennenden Zündspan in der Hand, um damit im Ofen den Scheiterstoß in Brand zu stecken. Da sie aber vor lauter Nachdenken nicht dazu kam, so blies ihr der Wind die Flamme aus.

Trottete der Martin vom Walde daher und erfüllte die Luft mit frischem Harzgeruch, der von ihm ausgieng. — Ob sie Feuer haben wolle? war seine Frage an die Magd. Ja, das sei ihr recht.

„Gib her!" sagte er, nahm ihr den Span aus der Hand und steckte ihn bald brennend in den Ofen.

Alsbald stand der Holzstoß in heller Lohe über und über. Wenn der Martin einmal anzündet! Die Anna-Mirl glaubt es!

Als die Magd später in's Haus trat, stand in der Thür die Bethel. Sie blickten einander trotzig und mitleidig an und giengen ihres Weges. Der Martin trottete, die Hände in den Hosentaschen, noch etliche Male um den Hof herum, jodelte einen Almer in das abendlich dämmernde Thal hinaus und gieng schlafen. Es war ihm wachend nicht eingefallen, daß und in welcher Weise die beiden Mägde tödtlich um ihn rangen, und es fiel ihm im Traume nicht ein.

Am nächsten Morgen — es war der Tag des heiligen Leonhard — bat sich die Anna-Mirl aus, daß sie in die Kirche gehen dürfe, es habe ihr Vater selig Leonhard geheißen und dessen wollte sie gedenken.

Nach dem kurzen Gottesdienst klopfte sie an die Pfarrhofthür. Drei silberne Zwanziger aus Kaiser Franzens Zeit hielt sie schon lange in der Hand, daß sie warm und feucht waren — thatsächlich Sündengeld, an dem der Schweiß des Volkes klebte. Dann theilte sie vertrauensselig dem Pfarrer ihr Anliegen mit: Drei Sterbemessen will sie zahlen für die Bethel Mooshuberin, und todtbeten!

Das verstehe er nicht, meinte der Pfarrer, das nehme er nicht an.

Aber von der Bethel habe er es doch angenommen! hielt sie ihm vor. Sie bitte um tausend Gotteswillen und daß er sie halt wohl gewiß früher lesen wolle, die Messen, als der Bethel ihre und sie habe einen schönen Handkuß auszurichten von der Kalchleithofer Traudel.

Lange konnte der Pfarrer nicht klug werden aus den Darlegungen der Magd, als er endlich aber doch ahnte, um was es sich hier handle, als er sich es erklären ließ, was die Magd meine, trat er langsam hin vor die Anna-Mirl, blickte sie eine Weile an und fragte: „Wie heißest Du?“

„Küß die Hand, Anna Maria Sandlerin.“

„Anna Maria, ich will Dir was sagen,“ sprach der Pfarrer, „Wenn es wäre, daß Du jetzt todt vor mir niederfielest, ich könnte Dich nicht christlich begraben. Ich müßte Dich hinter der Mauer einscharren lassen, wo die Heiden und Ungläubigen liegen und die unbußfertigen Mörder. Und die schwärzesten Teufel müßten kommen und Deine arme Seele in die unterste Hölle hinabschleifen. Du bist ein recht sauberes Dirndel und wird der Kalchleithofer gewiß auch mit Deiner Bravheit zufrieden sein. Trotzdem muß ich Dir sagen, Du bist die größte und gottloseste Heidin, die man sich vorstellen kann. Der heiligen Messe zuzumuthen, daß sie wie meuchlerisches Gift Menschen tödte! Einem Priester zuzumuthen, daß er sich als Henker dingen lasse! Du bist sicherlich ein gutherziges Dirndel und hast nicht weiter gedacht, als Dich von der Feindin zu befreien, gewiß ist Eifersucht im Spiele; aber wie — wenn Dein Verlangen erfüllt werden könnte — das Dirndel starr und kalt daliegen würde auf dem Bahrbrett, und das böse Gewissen Dich verfolgen müßte Tag und Nacht, Dein Leben lang, und Dir zurufen: Du hast sie erschlagen! Das Gericht Gottes kommt! — Das hast Du nicht bedacht. — Vor einer Viertelstunde ist da draußen ein Gendarm vorübergegangen, um einen Holzdieb einzufangen. Ich möchte ihn am liebsten zurückrufen und ihm sagen: Lass' den Holzdieb bis morgen laufen; oder einen Brandstifter, einen Todtschläger hat er einzuliefern, lass' sie bis morgen laufen. Heute nimm Die mit, D i e da, sie ist eine vorsätzliche Mörderin. — Ja, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, da die Anna-Mirl wie versteinert und gebannt vor ihm stand, „ja, die Bethel Mooshuberin ist am vorigen

Sonntag bei mir gewesen und hat drei Sterbemessen gezahlt für die Seele ihrer verstorbenen Mutter. . . ."

Jetzt verhüllte die Magd mit der Schürze ihr Gesicht und taumelte der Thür zu. Der Pfarrer hielt sie zurück. „Anna Maria," sagte er in liebreichem Tone. „Möge Dich der allmächtige Gott erleuchten, daß Du den unerhörten Aberglauben, der Dich besessen hat, in seiner ganzen Thorheit erkennst! Möge Gottes Liebe die Rachgier Deines jungen Herzens lösen! Was hat sie Dir denn gethan, die Bethel, daß Du ihr an's Leben willst?"

Nun fiel die Magd vor dem Pfarrer auf die Knie und unter Händeringen und krampfhaftem Schluchzen, daß ihre Worte kaum zu verstehen waren, rief sie: „Nichts, nichts hat sie mir gethan, den Martin hat sie gern, ich bin seiner nicht wert, sie ist tausendmal besser wie ich, sie soll ihn haben. Ich bin verblendet gewesen, die alte Traudel hat mir Alles so gesagt. Ich bitt' um Verzeihung!"

„Geh' heim!" sagte der Pfarrer, „schicke mir aber die alte Traudel her, mit der will ich anders reden!"

Unterwegs nach Hause kam die Anna-Mirl an dem mittlerweile aufgeschichteten Stoß des Reisigs vorbei, das der Martin gestern vom Baum geschlagen hatte. Der hohe Fichtenbaum stand völlig entästet starr in die Luft, nur der grüne Wipfel war noch oben; den hatte der liebe Kerl gewiß des Vogelnestes wegen geschont. Hinter dem Reisigstoß war ein Flüstern. Die Anna-Mirl duckte sich nieder und hatte bald weg, wer dahinter war. Endlich verstand sie sogar etwas.

„. . . und mußt mir versprechen, daß Du keine Andere gern hast!" flüsterte eine weibliche Stimme.

„So," sagte eine männliche.

„Gar keine! Auf der ganzen Welt keine! Dein Lebtag keine!"

„Das kann ich Dir nit versprechen!"

„Versprich mir's, Martin! Wie vor dem Altar!"

„Der Graßhaufen (Reisigstoß) ist ja kein Altar, und heiraten will ich noch nit. Will noch ein Eichtl frei bleiben und mir die Zeit vertreiben, mit wem's mich g'freut."

„Du bist schon der Wahre! Heut' g'freut Dich die Zeit mit mir, morgen mit der Anna-Mirl!"

„Kann eh sein."

„Du bist ein spottschlechter Bub!"

„Wann ich Dir nit gefall' — kaprizier' Dich nit."

„Martin! Schlechter Bub! Herzensbub! Ich laß' Dich nit. Mein tausendlieber Schatz!"

„Oh, oh! Druck' mich nit gar so fest!"

„So fest will ich Dich drucken, daß ich Dir alle Lieb' ausdruck' in meinem Arm! Daß Du zu einer Andern keine mehr hast. . . ."

Der armen Anna-Mirl vergieng schier Hören und Sehen. —

Erst am späten Nachmittag kam sie heim. Der Bauer verwies ihr scharf das lange Ausbleiben. Ueber das Gedenken an den Vater Leonhard dürfe ein braves Dienstbot' auch des Flachses nicht vergessen im Dörrofen.

„Mein Bauer," sagte die Magd, „ich sehe es wohl, ich bin nichts mehr nutz. Schick' mich fort. Ich mag nicht mehr bleiben in Deinem Haus, mich gefreut nichts mehr, ich such' mir einen andern Platz."

„Ei ei, was Du für Mucken hast!" rief der Kalchleithofer, „geh' jetzt zum Flachs."

Im Holzschoppen war auch schon der Martin beschäftigt, den getrockneten Flachs, der in Büschel übereinandergeschichtet lag, zu wenden. Nachdem die Beiden eine Weile stumm nebeneinander gearbeitet hatten, sagte der Bursche: „Ich möcht' nur Eins wissen." Weil sie darauf keine Antwort gab, so setzte er bei: „Ich möcht'

nur wissen, warum Du heut' wieder so stolz bist auf mich."

„Ich werde sein können wie ich will, was geht denn das Dich an!"

Nach dieser herben Antwort war er ganz still und wendete eifrig die Flachsbüschel um. Plötzlich ließ er ab, stellte sich vor die Magd hin und sagte: „Jetzt, das ist mir zu dumm! Entweder oder. Hast mich gern oder nit?"

„Kann Dir Alles eins sein. Geh' Du zu einer Andern."

„Das thu' ich auch, wann Du mich nit magst. Mit Dir hätt' ich's aufrichtig gemeint, Andere fopp' ich."

Jetzt wußte die Magd wie sie daran war. Er hatte sie lieb, in Ernst und heilig lieb. Und wo eine solche Liebe vorhanden ist, da wird keine Nebenbuhlerschaft gefährlich, da thun keine »Sterbmessen« noth, selbst wenn es ihrer gäbe.

Sie gab dem Burschen die Hand hin und sagte: „Martin, ohne Deiner hätt' ich nit leben mögen. Nur Dein Treusein. . ."

„Anna Maria, ich verspreche Dir's!"

In diesem Augenblick kreischte hinter den Brettern eine Stimme: „Schau! schau! Der Grashausen ist kein Altar, aber der Dörrofen ist einer!"

Die Gaißerburg.

Eine Rittergeschichte aus der Vorzeit von Hans Malser.

Der Fremde, welcher das Scholingthal durchwandert, wird schon am Eingange des Thales weit im Hintergrunde desselben eine wüste, felsige Bergmasse erblicken, von der er sein Auge nicht so leicht mehr zu wenden vermag. Dieselbe steht gar so trotzig da, alle übrigen Berge in der Runde — und die lassen sich an Massigkeit und Höhe doch auch nicht spotten — weit überragend. Man nennt ihn den Kolber. Er steht, von der Ferne gesehen, wie ein blauendes Dreieck da, dessen obere Spitze scharf abgebrochen ist. Ihm näher kommend, treten Einzelheiten hervor, Felsgruppen, die an und für sich schon ein kleines Gebirge bilden, tiefe Runsen, die wie Sprünge oder Fältlein aussehen und in denen doch ganze Dörfer stehen könnten, wenn sie am Hange klebend gedacht werden. Dort und da gehen fast vom Scheitel bis tief an die Vorberge weiße Streifen, seien es nun Sandriesen oder Schneemulden oder Wasserfälle, deren es, besonders im Frühjahre, wenn auf den Hochrücken und Mulden der Schnee schmilzt, viele gibt.

Und wenn man dem Kolber endlich so nahe ist, daß die dreieckige Form des Berges in die Zerrissenheit der Vorwände übergeht, kann man hoch oben am schwindelnden Hang eine bräunliche, zinnenartige Steingruppe sehen, die man für eine Burgruine halten möchte, wenn es in der Menschenmöglichkeit läge, an solcher Stelle ein Schloß zu bauen.

Ja, es liegt in der Menschenmöglichkeit, und die Steingruppe dort oben, wo schon die Vegetation erstirbt, ist in der That eine Schloßruine. Die Gaißerburg nennen sie die die Leute und Manche sagen, das

müsse doch ein muthiges Rittergeschlecht gewesen sein, welches an solch' unerhörtem Platz sein Schloß gebaut. Ich wäre der Meinung, es sei vielmehr ein feiges Geschlecht gewesen, welches sich vor den Feinden verkrochen hatte da hinauf in den Geierhorst. Es gehört wahrlich keine besondere Tapferkeit dazu, eine solche Burg zu beschützen, welche die Natur selbst befestigt hat.

Die Sage erzählt, daß bald nach dem letzten Kreuzzug Herren in das Alpenthal gekommen seien, sich Land und Leute theils erworben, theils eigenmächtig angeeignet hätten und dann im Gewände des Kolber den gewaltigen Frohnbau aufführen ließen, um in demselben die ungeheueren Schätze zu verwahren, die sie mitgebracht. Die Herren waren unter dem Namen „Die Hohen Ritter“ bekannt, erstens wohl der hohen Lage ihrer Burg wegen, dann auch, weil sie eine hohe, reckenhafte Körpergestalt hatten, und endlich, weil sie hohen Sinnes waren. Ihren Handlungen und Gebaren nach zu schließen, hielten sich die Hohen Ritter den anderen Geschlechtern des Landes weit überlegen an Macht und Adel, und sie hegten nur Brüderlichkeit mit Fürsten fremder Länder. Das leibeigene Volk im Thale war ihnen selbstverständlich nichts als eine Herde von Nutzthieren — Ochsen, die ihnen das Feld furchten, Esel, die ihnen die Lebensmittel zur Burg emporschleppten, Bienen, die ihnen allerlei Früchte sammelten und gelegentlich auch verwendet wurden zur blutigen Vertheidigung dessen, was sie mit nimmerrastendem Fleiß erworben hatten und was doch nicht ihnen gehörte. Denn an Feinden hatten die hochmüthigen Ritter keinen Mangel und es waren deren manche, die sich von der scheinbaren Unzugänglichkeit der Kolberburg nicht abschrecken ließen. Die Burg schien, von unten aus gesehen, enge an die hinter ihr aufragende Felswand gebaut zu sein; indes war aber zwischen dem Gebäude und der Wand eine tiefe Schlucht, in welcher ein Wasserfall donnerte. Da soll es öfter als einmal geschehen sein, daß die Burg in Gefahr war, von kühnen Stürmern eingenommen zu werden, denn die Besatzung war abgerichtet wohl für das Versteckenspielen, aber nicht für den offenen Kampf. Und da hätten sich die Hohen Ritter ein paar Mal den Spaß gemacht und auf die den steilen Graben heraufstürmenden Feinde den Wasserfall hinabgeleitet, daß Alle wie Kehricht zugrunde geschwemmt wurden.

Als der Schwedenkrieg kam und es überall friedlos war auf der Welt, zog auch der Herr der Kolberburg aus mit einem ansehnlichen Fähnlein. Ob er es gethan hatte, um den römischen Kaiser zu vertheidigen oder den Glauben zu schützen oder sich neue Schätze und Macht zu erobern, darüber ist die Frage bis heute offen gelassen. Der Hohe Ritter kam nicht mehr zurück an die Hänge des Kolber; sein Fähnlein hatte sich verflüchtigt in den böhmischen Wäldern und er selbst fiel bei der Schlacht auf dem Weißen Berge.

Nun hatte der Mann aber keinen Bruder hinterlassen, auch keine Frau und keinen Sohn, wohl aber eine Tochter. Diese Tochter war um solche Zeit achtzehn Jahre alt; sie war auf den Namen Isanthe getauft worden, der Name gefiel ihr aber nicht recht. Sie nannte sich Sirene, der Name gefiel ihr besser. Sirene war der Obhut des Burgkaplans und eines alten Oheims anvertraut, welch letzterer sein Leben dem Studium der Hofsitten geweiht hatte und sohin für den Erzieher eines solchen Ritterfräuleins höchst geeignet war. Aber dieser alte Oheim war schwachsinnig geworden. Als die Nachricht von dem Tode des Herrn eingetroffen war, ließ der Oheim den alten Schäfer Gutram holen, von dem die Sage gieng, daß er Lebenselixiere zustande bringen könne.

„Ist es wahr," fragte er diesen mit vornehm lallender Stimme, „könnt Ihr Leute — mannbare Leute wieder jung machen? ganz jung?"

„Das ist ja keine Kunst," antwortete der alte Gutram klüglich.

„Warum machet Ihr Euch denn selber nicht jung?" fragte der Ritter-Oheim und zwinkerte mit den blöden Augen.

„Wer sagt Euch denn, daß ich mich nicht jung mache?" versetzte der Gutram. „So oft ich will!"

„Ich verstehe," schmunzelte der Ritter-Oheim. „Seht, Alter, ich bin in den besten Jahren — fast noch in den besten. Es ist Uebermuth, daß ich noch jünger sein will. Ein Jüngling mit fünfundzwanzig —"

„Könnt' sie haben."

„Ja, schier ein Kind zu sein, gelüstet's mich bisweilen."

— Hat nicht weit mehr dazu, dachte sich der Schäfer, Zähne, Haare und Verstand fehlen ihm bereits. Hierauf hub er an, mit dem Ritter-Oheim ein ergötzlich Spiel zu treiben und trug manch güldenes Münzlein herab auf seine Weidematten.

Sirene war ein munteres, überaus putziges Fräulein. Ihr Gemach war angefüllt mit Schmuck, Spitzen, Bändern und allerhand niedlichen Dingen, die mehr Spielzeug als Gebrauchsgegenstände sind. Selten trat sie hinaus in die freie Luft, den ganzen Tag ergötzte sie sich, indem sie schwere Seide und prangenden Schmuck an ihren geschmeidigen Leib hieng, mit sich selbst plauderte, wobei sie recht viele fremde Worte und höfische Ausdrücke gebrauchte und sich wie eine Prinzessin geberdete. Der Burgcaplan kümmerte sich nicht viel um das Fräulein, sondern oblag in seiner Stube dem Lieblingsstudium lateinischer, scholastischer Schriften. Er spürte der Wahrheit nach und war auf dem besten Wege, sicherzustellen, wie es dann mit der Menschheit stünde, wenn die Stammutter Eva nicht in einen Apfel, sondern in einen Pfirsich gebissen hätte.

Um so fleißiger war der Ritter-Oheim bei dem Fräulein. Sirene hatte ein weißes, sehr feines Pulverchen, mit dem sie ihre rothen Wangen zu bestäuben pflegte; mit diesem Pulver bestäubte der Oheim auch bisweilen die seinen, bis ihm das Fräulein einmal rieth, nicht so sehr die Backen, sondern vielmehr die Nase mit einem zarteren Teint versehen zu wollen.

Fräulein Sirene hatte nämlich viele natürliche Schalkhaftigkeit, die sie freilich gern in Esprit umzusetzen liebte, außerdem — da es doch schon einmal gesagt werden muß — war Sirene sehr schön, daß nicht einmal der lächerliche Aufputz die liebliche Gestalt ganz zu unterdrücken vermochte.

Nun lebte in demselben Thale und auf denselben Matten, die auch der alte Schäfer Gutram bewohnte, ein junger Mann, Namens Walther. Er war vor einiger Zeit in die Gegend gekommen und hatte nach Arbeit umgefragt.

Was er könne? Er könne nichts als lesen, schreiben und Gott den Herrn anbeten, aber er werde Alles lernen, was man verlange, daß er thue.

Wer er wäre? Er wäre nichts als der Sohn eines Stadtschreibers, dessen Vater sich in fünfzigjähriger Amtstreue ein Haus erworben. Aber das Haus seines Vaters habe der Feind zerstört, sein Vater sei aus Gram gestorben, er selber sei dann in ein Kloster gebracht worden, wo er als Novize etliche Jahre schöne Kunst betrieben. Dann seien die Schweden gekommen, hätten das Kloster niedergebrannt und die Mönche verjagt. Er habe sich nicht wollen fangen lassen, sondern sei lieber im Gebirge der niedrigste Knecht, als mit den räuberischen Schweden zu gehen. Er wolle überhaupt vom Kriegshandwerk nichts wissen, viel lieber singe er im grünen Walde Lieder. Aber das wisse er wohl, zum Singen würden ihn die

Bauersleute nicht aufnehmen, und den Schloßherrschaften wäre heutzutage die Lust zum Gesang vergangen, so bitte er nur um Arbeit, um sich sein Stücklein Brot erwerben zu können.

Da beriethen sich die Leute untereinander, denn so einen hübschen und manierlichen Burschen läßt man nicht gerne ziehen. Endlich that sich einer der Dorfältesten hervor und sagte: „Seitdem den schwarzen Luschel der Teufel geholt hat, haben wir keinen Gaißhirten. Gunnen sich die hohen Herrschaften auch ihre Passionen, die Einen treiben Jagd, die Anderen Krieg, weswegen sollen wir gemeinen Leut' nicht einmal einen gestudierten Gaißhirten haben! Wenn er will?"

Der junge Mann wollte. So konnte er ja doch im grünen Wald sein und in seinem Frieden sich des Lebens freuen und Gott verehren. Es wollte ihm besser gefallen, als mit jungem Blute eingesargt zu sein in den Klostermauern.

„Vielleicht holt Dich bei uns auch der Teufel," schrie einer der Bauern dem Walther in's Gesicht.

„Wie so?" fragte Walther.

„Weil Du etwan auch die Kunst weißt wie der schwarze Luschel und die Böcke melkest bei den Hörnern! Dem Luschel hat ein Gaißbock über die Sullwand hinabgestoßen, daß kein Knochen ist ganz geblieben an seinem Leib. Hüte Dich!"

„Ich hüte mich und die Gaißen," sagte Walther, da war der Handel geschlossen.

In einer Strohscheune des Gemeindestadels heimten sie ihn ein, dort hatte auch der schwarze Luschel gewohnt. Und an jedem Morgen versammelte er die Gaißen der drei zusammengehörigen Dörfer und führte sie hinaus auf die Heiden des Thales, auf die Hänge und Matten der Berge. Ein Stück Gerstenbrot und ein Topf Milch war seine Nahrung, im Uebrigen lebte er von dem Manna, das vom Himmel fiel, nämlich von den wilden Früchten der Wälder und Weiden und von der Freude an dem Sonnenschein und an den Rosen. Waren Stürme, so hüllte er sich in den Wettermantel des Luschel, aber der war ihm viel zu kurz, denn der Luschel war schier ein Zwerg gewesen und Walther war schlank wie ein junger Lärchbaum und auch so frisch und schmiegsam. Lange, schwere Locken hatte er, die glänzten in der Sonne wie gesponnenes Gold und flossen ihm breit und weich auf die Schultern hinab.

Einigen war die große Schönheit des neuen Gaißers — besonders, wenn er sie mit seinem großen hellen Auge munter anblickte — verdächtig und sie meinten, das würde keinen Bestand haben und die erstbeste Witfrau würde eines Abends nebst ihren Gaißen auch den Gaißer an sich fordern. Anderen gefiel es nicht, daß der Hirt einen aus Buxbaumholz fein geschnitzten Kamm besaß, womit er sich jeden Morgen die langen Haare strählte. Ein Gaißer, der sich kämmt! Was es doch in dieser neuen Zeit für wunderliche Leute gibt!

An den alten Schäfer Gutram hatte sich Walther angeschlossen. Der Schäfer konnte zwar sonst die Gaißen, folglich auch die Gaißer nicht leiden, denn er behauptete, die Gaißen nagten der Weltkugel nicht bloß das Gras und Gesträuch bei Putz und Stingel, sondern auch die Haut ab und ließen den Schafen nichts übrig. Den weichmüthigen, heiteren Walter aber hatte er lieb, weil er die Weideplätze nicht vorwegs wegnahm, wie es der Luschel hatte gethan; und Walter wieder freute sich an den Schnurren und Possen des Alten, und wenn sie auf dem grünen Rasen ausgestreckt lagen, heckten sie mitsammen manch feines Stücklein aus. Ward es schon nicht immer vollführt, so ergötzten sich die Hirten in der Vorstellung desselben, und so gewann ihr Leben einen, wenn auch flüchtigen, aber heiteren Inhalt.

Eines Tages, als Walther seine Herde in das Gewände des Koller hinangeführt hatte, zwischen dessen Gefelse auf schwarzer Erde ein gar feines Gräslein wuchs, kletterte Walther — es war ein heißer Julitag — zur schattigen Rinse, wo das Wasser niederschoß; und seitwärts, wo es in einen dünnen Schleier vom Felsvorsprung rieselte, kniete er hin und hielt sein Haupt unter das Wasser, daß die Locken mitsammt dem Wasser vorn über das Antlitz herabgossen. Nach dieser Erquickung wollte er wieder seinen Gaißen zugehen, da hatte er plötzlich vor sich die Ritterburg. Mit dieser wäre er aber leicht fertig geworden, allein in einem der Fenster stand das Burgfräulein, und das brachte ihn — wie eine leibhaftige Sirene — auf der Stelle aus Rand und Band. So sehr zitterten ihm die Knie, daß er nur mit Noth niederkam an den Wänden in's Thal. Dort strich er durch Erlen- und Haselnußbüsche hin, bis er den Schäfer Gutram fand, dem klagte er es: „Heut' ist mir was passiert. Das Burgfräulein da oben, das hat mich in Brand gesteckt."

„Knabe!" antwortete der Schäfer, „da mußt Du löschen."

„Mit kühler Erde," murmelte Walther sehr niedergeschlagen, „ein Burgfräulein kann der Gaißhirt ja nicht haben."

„Warum denn nicht?" fragte der Schäfer munter, „gehe hin und nimm sie."

Walther blickte den Alten eine Weile an. Endlich sagte er: „Du hast Recht, Gutram, ich bin ein junger Mensch und sie ist ein junger Mensch, warum sollten wir uns nicht haben! Sie ist ja ihr eigener Herr, ich gehe noch heute hinauf in die Burg und werbe um sie."

„Oh Kind!" rief der Alte, „und willst schon werben! Das mußt Du klüger anstellen. Lieben darf der Hirte wohl das Ritterfräulein, aber werben darf er nicht um sie. Ich denke, einstweilen sollst auch mit dem Lieben genug haben. Zwei Wächter hat sie. Der eine ist nicht gefährlich, der studiert eben in alten Schriften, ob Gott-Sohn auch dann die Welt hätte erlösen können, wenn er als Kohlrübe auf die Erde gekommen wäre. Der andere Wächter ist auch nicht gefährlich, der will sich häuten und aus einem alten Tatel ein frischer Knabe werden. Den übernehme ich. Mit dem Fräulein mußt Du es abmachen. Aber sachte, Junge, sachte!"

So tief Walther einerseits über sein Schicksal bekümmert war, so machte es ihm andererseits doch Spaß, als Hirtenjunge in ein Schloßfräulein verliebt zu sein. Er fühlte sich wie der Held einer Geschichte, die mit einem tüchtigen Trumpf ausgehen muß — so oder so — aber nicht in den Sand verlaufen, das ist er seiner Hirtenehre schuldig. In alten Zeiten haben die Hirten bei solchen Dingen immer gesiegt, nur Schade, daß das Burgfräulein nicht gar eine Königstochter ist!

In einer Engschlucht des Kolber, dort, wo der Wassersturz vom Berge nieder in einen tiefen Tümpel fällt, stand ein Dornstrauch. Weil niemals ein Sonnenstrahl darauf fiel, so waren daran immer nur verkümmerte Knospen, schwindsüchtige Blüten und unentwickelte Fruchtknoten zu sehen gewesen. Daher fiel es dem alten Schäfer auf, als eines Tages am Dornstrauch ein vollerblühtes Röslein prangte.

„Das wundert Dich!" rief Walther, „schaue doch hinauf zur Burg. Vom Erkerfenster kann ihr Blick herableuchten auf den Strauch, das ist mehr als die Sonne."

Darauf wurde verabredet, die Rose dem Fräulein zu übersenden. In der Tasche ein Fläschchen Lebenselixier für den Ritter-Oheim, in der Hand ein Körbchen aus Brombeerlaub geflochten und darin die frischbethaute Rose, so

stieg der Schäfer Gutram hinauf zur Burg.

Die Pforte war für den Alten immer offen. „Ich bringe Jugend," rief er dem Oheim zu, der ihm gebückt entgegenhastete, „aber Ihr müßt aus diesem Fläschlein täglich nur einen Tropfen zu Euch nehmen. Sonst kommt sie jählings und wirft Euch über den Haufen, mit Verlaub. Ihr müßt erst wieder reiten lernen, gnädiger Herr, ehe Ihr diesen Hengsten besteigt."

Der Oheim war's zufrieden. Dem Schäfer gelang es hierauf, dem Fräulein Sirene die Rose zu übergeben, wobei er folgende Worte sprach: „Gnädigste Jungfrau! Zürnet mir nicht, wenn ich als armseliger Bote des Frühlings zu Euch komme. Tief unten in der finsternen Schlucht steht ein Strauch, und seit Gott der Herr die Welt erschaffen, hat es der Frühling nicht vermocht, einen Sonnenblick darauf zu lenken und eine Rose daran zu entfalten. Nun fiel wohl der Blick Eueren Auges auf die Knospe des Strauches und der hat diese Rose entfaltet, denn er ist mehr als die Sonne. So sagte der Frühling, die Rose gehöre Euch, gnädigste Jungfrau, und da ist sie nun."

Das Fräulein Sirene lächelte gnädig und die schalkhafte Rede gefiel ihr. Doch konnte sie nicht denken, daß ihr mitten in der Natur Ueberfluß Jemand eine gewöhnliche Rose zum Geschenk machen wolle. „Ei ei," sagte sie, „wie nett! Was man doch heutzutage für hübsche Sachen macht aus Papier und Seide! Wie frisch! Wie weich! Gar zu täuschend! Ich danke Euch, lieber Alter!"

Der Schäfer machte sie aufmerksam, daß es keine künstliche, sondern eine natürliche Rose sei.

„Was sagt Ihr da?" versetzte das Fräulein. „Keine künstliche aus Sammt und Seiden? Und man wagt es, mir eine gemeine Rose zu schenken, wie sie auf allen Hecken wachsen?" Damit schleuderte sie das rothe Röslein zu Boden und rauschte zornig davon.

Als der Schäfer zum Gaißer zurückkehrte, lag dieser im Heidekraut und streckte alle Viere von sich. Der Schäfer schüttelte den Kopf. Walther erhob sich ein wenig, strich die Mähne aus dem Gesicht und fragte: „Nun, wie ist's?"

„Nichts ist's, wenn man den Kopf schüttelt," berichtete der alte Gutram „Sie hat die Rose zu Boden geworfen, weil sie nicht von Seiden war. Es hat sie gekränkt, daß die Rose echt und gerecht war."

Walther sprang auf und stampfte in den Boden.

„So wärest Du eben einmal weggeworfen worden, schöner Gaißer," spottete der Schäfer.

„Daß sie mich weggeworfen hat, erzürnt mich nicht," sagte Walther, „denn sie hebt mich wieder auf. Aber daß in diesem himmlischen Leib eine so jämmerliche Seele wohnt, der eine unechte Blume lieber ist als eine echte, das betrübt mich. Jedoch, Gutram, erinnere Dich einmal d'ran, was ich jetzt sage: Ich werde die arme Seele dieses Burgfräuleins noch auseinanderziehen, wie der Bäcker den verschrumpften Teig. Jetzt ist mir die Sache kein Spaß mehr, ich wage mich ernstlich an dieses verdammt schöne Kind."

„Du mußt erst noch etliche Angeln auswerfen, ehe Du Dich selber stellst," rieth der Schäfer. „Laß Dir sagen: schicke ihr einen Vogel. Mit derlei schmeichelt man sich bei den Weibern immer ein."

„Wäre nur ein Paradiesvogel schicksam," meinte Walther.

„Bei uns ist schicksam, was Gott bei uns hat wachsen lassen," versetzte der Schäfer. „Die Scharlbuben haben einen Zeisig, den haben sie im Jungwald aus dem Nest genommen und singt er allerhand feine Liedeln. Den kaufest und schickest der Schönen."

So ward es. Und der alte Schäfer stieg mit dem Käfig hinan zur Burg der Hohen Ritter. Schon auf der Schloßbrücke kam ihm der Oheim entgegen, der wollte zornig sein, war aber nur kläglich. „Schäfer,“ murmelte er und schaute zu Boden, als ob er dort etwas suchen wollte, „Euer Elixier wirkt nicht.“

„Wie so?“

„Es wirkt nicht.“

„Das wäre mir unerklärlich.“

„Es wirkt einmal nicht. Geh' her.“ Er zerrte den Schäfer in den Winkel hinter die Pforte und flüsterte: „Ich habe gestern eine Maid küssen wollen. Sie hat mich wohl gestreichelt. Ja, gestreichelt, aber zu stark.“ Er hielt seine Hand an die Wange, da war es leicht zu verstehen, wie er es meinte.

Gestrenger Herr,“ sagte nun der alte Gutram, „das wirkt ja zu heftig. Ihr habt gewiß mehr als täglich einen Tropfen zu Euch genommen. Alsdann ist's freilich kein Wunder, wenn die Hand der Schönen so scharf angezogen worden ist. Es war in der That, wie Ihr ganz richtig bemerkt habt, ein Streicheln.“

„Und ich Dummkopf habe mich zurückgezogen. Was habt Ihr denn da im Käfig?“

„Da im Käfig habe ich einen Vogel, ein gar künstliches Thier.“

„Wollet Ihr ihn denn nicht meiner Nichte verehren?“ fragte der Oheim; „sie liebt solche Stücke über die Maßen. Vor einem Jahr ist ein Zigeuner gekommen, der hat auch so Sachen gehabt und sie spielen lassen. Einer, das war glaube ich eine Nachtigall, der hat immerfort: schöne Sirene! gerufen. Wir haben dem Manne das Zeug abgekauft und das Fräulein hat sich Tag und Nacht damit ergötzt. Da kam eines Tages ihr Bräutigam, der Ritter von Dreilaufen, der hat den Vogel zertrümmert, weil er das: schöne Sirene! nicht hat leiden können, der Eifersucht wegen, wenn ich schon Alles soll sagen.“

„Wird ihr der Bräutigam wohl lieber gewest sein,“ bemerkte der Schäfer, um für seine Sache etwas zu erfahren.

„Den Laufpaß hat sie ihm gegeben, dem Ritter von Dreilaufen, und hat gemeint, wenn der Herr Ritter glaubt, daß ihm sogar ein hölzerner Vogel bei ihr gefährlich werden möchte, so müßte an ihm nicht viel sein. — Klug ist sie, meine Nichte, das gnädige Fräulein!“

So schwatzte der Oheim, und als Fräulein Sirene vom Vogel hörte, war sie außer sich vor Freude, und als sie das grüngelbe Thierlein hin- und herhüpfen sah im Käfig und als sie sein helles Zwitschern vernahm, rief sie: „Der ist noch schöner als der Andere! Der ist so nett und fein, daß man glauben könnte, er sei lebendig.“

„Auf Sprungfedern geht er, nicht wahr?“ näselte der Oheim.

„Muß er aufgezogen werden?“ fragte das Fräulein, „und habt Ihr ihn selber gemacht, Alter? Und was kostet er denn?“

„Der Wald schickt ihn Euch, gnädiges Fräulein,“ sagte der Schäfer. „Es war ein todtes Holz, der Wald hat ihm Athem eingeblasen, wie den Anderen, aber es ist nicht lebendig worden. Da hat er ihm das Wort: Sirene eingehaucht, hierauf ist es alsbald lebendig worden und seither singt es ohne Unterlaß.“

„Wie?“ rief das Fräulein, „lebendig ist er worden? Und es wäre nur ein gewöhnlicher Waldvogel? Pfui!“

Tief bekümmert kam der alte Schäfer zurück zum jungen Gaißer.

„Sie hat den Vogel nicht genommen?“ fragte Walther.

„Sie hat ihn verschmäht, weil er nicht von Holz ist und nicht künstlich singt, sondern weil er echt und gerecht ist.“

Walther schwieg. Der Vogel sang. Er sang, bis die Sonne übergieng, dann setzte er sich zur Ruhe. Walther sagte nun aber: „Na, warte, Du

schönes Fräulein, wenn Dir das Echte und Gerechte nicht genehm ist, ich will Dir was aufspielen, und das soll Dir künstlich und falsch genug sein."

Nun vergieng eine geraume Zeit. Auf der Burg am Kolber war es recht langweilig. Der Ritter-Oheim wurde nicht jünger, aber von Tag zu Tag kindischer, und der Burgkaplan gerieth immer mehr in Zwiespalt mit seinem gelehrten Problem. Ganze Nächte lang kauerte er bei seiner Lampe und sann und grübelte. Da waren nach langem und tiefem Studium zwei Lösungen herausgekommen. Die eine lautete: Gott hätte die Welt erlöst, auch wenn er als Kohlrübe erschienen wäre, denn bei Gott ist Alles möglich, folglich auch die Verwandlung in jeden beliebigen Gegenstand. — Die andere lautete: Wenn Gott auch als Kohlrübe die Welt hätte erlösen können, warum ist er Mensch geworden und hat den Tod gelitten? Da er dies gethan, so muß die ewige Heilwirkung durch die Kohlrübe nicht möglich gewesen sein. — Der Burgcaplan härmte sich ab, ach, und Niemand will es glauben, wie selbstlos und ernst des Forschers Ringen nach Wahrheit ist in der stillen Studierstube!

Aber auch in das junge Leben des Fräuleins Isanthe oder Sirene, wie sie sich lieber nannte, war Unruhe gekommen. Die Verwaltung ihrer Burg und Güter machte ihr wenig Sorge, dafür war der Wirtschaftswart da. Nöthig erwies sich die Anwerbung neuer Knappen zur Besatzung der Feste, sowie die Bildung eines frischen Fähnleins, denn der Zeiten Unruh' hallte manchmal unheimlich durch das Alpenthal. Aber all' das kümmerte Fräulein Sirene, die Herrin, nicht. Was Anderes war. Das Fräulein hatte in Erfahrung gebracht, daß im Thale ein unvergleichlich schöner Hirt lebe, der ganz unvergleichlich verliebt sei in das Burgfräulein Sirene. Er habe ihr zu Ehren Lieder gedichtet, woran die Anfangsbuchstaben der Zeilen ihren Namen bildeten. Ja, er habe die schönsten Thiere seiner Herde nach den Buchstaben benannt, die im Worte Sirene vorkämen, und diese seine Lieblingsthiere locke er täglich unzählige Male an sich heran und füttere sie mit Leckerbissen. Da wurde sie zornig. Ein Ziegenhirt wagt es, in sie, die Edle der Hohen Ritter, verliebt zu sein? Sie weinte vor Zorn — es war aber ein Weinen vor Herzeleid, und das wollte sie sich nicht gestehen.

Eines Tages fragte Walther seinen Freund Gutram: „Du sagst, die Söhne des Bauers am Bach wären von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt."

„So habe ich gehört. Ich glaube, daß sie davongelaufen sind."

„Und sie hätten die wertvolle Rüstung eines Fürsten als Beute mitgebracht?"

„Auch eine fürnehme Gewandung aus Sammt und Seiden, gestickt mit Gold und Geschmeiden. Halten es aber heimlich und haben Recht. Hohe Herren, die so was heimbringen, nennt man Helden, arme Schlucker heißen Räuber."

„Die Gewandung ist gewiß noch recht gut erhalten."

Der Schäfer schüttelte den Kopf. „So verliebt sein und sich um gestohlenes Zeug kümmern!"

Walther hat jedoch von diesem Gegenstand nicht sobald abgelassen.

An einem der nächsten Tage führte der Gaißer seine Herde auf weiten Umwegen empor zu den Höhen des Kolber. Am Rande des Schnees gibt es ein zwar kurzes, aber köstliches Gras. Und Walther stieg hinaus auf die schroffe Felszinne und schaute hinab in die weite Welt und schaute hinab auf das graue Dach der Ritterburg, das tief unten, scheinbar am Thalrande, wie ein winziges Steinplättlein

dalag zwischen anderen Steinen. Wenn man jenes graue Steinchen aufheben könnte, so würde ein Käferlein erschrocken davonrieseln. Und das Käferlein müßte man einfangen in die hohle Hand und es ein wenig necken und es ein wenig herzen. . . .

„Sirene!“ rief er laut in die Lüfte hin. „Gestrenges, gnädiges Fräulein in der Burg der Hohen Ritter, wie bin ich jetzt höher als Du!“ —

Im Frühherbst war's desselben Jahres. Vom Thale sah man nicht mehr hinauf zur Kolberburg, denn der Berg hatte seine Nebelhaube herabgezogen weit über die Stirne. Eines trüben Abends konnte der alte Schäfer Gutram auf seiner Thalweide hören, wie oben die Schloßbrücke niederrasselte. Er schmunzelte ein wenig, dann kniete er vor einer Wegsäule hin, an welcher ein Muttergottesbild hieng, sie möchte machen, daß Jedem das Seine werde: wer getäuscht sein wolle, dem die Täuschung, wer geliebt sein wolle, dem die Liebe.

In der Burg der Hohen Ritter war zur selbigen Stunde ein seltsamer Gast angekommen. Ein Flüchtling aus den kriegerischen Gegenden hatte Schutz im entlegenen Alpenthale gesucht. Ein junger Rittersmann, das Roß hatte man ihm unter dem Leibe todtgeschossen, er entkam mit Noth und Gefahr, war tagelang in den Wäldern umgestrichen, habe von wilden Früchten sich ernährt, habe sich auch keiner Burg zu nahen gewagt, aber die hohe Feste an diesem Berge, die so weltfern und friedsam daliege, habe ihm Vertrauen eingeflößt. Er bitte um Gastfreundschaft für etliche Tage, um sich für seine noch weite Reise, er wolle nach dem heiligen Land, ein wenig zu erholen.

Das hatte der Fremde in bescheidener Art der jungen Herrin vorgetragen. Fräulein Sirene wußte kaum, wie ihr geschah. Das zart aufgetragene Weiß auf ihrem Gesichtlein vermochte die Flammen nicht ganz zu decken, die jetzt auf ihren Wangen leuchteten. Der Fremde war jung und hatte vornehme Manieren und seine Rüstung verrieth hohe Abkunft, die zu verbergen er sich bemühte.

Die Gastfreundschaft wurde ihm mit vieler Höflichkeit gewährt. Ein prunkhaftes Gemach im vordersten Erker, anstoßend an den Rittersaal, ward ihm angewiesen, ein betagtes Dienerpaar ward ihm zugetheilt. Der Fremde ließ sich sofort nieder auf ein Ruhebett und streckte und reckte sich, und wie weit er sich auch auseinanderthun mochte, immer noch konnte er die prächtigen Räume nicht ausfüllen, denen er jetzt gebot. Dann erhob er sich und machte mit Hilfe des großen Metallspiegels den feinen Anzug und die Locken zurecht nach höfischer Art, hernach gieng er an ein Fenster und blickte zufrieden hinab in die dämmernde Tiefe. Sein Zustand, sowie der Empfang von dem Burgfräulein und ihre Erscheinung schienen dem Gaste in hohem Grade zu behagen. Er war auch sofort bereit, als man ihn zum Abendmahl rief.

Beim Abendmahl saß zu seiner Linken der Ritter-Oheim und ihm gegenüber das Schloßfräulein. Der Oheim trank den Humpen Weines zweimal leer, dabei machte er mancherlei jugendliche Scherze und drehte mit den Fingern zwei Spitzen an seinem spärlichen Schnurrbart. Als diese Spitzchen leidlich geschärft aufwärts standen, legte er sich in den Lehnstuhl zurück und schlummerte ein. Dieses Ereigniß brachte sowohl den Fremden als auch das Fräulein nachgerade aus der Fassung. Vor Allem hatte sich letzteres rasch erhoben, so war auch er aufgesprungen. „Ihr jagt mich frühzeitig in die Einsamkeit meines Gemaches zurück,“ sagte er, „und ich werde dieselbe benutzen, um über die Vergänglichkeit der menschlichen Macht und des irdischen Glückes nachzudenken.“

Hierauf sagte das Fräulein, aber ohne den Fremden anzusehen: „Es

scheint, Ihr habt viel gelitten und verloren."

„Gnädige Jungfrau," sprach nun der Fremde, „als der Mond das letztemal voll war, schien er nieder auf mein schönes, friedliches Land, auf meine glücklichen Unterthanen. Wenn ich auszog, begleitete mich ein frohes Gefolge, Blumen waren gestreut auf meinen Wegen, aus grünem Reisig Pforten waren geflochten über meinem Haupte, Musik, Gesang und Jubel ringsum mich; wenn ich heimkehrte, läuteten die Glocken meiner Dörfer, und die schöne Welt war mein, so weit ich blicken konnte."

„Und das Alles ist verloren!" rief das Fräulein.

„Das Alles und noch mehr," sagte der Fremde traurig, „eine Familie —"

„Weib und Kind!" stieß Fräulein Sirene hervor.

„Habe ich gottlob noch nicht besessen."

Sie athmete auf und sank auf ihren Sessel zurück.

„Prinz," sagte sie und winkte mit großer Anmuth, daß er wieder Platz nehme. Er that es, ohne ihre Ansprache zu berichtigen; da wußte sie, mit wem sie es zu thun hatte.

„Ich habe einen Burgkaplan," versetzte nun das Fräulein, „ein würdiger, gelehrter Mann, der meint, zum Ertragen großer Freuden und großer Leiden soll sich der Mensch immer einen Gefährten suchen. Dieser Rath paßt auch für Euere Hoheit."

Der Fremde stand auf, hielt die beiden Arme hin und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Wollt Ihr mein Gefährte sein?"

Im selben Augenblick war draußen ein mächtiges Gepolter, die Thür flog auf, der Kaplan stürzte herein mit leuchtendem Gesicht: „Gnädiges Fräulein! Verzeihung! Endlich! Endlich habe ich es gefunden: Weil Eva in eine Baumfrucht gebissen hat, so mußte die Menschheit durch den Baum des Kreuzes erlöst werden, und weil man eine Kohlrübe nicht kreuzigen kann, so mußte Gottes Sohn die Gestalt des Menschen annehmen. So und nicht anders! Ich bitte nochmals um Verzeihung, aber meine Freude ist zu groß."

„Es ist gut," sagte das Burgfräulein, „ich beglückwünsche Euch. Nun geht zu Bette, möglicherweise bedarf ich Euer morgen zur zeitlichen Stunde."

Und wozu bedurfte sie seiner am nächsten Morgen zur zeitlichen Stunde? Um sich mit ihrem jungen Gaste vom Hofkaplan das heilige Sacrament der Ehe reichen zu lassen.

Man wundere sich nicht über der süßen Angelegenheit raschen Verlauf. Wenn es stets nach dem Willen der Liebesleute gienge, vollzöge sich's schier allemal so rasch als dazumal, wo die außerordentliche Zeit und die Verhältnisse volle Selbstverfügung des Brautpaares ermöglichten. Die Feste konnten ganz wohl erst nachher folgen bis die Herzen ein wenig geruhigt dazu aufgelegt sein würden.

Am dritten Tage nach der Trauung, als schräg die Bergwand hernieder wieder die liebe Sonne ihre Strahlen warf, als das junge Ehepaar, die Arme sich gegenseitig um den Nacken schlingend, am offenen Fenster stand, sagte Frau Isanthe — denn bei diesem Namen rief sie ihr Gemahl — mit etwas zögernder Stimme: „Du hast mir in diesen Tagen so viel Liebes gesagt und gethan, mein Theurer, daß ich mich wundere, warum Du mir noch kein Lob erwiesen hast darüber, daß ich im Stande bin, die weibliche Neugierde so lange zu bezähmen und Dich nicht zu fragen nach Deinem fürstlichen Namen."

„Ich halte eine solche Bezähmung für unmöglich," antwortete er, „und schloß aus Deinem Schweigen, daß Du Name und Herkunft Deines Erwählten ja kennen müßtest."

„Ich weiß nur, daß Du ein Prinz bist," sagte sie.

„Wenn Du das glaubtest, meine süße Isanthe, so wärest Du in einem großen Irrthum,“ versetzte er, „ich bin durchaus kein Prinz, sondern ich bin meines Standes der Gaißhirt der drei Dörfer, die dort unten im Thale liegen.“

Sie fuhr — als er sein Bekenntnis wiederholte — wie ein Kreisel im Zimmer umher und nannte ihn einen Betrüger, der sie in ihrem Wahne belassen und bestärkt habe.

Er fieng die Empörte ein, drückte ihr Köpfchen fest an seine Brust und sagte: „Das habe ich Dir zu Liebe gethan, Isanthe. Du wolltest nichts Echtes. Ich habe Dir eine Rose geschickt, Du hast sie hingeworfen, weil sie eine echte Rose war und nicht eine falsche. Ich habe Dir einen Vogel gesandt, Du hast ihn nicht angenommen, weil er ein wirklicher Vogel war und kein künstlicher. So habe ich gedacht: Wenn der schönen Jungfrau das Unechte und Falsche so viele Freude macht, so wollen wir ihr einen falschen Prinzen schicken. Und den hat sie auch genommen. Aber dessen mag sie gewiß sein: Wenn der Prinz auch falsch war, der Mensch und Gemahl wird doch treu sein und sein liebes Weib ehren und glücklich machen.“

Er wollte einen Kuß auf ihre Wangen drücken, aber über dieselben rannen salzige Thränen. „Du hast mich belogen!“ schluchzte die Bedauernswerte, „als Du von Deinem Hofstaat sprachest.“

„Da irrst Du wieder, meine Liebe,“ antwortete er, „von meinem Hofstaat habe ich nicht gesprochen. Ich sprach von meinem Land, dessen Schönheit mein ist, so weit ich blicken kann; da unten liegt es und seine Schönheit kann meinen Augen Niemand nehmen. Ich habe glückliche Unterthanen, ein munteres Gefolge, das mich begleitet, wenn ich ausziehe und wenn ich heimkehre; das ist meine Herde. Auf meinen Wegen, Matten und Wiesen hat die Natur Blumen gestreut, über meinem Haupte hat der Wald grüne Pforten gebaut. Hörnerschall und Vogelsang umklingen und umjubeln mich jeden Tag, und wenn ich heimkehre, so ist es stets um die Zeit, wenn die Abendglocken läuten. Was ich vom Kriege und meiner Flucht erzählt, es ist mein persönliches Schicksal. Ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Und dieses Kleid?“ fragte die junge Frau, an seiner fürnehmen Gewandung zupfend.

„Dieses Kleid ist an mir das einzige Falsch,“ antwortete Walther, „aber ein Kleid läßt sich zum Glück ausziehen und ich thue es, sobald ich davon überzeugt bin, daß Du von nun an das Echte lieber haben wirst als das Falsche. Erkennest Du mich als den Herrn dieser Burg, sowie Du mich als den Herrn Deines Herzens anerkannt hast, so hülle ich mich in die Rüstung Deiner edlen Vorfahren, und werde diese Burg und was ihr zusteht redlich verwalten; ziehst Du es vor, mit mir auf die grünen Matten niederzusteigen zu meinen Dörfern und Unterthanen, so werden sie Dich gern als ihre liebwerte Frau Gaißerin anerkennen. Es steht in Deinem Belieben.“

Auf das versetzte sie rasch: „Wenn mir mein Gemahl Alles so leicht machen wird, als diese Wahl, dann werde ich doch zufrieden sein.“

„Also steigen wir hinab?“ fragte der Schalk.

Eine Stunde später schritt Walther, der Gaißer, in der Rüstung der Hohen Ritter klirrend durch den Rittersaal. —

Das erste Jahr war noch lange nicht um, als der alte Schäfer Gutram in die Kolberburg berufen wurde zur Taufe des neuerschienenen Söhnleins. Im Ceremoniensaal hockte auch schon der Ritter-Oheim, eingeschrumpft und gelb wie eine Mumie, mit blöden Augen und zahnlosem Munde.

„Aha,“ lallte er, als er den Schäfer sah. „Da ist der Schelm, der mir

die Jugend versprochen hat. Wo ist sie denn, he?"

„Hier," sagte der Schäfer und deutete auf das Kind.

So ist das Ende der Geschichte vom Gaißer und dem Burgfräulein, die der Erzähler im Sagenkreis des Volkes stückweise aufgelesen und nach bestem Können zusammengekittet hat. Die zerbröckelte Burg an den Wänden des Kolber kann man nicht mehr so zusammenkitten. Die Hohen Ritter waren bald vergessen, in der Felsenburg entwickelte sich ein harmloseres Geschlecht, das sich allmählich im Lande zerstreut und manches Gute für die Menschen gewirkt hat. Der Letzte dieses Geschlechtes ist erst vor sechzig Jahren zu Linz an der Donau gestorben.

Sei es, daß sich das Volk heute noch an die Geschichte vom Gaißer erinnert oder weil in der Ruine des Bergschlosses an schönen Sommertagen manchmal Gaißen und Gaißer herumklettern, die einen um Kräutlein, die anderen um Himbeeren zu suchen — man nennt das graue, zerrissene Gemäuer am heutigen Tage noch die Gaißerburg.

Mein Freund Franz.

Aufzeichnung eines Priesters.

Als ich im Jahre 1879 meine theologischen Studien vollendet hatte und die Primiz vor der Thür stand, fanden meine Leute, daß ich nothwendig der Erholung bedürfe und schickten mich auf einige Wochen nach Gleichenberg. Der heitere, zwanglose Frieden im Hospiz, in welchem ich Wohnung und Verpflegung hatte, die reine, milde Augustsonne, die über der herrlichen Gegend lag, that mir unsäglich wohl. Ich kam mir vor wie ein Vogel, den sie nach langer Gefangenschaft im Käfig einmal ein wenig auf die Zweige der Linde hinausflattern lassen, bevor sie ihn wieder in einen zwar weniger engen, hingegen aber unzerreißbaren Bauer stecken.

Da saß ich oft stundenlang im Brunnenpark oder am Springquell vor dem Curhause und betrachtete die vornehme Welt. Den meisten sah man es leicht an, daß sie einer schweren, schleichenden Krankheit, der Langweile halber hierher gekommen waren, und sie schienen doch so viel Geld zu haben, und schöne Frauen waren dabei — wunderschöne Frauen. So fein und weiß war sie freilich nicht, die Maria daheim im Ennsthal, aber lieber wäre mirs doch gewesen, wenn die Maria den Park auf und abgewandelt wäre und manchmal auf mich hergeblickt hätte. Doch die will schon Kränze flechten daheim für meine Primiz. Sie meint mir damit was Liebes zu thun. Solches hätte man sich auch nicht denken können, daß mir das liebste Dirndel auf der Welt den Priesterkranz winden soll.

Kaum eine Woche war ich in Gleichenberg, als ich einen Brief aus dem Paltenthal von meinem Vetter, dem Arzte D. erhielt, folgenden Inhaltes:

„Lieber Karl!

In ein paar Tagen wirst Du zum Curgebrauch einen guten Kameraden bekommen. Der Moringer

Franz hats auf der Brust und muß ich ihn in's Bad schicken. Zu Michelli will er heiraten und da möchte er bishin gerne gesund sein. Er fürchtet in Gleichenberg den Zeitlang (die lange Weile), und da sei so gut und gib Dich dann und wann mit ihm ab. Ich hoffe, daß Ihr in einigen Wochen beide recht frisch und munter heimkehren werdet zum neuen Lebenslauf, den jeder von Euch beginnen will und wozu ihr Kraft brauchet. Mit schönsten Grüßen D."

Wenige Tage später war der Moringer Franz da. Er hatte sich im Vereinshaus eingewohnt und sein Doctor hatte ihm die gewöhnliche Cur vorgeschrieben. Ich war erschrocken, als ich den kaum einundzwanzigjährigen, sonst so kerngesunden und übermüthig lustigen Burschen vor mir stehen sah. Er stand aber nicht lange; noch bevor ich ihm einen Platz antragen konnte, sagte er, er müsse sich niedersetzen, er sei müde geworden den Berg herauf. Der Mann, der einst an einem Nachmittag auf den Zeiritzkampel lief und Abends wieder zurück war zum Kirchweihtanz, der konnte das Hügelchen kaum mehr ersteigen zum Hospiz heran. Schier gebrochen war er, und wo die rothen Wangen gewesen, da waren jetzt blasse Höhlungen, über denen die Gesichtsknochen scharf hervorstanden. Mir kam er ganz fremd vor und ich hatte zu thun, die Ueberraschung leidlich zu verbergen.

„Also Du bist nicht ganz wohl?" fragte ich, „D. hat mir's geschrieben und es ist schön, daß Du Dir Erholung gönnest in dieser lieblichen Gegend. Aber sage, wie hast Du Dir denn Dein Leiden zugezogen?"

„Das weiß Gott!" antwortete er mit einem schweren Athemzug. „Angefangen hat es im vorigen März, daß ich auf einmal den Schragen in der Holzhütte nicht mehr heben kann. Süßholzwasser habe ich getrunken, ist aber der Husten nicht besser worden. Im Mai nachher ist's besser worden, aber jetzt im Juli herum, da hab ich wieder so viel den Katarrh bekommen und bei der heißen Sonne wird mir nie recht warm — weiß der tausend was das ist! — Aber jetzt, Gott Lob und Dank, weil ich nur da bin, jetzt wird sichs bald wieder machen."

So sind wir viel beisammen gewesen in jenen Tagen, der Moringer Franz und ich. Manchmal wäre ich gerne ins Albrechtswäldchen gegangen oder hinauf in den stillen Kiefernschachen hinter der Kirche, aber der Franz war vom Brunnen nicht weg zu bringen; da saß er am liebsten auf einer Bank an der Wandelbahn, starrte vor sich hin und konnte die Trinkstunden kaum erwarten.

Einmal kamen wir bis zum Brünnerhaus hinauf, wo man den schönen Ausblick ins frischgrüne Wiesenthal, in die nördliche Hügelreihe, auf das stattliche Schloß Gleichenberg und auf den Kogel hat.

„Ah, da ists gut," sagte der Franz und ließ sich mit zitternden Füßen auf die Bank nieder, „ah, da ists schön!"

Von nun an strebte er immer dieser Stelle zu und immer hauchte er: „Da ists schön!"

„Es ist ein so freundliches Landschaftsbild", versetzte ich, „so viel Grün, so viel Wald! So viel Sonnenschein darüber!"

„Nicht wahr," fragte er einmal und deutete mit zuckendem Arm gegen Norden, „nach dieser Seite hin ist unsere Heimat?"

Nun erst ahnte ich, warum es ihm hier so sehr gefiel, nun erst wußte ich, warum er immer über die Berge hinaus in den Himmel hineinblickte, wo die fernen weißen Wölklein standen, diese Wölklein standen über seinen Heimatsbergen.

„Siehe," sagte ich, „da unten auf der Straße kommen schon wieder Wagen, Leute aus fremden Ländern, die

hier gesund werden wollen. Auf dieser Straße sind wir auch gekommen und auf dieser Straße werden wir nach einigen Wochen gesund und munter heimwärts fahren."

„Glaubst Du?" fragte er und in seinen Augen glühte ein eigenthümliches Feuer. „Du freilich wohl, Du gewiß, aber ich — ?" Er schüttelte den Kopf und wendete sich ab. Große Thränen standen in seinen Augen.

„Franz," sagte ich und nahm ihn bei der Hand „schau, verzagt mußt Du nicht sein. Jetzt greift Dich die Cur an, das ist zuerst immer so. Und da ist man auch so niedergedrückt. Ich kenne Dich ja gar nicht mehr! Was Du für ein lustiger Kampel bist gewesen! Wenn Dich Deine Braut jetzt so sähe! Die hätte keine Freude! Wegen des bißchen Katarrh da so kopfhängerisch sein! Erzähle mir doch einmal von Deiner Braut!"

„Du sollst sie ja schier kennen," gab Franz zur Antwort. „Eine Lieznerin ists. Die Steiregger Maria."

„Ja," sagte ich, „Die kenne ich wohl." Mir verschlugs beinahe die Rede.

Noch an demselben Tage gieng ich hinüber in den Taferl-Wald und strich in demselben um, und die Stimmung die mich peinigte, möchte ich meinem größten Feind nicht wünschen. Ich hatte aber damals noch gar keinen, außer wenn ich den kranken Moringer Franz als solchen betrachten wollte. Ich dichtete der Stimmung allerhand schöne Namen an, unter denen ich den Märtyrer spielen konnte: Täuschung, betrogene Liebe, mißbrauchte Freundschaft — ganz allmählich kam ich drauf, daß es Neid war und jetzt rief ich laut: „Armer Teufel, der Du das, was Du selber nicht haben kannst auch Anderen nicht gönnest! Sei froh, daß es so ist, hast Du nichts mehr zu überwinden. Armer Teufel!"

„Armer Teufel!" wiederholte das gegenüberstehende Buchengehölz, da rief es in mir: Nein, von dem dummen Holz lasse ich mich nicht bedauern. Ich will einmal sehen, was ein braver Kerl vermag.

Am nächsten Tage klopfte ich beim Doctor an, der den Franz in Behandlung hatte, ein freundlicher Mann mit schon etwas grauendem Vollbart, mit hoher Stirne und offenherzigem Gesicht. Man mußte Vertrauen zu ihm haben. Ich war da, um ihn zu fragen, wie es mit dem Kranken eigentlich stehe.

„Sie sind wohl ein Bruder von ihm?" fragte der Arzt entgegen, „nicht? Nur ein guter Bekannter. Wollen Sie doch einen Augenblick Platz nehmen!"

Ich versank fast in dem weichen Lehnstuhl. Das Cabinet war kühl und traulich, an den Wänden hiengen große Photographien der Stadt Venedig, in den Ecken prangten tropische Gewächse und zum Fenster leuchtete helles Buchengrün herein.

„Ich kann Ihnen," begann der Doktor, „über Ihren Freund leider nichts Angenehmes sagen. Er kann immerhin noch einige Zeit leben, aber zu retten ist er nicht mehr. Der Proceß in seiner Brust schreitet rasch vorwärts. Ich glaube, daß zu dieser günstigen Jahreszeit seine Gebirgsluft ihm vortheilhafter sein dürfte als die hiesige doch manchmal etwas schwille und feuchte Atmosphäre."

„Und die Möglichkeit einer Genesung ist vollkommen ausgeschlossen?"

„Mein Gott!" antwortete der Doctor achselzuckend, „die Möglichkeit! Man hofft, so lange Leib und Seele zusammenhält."

Mit diesem Bescheid verließ ich den Arzt und mit diesem Wissen sollte ich nun hintreten vor den armen Franz.

Er stand am Brunnen, füllte sein Glas sorgfältig bis zum Mark und trank es mit einer Art frommer Innigkeit aus. Andere Trinker drängten

hinter ihm drein, einer drückte ihn seitwärts, daß er wankte und fast zu Boden taumelte. Dann schritt er gebeugt und mit schleppenden Füßen gegen die Bänke hin. Alles war besetzt. Er blickte um sich nach einer Stätte, daß er rasten könne. Mir wollte das Herz zerspringen vor Erbarmen. Ich sah in ihm nur mehr einen wandelnden Leichnam. An meinem Arm schritt er dann über den Plan gegen das Hügelwäldchen hin, in welchem die Waldkapelle steht. Ein Gezelt aus Baumrinden, in welchem vor einem Muttergottesbild die rothe Ampel brannte. Auf der hölzernen Kniebank davor setzten wir uns nieder.

Eine Dame in schwarzem Seidenkleid kam und steckte an das Muttergottesbild einen Blumenstrauß. In ihrem glückseligen Gesichte las ichs, es war ein Zeichen des Dankes für die wieder erlangte Gesundheit. Mit Freude und Wehmuth zugleich verlassen die Genesenen das liebliche Gleichenberg, über dessen paradiesischem Gefielde der Friede Gottes ausgebreitet liegt. — In einem Paradiese sterben zu müssen!

„Auch Dir ist heute nicht wohl!" bemerkte Franz, da ihm meine Niedergeschlagenheit auffiel.

„Wenn Du mirs ansiehst, Franz, ich will es nicht leugnen. In Gottesnamen! Ich mache mich gefaßt, in meinen jungen Jahren zu sterben. Es ist vielleicht besser, als nach einem langen Leben von Enttäuschungen und Verirrungen. O Welt voll Eitelkeiten, Welt voll Leiden! Ich freue mich darauf, beim lieben Gott zu sein."

Es ist leicht zu errathen, warum das gesagt war. Franz aber entgegnete darauf wie für sich hinmurmelnd: „Wenn auch ich so denken könnte! Nein, ich nicht. Ich will nicht sterben. Ich mag nicht sterben!"

In diesem Augenblick fiel vom Altar der Blumenstrauß herab auf seine Achsel.

„Siehe," sagte ich, „die Muttergottes gibt Dir Blumen. Das wollen wir für ein gutes Zeichen halten."

„Mir ist seit ein paar Tagen auch schon besser," antwortete er.

Ein andermal saßen wir in der Schlucht. Ueber uns das grüne luftige Dach der Buchenkronen, unter uns der säuselnde Waldbach. Franz hatte diesmal über den Wangenknochen einen rosigen Hauch. Er war voller Freuden und sammelte all seinen Athem, um in herausgestoßenen Sätzen mitzutheilen, daß er ein Schreiben erhalten habe von ihr. Er riß den Brief aus der Tasche, wollte mir ihn vorlesen, weil aber seine Hände und seine Stimme dabei zu sehr zitterten, so übergab er ihn mir: „Lies Du! Lies Du!"

Der Brief ist seither mein Eigenthum geworden, er lautet:

„Mein herzlieber Franzl!

Keine größere Freud häst mir nit machen können, als mit der Nachricht, daß es Dir besser geht. Ich zähl schon die Tage, in drei Wochen ist Michelli! Du mußt um acht Tag früher kommen, weil wir zusamm Leut einladen müssen gehen und sonst auch noch zu thun hast. Ists Dir recht, daß wirs beim Schwannenwirt halten? Das muß ich wissen. Sechs Hochzeitbuben und sechs Kranzeljungfrauen, ists genug? Hast mit den Musikanten nit Du schon geredet oder sullt ich die Rottenmanner anhalten? Das wirst wissen, daß im Sonntag vor Michelli beim Schwannenwirt dem Hallstieger Karl seine Primiz ist. Grad zwei Tag auseinander, meine zwei liebsten Leut, Du und der Karl. Wann der kein Geistlicher worden wär, weiß nit, ob wir zwei uns hätten kennen gelernt. Das ist so viel ein lieber Kerl gewesen als Student. Wann ichs kunnt zwegen-

bringen, daß er uns copuliert! Was meinst dazu? Jetzt ist er noch nit da, thun aber schon all Kränz' winden für die Primiz. Schreibe, wann Du kommst und bringe fein volle Backen mit. Zu tausendmal grüßt und küßt Dich Deine treue

Maria Steiregger.

Liezen, 8. September 1879.

Beim Lindegg draußen wird schon ein Triumpfbogen gebaut. Der ist aber für den Primizanten."

Ich kanns nicht sagen, was dieses Schreiben in mir angerichtet hat.

„Nicht wahr?" fragte nun der Franz, „in vierzehn Tagen kann's doch so weit sein mit mir, daß ich heimfahre?"

„Wir wollen es hoffen," antwortete ich. Ein Bösewicht, wer immer die Wahrheit spricht! Hätte ich in diesem Augenblick gesagt, was ich dachte, wußte, es wäre ein Mord gewesen.

„Es fehlt mir — auch nichts mehr," versetzte der Franz und mußte den Satz vertheilen auf zwei Athemzüge, „nur noch ein Bissel schwach, aber das kommt, weil ich nicht viel essen hab können. Heute — wirds mir wohl schmecken."

In der Vereinsrestauration giengs lebhaft und heiter zu. Franz bestellte ein großes Stück Saftbraten, genoß davon zwei kleine Bissen und schob den Teller dann von sich — er habe keinen Hunger.

Als wir am selben Abende vor dem Cursalon beim Gartenconcert saßen, fiel es meinem armen Freunde ein, er müsse an die Rottenmanner-Musikanten schreiben. Mit zitternder Hand schrieb er auf einer Karte: „Will anfragen, ob die Musik für meine Hochzeit zu —"

Weiter kam er nicht. „Lieber Holz hacken — wie schreiben," murmelte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

An einem der nächsten Tage war das letzte Ballfest der Saison. Die in den Saal drängenden Curgäste hatten ihre Festkleider und Ballgesichter an. Die Ballgesichter sind eine eigene Gattung — ein Gemisch von Feierlichkeit, Heiterkeit und Langweile. Auch mein Franz wollte in den Saal, wo schon die Musik rauschte. Ich hatte Mühe, ihn davon abzubringen, der Abend im Freien sei ihm besser. So wollte er zum Brünnerhause hinaufgehen, wo man die Aussicht gegen das Oberland hat. Mit großer Noth brachte ich ihn, den auf mich Gestützten, zur kleinen Anhöhe hinauf. Als wir dort in einer Laube saßen, schritt Franzens Arzt vorbei. „Herr Hallstieger," rief er mir zu, „wollen Sie das Kibitzennest sehen, von dem ich Ihnen gesprochen habe, so kommen Sie einen Augenblick mit." Wir wandelten gegen das Hubertushaus, da sagte der Arzt: „Sie müssen Ihren Freund nicht zu viel umherschleppen, sonst bleibt er Ihnen unterwegs einmal todt im Arm. Lange wird er's nicht mehr machen." Das war das Kibitzennest. Ich kehrte um und fand den Kranken, wie er feuchten Auges einem Wagen nachblickte, der unten auf der Straße davonfuhr.

Ich hatte viel nachgesonnen, wie ich ihn trösten würde, wenn ihn plötzlich die Todesahnung überfalle, oder gar, wenn die Gewißheit aufleuchte, daß er sterben müsse in kurzer Zeit, ohne seine Heimatsberge, seine Braut je wieder zu sehen. Aber er war meines Trostes nicht bedürftig.

„Schon bald!" flüsterte er nun, da der Wagen seinen Augen entschwunden war, „schon bald fahre ich auch. Wie bin ich glücklich! Ich sage Dir, Karl, in der Nacht höre ich schon oft die Hochzeitsglocken läuten. — Höre! sie läuten auch jetzt wieder."

Es ist wirklich oft in stillen reinen Herbsttagen, als ob die Luft klänge. Wie sonnig hell stand der buchenbewaldete Kogel uns gegenüber

und sein Haupt ragte heiter in die Bläue des Himmels auf. Kein Vogel war zu hören, auf der gemähten Wiese sproßten junge Herbstzeitlosen. Und neben mir saß der sterbende Bursche und hörte seine Hochzeitsglocken klingen.

Lange mußte ich schweigen. — „Ist es doch," bemerkte ich endlich, „als ob die Natur, wenn sie so freundlich ist wie heute, den armen Menschen trösten, besänftigen wollte in seinem herben Leiden oder in seiner unbändigen Zuversicht. Als wollte sie sagen: Erdenkind, traue nicht zu sehr dem Glücke, nur in Stunden mißt es Dir die Freude zu. Sei demüthig, sei ergeben, vertraue mir. Ich habe noch Anderes, Besseres für Dich, als dieses Dein kurzes Leben, das vergänglich ist wie eine Blume. Liebe Menschenblume Du, mit der die Natur heute ihren bräutlichen Busen schmückt, wohl Dir, morgen fühlest Du den heißen Pulsschlag der Welt nimmer. Morgen ruhest Du in meiner dunklen Wiege und daneben sitzt Dein treuer Gott und schaukelt Dich . . ."

Aehnliches habe ich gesagt, scheinbar mehr für mich allein. Da tastete der Franz nach meiner Hand, drückte sie und sagte: „Nein, Karl, so traurig mußt Du nicht denken. So schlecht stehts doch nicht mit Dir."

So habe ich gesehen, wie felsenfest seine Hoffnung war. Und die folgenden Tage schien es, als richte ihn die Hoffnung wirklich auf. Er verlor von seiner Blässe und verzehrte ein größeres Stück von seinem Braten. Er müsse nun an das Abledigen denken, sagte er und begann seine Rechnungen zu begleichen und seine Habseligkeiten in den Koffer zu legen. Auch ersuchte er mich, für ihn einen Wagen nach dem Bahnhofe in Feldbach zu sichern. Ich traf selbst Anstalten zu meiner Abreise und so wollten wir zusammen fahren. Bis zum Schwanenwirt im Ennsthal, dort sollten sich unsere Wege trennen — der seine zum Brautgemach, der meine zum Altar. — Es sind schon Manche genesen, denen berühmte Aerzte das Leben abgesprochen; und es ist schon mancher Priester vor dem Kranken, dem er die letzte Oelung gespendet, in die Grube gestiegen.

Noch einmal machte ich meinen Rundgang im lieblichen Gleichenberg. Ich besuchte die Plätzchen, wo ich beschaulicher Gottesandacht gepflogen und Naturfreude genossen. Ich schritt vom Schweizerhaus, das mit seinen herrlichen Sprüchen wie ein offenes Buch dasteht im grünen Wald, zum neuen Prinz Johann-Denkmal hinan, über den Wierberg hinaus, um dem schönen Hochstraden noch einmal an die Brust zu schauen. Ich stieg zur Albrechtshöhe empor, um einen Blick ins weite Land zu thun, über die Hügel und Höhen meiner einzig einen Steiermark, bis zu den blauenden Alpen in der Ferne. Ich stieg zum Praterwäldchen hinab und zur Kirche, wo ich Gott für die erquickenden Tage dankte, die ich auf diesem heiterfriedlichen Flecklein Erde genossen, und wo ich bat um Gnade und Kraft für den schweren Beruf, der meiner harrte.

Später gieng ich ins Telegraphenamt, um daheim meine Ankunft anzuzeigen. Im selben Augenblicke gab auch der Directionsdiener eine Depesche durch den Schalter. Ich werfe ganz zufällig einen Blick hin und sehe die Worte: Franz Moringer eben verschieden.

Auf seiner Brunnenbank, an die Lehne zurückgesunken, war er todt gefunden worden, nachdem er ein Halbstündchen früher noch den Trunk gethan hatte.

Man erwartet es, und wenn's eintritt, kann man's doch nicht glauben. Etwas, das eben noch gesprochen, gesehen, gedacht, geliebt und gelitten

hat, wie ich, nun eine starre Masse — todt und kalt wie ein Stück Erde. Es ist kaum zu fassen. Als er in der Leichenkammer zu Trautmannsdorf lang ausgestreckt vor mir dalag, war in seinem Antlitze so viel Frieden und Befriedigung zu lesen, daß ich mir dachte: Franz, läge ich dahier an Deiner Statt! Dich hätten auf Erden ihre warmen Arme umfangen. Das welkende Reisig an meinem Triumphbogen wird doch nicht mehr frisch, auch wenn ich durch ihn einziehe. Besser ists für den Todten, im Grabe zu ruhen, als unter Lebendigen zu wandeln.

Am nächsten Tage habe ich den Curort verlassen.

Daheim war Jammer über Jammer. Aber der Maria hatte man das Unglück noch nicht mitgetheilt. Keiner von ihren Verwandten und Bekannten hatte den Muth, ihr die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams zu überbringen. Sie war, wie in Lust und Glück, so auch leidenschaftlich im Schmerze. Man wich ihr aus. Sie bemerkte das und ward unruhig. Da seitens der Moringer-Leute die Vorbereitungen zur Hochzeit einschliefen, so ahnte sie nichts Gutes und fragte einen Vetter ihres Bräutigams, ob es den Franz vielleicht gar gereut hätte, sie zu heiraten, weil er nicht käme und auch nichts von sich hören lasse, ob er im Unterland Eine gefunden hätte, die ihm besser anstünde?

„Das nicht," meinte der Vetter, aber schlechter soll's stehen mit ihm, wie man hört."

Mehr brachte, er aber nicht über die Lippen. Maria wollte sofort ihre sieben Sachen zusammenpacken und nach Gleichenberg reisen.

Um dieselbe Zeit kam ich nach Hause, und jetzt beschworen mich ihre Verwandten, daß ich ihr die Nachricht beibringen möchte. Auf mich hielte sie was und das Trösten, das müßte ich als Geistlicher wohl auch besser können, als andere Leute.

Das war ein harter Tag. Schon die vorhergehende Nacht hatte ich nicht geschlafen, aus Sorge und Nachdenken, wie ich ihr das Unheil ihres Lebens am mildesten beibringen könnte.

Zeitlich morgens gieng ich zu ihr und fand sie im Garten beschäftigt, Rosmarin und Nelken an die Stämmchen zu binden. Sie lief mir nicht entgegen wie sonst, daher sagte ich scherzhaft: „So gehts, so fällt Unsereiner in Ungnade bei den feinen Dirndeln auf Erden."

„Wenn's wahr wär'," versetzte sie und blickte mich schalkhaft an, „dem geistlichen Herrn wollt nicht viel darum gelegen sein."

„Wie kannst Du das wissen, Maria?"

„Was sollen wir Zwei viel Umständ machen?" sagte sie, „ich bin eine Braut und Du ein Bräutigam — freilich wohl ein himmlischer."

Ich wußte nicht, was auf so etwas geantwortet werden sollte, merkte aber, das wäre nicht der rechte Anlauf. Sie wischte mit ihrem Schürzlein die Erdstäubchen von den Händen. „Und jetzt steh," sagte sie zum Rosmarinstamm, „steh' fest, bis wir heimkommen. — Fort muß ich heute," sprach sie zu mir, „hast Du nichts gehört, mein Franz soll schlechter sein — in Gleichenberg."

„Ich komme von dort," antwortete ich, „er ist freilich schlechter."

„Komm her," rief sie und führte mich in die Laube, „sage mir — es ist doch nichts? Es ist doch nichts?"

Als wir in der Laube saßen — ganz nahe beisammen, weil das Bänklein kurz war — und als ich zwischen den Zweigen hinausblickte auf den üppigen Blumenflor, sagte ich: „Dein Garten sieht aus wie im Frühling."

„Halt fleißig gepflegt will er sein," war ihre Antwort. Dann schwiegen wir beide und immer größer wurde meine Beklemmung.

„Die Sonnenrosen!" sagte ich.

„Ja wohl,“ sagte sie, „Herbst wirds, da hilft Alles nichts.“

„Er ist schon seit länger unpaß gewesen,“ versetzte ich.

„Ich weiß nicht,“ war ihre Antwort, „mir hat er schon im Sommer nicht mehr gefallen wollen.“

„Was hältst Du eigentlich von seinem Zustand?“

„Mein Gott —“ sie wollte weiter sprechen, thats aber nicht, sondern hob einen tiefen Athemzug aus der Brust hervor. „Mit Gottes Hilfe,“ sagte sie endlich, „daß es doch noch einmal besser wird. In einer gesunden Haut steckt er nicht. Die Hochzeit muß verschoben werden, das sehe ich schon.“

„Es ist vernünftig von Dir, daß Du Dich in das Unvermeidliche fügst. Auf dieser Welt müssen wir allzeit auf Alles gefaßt sein.“

„In Gottesnamen!“ sagte sie.

„Maria,“ versetzte ich und faßte ihre Hand, die auf den Schoße lag, „wie würdest Du es ertragen, wenn Dir heut' oder morgen Einer die Nachricht brächte, daß er gestorben...?“

Sie entzog mir die Hand und preßte sie an ihre Brust. „Weißt Du was, Karl?“ fragte sie scheinbar ruhig und schaute mir mit einem durchdringenden Blick in das Auge.

„Ja, Maria, leider — ich bin dieser Unglücksbote.“

Sie war aufgesprungen. Hoch aufgerichtet stand sie da mit geballten Fäusten, geschlossenen Augen und rang nach Athem. Endlich sank sie am Strauchwerk zusammen und weinte still in sich hinein.

Ich war auf einen wilden Schmerzausbruch gefaßt gewesen, ich hatte gezittert davor — aber nicht so tief hätte er mich erschüttern können, als dieses ihr stilles Weinen. Ich bin zu ihr hingekniet, habe meine Hand an ihre Locken gelegt, an ihre Stirne — da sank mir ihr Haupt an die Brust und den warmen Arm an meine Achsel geschmiegt hauchte sie: „Karl, hilf mir!“

Ich weiß nicht — weiß es heute noch nicht — was das war, das in diesem Augenblick mein Haupt niederzog über ihr Gesicht, meine Lippen an ihre Lippen. Ich hatte das Gefühl, als versinke ich in eine schwüle Nacht — ein herber Stoß an die Brust brachte mich zum Bewußtsein. Maria warf einen zornglühenden Blick auf mich und eilte mit fliegendem Haar von dannen.

Bei meiner Primiz war sie nicht anwesend gewesen. Heute sind sieben Jahre seither verflossen. Maria lebt im Hause ihres Vaters und soll immer noch ein schwarzes Kleid tragen.

Ich predige den Sündern.

Am Grabe eines Idealisten.

in glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durch's All,
Wie selige Geister wandern.

Er hat ein reicheres Dasein geführt,
Als all' Ihr Schlemmer und Prasser,
Er hat ein edleres Feuer genährt,
Als alle die Hetzer und Hasser.

Er hat das Elend in Liebe geweiht,
Der Jämmerlichkeit sich verschlossen,
Er hat mit dem Blut von Eurem Blut
Ein höheres Leben genossen.

Er hat genossen in fröhlicher Ruh',
Was Ihr selbst im Kampf nicht erjagtet;
Er hat gebetet, gehofft und gejauchzt,
Dieweilen Ihr klagtet und zagtet.

Dieweilen Ihr geifernd das Leben verflucht,
Und geifernd darnach habt gehaftet,
Hat er sich im Lichte des Himmels gesonnt,
Im Schatten des Waldes gerastet.

Ihm war ein heiterer Traum dieses Sein,
Das Euch ein drückender Alp ist;
Das kommt, weil Euch der Magen beschwert
Vom Fraße am goldenen Kalb ist.

Dieweil Ihr auf allen Vieren kriecht,
Er fuhr auf dem Sternenwagen,
Ihn hat die göttliche Phantasie
Durch Ewigkeiten getragen.

Ihr sinket als Aas in's finstere Grab,
Als Samenkorn fällt er zur Erde.
Hab' einst ich im neuen Sein die Wahl,
Mit wem ich's wohl halten werde?

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durch's All,
Wie selige Geister wandern.

R.

Sommertage im Waldland.

Das größte Raffinement eines Weltgenießenden ist die Rückkehr zur Einfachheit. Wer sich an Austern und Champagner übersättigt hat, dem schmeckt Schwarzbrot und frisches Wasser wieder.

Ich hatte an den prunkvollen Stadthäusern und geistreichen Stadtleuten gerade wieder einmal genug. Die Akademien, Theater, Kunstgallerien und wissenschaftlichen Cirkel langweilten mich. Meine Bücherkästen und Büchertische und Bücherladen und Bücherstellen und Büchersendungen der Post waren mir lästig. Die Journale, Zeitschriften, Festprogramme, Parteimanifeste, die mir durch alle Fugen meiner Wohnung zugeflattert kamen, ekelten mich an. Ich hieng die Reisetasche um, that die Gedichte von Schiller hinein und einen Band von Goethe, den ich mit geschlossenen Augen wählte, nahm den Wanderstab und gieng in's Gebirge.

In den Mauern beunruhigt uns täglich drei- bis viermal die Post, sie greift wie eine fremde Macht in unsere Tage. Je größer die Spannung und Erregung, mit der Mancher dem Postboten entgegensieht, um so heilsamer, wenn dieser ganz ausbleibt und man am Morgen von den Göttern den Tag als Eigenthum in Empfang nehmen kann, ohne befürchten zu müssen, daß er durch fremde Wünsche und Willkür gestört werden könnte. Es ist nichts, das man so schwer zu vermissen vermeint und so leicht vermißt, als den Briefträger — heißt das, so lange uns die Zauber des Waldlebens umstricken. Vergißt man in ihnen ja sogar seiner eigensten Gewohnheiten, körperlichen Gebrechen und Leiden.

Wo weitum kein Wirtshaus und keine Poststation war, kehrte ich in einem Bauernhofe zu, in der Absicht, dort alt zu werden und zu sterben, falls mich nicht etwas wieder zurücktriebe in das Weltleben. Eine besondere Stube konnte ich nicht haben, wohl aber stand mir die gemeinsame offen, in welcher Hausvater, Hausmutter, Kinder, Großeltern und das übrige Gesinde, einschließlich der Hunde, Katzen und Hühner, zu den Mahlzeiten oder auch zur Schlafenszeit sich einfanden. Mir wurde in der Heuscheune ein

Bett aufgeschlagen und die Erlaubnis ertheilt, ein Dachbrett zu verschieben, falls es mir im Raum zu finster wäre.

Nun ist aber in einem Bauernhofe eine absolute Finsternis gar nicht denkbar; zu allen Fugen lodert das Sonnenlicht herein, ja selbst die Sterne in der Nacht gucken noch in den Frieden und in die Geheimnisse der Kammern.

Manchmal aber vernehmen im Waldhofe die Ohren des Menschen mehr, als die Augen des Himmels. Bisweilen sind es zwar nur Nachklänge. Es mußte im Hause gestern der Ausdruck: „Alte Margerl" gefallen sein. In dieser Nacht hörte ich aus der benachbarten Knechtekammer ganz deutlich folgenden Erguß: „Von Dir hätt' ich's am wenigsten gedacht, Kaspar, daß Du mir den Spitznamen »Alt« aufbringst, von Dir thut mir's am allerwehesten. Einmal bin ich Dir jung genug gewesen. Weißt Du noch, wie Du mir das erstemal nachgeschlichen bist auf den Heuboden? Hergenommen hast mich, und so ein jung frisch Bröckel Gottesgab, hast Du gesagt, kann der Christenmensch nicht verachten. So ein jung Bröckel, hast Du gesagt! — Aber Margerl! höre ich eine männliche Stimme, das ist ja vor dreißig Jahren gewesen! — Dreißig Jahr hin, dreißig Jahr her! ruft sie, eine Dirn, die dem braven Burschen e i n m a l jung gewesen, wird er sein Lebtag nicht a l t schimpfen. Und bin ich's? Schau her, ob ich's bin! — Blutjung bist, sagt er, weil's bei der Nacht finster ist; aber gestern bei'm Tag ist's licht gewesen. Schau' mich an bei Tag, ob ich nicht auch meine grauen Haar' und meine Runzeln hab'. — Deswegen ist's am besten, wir schauen uns bei Tag gar nicht an. — Ist mir ganz recht, und bei der Nacht schlafen wir. Gute Nacht."

Was weiß ich? Unangenehm genug, daß ich aus meiner guten Ruh' gestört worden. Ich nutzte mein Obdach nur zur nächtlichen Rast, tagsüber schwamm ich draußen in der warmen Juliluft durch die Wälder, Bergschluchten und Hochmatten.

Manche besitzen ihr Taschenmesser in scharfem Zustande nur kurze Zeit, im schartigen tragen sie es viele Jahre lang mit sich herum. So geht's auch mit der körperlichen Gesundheit. Ich schneide meinen Wanderstab in Wald und Berg längst schon mit der schartigen Klinge und wundere mich nur, daß der also geschnittene Stock manchmal, wie beim heiligen Josef, noch grüne Zweige treibt.

Wie erquicklich waren mir also die Tage im Waldland!

Der Himmel war stets wolkenlos und die Luft so trocken, daß der Rauch eines in weiter Ferne brennenden Waldes in milchstraßenartigen Bändern tagelang am Firmament zu sehen war.

Gerne saß ich auf einem hochgelegenen Waldanger, der mit jungen, üppigen Fichten umstanden war; über den scharfzackigen gekreuzten Wipfeln blaute ein fernes Felsgebirge herein, in welchem man zur Nachmittagszeit die leuchtenden Kalksteintafeln und die schattigen Schründe und die Schneereste in denselben genau sehen konnte. Mitten auf dem Anger standen zerstreut etliche Lärchenstämme in ihren regelmäßigen, lichtgrünen, weichen Kegeln auf. Ein einziger solcher Baum schon ist wert, daß man ihn tagelang betrachte. Hoch hinauf der ästelose Schaft mit seiner rauhen, in wunderbarer Unregelmäßigkeit zersprungenen Rinde. Diese Unregelmäßigkeit innerhalb des höchsten Ebenmaßes kann kein Mensch machen; das menschliche Auge ist in diesen Dingen doch so plump, die menschliche Hand so unbeholfen! Wer nur an einem Buche einen marmorierten Schnitt machen will, der muß die Naturselbstzeichnung einer mit Farbe marmorierten Wasserfläche dazu benützen. Wer einen Sternenhimmel zeichnen will, der muß, um die scheinbare Unregelmäßigkeit zu fin-

den, Körner auf die Fläche streuen. Ja selbst der Maler einer baroken Arabeske findet seine ersten Anhaltspunkte nur, wenn er kleine Hölzchen oder Sand wie zufällig auf das Blatt schleudert. In dieser äußerlichen Unordnung liegt das Geheimnis der höchsten Ordnung. Wer die rauhe Rindengestaltung eines Lärchbaumschaftes aus eigenem Augenmaße nachbilden wollte, der brächte ein lächerliches Ding zuwege, das mit der Natur nicht die geringste lebendige Aehnlichkeit hätte.

Von einem ursprünglich angelegten, mit wunderbarer Begabung ausgezeichneten Menschen sagt man: er ist genial. Kann man das auch von der Natur sagen? Gewiß nicht. Die Natur steht unendlich erhaben über dieser Bezeichnung. Betrachten wir den Lärchbaum noch in seiner Ast- und Zweigbildung. Es gibt an dem ganzen Baum keinen Ast, keinen Zweig, der einem andern Ast oder Zweig ganz gleich wäre. Es gibt am Baum keine Nadel, die einer andern genau ebenbürtig wäre, sowie behauptet werden kann, daß auf der ganzen Welt nicht zwei Laubblätter wachsen, die in allen ihren Theilen vollkommen gleich wären. Welch eine scheinbar willkürliche Unregelmäßigkeit in dem Geäste, Gezweige, und welch eine unbeschreibliche Harmonie und Einheitlichkeit im ganzen Baum! Wer besiehlt es jedem einzelnen Ast, daß er so lange hinauswachse und strebe und seine Zweige strecke, bis diese die gleiche Linie mit allen Anderen erreicht haben? Wer ruft ihm Halt zu, sobald er in Einklang mit allen Anderen steht, so daß der Lärchbaum im Großen genau die länglich kegelförmige Gestalt hat, wie das rothe Blütenkätzchen, das dieser Baum im Frühjahr auf seinen Zweigen wiegt? Daß es nicht Engel sind, die da stutzen und glätten, und den Baum sozusagen frisieren, das haben die Männer der Wissenschaft mit einer fast leidenschaftlichen Bestimmtheit festgestellt. Gleichwohl sind sie uns den Aufschluß, wie das eigentlich zugeht, schuldig geblieben oder haben denselben in eine Art gekleidet, mit der uns gewöhnlichen Leuten nicht gedient ist. Ich denke mir meinen Theil, oder vielmehr, ich empfinde ihn, und ich bin tiefinnerlich froh, wenn ich in Waldeinsamkeit die Thaten der Natur ahnen und schauen kann. Daß selbst im Walde, im Baume aus der unendlichen Verschiedenheit der Individuen die Einheitlichkeit des Ganzen hervorgeht, beruhigt mich; auch unter uns Menschen gibt es viele absonderliche und widerhaarige Gesellen, Parteien, Völker, sie gehören eben auch dazu und werden dem Ganzen nicht schaden.

Immer darf man aber auf die Verwandtschaft und Verständnisinnigkeit zwischen dem Menschen und seinem Gegenüber, der äußeren Natur, nicht bauen. Vor mir stand ein junger, strammer Fichtenbaum, der hatte so dichte, geschmeidige Aeste, so saftige Zweige und sein Wipfel war üppig vollbeladen mit dunkelrothen, harzigen Zapfen. Wie manches zweibeinige Geschöpf, so dachte ich ihm zu, kann Dich wohl niederhauen mit der Axt, aber Deine strotzende Jugendkraft kann er sich nicht aneignen. — Da kam ein Windstoß, die Baumhäupter rauschten und bogen sich, der junge Wipfel mit den Samenzapfen aber brach unter seiner eigenen Last und stürzte zur Erde. Hier hat es doch an dem richtigen Verhältnis gefehlt zwischen Kraft und Kraft; die Kraft des Individuums war zu schwach, um die Kraft des Geschlechtes ertragen zu können. Oder soll derlei nicht manchmal auch an Menschen vorkommen?

Zum Walde gehört der Jäger, aber er zerstört mitunter die Stimmung. So ein stattlicher Bursche mit Doppelgewehr und Hirschfänger sieht recht tapfer aus; ich vermuthe aber, daß lange nicht so viele schmucke Jäger in den Wald gehen würden, wenn die Rehböcke und Auerhähne ebenfalls

Doppelgewehre und Hirschfänger bei sich hätten.

Der Jäger Florian in hiesiger Gegend hat vor kurzem einen „Rehrufer“ gekauft. Das ist ein Messingpfeifchen, durch welches man den Lockton junger Rehe und Rehweibchen nachmachen kann. Damit wird der Rehbock herbeigelockt um niedergeschossen zu werden. Beim Familiensinn also wird das Thier durch den Herrn der Schöpfung gefaßt, um es zu überlisten. — Ich freue mich über die Maßen, daß ich nicht so bin wie die Thiere, sondern das „edelste Geschöpf“ — ein Mensch. —

Am traulichsten ist mir in der Waldschlucht, wo das kalte Wasser gischtet. Wo nicht ein Gebirgsbach rauscht, dort ist keine echte Sommerfrische. Nichts Erquickenderes, als die kühle, thauende Luft, die über solchen Wassern uns anhaucht. Wir stehen am Bache still und blicken in das vorüberziehende Wasser und meinen, wir seien die Feststländigen. Das ist aber wieder einmal umgekehrt; die Menschen, die Geschlechter ziehen vorüber, der Bach hat unseren Voreltern das Taufbecken gefüllt und wird unseren Nachkommen die Gräber bethauen. Die Menschheit ist wohl mit Wasser vergleichbar, aber nicht mit über Kieselsteinen fließendem, sondern mit gen Himmel steigendem und vom Himmel in Tropfen zur kühlen Erde fallendem.

Die Freundschaft mit dem Waldbach ist übrigens nur bei einiger Entfernung gut. Wer sich aus Liebe zu ihm in sein Bett legen wollte, dem ergienge es übel. Und so trifft es sich ja häufig, daß die Wesenheiten der äußeren Welt, die der Naturfreund so begeistert verehrt, bei näherer Berührung unsere Feinde werden. Platonisch wollen sie von uns geliebt sein, sonst hätte der schönste Bach Lust, uns zu ertränken, der freundlichste Baum, uns todtzuschlagen, das herrlichste Felsgebirge, uns in den Abgrund zu schleudern. Wenn ich durch Wald und Flur wandere, begehre ich keinen Nutzen. Ich bescheide mich und bin doch im Vollbesitze höchster Güter. Ich konnte einmal nicht verstehen, was die Religion sagt, nämlich daß die Auserwählten in der ewigen Anschauung Gottes selig seien; und nun bin ich schon selig, wenn ich fortwährend die Matten und Wälder, die Wasser und Wolken anschaue!

Dazu bedarf es freilich noch eines Zaubers, der aus unserem Innern kommt und dort geweckt werden muß. Ein oder zwei Bücher stehen zur großen äußeren Welt im richtigen Verhältnis. Sonst haben wir zu viele Bücher und zu wenig Natur. Wer in seinem stillen ländlichen Kreise nichts als einen Band von Schiller oder Goethe in der Tasche hat, und hinter derselben ein wahrhaft lebendiges Herz, der wird — und er braucht keinen gelehrten Ausleger dazu — die Reichthümer allmählich entdecken, die in dem Buche niedergelegt sind und an denen er sonst etwa durch andere, durch nichtige Bücher beansprucht, zerstreut und irregelockt, sein Leben lang vorüber gegangen wäre. Versuche es einmal Einer und lese in der stimmungsvollen Waldeinsamkeit ein Gedicht von einem jener Großen! Das wird anders sein, als wenn er den Band in seiner Arbeitsstube aus dem Bücherkasten gezogen und so im Vorbeiblättern ein wenig darin genascht hätte. Glaubt mir nur, man kann bei zu vielem Lesestoff das Lesen ganz curios verlernen! Man wird flatterhaft, genäschig, ohne zu genießen, wählerisch, ohne zu wählen, launenhaft kritisch, ohne wirklich zu urtheilen. Eine Bibliothek ist wie ein Harem, aber ein einziges Buch ist wie eine Geliebte, mit der man allein sein muß, wenn man ihre Süßigkeit und ihren Gehalt inne werden will. Wenn mich im Walde aus meiner Lectüre das Brausen des Wildbaches aufweckt oder der helle Schlag einer Amsel oder der still

herauwehende Duftहauch einer Ciclame, so zerstört das die Stimmung nicht, erzeugt sie vielmehr.

Gefährlich wird im Walde dem Buche nur die trällernde Hirtin oder die leichtgeschürzte Beerensammlerin. Dagegen kann kein begeisterter Hymnus Schillers, kein glühendes Weltlied Goethes aufkommen. Wenn ich schon den Stein und den Baum und die Blume und das Käferchen des Waldes so aufmerksam und eingehend betrachte und auf mich anwende, warum soll ich ein Gleiches nicht mit der jungen Hirtin thun? Sie gehört doch auch zur Natur, in die ich mich ja ganz und gar versenken will, und Goethe räth' mir selbst, ich solle sein Buch in's Gras werfen und der holden Schäferin nacheilen. Der Mann versteht sich d'rauf, und wenn die Kleine auch noch nicht über siebzehn Sommer zählt, so hat doch die Sonne dieser Sommer ihr Gesichtlein, ihre Arme und rundlichen Schultern so frisch bräunlich gefärbt, die Glieder sanft geschwellt und in den schwarzen Aeuglein eine Glut entfacht, daß man sie wohl vergleichen kann mit der reifen Himbeere, die sie in ihr Körbchen sammelt.

Ich erhebe mich sachte von meinem Mooskissen, um mir von ihr eine Beere zu erbitten, da huscht aus dem Dicicht flink wie ein Hirsch ein Jägerknab', wirft Gewehr und Weidtasche, Hut und Rock von sich und in Hemdärmeln faßt er die Maid um die Lenden und schwingt sie so hoch, daß er an ihren rothen Lippen saugen kann. Sie wehrt sich, aber je strammer sie ihre runden Arme gegen seine Brust stemmen will, desto fester umspannt er sie und preßt sie an sich. Sie würde um Hilfe rufen, fürchtet aber, daß sie Jemand hören und sich in den Handel mischen könnte. Jetzt haben sich noch dazu ihre nußbraunen Haarflechten gelöst und so unselig um den Nacken des schlanken Knaben gewunden, daß er sich tief niederbeugen muß, wenn er sie wieder auf den Boden stellen will. Ehe denn aber ein Jägersknab' den Nacken beugt, eher kniet er hin. Ich erkenne bald, daß hier meines Bleibens nicht länger sein könne; die Natur hat ihr Allerheiligstes, in das wir nicht zu jeder Stunde blicken dürfen.

An demselben Tage zeigt mir das Waldleben auch eine ganz andere Seite. Ich bin noch durchglüht von dem idyllischen Ereignis, dem ich entfliehen mußte, als ich auf dem steilen Hohlweg, den ich abwärts gehe und auf dem wegshin die rinnförmige Spur eines geschleiften Holzblockes ist, eine dunkle Masse liegen sehe. Aus der Ferne halte ich es für einen zusammengeballten Mantel, als ich in die Nähe komme, sehe ich ein zu einem Ballen zusammengewalztes Menschenwesen daliegen, dessen Glieder noch ein wenig zucken. An dem schier zwischen die Beine durchgepreßten Haupt erkenne ich den Sepp am Rain, einen Häusler, dessen Vermögen in zwei Pferden bestand, mit denen er durch Holzfuhrwerk seine zahlreiche Familie ernährte.

„Aber Sepp!“ rief ich, „was ist das? Was ist geschehen?“

Er rollte langsam sein Auge gegen mich und todtenblaß bis an die Lippen sagte er: „Geh', hilf mir ein wenig zurecht. Mich hat's arg erwischt.“

Als ich den Mann aber zurecht rücken wollte, ächzte er vor Schmerz und sagte: „Laß' mich, wie ich liege, und gehe meinem Fuhrwerk nach, das ist davon mit meinem Bübel; weiß Gott, was dem geschieht! — Wir haben,“ fuhr er unter Athembeklemmung fort, „Holzblock geschleift. Da fliegen Wildtauben auf, die Rösser erschrecken, thun einen Sprung und rasen davon. Ich will einschleifen, stolpere, komme unter das Holz. Hat mich mitgeschleift, hat mich so zusammengewalzt. Auweh, mit mir ist's vorbei. Ich bitt' Dich und bitt' Dich,

lauf' den Rössern nach — mein armes Bübel! Auweh!"

Man muß freilich den Sterbenden, den man doch nicht retten könnte, verlassen in seiner größten Noth, wenn ein Anderer in Lebensgefahr unsere Hilfe heischt. Ich ließ ihn liegen und lief wegabwärts, mit jeder Wendung erwartend, den Knaben ebenso wie den Vater zermalmt auf dem Wege liegen zu sehen. Es war aber nichts, als die gleichmäßige Spur des geschleiften Holzblockes. Zehn Minuten lang mochte ich so dahingeeilt sein, eine Ewigkeit waren sie mir, und eine Ewigkeit könnte man laufen in solcher Aufregung, ohne zusammenzubrechen. Und kein Mensch glaubt es, wie viel man denkt, im Geiste sieht, im Herzen empfindet bei solcher Jagd hinter dem Unglücke her!

Endlich an einer geschlossenen Thorschranke standen die Pferde mit dem zweiräderigen Blockwagen. Und auf dem Blocke saß der etwa siebenjährige Knabe und schaute verblüfft drein, daß anstatt des Vaters ein Fremder kam.

Ich hob den Knaben auf den festen Boden herab, spannte an einer Ausweichstelle den Wagen los und führte die Pferde und das Kind eilig hinab zum Häusel am Wiesenrain. Als wir demselben nahe kamen, fieng der Knabe an zu rufen: „Simon! Simon!" Das war ein alter, krüppelhafter Mann, der in dem Häusel auf der „Einlege" saß. Er kam aber nicht hervor, weil ihn seine Beine nicht tragen konnten, hingegen eilte, von sechs unerwachsenen Kindern umgeben, das Weib des Sepp aus dem Hause, und als sie den fremden Mann mit den Pferden kommen sah, wollte sie zusammensinken vor Schreck.

„Seppin!" rief ich ihr zu: „Euer Mann, geschädigt ist er worden."

„Arg?" fragte sie mit gefalteten Händen, „um Gotteswillen, arg geschädigt?"

„Ich weiß es nicht. Oben im Wald liegt er."

„So hat er sich gar einen Fuß gebrochen?" jammerte sie.

Wir giengen so schnell wir konnten der Unglücksstelle zu. Während des Laufens war ich bestrebt, sie vorzubereiten, ich wußte, wie glücklich und liebevoll das Ehepaar mitsammen gelebt hatte. — „Ein Fuß dürfte freilich hin sein, vielleicht beide. Er hat Schmerzen. Wenn ihm nur nicht auch die Arme gebrochen sind, er scheint unter das Holz gekommen zu sein. So etwas kann grob verletzen, grob..."

Zusammengekauert, wie er früher gelegen, so haben wir ihn gefunden. Keine Spur des Lebens war mehr in ihm. Das Weib riß ihn empor, sein Haupt sank auf ihren Schoß, mit gebrochenem Auge, die Schmerzenszüge noch um den halboffenen Mund, so erzählte er stumm, was geschehen war. Das Weib labte ihn, tröstete ihn, herzte ihn mit den rührendsten Worten, rüttelte ihn und rief ihn laut beim Namen, als sei er aus tiefem Schlaf zu wecken; da aber kein Lebenszeichen mehr wiederkehrte, als er kalt und starr wurde, da preßte sie ihr Angesicht an seine Brust und begann herzzerreißend zu weinen.

Am Morgen, als der Sepp mit seinem Söhnlein ausgefahren war, hatte er ihr noch heiter zugerufen: „Liesel! heute mußt Du uns aber doch einen guten Sterz kochen zum Frühstück!"

„Nichts da!" hatte sie scherzend erwidert, „für so zwei Lotter, wie Ihr seid, ist die Milchsuppe auch gut genug. Den Sterz kriegt Ihr auf den Abend, wenn Ihr heimkommt und ich sehe, daß Ihr ihn auch verdient habt." —

Am nächsten Tage, als ich das Häusel wieder besuchte, lag er im Vorgelaß aufgebahrt. Auf zwei Stühlen ein langes Brett, über dem darauf schmal und schlank ausgestreckten Leichnam ein Leintuch gehüllt. Zu Häupten auf einem Bänklein ein Trinkglas, in welchem schwimmend auf dem Oel das Aemplein brannte; ein Kinder-

schälchen mit Weihwasser und Tannenzweig und das hölzerne Crucifixlein vom Hausaltar — das war Alles.

Die Kinder standen an der Bahre herum und hatten sich mit der seltsamen Thatsache, daß hier unter dem weißen Tuche der Vater schlafe, bereits vertraut gemacht. Als sie ihn todt in's Haus gebracht, ihn, der sonst mit ihnen immer so munter gewesen, da brachen die Größeren in Weinen und Rasen aus und rissen hierin auch die Kleineren mit, die doch nicht einmal ahnten, um was es sich handle. Nun standen sie Alle da herum und der Familienvater, Ernährer und Schützer, der einzige treue Freund auf der Welt, lag still und starr auf dem Brette; im Hause und in der Nachbarschaft wurden Anstalten getroffen, ihn fortzutragen und zu begraben.

Das Weib war gefaßt. Weinen konnte sie nicht mehr, mit Klagen war der unermeßliche Stein, der ihr auf dem Herzen lag, nicht zu heben. In dumpfer Stimmung — wie halbträumend — verrichtete sie die gewohnten häuslichen Arbeiten, hegte die Kinder und ordnete das Leichenbegängnis an. Allemal aber brach ihr Schmerz los, wenn ihr einfiel, wie sie ihm an seinem letzten Tage das gute Frühstück versagt hatte. — So — Ihr lieben Freunde — so ist unser Gemüth. An Unbedeutendes oft klammern sich die Gewalten des Herzens, wenn das Bedeutende zu groß, zu allgemein ist, um es zu fassen.

Wie manches Familienvaters Leben, Arbeiten, Kümmern, Leiden und Sterben ist ein unausgesetztes Brandopfer für Weib und Kind. Nicht anders ist's bei Manchem, als daß er willig seinen Leib an's Kreuz schlägt für das Leben der Seinen, daß er unter seinen Mühen und Lasten, unter den Schlägen, die ihm im Kampf um sie versetzt werden, langsam verblutet oder auch, wie es hier der Fall gewesen, plötzlich ein Opfer seines Berufes, seiner Arbeit wird. Glücklich das Weib, welches sich keines anderen Fehls anzuklagen hat, als daß es dem Einzigen sein Lieblingsgericht anstatt am Morgen erst am Abend vorsetzen wollte.

So hat auch das Waldland seine bunten Neuigkeiten, und es ist fast allemal Herzblut dabei. Ich schaute hinab auf den langen Leichenzug, als er sich nach einem Morgengewitter durch das grüne Engthal bewegte. Die Leute von der ganzen Gegend — und der Wald ist durchaus nicht so menschenleer, als man glauben möchte — waren zusammengekommen, um dem armen Weib das schwere Kreuz tragen zu helfen, das so plötzlich vom Himmel gefallen war. Auch der schlanke Jägerknab' und die Schäferin giengen hinter dem Sarge drein — bei ihnen wird's auch einmal so sein. Nebenhin rauschte das Wasser, auf den Wipfeln der Lärchen und Fichten jubelierten die Vögel, und am Himmel stand hoch und hell ein Regenbogen. Und wie der saftiggrüne und blühende, von Waldhöhen umrandete Thalkessel unter dem Regenbogen so dalag, war es zu sehen wie ein ungeheuerer Blumenkorb, der einen siebenfarbigen Henkelreifen hat.

Wenn die frivole Welt wieder einmal um meine Seele werben will — diesen Korb gebe ich ihr.

Schlumperliedeln
oder
wie der Voigtländer seine Liebe singt.

Die Meinung, daß nur die Aelpler ihre Vierzeiligen und Schnaderhüpfeln hätten, ist eine irrige. Das vierzeilige Volksliedchen ist in vielen Ländern, selbst bei den Romanen und Griechen, verbreitet. Hier veröffentlichen wir eine Reihe von Schlumperliedeln, Schlemper- oder nachlässig hingeworfene Bummelliedchen, wie sie in Sachsen, im Thüringerwalde und besonders im Voigtlande ganz ähnlich wie in unseren Alpen entstehen und gesungen werden. Dieselben erbringen einen neuen, wenn auch überflüssigen Beweis, daß die deutsche Volksseele im Norden wie im Süden die gleiche ist.

Wos kümmt do drübn vun Bergel rei?
He guchhe!
Es muß doch wuhl mei Schotzel sei?
He guchhe!
Er gieht vorbei und kümmt net rei,
Er muß s doch net gewesen sei.

Wenn Du mei Stäärla bist
Und ich Dei Staar,
Herz ich Dich, küß ich Dich,
Friß ich Dich gar.

Herzig Schätzele,
Gib mir a Schmätzele,
Reck Dei Schnäbele her ze mir,
Drück Dei Herzele
An mei Herzele,
Nachher meinst Du's gut mit mir.

Mei Schatz is schie steif,
Und wie funkelt sei Pfeif,
Und wie funkelt sei Hut,
Dem Luder bin ich gut.

Mei Schatz is schie kla
Und aufrichtig a,
Wos nutzt mr de Läng,
Wenn se net aufrichtig senn?

Kla bin ich, dös waß ich,
Grueß mog ich net sei,
Sünst ka ich bei man'n Schotzel
J'n Fenster net nei.

Schneeweiß und eiskalt
Und mei Bett steht im Wald,
— In a rothbäckets Bürschla
Verliebt mr sich bald.

Ich und mei Schatz
Senn an an'n Tog geburn,
Drum semm'r mit 'nanner
Su schwarzaget wurn.

Mei Schatz is vun Adel,
Vun Adel is er,
Er hot naer an'n Tadel,
Kanne Wadel hat er.

Do drübn kümmt a Fuhrma rei,
Fuhrma halt still, halt still.
Wer werd der Fuhrma sei,
Der mich habn will?

Kan'n Fuhrma mog ich net,
Fährt ze weit aus,
Ich möcht an Schneider habn,
— Blabt in man'n Haus.

Kan'n Schneider mog ich net,
Schneid't ze viel zu,
Ich möcht an'n Schuster habn,
— Macht mir a Paar Schuh.

Kan'n Schuster mog ich net,
Hot schwarze Händ;
Ich möcht' an'n Weber habn,
Werkt mr a Hemd.

Kan'n Weber mog ich net,
Riecht sehr noch Schlicht,
Ich möcht an'n Kaufma habn,
Woegt nochn Gewicht.

Kan'n Kaufma mog ich net,
Woegt ze viel aus,
Ich möcht an'n Bauerschbubn
Mit an'n schön'n Haus.

Die Bauern senn lustig,
Drum gibts 're su viel,
Weil jedes schänns Madel
An'n Bauer habn will.

Mei Schatz is a Goeger,
A Goeger in Bett,
Do braucht er ka Büchs
Und ka Gogdtaschen net.

Mei Schatz is a Schandarm,
Und a Schandarm muß's sei,
Die Schand is'n Küenig,
Und der Darm der is mei.

Von Wien kumm ich her,
Und von Wien senn de Pfer',
Und von Wien is der Wogn
Und an Wiener muß ich hobn.

Drei schnieweiße Gäns
Und a schöß bairisch Mensch
Und a Beutel voll Geld
Is mei Freud af dr Welt.

Ich ho mrsch amol überleggt,
Vun manen Schatz do loß ich net,
Und der muß's amol sei, muß's sei,
Und der muß's amol sei.

Und loß ich a a wing drva,
Do häng ich mich gleich wieder na,
Denn der muß's amol sei, muß' sei,
Denn der muß's amol sei!

Mei Schatz is im Himmel
Und ich af der Er'n,
Wie lang werd's noch dauern,
Bis mr zsamm kumme wern.

Kerschen sei süß,
Sei Stiel-la dra, Stiel-la dra,
Börschle sei falsch,
Dös waß ich scha, waß ich scha,
Börschle sei falsch,
Dös waß ich scha.

Mei Herz und Dei Herz
Is a Klump-n,
Mei Hemm und Dei Hemm
— Is a Lump-n.

Madel, wenn de freie wißt,
So nimm Dir an Superlend.
Der wird Dir Dei Sünd vergebn,
Gottschlipperschlapperment.

Unter dem Berlebam
Mach' mrsch net aus, net aus,
Hänge ze viel Berla dra,
Die redens aus.

Mei Schatz hot a Wiesel,
Is a Brünnel drinn-a,
Wersch Wiesel werd mähe,
Werds Brünnel finn-a.

De Leut hamm mir an Brief geschriebn,
Ich soll mei Schotzel nimmer liebn,
Do lieb ichs halt noch immer fort,
— Den Leuten grod zu Tort.

Wenn ich ze man'n Schotzel gieh,
Hots an Reif und an Schnie,
Wenn ich widder rückwärts gieh,
Noch blüht der Klie.

Hausthürriegel, Stallthürriegel,
Mei Schatz haßt Anne-Minel,
Anne-Minel stih auf, mach auf,
Anne-Minel mach auf!

Schöner Bu, feiner Bu,
Schnür mir mei Leibel zu,
Net ze eng, net ze weit,
Döß's mich recht freut.

Geh net in Boden nauf,
Is der Voter drobn!
Wos bist'n für a Trampel,
Host de Schuh net auszogn!

Af de Frei bin ich gange
Zr Nachbarsch Hann-a,
Die hot a Paar Ba
Wie die Wasserkann-a.

Ludeln, Ludeln iß ich gern,
Senn noch net gesotten,
Klane Madle lieb ich gern,
Drubn in öbern Boden.

Drubn 'ne Bueden leit a Bret,
Wenn's naer net su wackeln thet,
Wackelt auf und nieder,
— Schotzel, kumm bal wieder.

Wer Epfel kaft und kost't se net,
Wer a Madel freit, und probiert se net,
Dös muß a rechter Dummer sei,
Der sieht dös Ding net ei.

Alles in der Welt, Alles in der Welt,
Naer ka klans Kind,
Klane Kinner machen Schimpf und Schand,
Treib de gunge Börschla af'n Land,
Alles in der Welt, Alles in der Welt,
Naer ka klans Kind!

Wenn ich gleich trutzig schau,,
Falsch bin ich ober net,
Dös is mei alter Brauch,
Kennt 'r mich denn net?

Du Luder, Du dicks,
Du bist mr nischt nütz,
Ich mog Dich net hobn,
Und wenn De Lautholer schwitzt.

Unter der Schupf leit Haberstroh,
Und über der Schupf do leit Heu,
Und wenn mich mei alter Schatz nimmer mog,
Do ho ich scha widder zwa, drei.

Vormittig gieh ich ze Brannteweı,
Nomittig gieh ich ze Bier,
Und wenn mich mei alter Schatz nimmer mog,
Do ho ich scha widder drei, vier.

Itz is aus, itz is aus,
Itze is 's scha geschehn,
Itze hot der Bu 's Dendel ghalst,
Und ich ho's gesehn.

Madel, wos hot denn Dei Freier gsoggt,
Weil er is gange vun Dir?
„Hot gesoggt: Wenn ich ka schännere krieg,
Kumm ich halt widder ze Dir".

Madel, wos hoste denn drauf gesoggt,
Als Du die Red host gehiert?
„Ho gedacht, gieh naer, Du dummer Gung,
Bist jo mei Herz gor net wert."

Hob ich Dir'sch, hob ich Dir'sch,
Hob ich Dir'sch net längst gesogt,
Döß ich Dich, Döß ich Dich,
Döß ich Dich nimmer mog?

Mei Schotzel is gewannert,
Weit über die See,
Drüm thutt mr mei Herzel
Su innerlich weh.

Su innerlich weh,
Ich thu nimmer lachen,
Wos werd denn mei Schotzel
In dr Fremm daußen machen?

Der Schatz, den ich net mog,
Den sieh-n-ich alle Tog,
Der mir mei Herz erfreut,
Der is su weit.

Ich wölt, ich wär gestorben
Und läg im kühlen Grab,
Und könnt mein Schatz umarmen,
Den ich verlassen hab.

Meine Mutter froegt mich alle Tog,
Ob ich nanet (noch nicht) heiern mog,
Heiern möcht ich alle Tog
Wenn mich aner mog.

Do hinter man'n Voter sein' Ochsenstall,
Do kribbelt und krabbelt a Hos —
No is mr denn kane vun Gott beschert,
Ei thunne se alle su groß?

Af der Welt is nischt schönersch
Als a ledigs Paar Leut,
Wenn's Wiegel net rumpelt,
Und's Kinnel net schreit.

Klane Kügla muß mr gießen,
Wemmr Vögla schießen will,
Schwiegermütter muß mr grüßen,
Wemmrsch Töchterla hamm will.

Repünzela, Repünzela
Die wachsen untern Schnie,
Und wenn die Madel Weiber wern,
Do sehnne se nimmer schie.

Mei Fra und Dei Fra
Döß sei a Paar rechte Luschen,
Meine säuft den Kaffee gern,
Deine will's vertuschen.

Mei Alte hot's Kalte (Fieber),
Hot's alle drei Tog —
's is Schod üm mei Alte,
Döß se's Kalte su hot.

Hübn a Teichel, drübn a Teichel,
Mitten is a Feuerla,
Is das Madel noch ze kla,
Liebt se scha ihr Freierla.

Am Saume des Schwaben.

Eine Wanderung in der Heimat von P. K. Rosegger.

Eines Tages schüttelte ich wieder einmal den Staub von den Füßen und gieng davon. Bei diesem „Staubvondenfüßenschütteln“ braucht man sich bequemer Weise nichts zu denken, falls man sich nicht sehr viel dabei denken will.

Fort ins Gebirge!

Der Hochschwab breitet die steinernen Falten seines Mantels weit über das Land, und noch weiter hin legt er die Schleppen seiner grünen Wälder und Almen, besetzt mit den Silbersäumen klarer Bäche. Ein wonnig Wandern ist es in diesem Bereiche — ich habe mir's wieder einmal gönnen können seit langer Zeit.

Erste Station: Vom oberen Mürzthal über das Dorf Veitsch und den Berg Predal nach Turnau. Beim Stiftwirth, wo ich einkehrte, saßen ein Bauer vom Thal und ein Almhalter. Ersterer hatte eine Geldkatze um den stattlichen Bauch gebunden und wollte daher den Andern, der etwas zerfahren aussah, seinen alten Hut aber voller Alpenrosen hatte, ein wenig hänseln.

„Fabian,“ sagte er, „wenn Du auf den hohen Berg kommst, klopf ein wenig an bei der Himmelsthür; ich ließ' den heiligen Petrus schön grüßen und er soll doch ein Einsehen haben und bald einmal regnen lassen. Sonst kriegst kein Kraut im Winter; 's dorrt Alles ab.“

„Regnen lassen,“ versetzte der alte Halter, „regnen lassen, meinst, soll er, der heilige Petrus. Hab' ihm's eh schon gesagt am vorigen Sonntag, wie er auf der hohen Veitsch spazieren gegangen ist. — Hast denn Du Zeit zum Spazierengehen? rede ich ihn an, mußt nicht Himmelthür aufsperren, wenn jeh so ein braver Thal-Bauer anruckt? — Ah beileib, sagt er, ruckt keiner mehr an. Hollt sie all der Teufel. — Wenigstens kunntst regnen lassen, sage ich, die Wiesen schauen schon all' aus, wie eine Hundshaut, so gelb. Der Himmel ist wie zugenagelt, seit vier Wochen keine Oeffnung mehr — denk' Dir's, die armen Leut! Sie wollen Dir eh einen Bittgang machen, haben sie gesagt. — Aha, gibt d'rauf der heilige Petrus zurück, wenn sie mich brauchen können, da finden sie mich. Aber Feiertag halten an meinem Ehrentag zu Peter und Pauli, das fällt ihnen nicht ein, da heißt's Heu machen, Heu machen! Die Thal-Bauern voraus. Im vorigen Jahr ist's naß genug gewesen, mannshoch ist das Futter gestanden auf den Wiesen, hab' mir ein Dankamt verhofft zu Peter und Pauli, und daß sie den armen Haltern ein Trinkgeld geben werden und ein Stückel Fleisch im Winter, anstatt alleweil nur Kraut. Ja, Schnecken, nicht einmal in die Kirchen sind sie gegangen, Heu machen, Heu machen hat's geheißen, wie am hellen Werktag. Ich will mir's merken.“

Der Bauer mit der Geldkatze hat sich still verzogen, der Halter hat in seinen Bart geschmunzelt. Welcher von Beiden ist hier der Stärkere gewesen?

In Turnau machte ich die Bekanntschaft mit einem hohen Herrn aus Klagenfurt. Der war die Artigkeit selber und lud mich sogar in seinen Wagen, um nach Aflenz mitzufahren. Ich suchte mit ihm Gespräche über Land und Leute, über Kunst und

Bücher, über die Weltlage und Kämpfe der Geister anzuknüpfen; vor lauter Höflichkeit sagte er zu Allem ja oder schaute still und gutmüthig drein und wir kamen nicht d'ran. Das war einer jener eingeseiften Kletterbäume, an die man nicht hinauf kann, weil sie zu glatt sind. Mit Steigeisen, heißt das, wer ihnen scharf zusetzen, wer sie verwunden wollte, käme ihnen vielleicht bei, daß sie ihre Individualität offenbarten. Ich kenne Leute, die an den niedrigen Thüren der Almhütten nicht vom Fleck kommen, weil sie einander den Vortritt lassen wollen. „Bitte, nach Ihnen! Ich bin hier zu Hause!" „Bitte, ich auch!" — Oh Geschwätz, keiner von Diesen ist bei der Natur zu Hause und es müßte eigentlich Jeder vor dem Andern zur Hüttenthür hineinhuschen.

Da war mir doch der Kohlenbrenner bei Turnau noch lieber. Bei dem beklagte sich ein altes Weibel, daß sie ihr Lebtag noch keine gute Stunde gehabt habe. „So," sagte der Kohlenbrenner theilnehmend, „schau, da darfst Du nur auf's Troißeck gehen, da hast Du eine gute Stunde hinauf."

„Da weiß ich Dir was Anderes," entgegnete auf den alten Spaß eingehend das Weibel, „von Turnau bis Aflenz ist leicht eine schwache Stunde, wenn Knab' und Mädel miteinandergehen."

Wohl, das erinnerte mich an den deutsamen Ausspruch jenes Kärntners am Lengsee: „Ja, Herr, ja. Bis zum Platz, wo sich das arm Dirndlan in's Wasser gestürzt hat, ist halt nur ein schwaches Stündlan."

Zweite Station: Von Turnau bis zum Hochschwab. Ein Abend in einem Bauernwirtshause in der Schwabengruppe drohte mir mit der bewußten schwachen Stunde. Der Schnapsler und der „Speckjager" (Bettelmann), die beim Ofentisch saßen, drohten zwar nicht. Die ergötzten sich und Andere.

„Jetzt geht's Geschäft wieder," rief der Schnapsler und wischte sich mit der Abachseite der Hand den fettigen Mund, er aß Brot und Speck. „Jetzt geht's Geschäft wieder!" Es war nämlich seit Langem nicht mehr gegangen. Die Leut' werden überall herrisch und trinken Bier, andere sind wie die alten Weiber und trinken Most oder tunken die Semmel ein, noch Andere sind so grundverdorben und verkommen, daß sie Wasser saufen wie die Ochsen. „Halbgewachsene" Burschen gehen auf die Alm und trinken, wie die Fatschkinder, Milch bei den Weibsbildern. Zum gebrannten Wasser traut sich Keiner mehr heran. Haben eh kein Feuer im Blut und trinken Wasser und Milch! Wohin mit der Welt! — Aehnlich mochte der Schnapsler oft raisonniert haben, aber seine Plutzer selber leeren, nein, das wäre kein Geschäft gewesen, und der Mensch lebt nicht allein vom Schnaps! Einen Vierkreuzerbatzen hatte er noch in der Tasche, und hungerig ein Wirtshaus verlassen, daß ist sogar für den Schnapsler, der doch allerhand gewohnt ist, ein unbehaglich Ding. Da kam der Speckjäger. Der war fleißig die letzte Zeit her, wußte zu beten, wo es fette Gabe setzte, und zu fluchen, wo es nichts setzte, und den Bäuerinnen Artigkeiten anzuthun, daß sie girrten vor Vergnügen. Sein Bündel, das er auf dem Rücken trug, troff vor Speck. Sonst aber war Mangel in allen Taschen und der Mensch lebt auch nicht allein vom Specke. Durch Schickung Gottes hatten sich nun die Beiden hier zusammengefunden, der Schnapsler und der Speckjager. That der Schnapsler den Vierkreuzerbatzen hervor und sagte: „Kamerad, da schau, echtes Kupfer! Gib mir ein Trumm dafür!"

Der Speckjäger that sein Bündel ab, wickelte es auf, bis er zu einem großen Ballen von Ampferblättern kam. Diese schlug er auch auseinander und da war eine Menge von Speck-

schwartlein, die anfangs kleberig noch aneinanderhiengen, allmählich aber auf dem flachen Tisch auseinander fielen. Der Speckjager hob ein Schwartel, wog es ein wenig in der Hand und warf es dem Schnapsler zu. Dann besah er sich den Batzen und murmelte: „So so, jetzt hätt' ich wieder Schnapsgeld. Lang' her ein Stamperl (Gläschen), Kamerad!"

Der steckte rasch sein Stück Speck in den Mund, hob aus seinem Korb einen Thonplutzer hervor und ein Gläschen, das er mit dem Inhalt des Plutzers füllte und dem Speckjager hinschob. Der Batzen war wieder sein Eigenthum.

„Kamerad," sagte der Schnapsler nach einem Weilchen, „da hast den Batzen wieder, gib mir noch ein Trumm."

Das geschah. Und wieder nach einer Weile sagte der Speckjager: „Kamerad, noch um vier Kreuzer Schnaps!"

So trieben sie es eine Weile fort und darum lächelte der Schnapsler so vergnügt: „Gott sei Dank, jetzt geht das Geschäft wieder!"

Durch ein einziges Vierkreuzerstück hatte sich zwischen den beiden Producenten und Consumenten Handel und Verkehr entwickelt.

In der Stube waren ferner eine junge Wirtin und ein Mädchen aus der Nachbarschaft. Sie kümmerten sich nicht viel um die beiden „Kameraden" am Ofentisch und fiel es der Wirtin nicht einmal ein, für den von den Gästen selbst mitgebrachten Trunk Stoppelgeld einzuheben. Die beiden munteren und hübschen Weibsbilder spielten eines ums andere eine Zither und sangen dazu die lustigsten und schalkhaftesten Lieder.

Wenn gerade nicht gesungen und nicht gelacht wurde, hörte man das Rauschen des Gebirgsbaches, der draußen zwischen dem Wirtshause und der gegenüberstehenden Kapelle vorbeifloß.

Hell und lieblich wie zwei harmonirende Glocken, bei Begleitung der Zither, sangen sie das Lied:

„Wia lusti is s scheani Olmalebn,
's kon af da ganzn Welt nix scheaners gebn,
Afn grean Wosn,
Siacht ma die Kuala grosn,
Wan da Viachbua schnolzt, daß hollt in Thol,
So gfreut mich s Olmalebn holt ollamal.

Und in ollafrua, kaum daß da Morgen locht,
Wern die Kuala gmulchn (Kühe gemolken) Kas und Buda gmocht,
Aft wird zsomagsessn,
Kas und Milli gessn,
Nochha woschn mar Olls in da Hüttn fein,
Weil an Urdnung af der Olm muaß sein.

Wan mar in da Hüttn olles zsomgorbatt (fertiggearbeitet) hobn,
Gehn mar af die Woad und fangen zsingen on,
Drauf kimts Nochbarn Küabua,
Und der stimpp oan gleih zua;
Af der Olm, do sein jo lauta frischi Leut,
De an Muat hobn und a hibschi Schneid.

Wer sih gleih mit Grilln und viel mit Kloanmuat kränkt,
Ba jeda schworzn Wulkn gleih afs Unglück denkt,
Der hot koan gsundn Muat,
Taugg af die Olm nit guat,
Jo, der sul sih vo der Olm entferna weit,
Der vadirbb oans noh die gonzi Freud!"

Draußen klangen die Schellen der heimwärtskehrenden Herden und der Halter knallte dazu mit der Peitsche.

Am Wassertrog tranken sie und gaukelten mit den Hörnern und der Almbub schlang seinen Arm um den Nacken des Stieres und beugte sich vor, um ebenfalls aus dem Troge zu trinken. Die Schwaigerin trug einen Korb duftenden Futters in den Stall, und die Rinder folgten ihr. Selbst dieser harsche Werktag draußen muthete mich wie Feiertag an.

Lange hatte von dem Hochgewände her der Schein des Alpenglühens zu den kleinen Fenstern in die Stube geleuchtet. Endlich zog die Wirtin hellrothe Vorhänge über die Scheiben und zündete die Kerze an. Dieweilen klangen unter den Fingern der Anderen fortwährend die Saiten; sie stimmte nicht viel und es that auch nicht noth,

wie ein unversiegbarer Tonquell sprudelte es hervor aus der Zither und aus den Kehlen.

Da hörte ich die alten trauten Lieder: „Auf der Olm, do is s a wohri Freud,“ „Wan ih geh auf die Olm,“ „Mei Geliebte is an Olmerin,“ „Bin a lustiga Steirerbua,“ „Wan's Monscha schön leuchtn thuat,“ „Entern Bacherl steht a Hütterl,“ „Ih hob Dir in d'Aeuglein gschaut,“ „Bhüat Dih Gott tausendmol, heint is s dos leßtimol,“ „Wos mocht mei Dirndl in Grobn drein?“ „Jo in mein Steiermork, do sein d'Leut frisch und stork,“ „'s Büaberl von steirischn Landl.“ Und so fort — ein glückseliges Jauchzen der Lebensfreude, der Heimatsliebe und Almluft! Hier wieder, wie oft in letzterer Zeit, machte ich die Erfahrung, daß bei unseren Gebirgsleuten die Liebe zum Steirerland nicht erkaltet, sondern sich steigert und immer wieder neue Töne findet, dieselbe auszujauchzen. Es ist, als ob mit dem nationalen Bewußtsein der Gebildeten das Heimatsbewußtsein der Naturmenschen Hand in Hand gienge, gleichwohl man unter ersteren manchmal die verschrobene Ansicht hören kann, diese beiden Dinge schlössen sich einander aus und die Liebe zur engeren Heimat und ihren Eigenheiten beeinträchtige die Nationalität. Von diesem merkwürdigen Standpunkte aus ist es auch erklärlich, wenn manche junge Heißsporne sich ihrer engeren deutschen Heimat schämen, die Hüter und Förderer derselben schmähen, ja selbst das Elternhaus mit ihrem nationalpolitischen Gepolter entweihen und die eigenen auch der heimatlichen Scholle noch treuen Eltern verhöhnen „im Namen des deutschen Volks“, das diese Grünschnäbel beständig eitel nennen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben davon, was der wahren Wohlfahrt unseres deutschen Volkes frommt. Die Liebe zur Heimat, die Treue zur Familie sind die Hauptgrundpfeiler eines unbesiegbaren Volkes.

Manchmal, wenn mir in dem nationalen Gezänke, in dem politischen Strohdreschen unserer Tage bange wird — weil Einem die Sache ja unmöglich gleichgiltig sein kann — flüchte ich in die Engthäler des Hochgebirges und hole mir die Zuversicht an die Urkraft unseres deutschen Volkes von Neuem bei den Naturmenschen.

Freilich zittert schließlich auch hier wie allenthalben und zu allen Zeiten jedes idealere Denken und Empfinden in warmblütige Menschlichkeit aus. Man ist der Wendung ja eigentlich nicht abhold.

Die beiden Geschäftsleute am Ofentisch waren verschwunden; sie hatten einander stark aufgezehrt und aufgetrunken und in wessen Hand der Kupferbatzen schließlich verblieben ist, das weiß ich nicht zu berichten. Da wir nunmehr unser drei allein in der Stube waren, rückten wir einiges näher zusammen. Die Zither war eine unermüdliche Werberin gegenseitiger Zuneigung. Dazwischen plauderten wir wieder Eins, und zwar in „stoansteirischer“ Mundart, in welcher ich mich immer — auch in weniger reizender Gesellschaft — behaglich fühle. Wenn ich hochdeutsch sprechen muß, da habe ich ein ähnliches Gefühl, als läge ich unter einer Bettdecke, die oben und unten zu kurz ist; da muß ich immer acht geben, daß ich nicht hier einen nackten Fuß, dort ein nacktes Knie herausstrecke. Die steirische Mundart hingegen ist eine Hülle, die nach allen Seiten reichlich langt, da mag ich hinundherrücken und strampfeln nach Belieben, es wird sich kein Theil meiner Wenigkeit eine Blöße geben. Auch sonst ist die hochdeutsche Sprache manchmal ein wenig unzulänglich. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die sie nicht aussprechen kann und darf, weil sie aus ihrem Munde zu plump oder zu lüstern klingen würden. Wie frei und offenherzig ist hingegen die Sprache der

Natur, die ohne Koketterie und Umschweife in keuscher Naivetät Sachen nennt, so mehr oder weniger uns Alle interessieren.

Die Finger des flachshaarigen Dirndls hatten auf der Zither ein zartsinniges Präludium gespielt, als die junge Wirtin mit ihrer anmuthig weichen Stimme anhub:

„Dirndl, wo host dan dei Liegerstott,
Dirndl, wo host dan dein Bett?
— Ueba zwoa Staffel muaßt auffisteign,
Draußt af da Gossn stehts net.

Wans Bettstadl draußt af da Gossn stand,
Hät ih die gonz Nocht ka Rua,
An iada Bua, der üba die Gossn gang,
Kehrad ban Bettstadl zua.“

„Jetzt aber,“ unterbrach sich die Wirtin schnell, „jetzt ein Anderes — ein Narrisches!“ Und sang:

„Ba der erstn Hüttn
Sein ma niedagsessn,
Ba da zweitn Hüttn
Hobn ma Milcherl gessn;
Ba da drittn Hüttn
Hobn mar einigschaut,
Sitzt a Jaga diner,
Ißt a Kraut.“

„Hast es nit recht gesungen,“ wendete das junge Dirndl ein, „der Schluß ist anders.“

„Geh sei still!“ rief die Wirtin und klatschte mit zwei Fingern dem Dirndl auf dem Mund. Dieses ließ sich nicht beirren sondern sang zur Zither:

„Ba da drittn Hüttn
Hobn mar einigsegn,
Is da Jaga ba da —“

Die letzten Worte wurden von der Zither derart übertönt, daß ich sie nicht verstanden habe.

So waren wir schalkhaft alle drei. Die schalkhafteste weitaus war aber die Kerze, die, bis zu ihrem Blechpfandlein niedergebrannt, nun auslöschen wollte.

Im Finstern kann man auch noch Zitherspielen — wißt Ihr das? —

Dritte und letzte Station. Von St. Ilgen über Tragöß nach Vordernberg. Sanct Peter hatte sich besonnen. Die Leute brauchen Futter, es gibt so viele Rindvieher auf Erden; man muß doch rinnen lassen. Und so war an diesem Tage das Alpenland voll Regen und Nebel.

Der Mensch ist ein sehr warmblütiges Thier und hat daher eine eigenthümliche Abneigung gegen das Naßwerden. Ich traf unterwegs mit meinem „Speckjager“ von gestern zusammen. Der erzählte mir, wie er einmal auf dem Wege von Wildalpen über den Hochschwab bis auf die Haut naßgeworden sei. Das „bleischwari Gwandgschlampp“ wollte er nicht länger am Leibe schleppen; er duckte sich in eine Felsenkluft, riß sich die Kleider vom Leib, fettete die Haut über und über mit Speck ein, um der Erkältung vorzubeugen und lief in solchem Anzuge hinab bis zu den Holzknechthütten der Trawiesen.

Als ich auf die Höhe des Bergzuges kam, wo das Christuskreuz steht, hatte der Christus über sich einen großen rothen Regenschirm aufgespannt. Der war aber nicht allein für ihn, sondern auch für die Beterin, die am Fuße des Kreuzes kniete und auf dem Wege war nach Mariazell. Wenn Gott *sie* beschirmen soll auf der weiten Reise, warum soll sie nicht auch *ihn* beschirmen?

In Tragöß besuchte ich unter freundlicher Führerschaft des Herrn Pfarrers die Stätte, aus welcher die Idee zum Roman „der Gottsucher“ aufgekeimt ist: die Grabstätte des von seinen Bauern erschlagenen Pfarrers Melchior Lang. Eine Stunde später saß ich auf einem Stein am grünen See und schaute den Nebelfahnen zu, die an den Wänden der Pribitz und der Meßnerin emporstiegen und sich auflösten. Das Wasser des kleinen aber vielgliederigen See's ist krystallklar und von einem wunderbaren Grün. Diese optische Wirkung

kommt wohl von den grünen Pflanzen in seinem tiefen Grunde. Es ist ein Gebirgsauge, welches uns zwischen den Brauen der Fichten und Lärchen her ruhig ernst und fast geistreich anblickt, wie jener kluge Herr Doctor aus Wien so sinnig bemerkt hat. Ja, wahrlich, das gienge noch ab, daß auch die Berge und Thäler und Bäche und Seen geistreich würden. — Wohin dann flüchten, um Vernunft und Weisheit zu finden?

Die Thiermarter im Vogelbauer.

Von Dr. J. B. Holzinger.

Es gibt bekanntlich in Stadt und Land nur wenige bewohnte Häuser, in welchen sich nicht irgend Jemand den Luxus eines Käfigvogels gönnt. Die viel beredete, mit Rücksicht auf den rationellen Vogelwirt jedenfalls nicht leicht zu beantwortende Frage, ob das Halten eines Vogels in der Gefangenschaft nicht ein „Unrecht gegen das freiheitsliebende beschwingte Geschöpf, ein plumper Eingriff in die Natur" ist, mag hier außer Erörterung bleiben und soll an dieser Stelle auch nicht von den mannigfachen traurigen Praktiken der Vogelhändler die Rede sein, in deren Händen der Vogel unbedingt zum Märtyrer des Geschäftes seines Vergewaltigers wird. Vorliegende Zeilen stellen sich lediglich die Aufgabe, auf die leider nur allzuhäufige sehr üble Behandlung der Vögel aufmerksam zu machen, wie sie sich unter unseren Augen bei Privaten vollzieht und gegen welche einzuschreiten selten Jemand Veranlassung nimmt.

Entspricht vor Allem der Käfig, in welchem der Vogel zumeist in Einsamkeit sein Dasein zu fristen hat, durchschnittlich der Aufgabe, dem Gefangenen sein Los nach Möglichkeit erträglich zu machen? In einem Wiener Hotel sah ich in einem Eisendrahthäuschen von nur zwanzig Centimeter Länge und kaum fünfzehn Centimeter Höhe eine Kohlmeise hart in der Nähe des schrill tönenden Klingelwerkes im ersten Stockwerke am Gange hängen, der von allen Passagieren des vier Etagen zählenden Hauses und dem sämmtlichen Dienstpersonale desselben passiert werden mußte, so daß der Vogel, bis tief in die Nacht hinein fort und fort aufgescheucht, ohne Unterlaß herumflatterte und, da er bei jeder seiner hastigen Bewegungen an Wand und Decke seines winzigen Kerkers anschlug, bis zur Unkenntlichkeit abgestoßen und zerschunden war. Als ich dem Stubenmädchen, das wohl hundertmal des Tages an dem gemarterten Thier vorübertrampelte, ohne für dessen Noth auch nur das Geringste zu empfinden, den Vogel abkaufte, um ihn in Freiheit zu setzen, meinte dasselbe entschuldigend, der Spengler, welcher derlei Käfige verfertige, habe behauptet, „je kleiner das Häusl, je schneller und lauter singe ein Vogel, weil er immer hinaus möcht'", und der noch weisere Zimmerkellner habe ihr gesagt: „Ein Vogel muß unter die Leut', damit was wird aus ihm!"

In Graz konnte man in dem Fenster eines Hauses in belebter Straße wieder eine Amsel in einem Käfig eingepfercht sehen, worin unter andern das einzige (!) darin befindliche

Sprungholz so dünn war, daß der Vogel daran keinen natürlichen Ruhepunkt und nur mittels krampfhaften Umklammerns des Stängelchens einen schwanken Halt zu finden vermochte. Bekanntlich hat die Amsel ziemlich große Gangfüße, benöthigt daher auch zum Springen und Aufsitzen mehrerer, mehr als daumenstarker Sprunghölzer, die überhaupt erst dann die richtige Dicke haben, wenn sie der Vogel nicht ganz umfangen kann. Aber abgesehen davon, daß nur selten Jemand daran denkt, daß mit den Sprunghölzern dem Vogel die Möglichkeit geboten werden soll, in seinem Käfige, wo ihm schon hundert andere Dinge ganz versagt sind, wenigstens naturgemäß hocken zu können, geht der Geistreichthum mancher Vogelbesitzer so weit, Sprunghölzer mit schneidigen Kanten in den Käfig zu stecken, damit ja das Thier nicht bloß ein beschwerliches, sondern auch schmerzliches Fußen hat und in Folge dessen nothwendig kranke Füße bekommt.

In Deutschfeistritz sah ich einen etwa erst zwei Jahre alten, gleichwohl stellenweise ganz kahlen Kanarienvogel in einem ebenfalls lächerlich kleinen Käfige, der von Schmutz und Mist starrte und über und über voll Milben war. Nachdem die Vogelmilbe bekanntlich ein Spinnenthier ist, über das man nicht stolpert, so haben gewisse Leute auch keine Idee von der Existenz dieses bissigen Vogelpeinigers, selbst wenn ganze Klumpen desselben an den Sprossen des Käfigs hängen, wie es hier ekelerregend der Fall war. „Ich hab' mir halt immer nicht denken mögen, warum denn der Kanari alle Tag grad auf d'Nacht gar so lustig wird," sagte die ländliche Eigenthümerin desselben, die offenbar auch niemals gehört hatte, daß die lichtscheue Milbenbrut nach Sonnenuntergang lebendig wird und blutgierig den durch Herumspringen zu entkommen suchenden Vogel überfällt, um ihn auszusaugen und des bißchen Schlafes zu berauben. Das Eine aber kann Jedermann wissen, daß man ein bewohntes Vogelhaus nicht — ein volles Jahr lang ungereinigt lassen darf, eine Unflätigkeit, welche das alberne Weib, das durchaus einen Vogel haben mußte, mit der Bemerkung zugab, „daß man da viel zu thun hätte, wenn man alleweil auch noch bei den Vogelhäuseln stehen und putzen müßte!"

Im Sommer vorigen Jahres konnte ich bei einem Bürger in Graz eine Nachtigall in einem Käfige trauern sehen, in welchem der Koth des Thieres, der bekanntlich längs der Sprunghölzer abgesetzt wird, von der Schieblade aus bis über die beiden Sprunghölzer hinauf, gleich zwei Mauern emporragte, welche zum Ueberflusse noch von den Maden der Schmeißfliege bevölkert waren! Man kann bezüglich dieser Sorte von Vogelfreunden leicht zu der Ansicht kommen, daß dieselben mit beständigem Stockschnupfen behaftet sind, denn die Zimmer, in welchen ihre Vögelkäfige hängen, erinnern vermög ihres Gestankes eher an einen Schweinestall, denn an ein Wohngemach, wo ein normal veranlagter Mensch es auch nur eine Viertelstunde lang aushalten könnte.

Daß dergleichen ehrenwerte Vogelwirte anderseits auch keinen Sinn dafür haben, für die ihren Gefangenen zusagende Temperatur zu sorgen, wird kaum mehr Wunder nehmen. Sie hängen den Käfig, dessen Situierung nicht etwa die nothwendige Rücksicht auf die Ruhe, die Behaglichkeit und das Gedeihen des Vogels, sondern einzig der Grundsatz leitet, „daß er Niemandem im Wege ist," an einen Platz, wo der Vogel weder Licht noch ausreichend Luft hat oder einem, für ihn in allen Fällen höchst nachtheiligen Zuge ausgesetzt ist, stellen ihn in irgend einem Winkel auf einen Kasten oder hängen ihn, was noch beliebter ist, ganz in die Nähe des Plafonds hinauf, wo Hitze und Dunst am intensivsten sind und der Vogel in Folge

dessen auch zum Trinken beständig nur lauwarmes Wasser hat, oder sie hängen ihn im Sommer ungedeckt zum Fenster hinaus, wornach das Thier zu gewissen Stunden des Tages in der Sonnenhitze förmlich röstet. Ein Fräulein in Graz, welches während der Tagesstunden nur selten zu Hause ist, beim Nachhausekommen aber, wie sie sagt, „frische Luft im Zimmer haben will,“ pflegt auch in kalter Jahreszeit beim Verlassen der Wohnung „immer alle Fenster aufzureißen,“ so daß ihre Vögel, von denen der stärkst organisierte, in die Stube eingewöhnte zum mindesten + 15° Réaumur bedarf, den ganzen Tag über halberstarrt im Käfig zuweilen bei einer Temperatur eingeschlossen bleiben müssen, die mitunter dem Gefrierpunkte nahe kommt! „Haben ja doch warme Federn und was thun denn draußen im Freien die Vögel, wo sie sogar beim Schnee am Baum sitzen müssen,“ replicierte mir schlagfertig die auf die Grausamkeit ihres Verfahrens aufmerksam Gemachte, ohne daran zu denken, daß jene wenigen Vögel, die bei uns zu überwintern vermögen, die nöthige Körperwärme durch die unbehinderte Flugbewegung und die beständige, anstrengende Suche nach der Nahrung sich beschaffen.

Daß bei der, mitunter der unzuverlässigen Obsorge kleiner Kinder anvertrauten Fütterung den Vögeln u. A. erst dann das Wasser im Napfe erneuert wird, wenn man denselben — gelegentlich ausgetrocknet findet, ist etwas sehr Gewöhnliches und der dem Vogel zum Baden unentbehrliche Wasserbehälter Vielen ein ganz unbekanntes Object. Mancher wieder kümmert sich beim Anschaffen eines Vogels nicht einmal darum, ob derselbe ein Körnerfresser oder aber ein Weichfresser ist, weshalb es Personen gibt, die z. B. eine Nachtigall lediglich mit Hanf (!) erhalten zu können vermeinen. Der erbarmungslose — nebenbei bemerkt, ganz unnütze — Gebrauch der Liebhaber eines „recht lebhaften Nachtigallenschlages,“ diesen edlen Thieren in der Singzeit lediglich frische Ameiseneier, dagegen gar kein Wasser zu reichen, findet immer mehr Nachahmer. In sogenannten „vornehmen Familien“ macht häufig der „Schönheitssinn“ irgend ein kostbares Vögelchen zum Paradestück des Salons. Damit selbes recht gut und bequem besehen werden kann, placiert man auf einem kleinen Tischchen an zugänglichem Platze den aus sehr feinem Draht kunstvoll geflochtenen cylinderförmigen, von allen Seiten vollkommen durchsichtigen Käfig, der gemeiniglich um so „herziger“ gefunden wird, je unzulänglicher er an Bewegungsraum ist. In diesem Gefängnisse findet das exponierte Thier absolut kein Plätzchen, welches ihm auch nur die Illusion eines geschützten Winkelchens und das damit verbundene Gefühl der Ruhe und Sicherheit, die einzige Annehmlichkeit in dem ihm aufgedrungenen Folterraum bieten würde.

Was soll man aber erst gar zu der, glücklicher Weise doch nicht allzu häufigen ingeniösen gläsernen Glocke sagen, welche mitten in ein Aquarium, und zwar von unten derart hineinragt, daß der Vogel darin anscheinend im Wasser ist und in Wirklichkeit im Kreise um ihn herum Tag und Nacht lebende Fische, Salamander, Schildkröten, Frösche und sonstige Creaturen schwimmen, kriechen und hüpfen!! Daß in solchen, wie in allen ähnlichen, von einem Dummkopfe erfundenen wandlosen sogenannten Thurm- oder Glockenkäfigen in Folge des unablässigen ängstlichen Herumwendens und ruhelosen Umsichblickens die unglücklichen Bewohner derselben mit der Zeit nothwendig drehkrank werden müssen, wird jeder Verständige begreifen.

Indes genug der Beispiele von Mißhandlung gefangener Vögel, die ihren Grund größtentheils in Gleich-

giltigkeit, in Gedankenlosigkeit und Borniertheit findet und gegen welche sich Jedermann mit Wort und That auflehnen sollte. Wer nicht das Verständnis besitzt, wer nicht in der Lage ist oder vielleicht gar nicht einmal den ernsten Willen hat, einen Vogel menschlich-vernünftig zu beherbergen und zu pflegen, dem sollte mit Nachdruck zum Verständnis gebracht werden, daß das Halten eines solchen abscheuliche Thierquälerei ist.

Aus dem Tagebuche eines Kunstjüngers.

Von M. Glock.

Wien, 3. Jänner 1847.

Wie launenhaft ist doch die liebe Fortuna. Einen Corregio läßt sie in Mühsal und Kummer den Lebenspfad dahinkeuchen und Rubens hebt sie auf die höchsten Sonnenhöhen des Glückes. Freilich den Nachruhm haben sie Beide.

Aber das ist eitel Dunst und Wind, eine wesenlose Substanz ohne nährende Bestandtheile. O holde Glücksgöttin, wenn Du einmal bei recht guter Laune bist, so schenke auch mir einmal einen freundlichen Blick und schüttle ein bißchen Dein Füllhorn über meinem Haupte, es thäte wahrlich noth.

Da zeichne ich nun schon ein volles Jahr nach der Antike und gebe mir alle erdenkliche Mühe; aber ich weiß nicht — es will nicht recht vorwärts. Und nie ein Wort der Aufmunterung von Seite der Lehrer. Es geht überhaupt recht sonderbar zu an unserer Akademie. Die Professoren leben wie Hund und Katze nebeneinander und Waldmüller spricht es uns gegenüber ungeniert aus, daß wir durch den bisher üblichen Unterricht nichts lernen können. Alles Copieren nach Vorlagen und alles Zeichnen nach Gyps sei eitel Zeitverschwendung und nur das Zeichnen nach der Natur führe zum Ziele. Möglich, daß er Recht hat; aber wozu plage ich mich dann mit dem Farnese'schen Hercules, an dem ich nun schon so lange arbeite und mit dem ich doch nicht zurecht kommen kann. Ach, wenn man doch schon als Maler geboren würde und das leidige Studieren nicht wäre!

Wien, 10. Jänner 1847.

Gestern war ich wieder einmal in der Belvederegallerie und habe, wie schon oft, mit großem Interesse die Denner'schen Köpfe betrachtet, die gleich im ersten Saale hängen. In beiden Köpfen, sowohl in dem des Männleins als des Weibleins ist die Naturwahrheit auf die äußerste Spitze getrieben. Kein Fältchen, kein Härchen, kein Wärzchen hat uns der Maler vorenthalten. Ob dies wohl wirklich die höchste Aufgabe der Kunst ist? — Zwar Professor Waldmüller, der uns ja einmal gesagt hat, daß, wenn man einen Bettelbuben malt, nebst dem Incarnat der Wangen auch noch die Schmutzkruste sichtbar gemacht werden müsse, die sich allenfalls darauf abgelagert hat, würde hier sein Ideal gefunden haben.

In der Abtheilung, wo die Bilder der neueren Meister hängen, blieb ich lange bewundernd stehen vor einem Bilde von Ranftl, welches eine Donauüberschwemmung mit einem menschenüberfüllten Rettungskahn darstellt. Welch' meisterhafte Sicherheit in der

Zeichnung, welche Schönheit in der Gruppierung der zahlreichen Figuren! Als dieses Bild zum erstenmal öffentlich ausgestellt war, sagte man dem jungen Wiener Maler eine glänzende Zukunft voraus. Diese hat er denn auch erreicht, jedoch in anderer Weise als es gemeint war. Er heiratete die Tochter eines sehr reichen Wiener Fabrikanten und malt seither nur noch zu seinem Vergnügen und fast ausschließlich nur — Hunde. „Ich bin der reichste, der schönste und der glücklichste Mann auf der Wieden", soll er erst kürzlich einem Bekannten gegenüber geäußert haben. Wohl bekomm's!

Wien, 28. Jänner 1847.

Meine akademischen Kunstcollegen scheinen es darauf abgesehen zu haben, mir den denkmöglichsten Aerger zu bereiten. Schon zu wiederholten Malen fand ich, wenn ich, in den Studiersaal tretend, an die Arbeit gehen wollte, an meinem Farnese'schen Hercules von fremder Hand mit Kohle hingeworfen An- und Beifügungen der frechsten Art, die mich jedesmal so in Wuth versetzen, daß ich dem Thäter gewiß den Schädel einschlüge, wenn ich ihn entdeckte. Aber wie ihn herausfinden aus der Schar der übermüthigen Jünglinge, die alle so harmlos d'reinschauen, wenn ich mit wuthblitzenden Augen im Schweiße meines Angesichtes die Unthat wieder hinwegzuschaffen mich bemühe? Ich habe zwar Einen auf's Korn genommen und werde ihn scharf im Auge behalten. Der frechste Geselle in der ganzen Bande, leider aber auch der talentvollste. Wehe ihm, wenn ich ihn ertappe!

Wien, 12. Febr. 1847.

Heute ist großer Menschenandrang zu den Räumen des Akademiegebäudes. Professor Waldmüller hat eine öffentliche Ausstellung der Arbeiten seiner Schüler veranstaltet, um dem großen Publikum die Vortrefflichkeit seiner naturalistischen Unterrichtsmethode vor Augen zu führen. Ich gieng ebenfalls in den Ausstellungssaal hinauf und sah mir die Sachen an. Der Eindruck war immerhin verblüffend genug. Allerdings hatte der Meister klüglich seine besten Schüler in's Treffen geführt, vor Allem den genialen Zichy. Waldmüller gieng im Saale umher und erläuterte einzelnen Anwesenden im urwüchsigsten Wiener Dialecte die Eigenthümlichkeiten und die wunderbaren Erfolge seiner Lehrmethode.

„Segn's," sagte er eben zu einem Herrn, indem er ihn vor ein Bild hinschob, „der das g'malt hat, war vor an halb'n Jahr noch a Tischlerg'sell und jetzt malt er schon so."

Ein junger Mensch stellte sich ihm vor und sprach den Wunsch aus, als Schüler in die Akademie einzutreten.

„Was wollen's denn in der Akademie?" sagte Waldmüller, „da können's ja nix lernen." Auf die weitere Frage, welcher Weg dann einzuschlagen wäre, um die Höhen der Kunst zu erklimmen, sagte Waldmüller:

„Schaun's, Sie haben g'wiß z' Haus an Vatern oder a Mutter oder an Bruder oder a Schwester oder an Vettern oder a Mahm'. Gut, so gehn's her, setzen's Ihnen einen oder eine davon hin und zeichnen Sie's ab, wie Sie's seg'n. Da werden's dann was lernen."

Es scheint mir immerhin etwas Wahres an der Sache zu sein, obgleich es nicht die ganze Wahrheit sein kann. Daß endlich mit dem akademischen Schlendrian gebrochen werden muß, leuchtet mir ein. Ich wenigstens bin auf dem bisher betretenen Wege nicht vorwärts gekommen. Gut, so will ich denn auf dem neuen Wege mein Heil versuchen.

Wien, 28. März 1847.

Ich habe der Akademie Lebewohl gesagt und zeichne nun in meinem Kämmerlein fleißig nach der Natur. Zwar habe ich weder »Vater noch

Mutter, noch Vetter und Mahm'«, dennoch mangelt es mir keineswegs an geeigneten Modellen. Ich nehme sie eben, wo ich sie finde, und in meinem Skizzenbuche ist fast kein leeres Blatt mehr vorhanden.

Wien, 16. Mai 1847.

Gestern habe ich mit meinem Freunde Strixner — einem vortrefflichen Porträtzeichner, der bei Kriehuber beschäftigt ist — und einem andern jungen Maler einen Ausflug nach Neuwaldegg gemacht, um dort Landschaftsstudien zu malen. Wir ließen uns an einem geeigneten Platze nieder, spannten unsere Schirme auf und wählten alle Drei das gleiche Object, eine alte, knorrige Eiche, die wir von verschiedenen Standpunkten aus zeichnen und mit Aquarellfarben malen wollten. Als wir mit unseren Arbeiten fertig waren, verglichen wir sie wechselseitig und machten unsere Bemerkungen darüber.

„Der reine Spinat," sagte Strixner, als er meine Arbeit betrachtete. „Siehst Du denn wirklich die Bäume grün?"

„Wie soll ich sie denn anders sehen?" erwiderte ich, „sie sind ja doch grün."

„Jede andere Farbe darfst Du bei einem belaubten Baume anwenden," fuhr er fort, „nur kein Grün."

„Aber wenn ich das Grün leibhaftig vor mir sehe?"

„Du darfst es nicht sehen."

„Wenn ich es aber dennoch sehe?"

„Dann, Unglücklicher," fuhr er pathetisch fort, „dann fehlt Dir der Farbensinn. Den kannst Du auf keiner Akademie erlernen, der ist ein freies Geschenk der gütigen Natur, das sie Dir versagt hat. Dir leuchtet diese Himmelsfackel nicht. Darum höre meinen Rath. Wende Dich rechtzeitig der schwarzen Kunst zu, dem Zeichnen auf Stein, der Lithographie, so wie ich es gethan habe. Da kannst Du es noch zu etwas bringen. Schau unsern Kriehuber an. Freilich sind wir Pygmäen gegen ihn, er ist von uns nicht zu erreichen; aber immerhin ist es wohlgethan, solch hohem Vorbilde nachzustreben."

Während des Heimweges debattierten wir noch lange Zeit über Farbe und Farbenanschauung. Ich bekämpfte hartnäckig Strixner's Behauptung, daß man beim Malen eines grünen Baumes kein Grün verwenden dürfe, und sang zuletzt fröhlich in die Nacht hinaus:

„Grün, ja grün, nur grün allein,
Grün soll meine Farbe sein!"

Die beiden Anderen fielen begleitend ein, und so sangen wir den schönen Storch'schen Chor zu Ende, leider nur mit drei Stimmen.

Als wir an die Hernalser Linie gekommen waren, blieb Strixner plötzlich stehen und sagte: „Nun, etwas weniges Grün darf man schon anwenden, aber nur um Himmelswillen kein anderes als Olivengrün."

Wir gaben uns lachend die Hände und trennten uns.

Wien, 6. Aug. 1847.

Strixner's Bemerkung bezüglich der „schwarzen Kunst" ist nicht auf dürres Erdreich gefallen. Ich habe mich entschlossen, Porträtlithograph zu werden. Da braucht man, gottlob, keinen Farbensinn, da hat man es ausschließlich mit der Form zu thun. Und, was das Beste an der Sache ist, man verdient Geld dabei. Hat man keine Bestellungen, so gibt es immer noch Arbeit für Kunsthändler. Man sieht es ja an Kriehuber. Er zeichnet fast ausschließlich nur auf Stein und führt dabei trotz seiner zahlreichen Familie einen fürstlichen Haushalt, während geschickte Landschafts- und Historienmaler am Hungertuche nagen. Die Technik des Steinzeichnens werde ich bald los haben. Ich habe die Zeit seit unserem Neuwaldegger Ausfluge

wohl benutzt und bin ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Wien, 14. Oct. 1847.

Triumph! Mein erstes lithographisches Porträt ist gedruckt und ich habe das Honorar von 20 Gulden in meiner Tasche. Als Erstlingswerk betrachtet, ist es gar nicht übel gerathen und — was für den Besteller die Hauptsache — es ist sehr ähnlich. O sei mir gesegnet, Du holder Jüngling, der mir sein theures Haupt anvertraute, um es durch meinen Griffel zu verewigen. Freilich, das Porträt im Schaufenster der Kunsthandlung Mechetti am Michaeler Platze öffentlich ausstellen, wie es gewiß sein sehnlichster Wunsch wäre, darf er noch nicht, denn er ist noch nicht berühmt. Er will es aber demnächst werden. Der Eigenthümer des Porträts ist nämlich ein angehender Sänger, ein Bariton, der in nächster Zeit in Linz öffentlich auftreten wird. Nun, Gott gnade den Linzern. Eine Stimme wie verrostetes Blech, eine Gestalt, wie der schwindsüchtigste Schneider, und eine Selbstüberschätzung, mit der man drei erste Tenore ausstatten könnte. Wenn der nicht bei seinem ersten Debüt das glänzendste Fiasko macht, will ich Vitzliputzli heißen. Aber, es lebe die Eitelkeit! Sie kommt hie und da dem Porträtmaler trefflich zu statten.

Wien, 17. Dec. 1847.

Gestern bemerkte ich beim Vorübergehen an dem Schaufenster der Kunsthandlung Mechetti ein Porträt Saphir's, das vielleicht schon längere Zeit dort hängt, mir aber bisher nicht aufgefallen ist. Es ist von Kriehuber lithographiert, in sehr kleinem Format und wunderbar ähnlich. Das kurze, gedrückte Gesicht mit dem grinsenden Ausdruck, die runden Brillengläser und die lockige Perrücke — der reine Affenpintscher. Zu treffen war er natürlich leicht, denn wo die Natur schon carikiert, da hat der Maler nicht viel zu thun. Unter dem Bilde stehen von Saphir's Hand folgende Zeilen:

„Der Mensch entgeht dem Drucke nie. Im Leben auf dem Stein, zum Sprechen, im Tode unter dem Stein, zum — Schweigen."

Auch ein anderes neues Bild Kriehuber's sah ich, das Porträt des jugendlichen Clavievirtuosen Franz Liszt, der jetzt so viel Aufsehen erregt. Ein interessanter Kopf mit langem Mähnenhaar und genial geschnittenen Zügen. Auch unter diesem Bilde stehen einige Zeilen von Saphir's Hand, die ich aber nicht vollständig im Gedächtnis behalten habe. Ich erinnere mich nur, daß — da das Porträt ein Brustbild ist — der Dichter fragt, wo denn die wunderbare Hand geblieben ist, die die Natur ein zweitesmal nicht wieder schafft und die der Zeichner uns neidisch verborgen hat. Das Gedicht schließt mit dem echt Saphir'schen Wortwitz: „Das ist List gegen Liszt."

Wien, 20. Jänner 1848.

Es lebt sich doch ganz herrlich in Wien. Ich glaube in keiner Stadt der Welt könnte ich so glücklich einherwandeln, als auf dem Granitpflaster unserer lieben Wienerstadt. Zuweilen wohl ist mir im Sommer dieses Pflaster etwas heiß geworden, wenn ich, ohne Sohlen an den Stiefeln und das Oberleder mit Bindfaden zusammengeschnürt, stolz dahin schritt. Aber das focht mich wenig an. Aus den Spiegelscheiben, an denen ich in der Kärntnerstraße oder auf dem Kohlmarkt vorübergieng, blickte mir ja doch nur der obere Theil meines Ichs entgegen. Und dieser war angethan mit einer stattlichen Sammtblouse und einem schwungvollen Künstlerhut. Und ich sah dann fröhlich aufwärts an den hohen Häusern und in den blauen Himmel darüber und vergaß ganz auf das, was da tief unter mir im Staube wandelte.

Heute bin ich mit einem jungen Manne bekannt geworden, einem neugebackenen Doctor der Medicin, dessen interessanter Kopf mich veranlaßt hat, ihn zu bitten, mir zu einem Porträt zu sitzen, worauf er bereitwilligst eingieng. Morgen ist die erste Sitzung.

Wien, 29. Jänner 1848.

Das Conterfei meines neuen Freundes, Dr. H.. ist fertig und sehr gelungen. Er hat eine große Freude darob und hat sich sogleich ein halbes Hundert Abdrücke davon machen lassen. Während der Sitzungen erzählte er mir manches aus seinem Leben. Er hat als armer Student sich mühsam durch das Gymnasium hindurchgehungert und ist während seiner Universitätsstudien durch einen wohlhabenden Wiener Bürger unterstützt worden, der ihm auch das Geld für seine Rigorosen vorgestreckt hat. Aus Dankbarkeit hat er sich mit einer der beiden Töchter dieses Bürgers verlobt und wird sie nächstens als seine Gattin heimführen.

Wien, 5. Febr. 1848.

Heute kam Dr. H.. wieder zu mir und theilte mir mit, daß seine Schwiegereltern in spe über sein Porträt, von dem er ihnen einen Abdruck überreicht, ganz entzückt seien und daß sie den Wunsch äußerten, auch ihre beiden Töchter durch meinen Griffel verewigt zu sehen. Ich wehrte mich anfangs lebhaft dagegen und machte meinem Freunde begreiflich, daß es für einen Anfänger ein sehr gewagtes Unternehmen sei, einen weiblichen Kopf zu lithographieren, da die weichen, verschwommenen Züge sich durch die schwarze Kreide nur schwer wiedergeben lassen und daß selbst der Meisterhand Kriehuber's die Frauenköpfe nicht immer gelingen. Aber das war Alles in den Wind geredet. Je lebhafter ich mich wehrte, desto ungestümer drang er in mich. Und ich — im Hinblick auf die tiefe Ebbe in meiner Casse — gab endlich nach und gieng sofort mit ihm in die Wohnung seiner Schwiegereltern, um mir nur vorläufig die beiden Mädchen anzusehen und zu beurtheilen, ob sich ihre Köpfe für eine lithographische Wiedergabe eigneten.

Aber Himmel, wie erschrak ich, als ich der beiden Huldinnen ansichtig wurde! Das waren zwei Wesen, die die Natur in ihrer übelsten Laune geschaffen zu haben schien. Wenn sie häßlich gewesen wären, das hätte mich wenig beirrt. In der Häßlichkeit ist Charakter, sie ist gewißermaßen eine umgekehrte Schönheit. Aber was soll der Maler anfangen mit Zügen, so nichtssagend, so verwischt und verschwommen, als ob die Natur mit einem nassen Schwamm darüber gefahren wäre, um ihr mißlungenes Werk wieder auszulöschen.

Es wurde mir sofort klar, daß aus diesen beiden Frauenköpfen nichts zu machen sei, und daß ich mich der Gefahr aussetze, durch Uebernahme dieses Auftrages meinen eben im Aufblühen begriffenen Künstlerruf zu schädigen. Schon wollte ich unter irgend einem Vorwande die Arbeit ablehnen, aber — ich bedachte die tiefe Ebbe in meiner Börse — und diese gab endlich den Ausschlag. Also auf, Curtius! Stürze Dich muthig in diesen Abgrund, es wird den Hals nicht kosten.

Wien, 20. Febr. 1848.

Gottlob, ich bin mit den beiden Bildern fertig. Während der Sitzungen hatte ich Gelegenheit, mit der Familie näher bekannt zu werden. Der Vater ist ein ganz gemüthlicher Wiener Spießbürger und die Frau ein würdiges Seitenstück. Es sind brave, achtbare Leute. Die beiden Schwestern zeigten sich in geistiger Beziehung ganz entsprechend ihrer äußeren Erscheinung. Eulalia heißt die eine und Euphemia die andere. So werden ihre Namen geschrieben, ausgesprochen werden sie Lali und Femi.

Als ich nach dem letzten Kreidestriche die Arbeit für beendet erklärte,

betrachteten Vater und Mutter die beiden Bilder und die Mutter äußerte, die Mädchen seien ganz wohl zu erkennen, nur etwas zu alt sähen sie ihr aus. Ich dachte bei mir selbst: Ihr lieben Leute, wartet nur; jetzt, auf dem warmen, mattgrünen Steingrunde sehen die Köpfe noch einigermaßen erträglich aus, aber wenn sie erst auf dem grell weißen Papier gedruckt sind, da werdet ihr eure Wunder sehen.

Als ich um den Preis meiner Arbeit gefragt wurde, sah ich mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle veranlaßt, denselben auf die Hälfte der gewöhnlichen Forderung zu reducieren. Dann schlich ich mich davon und tröstete mich auf dem Heimwege mit dem Gedanken: Es sind schon schlimmere Unthaten verübt worden, ohne daß die Welt aus ihren Fugen gewichen ist.

Wien, 1. März 1848.

Die Neugierde trieb mich heute hinaus auf die Wieden in die Druckerei von Höfelich, um nachzusehen, ob meine beiden Meisterwerke schon gedruckt sind und wie der Druck ausgefallen ist. Es gehört nämlich zu den Annehmlichkeiten der schwarzen Kunst, daß der Erfolg zur Hälfte vom Drucker abhängig ist. Wenn dieser den Stein zu stark ätzt, so bleiben beim Abdruck die Mitteltöne aus und die Contouren treten zu scharf hervor. Bei zu schwacher Aetzung kommen andere Uebelstände zum Vorschein, die oft noch schlimmer sind. Es gehört zum richtigen Aetzen eine genaue Beurtheilung der größeren oder geringeren Härte des Steines und viel Uebung.

Der Drucker war eben mit der Vorbereitung zur Aetzung beschäftigt und meine beiden Steine lagen offen da. Ich ließ mein Auge scheu über die Zeichnung hingleiten — aber Himmel, was erblicke ich da? Aus dem Rahmen der faustgroßen Brosche, welche eines der Mädchen — ich weiß nicht mehr, war es die Femi oder die Lali — am Halse trug und in welche ein ganz weißer Stein, ich glaube ein Milchopal, gefaßt war, grinste mir jetzt ein Eulenkopf entgegen. Wer konnte die freche That verübt haben? Ohne Zweifel hat jener geniale Gauner, der mir schon auf der Akademie so viel Aerger bereitet hatte, und der, wie ich weiß, häufig in der Druckerei verkehrt, auch hier wieder seine ruchlose Hand im Spiele gehabt. Ich unterließ es aber, den Drucker nach dem Thäter zu fragen und gieng stillschweigend meines Weges.

Wien, 10. März 1849.

Der Sturm, der in den Märztagen des vorigen Jahres sich erhoben, hat nun ausgetobt und es herrscht wieder Ruhe. Aber lieber Himmel, wie sieht es jetzt aus in der Künstlerwelt! Das politische Interesse hat jedes andere verschlungen. Kein Gedanke an Kunst, keine Aufträge, keine Arbeit, kein Verdienst. Maler und Bildhauer klagen, daß es zum Erbarmen ist, und nicht nur den kleinen, auch den großen, den berühmten Künstlern geht es recht übel. Der Hofmaler Einsle, der vor der Revolution kein Oelporträt unter dem Preise von 600 Gulden gemalt hat, äußerte erst unlängst einem seiner Bekannten gegenüber, daß er mit Vergnügen das Bild um zweihundert Gulden malen würde, wenn er nur Aufträge bekäme. Nur Kriehuber macht glänzende Geschäfte. Ich besuchte gestern meinen Freund Strixner in Kriehuber's Atelier und fand ihn eben beschäftigt, des Meisters letzte Arbeit, ein Bivouak nach der Schlacht bei Schwechat darstellend, zu copieren. Das Bild ist in Aquarell gemalt und die Köpfe sind wunderbar ähnlich, vor Allem der des Jellačič, den Kriehuber schon so oft lithographiert hat, daß er ihn gewiß schon aus dem Gedächtnisse zeichnen kann. Der Kunsthändler Neumann hat das Aquarell um den Preis von sieben-

hundert Gulden angekauft. Ach, wer doch auch so etwas machen könnte!

Wien, 16. Mai 1849.

Ich bin nun bereits bis zur künstlerischen Taglöhnerarbeit herabgestiegen. Aber was thut man nicht Alles, wenn die Noth drängt. Für ein lithographiertes Bildnis unseres jugendlichen Kaisers habe ich von einem kleinen Kunsthändler ein Honorar von sieben Gulden bekommen. Und für diesen Schandpreis habe ich noch obendrein die Arbeit zweimal machen müssen, nachdem ich in der Eile bei dem ersten Bilde dem Kaiser den Säbel auf die rechte Seite gezeichnet hatte. Aber als ich das Honorar in die Tasche steckte, that ich den feierlichen Schwur: Nie wieder einen Kreidestrich für einen Kunsthändler! Lieber werde ich ein Bauernknecht und pflüge im goldenen Sonnenschein draußen das Feld, und höre dabei die Lerchen singen und blicke in den blauen Himmel hinauf. Doch — da ich eben vom Sonnenschein rede — warum sitze ich denn eigentlich hier in der dumpfen, öden Stadt, wo ohnehin nichts zu machen ist und wo noch obendrein gerade jetzt die todte Saison oder, wie sie auf deutsch heißt, die saison morte beginnt? Warum nicht hinaus in eines jener großen Bäder, wo die reiche und vornehme Welt sich versammelt und wo es für Unsereinem noch immer etwas zu thun gibt? Wohl, ganz gut, aber in welches Bad? Jedenfalls in eines der neuen, erst jüngst in Aufschwung gekommenen, wo noch keine ständigen Porträtmaler sich eingenistet haben und wo es noch keinen Kunsthändler gibt. Etwa Gräfenberg? Gut, es sei beschlossen; morgen packe ich meinen Koffer und dann fort!

Gräfenberg, 8. Juni 1849.

Da sitze ich denn nun schon seit drei Wochen und fühle mich behaglich, wie ein Fischlein im Wasser. Ein guter Freund hat mir das Reisegeld gepumpt, aber ich habe es ihm schon wieder zurückgezahlt, und ich hoffe sogar — wenn es hinfort so geht, wie jetzt — mit anständig gefüllter Börse nach Wien zurückzukehren.

Gleich nach meiner Ankunft in Freiwaldau stieg ich den ziemlich steilen Weg nach Gräfenberg hinan, wo mir schon von weitem das riesige Curgebäude entgegen blickte. Ich trat in den großen Cursaal hinein und hieng, ohne Jemand zu fragen, an eine Wand, wo ich ähnliche Dinge hängen sah, mein eigenes, durch den Spiegel skizzenhaft hingeworfenes und mit etwas Aquarellfarbe angehauchtes Conterfei; darunter mein Name mit der Beifügung: Maler und Lithograph. Preis eines Bildes 5 Gulden.

Hierauf speiste ich an dem gemeinsamen Tische zu Mittag. Obenan saß Prießnitz. Die Tafel nahm die ganze Länge des ungeheuren Speisesaales ein. Aber lieber Himmel, wie diese Leute aßen! Können wirklich solche Quantitäten Platz finden in einem menschlichen Magen? Und welche Hast, welche Gier! Das war kein Essen mehr, es war ein Verschlingen. Wenn die Gräfenberger Wassercur in dieser Weise den Appetit reizt, und die Stärke desselben der richtige Maßstab der fortschreitenden Gesundheit ist, dann ist die große Zahl der hiesigen Curgäste — es sollen deren bei 2000 anwesend sein — allerdings erklärlich.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft machte ich einen Spaziergang auf einem schönen Waldwege, der hinter dem Curhause sich den Gräfenberg hinanzieht und zu den Quellen führt, denen die Curgäste im Vorüberwandeln ihr Trink- und Heilwasser entnehmen, und deren höchst gelegene eine Temperatur von + 4° Réaumur haben soll. Die Quellen sind sehr sorgfältig gefaßt, mit bestimmten Namen bezeichnet und fast alle mit geschmackvollen Bauwerken geziert. Eines dieser Monumente der Naturheilkraft

ist mir besonders aufgefallen. Es besteht bloß aus einem riesigen Steinwürfel, auf welchem ein Löwe ruht. Gewiß ein glücklicher Gedanke!

Gräfenberg, 20. Juli 1849.

Nachdem ich während meines hiesigen Aufenthaltes nun schon mindestens zwei bis drei Dutzend Porträtskizzen gezeichnet, habe ich heute durch das Comité der Curgesellschaft auch eine größere Bestellung erhalten, und zwar eine Ansicht von Gräfenberg von einem bestimmten Standpunkte aus gezeichnet, und ein Porträt des Prießnitz, beides in lithographischer Ausführung. Für das erstere Bild habe ich den unverschämten Preis von hundert Gulden verlangt, der mir auch ohne Anstand zugesagt wurde. Dann gieng ich hinauf zu Prießnitz, um seine Zustimmung einzuholen und ihn um wenigstens eine oder zwei Sitzungen zu bitten.

Prießnitz! Der Name klingt wie eine frisch sprudelnde Felsenquelle. Ein höchst merkwürdiger Mann und von der Mehrzahl seiner Curgäste wie ein Halbgott verehrt. Nun stand er leibhaftig vor mir. Eine festgefügte Gestalt, breit und stämmig, wie aus einer Eiche gehauen, in dem blatternnarbigen Gesichte einen festgeschlossenen Mund und hellgraue, durchdringende Augen. Und schweigsam ist der Mann, wie ein Karthäuser. Als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, setzte er sich, ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort zu sprechen in einen Armsessel, und ich nahm mein Skizzenbuch hervor und begann zu zeichnen. Aber es dauerte keine zehn Minuten — ich hatte kaum eine dürftige Skizze entworfen — als er schon entschlief. Ich suchte nun von seinen Zügen noch zu retten, was zu retten war und entfernte mich dann, ohne ihn zu wecken.

Nachmittags gieng ich nach Lindewiese hinüber, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Gräfenberg, in welchem die Schrott'sche Heilanstalt sich befindet. Zwei merkwürdigere Gegensätze, als Gräfenberg und Lindewiese hat es noch nie gegeben. In Gräfenberg ist das Wasser Medicin, in Lindewiese ist es Gift. In Gräfenberg heilt das Trinken, in Lindewiese der Durst. Prießnitz betrachtet den menschlichen Organismus als ein dürres Feld, das man unter Wasser setzen, Schrott dagegen als einen Sumpf, den man austrocknen muß. Jede der beiden Heilanstalten dient gleichsam als Correctiv der andern, denn manche Kranke, die nach mehrjährigem Curgebrauche in Gräfenberg keine Genesung finden und endlich die Geduld verlieren, versuchen zuletzt ihr Heil in Lindewiese und so auch umgekehrt. Obgleich die Lindewieser Entziehungscur allgemein als letzte Station auf dem Leidenswege aller schon versuchten Heilmethoden gilt, so zählt doch auch sie ihre begeisterten Anhänger, und Schrott wird von seinen Patienten mindestens eben so abgöttisch verehrt, als Prießnitz von den seinigen. Wo liegt nun die Wahrheit? Wohl dem, der sich nicht darum zu kümmern braucht.

Die erste Schwalbe in Oesterreich.

Von P. K. Rosegger.

Es war in den Dreißiger-Jahren. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ und „Schutt“ waren erschienen. Die Leute waren verblüfft über die in die Oeffentlichkeit kühn hinausgerufenen Worte: „Wir sind so frei, frei sein zu wollen! — Frei das Wort, frei der Gedanke!“, verblüfft über den lauten Hinweis auf die Thatsache, daß „in unserm guten Lande es Manchem vor dem Geiste graue.“ — Die Polizei fahndete nach dem Verfasser.

Ein sicherer Anastasius Grün, hieß es. — Wer ist Anastasius Grün? — Ein junger Mensch, der auch schon früher ein Bändchen Gedichte: „Blätter der Liebe,“ und ein anderes, genannt „Der letzte Ritter,“ herausgegeben hat. — Der junge Mann wird vorgeladen. Der Polizei-Beamte fährt ihn knurrend an: „Sind Sie der Verfasser dieser Publicationen?“ und schleudert ihm die beiden Bände „Spaziergänge“ und „Schutt“ vor. — „Hier steht der Name Anastasius Grün,“ bemerkt der junge Mann, „ich heiße Anton Auersperg.“ — „Na, wir kennen das,“ rief der Polizeimann, doch gelang es ihm nicht, der Sache auf den Grund zu kommen, und der junge Auersperg wurde mit einer mürrischen Handbewegung entlassen.

Bald darauf, zur Ferialzeit, kehrte Graf Auersperg auf sein Landgut Thurn am Hart in Krain zurück. Doch blieb er stets mit sorgsamster Fürsichtigkeit bewacht. Eines Tages erhielt der Polizei-Chef zu Laibach den Auftrag, dem jungen Grafen auf Thurn am Hart einen Besuch abzustatten und sich dort ein wenig nach der Stimmung und etwelchen Manuscripten umzusehen. Pflichtgetreu machte sich eines Tages der Mann auf den Weg. Und siehe, er wurde im Schlosse der Auersperge über Erwarten freundlich aufgenommen, Graf Anton zeigte sich „höchlichst erfreut, auf seinem einsamen Landsitze einen so geehrten Gast begrüßen zu können,“ und er gab sofort Befehl, daß Küche und Keller und was das Schloß und seine Umgebung sonst Angenehmes zu bieten vermochte, in den Vordergrund rücken solle. Der Polizei-Chef von Laibach war — wie es auch recht und billig — ein Lebemann, er gönnte sich einen guten Tag auf Thurn am Hart, und als er spät sich mit allen Zeichen vollster Befriedigung bei dem liebenswürdigen Gastherrn verabschiedet hatte und auf seinem Landwäglein der Hauptstadt zufuhr, fiel es ihm ein, daß er vergessen habe, auf Thurn am Hart sich nach der Stimmung und etwelchen Manuscripten umzusehen.

Eine solch' gröbliche Verabsäumung mußte gutgemacht werden. Erhielt denn Graf Anton Auersperg eines schönen Tages die höfliche Einladung, wenn er gelegentlich nach Laibach käme, am Hause des Polizei-Directors ja nicht vorüber zu gehen, ohne auf ein halb Stündchen zuzusprechen. — Sehr freundlich das von dem wackern Manne! Doch hielt es der Graf für bloße Höflichkeit und würde der Einladung zu folgen kaum Anlaß genommen haben, wenn auf einem zufälligen zweitägigen Aufenthalt zu Laibach sein dankbarer Gast von dazumal ihm nicht eine zweite Einladung zugeschickt hätte.

So fand sich Graf Auersperg zur schicksamen Stunde in der Wohnung des Polizei-Chefs ein. Dieser empfing ihn mit mehr Gravität, als man ihm auf dem Schlosse Thurn zugetraut hätte. Er führte den Besucher in sein Arbeitszimmer, bot ihm Platz und sagte ohne jegliche Umschweife: „Herr Graf, ich habe eine Frage an Sie zu stellen, die Sie mir direct und entschieden zu beantworten die Güte haben werden. Es sind vor Kurzem im Auslande unter wahrscheinlich falschem Namen zwei Bücher erschienen. Das eine betitelt sich „Schutt," das andere „Spaziergänge eines Wiener Poeten." Der Verfasser ist offenbar ein Oesterreicher. Man hat Sie als solchen genannt, Herr Graf. Es ist eine wichtige Sache, und ich frage Sie daher im Namen des Gesetzes: sind Sie der Verfasser dieser Schriften oder nicht?"

Graf Anton war allerdings ein wenig verblüfft darüber, daß aus seinem Etikette-Besuche ein so stylgerechtes Verhör geworden war. Er erhob sich und sagte: „Wenn das eine so wichtige Sache ist, seien Sie immerhin getrost, mein Herr; ich will Ihnen in dieser Angelegenheit des Weitern jeden Landausflug und jedes andere Manöver ersparen und bekenne mich als den Verfasser der „Spaziergänge" und des „Schutt."

Die Sache war richtiggestellt. Anastasius Grün — zu welchem Graf Anton Auersperg nun officiell geworden war — verließ Laibach und kam unangefochten nach Thurn am Hart zurück. Rascher als sonst die Aemter ihre Arbeiten abzuthun pflegen, folgte ihm eine Erledigung nach: Graf Anton Alexander Auersperg, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, ist wegen Uebertretung des Gesetzes zu fünfundzwanzig Ducaten Strafe verurtheilt. — Der Dichter der „Spaziergänge" konnte sich noch beglückwünschen, mit solchen Fünfundzwanzig davongekommen zu sein. Der Strafschilling fiel glücklicherweise den Armen der Ortsgemeinde zu, und so zogen auch diese — welche die verkündete Zeit wohl kaum mehr erleben sollten — einen Gewinn von der geistigen Heldenthat des Freiheitsdichters.

Indeß schienen den Grafen Anton Auersperg die Nergeleien und die Maßregelungen doch ein wenig verdrossen zu haben. Zur selben Zeit gieng er mit dem Plane um, aus Oesterreich auszuwandern und nach Paris zu gehen, wo Heine und Börne lebten. Das Auswandern gieng aber damals nicht eben leicht. Auersperg wußte, daß sein Auswanderungsgesuch gar bis zum Fürsten Metternich hinaufzusteigen habe, um dort vielleicht gestrichen zu werden. Er begab sich nach Wien und beschloß, selbst zu Metternich zu gehen, um diesem seinen Plan und die Ursachen desselben offen darzulegen und um baldige Erledigung seiner Sache zu bitten.

Zum Fürsten Metternich war es ebenso schwer hin- als von ihm wegzukommen. Graf Auersperg ließ sich zweimal vergebens anmelden. Der Bescheid war: Durchlaucht wären eben in Geschäften mit Gesandten u. s. w., man möge ein andermal kommen. Eines Tages zur vorherbestimmten Stunde — um 3 Uhr — erschien er wieder und wurde vorgelassen. Das Arbeitszimmer des Staatsmannes war durch eine leichte Wand in zwei Theile getheilt; der Fürst trat aus der rückwärtigen Abtheilung hervor, musterte den Eintretenden scharfen Auges und bot ihm dann einen Platz.

„Sie also sind dieser Anastasius Grün, der uns die Welt umwenden will?" sprach der Fürst.

Graf Auersperg verbeugte sich. „Durchlaucht," sagte er dann, „wenn damit meine poetischen Versuche gemeint sind, so geschieht denselben eine vielleicht zweifelhafte, jedenfalls aber unverdiente Ehre. Ich habe niemals den Umsturz der Zustände angestrebt."

„Sie reizen zum Aufstand," sagte Metternich. „Ihnen ist die gute Ordnung nicht recht, nicht die Censur, die Sie umgehen, nicht die Sicherheits-Organe, denen Sie ein Schnippchen schlagen. Sie machen böse Geschichten gegen die Religion, Sie vergessen sich gegen die Heiligkeit der Majestät; selbst die Grenzpfähle sind Ihnen im Weg — Sie haben mir und meiner Politik den Krieg erklärt."

Wenn so der Allmächtige Oesterreichs sprach, konnte der Poet nur froh sein, mit heiler Haut aus diesem Palaste zu entkommen, um sofort den kürzesten Weg über die Grenze einzuschlagen. Indes ließ er sich im Bewußtsein seines guten Menschenrechtes nicht einschüchtern.

„Durchlaucht," entgegnete er auf obigen Ausfall, „ich gestehe ein, daß mir in meinem Vaterlande Manches nicht gefällt; doch wird in meinen Gedichten nicht ein einziges revolutionäres Wort zu finden sein. Mein Ideal ist die Versöhnung der Parteien, der allmähliche friedfertige Uebergang zum Bessern, der heitere Sieg des Lichtes."

Metternich schwieg einen Augenblick, dann sagte er in wohlwollendem Tone, mit der ganzen Glätte des Weltmannes: „Lieber Freund, Sie sind noch jung und die Jugend täuscht sich nur allzu oft selbst durch schöne Worte. Sie kennen den Weltgang nicht. Versöhnung der Parteien ist eine Phrase — Sie entschuldigen. Für Ja und Nein gibt es keinen gemeinsamen Weg. Das Predigen und Singen ändert weder die Bedürfnisse noch die Wünsche der Menschen. Wem die herrschenden Zustände nicht recht sind, der ändere sie mit Macht und Gewalt!"

„So wären die Lieder eines Poeten ja völlig ungefährlich," wagte Graf Auersperg einzuwenden.

„Lieder werden kein Reich erobern und keines stürzen," versetzte der Fürst, „aber die Menge können sie aufregen, verwirren und verblenden, so daß der Dichter das Gegentheil erreicht von dem, was er wollte — er wollte befreien und setzt eine Regierung nur in die Lage, noch strammer fesseln zu müssen."

In diesem Augenblicke rauschte eine Robe. Die Fürstin trat in das Cabinet, machte sich Einiges an einem Schranke zu schaffen, warf einen angelegentlichen Blick auf Auersperg, erwiderte leicht seinen Gruß und rauschte wieder davon. — Wollte es doch gerne wissen, die durchlauchtigste Dame Metternich, wie ein Freiheitsdichter denn eigentlich aussieht.

„Werden Sie wieder was schreiben?" fragte jetzt der Fürst.

„Allerdings wird der Vogel das Singen nicht lassen können," meinte der Poet; „jedoch," setzte er sogleich schlichtend hinzu, „Durchlaucht, ich gedenke auszuwandern."

Metternich zog die Augenbrauen zusammen. „Auswandern wollen Sie? Warum denn?"

„Weil ich nicht immer von der Polizei verfolgt sein will," war die Antwort.

Der Staatsmann warf einen raschen Blick gegen die Wand, die das Zimmer in zwei Theile schied. Hierauf sagte er: „Die Polizei verfolgt Sie nicht, mein Freund, aber Sie verfolgen die Polizei!"

„Für jeden Fall dürfte es besser sein, wenn ich hinwegziehe," entgegnete Graf Auersperg.

Fürst Metternich schlug die flache Hand auf den Schreibtisch, eine gewisse Aufwallung war an ihm zu bemerken; doch gieng das bald vorüber, und ganz ruhig sagte er: „Ja, ja, das ist der Patriotismus dieser Herren. Da wollen sie auf Leben und Tod das Vaterland beglücken, und glauben sie sich durch irgend etwas gekränkt, allsogleich zeigen sie ihm den Rücken. — Wollen wahrscheinlich nach Paris? Na ja, das ist das Eldorado der flotten Köpfe und Idealisten. Je nu, ich hab' nichts dagegen."

„Und so wollte ich denn bitten, Durchlaucht —"

„Nur merkwürdig finde ich es," unterbrach der Fürst, „daß alle brauchbaren Leute auswandern wollen."

Und von dieser für einen Metternich völlig naiven Bemerkung aus begann er in seiner gesprächigen Weise des Langen und Breiten auseinanderzusetzen, wie denn doch begabte Naturen auch in Oesterreich nicht überflüssig wären und daß ihnen in Oesterreich schönere Rosen blühen würden als irgendwo anders, wollten sie sich nur stets an die Regierung schließen.

Auersperg saß auf Nadeln. Er war an diesem Tage um 4 Uhr zum Diner geladen, und zwar in einem Hause, in welchem man sein Zuspätkommen — da es eine erste Einladung war — leicht übel vermerken konnte. Er wagte es daher, sachte seine Uhr aus der Westentasche zu ziehen, worauf der Fürst lächelnd bemerkte: „Ah, Sie entlassen mich!" — sein Gespräch sofort abbrach und sich erhob.

Im Vorzimmer langte der Lakai dem Dichter eilfertig einen der zwei braunen Ueberröcke, die am Gestell hingen, und half anziehen. Was war das für ein Ueberzieher! — er schlug schier zweimal um das Bereich des Poeten zusammen. „Das ist nicht mein Rock!" bemerkte Auersperg.

„Ah, Pardon! Ich hab' dem Grafen Sedlnitzky seinen erwischt," entschuldigte sich der Diener, und bald war der Mißgriff gutgemacht — der rechte Rock umfieng den rechten Mann.

Als unser Anastasius Grün die Treppe niederstieg, hatte er Zeit, über den Habit des Grafen Sedlnitzky seine Betrachtungen anzustellen. Sedlnitzky war damals Polizei-Präsident — Polizeiminister. Wenn der Rock im Vorzimmer hieng, wo konnte der Mann gewesen sein? Im Cabinete des Fürsten war er nicht gesehen worden. Aber das Cabinet des Fürsten war durch eine Tapetenwand in zwei Theile geschieden. . . .

War's wie immer, am unglaublichsten — wenngleich buchstäblich wahr — ist das Eine, daß unser Dichter der Freiheit einmal in dem Rocke eines österreichischen Polizeiministers gesteckt hat.

Was die in den Tagen gerechten Unmuthes geplante Auswanderung betrifft, ist trotz alle- und alledem Anastasius Grün nicht nach Paris gegangen; er ist seinem armen, schönen Vaterlande getreu geblieben, ahnend und endlich genießend den glorreichen Freiheitsfrühling, von dem er sang, — als die erste Schwalbe, da noch Winter war.

Ich liebe mein Oesterreich.

Ich liebe mein Oesterreich,
Die Wälder der Heimat,
Die Berge, die Auen,
Die Ströme, die blauen —
Gott segne die Herrscher,
Gott segne das Land!
Es blühe, gedeihe:
Doch inmitten der Fülle
Des Segens erblüht,
Erstarkend erhebe
Sich immer auf's Neue
Das deutsche Gemüth,
Wie die Blume, die blaue,
Holdselig und traut,
Die mit Augen der Liebe,
Mit Augen der Treue,
Aus dem Golde der Aehren,
Der wogenden, schaut.

Robert Hamerling. (Schorers Familienblatt.)

Kleine Laube.

Den Manen Ferdinand Raimund's.

Ein Prolog von Ludwig Anzengruber.

Zur Gedächtnisfeier bei des Dichters Grab in Gutenstein am 8. September 1886, als den 50. Jahrestag des Begräbnisses Raimund's.

„Als man vor fünfzig Jahren ihn zur Erd' gebettet,
Ihn, dessen sinn'ger Ernst und heiterer Humor
Oft uns'rer Väter sorgenvolle Stirn geglättet,
Da wußt' die Welt noch nicht, was sie an ihm verlor;
Sie wußt' es nicht in jenen leichtbewegten Tagen —
Und mochte sein Verlust sie schmerzen noch so tief —
Daß sie in ihm den Meister hat zu Grab' getragen
Der Poesie, die still im Volksherzen schlief;
Die wußte er, wie nach ihm Keiner, zu erwecken,
Er hüllte Freud' und Leid in märchenhafte Pracht,
Es war wie froher, farbenreicher Träume Necken,
Aus denen reinern Herzens man dann aufgewacht!
Wir aber stehen hier an seines Grabes Scholle
Ein anderes Geschlecht, als wie sein Tag geschaut,
Es ist in harter Zeit uns eine ernst're Rolle,
Ein mächtig' Ringen um die Zukunft anvertraut.
Es lieget unserm Sinn das Feenreich verschlossen,
Deß' Märchenzauber uns're Eltern einst entzückt,
Ob wir durch eig'ne Schuld uns nun daraus verstoßen,
Ob rauhe Wirklichkeit demselben uns entrückt!
Doch können vollbewußt wir ihn jetzt höher werten,
Den Meister, der die edelsten Gebilde schuf,
Als Jene, die mit ihm gewandelt auf der Erden
Und deren Urtheil oft verwirrte sein Beruf.
Was er mit liebevollem, künstlerischem Walten
In kühnen, sichern Strichen hatte conterfeit,
Die kernigen, die rührend treuen Volksgestalten,
Die finden lebend wir noch unter uns zur Zeit;
So öffnet sich trostreicher Ausblick in die Ferne:
Daß zäh' das Volk der Zeiten Wechsel halte Stand,
Und daß sich stets in seines Wesens tiefstem Kerne
Verständnis für das Schöne und das Edle fand!
Daß jener Bilder Treue lebend sich erneuet,
Bezeugt die Meisterschaft der Feder, die sie schrieb,
Und daß er reicher Hand des Edlen Saat gestreuet,
Das zeugt für seines warmen Herzens Menschenlieb',

Obgleich ein herb' Geschick ihn dorn'ge Pfade lenkte.
Und uns, entrückt seiner Tage Neid und Gunst,
Gilt er, den man vor fünfzig Jahren hier versenkte,
Als edler Mensch und echter Meister seiner Kunst!
Und wenn wir heute, ihn zu ehren, kommen,
So wissen wir, es rührt ihn Schmähung nicht noch Dank,
Seit er in das Urewige mit frommem
Und stillergeb'nem Sinn zurückesank,
So treuer müssen wir die heil'ge Pflicht bewähren:
Sein Angedenken zu erhalten reg' und wach;
Ein Volk, das seiner Todten wohlverdiente Ehren
Verkümmern läßt, das lebt sich selber bald zur Schmach!
Wenn wir mit duft'gen Kränzen nun und Zweigen
Die Gruft Dir schmücken — heilig sei uns deren Ruh'! —
So wollen wir nur Deiner wert uns zeigen,
Du edler Mensch und liebenswerter Meister, Du!"

Zwegn wos ih af d Olm geh.

Ih woas nit, zwegn wos ih so gern af die Berg steig.

Ih bi nit stork z Füassn und bild mar ah ein nix, wann ih hoamkim und sogn kon: Af den bin ih obn gwen.

Ih bin ah ka Jaga, der in Gamslan gern nochsteigg, gleihwul ihs gern anschau, wans hupfn üba d Wänd hin.

Die Bloaman afn Olmbodn, miad lüagn, wan ih sogn wult, se gfolladn ma hell nit. Oba brockn thuar ih koani. 's Bleamerl steht sauber afn Dirndl ihrn Buaserl; oba noh bessa stehts lebendi afn Olmbodn.

Und daß ih eppa stoanbeckn gangad mit an Hamerl, fürs Gloskastl eini zan aufhebn! Za den Sochn bin ih zwenk glehrt, ih.

Und go zwegn da Schwoagarin — wan ih von Hirtn afs Woachi will springa, von Stoan afn Buda — da Schwoagerin wegen steig ih nit so hoch auffi, sie kimpp jo im Hiaschd wieder ower ins Dörfl.

Und konst das nit roatn, zwegn wos ih af d Olm geh, sa denk af dein Schotz, den st gwiß gern ins Gsicht schaust.

Mei Schotzerl is d Steiermork — wan ih der von an aufgupftn Berg kon ins Gsicht schaun, do bin ih glückseli.

R.

Erklärung: miad lüagn: müßte lügen. Hirtn: Harten. Buda: Butter. Hiaschd: Herbst. roatn: denken.

Der Thurmheld.

Eine Geschichte aus der Gegenwart
von J. Bernhard.

In einer Gesellschaft von Herren war eines Tages die Rede darüber, wie im Leben fast eines jeden Menschen ein Zeitpunkt sei, in welchem ein feindlicher Dämon seinen Hebel einsetze, um den Menschen aus seiner gewohnten sicheren Bahn entgleisen zu lassen. Die Entgleisung geschehe zumeist auch wirklich, doch der Entbahnte finde sich gewöhnlich wieder zurecht, der eine mit geringerer, der andere mit größerer Mühe, und rolle dann um so sicherer und gefestigter auf seiner Lebensstraße weiter. Mancher stürze freilich über den Damm oder verlaufe sich in Sand und Strupp und finde sich nicht mehr zurecht.

Etliche in der Gesellschaft hatten über diesen Gegenstand sehr schön und philosophisch gesprochen und Beispiele aus dem Leben bekannter und berühmter

Persönlichkeiten zum besten gegeben. Ein Einziger, es war der Thurmdecker Herr Bernhard, erzählte zur Erhärtung der Sache aus seinem eigenen Leben eine kleine, schier merkwürdige Geschichte, die hier wieder gegeben sein soll.

Zur Zeit — so erzählte Herr Bernhard — als ich fünfunddreißig Jahre alt und alle Lebensregister aufgezogen waren, kam es mir vor, es müsse in meinem Leben nun etwas Besonderes geschehen, ich müsse etwas Außerordentliches vollbringen. Das Leben eines Thurmdeckers ist ziemlich einfach; die meisten Thürme sind nicht hoch genug, um interessant zu sein, und dennoch immerhin so hoch, um sich bei einem unbewachten Augenblicke das Genick brechen zu können. Es war aber — wie gesagt — ein Drang in mir. Wenn heutzutage schon alle Welt hoch hinaus will, so ist das bei einem Thurmdecker erst gar kein Wunder. Und da ich meine Arbeiten überall zur Zufriedenheit machte und in der großen Stadt F. für die Eindachung der Eckthürme des neuen Rathhauses viel Lob erntete, so setzte ich mir plötzlich in den Kopf, ich müsse es zum städtischen Dom-Thurm-Dach-Decker bringen. Die Stadt F. hat nämlich einen großen altdeutschen Dom, dessen gothischer Thurm an vierhundert Fuß hoch ist. Er steht, von der Ferne gesehen, als schlanker, spitzer Stift ganz ungebührlich hoch über der Stadt auf, so daß mir allemal Arm und Beine zuckten, wenn ich diesen Thurm ansah. Das Schlimme an der Sache aber war, daß er so recht eigentlich gar kein Dach hatte, sondern von der obersten Krone aus in neun Steinrippen sachte zur durchbrochenen Spitze zusammenlief. So war meinerseits das Decken dieses Daches eine Kunst und das wohlbenannter städtischer Dom-Thurm-Dach-Decker-werden eine noch größere.

Mein Ehrgeiz jedoch kam nimmer zur Rast. Ich hatte Tag und Nacht hinein keine Ruhe, wußte genau, daß etwas geschehen müsse, nur wußte ich nicht genau, was. Da kam das Geburtsfest des Oberbürgermeisters von F. Der Oberbürgermeister war ein höchst beliebter, überaus populärer Mann — jetzt hatte ichs.

Am Vorabend des Festes machte ich in meiner Wohnung eine acht Meter lange Fahne mit den Stadtfarben von F. und nähte in großen Papiergoldbuchstaben die Worte daran: „Hoch der Oberbürgermeister!“ Diese Fahne muß auf die Spitze des Domthurmes kommen, und zwar während der Nacht. Nun war die Besteigung des Thurmes während der Nacht freilich nicht gestattet, ja es war vom Beginn der Pyramide bis zur Spitze nicht einmal eine eigentliche Treppe. Zudem durfte der Thürmer nichts gewahren, da er sonst Alles vereitelt hätte. Nun gut, dafür ist man Thurmdecker. Vor Mitternacht ist's nichts, da gibt es es noch zu viele Leute, die über den Domplatz gehen. Um zwölf Uhr aber fährt der bestellte Wagen an. Ich bin grau gekleidet, damit man mich in den Steinen nicht so leicht sehe, denn es scheint der Mond. Die Fahne rolle ich um den Stab und schnalle sie mir an die Hüften. Einen langen Strick binde ich mir über die Achsel und einen Eisenhaken. Ein Fläschchen Rothwein stecke ich in den Sack. Sonst brauche ich nichts. So fahre ich auf den Domplatz. An der Ecke der Kirche steht ein Wachmann, ich fahre bloß noch um den Sockel des Thurmes, steige aus und lasse den Wagen davongehen. Zur Hauptsache habe ich mir den Weg schon Tags zuvor zurechtgeschaut. Der Blitzableiter ist auch eine Leiter, obzwar keine weibliche, das macht nichts, es klettert sich, freilich zuweilen unter Beihilfe des Strickes, ganz gut am Eisen empor, wenn's feucht und rostig ist. An den Querstangen kann man Halt machen und feststehen. Man rastet nirgends so gut, als an den Querstangen der Blitzableiter auf Domthürmen. Wird das Klettern an den Eisenstangen empor zu langweilig, so kann man es mit der Quadermauer angehen, sie hat Fugen, Spalten und scharfe Ecken, wovon man unten nichts sieht. Ich bin schon ungefähr beim Gesimse des Kirchendaches, als ich wahrnehme, daß unten auf dem Platze

Fußgeher stehen bleiben und zu mir heraufschauen. Ich habe zuviel Geräusch geführt und muß eine Pause machen. Als die Leute endlich vorüber sind, wandere ich weiter. Nun kommt aber eine etwas beschwerliche Stelle. Der Thurm springt gerade über mir in einem Erker hervor und der Blitzableiter biegt sich unter demselben nach außen, aber so nahe an den Steinen, daß ich wie eine Fliege an der Stubendecke hätte klettern müssen, wenn ich nicht lieber umgekehrt wäre und meinen Weg, zwischen zwei steinernen Ungeheuern, einer Mulde empor über ein wahres Staub- und Sandmeer genommmen hätte. Damit hatte ich den Vortheil, daß mir der Mond auf die Route schien, während der Blitzableiter-Aufstieg größtentheils im Schatten lag. Ich war schon über dem Kirchenbach und hatte bereits die mondbeschienenen Gebirge aller Hausdächer unter mir. In einer Mauerspalte schreckte ich Fledermäuse oder dergleichen auf, die eine Weile um das Gewände gausterten. Es kam nun ein glattes, hohes Aufspringen von Pfeilern; wie eine Katze klammerte ich mich in die Fugen, die Finger hielten fest, aber die Stiefelspitzen waren zu plump, um einzugreifen. Ich schwang mich auf einen Löwenkopf, der die Gieß ableitet und zog das Schuhwerk aus, welches ich dem Unthier in den Rachen steckte. Das Wasser wird mir die Stiefel schon hinabbringen. Nun gieng es wieder ein Viertelstündchen ganz bequem vorwärts, nur daß mich die Fahnenstange bisweilen ein wenig incommodierte, weil ich mit derselben links und rechts anstieß, so daß ich sie mir streckenweise senkrecht an den Rücken binden mußte.

Um rascher in die Höhe zu kommen, mußte ich mich endlich doch wieder an den Blitzableiter machen, der aber stellenweise so weit vom Mauerwerk abstand und so spärlich mit Querstangen befestigt war, daß gerade diese Strecke zu den ermüdendsten gehörte.

Endlich gelangte ich zu einer Fensterscharte, in welcher ich bequem ausruhen konnte. Bisher hatte ich nicht länger als eine Stunde und vier Minuten gebraucht. Das schien mir noch nicht an der Zeit, den Imbiß zu nehmen, besonders wenn ich an den großen Marsch dachte, den ich noch vor mir hatte. Rüstig klimme ich in einem Ruck an drei bis vier Klafter weiter, als ich plötzlich hart neben mir den Ruf höre: „Wer da?!" Ich war am Fenster des Thurmwächters; rasch schwang ich mich über demselben empor und antwortete nur: „Ich, der Thurm-Decker Bernhard bin's, nichts weiter. Ich will mal bloß bis zur Spitze hinauf und dem Oberbürgermeister zu Ehren eine Fahne aufstecken, weil ich den Mann schon gar zu lieb habe."

Der Wächter rief, ich sollte umkehren und bedrohte mich sogar, womit, das weiß ich nicht, weil ich ihm mittlerweilen schon aus der Gehörweite war. Jetzt hub im Thurm ein gottslästerliches Gerassel an und die Glocke schlug halb zwei Uhr. Ich stemmte mich an die Zeigerachse des Zifferblattes, nahm meine schwarze Haube vom Kopfe und band sie an die Spitze des Stundenzeigers, damit die Leute sehen sollten, ich wäre auch dagewesen. Das war der Uebermuth, wofür ich später eigentlich ganz mit Recht vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt worden bin. Es steht nun zwar nicht im bürgerlichen Gesetzbuch, daß man seine Haube nicht an den Zeiger der Thurmuhren binden dürfe, aber die Racker haben den Paragraphen wegen muthwilliger Gefährdung fremden Eigenthumes auf mich gehetzt.

Nun endlich bin ich bei der obersten Zackenkrone; ich steige über die Quaderreifen empor und sehe nun vor lauter Zinnen und Thürmchen, die um mich sind, nicht mehr in die Tiefe. Hier kann ich mich niederlassen und Wein trinken. Im Osten ziehen sich schon ein paar lichte Streifen des Morgens. Im ferneren Umkreise der Stadt sehe ich die Lichter der Straßenlaternen und den Schein der Fabriksschlote. Dort und da erwacht der Lärm eines fahrenden Wagens.

Nun voran den letzten Ruck! An einer der Rippen der Pyramide stieg ich

behaglich weiter und nach weiteren zwanzig Minuten war ich an der Rose. Das war nun aber das schlimmste Stück. Unter der Rose könnte bei Regen eine große Familie sammt Dienerschaft bequem Dach finden. Es galt nun, meinen Strick über die Rose hinauf an einen scharfen Vorsprung zu werfen, was erst nach einer Weile gelang. Ich faßte den Strick und wurde für's Erste hinaus in die Lüfte geschnellt. Bald jedoch war ich hinangeklettert und stand auf der Rose. Nun noch ein paar Klafter den Hals hinan zum goldenen Knauf; über demselben mußte ich das zweite Mal den Strick zur Hilfe nehmen, bis ich oben stand. Die Luft war ruhig, aber mich deuchte, als schwanke der Thurm mit mir wie ein Baum. Da merkte ich wohl, ich müsse mir eine größere Rast gönnen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Thurmkreuz und hielt die Hand vor das Auge. Tief unten auf dem Domplatze hörte ich Gesurre und sah nun, daß sich viele Leute angesammelt hatten, welche zu mir heraufschauten. Von einem vierten Stock aus wurde mir durch ein Sprachrohr zugerufen, ich solle aushalten, es käme Rettungsmannschaft mit dem Sprungtuche. Da stieg ich rasch das Kreuz hinan, am zweiten Querbalken klammerte ich mich ein, wickelte die Fahne los und band sie an Kreuz und Thurmspitze fest. Ein leichter Wind ließ die Fahne in die Luft hinauswirbeln und das Morgenroth beleuchtete sie. — Auf demselben Weg, den ich gekommen, trat ich den Abstieg an. Zwei Punkte ausgenommen, wo ich wieder zum Seile meine Zuflucht nehmen mußte, gieng es ungleich müheloser und rascher als beim Aufstieg. Um drei Uhr sieben Minuten bin ich auf das Pflaster des Domplatzes gesprungen, mitten hinein in ein Jubelgeschrei von vielen hundert Menschen, wovon mich Einige umarmten und mir auf die Zehen traten. Mein erster Blick war hinauf zur Spitze, wo das helle Fähnlein lustig flatterte. Viele blickten mit Operngudern hinauf und riefen: „Hoch der Oberbürgermeister!" und umjubelten mich immer von Neuem. Besonders feierlich aber nahmen mich zwei Wachmänner in Empfang, welche mich sofort in eine Kanzlei führten. Dort gings ernsthaft her, ich mußte meinem Namen, mein Alter und Gewerbe und was weiß ich sonst Alles angeben und eingestehen, weshalb ich die Fahne, und zwar auf so ungewöhnlichem Wege, auf den Thurm getragen hätte.

„Ach Gott!" sage ich, „es ist weiter nichts. Ich habe eben unsern Herrn Oberbürgermeister viel zu gern." Darauf lachen sie und lassen mich frei. Wie ich vor das Hausthor trete, umringt mich schon wieder ein Menschenschwarm, wie ich bin — barfuß und barhaupt — heben sie mich in einen Wagen und führen mich mit Hurrahgeschrei durch die Stadt.

„Das ist schön," sage ich, „aber ein Frühstück wäre mir lieber."

Versteht sich, das erste Hotel war zur Ehre erlesen, den „Thurmhelden", von welchem wie im Nu die ganze Stadt wußte, zu bewirten.

Und so begann dieser Tag als der erste einer Reihe von Freuden- und Festtagen, die mir nun geworden waren. Ich kam aus dem Taumel gar nicht heraus, und heute, wenn ich daran denke, sehe ich wie durch verschwommene Augen zwei trabende Pferde vor mir, manchmal sogar vier, die mich in eleganter Kalesche führen, sehe eine Menschenmenge, die mir mit lautem Hurrah die Hüte und Taschentücher zufächelt. Sehe gedeckte Tafeln mit Silbergeschirr und Champagner; sehe Zeitungen, Flugblätter, mit meinem Bildnis und der Beschreibung der „Heldenthat", wie sie's hießen; in allen Gassen und Straßenecken ist mein Bild ausgestellt, es gibt „Bernhardhauben", „Bernhardfahnen", „Bernhard-Operngucker", und „Bernhardstiefel" nennen sie es, wenn Einer in puren Strümpfen geht. Auch höre ich überall Musik, fühle heftige Händedrücke, ja sogar Küsse auf Mund und Wangen — und über Allem das Fähnlein auf dem Thurme.

Nun kommen Besitzer von Unterhaltungslocalen zu mir, bieten mir Geld, wenn ich mich von ihren Gästen anschauen

lasse; ja Einer will, daß ich mit ihm von Stadt zu Stadt ziehe, er wolle mich, den „wackeren, hochgemuthen Thurmhelden“, sehen lassen und bot mir Summen an, daß ich erschrak. „Greif zu!“ sagten meine Freunde, „jetzt wirst ein reicher Mann! Nutze aus Dein Glück, brauchst Dein Lebtag nicht mehr zu arbeiten!“

Ich schwamm in einem Meere von Seligkeit. Ja dachte ich, das ist freilich noch besser, als ein städtischer Dom-Thurm-Dach-Decker zu sein! Wer hätte gedacht, daß etwas, so ich hundertmal gethan habe und in Fleiß und Arbeit nichts getragen hat, jetzt, weil ich's heimlich und unrechtmäßiger Weise vollbracht, mich zum berühmten, reichen Mann macht! Damals, als ich einem vom Thurm fallenden und am Wandvorsprunge hängenbleibenden Arbeiter mit eigener Gefahr das Leben gerettet, damals hat sich kein Mensch um mich gekümmert, heute, wenn ich mich anschauen lasse, fliegt mir das Geld scheffelweise in den Schoß. Mir kann's recht recht sein, ich bin entschlossen, daß Glück beim Schopf zu fassen.

Schon will ich die Verträge unterschreiben, welche mir ein lustiges und sorgenfreies Leben eröffnen sollen, als ein Bote vorspricht, sich versichert, daß ich der Thurmheld Bernhard bin und mir einen Brief vom Oberbürgermeister überreicht. Mit zitternden Händen erbreche ich ihn, jetzt wird wohl erst die Hauptsache kommen, denke ich, und habe mich auch nicht geirrt.

Der Oberbürgermeister schreibt:

„An Seine Wohlgeboren,
den Herrn Josef Bernhard,
bürgerlichen Thurmdecker,
derzeit in F.

Lieber Herr Bernhard!

Indem ich für Ihre mir dargebrachte höchst originelle und gewiß wohlgemeinte Ovation bestens danke, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung anzubieten, der meiner Achtung für Sie entspringt und den nicht mißverstehen zu wollen ich Sie aufrichtig bitte.

So sehr mich der Geburtstagsgruß, den Sie mir von so hoher Warte zuwinken, wie auch das schöne Zeugnis Ihres persönlichen Muthes erfreut haben, so kann ich doch der Sorge nicht Herr werden, daß eben diese Ihre muthige That Veranlassung für Sie werden könnte, einen neuen Weg einzuschlagen, der wohl viel gefährlicher, als jener auf die Thurmspitze unseres Domes zu werden droht. Ich höre, daß man Sie durch Geld und Versprechungen aus Ihrem ehrlichen Gewerbe heraus auf die Bahnen eines Abenteurers locken will; ich möchte nicht, daß meine Person dazu die Veranlassung werde und rathe Ihnen in freundschaftlicher Weise, Ihrer bürgerlichen Arbeit treu zu bleiben, welche allein die dauerhaften Vortheile und wahren Ehren bringen kann. Wollen Sie stets als Ihren Freund betrachten Ihren

Dr. M. Staudert,
Oberbürgermeister zu F.

Mißmuthig schleuderte ich den Brief von mir. Natürlich, mit dem Glücke kommen auch die Neider. Ich sehe nichts Unehrenhaftes darin, wenn sich Einer als nachahmenswertes Beispiel von Mannesmuth dem Volke zeigt und wenn das Volk den Mann aus freiem Antrieb honoriert.

Schon am nächsten Abend war ich im Paradiese, wie das Vergnügungslocal der Vorstadt heißt. Als ich, begleitet von meinem Impresario, durch das Hinterpförtchen schlüpfe, steht an die Mauer gekauert ein mir bekanntes Mädchen. Das wirft mir einen Blick zu, der mich fast aus der Fassung bringt. Aber ich bin Schmied meines Glückes und denke, mit allen bisherigen Verhältnissen muß jetzt gebrochen werden. Weinend wendet sie sich abseits, ich trete in das Haus. Der Saal ist überfüllt, und welcher Art das Publikum, das habe sogar ich einfältiger Dachdecker auf den ersten Blick durch eine Bretterspalte

erkannt. Als erste Nummer erschien eine Gruppe von „Volkssängern", welche es mit ihren gut gesalzenen Liedern dem Publikum zu Danke machte. Hierauf kam eine üppige Seiltänzerin, die das, was das Lied vorhin nur schelmisch angedeutet, zur klaren Darstellung brachte. Die Zuschauer johlten und stöhnten vor Vergnügen; ich hatte — aufrichtig gestanden — ein so freches Weibsbild bisher noch nicht gesehen. Plötzlich, als sie ihre „Künste" gezeigt, eilte sie unter Zurücklassung des allergrößten Theiles Ihrer Garderobe hinter die Coulissen, packte mich am Arm und wollte mich vor das Publikum zerren. Jetzt gehen mir die Augen auf. „Schöne Dame," sage ich, „noch gehören wir Beide nicht zusammen!" nehme Hut und Stock und verlasse das Local. Da stehe ich lieber bei Nacht und Sturm auf der Thurmspitze des Domes, als auf solchem Podium da drinnen.

Von dieser Stunde an habe ich mich in der Stadt nicht mehr blicken lassen. Die Fahne war vom Thurme amtlich entfernt worden; ich gieng wieder meinen Arbeiten nach, die sich freilich nun so sehr mehrten, daß ich eine Anzahl Gehilfen nehmen mußte. Der Bürgermeister selbst kümmerte sich um meine Firma und griff mehrmals, wenn ich in meiner unpraktischen Weise etwas Verkehrtes zu thun im Begriffe stand, regelnd und fördernd ein. Nun heiratete ich meinen Schatz, das war selbiges Mädchen, welches am Pförtlein des Paradieses stand, an jenem Abend. Nun waren wir Beide darin, aber in einem anderen, als jenes mit den Bänkelsängern gewesene. Ein halbes Jahr nach unserer Trauung fragte mich der Oberbürgermeister, ob die Flitterwochen schon vorüber wären. In diesem Falle wäre er so frei, meine Person auf vierundzwanzig Stunden in Beschlag zu nehmen. „Es ist," fuhr er fort, „etwas Hohes um den Muth eines Mannes, es ist mir durch die Huldigung an jenem Tage etwas sehr Schönes geschehen; aber Sie, mein lieber Meister Bernhard, haben sich durch die eigenmächtige und unerlaubte Erkletterung des Thurmes einer Uebertretung schuldig gemacht, die bestraft werden muß. Ich erinnere, daß Sie verurtheilt sind zu vierundzwanzig Stunden Arrest."

Im Erker.

Vier Fenster und zwei Fensterlein
Erhellen diese Stube mein,
Darunter blüht der Garten,
Den treue Hände warten.

Vor meinem Erker spielt sich ab
Das Schauspiel: „Von der Wieg' zum Grab'",
Das Großes mit dem Kleinen
Zum Bunde weiß zu einen.

Sie ahnen nicht, daß von der Höh',
Ich all ihr Thun und Treiben seh',
Ich sitz' da, wie „Gott Vater" —
Von ferne ihr Berather.

Wär' ich da unten, mitten d'rinn,
Gleich ihnen mit bewegtem Sinn,
Ich wär' der Ihren Einer,
Ein Schuld'ger, obgleich reiner.

So aber hat es Keiner acht,
Daß ich vom Erker sie betracht',
Unsichtbar selbst mitleidend,
Mitfreuend, doch sie meidend.

So dünk' ich mich der Fels im Meer,
Die Flut beherrschend weit umher —
Die Wogen mögen branden,
Nicht Eine kann da landen.

Ludwig Foglár.

Mein Herz, das starb in dieser Nacht.

Ich fand in dieser Nacht Dein Bette leer.
— „Beim kranken Kinde hättest Du gewacht."
Ich hab' gelobt Dir Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das starb in dieser Nacht.

Die Stunden, da das Kind allein verschmacht',
Hat sie bei einem fremden Mann verbracht.
Ich hab' gelobt ihr Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das starb in dieser Nacht.

Ein Särglein für mein Herz und für mein Kind.
Und in der Jasminlaub' ein glücklich Paar!
Als Gott, der liebe Herr, das Weib erschuf,
Ob er wohl auch bei Troste war?

A. Z.

Das größte Leid.

Ein Märchen von Emil Ertl.*)

Es war eine Mutter, die liebte ihr Kind nicht. Und als es herangewachsen war, rief sie es zu sich und sprach: „Ich bin arm und kann Dir nicht länger zu essen geben. Geh hinaus in die weite Welt und sieh, wie Du fortkommst.“

Als aber das Mädchen herzbrechend zu weinen anfing, fühlte sie doch ein wenig Mitleid mit ihm und sagte: „Das Einzige, was ich Dir auf den Weg mitgeben kann, ist eine gute Lehre. Fürchte die Liebe und flieh sie, wo Du kannst, denn die Liebe ist das größte Leid. Das weiß ich gut, weil ich einst Deinen Vater geliebt habe; der war ein gottverlassener Mann und stieß mich aus seinem Hause. Es ist schon lange her, und ich hab's verwunden. — Das Letzte aber, was mich noch an ihn erinnert, das bis Du.“

Damit nahm sie ihr Kind bei der Hand und führte es hinaus. Dann ging sie in ihre Hütte zurück und schob den Riegel vor die Thür.

Das Mädchen wußte nicht, was es anfangen sollte, und schritt weinend in den grünen Wald hinein. Weil der grüne Wald aber kein Ende nahm, so irrte es sieben Tage und sieben Nächte darin umher und stillte seinen Hunger mit schwarzen und rothen Beeren, und stillte seinen Durst mit den Thautropfen, die des Morgens an allen Blättern hingen. Nachts kamen die heulenden Wölfe; aber das Mädchen klatschte in die Hände, da liefen sie fort.

Am achten Tage wurde der Wald sehr finster, und dem Mädchen klopfte das Herz, da es Schritte im dürren Laube rascheln hörte. Als sich aber die Büsche theilten, stand ein hochgewachsener Mann vor ihm, der ein längliches Fäßchen umgehängt trug, um Harz darein zu sammeln; denn er war ein Pechbrenner.

Das Mädchen freute sich sehr, daß es wieder ein menschliches Wesen erblickte, schaute bittend zu dem Manne hinauf und sprach: „Du guter Pechbrenner, kannst Du mir nicht den Weg zeigen, der aus diesem finstern Walde hinausleitet? Denn ich fürchte mich sehr, daß mir die Liebe hier begegne oder ein anderes Ungemach.“

„Die Liebe?“ fragte der Pechbrenner; „was ist die Liebe?“

„Die Liebe,“ erwiderte das Mädchen, „ist das größte Leid.“

„Ich habe die Liebe nie in diesen Wäldern gesehen,“ sagte der Pechbrenner. „Aber komm mit mir in meine Hütte, dort will ich Dich Dein ganzes Leben lang vor der Liebe beschützen und vor allem andern Ungemach. Denn Du bist ein herziges Mädchen, und ich bin Dir gut.“

„Du freundlicher Mann,“ sagte das Mädchen, „ich möchte auch mein ganzes Leben lang bei Dir bleiben, denn in Deiner Nähe wird mir so froh und wohl zumuthe, wie sonst nicht.“

Sie küßten sich auf den Mund und gingen zu seiner Hütte. Und das Mädchen ward des Pechbrenners Weib.

Die Beiden wurden aber sehr glücklich mit einander, obgleich sie hart arbeiten mußten und so arm waren, daß sie oft tagelang nichts Anderes zu essen hatten, als die Beeren des Waldes. „Zusammen trägt sich auch das Schwere leicht,“ sprachen sie zu einander; „und so lange uns Gott nicht die Liebe sendet, so lange ist Alles gut.“

Nachdem eine Zeit verstrichen war, bekamen sie einen kleinen Knaben, den nannten sie Schmerzenskind, denn er war unter vielen Schmerzen geboren worden. Sie freuten sich beide unsäglich über den Knaben, und der Pechbrenner nährte ihn mit Ziegenmilch, denn die Mutter war sterbenskrank. Der Pechbrenner aber pflegte sie bei Tag und bei Nacht.

Als sie nun sehr schwach wurde und der Mann zu weinen begann, weil er glaubte, er müßte sie verlieren, da that sie den Mund auf und sagte: „Weine nicht, Trauter! Mein Leben an Deiner Seite ist glücklich gewesen, denn ich habe nie erfahren, was die Liebe ist. Dir aber bleibt noch unser Schmerzenskind, wann ich todt bin.“

*) Aus dessen „Liebesmärchen“. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1886.)

Sie starb aber nicht. Denn er pflegte sie so treu und warm, daß sie wieder gesund wurde.

Nachdem abermals eine Zeit verstrichen war, wurde Schmerzenskind sehr krank und starb. Sie begruben es im Walde und pflanzten Blumen auf das Grab. Als sie lange geweint hatten, trocknete der Mann seine Thränen und sprach: „Weine nicht mehr, mein treues Weib, denn wenn auch Schmerzenskind todt ist, so hast Du doch mich, und ich habe Dich. Laß uns vielmehr dem lieben Gott danken, daß er uns bislang vor dem größten Leid bewahrt hat, vor der Liebe.“ Da trocknete auch die Frau ihre Thränen, und die Beiden fielen einander um den Hals und küßten sich auf den Mund.

So lebten sie noch viele, viele Jahre mit einander und waren sehr glücklich in ihrer Armuth. Wann ihnen jedoch ein Ungemach widerfuhr, so schauten sie einander nur in die Augen, und eine stille, friedliche Glückseligkeit kehrte sogleich in ihre Herzen ein.

Nachdem sie aber alte Leute geworden waren, empfanden sie eine große Müdigkeit. Und eines Tages legten sie sich auf ihre Blätterstreu, drückten einander noch ein letztes Mal die Hand und starben.

Als sie über die Wolkenstufen in den Himmel gelangt waren und den lieben Gott erblickten, knieten sie nieder und beteten. Es kam aber gerade der heilige Petrus gegangen, und da er die beiden Alten vor Gott knieen sah, redete er sie an und sprach: „Ihr guten Leute, was wollt Ihr denn hier? Ich hab' Euch ja gar nicht gesehen, wie Ihr hereingekommen seid!“

Da erwiderte der alte Pechbrenner: „Heiliger Petrus, wir möchten nur dem lieben Gott Dank sagen für unser Leben auf Erden, welches weitaus glücklicher war, als das Leben vieler anderen Menschen. Denn das größte Leid, die Liebe, haben wir nicht gekannt.“

„Ei, ei,“ rief der heilige Petrus erschreckt, „Ihr habt die Liebe nicht gekannt? Da gehört Ihr ja gar nicht in den Himmel! Kommt nur gleich mit mir, daß ich Euch hinausgeleite, eh der liebe Gott Euch erblickt.“

Kaum hatte er das gesagt, so wandte der liebe Gott sein Haupt und fragte: „Petrus, warum bist Du so sehr erschrocken?“

„Ach Herr,“ sprach der heilige Petrus, „es sind hier zwei Menschenkinder, welche in ihrem Erdenleben die Liebe nicht gekannt haben; die will ich hinausweisen, denn sie gehören nicht in den Himmel.“

Wie der liebe Gott das hörte, erschrak er selbst in seinem Herzen, daß solche Menschen in den Himmel gekommen wären. Als er aber genauer hinschaute und den alten Pechbrenner mit seiner Frau erkannte, da lächelte er, daß es durch den ganzen Himmel leuchtete.

„Lieber Petrus,“ sagte er, „geh nur an Deine Himmelspforte und laß die guten alten Leute hier, denn ich kenne sie genau. Sie sollen sich an meine rechte Seite stellen und mit dem Chor der Engel meiner Herrlichkeit lobsingen.“

Wia der Odam s Vodrunsabetn hot glernt.

Wia da Goud Voder in Paradeis in Odam daschoffn hot ghobb, do sogg er zan Odam: „Odam, zan a schuldiga Donksogung sulst ma hiaz an Vodrunsa betn.“

„Ih?“ sogg der Odam, „Vodrunsa betn? Vodrunsa betn kon i nit.“

„Wos?“ sogg da Goud Voda, „Du konst n Vodrunsa nit? Du willst in Leutn cahna Stomvoda wern und konst n Vodrunsa nit? Du Schlanggl Du, mih zimbb, Dir gehts z guat. Du bist noh ka N o t h ine worn, und d Noth lehrt betn! — Leg Dih nieda!“

Der Odam legg sih nieda, draht sih und renzt sih a Weil und aft is er zschlof kema.

Noch a Weil, wir er munter is worn, stehts Weibsbild do. Af da Stell sollt in Odam da Vodrunser ein und

lüfti bet't ern her nochanonda, bis zan erlöse uns von Uebel Am.

Erklärung: Vodrunsabetn: Vaterunserbeten. mih zimbb: mich dünkt. renzt sich: streckt sih. z schlof kema: eingeschlafen. lüfti: geläufig.

Bücher.

Liebesmärchen von Emil Ertl. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1886.

Märchen zu schreiben ist beinahe wider die Zeit. Die Kleinen wollen nicht mehr so naiv sein, an so etwas zu glauben, und wer liest sie dann noch, außer hie und da in einsamer Waldandacht ein verliebtes Mädchen oder ein sich ganz langweilendes Mannesgemüth? Auf ein solches Minimum, denkt man, müsse sich im „eisernen Zeitalter" die Märchenleserschaft reducieren, ungefähr wie die Liebhaber von Gedichten. Nichts destoweniger ist soeben wieder ein Buch „Liebesmärchen" erschienen, in selten schöner Ausstattung mit dunkelroth und gold'nem Einband, alterthümlichem Druck und überaus hübschen Bildern und Zeichnungen. Den Stoff hat die Liebe hergegeben. In halbem Gewand sitzt auf dem ersten Bildchen eine lächelnde Märchenmuse mit Buch und Schreibstift und hört zu, wie ihr der leicht beflügelte Amor — er kann nicht sein ohne Schmetterlingsflügel — Geschichten in's Ohr erzählt; eine Parabel nach dem Beispiel des Gil Blas und zehn „Liebesmärchen" folgen einander dann in dem Buche. Und „wem es im Herzen klingt und wiederhallt, der baut sich dankbar aus unscheinbarem Schalle ein hohes Lied," heißt es in der Parabel. Doch ist der Schall nicht so unscheinbar und unbedeutend. Das schönste der Märchen ist das „Dornröschen," das dritte; es ist eine Umdeutung des allbekannten, herrlichen deutschen Volksmärchens und erzählt von einem jungen Mädchen, wie sein Herz traumhaft verloren war, ehe es seine Liebe recht ahnte; wie sie träumte und ihr etwas fehlte und sie doch von nichts wußte, und wie sie mit Weinen, Lachen und Jauchzen erwachte, da sie an des geliebten Mannes Brust lag. „Es war ihr, er habe sie aus einem tiefen, tiefen Schlaf erweckt. . . ." Das ist das wertvollste Stück des kleinen Werkes, und Ertls eigenthümliche Begabung tritt darin am besten hervor. Ein wenig Humor und viel echte Poesie sind in das Ganze verwebt, und der Märchenton nirgends so voll getroffen, wenn sich auch nicht gerade viel Wunderbares im „Dornröschen" begibt. Es stimmt Alles zusammen, die Schilderung des Winters draußen und des heimeligen Spinnstubenlebens, wie der Peter neben dem Rocken der Hirtenrosel sitzt und sie sich in den Finger sticht, und wie sie später im Sommer in die Berge zieht mit ihrer Herde — das ist so anmuthig geschrieben, wie der Gedanke anmuthig ist, in den es ausgeht. Von den andern Märchen wird wohl das „scheue Reh" am meisten gefallen, die Geschichte von der Königstochter, welche ihres Vaters zorniges Wort in ein Reh verwandelt hat und welche ein armer Jäger erlöst, der ihr einen Pfeil ins Herz schießt. Auch da bricht die Liebe durch, die überall den bald hellen und bald dunkeln Hintergrund bildet; und daß dermaßen ein tiefer Gedanke die Ertl'schen Märchendichtungen durchzieht, gibt ihnen einen angenehmen Vorzug vor den Baumbach'schen, mit denen sie in anderen Beziehungen manche Aehnlichkeit haben. Wogegen ihnen freilich wieder der reizende, feine Schimmer von Ironie und der moderne Zug fehlen, welche Baumbach auszeichnen und ihn so populär gemacht haben. Ein drittes Märchen handelt vom „König Bitterwurzel," der, ein unterirdisches Gezwerg, ein Erdenmädchen geraubt hat, ihrem Liebsten Hannes aber herausgeben muß, als sich Sonne, Mond und Sterne gegen ihn verbündet zu haben scheinen. Bitterwurzel enthält eine richtige Märchenidee in dreifacher Steigerung mit Glück durchgeführt, und erinnert nur etwas an Baumbachs „Zirbel." Das „größte Leid,"*) die „Himmelsschlüssel" und „Duseldumm und Augentrost" sind rührende Kindergeschichten, hinter denen, wer sich Mühe gibt, doch auch mehr als einen fesselnden Gedanken finden wird. Zu tragischer Höhe indessen erhebt sich der Schmied in dem „Herz aus Eisen" Der Mann hatte schweres Weh in seinem Leben erfahren und sich ein eisernes Herz geschmiedet, um gegen alles Elend fühllos zu werden, und sich's von einem Alten einsetzen lassen statt des seinen. Doch daß er keinen Schmerz mehr empfinden konnte, darüber kam er sich endlich so verdammt vor, daß er sich an einem Baum im Walde erhenkte. Der Alte — der Teufel — hatte ihm sein Herz nicht wiedergeben wollen. Was er nun zu demselben von seiner Sehnsucht, zu leiden, sagt, vom Schmerz und den Thränen, von Leid und Mitleid, die das Leben treu begleiten, sind Worte von ergreifender Gewalt, über denen man vergessen muß, daß sie in die einfache, naive Märchenstimmung nicht hineinpassen. Das Märchen bietet im allgemeinen wenig Gelegenheit, Charaktere zu zeichnen, und umso

---

*) Wohl eines der sinnigsten Stücke.
Die Red.

kräftiger packt einen die Gestalt dieses Schmiedes, der unter den Königen, Zwergen und Torfmädchen wie aus einem riesigen Granitblock gehauen dasteht.

Mitunter klingen die Ertl'schen Märchen auch an Leander's „Träumereien an französischen Kaminen" an. Allein sie sind immerhin das Werk eines unabhängigen Kopfes von nicht gemeinem Geist und mit ihrem oft prächtigen Inhalt und dem wunderhübschen Kleid, das ihnen der Verleger Liebeskind und sein Zeichner Kunz Meyer gegeben, wert gekauft zu werden. Daß sie nicht unbeachtet vorübergehen werden, dürften auch die Vorlesungen von Lewinsky dargethan haben, der sie noch vor ihrem Erscheinen beinah alle in Wien, Graz, Linz u. s. w. an seinen literarischen Abenden gelesen und einen schönen Erfolg mit ihnen erreicht hat. Eine andere Frage ist es, wie lange sie ihre Zeit überdauern werden. Der moderne Mensch steht auf keinem Märchenboden mehr, das Jahrhundert ist in der zarten und innigen Märchengemüthlichkeit sozusagen nicht in seinem Element, und es kann darum dem Dichter diejenige kindliche Stimmung nicht mehr verleihen, die aus den unnachahmlichen Grimm'schen Hausmärchen spricht. Ein solches Meisterwerk braucht seine Zeit. Ertl — ein junger österreichischer, in Graz lebender Schriftsteller — hat lange die Absicht gehabt, einen groß gedachten Roman zu verfassen, zu welchem das Elend auf Erden den Vorwurf geliefert hätte, und in welchem die moderne Weltanschauung — es ist keine pessimistische — in einige Bände zusammengedrängt wäre. An den großen Ereignissen und aus den Charakteren der Gegenwart heraus würde sich die Handlung entwickelt haben. Will Ertl nicht zu diesem Faustischen Thema zurückkehren? Er hat in einem, vor einigen Jahren erschienenen Märchen „Abdêwa" eine nicht bedeutungslose Vorarbeit dazu gethan, und wer weiß, ob er mit der gewaltigen Welt der Thatsachen nicht noch mehr anzufangen wüßte als mit den Phantasien seiner Märchenfee.

Wien. K. N.

Friedrich Rückert und das Regentenhaus von S. Coburg-Gotha, von Prof. Dr. C. Beyer. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer. 1886.

Es ist eine warm empfundene „pietätvolle Studie, die uns der verdienstvolle Verfasser der „Deutschen Poetik" in diesem Buche darbietet. Intim und neu, eine anheimelnde Ueberraschung auch für den Kenner Rückert's, der uns hier von seinem bewährtesten Interpreten im schönsten Lichte eines Patrioten und in der freiwilligen Ergebenheit eines freien Mannes einem hochsinnigen Denker und edelmüthigen Fürsten gegenüber gezeichnet wird. Fern von der modernen Schmeichelei, die von dem Gefeierten selbst nicht ohne Ironie empfunden wird, die oft Verdienste vergöttert, deren Vorhandensein vom Dichter schwer erwiesen werden könnte, tritt uns in diesen schlichten Liedern des großen Orientalisten, des „letzten Classikers," wie Beyer ihn nennt, eine brave, kerndeutsche, ungeheuchelte Begeisterung für ein erlauchtes Geschlecht und dessen berühmteste Söhne entgegen; eine Huldigung, die um so wertvoller ist, als sie vom Dichter selbst niemals ins Licht der Oeffentlichkeit gebracht wurde, heute also nur ein Vermächtnis bildet, das Fürst und Dichter ehrt. Wir begrüßen dieses Buch um so freudiger, als es uns die Gestalt Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha in dem vollen und reinen Glanze eines selbstlosen, muthigen Mannes, eines freisinnigen Regenten, eines hochbegabten Geistes zeigt. Neben dem Sterne von Weimar, der Sonne von Wittelsbach, dem strahlenden Gestirn der Hohenzollern, wird die Ruhmesgeschichte des deutschen Volkes immer mehr und mehr auf diesen Lichtglanz weisen müssen, wenn sie wahrhaft und dankbar sein will.

Franz Keim.

Heimatskunde von Kärnten. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayer.)

Edmund Aelschker, Professor an der Klagenfurter Oberrealschule, der Verfasser der „**Geschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart**" (1885), übernahm die Darstellung des historischen Theiles der Heimatskunde, während Herr Josef Palla, Professor an der Lehrerbildungsanstalt daselbst den geographischen und statistischen Theil der Bearbeitung unterzog.

Die Persönlichkeit dieser beiden Autoren ist Gewähr dafür, daß das Buch seiner Bestimmung entsprechen werde. Es soll nicht nur zum gründlichen Unterrichte in der Heimatskunde an den Mittelschulen und der Lehrerbildungsanstalt des Landes beitragen, den Stoff für heimatskundliche Belehrungen an unseren Volks- und Bürgerschulen liefern, sondern auch ein Familienbuch werden, aus dem jeder Kärntner das Wissenswerteste aus der reichen Geschichte seines Heimatlandes und über die geographisch-statistischen Verhältnisse desselben zu schöpfen vermag.

V.

Th. de Quinceys Bekenntnisse eines Opiumessers, deutsch von L. Ottmann. (Stuttgart, Verlag von R. Lutz, 1866).

.... das Buch schildert die Entzückungen der Opiumnarkose mit lebhaften Farben und großer stilistischer Ausdrucksfähigkeit. Es liest sich außerordentlich interessant.

V.

Ein sonniger, feinsatirischer Humor lacht uns aus der Erzählung: **Der verzauberte Apfel** von H. Bauer (Stuttgart, Rob. Lutz) entgegen. In dem Werkchen erfahren wir die Leiden und Drangsale eines jungen Seminaristen, der, in eine kleine Evastochter verliebt, plötzlich seine Carrière unterbrechen muß und in die Welt hinausflüchtet, um später in einer etwas seltsamen Wandlung ein Hamburger Bürger zu werden. Das hübsche Buch darf als eine der ergötzlichsten Erscheinungen unserer komischen Literatur der neuesten Zeit bezeichnet werden.

V.

Blicke in das Menschenleben. So nennt sich ein größeres bei Fr. Frothermel in Schaffhausen erschienenes Werk von Dr. Eduard Reich. Dasselbe enthält höchst lehrreiche Abhandlungen über die menschlichen, besonders modernen Leidenschaften, Laster und Verbrechen, sowie Winke zu deren Heilung und Verhütung. Alles, was den Culturmenschen bewegt, erhebt und zu Grunde richtet, ist an der Hand der Statistik behandelt; realistisch wie ethisch ist das Werk vertieft und mit Aussprüchen bedeutender Männer und Fachgelehrten erhärtet. Vom Standpunkt des Arztes, des Richters und des Philosophen wird der ganze Mensch aufgedeckt; kaum eine geheime Falte seines Wesens bleibt verhüllt. In diesen treuen Spiegel zu blicken, mag Keinem schaden. Er wirft viel Herbes zurück, aber die Wahrheit ist auch etwas wert. Und die Absicht, zu rathen, zu bessern, macht das Buch zu einer guten That.

M.

Zeitglossen. Essays, Plaudereien, Satyren von Emil Peschkau. (Leipzig. W. Friedrich.)

Das Buch ist ein Sammelwerk von Feuilletons, aber von guten Feuilletons, von solchen, die über den Tag hinausreichen und die Zeit angehen. Da ist die Rede vom Zeitalter der Postkarte, von der Unsinnigkeit unserer Kleidung, von der Mode, von Kunst und Erziehung, von Büchern und Zeitungen, von Redacteuren, Dichtern, der allerorts grassierenden Dichteritis u. s. w. Die witzigen Sachen treffen den Nagel zumeist auf den Kopf und lesen sich stets anmutig. Literaturfreunden besonders kann das Büchlein empfohlen werden.

M.

Bulgarien und das Fürstendrama zu Sophia stehen im Vordergrunde der Ereignisse, die alles Interesse für sich in Anspruch nehmen. Es muß daher Jedermann erwünscht sein, über Land und Leute dieses Balkanstaates Näheres zu hören, Handel und Wandel daselbst kennen zu lernen, um den Ereignissen mit Verständnis folgen zu können. Das in A. Hartleben's Verlag in Wien erscheinende Prachtwerk „Zwischen Donau und Kaukasus“ (25 Lieferungen), wird das Balkangebiet berühren, die neueste und erschöpfendste Darstellung Bulgariens und seiner Bewohner bringen, die schon die jüngsten Ereignisse mitberücksichtigt und dem Werke somit den actuellsten Charakter verleiht. Das mit mehr als 200 Illustrationen ausgestattete Werk behandelt die gesammten Küstenländer des Schwarzen Meeres, Südrußland, den Kaukasus, die asiatische Türkei, und die Balkanländer, die es in anziehenden, lebensvollen Bildern beschreibt.

V.

Die dreizehnte Auflage von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** naht sich mit raschen Schritten ihrer Vollendung. Mit dem soeben erschienenen 210. Hefte wurde der vierzehnte Band abgeschlossen. Er endet mit dem Artikel Spahis und enthält die große Zahl von 6425 Artikeln; in der vorigen Auflage hatte der entsprechende Band deren nur 2248, mithin hat eine nahezu dreifache Vermehrung stattgefunden. Nicht minder umfassend sind die Bereicherungen, welche dem Inhalt der einzelnen Artikel zutheil geworden. Dies tritt namentlich hervor auf dem Gebiete der Staatengeschichte und im Bereich der Statistik: die innere und äußere Geschichte Rußlands, Sachsens, Schwedens, der Schweiz, Serbiens reicht bis auf die letzten Tage herab; auch der Serbisch-Bulgarische Krieg von 1885 findet schon eine zusammenhängende Schilderung nach den besten Quellen, und alle statistischen Zahlen beruhen auf dem Resultat der neuesten officiellen Erhebungen. Reich vertreten ist die zeitgenössische Biographie.

V.

In der Zeit der allgemeinen Publicistik ist es zweifellos ein glücklicher Gedanke, auch der lieben Jugend eine periodische

Zeitschrift zur Anregung und Belehrung zu bieten, und zwar um so mehr, wenn dazu das neutrale Gebiet der Musik gewählt wird. Eine solche Aufgabe hat sich ein neues Unternehmen gestellt, das sich in erster Nummer unter dem Titel „**Musikalische Jugendpost**,“ Verlag von P. J. Tonger in Köln, uns präsentiert. Der Inhalt ist ein so frischer und anmuthender, daß wir diese Zeitschrift empfehlen können. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

High-life. Von B. v. Suttner (München. Otto Heinrichs. 1886.)

Früchte der Erkenntnis. Neues Novellenbuch von Oskar Welten. (Berlin. W. Ißleib.)

Aus Herrn Walters jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Victor Wodiczka. (Leipzig. H. Haessel. 1886.)

Auf treuer deutscher Wacht. Eine Erzählung aus dem nationalen Leben der Deutschböhmen von Wolfgang Schild. (Leipzig. Oskar Leiner.)

Einblicke durch Fenster, Thür und Dach in das Innere des Menschen. Eine Quintessenz von Beobachtungen und Forschungen. eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, David u. A. m. Von Fr. Seidel. (Weimar. Friedrich Voigt. 1886.)

Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Von Carl du Prel. Mit einer photographischen Aufnahme von Justinus Kerner und Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max. (Leipzig. Th. Grieben's Verlag. 1886.)

Dramatische Werke von Peter Lohmann. Vierter Band: Gesangsdramen. (Leipzig. J. J. Weber.)

Karpathenlieder von Ludwig v. Kartok. Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von Dr. Adolf Silberstein. (Budapest. Franklin-Verein. 1886.)

In der Geißblattlaube. Ein Märchenstrauß im Garten der mütterlichen Freundin Josephine Scheffel. Gewunden und ergänzt von Alberta von Freydorf. Mit Porträt und Handschriftprobe. (Dresden. L. L. Meinhold und Söhne. 1886.)

Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. (Darmstadt. Eduard Zernin. 1886.)

Deutsch-österr. National-Bibliothek: (Prag. D. H. Weichelt.)

Die unheilbringende Krone. Zauberspiel in 2 Acten von Ferd. Raimund.

Bruder Fritz. Erzählung von J. Herloßsohn.

Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün.

Harleneh. Trauerspiel in 5 Acten von M. Albert. (Wien. Karl Graeser. 1886.)

Der Götterhimmel der Germanen. Von Ferdinand Schmidt. (Wittenberg. R. Herrosé.)

Altdeutsche Weisen aus dem 12. bis 17. Jahrhundert. Urtext und Uebertragungen von Ernst Moser. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1886.)

Gedichte aus der Heimat und aus Italien. Von F. H. O. Weddigen. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1886.)

Orgien und Andachten. Dichtungen von Ernst Wechsler. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Dichtungen von John Henry Mackay. (München. Otto Heinrichs. 1886.)

Grammatische Analyse des niederösterreichischen Dialectes im Anschluß an den VI. Gesang des Roanad. Mit ausführlichem Nachschlagebuch von Dr. Hans Willibald Nagl. (Wien. Karl Gerold's Sohn. 1886.)

Universalbibliothek der bildenden Künste. Nr. 1—9. (Leipzig. Bruno Lenner.)

Naturkundliche Volksbilder von L. Busemann. 1—16. (Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn.)

Vierundsiebzigster Jahresbericht des steiermärk. landschaftlichen Joanneums zu Graz. Ueber das Jahr 1885. Herausgegeben vom Steiermärkischen Landesausschuß. (Graz. 1886.)

Grazer Schreibkalender für 1887. Mit Illustrationen. 103. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1887. 50. Jahrg. (Oldenburg. Schulze'sche Hofbuchhandlung.)

Siegfried. Illustrierter Kalender für 1887. Herausgegeben von P. F. Krell. (Stuttgart. Gustav Wiese.)

Fromme's Oesterreichischer **Mädchen-Kalender**, redigiert von Gabriele Hillardt. Mit Porträt Ihrer k. k. Hoheit Frau Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie und Töchterchen.

Kalender des deutschen Schulvereins auf das Jahr 1887. Redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. K. Fromme.) (Das ganze Reinerträgnis dieses Kalenders kommt dem deutschen Schulvereine zu.)

Trewendts Volkskalender für 1887. 43. Jahrg. (Breslau. E. Trewendt.)

Der Stil. Zum Gebrauche für Mittelschulen und zum Selbstunterrichte von Leopold Auspitz. (Karl Prochaska. Teschen.)

Der junge Schachspieler. Darlegung des edlen Spieles für die Jugend. Von Jean Dufresne. (Weimar. Fr. Voigt. 1886.)

101 **Winke und Wünsche** für Gesundheit von Dr. Gustav Custer. (Zürich. Schröter und Meyer. 1886.)

Das Buch der Gesellschaftsspiele. Herausgegeben von Edmund Wallner. (Erfurt. Fr. Bartholomäus.)

Rosen-Zeitung. Organ des Vereins deutscher Rosenfreunde. Herausgegeben von dessen Vorstand. Redigiert von C. P. Straßheim. (Frankfurt a. M. Jäger'sche Buch- und Landkartenhandlung.)

Postkarten des Heimgarten.

× × Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht.

F. M., Graz: Das Vierzeilige „So warm is ka Feuer“ ist ein altes Volksliedchen und nicht von Rosegger. Wie auf jenes Programm der Name unter das Liedchen kam, wissen wir nicht.

„Liebesgedichte eines Jünglings“: Ja, wenn wir Ihre Angebetete wären, da möchten uns diese so sehnsüchtig galoppierenden Trochäen schon gefallen. Wie die Dinge aber thatsächlich stehen, gehen uns und die Welt Ihre Verse nichts an.

K. M., Wien: Offen gestanden: Dasselbe.

17. **M.:** Es hat halt doch seinen Haken.

's boarisch Dirndl: Der Heimgarten bringt grundsätzlich keine Bilder. Für Gedichtchen schönsten Dank, müssen aber in Sachen lyrischer Poesie viel Verzicht thun.

St. D., Graz: Der erste Kindergarten Steiermarks in Graz, gegründet von Frl. Eleonore Kopper, begeht am 2. October d. J. seine 20jährige Jubelfeier.

F. A., Prag: Am klarsten hat die Nationalität jüngst Ernst Renan beleuchtet: Eine Nation ist eine Seele, ein geistiges Princip. Zwei Dinge machen diese Seele aus, das eine ist der gemeinsame Besitz einer reichen Hinterlassenschaft von Andenken, das andere ist die gegenwärtige Uebereinstimmung, das Verlangen des gemeinsamen Zusammenlebens, der Wille zur Weitervererbung des überkommenen Erbtheils in seiner Gesammtheit. — Nationen sind keineswegs etwas Ewiges, sie beginnen und werden zu Ende sein; in Europa wird die Eidgenossenschaft an deren Stelle treten. — Wenn bei der Pflege der Nationalität das geistig-sittliche Element vernachlässigt wird, so führt sie zum Unheil.

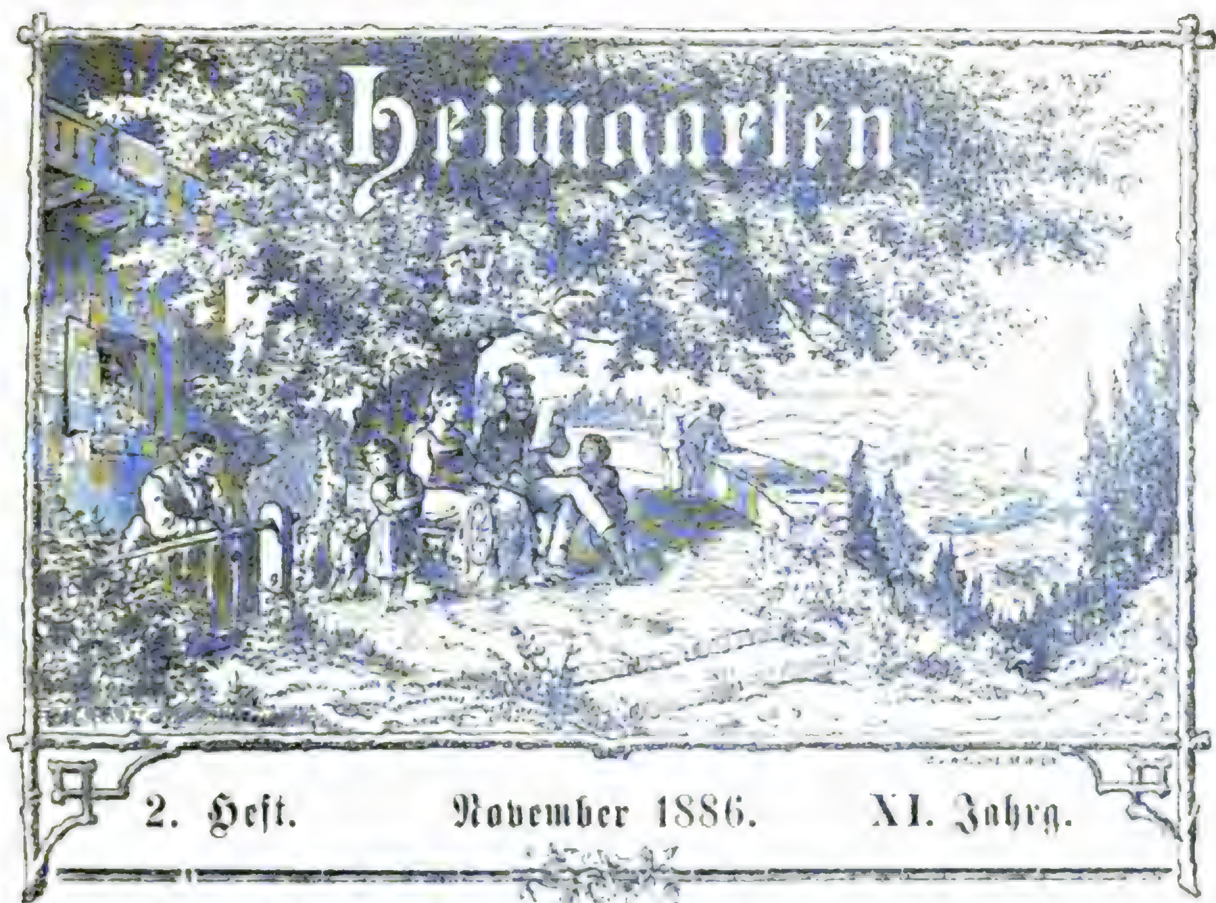
R. K., Warnsdorf: Rousseau's Ausspruch (Hmg. X., S. 765) ist unseres Erachtens weniger auf die Fachgelehrten als auf die Laien anzuwenden. Die Gelehrten sind weder „moralischer“ noch „unmoralischer“ wie Andere auch.

F. A., Wien: Daß Kürnberger's Werke, trotz eines seit Jahren dafür bestehenden Comités, immer noch nicht zur Ausgabe gelangen, ist sehr bedauerlich. Wo der Haken sitzt, wissen wir selber nicht.

O. W. A., Graz: Trösten Sie sich und hadern nicht in Gedichten; solche verfangen bei Männern selten. Bedenken Sie das Sprüchel:

Und bleibst Du sitzen, Mägdelein,
Glaub' nicht verfehlt Dein Leben;
Es gibt nicht jede Traube Wein,
's muß auch Rosinen geben.
Und eines ist auch ganz gewiß —
Es wird Dir tröstlich sein —
Es sind Rosinen alle süß,
Doch sauer mancher Wein.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



2. Heft. November 1886. XI. Jahrg.

Zwei Stücklein aus dem Handwerkerleben.

Von P. K. Rosegger.

Sonnenstrahlen.

Auch in unserem Kalender stand Sonnenschein und trübes Wetter, unabhängig von Sturm oder blauem Himmel draußen.

Noch pfiff der Meister ein fröhlich Liedel, rief die Bäuerin herbei: „Geh' her, will Dir einmal etwas hinaufhängen.“ Die Bäuerin kam, der Meister warf ihr das lose zusammengeheftete Jöppel um, strich da mit der Kreide an, zerrte dort an einer Falte und sagte: „Gut ist's, passen thut's“. Aber das Pfeifen war dahin. Zu trennen begann er und zu schneiden am Jöppel, und zu brummen dabei. Der Geselle Christian schimpfte, wenn ein Kleid nicht lag, schimpfte über die Weibsbilder, die so höllisch schlecht gewachsen wären und so unzuverlässig, daß sie sich noch, während die Joppen schon in der Arbeit stünden, änderten. So ungerecht war der Meister nicht. Er knurrte höchstens über »den Zeug,« der beim Bügeln zusammenschlieft oder schon ursprünglich zu wenig gewesen für ein Bloch übereinand, als es die kugelrunde Bäuerin ist. Ein einzigmal hatten die Mäuse Schuld, die ein Joppenmuster derart zugenagt, daß es den Meister beim Zuschneiden arg irre geführt hatte. Es begann dann ein unerquicklich Schnitzeln und Stückeln und trübselig war es in der Stube, es mochte draußen die Sonne noch so freundlich leuchten.

Wenn hingegen die Joppe in der That wie angegossen auf dem Weibel saß, da pfiff der Meister lustig d'rauf los, pfiff hell wie eine Drossel und war gar vergnügt. Wenn es zudem auch noch war, daß wir in einem Hause gut gefüttert wurden, so hatten

wir Alles erklecklich beisammen, was hienieden zu einem echten Schneiderglücke nothwendig ist.

So glücklich saßen wir einmal im Statzhofe. Die junge Bäuerin hielt viel auf Schmuck und Zier und nachdem der Meister gesehen hatte, daß ihr die neue Sammtjoppe wie angemalen saß, beschloß er, sie mit unterschiedlichem Zierat, als »Perteln,« Schnürlein, Seidenmaschen, Knöpflein u. dgl. so prächtig auszuputzen, wie man in der Gegend bisher an Pracht nichts Aehnliches erlebt. Ueberlaut sagte die Bäuerin zwar: So schön! Das wäre wohl aus der Weis', so schön thäte sich's für eine Bauersfrau doch nicht schicken, so schön hätte es nicht einmal die Baderin, und die Schulmeisterin schon gar nicht! — Insgeheim flüsterte sie aber dem Meister zu, wie sie es bei der Amtmännin gesehen, daß jetzt die Perteln und »Paßpulaturen« angenäht würden, und so ein Goldschnürl an den Aufschlägen, wie es die Verwalterin trage, stünde freilich wohl sauber. „Sollten sich gerad' einmal giften, die Herrenfrauen, wenn's jetzt auch die Bäuerinnen nachmachen oder besser machen; möcht' wissen, weßweg' die Bauersfrauen alleweil zurückstehen sollten. Man hat eh sonst keine Freud' auf der Welt, wenn man kein sauberes Gewand auch nit hat, nachher kann sich Eins gleich lebendig eingraben lassen."

Dachte sich insgeheim mein Meister: Dumm bist, Statzhoferin, aber mir kann's recht sein. Kommt die Ausbandlerei auf beim Weibergewand, so gibt's mehr Arbeit, und so gut, wie der ungarische Schneider bandeln wir auch noch aus, Gott sei Dank.

Um dieselbe Zeit fiel unter Anderm der erste April. Und beim Statzhofer hatten sie eine niedliche aber einfältige Magd, die auch ein wenig lüstern war nach uns Schneidern, heißt das nach unserer Ausbandlerei, obwohl ich einen ganzen Tag lang auf dem Witz herumritt: Mit Der möcht' ich lieber anbandeln als ausbandeln, mit Der!

Der muntere Meister mochte auch so ein Böcklein reiten, denn plötzlich sagte er zu mir: „Was meinst, das treuherzige Wabel soll man doch ein wenig in den April schicken?"

„Thu'n wir das! Foppen wir sie!" stimmte ich bei. Es zeigte sich aber bald, daß des Meisters Auffassung lange nicht so niederträchtig war als die meine.

„Wabel," rief er die Magd, als er sah, wie sie an ihrem Kasten stand und ein Feiertagsröckel anzog, „mir scheint, Wabel, Du gehst in die Hauptstadt Fischbach hinab."

„Freilich," antwortete sie, „die Bäuerin schickt mich um Kaffee und Zucker." Mir sprang vor Freuden das Herz auf die Zunge und es schrie zum Mund heraus: „Juchhe!"

„Wabel," sagte der Meister, „weil Du schon nach Fischbach gehst, wolltest nicht so gut sein und mir beim Bandelkrämer was holen? Für der Bäuerin ihre Joppe thät' ich drei Ellen Sonnenstrahlen brauchen zum Aufnähen. Aber von der feineren Sorte."

„Gern," antwortete die Magd, „was werden sie denn kosten?"

„Zwölf Kreuzer, denke ich, die Elle. Aber vom vorigen Sommer müssen sie sein, gut getrocknete, und daß sie Dir nicht etwan abgelegene geben! Sag' für den Schneider-Natzel, und soll's aufschreiben."

„Aufschreiben thut er nichts, der Bandelkramer," wußte die Wabel zu sagen, „wie ich vorige Wochen Seidenbandeln hab' aufmerken lassen wollen, hat er gesagt: Das Rechnen hätt' er wohl gelernt, aber das Schreiben nit."

„Nachher muß ich Dir schon zwei Zwanzigerlein mitgeben," sagte der Meister, „was übrig bleibt, wirst mir wohl fleißig zurückbringen."

„Halt ja," versicherte das Wabel und gieng.

Als hierauf die Magd beim Bandelkramer zu Fischbach für den Schneider-Natzel drei Ellen Sonnenstrahlen begehrte und die zwei Zwanziger hinhielt, sagte der Krämer: „Saggra, Dirndl, diese Waar' ist mir ausgegangen! Noch ein altes Büschel vom Sechsziger-Jahr ist da, aber das ist ganz abgestanden, weil es in demselbigen Sommer so kalt gewesen ist, daß die Sonnenstrahlen gefroren sind. Sie sind alles zu spröd' und lassen sich nicht biegen, die kann er nicht brauchen, der Meister. Ich geb' Dir aber einen guten Rath, Wabel, geh' in's Wirtshaus hinüber, lass' Dir für die zwei Zwanziger eine Halbe Wein geben und einen Schweinsbraten und lass' Dir's auf die Gesundheit des Meisters schmecken."

So hat die treuherzige Magd denn auch gethan. Als sie am Nachmittag nach Hause kam, hatte sie ein so strahlendes Gesicht, daß es schier hell ward in unserer düsteren Stube. Wir ahnten aber nicht, daß dies die Sonnenstrahlen wären, um die wir sie geschickt hatten.

Den Pack mit Zucker und Kaffee legte sie in die Hand der Bäuerin. „Nun," fragte der Meister, „und auf uns hast vergessen? Was ist mit den Sonnenstrahlen?"

„Jesseles ja!" rief das Wabel, „er hat jetzt keine. Alte hätt' er noch, sagt er, wären aber ganz abgestanden und nicht mehr zu brauchen."

Der Meister schwieg und schmunzelte. Nach einer Weile fragte er die Magd: „Wabel, fällt Dir nichts auf?"

„Gar nichts," antwortete sie.

„Geh'," schmunzelte er, „geh', Wabel, guck' einmal in den Kalender!"

Sie gieng ihrer Arbeit nach und that nichts desgleichen. „Sonderbar," sagte der Meister gegen Abend zu mir, „sie thut nichts desgleichen."

Nach dem Abendmahl, als man sich allerseits zum Schlafengehen rüstete, gieng ihr der Meister nach, sie blieb an der Kammerthür stehen und glaubte, er wolle ihr eine neue Joppe anmessen. Aber der Meister erinnerte sie höflich an die zwei Zwanzigerlein.

„Schneider," schmunzelte sie, „guck' einmal in den Kalender. . ."

Mit dieser Erfahrung bereichert, kam mein Meister kleinlaut zu mir zurück. „Und das," so machte er endlich seinem Gemüthe Luft, „das ist das einfältige Wabel!"

Von dieser Zeit an hatten wir Keine mehr in den April geschickt. Der Statzhoferin stand die neue Joppe auch ohne Sonnenstrahlen vortrefflich und mein Meister bemerkte, als der Spaß von der vornehmen Zier auf Weiberjoppen wieder einmal aufgetischt wurde: „Mit Sonnenstrahlen arbeiten ist nicht so einfach. Ich habe mir damit einmal die Finger verbrannt."

Der Zuschauer.

Der alte Kerl beschloß ein weiser Mann zu werden und machte sein Testament. Sein Werkzeug verschrieb er dem Meister Natz, sein Gewand dem Trödler Absalon, seine Seele Gott dem Herrn und seinen Leib der braunen Schafmarl.

Die braune Schafmarl aber sagte: „Wozu brauch' ich seinen Leib, ich hab' selber einen."

„Eben deswegen," hatte hierauf ein loses Maul bemerkt, „Gott ist dreifach, und wann der Mensch Gott ähnlich werden will, wie es auf der Kanzel verlangt wird, so muß er wenigstens zwiefach sein, sonst kann er dreifach sein Lebtag nicht werden."

So thöricht redete der lange Toni nicht, der beschlossen hatte, ein weiser Mann zu werden.

„Wann sie meinen Leib nicht will, die braune Schafmarl," sagte er, „es macht nichts; er soll der armen Seel' noch als Ausgedinghäusel gut sein, bis sie Gott der Herr zu sich nimmt."

Nun bedurfte aber das Ausgedinghäusel ein Dach. Der weise Toni hätte sich zwar nicht geschämt, das Ebenbild Gottes unverhüllt herumspazieren zu lassen, aber die Leute haben schwache Augen, und endlich durfte er es auch der edlen Schneiderzunft nicht anthun, sie mit einem neuen Brauch zu Grunde zu richten. Also der Trödler Absalon muß das Gewand noch ein wenig hängen lassen auf dem langen Anton und sonach darf der Meister Natz einstweilen seine Hand auch nicht an's Werkzeug legen, das ihm von dem liederlichen Handwerksburschen Schulden halber zu Recht verschrieben ist.

So blieb es äußerlich beim Alten. Wer aber, wie ich, Gelegenheit hatte, näher mit dem Gesellen zu verkehren, der konnte wohl erfahren, was der Toni für ein schreckbar weiser Mann geworden war.

„Leute," sagte er trostweise, wenn ihnen irgend etwas schief gieng, und als der Schnaller Hies der Welt die Drohung in das Gesicht schleuderte: wenn sie fortfahre, so jämmerlich zu sein, so werde er sich erhängen! „Leute," sagte der Toni, „machen wir den Spaß mit, so lange er dauert. Er dauert nicht lang und wir haben noch immer Zeit genug, todt zu sein."

Der Schelm! Nach diesem Grundsatz kann der größte Weltverächter das Leben hundert Jahre oder länger tragen. Zum Todtsein haben wir immer noch Zeit genug. Der Grundzug der Weltanschauung meines Gesponses war aber ein anderer. So sagte er einmal zu mir: „Kind, die Welt ist ein Theater."

„Ganz recht," warf ich ein, denn auch ich wollte weise sein, „ein Theater! Aber ein Trauerspiel, und wir müssen mitspielen, mein Lieber!"

„Wer schafft (befiehlt) mir's denn?" fragte der Toni. „Ich bin Zuschauer, habe mein Eintrittsgeld gezahlt und will mich unterhalten."

„Du hast ein Eintrittsgeld gezahlt? Wie so?"

„Oder meine Eltern für mich."

„Deine Mutter vielleicht. Dein Vater schon gar nicht, der hat bei Deinem Eintritt noch was herausbekommen. Ja, mein Lieber! Der Eintritt in dies Theater ist umsonst gewesen, aber den Austritt mußt Du zahlen!"

„Ich kaprizier mich nicht auf den Austritt," lachte der Toni, „ich bleibe meinetwegen in Ewigkeit da sitzen und schau' der Komödie zu. Langweilig wird mir nicht, wenn ich sehe, wie der dumme Teufel geschunden wird und der Schlechte zieht die Häute der Geschundenen an, bis er darunter selber erstickt."

„Schindest Du oder wirst geschunden?"

„Ich thu' nicht mit, ich bin Zuschauer. Ich pfeife oder klatsche, und geht's mich weiter nichts an."

„Und wenn sie vor Deinen Augen Deinen Bruder sengen und brennen?"

„Ja, mein Schätzbarer!" rief hierauf der lange Toni, „das, was man so unter Brüdern Mitleid nennt, das muß man sich abgewöhnen, sonst ist man das elendeste Geschöpf auf Gottes Erden. Bei Auftritten, wo Du nicht lachen kannst, mußt Du weidlich schimpfen, und wo das auch nicht geht, da halte Dir Augen und Ohren zu und gib Acht, daß Dich selber nichts zwickt."

„Aber ehrenhalber mußt Du Dich doch kümmern um die Mitmenschen!"

„Ehrenhalber? Mein junger Genosse und Milchbruder beim frischen Wasser, was heißt ehrenhalber? Ehre ist das, wenn Du so tapfer und klug bist, Dir die besten Bissen zu verschaffen, und Schande ist das, wenn Du ein armer Schlucker bleibst."

„Ja, Herr Schneidergeselle!" rief ich aus, „Ihr seid ja ein Rindvieh!"

„Nicht ganz genau," antwortete er, „Rindvieher haben bei diesem schönen Theater zwar auch keine großen

Rollen, sie sind Choristen; ich aber bin Zuschauer, und wie oft soll ich Dir das sagen?"

Einmal war ein Kirchweihfest und als Glanzpunkt desselben beim Schanzwirt ein martialisches Raufen. Der lange Toni war auch dabei, aber er duckte sich hinter den Ofen und guckte hervor und kicherte und schrie „Bravo!" als sie aneinandergeriethen. Sie zogen die Schlagringe und Messer, die Unbetheiligten wollten beschwichtigen, der Zuschauer hinter dem Ofen aber klatschte — als der erste Geschlagene auf den Boden hingetaumelt war — mit den Händen und schrie: „Bravo! Bravo!" Alsbald rief Einer: „Was geht's Den an, hinter dem Ofen! Frotzeln will er uns!" Sie zerrten ihn hervor und tractierten ihm den Buckel unter gewaltigem Applaus aller Anwesenden.

Als der Philosoph arg zertrillt zur Thür hinauswankte, zischelte ihm Einer zu — wetten mag ich nicht, ob ich's nicht selber war — diesmal hätte der Zuschauer auch seinen Theil bekommen an der Handlung, diesmal sei es umgekehrt gewesen, hätten die Schauspieler Beifall geklatscht. Da ward der Zuschauer zum Recensenten und knirschte: „Hundsgemeine Bande, das!"

Damit war es aber noch nicht vollkommen abgethan. Die Gerechtigkeit streckte ihre Hand aus, nahm etliche der Raufer beim Schopf, und darunter auch den weisen Toni. Der sei die eigentliche Ursache, hieß es, der habe mit seinem Geklatsche und Bravogeschrei so lange gehetzt, bis die Metten losgegangen. Wurde hierauf der Toni feierlich in den Gemeindekotter gethan. Früher hatte er mehrmals geäußert, er werde sein Lebtag nicht „sitzen", dazu könne man Keinen zwingen; sperr' man ihn schon ein — was übrigens unmöglich sei, weil er sich ja grundsätzlich an nichts betheilige — so wolle er stehen, damit man nicht sagen könne, er sei einmal „gesessen". Im Gemeindekotter gieng das nun aber nicht, denn der war für den langen Bengel zu niedrig. Er kauerte also auf seinem Stroh und wenn man zum winzigen Fensterlein hineinguckte, so stellte er sich todt.

Ich bin gegen sehr weise Leute von jeher boshaft gewesen, so rief ich eines Tages durch das Loch hinein: „Guten Abend, Zuschauer! Du gibst es aber vornehm, jetzt hast Du gar eine Loge!"

Er that das Klügste des Weisen, er schwieg.

„Einen Gucker haben sie Dir auch hergethan," fuhr ich fort, auf das Fensterchen deutend, „nur ein klein bissel Schade, daß Dir das Haus des Gemeindevorstandes seine hintere Seiten zukehrt. Ein Kehrichthaufen und das Bretterhüttel daneben."

„Es ist höchst langweilig," knurrte der Toni.

„Vielleicht geht Dir das Welttheater bald zu Ende," tröstete ich, „bereite Dir Dein Austrittsgeld. Wenn die Zwei sterben, die Deinetwegen niedergeschlagen worden sind, so kostet's Dir bloß den Kopf."

„Meinetwegen, wenn's keine edleren Körpertheile trifft!" versetzte er; daraus schloß ich, daß er noch bei Humor war.

In denselben Tagen hatte der Ochenberger auf seiner Oedgart Feuer angezündet, um das abgehauene Gestrüppe zu verbrennen. Zur nächtlichen Zeit erhellte dieses Feuer auf dem Berghang das ganze Dorf. Ich gieng zufällig zur Nachtstunde wieder am Gemeindekotter vorüber. „Schläfst Du schon, Zuschauer?" rief ich zum Loch hinein.

„Hol's der Teufel!" knirschte er, „mach', Kamerad, daß sie mich auslassen."

„Schau, Toni, ich bin jetzt auch auf Deinem Standpunkt; bei dieser Weltkomödie ist es wirklich am besten, man mischt sich nicht drein, macht den Zuschauer und unterhält sich. Man

müßt' sonst aus der Haut fahren bei dem Elend. Zum Beispiel jetzt. Denk' Dir, Toni, das Unglück! Das Dorf brennt. Am unteren Rand hat es angefangen. Drei Häuser sind schon hin, der Wind trägt die Flammen über alle Schindeldächer her, siehst Du den Schein! Siehst Du ihn? Das ganze Dorf gilt's! Schau Du, just hebt schon dem Gemeindevorstand sein Hausdach an zu brennen!"

Der Toni war dermaßen aufgesprungen, daß sein Kopf in die Decke schier ein Loch stieß. „O Freund, edler, treuer Mensch!" rief er und hielt die Arme zum Fensterchen heraus, „befreie mich! Rette mich! Sie vergessen meiner!"

„Geniere Dich nicht, verbrenne ganz ruhig," so mein Zuspruch, „mir geschieht nichts, ich bin schon so klug, etwas zurückzutreten, wenn mir's zu heiß werden sollte. Und wenn Du mir schon einen Spaß machen willst: stirb recht heldenmüthig, so etwas sieht sich immer gut an. Halt, jetzt ist mir ein Funke an den Rock geflogen."

„Sackerments-Gesindel!" wüthete der Toni, „verbrennen lassen sie Einen! Keine Nächstenlieb', keine Menschlichkeit mehr auf der Welt!"

„Mach' Dir nichts d'raus, Kamerad. Es ist eben ein Theaterbrand, wo auch die Zuschauer mit zugrunde gehen. Nichts weiter. Aber verdammt heiß wird's da, vor Deiner Loge."

„Höhne mich," sagte der Toni in sich zusammenbrechend. „Höhne mich, wie Du willst, ich hab's verdient."

„Wenn Du sagst, Du hast es verdient," rief ich, „so hast Du es nicht verdient. Das Leben ist ein Schauspiel, ich lasse es gelten, aber wir sind Zuschauer und Mitwirkende zugleich. Leiden und mitleiden, sich freuen und mitfreuen, das heißt Menschenleben. So halten wir's, so tragen wir's, bis es klingelt und der Vorhang fällt — unter Glockenläuten der Todtengräber die Erdschollen wirft auf den Sarg."

Der Toni wimmerte in seinem Kotter.

„Gute Nacht, Toni. Der Brand ist gelöscht. Morgen, hat der Gemeindevorstand gesagt, wirst Du frei, dann streiche einen Theil Deines Testaments durch. Dein Werkzeug und Dein Gewand behalte für Dich. Deine Seele magst Du Gott dem Herrn empfehlen und Deinen Leib der braunen Schafmarl; Freuden auf Erd' und im Himmel, Freuden im Ueberfluß, aber lauter gemeinsame. Gute Nacht, Toni."

Ob der weise Toni wieder „thöricht" genug geworden, um ein guter, echter Mensch zu sein, ich weiß es nicht. Wenige Tage nach seiner Befreiung aus dem Kotter hat er sich bei meinem Meister fremd gemacht und ist in die weite Welt gegangen.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

Lehrjahre und Wandertage.

(Schluß.)

Und was ist während dieser Studien aus dem Poeten geworden?

Ich habe schon erzählt, daß, nachdem ich den „Hermann“ endgiltig fallen gelassen, ich mit gleichem Eifer mich auf einen neuen dramatischen Plan „Aurora“ geworfen.

Es liegen einige Blätter aus jener Zeit vor mir, mit flüchtig hingekritzelten, auf den Aurora-Plan bezüglichen Notizen, die zwar keinen Begriff geben von diesem Plane selbst, aber doch von den Ideen und ideellen Richtungen, welche dazumal in meinem Kopfe sich kreuzten.

„Die Entwicklungsweise der Menschheit an einem Individuum dargestellt. — Aber kein bloßes Gemälde, sondern eine Handlung, deren Keim schon im ersten Acte liegt — eine Handlung, einfach, schön gegliedert — die Idee ganz aufgegangen in ihr, so daß das Ganze auch ohne Symbolik faßbar und ein durch das bloße Geschehen interessantes Drama bleibt —“

„Der Heros sucht die Umgebung in Uebereinstimmung zu bringen, bewußt, durch das, was er thut, Aurora, absichtslos, durch das, was sie ist.“

„Dämonisch nennen wir Sterbliche das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen, sagt Feuchtersleben. Dies und der große Proceß unserer Tage soll dargestellt werden — politisch und zeitgemäß im höchsten Sinne. Den Strom der Zeit brausen hören und ihm die Richtung geben! Besonnenheit! Besonnenheit! Besonnenheit! Dann ist das Höchste zu erwarten.“

„Der Sinn der Bacchen des Euripides: Wie der Gott Einen als Teufel (Dämon) ergreift.“

„Tiefste Verzweiflung des Helden im zweiten Act. Er findet Orpheus und Helena, die ihn aus seiner Verzweiflung reißen. Er macht sich nun entschlossen auf zur Wanderung. Der Genuß befriedigt ihn nicht, er setzt sich ein universelles Ziel.“

„Ahasver — der neueste Geist in seiner Haltlosigkeit — endliche Erlösung durch Schönheit und Liebe.“

„Anfang und Ende Märchenwelt — auch blitze sie unterwegs öfter in das Werk hinein.“ U. s. w., u. s. w.

Aber es blieb auch bei diesem Plane nicht. Eines Tages vollzog sich eine förmliche „Krise“, eine Umwälzung, eine völlige Neugestaltung desselben — das Ergebnis einer begeisterten Stunde, die ihrerseits wieder zurückzuführen war auf die Spende eines — Gläschens Punsch aus der Hand eines schönen jungen Mädchens, einer Nachbarin, von welcher ich späterhin noch zu erzählen haben werde. In seiner überschwänglichen Weise berichtet das Tagebuch vom 13. Februar 1850:

*) Siehe Heimgarten 1883, Mai; 1885, März-April, October-November; 1886, Juni-Juli, October.

„Der wichtigste, vielleicht folgenreichste Tag meines Lebens! — In Rosa's Familie war gestern Unterhaltung mit Punsch, und von diesem schickte mir Rosa heute früh ein sehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geschenke sind die erfreulichsten; man gibt sie, bloß um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anschein von Wohlthaten und Almosen haben. Wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen That!

Und die Blätter der Weltgeschichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und siehe, die Buchstaben verschwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieses chaotischen Meeres hob sich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmuth vereint mit prometheischem Trotze lag. Tief schaute ich in sein flammendes Auge und rief in hoher Begeisterung: „Ahasverus! Ahasverus! Warum ist Deine Wange noch bleich, Dein Auge noch müd und brennend? Warum irrst Du noch in unbefriedigter Sehnsucht frieden- und freudelos durch die weite, schöne Welt? Harrst Du eines überirdischen Erlösers? Nein, hehrer Titane, Du hast den äußeren Messias verschmäht, ihn von Dir gestoßen — nun denn, so erlöse endlich Dich selbst! Ja, erlöse Dich selbst! Du kannst es, wenn Du strebest, ganzer Mensch zu sein — wenn Du nicht bloß Mann bist, sondern auch die Weiblichkeit in Dich aufnimmst — die Arbeit der Männlichkeit vereint mit der Magie des Weiblichen werden die göttliche That Deiner Selbsterlösung vollführen! — — —

Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie „Ahasverus."

So wurde der Geist, der in der Flüssigkeit des Punsches geschlummert, in mir, dem Poeten, dichtend!"—

Nun, was ich an jenem „wichtigsten und folgenreichsten Tage meines Lebens" als Idee und Plan der Tragödie Ahasverus auf's Papier geworfen fand, als ich „zum gewöhnlichen Bewußtsein zurückkehrte", das liegt auf drei vergilbten Blättern ebenfalls vor mir. Aber ich bin nur mit einiger Mühe im Stande, eine nothdürftige Uebersicht des Beabsichtigten daraus herzustellen.

I. Act. Reflexionsloses, seliges Naturleben des Urmenschen (Ahasver). Lucifer, sich zu ihm gesellend, zeigt ihm die Herrlichkeit der Welt und verführt ihn.

Sündenfall (Reflexion) — Fluch. Dem Ausgestoßenen aus dem Paradiese wird ein Erlöser verheißen. Er verläßt das Paradies mit der Gabe des Gedankens — und einem Fortunatussäckel — aber unselig.

II. Act. Griechisches Alterthum — Orpheus und Helena gesellen sich zu Ahasver. Poesie — Kunst — Schönheit — Das Weibliche.

III. Act. Am Schluß dieses Actes die bekannte Scene mit Christus. Lossagung von der positiven Religion. Von da an steht Ahasver allein auf sich — der Paradiesesfluch beginnt nun erst recht sich an ihm zu erfüllen und zu vervielfachen.

IV. Act. Die Geburtswehen des selbstbewußten Geistes, der den äußeren Schwerpunkt aufgegeben und den inneren noch nicht gefunden hat — hieraus entstehende Umwälzungen — Lucifer ist besonders thätig. — Ahasver hat sich nun zur That entschlossen, tritt an die Spitze einer großen politischen Bewegung — Greuel — Mißlingen — Strafe des Dünkels, der die Vorrechte des freien

Geistes ohne seine Würde will — Folgen davon. Unsere Zeit.

V. Act. Erlösung. Ahasver hat die Welt durchwandert — die Männlichkeit, welche durch Thatkraft das Werk der Reflexion, des Verstandes, des Gedankens vollenden wollte, kann es schließlich nur im Bunde mit der Magie des ewig Weiblichen (Natur und Gemüth). Der Kreis des menschlichen Strebens ist vollendet, und es tritt nun wieder die Seligkeit des alten Paradieses ein.

Es tauchen, wie man sieht, in diesem Ahasver-Entwurfe Motive und Gestalten des Aurora-Entwurfes wieder auf. Aber Ahasver, der in diesem nur eine Nebenrolle gespielt, ist jetzt zur Hauptperson geworden. Es war nicht die letzte gründliche Umwälzung und Umwandlung, welchen der poetische Hauptplan meiner Jugend durchzumachen hatte. Aus den dramatischen Entwürfen gestaltete nach und nach ein epischer sich heraus, dessen endliche, späte Ausführung nichts Anderes ist, als die seit 1857 der Lesewelt vorliegende Dichtung „Venus im Exil." Es befindet sich unter meinen Papieren eine kurze Skizze dieser epischen Dichtung, in welchem noch Vieles aus dem Aurora-Plan und selbst noch der Titel „Aurora" festgehalten ist, während das gedruckte Werk kaum noch eine Spur davon aufweist.

Uebel vermerkt es vielleicht Mancher, daß ich bei meinen poetischen Entwürfen mir so viel mit Ideen zu schaffen machte. Aber das Denken ist eine Gewöhnung, welcher — wenigstens in den höheren Dichtgattungen — mehr oder wenig sich alle deutschen Poeten schuldig machen. Man nehme Goethe's und Schiller's Briefwechsel zur Hand, und man wird erstaunen, wie viel selbst unsere größten deutschen Dichter — der „naive" Goethe nicht zum wenigsten — bei ihren scheinbar einfachsten Arbeiten gedacht, gegrübelt, gewollt, beabsichtigt, symbolisiert und „hineingeheimnißt" haben. Hätte nur zur Durchführung jener Ideen meine jugendliche Kraft ausgereicht, so wären die Ideen selbst nicht vom Uebel gewesen. Uebrigens war es ja doch nicht die kalte, abstracte Idee, von welcher ich ausgieng; irgend eine Gestalt der Sage, der Geschichte, ein Erlebnis, ein Geschehnis war es, was zuerst den zündenden Funken in mein Inneres warf, und erst wenn aus dem Symbol die Idee sich losgerungen, gieng es an's gedankenhafte Vertiefen, welches doch wohl ein reales Gestalten nicht ausschließt.

Auch der beständige Fluß, die Proteusnatur meiner jugendlichen Entwürfe darf nicht befremden. Da im Innern des Jünglings ebenso viele Gedanken als Gefühle gähren, so ist es natürlich, daß er jene wie diese so vollständig als möglich in seinem Erstlingswerke unterbringen will. Indem nun aber diese Gedanken- und Gefühlswelt bei den raschen Fortschritten der jugendlichen Entwicklung beständigen Wandlungen unterworfen ist, so sprengt der wachsende und sich wandelnde Gehalt immer wieder die Form, die er gefunden zu haben glaubte, bis der Strebende bei größerer Reife merkt, daß einem wirklichen Gestaltungsdrange nur durch Beschränkung Genüge geleistet werden kann.

Zu den hochfliegenden und weitaussehenden dramatischen Plänen meiner damaligen Epoche bildete die Einfachheit meiner gleichzeitigen lyrischen Versuche einen nicht bedeutungslosen Gegensatz. Vielleicht war und ist dieser Gegensatz nicht bloß in meiner persönlichen Natur, sondern auch in der Natur dieser beiden Dichtgattungen begründet. Breite, sogenannte Reflexionslyrik war nicht meine Sache. Ich versuchte mich am liebsten im Liede, neben welchem fast nur noch die Sonettform bei mir sich einschmeichelte. Goethe's Lyrik und das Volkslied waren mir vor Allem wert. Nach einer Durchsicht des Göpel'schen „Lieder- und Commersbuches" und des

Halle'schen „Liederbuches für deutsche Studenten“ schrieb ich am 2. April 1849 in's Tagebuch:

„Was ist's, das aus den Tragödien des Sophokles wie aus dem schlichten Volksliede uns anweht mit olympischem Hauch? — Natur ist's! Natur! — Das echte Volkslied ist der Gipfel der Lyrik. Es drückt einen schönen Lebensgedanken aus in classischer Kürze, in Ausdrücken, die nur der finden konnte, der das Ausgesprochene selbst erlebte; und endlich bei der innigsten Gemüthstiefe mit einer Objectivität, die uns den Gefühlsstoff in reinster Kunstform, d. h. allseitig klar und überschaubar darstellt, so daß ein solches Lied, wenngleich der Inhalt traurig und düster sein sollte, doch heiter und innerlich befreiend, als ein echtes Kunstwerk, uns anspricht. So hat z. B. das Lied „Ich schieß' den Hirsch im tiefen Forst“ so viel naturwahre Züge aus dem Wald- und Jägerleben, daß nur ein Jäger es gedichtet haben kann. So etwas ergötzt uns dann auch mehr als die schönste Ode, wenn sie bar ist aller individuellen Lebenszüge“...

Von den in „Sinnen und Minnen“ aufgenommenen und auch in den späteren Auflagen beibehaltenen Gedichten entstanden in der hier behandelten Periode meines Lebens die folgenden:

Im Jahre 1848: Die Lerchen, Liebesgespielen; 1850: Wanderlied (Wohlauf in's neue Leben), Sonne und Strom (Ghasel), die Sonette: Ein welker Kranz, Letzter Reigen, Gewitter im Walde; 1851: Die Braut (Romanze), Elfenrede, Zarte Liebe spricht in Farben; die Sonette: An Jadviga, Ermüde nicht, Aspasia; 1852: Lebe wohl (Nun ich Dein Auge feucht geseh'n), Zweites Wanderlied (An den Höhen, an den Wäldern), drittes (Reich' mir, Schenkin), Meine Lilie, Klänge und Schmerzen, Lenzeszwang, Im Frühling, In der Waldschlucht, Viel Träume, Meine Braut, Ein schöner Traum, Ganymed, Herzlose Schönheit, Freudlose Jugend, Rosenlied, Ich seh' Dich heut zum ersten Mal, die Ghaselen: Ich will ja nichts, Spielzeug.

Ein Anzahl dieser aus früher Zeit stammenden Lieder ist hernach in die Dichtung „Venus im Exil“ verflochten worden.

Im Herbste 1851 erschienen von mir einige Gedichte in Gruppe's Musenalmanach für 1852: An Sidonie, Mein Herz ist in der Ferne, und Liebesgruß (Ich bin Dir, ach, so ferne). Gruppe hatte sich an einen Wiener Freund mit dem Ersuchen gewendet, ihm Beiträge von Wiener Poeten zu verschaffen. Dieser raffte zusammen, was ihm unter die Hände kam, zum Theil von ganz unbekannten jungen Leuten, von denen einer, der mir befreundet war, auch mich veranlaßte, etwas beizusteuern, und Gruppe nahm diese Wiener Beiträge, neben dem vielen Trefflichen, das gerade jener Musen-Almanach von 1852 enthielt, mit einer merkwürdigen Nachsicht auf.

Bei dieser Gelegenheit bin ich zwar nicht zum ersten Male gedruckt worden, erlebte aber die erste öffentliche Kritik — eine Kritik, mit welcher meine eigentliche literarische Laufbahn nicht viel besser anfieng als die Woche des am Montag Gehenkten. Die k. k. Wiener Zeitung machte sich über den Almanach her und rupfte unbarmherzig uns arme Wiener Nestlinge, die wir uns erdreistet hatten, im Chorus der deutschen Sänger vorzeitig mitzuzwitschern. Sie that uns in alphabethischer Ordnung ab. Ich suchte in fliegender Hast meinen Namen. Da stand zu lesen: „Hamerling — siehe Eisenmeyer.“ Mein spähender Blick stürzte sich mit Ungeduld auf Eisenmayer; da hieß es: „Verse, wie man sie auf Bonbonsschachteln zu setzen pflegt.“ Im Augenblick wußte ich nicht recht, ob das ein Lob oder ein Tadel sein solle und gab mir ein

paar Tage lang viele Mühe, Bonbonsschachteln zu Gesichte zu bekommen, um zu erfahren, von welcher Art denn die Verse seien, die man auf solche Schachteln zu setzen pflegt, und mit welchen gerade meine und Eisenmayer's Lyrik eine so auffallende Aehnlichkeit haben sollte.

Vielleicht hätte ich den Umstand, daß es zufällig die k. k. Wiener Zeitung war, durch welche ich zum ersten mal in dieser Art recensiert wurde, gleich damals als ein Vorzeichen betrachten können für meine künftige Stellung gegenüber der officiellen und officiösen Literaturkritik in Oesterreich — vorausgesetzt, daß es eine solche gibt.

Aber ich muß nun auch von den Wandertagen sprechen, den Festzeiten meiner Lehrjahre. Die Zeit dieser Wanderungen waren die Sommerferien, ihr letztes Ziel die Heimat in der niederösterreichischen Waldmark zwischen der Thaya und dem Kamp, der Weg ein beliebiger, wochenlanger Umweg, der durch mehr oder weniger reizende Gegenden des Kronlandes sich schlängelte. Bruckner war dabei mein unzertrennlicher Genosse.

Ich könnte viel davon erzählen, wie wir, die blaue Donau von Krems bis Weißkirchen entlang wandernd, in den Felsgrotten am Stromufer Rast hielten, das Göpel'sche Commersbuch hervorholten und fröhlichen Liederschall in's Rauschen des Stromes mischten — wie wir eine ausnehmend holde Schenkin zu Weißkirchen an der Donau Jahr für Jahr bei flüchtiger Einkehr mit Vergnügen wiedersahen — wie wir alle die schönen Stifter, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Göttweih, Melk, besuchten und nach fahrender Studenten Brauch die Gastfreundschaft derselben genossen — wie wir jetzt zur Seite der entzückend-krystallklaren Traisen, jetzt zur Seite des brausenden Aggsbaches fürbaß schritten, die wildromantische Wachau durchpilgerten — zu ragenden Felsburgruinen emporschauten und emporkletterten — den Oetscher besteigen wollten — auf den Wellen des breiten Donaustromes uns in Booten schaukelten — wie wir einmal zwei Tage lang in strömendem Regen giengen, Kleider und Schuhe an den Herden der Dorfschenken trocknend, in welchen wir einsprachen — wie einmal schon nahe vor dem letzten Ziel der Wanderschaft ein Landregen mich bei Bruckner's Eltern in Grafenschlag festhielt, wo wir Tag für Tag Morgens Milchsuppe, Mittags Milchsuppe und Kartoffeln, Abends Kartoffeln hatten, an welche Kost ich mich wunderbar schnell gewöhnte — wie dann auch Bruckner zu Schweiggers manchmal wochenlang der Gast des Gastes im Hause meiner Verwandten war — wie wir mitsammen die Gegend durchstreiften und auf Kirchweihfesten tanzten. Davon und von meinem Aufenthalte in Schweiggers, sowie dem bei Onkel Leopold in Kirchberg am Walde könnte ich erzählen. Aber ich will lieber früher oder später Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mittheilen, welche nicht bloß mein Thun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat am besten schildern, sondern auch einer Mädchengestalt ihr Recht widerfahren lassen werden, die beanspruchen darf, in der Geschichte meiner Jugend dem Leser vorgestellt zu werden: der „Lilie" von Schweiggers — meiner Waldlilie — der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.

Hier sei nur Eines noch erwähnt: daß zu Schweiggers und Kirchberg am Walde viele der früher erwähnten, in „Sinnen und Minnen" aufgenommenen Jugendgedichte entstanden. Drei der am meisten bekannt gewordenen: „In der Waldschlucht", „Viel Träume", und „Ganymed", wurden im Schatten der Riesentannen und Rieseneichen des Thiergartens zu Kirchberg am Walde gedichtet.

Der Einklang mit meinem Jugendfreunde blieb doch auch nicht immer

völlig ungestört. Eine Verwandtschaft, welche zwei Knabenseelen vereinigte, wird sich nicht leicht in gleichem Maße auch auf das entwickelte und reifere Jünglings- oder Mannesalter erstrecken. Zwei Blüten von gleicher Gestalt auf einem Baume werden sich schwerlich auch zu zwei Früchten von völlig gleicher Gestalt und Größe entwickeln. Bruckner, derselbe Bruckner, der Jahre lang sich nothdürftiger als ich hatte durchschlagen und ein paar Mal sein Nachtquartier unter freiem Himmel hatte nehmen müssen, wurde fast zum Feinschmecker, als seine Verhältnisse sich etwas behaglicher gestalteten, und es that dem guten Einvernehmen der Wandergenossen manchmal einigen Eintrag, daß der Freund des Geldes wenig achtete, während ich mit dem kleinen Betrag, den ich beim Abgange von Wien in der Tasche hatte, für so und so viel Tage oder Wochen ausreichen mußte und wirklich ausreichte.

Mir war es eigen, frisch von der Leber weg zu sprechen; Bruckner zog vor, den Kopf zu drehen oder in seine Faust zu beißen, empfand aber Alles um so tiefer, besaß eine große Selbstständigkeit des Charakters und einen gewissen Stolz, die ihn veranlaßten, Rathschlägen oder Mahnungen gegenüber sich schweigend auf sich selbst zurückzuziehen.

So fehlte es zwischen uns nicht an einem Gegensatz. Aber es waren zunächst doch nur äußere Verhältnisse, die uns allmählich trennten. Bruckner übernahm Privatlehrstunden in einer Familie, in welcher er bald wie heimisch wurde. Er fand in dieser Familie das Mädchen, das er wenige Jahre nachher zum Traualtar führte. Es ist begreiflich, daß ein solches Verhältnis ihn dem täglichen Verkehr mit dem Freunde entrückte, um so mehr, da er jetzt in der Nähe jener Familie, am entgegengesetzten Ende der Stadt, seine Behausung aufschlug, eine Stunde Weges von der meinigen entfernt. Dazu kam, daß er sich auf das Realschullehramt vorbereitete, während ich meine Studien an der Universität fortsetzte. So fiengen wir an uns immer seltener zu sehen. Er übernahm eine Supplentenstelle an der Realschule in Ofen, und eines Tages — es war im Jahre 1853 — überraschte er mich mit der brieflichen Nachricht seiner bevorstehenden Hochzeit. Ich betheiligte mich an der Feier mit folgendem Sonett, das als Denkmal der wärmsten und dauerndsten meiner Jugendfreundschaften hier eine Stelle finden mag:

„Bist Du es nicht, mit dem ich lange Zeiten,
Ja, lange Jahre, die gemach verflossen,
Selbander gehend, strebsam durchgenossen
Der Hoffnung Lust und rauhe Wirklichkeiten?

Wo fänd' ich je, wo fändest Du den Zweiten?
Wir lebten fast, sprichwörtliche Genossen,
Bald sorgenvoll vom stillen Dach umschlossen,
Bald fröhlich wandernd durch die grünen Weiten.

Fern auseinander hält uns jetzt das Leben:
Ich darf an keiner treuen Brust erwarmen,
Nur einsam aufwärts wie der Adler streben;

Dich bettet Hymen weich in Liebesarmen! —
O lächle nicht! Nur Antwort wollt' ich geben,
Und schreibe nun beinah' ein Hochzeitscarmen!"

Bruckner machte mir bald darauf einen Abschiedsbesuch in Unter-St. Veit bei Wien, wo ich mich eben aufhielt. Wir brachten einige Stunden mit einander in traulichem Gespräche zu und versicherten uns wechselseitig, daß wir nichts gegen einander auf dem Herzen hälten, daß es eben nur die Zeit und die Verhältnisse seien, welche ihre Rechte geltend machten unter dem wechselnden Mond. Von dieser Art sind die Redensarten, mit welchen man die großen Risse und Sprünge im Gefüge des inneren Lebens zu übertünchen sucht. Auch die Freundschaft ist ein irdisch' Ding, und ein solches nimmt ein natürliches Ende: eine Wahrheit, die ich zwar früh begriff, in die ich aber für meine

Person mich erst spät zu finden und zu fügen lernte.

Bruckner erhielt eine definitive Anstellung an einer Pester Realschule. Zu Anfang der Sechsziger-Jahre gelangte an mich die Nachricht von seinem plötzlichen und spurlosen Verschwinden. Man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau gesucht; aber sein Leichnam ist nie gefunden worden und auch die Beweggründe zu seinem freiwilligen Verschwinden sind nicht aufgeklärt. Die innere Leidenschaftlichkeit bei äußerer Verschlossenheit, die ihn schon in der Jugend gekennzeichnet hatte, mag sich bei ihm zu einer Seelenkrankheit gesteigert haben, welcher er erlag.

Aber das Bild dieses meines ältesten und vertrautesten Freundes lebt in blühenden Söhnen und Töchtern fort, und einer der Söhne, Dr. Bruno Brukner, ein hoffnungsvoller, edeldenkender und warmfühlender junger Mann, hat es sich zur Ehrensache gemacht, die freundschaftlichen Beziehungen, welche den Namen Bruckner mit dem meinigen verknüpfen, nicht ganz erlöschen zu lassen.

Die nächste Stelle nach Bruckner nimmt in der Reihe meiner Jugendfreunde Johann Gebhart ein. Es mag im Jahre 1848 oder 1849 gewesen sein, daß ich zuerst seine Bekanntschaft machte. Sein Wesen war dem Bruckners so unähnlich als möglich, und auch dem meinigen so wenig verwandt, daß ich anfangs nicht glaubte, in ein näheres Verhältnis zu ihm verflochten zu werden. Dennoch geschah es. Ein junger Mensch von gefälligem Aeußern, gewandten Manieren, leichtlebigem Charakter, lebhaft, gesellig und beredt, wollte er sich zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, der theatralischen Laufbahn widmen und nahm Stunden in der Vortragskunst, wenn ich nicht irre, bei einem Hofschauspieler. Nebenbei machte er Verse, spielte die Geige, und benahm sich in jeder Beziehung „genial." Der Himmel weiß, was den beweglichen jungen Mann, dem es nicht an Gesellschaft fehlte, zu dem stillen Träumer hinzog; er kam so oft als möglich in unsere Stube gerannt, erzählte in leidenschaftlicher Aufregung und sprudelnder Rede seine Tageserlebnisse, gab mir von den Theatervorstellungen, die er besucht hatte, nicht bloß Bericht, sondern agierte und declamierte mir die aufgeführten Stücke mit drastischer Wiedergabe der Eigenheiten und Manieren aller Schauspieler, welche darin beschäftigt waren, vor, oder riß meine Geige von der Wand und parodierte eben so glücklich in halsbrecherischen Läufen und Sprüngen die Art eines Geigenvirtuosen, den er Tags zuvor im Concerte gehört hatte. Genial, wie gesagt, und witzig, regte er durch kleine Neckereien auch meine Laune an, und es fanden förmliche Witzduelle zwischen uns beiden statt, so daß er einmal einen Freund, der es ihm nicht glauben wollte, daß ich auch muthwillig sein könnte, zu mir mitbrachte, bloß um Zeuge eines solchen Zweikampfes zu sein. Von meiner Poesie hielt er nicht viel, wohl aber von meiner Gelehrsamkeit, während Bruckner mich für einen guten Poeten nahm, aber den Gelehrten in mir über die Achsel ansah.

Gebhart schrieb auch eine Tragödie „Zwei deutsche Kaiser", welche von Grillparzer im Manuscript mit Beifall gelesen wurde, aber nicht in die Oeffentlichkeit gelangte.

Die geniale Periode im Leben Gebharts endete am Ausgang von mancherlei Lebensirrwegen, die ihn mir entfremdeten, mit einer Anstellung als Professor — auch Du, Brutus? — an einer Realschule.

Eine warme, auf Achtung und herzliche Zuneigung gegründete Freundschaft verknüpfte mich ein paar Jahre lang mit Eduard Hamerski, einem jungen Polen aus Galizien, der im historischen Seminar mein College war und sich auf das Gymnasiallehr-

amt vorbereitete. Es bestand zwischen uns keine Gemeinsamkeit poetischer oder sonstiger Bestrebungen, aber die ideale und gefühlswarme Natur des jungen Mannes knüpfte zwischen uns das Band eines sympathischen Verkehrs, dessen ich mich gern erinnere.

Die einzige meiner Jugendfreundschaften jedoch, welcher es durch die Verhältnisse gestattet war, sich bis in's Mannesalter fortzuspinnen, war die mit Leopold Schulz v. Straszniclі, dem Sohne des rühmlich bekannten Wiener Mathematikers und Schulmannes. Leider wurde auch dieser Freund mir noch allzufrüh entrissen. In verhältnismäßig jungen Jahren zur Stelle eines Sectionsrathes im Unterrichtsministerium vorgerückt, verfiel er, ein Mann, der zu einer glänzenden Laufbahn berufen schien, in unheilbaren Irrsinn, aus dessen Umnachtung ihn vor einigen Jahren der Tod befreite. Als eine edle Natur, feingebildet, von bestechender Liebenswürdigkeit, lebt er fort in meinem Gedächtnis.

Ich habe nicht umhin gekonnt, hier Derjenigen zu gedenken, deren freundschaftliche Hingebung meinen jugendlichen Lebenspfad erfreulicher machte. Thäte ich aber recht, nicht auch der Blumen zu gedenken, welche die Weiblichkeit auf meinen Weg streute? Es soll nur in dem Maße geschehen, als es der Zweck einer Lebensgeschichte an und für sich erheischt. Die Stellung eines Menschen zur Weiblichkeit ist immer bedeutsam, und wenn ich feststelle, von welcher Art meine Herzensangelegenheiten in der Epoche, um welche es sich handelt, waren, so dürfte dies dem Leser genügen, der von dieser Skizze nicht mehr erwartet, als sie sein will: der kurze, treue Bericht eines sehr einfachen Lebenslaufes, einzig zu dem Zwecke niedergeschrieben, den willkürlichen Phantasien der Verfasser „biographischer Skizzen" einen Riegel vorzuschieben.

Wenn ich bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl weiblicher Gestalten die Musterung passieren lasse, so wird gegen den Vorwurf der Flatterhaftigkeit mich die Beschaffenheit der Beziehungen schützen. Auch kann ich zur Beruhigung des Lesers versichern, daß ich in keinem späteren Abschnitte meiner Lebensskizze wieder so vielerlei von dieser Art zu erzählen haben werde.

Das Tagebuch berichtet von Frühlingstagen, wo „der lang eingekrustet gewesene Quell meiner Poesie" im Belvedere-Garten unter einem schönen warmen Frühlingshimmel und unter dem Augenstrahl eines in der Nähe sitzenden jungen Mädchens plötzlich wieder aufthaute — von Tagen, wo unter solchen Umständen aus trüben Schmerzen mir heitere Lieder entstanden, „wie die dunkelschwarze Flut sich an Klippen zu hellweißen Perlen bricht" — von Abenden auf dem Wasserglacis, wo ich an Bruckner's Seite hinter einer einsam wandelnden Huldgestalt, hinter einem „feinen, behenden Figürchen, mit zartem, rosigem Gesichtchen, feurig-beweglichen Augen und einem kleinen rothen Mündchen" einhergieng, bis ein lakonisch-derbes, aufklärendes Wort des älteren und erfahreneren Freundes mich aus dem Himmel des Idealismus riß — eines Idealismus, der bei mir ziemlich lange herrschend geblieben ist.

Eines Tages traf ich bei Bruckner zwei junge Mädchen, „frische Menschenblüten, Naturkinder, obgleich übrigens Trampelthierchen", wie das Tagebuch vom 22. Juli 1849 sich ausdrückt. „Mir," so heißt es weiter, „der ich durch Umstände vom Leben ziemlich fern gehalten bin, gewährt die geringfügigste Lebenserscheinung großes Interesse. Es war für mich ein Schmaus, zu beobachten, wie die guten Kinder so altklug und hausmütterlich sprachen, wie sie die Lieder, die wir sie lehrten, so schnell merkten, wie hie und da ein Liebesflämmchen

aufflackerte. O es ist ein Glühen, Blühen, Entfalten, Elektrisieren und Ausstrahlen, wenn jugendliche reine Gemüther beiderlei Geschlechts in Berührung kommen und sich naiv ihren Empfindungen überlassen! — Wie läutert Schönheit und Liebe — erscheine sie nun als blaues Auge, als ein Curtinstod oder als Waldblumenduft — — es regnen ja vielerlei Schönheits- und Liebesblüten vom Baume der Schöpfung! —

„Nun verstehe ich," sagte ich zu Bruckner, als die Mädchen fort waren, „nun verstehe ich die Liebesrosen Goethe's (Faust, 2. Theil, 5. Act). Gottesfunken, fallen sie nieder, vermählen sich dem verwandten prometheischen Funken (der Schönheit), der im Wesen glimmt, verzehren sein Häßliches, und es brennt mehr oder weniger ungetrübt die Rosenflamme der Schönheit und Liebe. Nur auf Mephisto, den absolut Häßlichen, können diese Rosen (Schönheits- und Liebesblüten) keine gute Wirkung üben! Ein Funke Schönheit muß im Wesen noch glimmen, wenn es das Schöne ergreifen soll. Wenn aber dann Schönes das Schöne liebend umfaßt, so ist es selig. Gegenseitige Erfassung des Schönen ist Liebe, ist Seligkeit — ist Selbstbeschauung, Selbstseligkeit des Höchsten! — — — O wie viel lerne ich," fügte ich noch bei, „weiblichen Wesen gegenüber!"

Bruckner lächelte, weil er mich nicht verstand, sagte aber gleich darauf: „Studieren thu' ich zwar nichts bei den Mädchen, aber es wird mir unter ihnen so wohl, wie einem Hund mit Flöhen, wenn er in's Wasser kommt!" — „O herrlich, herrlich, Freund Bruckner! Das war zwar kein Hegel'sches, aber ein Jean Paul'sches, ein Leibgeber'sches Wort! Ich werde es nicht vergessen. Du verspürtest die Goethe'schen »Rosen«! Du denkst nicht wie ich, aber Du fühlst wie ich!" —

In der Familie Regiswinda's, deren der Leser aus einem früheren Abschnitte dieser Mittheilungen sich erinnern wird, und in welcher ich fortfuhr, an freien Nachmittagen zu Uebungen auf dem Clavier mich einzufinden, waren nach Regiswinda's Verheiratung ein Paar Mädchenblüten herangediehen, auf welche ich einen Theil der stillen Huldigung, die ich der älteren Schwester gewidmet hatte, übertrug. Ich pflegte sie bei mir selbst die „Blume" und das „Vöglein" zu nennen, weil die eine schön, still und ernst wie eine Blume war, die andere herzig und munter wie ein Vogel. Die Blume nannte ich in Versen auch Iduna. In ihr schien mir etwas von dem madonnenhaften Ernste und der Sanftheit Regiswinda's sich zu erneuen, aber mehr von dem Ernste als von der Sanftheit.

Lebhafter gestalteten sich die Beziehungen zu der erwähnten „Lilie." Ihr stand als anmuthiges Gegenstück eine blühende Schwester, die „Rose", gegenüber. Das poetisch-erotische Waldidyll, das in den Ferienmonaten zu Schweiggers sich abspielte, dessen handelnde Person ich aber freilich fast allein war, ist nebst dem dazu gehörigen Sonettenkranze aufbehalten in meinem Ferientagebuch von 1850, das ich dem Leser später vorzulegen gedenke.

Ich komme auf jene Rosa zurück, von welcher mir an dem Tage, welcher der „folgenreichste und wichtigste meines Lebens" hätte werden sollen, das begeisternde Gläschen Punsch credenzt worden war. Dieses zarte, schlanke Geschöpf, das Kind einer mittellosen Familie, die Thür an Thür neben uns wohnte, war die Geliebte eines seither berühmt gewordenen Architekten, der sie an Sonntag-Nachmittagen im Wagen zu Spazierfahrten abholte. An Wochentagen aber war sie nichts weiter als Arbeiterin in einer Druckerei. Sie hatte ein feines Wesen, das über diesen ihren Stand und Beruf hinausgieng. Doch ich halte mich lieber wieder an die Urkunden des Tagebuchs — die wört-

lichen Urkunden, was der Leser nie vergessen möge.

20. Jänner 1850.

„Eine gewisse Rosa, jung, hübsch, schönäugig, naiv, feurig — besucht uns jeden Abend und lernt Clavierspiel und Singen von mir. Wir — den Bruckner natürlich miteingeschlossen — unterhalten uns ganz köstlich; es wird gesungen, getanzt, gescherzt, oft bis in die tiefe Nacht.

Mir ist Alles, was Abwechslung in mein Leben bringt, unendlich willkommen; und so bin ich ganz entzückt über diese kleine Gunst des Schicksals. Freilich muß ich sehen, daß die gute Rosa sich ganz und gar zu meinem blühenden Freunde hinneigt, und daß ich auf die Rolle des Zuschauers beschränkt bin. Aber für den Poeten ist auch Zuschauen ein Glück — ich schaue nicht fruchtlos zu: ich rolle meine Mappe auf und zeichne und skizziere nach der Natur. Ich glaube, daß der Poet wie der Maler Studien nach der Natur zu seinem Frommen machen kann und soll; es läßt sich dem wirklichen Leben viel Poesie ablauschen. Manches ist sogar so bedeutend, daß man es, so wie es ist, in ein Drama übertragen könnte. Ich habe wenig gelebt; und doch habe ich schon mehr des Schönen im Leben gefunden als in der Kunst. Aus manchem Frauenauge und Antlitz hat mich das Göttliche oft reiner und ergreifender angestrahlt, als aus den großartigsten poetischen und Kunstwerken. Malt der Poet die Gestalt? bildet der Maler das Wort und die Bewegung nach? Nur im Leben erscheinen die Momente der Schönheit beisammen. Des Menschen Sinn und Thun bleibt die angemessenste Erscheinungsweise des Göttlichen und Schönen; wäre es nicht so, so hätte Gott statt der Menschen und der Natur, wie ich meine, lieber gleich Statuen und Verse erschaffen.“

12. Mai 1850.

„Ich habe meine Schülerin, die Rose, verloren. Da wir am 7. d. M. die neue Wohnung bezogen, so hören die Clavierlectionen zu meinem großen Verdrusse auf. Nichtsdestoweniger währen die freundschaftlichen und anmuthigen Verhältnisse fort; kleine Geschenke und zarte Worte werden wie früher gewechselt. Zu Ostern überreichte ich ihr ein rothes Ei in meinem und Bruckner's Namen mit der Umschrift:

Süße Rose, zarte Rose,
Nimm dies Ei mit rother Schale!
Du bist selbst ein Ei, Du Lose,
Unser Herz ist Deine Schale:
Und wie Der, der dieses Ei ißt,
Erst die Schale muß zerbrechen,
Muß, wer Dich zu frei'n so frei ist,
Vorher, ach, das Herz uns brechen!

Neulich begegnete ich ihr Abends. Ich fragte sie, ob sie heute nicht, wie sonst öfter, eine Rose für mich habe. „O ja, Sie sollen eine haben,“ sagte sie; „warten Sie hier beim Thore — wir standen vor ihrem Hause — ich werfe sie Ihnen vom Fenster herunter. Geben Sie acht!“ — Sie gieng hinein, ich blickte unverwandt zu ihrem Fenster hinauf. Dies that sich auf, eine Rose fiel nieder, aber leider verhinderte mich die Dunkelheit, sie zu finden. „Warten Sie,“ rief sie, „vielleicht finde ich eine andere!“ — Nach einiger Zeit fiel — keine Rose, aber ein Rosenzweig herab, mit unaufgeblühten Knospen bedeckt. Sie hatte keine volle Rose mehr gefunden.

Arme Knospen! so früh mußtet ihr sterben, durftet euch nicht entfalten und des Lenzes freuen wie ihre Schwestern! Doch, tröstet euch: wenn die Blätter eurer Schwestern längst in alle Winde verweht sind, werdet ihr noch aufbewahrt und heilig gehalten sein; wenn eure Schwestern längst mit der Blüte den Duft verloren, werdet ihr, wenn auch verblüht, mir noch lieblich duften! Lenzes- und Liebesboten sterben ja meistens früh — doch eben der frühe Tod macht sie

unsterblich. Ich preise euch glücklich, süße, frühgestorbene, unsterbliche Rosenknospen! (Besser findet der Leser das ausgedrückt in dem später gedichteten Sonette „die Rosenknospen“, „Sinnen und Minnen“, S. 265.)

Als ich nach einigen Tagen Rosa wieder sah, sagte ich ihr: „Die Rosenknospen, die Sie mir geschenkt, sind zwar schon welk, aber sie duften noch immer. Wissen Sie, warum das so sein mag?“ — „Nun?“ fragte sie. — „Weil sie von Ihnen sind.“ — „Nein,“ erwiderte sie, „weil sie bei Ihnen sind!“ —

Ein Geist ohne Bildung und ein Herz ohne Liebe — und ein so schöner Gedanke! Wie vereint sich das?

Sie liebt mich nicht — das hat sie mir oft fast beleidigend-deutlich bewiesen — aber sie erzeigt mir beinahe absichtslos unendlich viel Liebes und Gutes. Ein solches Verhältnis ist das geeignetste für mich als Dichter, Studien zu machen und insbesondere das oft so räthselhafte Leben und Weben eines Frauenherzens zu belauschen. Ein wirkliches Liebesverhältnis dagegen würde mich mehr aufregen, verwirren und fesseln.“ —

Nun, ein „wirkliches Liebesverhältnis“ blieb mir zwar noch lange erspart — nicht aber die „größere Aufregung, Verwirrung und Fesselung.“

Jadviga war eine junge Polin von reifer Schönheit, welche zwar deutsch sprechen, aber nicht schreiben gelernt hatte. Sie wünschte das Versäumte nachzuholen, und ich bot ihr meine uneigennützigen Dienste an. Sie hatte wunderbare Augen und Hände, die ich für die schönsten der Welt hielt, bis ich später die der Harfenkünstlerin Marie Mösner kennen lernte. Was ihren Stand betrifft, so lebte sie zwar in der vornehmen Gesellschaft, gehörte aber nicht derselben an. Ich glaube bei längerem Verkehr mit diesem weiblichen Wesen hätte sich bei mir eine wirkliche gefährliche Leidenschaft entwickelt. Der Tisch, an welchem wir unsere abendlichen Schreibeübungen anstellten, stand in der Nähe des stark geheizten Ofens. Das hatte natürlich Einfluß auf den Hitzegrad meines Empfindens, und ich kam immer lichterloh-glühend aus Jadviga's Gemach. Wer weiß, bis zu welchem Grade Réaumur die Temperatur in ihrer Nähe noch gestiegen wäre, hätte die schöne Polin sich nicht plötzlich veranlaßt gesehen, das Haus, in welchem sie weilte, zu verlassen und Gott weiß wohin zu ziehen. Sie versprach mir zu schreiben, aber bis heute hat sie nichts weiter von sich hören lassen. Ich will mich hier nicht in die Einzelheiten verlieren; aber ich muß gestehen, wenn ich unter den Huldinnen (nicht Heldinnen) meiner ersten Jugendzeit jetzt noch zu wählen, oder, besser gesagt, zu erklären hätte, mit welcher nicht vertrauter geworden zu sein ich jetzt am meisten bedauere, so würde meine Wahl nur zwischen Zweien schwanken. Die erste nenne ich nicht — die zweite wäre Jadviga. Ich verweise den Leser auf das Sonett „An Jadviga“ in „Sinnen und Minnen“ S. 201.

Das war im November und December 1850; im Februar des nächsten Jahres kam es zu einer neuen, aber für jene Epoche letzten Aufregung und Verwirrung dieser Art.

Bei Jadviga bewahrte mich eine baldige rasche Trennung vor jeder Art Enttäuschung. Jetzt war mir's vom Schicksal verhängt, einen Schritt weiter zu machen auf der Bahn der Liebe — bis zu einer förmlichen Erklärung beiderseits und bis zu einem Stelldichein. Aber wie nichts leichter entflammt ist als ein Dichterherz, so ist auch nichts leichter erkältet durch den geringsten rauhen Hauch der Wirklichkeit. Die idealen Anforderungen eines jugendlichen Herzens sind ungeheuer.

In der mehrerwähnten Familie Regiswinda's war ich im Februar 1851 zu einem Hausballe miteinge-

laden. Die Gäste waren versammelt, der Tanz war angegangen, da trat noch ein junges, schönes Paar ein — Bruder und Schwester. Die Beiden wurden bewillkommt und alsbald aufgefordert — sie waren aus Graz nach Wien gekommen und erst seit Kurzem da ansässig — einen steirischen Tanz zum besten zu geben. Sie thaten es und man konnte nichts Schöneres sehen als den Tanz dieser Geschwister, die an Wohlgestalt und an fesselnder Anmuth der Bewegungen mit einander wetteiferten. Ich war entzückt und verlor das Mädchen nicht mehr aus den Augen.

Wir kamen neben einander zu sitzen, und eh' ich mich dessen versah, war ein Gespräch angeknüpft, das wunderbar in Fluß gerieth und gar kein Ende mehr nahm. Ich sprudelte von Poesie. Und als nun gar der Champagner kam, und wir, weltvergessen neben einander sitzend, tranken, und ihre Augen wonnig funkelten, ihr classisch-feingeschnittenes Antlitz sich rosig verklärte, da wurde ich dieser Rose gegenüber förmlich zur flötenden und trillernden Nachtigall. Die Töchter des Hauses, die seit Jahren gewohnt waren, Alles eher von mir zu erwarten, als daß ich einmal den Mund aufthun und zehn Worte hintereinander sprechen könnte, waren förmlich verblüfft von der Wahrnehmung dieser plötzlichen Beredtsamkeit. Aber die Schleußen waren nun einmal geöffnet, und es gereichte mir zu einer Art von Genugthuung, zu beweisen, daß ich am Ende kein todtes Stück Holz, sondern eine Flöte sei, die ganz gute Töne von sich gebe, wenn man nur verstehe darauf zu spielen. Sidonie — schon der Name war bezaubernd — hatte es verstanden, und der Champagner that das Uebrige.

Wir saßen thatsächlich die ganze Nacht hindurch plaudernd beisammen. Hatte ich mit einer andern als ihr getanzt, so setzte ich mich doch immer wieder neben sie, und auch sie kehrte immer wieder auf ihren Platz neben mir zurück.

O diese Ballnacht! sie war etwas für mich noch nicht Dagewesenes — sie war das Schönste in meinem bisherigen Leben!

Ich wußte damals noch nicht, daß man allen schönsten Momenten ihre Schönheit und Unvergänglichkeit nur bewahren kann, wenn man keinen Versuch macht, sie zu wiederholen. Ich erkundete, daß Sidonie mit ihrem Bruder einer Strohhutniederlage in der inneren Stadt — im Krämergäßchen — vorstehe. Ich gieng auf Entdeckung dieses Strohhutladens aus, schlich vor demselben des Abends im Dämmerschein der angezündeten Laternen auf und ab und schickte in einem Moment, wo Sidonie allein hinter den Strohhüten saß, ein müßig umherlungerndes Büblein mit einem Cyklus von acht Liedern „An Sidonie" zu ihr hinein. (Eines davon steht in „Sinnen und Minnen" unter dem Titel „Liebesgruß.") Sidonie las die Blätter — ich beobachtete sie dabei von der Gasse aus und dann kam der Knabe mit der Einladung zurück, „für einen Augenblick bei ihr einzutreten". Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. Darauf war ich nicht vorbereitet! Ja, wahrhaftig — ich „traute mich nicht" einzutreten! — Aber ich setzte meine abendlichen Wandelgänge vor dem Laden fort. Bruckner, durch meine begeisterten Schilderungen des Mädchens neugierig gemacht, fieng ebenfalls an, durch das Krämergäßchen zu schleichen und versprach mir unaufgefordert, Sidonien im Auge zu behalten — „um meinetwillen". Ich ersuchte ihn, dies bleiben zu lassen — „um meinetwillen".

Was ich von Sidonien wollte, war ein Brieflein — ein zartes Brieflein; zur Antwort auf das meinige. Ein zartes Brieflein an mich von Mädchenhand — das schien mir der Gipfel alles Wünschenswerten! Ich schrieb

ihr neuerdings und bat sie, meine Lieder zu vernichten; nächsten Donnerstag abends würde ich einen Boten zu ihr in den Laden senden mit der Frage, „wie sich die Nachtigallen befänden?“ und wenn sie mir dann sagen ließe, die Nachtigallen „seien erfroren, weil die Witterung noch zu kalt ist,“ so solle mir dies ein Zeichen sein, daß sie meiner Bitte willfahrt und die Lieder vernichtet habe. Das würde sie doch zu einer brieflichen Aeußerung zwingen, meinte ich. Aber auf meine poetische Blumensprache gieng Sidonie nicht ein, weder brieflich, noch mündlich, sondern ließ mir durch den Donnerstagsboten einfach sagen, ich möge um 7 1/4 Uhr Abends in der Gasse auf sie warten. . .

Ich wartete. Sie kam. Wir standen einander gegenüber, ich sprach sie an, und wir giengen zusammen fort.

Was konnte ich anders, als von meiner Liebe reden? Leider herrschte eben ein garstiges Nebel- und Regenwetter, wir mußten die Schirme aufspannen, und unser Gespräch wurde alle Augenblicke durch Rippenstöße der im Koth der Straße sich drängenden Menge unterbrochen. O wie verschieden war dieser Abend von jener Ballnacht bei strahlenden Kerzen und perlendem Champagner! — Auch trug Sidonie ein altes Umschlagetuch von etwas verblichener braunrother oder braungelber Farbe, das ihren zierlichen Leib entstellte. Das Alles raubte mir Stimmung und Besonnenheit. Aber ich mußte reden, mußte von meiner Liebe sprechen, und als ich damit zu Ende war, blieb mir nichts übrig, als Sidonie zu fragen, ob auch sie mich liebe. Es gibt nichts Fataleres, als eine Liebeserklärung oder die Frage: „Lieben Sie mich, mein Fräulein?“ bei einem Hundewetter im Freien oder sonst zu ungelegener Stunde, besonders wenn man sich kaum noch kennt. Ich selbst fühlte mich durch die an Sidonie gerichtete Frage so ernüchtert und erkältet, daß ich unmittelbar darauf die ersten Anzeichen eines Schnupfens verspürte. Sidonie erwiderte, ich sei ihr „sehr wert und angenehm“, aber ihr Bruder werde eine „Bekanntschaft mit einem Studenten“ niemals dulden. Eine Bekanntschaft! Du lieber Himmel! was hatte ich denn gewollt, als durch das Krämergäßchen lustwandeln und ihr Verslein „an Sidonie“ zusenden? Die Berufung auf den Bruder baute meinem Rückzug aus der Prosa in die Poesie des Herzens eine goldene Brücke. Als wir das Kärntnerthor hinter uns hatten und der Regen immer stärker niederträufelte, machte ich Halt und verabschiedete mich von dem lieben Kinde. Entsprechende Worte wurden dabei gewechselt, warm gemeint, aber naßkalt angehaucht. Alleinstehend auf dem finsteren Glacis unter dem aufgespannten Regenschirm, kam ich mir wie ein Philister vor und betastete mich unwillkürlich, ob ich nicht einen spitzen Frack anhätte und einen Cylinder auf dem Kopf und eine weiße Binde um den Hals. . .

So liebte ich mit zwanzig Jahren! —

Als ich das historisch-philologische Seminar besuchte, lagen diese mißlungenen Versuche zu lieben und geliebt zu werden schon hinter mir. Im Jahre 1852 bedurfte man am Theresianum eines philologischen Supplenten und wandte sich an Bonitz: dieser schlug mich vor. Ich dachte nicht, mit dem Gymnasiallehramt Ernst zu machen; aber warum sollte ich nicht durch eine solch' vorläufige Beschäftigung meine finanzielle Lage verbessern? Ich nahm also an, und als man im nächsten Semester meine Aushilfe für das akademische Gymnasium beanspruchte, nahm ich ebenfalls an, und als man zu Beginn des nächsten Schuljahres meiner am Grazer Gymnasium zu bedürfen glaubte, folgte ich auch diesem Rufe, bereit, auf diesem Wege auszuharren, bis ein dichterischer Erfolg mir eine unabhängige Stellung sicherte.

Während der Ferienmonate 1853 war ich einer Einladung des Grafen Terlago in Unter-St. Veit bei Wien gefolgt, wo ich Gastfreundschaft genoß und dafür mit dem Söhnlein des Grafen täglich eine Stunde lang den Homer las. Ich verlebte da ganz angenehme Tage. Die Vormittage brachte ich spazierend, lesend, dichtend in den prächtigen Laubgängen des nahen Schönbrunner Parkes zu.

Eine moralische Erzählung.

Aus berühmten Schriften mitgetheilt von H. M.

In einer italienischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandrien zu schiffen, kostbare Waren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europas zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb. Bis in sein fünfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bei allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tages sein reichbeladenes Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Processionen, bald in Scharen durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet, und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fieng zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehen mir so spät die Augen auf? warum erkenn' ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe! so viele Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und

Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: Geh' und eile, schaffe noch mehr unseres Gleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes! So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in Allem diesen kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und Niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitzthümern hast du, hat Niemand der deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen und sie zu guten Thaten aufmuntern! welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest Du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versäumnis einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht thöricht, an's Freien zu denken; mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen: und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bei sich befestigt hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu sein, fehlten auch diesmal nicht, und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Waare lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er gieng, fragte, sah und hörte, und fand bald was er suchte in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechszehn Jahre alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte, und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhaltung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirat mit großer Pracht und Lust; und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Wert von der Hand, die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe gegen das Gefühl häuslicher

Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früher genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause an der Seite seiner Gattin manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst. Du erfährst nun, wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder herausbringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau, eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen: denn die Thätigkeit ist das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen anderen Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien, und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen, seidenen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern auf und ab? suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? Und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin?· soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Constitution wäre es thöricht zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst du dich, so wirst du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre Deines Hauses verloren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeit lang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, auf's Aeußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich gieng er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Mensch! du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem Andern lassen mußt! Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird? Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt!

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten und Alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

„Laß Dich nicht befremden, wenn Du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus Du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke! Betrübe Dich nicht, wenn ich Dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke! Meine Liebe zu Dir ist noch immer dieselbe und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Wert des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichen Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich lasse Dich im Besitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene Dich dessen und vergnüge Dich mit Deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiedersehen."

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne, noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: „Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich Dich auf's Herzlichste, nicht zu mißdeuten, was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgnis meine Liebe zu erkennen."

„Ich kann es errathen," versetzte die Schöne darauf. „Du bist meinetwegen besorgt, indem Du nach Art der Männer unser Geschlecht ein- für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst Du, daß ich in Deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar sein werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht, denn sie ist bei Euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen, Du sollst Deine Frau so zärtlich und treu bei Deiner Rückkunft wiederfinden als Du sie Abends fandest, wenn Du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest."

„Diese Gesinnungen trau' ich Dir zu," versetzte der Gemahl, „und bitte Dich, darin zu verharren. Lass' uns aber an die äußersten Fälle denken! warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt, wie sehr Deine schöne und reizende Gestalt die Augen unserer jungen Mitbürger auf sich zieht: sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; sie werden sich Dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von Deiner Thüre und Deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam, sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem

pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand Deiner Wünsche sein; aber wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte! Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich; höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit Du leugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß Du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine Jede und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlst Du Dich geneigt, Dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß."

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. „Was Du auch von mir denken magst," rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, „so ist doch nichts entfernter von mir als das Verbrechen, das Du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unseres Daseins verspricht! Entferne das Mißtrauen aus Deiner Brust, und laß mir die ganze reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu sehen!"

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie versäumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig; doch gewöhnte sie sich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten und besonders, wer die Beharrlichen sein möchten? Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fieng daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne, wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Geberden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben so viel Leichtsinn als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahrlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle Diejenigen aus, die sich um mich bemühen und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsere Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unsere Neigung anzureizen im Stande sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fieng nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntnis, besonders die Kenntnis des weiblichen Herzens zu bewundern.

So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint! Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studiert habe, soeben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhaus ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch in ihm Denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie

aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe! wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend sein mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite Dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichste seines Weges vorbeigieng!

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer gieng er seinen gewöhnlichen Schritt ohne die Augen aufzuschlagen oder da- und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr Derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. Wie! sagte sie zu sich selbst, nachdem dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimnis genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit versäumt, thöricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will.

Mit solchen und vielen anderen Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahinreißt, unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgnis und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirat nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich auf's beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, das Sopha mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So gieng die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin,

die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung gieng sie ihm entgegen, als er endlich ankam! mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Bellommenheit:

„Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheiratet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen, zu reisen und zu handeln, ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat: er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne! er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für Jedermann, sowie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben konnen, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubnis, sondern er drang in mich, und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte."

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntnis fortzufahren.

„Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubnis. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche."

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge, liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: „Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünschte nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten. Und als ein solcher gestehe ich Ihnen, daß ich ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß Einer, der ein junges Weib zurückläßt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein Solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitzthum völlig derelinquiert und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem ersten Besten erlaubt ist, eine solche völlig in's Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke, und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig erscheint, ohne Be-

denken überlasse. Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau Dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, umsomehr da Demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun," fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm, „wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie versichert," rief er aus, indem er die Hand küßte, „daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätte finden können."

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit auf's Lebhafteste zu zeigen, sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte und nicht ohne Betrübnis zu reden begann: „Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!"

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

„Eben als ich in Bologna," versetzte er, „am Ende meiner Studien war und mich auf's Aeußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen, und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugedacht haben!"

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: „Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen: es ist streng; denn ich darf des Tages nur zweimal Brot und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zu-

bringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehn suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben."

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werten Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: „Mein süßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so wert und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben: ich will mich auf das Genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten."

Nachdem der junge Mann mit ihr auf's Genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchem sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab; denn sie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brot kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt, Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So vergieng eine Woche, und schon am Ende derselben fiengen die Rosen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden, als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf, und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf und versprach bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit gieng auf's Neue munterer fort und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleid an

und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sei.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahreszeit, sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinahe völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja sie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bett zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! wie oft gieng diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja, sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bett auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: „Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten: Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Dasein von nun an Ihnen schuldig bin. Wahrlich, mein Mann war verständig und klug und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzuhalten. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt: aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich! Entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt. Die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn sein und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen."

Goethe.

Der „König von Zion“.

Von Dr. Adolf Kohut.

Als vor einer Reihe von Jahren Professor Adolf Stahr seine Charakteristiken römischer Imperatoren schrieb und sich dabei von den üblichen Anschauungen befreite, indem er nicht nur die Quellen nachschrieb, sondern dieselben zuvor auch auf ihre Glaubwürdigkeit prüfte, da wurde für sein Verfahren das Wort „Rettung“ gebraucht, denn er hatte in der That den Ruf des Kaisers Tiberius und einiger anderen argverleumdeten antiken Personen zu retten gesucht und jedenfalls nachgewiesen, daß die Stimmung der Historiker aus alter Zeit nicht unberücksichtigt bleiben darf, wenn ein Geschichtsforscher gewissenhaft verfahren will. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, namentlich aber, seitdem das Zeitungswesen eine so gewaltige Ausdehnung erlangt hat, weiß man, daß ein Geschichtsforscher die verschiedensten Parteifärbungen studieren und gegen einander abwägen muß, wenn er einigermaßen gerecht sein will, und doch ist trotzdem nicht zu vermeiden, daß auch der persönliche Standpunkt des Forschers mitredet. Wie viel mehr muß dies letztere der Fall gewesen sein, als die Geschichtschreibung in den Händen einzelner Individuen lag, welche einzig nach den Erzählungen betheiligter Personen urtheilten und deren ganze Existenz sogar häufig von diesen letzteren abhieng. Namentlich gilt dies in Bezug auf die römische Kaiserzeit, wo die lebenden Herrscher alles aufboten, um ihre Vorgänger schwarz zu machen und sich selbst in das glänzendste Licht zu setzen. Ist es doch ein ähnlicher Fall, wenn nach einer Kriegführung von dem Gebahren des Feindes im eroberten Lande die schlimmsten Greuelthaten versichert und geglaubt werden; und auch hier wieder ist die Wahrheit immer schwieriger herauszufinden, je weiter die Ereignisse in der Zeit zurückliegen.

Bis jetzt hat noch Niemand versucht, den seltsamen Propheten der Wiedertäufer, den sogenannten „König von Zion“, dessen Herrlichkeit kein volles Jahr währte, in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren. Er ist wiederholt von der Poesie als Gegenstand fantastischer Auffassungen oder als Träger ausschweifender oder auch großer Ideen dargestellt worden. Scribe hat ihn zum Helden der bekannten Meyerbeer'schen Oper „Der Prophet“ gemacht und sein kurzes Regententhum zu glanzvollsten Ausstattungskünsten benutzt; vor Allem wurde der „König von Zion“ von Robert Hamerling in dessen poesievollem epischen Gedichte als Vertreter einer grandiosen geschichtsphilosophischen Idee hingestellt. Liest man nun die historischen Ueberlieferungen, welche in tief verächtlichen Ausdrücken von dem „Schneiderkönige“ reden, der einem Verrückten gleich in der Stadt Münster gewirtschaftet und in den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen geschwelgt habe, bis das Strafgericht ihn ereilte und er unter schrecklichen Martern für seine Unthaten als Strafe den Tod empfieng, so bleibt doch immer das Räthsel ungelöst, wie es möglich war, daß ein solcher Mensch auch nur für kurze Zeit sämmtliche Bewohner einer größeren Stadt bethören konnte. Als die Jungfrau von Orleans ihre

wunderbare Einwirkung auf das französische Heer im Kriege gegen die Engländer ausübte, war die Meinung über den Geist, der sie beseelte, sehr verschieden. Den Franzosen galt sie als eine Heilige, und seitdem Schiller sie in der deutschen Literatur als makellose Jungfrau hingestellt hat, die schon die reine Liebe zu einem Manne als sündhafte Regung empfindet, strahlt ihr Bild in der höchsten Glorie irdischer Vollendung. Die Engländer beschuldigten sie der Buhlschaft mit den Heerführern, gaben sie in der Gefangenschaft der Willkür roher Soldaten preis und verbrannten sie schließlich als Hexe zu Rheims. Der große Menschenkenner Shakespeare brachte sie noch einige Jahrhunderte später als Hexe von Orleans auf die Bühne. Wenn der Nationalhaß und der religiöse Fanatismus in's Spiel kommen, greift die Phantasie zu den extremsten Mitteln und die Wahrheit ist schwer herauszufinden. Weil die irdischen Machthaber dem Aberglauben des Volkes häufig viel zu verdanken hatten, sind sie von jeher Freunde und Gönner aller mysteriösen Bestrebungen gewesen. Sterndeuterei und Goldmacherkunst wurden an den Höfen eifrig betrieben; die Cagliostro's, Casanova's, bis auf die Cumberland's unserer Tage fanden in den höchsten Kreisen stets die meisten Anhänger.

Der thörichte Schneiderkönig von Münster hatte nun aber die wahnsinnige Idee, selbst ein gekröntes Haupt vorstellen zu wollen und dem Fürstbischof Grafen von Waldeck, sowie dessen Vettern und Standesgenossen den Krieg zu erklären; ferner spukten in seinem Kopfe die immer von Zeit zu Zeit auftauchenden Projecte der Gütergemeinschaft und Vielweiberei, wie sie gegenwärtig am Salzsee bei den Mormonen wieder einmal verwirklicht sind. Der hirnverbrannte junge Mann wurde schließlich hingerichtet, wenn auch die Art, wie dies geschah, nur einen Beweis für die entsetzliche Roheit der Zeit gibt. Immerhin bleibt noch manches in seinem Wesen unaufgeklärt, und wenn auch die Geschichte keine Quellen mehr findet, aus welchen sie neue Aufschlüsse schöpfen könnte, so eröffnet sich dem Psychologen stets eine interessante Aufgabe, sobald er die Widersprüche in den Berichten vergleicht. Ein vielgelesener Roman aus dem 16. Jahrhundert „Cordula" von Adolf Glaser*) enthält als Episode der Gesammthandlung, welche Ereignisse zur Zeit der Bauernkriege schildert, eine Erzählung jener Vorgänge in Münster, die der Verfasser mit seiner Heldin in den engsten Zusammenhang bringt, indem er sie eine der Frauen des Königs von Zion werden läßt. Cordula ist ein leidenschaftliches, schönes und geistreiches Weib, und Adolf Glaser hat sich schon dadurch in die Lage gebracht, den Leser glauben zu lassen, daß Johann Eigenschaften besaß, welche ein solches Wesen für ihn einnehmen konnten. In den Thatsachen hat er sich dabei streng an die historischen Facta gehalten. Es ist niemals in Abrede gestellt worden, daß Johann ein schöner, stattlicher Mann war, der die Pracht liebte und sich berufen glaubte, ein neues Gottesreich auf ganz besonderen Grundlagen zu errichten. Münster sollte der Mittelpunkt dieses Reiches werden und erhielt daher von den dortigen Widertäufern den Namen „das neue Zion". Die Geschichte weiß ferner, daß schon beim Ausbruch der Bauernunruhen Thomas Münzer den Gedanken faßte, irgend eine feste Stadt als Mittelpunkt seiner Umwälzungspläne zu erwählen. Johann von Leyden ist also nur eine veränderte und reich ausgestattete neue Auflage jenes früheren Rebellenführers.

Der Dichter des Romans „Cordula" hat mit richtiger psychologischer Einsicht im Vorleben des späteren

*) Leipzig. Wilh. Friedrich's Buchhandlung.

Königs von Zion nachgespürt und dort die Mittheilung gefunden, daß derselbe ursprünglich das Schneiderhandwerk seines Vaters Bockelson getrieben, dann aber sich einer wandernden Schauspielertruppe angeschlossen hatte. Die Geschichte des Theaters aber berichtet uns, daß gerade zu jener Zeit sich nach dem Muster der englischen Komödianten in den Niederlanden einzelne Gesellschaften bildeten, die sich aus jungen Kaufleuten und Handwerkern recrutierten und gewissermaßen den Uebergang von den Schulkomödien zu den eigentlichen Berufsschauspielern repräsentieren. Nun war der rothe Faden gefunden, der im Leben Johann Bockelson's vom Handwerksgesellen zum König von Zion führen konnte. War doch diese ganze wunderliche Geschichte von dem Königthum der Wiedertäufer nichts weiter, als eine Komödie im Stile der damaligen großen Staatsactionen, nur freilich mit einem unerwarteten grausig tragischen Ausgange. In dem erwähnten Romane ist diese theatralische Seite in Johann's Wesen sehr geschickt motiviert und in die Handlung verflochten. Cordula wird von einem jungen Manne geliebt, der sich der Theaterlaufbahn widmen möchte. Schon als Knabe hat er in den Schulkomödien seiner Vaterstadt mitgewirkt und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese dramatischen Schulübungen sich überlebt hatten und einer höheren Kunstgattung weichen mußten. Bei der Vertheilung der Rollen verfuhren die hochgelahrten Schulmonarchen mit der größten Willkür. So geschah es häufig, daß in jener Stadt der Sohn des Rectors, der ein winziges Kerlchen mit einer hochklingenden, schreienden Stimme war, die ersten Heldenrollen spielte und dadurch die ganzen Aufführungen lächerlich machte. Der junge Mann, welcher später sich in Cordula verliebt, zettelt eine Art Aufruhr unter den Schülern an, aber die Sache wird ruchbar und um sich der strengen Strafe zu entziehen, läuft er in die Welt hinaus. Als er dann später zurückkommt, trifft er die inzwischen verwaiste Cordula im Hause seiner Mutter und erzählt ihr von den Wundern der Fremde. Er kommt dabei auch auf die Schauspielkunst und will ihr klar machen, welch eine Macht über das Gemüth dieselbe ausübe, wenn die großen Heldenrollen von schönen, stattlichen Männern gegeben würden.

„Mit demselben Rechte könntet Ihr verlangen, daß die Königinnen und Heldinnen von Frauen gespielt würden," meinte hierauf Cordula.

„Welch ein Gedanke!" erwidert der junge Mann in wegwerfendem Tone. „Wie sollte sich eine Frau dazu verstehen, vor Zuschauern eine Rolle zu spielen und von Liebe zu reden? Daran wird niemals zu denken sein. Man darf nicht Dinge verlangen, die unserem ganzen Gefühle zuwider sind. Und wozu auch? Sind unsere jungen, unbärtigen Schüler nicht vollkommen ausreichend für die Darstellung weiblicher Rollen? Was ich verlange, ist nur eine Nothwendigkeit, wenn nicht jede Darstellung an die Phantasie unerfüllbare Forderungen stellen soll. In den Niederlanden ist man bereits darüber vollständig einig, und man nimmt schöne, stattliche Männer aus allerhand Berufskreisen und läßt von ihnen die Heldenrollen spielen. Dort gibt es ganze Gesellschaften, welche im Lande umherziehen und Schauspiele aufführen, wofür sie nicht nur von den Zuschauern reichlich bezahlt werden, sondern auch in gutem Ansehen stehen. Ich selbst habe mich bei einigen dieser Truppen längere Zeit umhergetrieben, aber ich konnte nicht viel ausrichten mit meiner unansehnlichen Gestalt und verlegte mich darauf, Stücke zu schreiben und bei der Einübung behilflich zu sein. Dadurch aber kam ich nach und nach gar sehr in Noth, bis ich endlich wieder nach Deutschland zurückkehrte."

Cordula hatte diesen Mittheilungen mit großer Aufmerksamkeit zugehört. „Ich kann nicht begreifen," sagte sie dann, „wie es in solchen Fällen auf die äußere Persönlichkeit ankommen soll. Darin mögt Ihr Recht haben, daß es komisch wirkt, wenn ein zierlicher Knabe von großen Heldenthaten spricht, die er vollführt haben will, aber man weiß doch immer, daß er nur an Stelle eines anderen redet und es kann Niemand einfallen, den Schauspieler wirklich für diejenige Person zu halten, deren Schicksal er uns vorführt."

„Das kommt daher," erwiederte Jener, „weil Ihr eben nie erfahren habt, welche gewaltige Wirkung ein Schauspiel macht, wenn es derart dargestellt wird, daß man wirklich vergessen kann, es sei nur ein Schauspiel, und sich vielmehr in dem Wahne befindet, man sehe das Alles leibhaftig vor sich. Bringt einem einfachen Volke, das noch nie etwas derartiges gesehen hat, ein solches Schauspiel vor Augen, und die Leute werden glauben, was sie da sehen, begebe sich wirklich, und die Menschen auf der Bühne fühlten den Schmerz oder die Freude, von denen sie declamieren, und hätten Alles erlebt, was sie erzählen. Ich selbst habe es gesehen, wie einzelne Schauspieler eine ganz merkwürdige Gewalt auf die Zuhörer ausübten. Namentlich ist mir einer im Gedächtnis, der aus Leyden in Holland gebürtig und ursprünglich ein Schneider war, ein Mensch von schönem Wuchse und ausdrucksvollen Gesichtszügen, der Frauen und Männer bezauberte, sie bald zu Thränen rührte und bald zu lautem Jubel begeisterte. Nach der holländischen Sitte nannten sie ihn Bockelson, weil sein Vater Bockel hieß. Mit ihm wurde ich herzlich befreundet. Er bediente sich meines größeren Wissens bei mancherlei Gelegenheiten. Der räthselhafte Zauber, den ihm die Natur verliehen hatte, wurde für ihn fast zum Unheil, denn er litt an einer Selbstüberschätzung, die zuweilen dem Wahnsinn gleich kam. Er wußte, daß er von der Bühne herab oder auch im Leben, wenn er gerade wollte, alle Herzen eroberte und Mann und Weib lenken konnte, wie er wollte, darum glaubte er, es bedürfe nur der Gelegenheit, um mehr Geltung zu erwerben als irgend ein anderer Mensch auf der Welt. Wenn Ihr diesen Mann hättet spielen sehen, so würde Euch nicht mehr unbegreiflich sein, wie sehr es auf den Eindruck der Persönlichkeit ankommt, wenn es sich darum handelt, die Phantasie der Menschen zu entflammen!"

Damit ist die Gestalt des fanatischen Wundermannes unseren Begriffen viel näher gerückt, als wenn man ihm eine geheimnisvoll dämonische Kraft zuschreibt; Glaser schildert ihn vielleicht in etwas nüchterner Art, aber er geht der Sache auf den Grund und befreit uns von den mysteriösen Verschleierungen, wie sie sonst beliebt wurden. Der maßlose Ehrgeiz eines Histrionen, der bestechende Zauber seines theatralischen Wesens, das alles ist uns verständlich, denn wir sehen es jeden Tag vor Augen und werden unwillkürlich daran erinnert, daß gar manche hohe Persönlichkeiten, Mitglieder herrschender Familien, ja sogar souveräne Fürsten lieber sich mit Theaterprinzessinnen als mit wirklichen Fürstentöchtern vermählt haben. Auch liegt es nahe, sich einmal den Fall zu denken, welche Wirkung es machen würde, wenn auf einen erledigten Fürstenthron irgend ein gefeierter Held der Bretter berufen würde. Die enthusiastischen Verehrer dieser modernen Erdengötter würden ihnen unbedingt nachfolgen und für ihre treue Anhänglichkeit huldreich mit Auszeichnungen bedacht werden. Was aber die Verehrerinnen betrifft, so würde sich wahrscheinlich die Nothwendigkeit herausstellen, irgend eine Form zu finden, um die Erfüllung von deren sehnsüchtigem Verlangen nach einer

Vereinigung mit dem unwiderstehlichen Künstlerfürsten zu ermöglichen. Der beste Ausweg wäre dann die Ansiegelung, wie sie bei den Mormonen üblich ist. Die betreffenden Damen, gleichviel welchen Alters und Aussehens, würden dann wenigstens de jure, wenn auch nicht de facto Gemahlinnen ihres Ideals werden können, dürften sich als betheiligt an seinen Triumphen betrachten und ungehindert für ihn schwärmen, als für ihren Herrn und Meister.

Von dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zu dem Romane zurück, der uns dazu veranlaßt hat, und zwar, um noch zu erwähnen, in welcher Weise die gefährliche Klippe der Vielweiberei des Johann von Leyden darin umschifft wird. Hier mag nun allerdings die Phantasie des Autors ein Uebriges gethan haben, aber die Sache hat doch etwas ungemein Glaubwürdiges. Bei seinem theatralischen Königsspiel schielt Johann gern nach Heinrich VIII. von England, der, gleichfalls mit Rom zerfallen, sich als weltliches und geistliches Oberhaupt betrachtete. Seine erste Gemahlin Katharina von Aragonien hatte Heinrich verstoßen und Anna Boleyn, die zweite, mußte das Schaffot besteigen. Die historisch beglaubigte erste Königin von Zion zu Münster war Katharina Divara, die Witwe des ersten Propheten Matthyson. Glaser läßt nun die schöne Heldin seines Romans Cordula den König Johann derart durch ihre Reize bestricken, daß Katharina Divara, weniger königlich gesinnt, aber weit schlauer als ihre Namensschwester in England, ihrem Gatten selbst den Gedanken einflößt, mehrere Frauen zu Königinnen zu erheben, um ihrerseits auf diese Weise dem Schicksale der englischen Königinnen zu entgehen.

Mit der Einführung der Vielweiberei, heißt es dann in dem Romane weiter, begann jedoch die Macht des neuen Königs von Zion in seinem eigenen Reiche zu wanken. Umgeben von schönen Weibern, welche die Gunst des fünfundzwanzigjährigen Mannes als einen Vorzug ersehnten, mußte Johann nach kurzer Zeit einer Form des Wahnsinnes verfallen, welcher schon die römischen Cäsaren oft zum Opfer fielen und die sich in unsinnigen Grausamkeiten und Willküracten zu erkennen gab.

Man sieht hieraus, daß es sich keineswegs um eine Rettung des wahnwitzigen Königs von Zion, sondern vielmehr um eine psychologische Motivierung seines absonderlichen Wesens handelt, und da schon diese einzelne Episode aus dem erwähnten Romane so viel Anregendes enthält, darf man denselben wohl ungescheut als eine interessante Lecture empfehlen.

Aus dem Hochdeutschen in's Deutsche übersetzt.

Eine Sprachplauderei.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was denn die Ursache sei, daß unser deutscher Bauer die hochdeutsche Sprache so schwer versteht. Versteht er doch in derselben jedes einzelne Wort, besonders wenn er eine kleine Schulbildung genossen hat. Ferner habe ich darüber nachgedacht, warum sich in der Volksmundart Manches so kurz und treffend sagen läßt, was im Hochdeutschen trotz vieler Umschreibung und geschraubter Umständlichkeit noch

unzulänglich zum Ausdrucke kommt. Und da habe ich gefunden, daß in unserer deutschen Sprache ein fremder Geist ist, der sich den Wörtern und Satzformen gar nicht anpassen will, der ganz abweicht vom altdeutschem Stil, aus fremden Sprachen und schlechten Sitten hineingekommen zu sein scheint und gegen den man ebenso entschieden auftreten müßte, als gegen die Fremdwörter, die heute doch wacker bekämpft werden.

Da hat unsere Sprache starre stehende Sätze, die vor Allem von Dilettanten und Maulhelden gebraucht werden. Immer wiederkehrende Wort- und Gedankenbilder, geistlose vielsilbige Wendungen eines einfachen Gedankens wegen, machen unsere Schriftsteller so höllisch langweilig.

Da drechselt die Sprache allerhand gespreizte Redefiguren, entlehnt für den Ausdruck eines einfachen Begriffes fremde Begriffe, welche die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers zerstreuen und verwirren, spielt mit Bildern und Gleichnissen, die in uns mancherlei Vorstellungen erwecken, welche man gar nicht braucht. Da heißt es z. B.: „Es tritt an uns die dringende Aufforderung für die Befestigung unserer Nationalität.“ Was gibt dieser gleichwohl einfache Satz dem Gehirn schon für eine Arbeit! Zuerst tritt etwas heran, man hört die ehernen Schritte, endlich sieht man das Herangetretene, es ist aber was ganz Körperloses, das man eigentlich unmöglich sehen kann, es ist die dringende Aufforderung. Was will sie? Wozu fordert sie auf? zu einer Befestigung. Sofort sieht man eine Burg und hunderte von Arbeitern, die Steine herbeischleppen, behauen und eine feste Ringmauer aufführen. Für wen aber die Festung? für die Nation? ja, das wäre etwas, aber die Festung ist wieder bloß für einen Begriff, nämlich für die Nationalität. — So werden sinnliche Vorstellungen und Begriffe unpassend durcheinandergemengt. — „Wir fordern uns auf, unsere Nationalität zu kräftigen.“ Wie das klar und einfach wäre! Aber es klingt nicht gelehrt, es flunkert nicht, es sind in dem Satz zu wenig Worte, um die Lunge zu üben, und seine eigene Stimme hört doch Jeder gern so lange als möglich.

Ein überaus ritterlicher Satz ist der folgende: „Wir verfolgten seine Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit.“ Die arme Erzählung! sie flieht vor den Verfolgern, bis sie erschöpft zusammensinkt; aber es war so schlimm nicht gemeint, was sie an den Verfolgern für einen gespannten Hahn hielt, das war nur eine gespannte Aufmerksamkeit.

Gefährlicher ist für den Leser eine „Lectüre, bei welcher eine gute Mache ins Auge fällt.“ Und unangenehm mag es für eine Schauspielerin, die eine kostbare Robe am Leibe trägt, sein, wenn sie mit überschwänglichem Applaus überschüttet wird, während etwa bei einem Collegen, der selbst eine unbedeutende Rolle spielt, der Ehrgeiz eine bedeutende Rolle spielt. Ein grober Geselle war jener Dichter, denn er schlug — und zwar noch in späteren Tagen — eine lyrische Richtung ein.

Wenn uns plötzlich ein Kritiker mit der Nachricht überrascht, „daß der Schatten der herannahenden Neugestaltung des modernen literarischen Schaffens scharfe Contouren annimmt,“ so müssen wir uns tummeln, daß wir die in den verschiedenen Winkeln unseres Hauptes schlummernden Vorstellungen rechtzeitig zusammenbringen. Wir brauchen einen Schatten und scharfe Contouren nebst der Neugestaltung und dem literarischen Schaffen.

Wenn Jemandens Name einen guten Klang hat, so kommt das vielleicht auf die Vocale an, oder auf die helle Stimme dessen, der ihn ausruft; aber wenn sich plötzlich — vielleicht gerade da man ungestört sein will — unwillkürlich eine Frage auf-

drängt, so ist das von der Frage, gelinde gesagt, etwas taktlos.

Es gibt Leute, die täglich allerlei Dinge finden, ohne den Fund zurückzugeben. Der Eine findet, daß die Adlerwirtin trotz ihrer vierzig Jahre immer noch jugendlich aussieht; der Andere findet, daß man beim Spiel in einer einzigen Nacht sein Vermögen verlieren kann; wieder ein Anderer findet sich veranlaßt u. s. w., ich finde, daß das Zeitwort finden in vielen Fällen eine lächerliche Anwendung findet. Besser ist das finden aber immerhin noch, als wenn Jemandem etwas „unerfindlich" ist.

Da meint ein Politiker, es wäre höchst wünschenswert, wenn den Forderungen der Opposition Ausdruck verliehen würde. — Ob der langweiligen Leimsiederei! So soll er's wünschen, wenn es schon wünschenswert ist, daß den Forderungen etwas verliehen werde, nämlich ein Ausdruck u. s. w. Wenn unser sprachgewandter Politicus schriebe: Die Gegenpartei soll ihre Meinung sagen! so wäre das deutsch und gut gesprochen.

Wenn jener Verwaltungsrath andeutet: „Eine Special-Bilanz würde die Handhabe bieten zur stricten Beurtheilung der Position", so brauche ich nebst der famosen: „Special-Bilanz" einen Steg oder eine Treppe, um die Handhabe anzubringen, und diese Handhabe erst führt mich „zur Beurtheilung der Position." Wenn der Mann gesagt hätte: „Eine besondere Rechnungsprüfung würde klaren Einblick in die Sache schaffen," so wäre das weniger geschraubt, aber leichter verständlich gewesen.

Ein Volksausdruck sagt von einem guten Porträt: Es ist zum Sprechen gemalt. Das ist natürlich, wenn aber ein gemalter Glasbehälter mit Goldfischen sympathisch anspricht, wie jenen Recensenten das bekannte „Stillleben" eines modernen Malers, so ist das bei dem Stillleben der Fische nachgerade ein Wunder.

Wenn eine Tageseintheilung getroffen wird, wenn der Poet die Berühmtheit seinen Werken verdankt, wenn Schiller's Muse die lautesten Triumphe auf dem Theater feiert, wenn etwas den „Eindruck des Schreckes" macht, wenn Einer etwas in Verbindung bringt, so sind das harmlose Redeblüten, die wir zu tausenden anwenden. Zur Vervollkommnung der Sprache aber tragen sie nicht bei, weil sie den Sinn des zu-Sagenden oft überwuchern, und nebstbei Vorstellungen in uns erwecken, die mit der Sache nichts zu thun haben.

Wenn Du einem Fremden, welcher der deutschen Sprache nur zur Noth mächtig ist, sagst: „Ich schlage Ihnen vor, einen Abstecher nach Salzburg zu machen," so schrickt er zurück und denkt an ein Duell, er hat von Schlagen und Stechen gehört. Und wenn Du sagst, daß Du zu seinem besseren Verständnis „beitragen" wollest, so stellt sich in seinem Gehirn für einen Augenblick das Bild, wie Einer etwas aufgeladen hat und herbeiträgt, vor den eigentlichen Sinn des Wortes.

Ich sage damit nicht, daß man im gewöhnlichen Sprachgebrauch alles Sinnliche und Bildliche vermeiden müsse, dieses gehört ja in die Sprache und macht, recht angewendet, ihre Schönheit aus. Ich will aber sagen, wie leicht man hierin des Guten zu viel thun kann.

Anders ist es freilich, wenn die Sprache einem Dichter zum Stoffe dient. Dann trägt das gleichnisweise Bilderwerk zum wahren Verständnisse bei, anstatt, wie in der Alltagssprache, davon zu entfernen. Wir Alle sündigen in dieser Sache, am meisten aber noch die zünftigen Schriftgelehrten.

Ich gebe nur noch einige nächstliegende Beispiele. Da heißt es: „Die Sittenlosigkeit birgt in sich den Keim des Verderbens." Ich würde lieber sagen: Aus der Sittenlosigkeit folgt das Verderben. „Es mag geeignet erscheinen," warum nicht: Es mag passen.

„Das Interesse der Gebildeten wendet sich dieser Erscheinung zu.“ Besser: Die Gebildeten neigen sich dieser Sache zu. „Wir werden noch darauf zurückkommen.“ Wir sprechen noch davon. „Die große Masse der Gelehrten zieht auf den breiten Wegen des Althergebrachten dahin.“ Wie einfach wäre es zu sagen: Die meisten Gelehrten haben die alte Gepflogenheit. „Es kann nur dem Zufall zur Last gelegt werden.“ So viel als: Es ist zufällig, oder: Der Zufall ist Ursache. „Es beruht auf einer irrthümlichen Auffassung.“ Es wird irrthümlicher Weise angenommen. „Wir können dem Gegenstand keine eingehendere Erörterung widmen.“ Wir können uns auf den Gegenstand nicht weiter einlassen. — Und so fort in's Unendliche. Auf jeder Seite eines deutschen Buches finden wir derlei, und je gelehrter der Mann, welcher das Buch geschrieben, desto schwülstiger der Stil.

Da heißt es in der Einleitung zu einem Faust-Commentar:

„Die nachfolgenden Betrachtungen erheben nicht den Anspruch, den unermeßlichen Gegenstand, dem sie gewidmet sind, nach irgend einer Richtung hin zu erschöpfen. Sie wollen es vermeiden, die bekannten Dinge zu wiederholen, sie wollen lediglich einen Beitrag zum Verständnis der unsterblichen Dichtung liefern, indem sie ein Princip der Erklärung vertreten, welches zwar sorgfältig benützt wird, aber noch immer nicht genügend anerkannt und in seine Consequenzen verfolgt ist.“

Für einen Gelehrtenstil ist das ohnehin noch wunderbar einfach. Aber man könnte das Ding noch einfacher machen und etwa sagen:

Die nachfolgenden Betrachtungen über den unermeßlichen Gegenstand werden nicht erschöpfend sein. Bekannte Dinge werden sie nicht wiederholen, sie wollen nur beitragen, das Verständnis der Dichtung zu erleichtern, indem sie eine zwar sorgfältig benützte, aber nicht immer verstandene Auffassung erklären und daraus folgern.

„Die Aesthetik muß ihren Anspruch, eine apriore Wissenschaft zu sein, fahren lassen.“ — „Unsere Lyrik, die fast nur das surrogative Verfahren der bewußten, reflectiven Production verräth.“ — „Es ist den Anschauungen vollkommen analog, daß die Generationen, als sie ohne physiologische Kenntnisse darangiengen, ihre Aufmerksamkeiten solchen physiologischen Fähigkeiten ihres Innern zuzuwenden, welche ebenfalls mehr oder minder den Charakter der Unwillkürlichkeit an sich trugen und Aehnlichkeit mit den erwähnten physiologischen Reflexbewegungen verriethen, davon in hohem Grade betroffen sein mußten.“

Ich frage, ob eine solche Art zu sprechen oder zu schreiben wirklich im Geiste unserer deutschen Sprache liegt? Und ich antworte: Nein. Wenn auch die deutschen Gelehrten gerne ein Langes und Breites machen: die Sprache des schlichten, kernigen deutschen Volkes ist schlicht, markig und treffend. K u r z u n d k l a r, das ist ihr volksthümliches Merkmal, kurz und klar, das ist das Geheimnis des guten Stiles und des Erfolges bei dem deutschen Redner und Schriftsteller.

Wo die Schule ist für die Einfachheit und Natürlichkeit unserer Sprache? Bei den deutschen Volksmundarten.

Ein Tag mit zwei deutschen Dichtern.

Von Gebhard Zernin.*)

Der Herbst kam, der Winter gieng. — da mußte es, wie nicht bloß der Dichter sagt, doch wohl wieder Frühling werden. Und als nun auch die heißen Sommertage herangekommen waren, hielt es mich nicht länger zu Hause, und eine Anfrage gieng nach Karlsruhe, wann etwa ich den verehrten Freund Scheffel in seiner Sommerfrische am Unter-See besuchen dürfe?

Umgehend traf folgende Antwort ein: „Ich bin von Rheuma geplagt, diesen Juli in Karlsruhe und komme, wenn Alles besser geht, erst Mitte August an den See.“ Wenige Wochen später empfieng ich folgende ergänzende Zeilen:

„Radolfzell, Seehalde, 19. Aug. 1881.

Ich bin zwar hier, aber noch ziemlich angegriffen; Ihr Besuch wird mich freuen, wenn ich auch keine Ausflüge oder Seefahrten vorschlagen kann.“

Einige Tage darauf saß ich in der Eisenbahn, durchfuhr das badische Ländchen von Nordwesten bis Südosten und war schon in der dritten Nachmittagsstunde in Radolfzell. Als ich einige Minuten später in die „Seehalde“ eintrat, begrüßte mich zuerst der sehr in die Höhe geschossene junge Victor, Sohn des Dichters, der mir zugleich mittheilte, daß Tags vorher Berthold Auerbach zum Besuch bei seinem Vater eingetroffen sei. Ich freute mich sehr, auch diesen Dichter wiederzusehen, nachdem ich seit mehreren Jahren nicht mit ihm zusammengetroffen war, und hörte mit Bedauern, daß Dr. v. Scheffel noch nicht ganz wohl sei, weshalb der Karlsruher Hausarzt diesmal den Aufenthalt in der gesünderen Seehalde, statt auf der etwas feuchten Mettnau empfohlen habe. Wir plauderten dann über dies und das mit halber Stimme, da der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten noch im Nebenzimmer Siesta hielt. Bald darauf erschien dieser mit den an ihm gewohnten, kurzen schnellen Schritten, begrüßte mich mit großer Herzlichkeit und fügte beim Erblicken des durch die heiße Mittagssonne stark gebräunten Gesichts des Wanderers die Worte hinzu: „Aber was sehen Sie prächtig aus!“

Eigenthümlicherweise hatte ich fast in demselben Augenblick von meinem Gegenüber gerade das Entgegengesetzte gedacht. Mit Besorgnis blickte ich in sein Antlitz. Es war zwar immer noch derselbe charakteristische, große und ausdrucksvolle Kopf mit den klugen und lebhaften Augen und der stämmigen, gedrungenen Gestalt, deren Bewegungen noch nicht das Mindeste von ihrer alten Schnellkraft eingebüßt hatten, aber es war lange nicht mehr die frische und kerngesunde Gesichtsfarbe, die mir an diesem Gesicht früher stets so wohlgefallen hatte. Ein eigenthümlicher, fast dunkelgelber Schatten hatte sich um alle Züge, von der breiten Stirn bis zum festen Kinn herunter, gelagert, so daß ich sofort auf den Gedanken kam, der Dichter

*) Aus dessen für Literaturfreunde äußerst anziehendem Werkchen: „Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel.“ (Darmstadt. Eduard Zernin. 1886.) Vorstehender Aufsatz ist dort betitelt: „Wiederum in der Seehald“. D. Red.

müsse leberleidend sein. Ob diese Vermuthung begründet war, weiß ich nicht, aber ich habe inzwischen irgendwo gelesen, daß das genannte Uebel Auerbach in seinen letzten Lebensjahren ergriffen hätte. Allein auch geistig niedergedrückt erschien der Dichter damals, besonders in unbewachten Augenblicken, wie das wohl Jeder bestätigen muß, der ihn im Jahre 1881 näher beobachtet, oder auch nur einige Mal gesehen und gesprochen hat.

Sehr bald entspann sich an dem gastlichen Tische unseres höchst aufmerksamen Wirtes eine bald sehr lebhafte Unterhaltung. Auch Auerbach nahm trotz seiner anfänglich trüben Stimmung wachsenden Antheil an derselben. Wer ihn kannte, weiß, daß er in dieser Richtung einen niemals auszubeutenden Schatz besaß, daß er in der Regel der Gebende, seltener der Empfänger war. Er verstand es ganz meisterhaft, jedem fesselnden Gegenstande, welcher vom Gespräch berührt wurde, eine tiefere Bedeutung zu verleihen; er verflocht in seine Rede die ihm dabei einfallenden sinnigen Vergleiche, anschaulichen Bilder, humorvollen Einzelzüge, kurz, er hielt sich stets auf der geistigen Höhe des Gegenstandes und beherrschte das Feld. Ebenso wußte Dr. v. Scheffel, dessen voller Brustton in der Wiedergabe seiner trefflich gesetzten, stets natürlichen, urdeutsch=behäbigen, oft von urwüchsigem Humor begleiteten Worte das ruhige Ebenmaß beibehielt, die Bedeutung und Lebendigkeit des Gesprächs zu steigern und im richtigen Fahrwasser zu erhalten. Eine kleine confessionelle Anspielung stellte dabei heraus, daß Dr. v. Scheffel katholisch, ich lutherisch und auch Dr. v. Scheffel's einziger Sohn evangelisch sei; letzterer Umstand schien Auerbach recht zu verwundern, doch gieng er nicht näher auf denselben ein.

Nach und nach wurde Auerbach belebt und selbst heiter. Er sprach mit großer Wärme von seinem Freunde Professor Bleibtreu, und berichtete Näheres über dessen für das Berliner Zeughaus bestimmte Gemälde: „Aufruf an mein Volk"; er erzählte dann einige hübsche Anekdoten, wobei er bewies, daß seine Virtuosität in der Nachahmung der Dialecte noch nicht das Mindeste eingebüßt hatte. Auerbach schien sich überhaupt in eine Art Sonntagsstimmung hineinzuplaudern und sich sehr angenehm angeregt zu fühlen. Die Behaglichkeit der äußeren Umgebung mochte auch ihren Einfluß äußern, denn er wandte sich einmal lebhaft zu mir, blies mit sichtbarem Vergnügen den Duft seiner Havannah in die Luft und sagte mit einer fast unnachahmlichen Handbewegung: „Der Scheffel hat es doch zu gut!" worauf der Hausherr mit großem Ernst replicierte, daß er es sich auch sauer genug habe werden lassen, um unter Dach und Fach zu kommen.

Mittlerweile war es 4 Uhr geworden, und Victor erschien mit der Meldung, daß der Diener mit dem Kahn vorgefahren sei. Es war nämlich für den Nachmittag ein Ausflug zu Wasser nach dem Radolfzell gegenüberliegenden Dorfe Moos beschlossen worden. Wir verließen die gastliche Behausung und stiegen zu dem Ufer des Unter=Sees herab, wo bereits der freundliche Fährmann mit dem Nachen unser harrte. Dr. v. Scheffel machte sofort die für das leichte und schmale Fahrzeug geeignetste Eintheilung, überschritt bedächtig die Sitzplätze und nahm zuerst auf der äußersten Spitze Platz; ihm gegenüber saßen Auerbach und ich, dann kam der Fährmann mit den zwei Rudern, und hinten am Steuerruder nahm der junge Victor v. Scheffel seinen Sitz. Sofort stachen wir in den See und nahmen die Richtung quer über das Wasser. Bald trat das freundlich gelegene Radolfzell hinter uns zurück, und wir befanden uns auf der Mitte des hier ziemlich breiten und gerade damals außerordentlich ruhigen Unter=Sees. Fröh=

lich und in munterem Gespräch zogen wir dahin. „Wer sollt' auch traurig sein" — sagt Victor v. Scheffel selbst bei der Schilderung der Fahrt Ekkehard's über den Bodensee — „wenn er über die krystallklare Wasserfläche dahinschwebt! Die baumbesäumten Gestade mit Mauern und Thürmen ziehen im bunten Wechsel an ihm vorbei, fern dämmern die schneeigen Firnen, und der Widerschein des weißen Segels verzittert im Spiele der Wellen!" Ein weißes Segel führte unser Kahn zwar nicht, wohl aber erfreute auch uns das beständige Spiel der Wellen.

Nachdem wir das westliche Ufer des Unter-Sees erreicht und vor demselben förmliche Wasserstraßen zwischen dem mannshohen Schilfrohr passiert hatten, landeten wir in der Nähe des Dörfchens Moos. Unser freundlicher Gastgeber übernahm nun die Führung und brachte uns bald zu einem ihm bekannten ländlichen Wirte, dessen junge Frau uns herzlich willkommen hieß. Dr. v. Scheffel's erfahrener Blick erspähte sofort das für eine Gesellschaft, wie die unsrige, geeignetste Plätzchen im Freien, und so ließen wir uns denn um einen einfachen, rohgezimmerten Tisch auf hölzernen Bänken nieder, der unter grünen Bäumen, auf einer saftigen kleinen Wiese stand und einen prächtigen Ausblick darbot. Die junge Wirtin hatte sogleich mit weiblichem Scharfblick errathen, daß ihr berühmter Nachbar von jenseits des Sees seltenen Besuch ihr zuführe, und vielleicht in Auerbach mit seinem Rocke von eigenthümlichem Schnitte, wie er ihn fast immer trug (eine Art Wams, einreihig bis an den Hals hinauf zu knöpfen, ähnlich wie der Rock eines katholischen Geistlichen, nur kürzer), einen Künstler vermuthet. Sie erschien mit vier einfachen, kleinen, aber recht hübsch zusammengebundenen Sträußen und steckte jedem der Gäste davon einen in's Knopfloch. Die kleine Huldigung that dem schwäbischen Dichter sehr wohl, zumal da sein Freund und College v. Scheffel mit schneller Gegenwart des Geistes es aussprach, daß wir nur seiner Anwesenheit diese Auszeichnung zu verdanken hätten. Beide Dichter trugen während des ganzen Tages und des folgenden Morgens das Sträußchen wie einen wohlverdienten Orden an sich, und Auerbach blickte oft auf dasselbe sinnig und wehmüthig herab. Allerdings wehmüthig, denn, wie mir Dr. v. Scheffel am andern Tag erzählte, waren ihm gerade am Vorabende, als er mit dem Besitzer der Mettnau zu dessen Landhaus auf der äußersten Landspitze hinausgepilgert war, wirkliche Todesahnungen gekommen. Er hatte, in Dr. v. Scheffel's Arbeitsstube sitzend, gebeten, ihn allein zu lassen, und sodann für das „Fremdenbuch für das Haus v. Scheffel" ein äußerst sinniges Gedenkblatt verfaßt.

Nachdem wir auf unserem idyllischen Plätzchen längere Zeit verweilt und uns an kräftigem Landbrot mit unübertrefflichem „Rady", sowie an einem landesüblichen rothen Seewein erlabt hatten, wurde die Rückfahrt angetreten.

Im Scheffel'schen Eßzimmer entspann sich dann wieder eine lebhafte Unterhaltung. Auerbach erbat sich Rath, wie er seine letztvollendete Erzählung taufen solle, und Dr. v. Scheffel verwendete sich in längerer, überzeugender Rede für den Titel, den sie nun auch erhalten hat: Meister Bieland und seine Gesellen." Auerbach trug denselben sofort in sein Notizbuch ein und entwickelte zugleich seine Ansichten von der Wichtigkeit eines richtigen Titels. Von den Aufzeichnungen aus seinem Leben sprach Auerbach an jenem Tage gar nicht, wohl aber vereinigte er sich mit mir zur Bitte an unseren gütigen Wirt, doch nunmehr sich der Gefangenen seines Schreibpults zu erinnern und die begonnenen Arbeiten freizugeben. Hier wich Dr. v. Scheffel uns jedoch aus, er gab keine bestimmte Erklärung ab und überließ uns die

stille Hoffnung, daß unsere Wünsche doch einmal ihre Erfüllung finden würden. Wie wir bei dieser Gelegenheit erfuhren, hatte ein langer Proceß mit den Fischern von Reichenau immer noch nicht sein Ende gefunden; der Dichter wurde recht unmuthig, als bei einer Wendung des Gesprächs die Rede auf diesen Gegenstand kam.

Nach manchen langen und stets anregenden Gesprächen, in deren Pausen wir den altdeutschen Humpen mit echtem „Höllenbräu“ (einem vortrefflichen Bier der „Hölle“ von Radolfzell) wacker zugesprochen hatten, war es recht spät geworden, als wir uns trennten. Längst hatte es 11 Uhr von dem Thurm der alten Stadtkirche geschlagen, als ich meine Lagerstätte aufsuchte und so manches schöne und tiefe Wort mir in's Gedächtnis zurückrief, das ich von den beiden süddeutschen Dichtern vernommen hatte.

Es war für mich ein genuß- und lehrreicher, ein — mit Auerbach zu reden — „wundersamer“ Tag gewesen! Auch einige freundliche Andenken an Dr. J. v. Scheffel hatte er mir eingebracht. Der junge Victor überreichte mir drei interessante Vervielfältigungen: die in Lichtdruck von C. Bühler in Bern ausgeführte Zeichnung des Scheffel'schen Wappens, sodann die Urkunde über den ältesten Besitzwechsel der Mettnau und eine in Lichtdruck von Schober und Backmann ausgeführte Zeichnung der borromäischen Inseln, letztere aus dem Reise-Album Scheffel's vom Jahre 1852. Dieselbe zeigt das Talent des Malers von Landschaften im besten Lichte.

Am nächsten Morgen beim Frühstückstisch offenbarte Auerbach den Entschluß, noch an demselben Vormittag abzureisen. Es wurden die vortrefflichen Rettige gebracht, deren nähere Bekanntschaft wir schon am Tage zuvor in Moos gemacht hatten. Der Hausherr bestimmte einen derselben, ein wahres Prachtexemplar, als Mitgabe für einen gemeinschaftlichen guten Freund in Schwaben, und nun war es wieder Auerbach, welcher dem Dichter des „Ekkehard“ mit dem Ersuchen auf den Leib rückte, einige gereimte Begleitworte dem herrlichen Gewächse des Mooser Erdreichs mit auf den Weg zu geben. Dr. v. Scheffel ließ sich gar nicht lange nöthigen: er stieg die zwei Treppen zu seiner Arbeitsstube mit dem herrlichen freien Blick auf den Hohentwiel empor und erschien kaum eine Viertelstunde später wieder unter uns, um uns die Strophen des schnell entstandenen kleinen, aber von bekanntem, echtem Scheffel'schen Humor durchwehten Gedichts vorzutragen. Auerbach überlas sie nochmals und steckte sie mit den Worten: „Wie schön, das wird ihn freuen!“ in die Brusttasche. Dann aber brachen wir auf und stiegen zum Radolfzeller Bahnhof hinunter, wo wir nicht lange auf den Zug von Constanz zu warten hatten. Schnell brauste er heran, Auerbach stieg ein und brachte nicht ohne Mühe sein überaus zahlreiches Handgepäck unter — ein förmlicher Rattenkönig von Spazierstöcken und Regenschirmen machte dabei besondere Schwierigkeiten —; dann noch ein Händedruck, ein Gruß mit dem Auge, ein Zunicken, und fort eilte der Zug nach Nordwesten. Er entführte uns den Dichter, den ich nicht mehr wiedersehen sollte.

Dr. v. Scheffel, sein Sohn und ich blieben noch den ganzen Tag zusammen. Wir machten zunächst einen Gang auf die Mettnau und besichtigten wieder das neue Landhaus. Unterwegs erzählte mir der Dichter gar mancherlei von Auerbach. Alles lautete schmeichelhaft für den Schöpfer der Schwarzwälder Dorfgeschichten und ehrte ebenso den Berichterstatter. „Während der ganzen Zeit, die ich ihn kenne“ — sagte u. A. Dr. v. Scheffel — „hat er mir niemals etwas in den Weg gelegt. Ich habe mich auch diesmal bemüht, besondere Freundlichkeiten ihm zu erweisen, weil sein Gemüth durch die rauhe Welt mit ihren antisemiti-

schen Bestrebungen so sehr verletzt ist." Wie Dr. v. Scheffel über diesen Gegenstand dachte, ergibt sich klar aus einem „Gedenkspruch", den derselbe einige Monate vorher dem bekannten Selbstschriften-Album des Deutschen Reiches „aus Sturm und Noth", welches im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger herausgegeben worden ist,*) überlassen hatte. Dort heißt es:

Gedenkspruch.

Stoßt an: Ein Hoch dem Deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich
Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Classenhaß,
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!

Karlsruhe, 16. Februar 1881.

J. V. v. Scheffel.

Das hier angegebene Datum zeigt, was den Gedenkspruch noch eindringlicher machen muß, den 55. Geburtstag des Dichters.

Dann erzählte Dr. v. Scheffel noch manches Hübsche, u. A. auch von dem Verhältnis Auerbach's zu Dingelstedt, woraus hervorgieng, daß der Erstere äußerst schlagfertig mit treffenden Erwiderungen zur Hand sein konnte; kurz, ich sah hier, daß die beiden so verschieden gearteten Dichterfürsten wahre, aufrichtige Achtung miteinander verband.

Ueber die Art, in welcher Auerbach zu arbeiten pflegte, machte mir Dr. v. Scheffel interessante Mittheilungen und sagte dabei u. A. Folgendes:

„Sobald Auerbach sich einen Stoff zu einer Arbeit erdacht und zurechtgelegt hat, d. h. sobald das literarische „Skelet" von ihm in festen Zügen und möglichst genauen Umrissen festgestellt worden ist, beginnt die Ausarbeitung im „Rohen". Ohne ein solches Skelett soll man überhaupt nicht arbeiten, fügte der Sprecher hinzu. Zu diesem Zweck nimmt der Dichter einen gewandten Stenographen auf sein Zimmer, und nun geht das Dictieren los. Auerbach geht dann hastig im Zimmer umher und spricht sich selbst den Wortlaut des zu schaffenden Werkes vor, der dann sofort — also fast ohne jede Aenderung — von dem aufmerksamen Schriftführer in Gabelsberger'schen Zeichen ausgedrückt zu Papier gebracht wird. Dies dauert mehrere Stunden hintereinander, so daß in mehreren Sitzungen selbst ein mehrbändiger Roman in seiner ganzen Fassung festgestellt werden kann. Hierauf wird die Uebertragung der stenographischen Zeichen in deutsche Schreibschrift vollzogen, wozu mit weißem Papier durchschossene Hefte verwendet werden. Nun aber beginnt erst die Hauptarbeit: die Feilung und die Vervollständigung durch eingestreute Bemerkungen. Die erste Arbeit, die Nachfeilung, nimmt wohl jeder Schriftsteller mit seinen geistigen Schöpfungen vor, dagegen wird die Vervollständigung und Ausschmückung durch Einstreuung gewisser philosophischer, psychologischer, moralisierender 2c. Sätze, oder auch nur kleiner derartiger Einzelzüge eine besondere Eigenthümlichkeit Auerbach's sein. Von solchen zu Einschaltungen geeigneten Sätzen allgemeinen oder besonderen Inhalts hat Auerbach stets eine nicht geringe Anzahl bei sich in der Brieftasche; sie kommen ihm beim Nachdenken, beim Spazierengehen 2c., ähnlich wie dem Componisten die musikalischen Gedanken zugehen, und werden dann sofort zu Papier gebracht. Hierin ist zugleich die Erklärung zu finden, wie es kommt, daß man in Auerbach's Schriften ganz unverhofft die Spuren geistiger Vertiefung antrifft."

Es wird dem Leser von Interesse sein, zu erfahren, welchen Eindruck Auerbach selbst von seinem letzten Besuche bei Dr. v. Scheffel mit sich genommen hat. Glücklicherweise hat er persönliche Aufzeichnungen darüber hinterlassen, welche in dem nach seinem

*) Berlin, 1881, J. H. Schorer, Verlagshandlung des Deutschen Familienblatts.

Tode erschienenen Werke: „Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach" veröffentlicht worden sind.

Dort lesen wir:

„Radolfzell, 22. August 1881.

Aus dem Hause Victor Scheffel's schreibe ich Dir. — Ich bin seit gestern Mittag hier und habe gern d'rein gewilligt, noch bis morgen hier zu bleiben. Es ist wundersam behaglich und schön hier. . . .

. . . Gestern Morgen fuhr ich mit bis Rorschach und dann allein hierher. Ich hatte telegraphiert, und der junge Scheffel erwartete mich am Bahnhof; Scheffel kam mir beim Hause entgegen. Es ist ein stattliches Haus, das er sich hier an der Seehalde erbaut und mit einem selbstgepflanzten Garten umgeben hat; Alles zeugt von Wohlstand und schönheitsvollem Behagen.

Ich mag viel Fehler haben, aber neidisch bin ich nicht, ich gönne Jedem sein Gutes und freue mich dessen, nur möchte ich eben auch so was haben, ein eigenes Heim, eigene Bäume. Echt gastfreundlich, wie ein homerischer Held, ist Scheffel, und wir schmausten bei Tische den besten Fisch aus dem See und das beste wilde Geflügel und tranken dazu den echten griechischen Wein.

Nach der Mittagsruhe, die durch Reise und Trunk nicht sehr ruhig war, wanderten wir am Ufer entlang nach der Insel Mettnau, die das große Landgut Scheffel's ausmacht. Das Haus mit dem schönen Thurme ist mittelalterlich, mit dem besten Geschmack eingerichtet; ein Schönes aber, wie ich noch nichts gesehen zu haben glaube, ist das Zimmer im Thurme, mit der Aussicht über den Weinberg, über den See und nach dem Hohentwiel und den Bergen des Hegau's. Dort saß ich lange allein in dem großen Lehnstuhl mit den massig breiten Handlehnen und schaute hinein in die untergehende Sonne, die in einer unbeschreiblichen Pracht Alles verklärte, und da saß ich und erinnere mich nicht, daß ich je im Leben eine höhere, über Alles emporgehobene Stunde hatte. Mein einziger Wunsch war: jetzt sterben zu können, und das schrieb ich dann auch bei Licht in das Fremdenbuch Scheffel's."

Londoner Sommertage.

Skizzen und Plaudereien von **Rudolf Kleinecke.**

I.

Von der Straße.

Neid gehört gemeiniglich nicht zu meinen bösen Eigenschaften — in vollem Maße ist er in mir immer nur erwacht, wenn ich so ein biederes Bäuerlein in den Straßen unserer Stadt umherirren sah. Dieses Schauen, Stehenbleiben und Geschobenwerden, dieses Staunen und dieses Verwundern! Wer doch auch einmal so staunen könnte!

S' ist ja wahr, es geschehen in unserm Jahrhundert Dinge, wo man wohl Mund und Augen aufreißen kann — aber man hat dabei doch noch nicht das Gefühl, das so ein schlichter Waldbauer haben muß, wenn er zum ersten Male die Wunder der

Großstadt sieht und welches Gefühl auch einmal haben zu können bei mir fast zur fixen Idee geworden war. Wer doch auch einmal so staunen könnte! —

— Verzogenen Kindern muß man ihre Wünsche erfüllen — und so fand ich mich denn eines schönen Tages in der City of London, wie ich, hin und her geschoben, gestoßen und gedrängt und selber stoßend und drängend so recht das ersehnte Gefühl genießen konnte. Nun Bäuerlein aus der Kaiserstadt, nun hilf dir selbst, dacht' ich mir, ließ mich ein paarmal gehörig auf die Fußspitzen treten, um nur erst ein wenig zum Bewußtsein zu gelangen, und trat dann meine Wanderung so gut als möglich an.

Und gut war es eigentlich nicht möglich — denn hatte man die lebensgefährliche Passage über die Straße hinter sich, so kam man sozusagen vom Regen in die Traufe, da, abgesehen von der scheinbaren Unmöglichkeit, daß da am Trottoir noch Einer Platz finden sollte, auch die Engländer auf der Straße eben nicht zu den höflichsten zählen, so gentlemanlike sie auch in ihrem Hause sind. Das drängt und schiebt und hastet durcheinander und hat man gerade Eile (und die scheint hier Jeder zu haben), so gehört wirklich die ganze Kaltblütigkeit eines echten Englishman dazu, um bei dem fast an jeder Straßenkreuzung wiederholten Warten nicht die Geduld zu verlieren.

Was hülfe es auch? Fährt ja doch, unbeirrt um jeden Einzelnen, Wagen an Wagen in eng geschlossener Phalanx daher, undurchdringbar für den Fußgeher, bis zum Glück der an der Ecke stehende Constabler durch eine Handbewegung endlich Halt gebietet. Nun ergießt sich der schon eine ziemliche Weile gestaute Strom der Fuhrwerke aus der andern Gasse in sein Abzugsgebiet und nach fünf Minuten — wenn's gut geht — kann die erste Wagenreihe ihren Weg wieder fortsetzen.

Und wie bunt das durcheinander gewürfelt ist — hier eine vornehme Equipage, deren Kutscher selbst es verschmäht, auch nur einen Blick auf den zu Fuße sich fortbewegenden Pöbel zu verschwenden, da ein riesiger Omnibus, auf dessen Dach ein Herr mit dem Winde ringt, der ihm fortwährend die umfangreichen Blätter der „Times" zu entreißen sucht, dann wieder ein schwerer Lastwagen oder ein leichter eleganter Cab, Alles bunt durcheinander geworfen wie die Ideen im Haupte eines jugendlichen Dichters.

Ein Wunder nur, daß kein Bicyclist dazwischen steckt — denn Bicycle fährt in London Alles, was Beine und ein Fahrzeug hat, vom eleganten Sportsman bis herab zum Lehrling oder Gehilfen irgend eines Geschäftes, der mittelst Tricycle den Kunden die Ware zuführt, und wieder bis herauf zur Lehrerin, die ich jeden Morgen, einen Pack Bücher an ihrem Dreiräder hängend, zur Schule fahren sah.

Aber sind wir erst in der Region der Bicycles, so sind wir ja auch schon sozusagen „gerettet," da geht es, wenn auch immerhin noch lebhaft genug, doch schon stiller zu als im Centrum der Riesenstadt, in der City, wo man im Anfange ganz betäubt wird von dem kolossalen Verkehr.

Der Wunsch ist ja befriedigt, ich habe gestaunt wie ein richtiges Bäuerlein, das von der lieben Welt noch nichts gesehen außer sein Dorf — ich kann getrost meinen Weg fortsetzen nach stilleren Stadttheilen.

Im Westend zum Beispiel, im Quartier der vornehmen Welt, da ist es in den schönen Straßen so feierlich still wie in einer Kirche; kaum daß hie und da eine Equipage übers Pflaster rollt oder ein Erdbeerenverkäufer mehr aus alter Gewohnheit als in der Erhoffnung eines Geschäftes sein: „Strawberry, Strawberry!" schreit. — Auch manche Partien der

großen Parks mit ihren weidenden Schafheerden bieten willkommene Zufluchtsstätten vor dem Lärm der Weltstadt.

Bis man aber diese erreicht, wird man noch oft und oft daran erinnert, daß man sich ja in London befindet. — Ganz abgesehen von den zweirädrigen eleganten Cabs, wo der Kutschbock an der Rückwand des Wagens angebracht ist und der Fahrgast somit gezwungen ist, mit seinem Kutscher durch eine Luke des Daches zu conferiren, giebt es noch unterschiedliche Fahrzeuge, von denen wir uns daheim nichts träumen lassen. So verkehrte am Leicester-Square eine Zeit lang ein Gefährte, auf dem eine veritable Küche eingerichtet war. Ein weißgekleideter dicker Koch waltete da geschäftig seines Amtes, während daneben bei einem Tischchen ein dünner schwarzgekleideter Schreiber (London ist ja die Stadt der Extreme) nicht fleißig genug sein konnte, um alle die Bestellungen auf das an der Seitwand annoncirte — Backpulver zu registriren.

Ueberhaupt wird in Reclame Großartiges geleistet. Oder ist es etwa keine geniale Idee, einen Ballon captif über den Häusern schweben zu lassen, der in riesigen Lettern irgend eine Schwindelware anpreist?

Alles und selbst das Undenkbarste ist zu Reclame und Annonce benützt. Die gelben Tafeln, die auf jeder Bahnstation des Königreichs „Keen's Mustard" anpreisen und deren Zahl Legion ist, sind ja eigentlich schon etwas ganz Gewöhnliches und Selbstverständliches, besser ist noch Pear's Idee, sein Feldgeschrei „Pear's Soap" auf Geldstücke einzuprägen — natürlich nur auf französische vier Centimes-Stücke, die als Penny cursieren, da er bei solcher Benützung englischen Geldes strafbar wäre.

Die im Gänsemarsch (gerade wie die Constabler, wenn sie zu Mehreren sind) Einer hinter dem Anderen daherkommenden Männer mit Annoncentafeln sind eine stereotype Straßenfigur, und bei dem Maße der ausgetheilten Ankündigungen eröffnet sich hierin einem Händler mit Maculaturpapier eine billige Bezugsquelle.

Weniger kostspielige Reclame, aber mehr Geschrei machen die durch rothe Blousen gekennzeichneten schmierigen Buben, die mit Kennerblick den Reinheitszustand unserer Schuhe prüfen und Alle bereit sind, gegen einen Obolus von einem Penny unserer Fußumhüllung frischen Glanz und schönes Aussehen zu geben. Die Zurufe der Omnibuskutscher und Conducteure ist man ja schließlich gewohnt, ebenso die Hausirer mit Zündhölzchen und sonstigen Lebensbedürfnissen, und wie nach und nach die Straße ruhiger wird, wird man es selber auch.

Aber bald gibt's wieder etwas Neues. Auf der andern Seite steht eine Gruppe Zuschauer um einen auf der Erde hockenden Mann herum, der da eifrig, wie es scheint ohne Nutz und Zweck, auf dem Boden herumwischt.

Urtheile man nicht zu früh — der Mann ist Künstler! Auf einer alten Nummer der in letzterer Zeit so vielgenannten „Pall Mall Gazette" hat er sein Material — ein paar färbige Kreiden — liegen, die großen Steinplatten des Trottoirs dienen ihm als Leinwand und kunstbegeistert schmiert — pardon! zaubert er da Gemälde her, die vielleicht trotz aller böswilligen Kritik unvergänglich wären, wenn sie — nicht eben der nächste Regen schon wieder wegwüsche. Er ist Colorist — Makart ist sein Vorbild. Alle seine Gemälde — Schiff im Mondschein, hellgrüne Berglandschaft, Charakterköpfe, Thierstücke &c. — sind von einer Farbenfülle, die ihres gleichen sucht und beinahe zu dem ungerechten Verdacht verleiten könnte, der Künstler wolle durch möglichste Grelle blos die Blicke der blöden Menge auf sich lenken, damit diese einen dem Genie schuldigen Tribut in den neben dem Kunst-

werk liegenden Hut des Künstlers werfe.

Solcher Straßenmaler gibt es eine Menge und sind es hauptsächlich Taubstumme, die durch Ausübung dieser Kunst ihren Brüdern im Apoll', den — Werkelmännern Concurrenz zu machen suchen. Denn auch diese giebt es in London — freilich nicht in so erschreckender Zahl wie in unserer Heimat.

Dieses Minus wird jedoch mehr als wettgemacht durch diverse Blasmusiken und einzelne Virtuosen, die auf den Straßen ihre Kunst nach Brod gehen lassen. Besonders war es ein Solotrompeter, der mich — bei aller Achtung vor seinen Leistungen — fast zur Verzweiflung trieb und mir beinahe den Glauben an Margarethens Liebe zu Jung Werner raubte.

„Vergeblich Müh'n, mir zu entflieh'n,
Ich blase ruhig weiter —."

— Da wir nun schon so planlos dahinbummeln, machen wir einen kleinen Abstecher in eine der Nebenstraßen.

Eine Nebenstraße freilich dem allgemeinen Verkehr — eine Hauptstraße aber den in diesem Stadttheil Wohnenden. Es ist Samstag Abend und man macht seine Einkäufe für die Woche. Die Geschäfte sind bis spät in die Nacht geöffnet, Buden und Verkaufsstände mit allen möglichen Eßwaren, dazwischen ein Buchantiquar, der jedes Stück — sei es nun ein Band Shakespeare'scher Dramen oder ein Strauß'scher Walzer — um drei Pence verkauft, haben sich etablirt, und dazwischen streifen die Ladies der Vorstadt mit ihren Einkaufkörben. Hie und da, daß es doch an Unterhaltung nicht fehle, kommt aus einem der Publikhäuser ein Betrunkener und bringt, von den vielen Lichtern phantastisch beleuchtet, einen Groteskentanz zur Aufführung. Ein edles Sängerpaar — in unserer prosaischen Zeit freilich weniger ideal als in Uhland's Ballade — arbeitet einem Ohrenarzt ausgiebigst in die Hände und steht nicht an, statt der königlichen Rose ganz gemeine Pennystücke anzunehmen.

Späterhin wird's aber ungemüthlich. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, in meinem ganzen früheren Leben habe ich nicht so viel betrunkene Weiber gesehen als in London an einem Tage — Sonntag nicht ausgenommen.

Warum denn auch? Samstag sind sie's ja doch schon und Montag sind sie es noch — warum also gerade Sonntags nicht?! Die übrige Woche trinkt man nur aus alter lieber Gewohnheit.

So gehört es denn auch gar nicht zu den Seltenheiten, daß zwei streitende Weiber (von den mitunter braun und blau geschlagenen Männern gar nicht zu sprechen) plötzlich einen ganz regelrechten Gang boxen — zum größten Gaudium ihrer Mitmenschen natürlich, die in Erhoffung eines solchen Schauspieles oft mit unsäglicher Geduld warten, bis das Wort endlich zur That wird und schließlich eine oder die andere in gebührender Anerkennung eines kunstvoll gegen sie geführten Schlages den Kampf aufgiebt.

Laut eines vom Polizeichef Henderson veröffentlichten Ausweises wurden denn auch von 78416 in Haft genommenen Personen, 12434 wegen Trunkenheit aufgegriffen, was immerhin eine ganz hübsche Nummer repräsentirt, besonders wenn man bedenkt, daß die löblichen Hüter der öffentlichen Ordnung in derlei kleinlichen Fällen sehr glimpflich umgehen und gewöhnlich fünfe g'rad sein lassen.

Auch die öffentliche Sicherheit, für die übrigens gegen 12000 Polizisten nach bestem Wissen und Gewissen sorgen, wird dadurch in keiner Weise irritirt, und ruhig kann man die nächtlichen Straßen durchwandern, ohne für sein theures Leben fürchten zu müssen.

Den Armenquartieren an der Themse freilich, denen muß man hübsch aus dem Wege bleiben. Diese schmutzigen und verwahrlosten Districte sucht man ja selbst tagsüber höchstens aus Wissensdrang auf und zur Nachtzeit — zur Nachtzeit durchstreifen selbst die Constabler nur zu Vieren und Sechsen diese anmuthigen Gegenden und ein gewöhnlicher Sterblicher thut am besten, sich „zu drücken".

Der Mensch versuche die Götter nicht! —

Es ist überdies spät und Zeit, unsern Spaziergang zu enden.

„Ohne auch nur ein Wort über die englischen Frauen gesagt zu haben?"

Ueber die Frauen? Das erfordert doch wohl ein eigenes Capitel, meine Gnädige.

„Und Sie werden es schreiben?"

Mit nichten. Dem Stoff, fürcht' ich, sind meine Kräfte nicht gewachsen und meine Beobachtungen zu subjectiv, obgleich, oder vielleicht eben weil ich eingehende Studien gepflogen. —

„Man schilt ja die Ladies alle erschrecklich langweilig —"

Verleumdung, Madame. Alle sind es nicht und die, die es sind —

„Nun die?"

Die amüsieren durch ihre Langweile.

II.

En famille.

Wir hatten eine furchtbare Unterlassungssünde begangen. Hatten eine ganze zwei Spannen lange und zwei Finger dicke Stearinkerze bis zum letzten Stummel herabgebrannt und waren ausgezogen, ohne die dafür schuldenden zwei Pence erlegt zu haben! Unserer guten, lieben Hausfrau so etwas anzuthun! Der Frau, die immer so freundlich war gegen uns und die, trotzdem wir doch eigentlich Landsleute waren, doch nicht mehr Zins von uns nahm als von anderen Leuten. Sie hatte uns, da einer der ersten Tage nach unserer Ankunft in London gleich ein Sonntag war, auch fürsorglich verschwiegen, wie an einem solchen nur die deutschen oder französischen Gasthäuser das Recht haben, offen zu halten, hatte uns, immer besorgt um unser Wohl, auch nicht verrathen, wo sich solche befinden und ließ uns, so schwer ihr dies auch ankommen mochte, lieber den ganzen Tag mit hungrigem Magen herumlaufen, als daß sie mitschuldig hätte sein wollen, falls wir uns an den ungewohnten Speisen den Magen verdorben hätten.

Und trotz all und alledem sind wir ihr schnöder Weise die Kerze schuldig geblieben, und sie, sie hat selbst hier noch Vergebung geübt und die ruchlose That nicht etwa Gott geklagt, sondern bloß den Nachbarn erzählt, die glücklicherweise ihrerseits genug Gerechtigkeitsliebe besaßen, um die Sache weiter zu sagen, bis sie endlich auch uns zu Ohren kam und wir durch Abtragung der klingenden Schuld auch einen winzigen Theil unserer moralischen tilgen konnten.

Die lieben Deutschen in der Fremde, sie sind manchmal so gut — — —

Von diesem Hause kamen wir in ein echt englisches Bürgerheim. Unsere paar Brocken Schulenglisch schmolzen angesichts des hier dominierenden Londoner Dialectes wohl in Nichts zusammen und in den ersten acht Tagen waren wir nicht selten gezwungen, zur Zeichensprache unsere Zuflucht zu nehmen. Aber abgesehen von derlei Kleinigkeiten, die man mit nur ein wenig Humor recht gut erträgt, hatte die Sache einen unleugbaren Vorzug — wir saßen mit einem Male mitten in einer englischen Familie, für einen Fremden eine bekanntlich keineswegs leichte Sache. Wir studierten englisches Familienleben, lernten Sitten und Gebräuche kennen und dankten in unserer Sündhaftig-

keit Gott, daß wir unserer lieben Landsmännin am Fitzroy-Square die Wohnung gekündigt und — die Kerze bezahlt hatten.

Um unsere Freude voll zu machen, erhielten wir von verschiedenen Verwandten unserer Wirtin Einladungen, und wenn es einen verehrten Leser nicht verdrießt, so möge er nur getrost mitkommen — es wird in den nüchternen England wohl viel auf Etiquette gesehen, doch ist auch noch ein gutes Stück Gastfreundschaft zu finden und der von Bekannten eingeführte Fremde findet jederzeit gastliche Aufnahme.

Unser Weg zieht an der altehrwürdigen Westminster-Abbey vorüber und an dem prachtvollen neuen Parlamentshause mit dem Big Ben, der riesigen Uhr, auf seinem Thurme, hinüber die breite Westminster-Bridge, unter der die schmutzigen Wellen der Themse träge dem Meere zurollen. Am jenseitigen Ufer liegen die mächtigen und doch schönen Gebäude des Sct. Thomas-Hospitals, links stromab erblickt das Auge den aus Alexandrien gebrachten Obelisk („Nadel der Cleopatra") und in weiter Ferne den mächtigen Bau der Pauls-Kathedrale.

In einem der Public-Häuser nehmen wir, wie üblich an der Bar stehend, einen frischen Trunk Bier oder Limonade, oder beides zusammengemengt, und besteigen dann die Tramway, die uns nach längerem Geholper endlich an unseren Bestimmungsort, nach Brixton, führt.

Das Häuschen unserer Gastgeber, mit einem zwei Schritt breiten Gärtchen davor, ist wie alle andern rings um. Wir kommen beim Eintritt in einen langen Flur, von dem die Thüren zu den Familienzimmern und weiter rückwärts zur Küche einmünden. An der Rückseite des Hauses breitet sich ein Garten aus — der Stolz und die Freude seines Besitzers.

Nach dem Essen, das nach dem gewöhnlichen Menu des Londoner Mittelstandes aus Hammelfleisch mit Kartoffeln und gesottenen grünen Erbsen und aus Pudding besteht, machen die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft unter Führung des lustigen Onkels einen kleinen Verdauungsspaziergang. Es geht ziemlich weit hinaus aus den Häusern, über Wiesen und wellige Halden, den Thurloe-Hill hinauf.

Man sieht von seiner „Spitze" hinein in den dunstumhüllten Koloß und findet an einzelnen Thurmspitzen sichere Punkte zur Orientierung. — Etwas weniger weit in entgegengesetzter Richtung liegt der breite, mächtige und doch so leicht aus Eisen und Glas gewölbte Bau des Cristall-Palace. In seinem Innern birgt er Sammlungen aller Art, Restaurationen, Theater, Concert-Saal, und was immer das Auge zu sehen verlangt, es kann es finden daselbst. Riesige Parkanlagen ziehen sich im Rücken des Gebäudes hin und von seiner Terrasse bietet sich ein einzig schöner Anblick dem Besucher.

Das Alles ist vom Thurloe-Hill aus freilich nicht zu sehen und nur die Erinnerung ruft die Bilder wach, wenn sich das Auge geblendet abwendet von dem merkwürdigen Gebilde, auf dem der Strahl der Sonne tausend neue Lichter weckt, wenn er drüber hingleitet.

Die Wege nach Loughborough und Dulwich dürften wohl von Fremden selten begangen werden. Sie bieten auch außer dem saftigen Grün der sie umgebenden hügeligen Wiesen oder einigen hübschen Villen weiter nichts Bemerkenswertes. Mehr belebt sind Denmark- und Champion-Hill, die besonders an Sonntagen von Spaziergängern wimmeln.

Im Hause unseres Gastfreundes erwartete uns bereits die Jause: Thee mit Butterbrot und Kuchen, kleinen Seeschnecken, sogenanntes Winkles,

und winzigen, kaum zolllangen Krebschen (Shrimps).

Onkel C. war übrigens einer von denen, die ihre Erzählungen immer mit: „Als ich noch in X war“ beginnen, und er setzte statt des X einmal Amerika, ein andermal Afrika und ein drittesmal Australien. Solcher Leute gibt es in London nicht wenige und man ersieht schon daraus, falls man es nicht bereits früher in der Geographie-Stunde gelernt hat, die Größe und Bedeutung der Engländer als seefahrende Nation. — Er zeigte uns die von seinen Reisen mitgebrachten Curiositäten — chinesische Vasen und indianische Schneeschuhe, Bärentatzen und Mineralien und verschiedenes anderes Zeug und Gerümpel, das meist nur für den Eigenthümer oder verrückt gescholtene Leute, die auch derlei sammeln, Interesse und Wert hat.

Nachdem man uns noch das fast Unmögliche zugemuthet hatte, nach all den gastronomischen Anstrengungen des Tages auch noch kräftig zu Abend zu essen und wir auch unser Möglichstes geleistet hatten, ließ man uns endlich Abschied nehmen und, einen Zug der unterirdischen Bahn benützend, flogen wir unserem Stadttheile entgegen. Die Erinnerung an mancherlei auf dieser Bahn überstandene Abenteuer verkürzte die Fahrt und gab genügend Stoff zum Lachen.

Die Metropolitan Railway ist der naturgemäße Feind aller nicht vollständig mit ihr Vertrauten. In tiefer, nur durch das im Coupé brennende Lämpchen erhellter Nacht saust der Zug dahin, ob auch über den Häusern heller Sonnenschein lacht — die Bahn fährt ja unter diesen weg. Mit fast unverminderter Schnelligkeit fährt man in die Station ein, hält ohne jedes weitere Zeichen an; wer heraus will, eilt heraus und wer hinein will, hat nur schnell die Thüre aufzureißen und einzuspringen, denn wie der Train gekommen, fährt er auch wieder ab, ohne Signal und natürlich ohne Rücksicht zu nehmen auf den Einzelnen. Da kann es denn dem Neuling sehr leicht passieren, daß er, wenn auch nicht wochenlang in den unterirdischen Gängen umherirrt, wie jener Mann, von dem „Punch“ seinerzeit erzählte, doch verschiedene Stationen durchlaufen kann, ohne daß er weiß, in welcher Himmelsrichtung er sich eigentlich befindet. Die Stationsnamen werden nicht ausgerufen und ehe er in dem, die ganzen Wände bedeckenden Wuste von Annoncentafeln die Tafel mit dem Stationsnamen erspäht, ist der Zug längst wieder unterwegs. — Zum Glück verkehren die Züge mindestens alle 10 Minuten und ein vorgekommener Irrthum ist da immer leicht zu reparieren — falls unser junger Freund nicht bei der Rückfahrt auch den Ausgangsort verpaßt, was übrigens Alles schon dagewesen sein soll.

Nun, wir kamen diesmal glücklich in Victoria-Station an, und nachdem wir uns noch eine Viertelstunde von einem Omnibus, in dessen einer Ecke ein junger Staatsbürger sein Talent zum Sängerthume mit mächtigen Stimmmitteln documentierte, hatten durchschütteln lassen, waren wir zuhause.

Die Großmutter unserer Wirtsleute, die sich eines so üppigen Bartwuchses erfreut, daß sie sämmtliche junge Männer South-Kensingtons lebhaft darum beneiden, stand bereits in der Area (umgitterter Raum vor dem Hause) und öffnete uns selber die Hausthüre. Irish Whisky, meinte sie, wäre gut vor dem Schlafengehen und credenzte uns noch ein Gläschen, das wir auf ihr Wohl leerten.

An demselbigen Abend habe ich allen Engländern, die ich je sammt ihren rothen „Bädeckern“ verwünschte, Abbitte geleistet und zugleich einen heiligen Schwur gethan, der Mitwelt zu erzählen, wie solche nur Ausnah-

men seien von der Regel und wie die Regel, die im Lande selber herrsche, eine gar gute sei. Und ich dachte, wie ich vorkommenden Falles lieber wieder — eine Kerze schuldig bleiben wolle und mich zu Fremden ziehen, statt bei „Landsleuten,“ die stets auf ihre Unentbehrlichkeit und auch auf die Unkenntnis des Andern pochen, als Melkkuh zu dienen. Was letzteres sich übrigens jeder nach London kommende „Grüne“ hinter's Ohr schreiben möge.

Todesfürchten.

Nicht ist's der frühe Tod, der mich erschreckt!
Ist Sterben doch nur endlos Ruhen, Schlafen —
Und wer ist tückisch grausam wohl genug,
Ein friedlich Ruh'n sich selber zu mißgönnen
Nach harten Tagwerk's mühevollem Schaffen.
Nicht ist's der frühe Tod, der mich erschreckt,
Nur daß, wenn kühl die Erde bald mich deckt,
Manch liebes Aug' um mich wird weinen,
Läßt gar zu schwer das Sterben mir erscheinen.

Nicht ist's der frühe Tod, der mich erschreckt!
Wer seine Jugend hat zu Grab' getragen
Und mit ihr abgestreift den Farbenschmelz
Vom Eintagsfalter, den sie Leben nennen,
Wird auch vor'm letzten End' nicht leicht verzagen.
Nicht ist's der frühe Tod, der mich erschreckt;
Die Reue nur, vom Abschiedsschmerz geweckt,
Daß ich manch theu'res Haupt mußt' kränken,
Läßt schwer und bitter mich an's Sterben denken.

Nicht ist's der frühe Tod, der mich erschreckt!
Hätt' ich sie all' verloren meine Lieben
Und des Verlustes herbe, tiefe Qual,
Verblutend, bis zur Neig' erdulden müssen, —
Wär' ich verlassen und allein geblieben —
Nicht wär's der frühe Tod, der mich erschreckt!
Der Kummer nur, zu tiefst in mir versteckt,
Im Tod noch Herzleid zu bereiten,
Läßt schwer dem Sterben mich entgegenschreiten.

Leontine Groß.

Die Schildkröte.

Eine Erinnerung aus dem Leben meiner Kinder von P. K. Rosegger.

Eines Tages kam ein fremder Mann in unser Haus, der hatte eine Schildkröte zu verkaufen.

Ob er sie irgendwo gestohlen hätte? fragte ihn die alte Haushälterin treuherzig.

So eigentlich gestohlen, antwortete der Mann ebenso treuherzig, hätte er sie zwar nicht, aber er gebe sie trotzdem billig.

Als die Haushälterin das Thier aus dem rothen Sacktuch herauslugen

sah, that sie einen schreckbaren Schrei und verhüllte das Gesicht. Das schmutziggelbe Wesen mit dem ruppigen Schilde und dem dreieckigen Kopf mit den Glotzaugen war auch gar zu häßlich. Aber die Kinder kamen zusammengelaufen, fanden das Thierchen herzig über die Maßen und wollten es haben. Für ein Mittagsessen war es feil, und als der Mann zu den zwei Speckknödeln mit Sauerkraut auch noch ein Stücklein Fleisch drauf bekam, gab er bereitwilligst noch die Gebrauchsanweisung bei, heißt das, was zu thun wäre, daß das Thier nicht hin würde. Man dürfe nur keinen großen Stein draufwerfen, sonst könne man alles thun und es sei unglaublich, was so ein Ungeheuer für ein zähes Leben habe.

Der kleine Hans unternahm sofort eine Probe, er faßte das Wesen mit zwei Fingern behutsam an der Schale, stellte es auf den Erdboden und stieg darauf. Im Augenblick hatte die Kröte Kopf, Schwanz und Pfoten unter das schützende Dach gezogen und als wir es aufhoben, floß es zwischen seinem gelblichten Bauch- und seinem hübschgewölbten brauncarrirten Rückenschilde wieder gemüthlich auseinander.

Hierauf wurde eine kleine Kiste herbeigeholt, der Boden derselben mit Gras bedeckt, die Kröte hineingestellt und damit waren alle Bedürfnisse dieses bescheidenen Geschöpfes Gottes befriedigt.

Täglich mehrmals, wenn es den Kindern einfiel, wurde die Schildkröte auf den runden Gartentisch herausgethan, auf demselben herumspazieren gelassen und geneckt. Man verrammelte ihr die Richtung, die sie eingeschlagen hatte — da wendete sie sich langsam seitwärts; man kitzelte sie mit einem Strohhalm am Kopf, da zuckte dieser unter den Schild hinein. Wenn sie zum Tischrande kam, streckte sie den Hals aus, schaute vorsichtig in den Abgrund und kehrte sich sachte um. Ihre feuchtkalte warzige Haut, ihr langsam auf und zu gähnender zahnloser Rachen war überaus widerlich. Nur ein paar Augen hatte sie, die bisweilen glühend wie Rubinlein zwischen den wulstigen Lidern hervorfunkelten.

Lange hatten wir das Thier vor dem Haushund zu schützen gesucht, weil wir fürchteten, der Sultl würde ihm den Garaus machen. Einmal aber stürzte der Hund auf die Schildkröte los, schreckte jedoch wieder zurück, zog den Schweif ein und schlich mit schief gesenktem Kopfe davon. Das Ding war ihm zu häßlich gewesen. Seitdem kam er gar nicht mehr zu uns an den Gartentisch, wenn die Kröte darauf umherkroch.

Bisweilen waren wir ganz allein am Tisch, die Schildkröte und ich. Und das war merkwürdig, mein Abscheu vor ihrer Häßlichkeit verwandelte sich allmählich in Zuneigung und Liebe. Die Natur ist doch überall mit Schönheit durchhaucht, auch dort, wo sie nach unseren Gewohnheitsgefühlen häßlich ist. Häßlich kann nur ein Stümperwerk von Menschenhand sein, absolut häßlich kann nur das böse Princip und die absichtliche böse Handlung des Menschen sein. Und wie war unsere Schildkröte ein gutmüthiges, harmloses Geschöpf! Wenn es so zu meiner Hand herankam, seinen Kopf zuerst vorstreckte, sie dann ein wenig berührte, wenn es endlich sein mit scharfen Häckchen besetztes klumpiges Pfötlein an meinen Finger legte, wenn sein feuchtkalter Leib auf meiner Hand ruhte, da war ich schier versucht, dasselbe zu thun, was zu meinem Entsetzen das zweijährige Gretchen so oft gethan hatte. Das Gretchen pflegte die Schildkröte mit beiden Händlein zu fassen, an seine rosigen Wangen zu drücken und ihr auf den dreieckigen Kopf herzhafte Küsse zu versetzen.

Manchmal ließen wir das Thier auf dem grünen Anger frei herum-

spazieren, und es war eine Mühsal, bis es seinen klafterlangen Weg zurückgelegt hatte. Einmal hatten wir seiner vergessen und als wir es am Abend auf dem Rasen suchten, war es fort. Einestheils freute ich mich darüber, daß es nicht mehr gefangen und von Menschen bevormundet war, sondern im Freien, unter Büschen und auf Moorgründen ein krötenwürdiges Dasein führen konnte; andererseits hegte ich Besorgnis, ob es wohl mündig genug sei, um sich allein durch die Welt zu bringen.

Einige Tage nachher trat ein Bauernknecht, der jeden Tag am Angerzaune vorübergieng, in die Umfriedung unseres Sommerhäuschens und rief den schaukelnden und springenden Kindern zu, ob sie einen Vogel haben wollten, er hätte einen Vogel bei sich.

Ob er lebendig wäre?

Lebendig wohl, aber Flügel hätte er keine, hingegen jedoch auf dem Rücken und auf dem Bauch eine beinerne Haut! Und zog aus seiner Tasche die entlaufene Schildkröte. Natürlich großer Jubel! Das Thier sah etwas abgehärmt aus und streckte uns seinen Kopf entgegen.

Jetzt genoß die schöne Schildkröte wieder mehr Auszeichnung, deren sie sich zu freuen schien. Nur wenn sie in die Hände des kleinen Gretchen fiel, zog sie Kopf und Beine eilig unter die Schalen, weil sie mit ihrem kalten Blute von allzu leidenschaftlichen Liebkosungen doch kein Freund sein mochte.

Anders wurde es, als die Erdbeeren reiften. Da waren die Kinder den ganzen Tag im Walde, und als das Heumahd kam, sprangen sie draußen auf den Wiesen um und halfen den Leuten beim Heuen, bis manch eine Magd dem geschäftigen Gretchen zurief: „Weg da, kleine Grill', sonst nudle ich Dich unter den Schober hinein!" Der Hans fand, daß das Ausdemkopfstehen gar nirgends so gut lasse, als im Heu. Kein Wunder, daß des Abends den Kindern die Augen zufielen, bevor sie noch ihre Milchsuppe zu sich nehmen konnten.

Erst als die Regentage kamen, war der Taumel aus. So suchten sie ihre alten Spielsachen hervor, und als sie auch die Schildkröte wieder einmal aus der Kiste haben wollten, war sie todt. Todt — und streckte ihre steifen, gekrümmten Pfötlein himmelwärts.

Der Hans war im ersten Augenblick dieser Entdeckung etwas blaß geworden; faßte sich aber bald und sagte: „Das macht nichts. Der Modelbub giebt uns ein Kaninchen, da brauchen wir keine Schildkröte!"

„Hans!" sagte ich, „komme einmal mit mir, ich will Dir was erzählen." Ich gieng in den Baumgarten, er trippelte mir nach. Auf der Bank unter dem Apfelbaum setzte ich mich nieder und nahm den Knaben auf den Schoß. Er blickte mir mit seinen schwarzen munteren Augen in das Gesicht, schon begierig auf die Neuigkeit.

„Hans," sagte ich, „siehe, hier ist ein Apfel vom Baum gefallen."

„Darf ich ihn essen?"

„Er ist noch klein, noch lange nicht reif — muß verfaulen," antwortete ich, „Kind, auch wir können abfallen zu dieser Stunde und in's Grab sinken."

„Vater!" rief der Knabe lustig, „der Engel weckt uns wieder auf."

„Er weckt Dich wieder auf. Er führt Dich zum Richter. Der Engel und der Böse streiten schon um Deine Seele. Da frägt der Gott Richter: Warst Du Deinen Eltern gehorsam? Hast Du allzeit die Wahrheit gesagt? Hast Du Deine Geschwister lieb gehabt? Bist Du nicht trotzig und nicht zornig gewesen? Wohlan, mein liebes Kind, so nehme ich Dich zu mir in den Himmel herein. — Jetzt aber in demselben Augenblick kraucht zwischen den schwarzen Erdschollen hervor ein träges, armseliges Thier — eine

Schildkröte. Sie thät' bitten beim Herrgott auf ein Wort. — Spute Dich, häßliches Ding! pfaucht ihr der Engel zu. — Engel, sagt der Herrgott, lasse sie zu mir, sie ist auch mein Geschöpf. Was willst Du, armes Thier? — Herr, mein Gott, sagt die Schildkröte, ich bin elend genug gewesen auf Erden. So häßlich! So verachtet! So hilflos. Ach, wäre ich noch häßlicher gewesen! Die Häßlichkeit war mein einziger Schutz. Aber gerettet hat sie mich doch nicht. Ich habe das Unglück gehabt, einen schönen Rückenschild zu besitzen, da haben mich die Menschen gefangen, über das Feuer gehalten, bis der Schild sich losgelöst hat, haben den Schild in ihren Sack gesteckt und mich dann wieder ins Gras geworfen, bis der Schild neuerdings gewachsen. Ich habe das Unglück gehabt, von Menschen geliebt zu werden. Sie haben mich gefangen, eingekerkert, mit faulem Gras genährt und dursten lassen. Wäre mein Leben nicht so zähe gewesen, ich hätte weniger gelitten. Nach Willkür haben sie mich gequält, geliebkost, hin und hergeschleudert zu ihrer Lust wie einen Spielballen, haben mich in die Finsternis gethan, haben mich frieren, verhungern, vergehen lassen. — So spricht die Schildkröte. Da befiehlt Gott der Richter: Nenne mir Deine Mörder! — Das Thier streckt langsam seinen braunen, schuppigen Hals aus, hebt den Kopf, deutet auf Dich und sagt: Da steht einer von ihnen! — Du?! ruft Gott und blickt Dich strenge an. Knabe, wenn das so ist, dann steht die Sache anders! — Da hebt der Böse schon an, vor innerem Jubel zu kichern. . . ."

Mein Hans hielt bei dieser Darstellung den Athem ein und ich sah die Angst, die nun in seinen Zügen hervortrat. Ich wollte ihn auf den Rasen niederlassen, allein er klammerte sich fest an meinen Arm und begann zu schluchzen.

„Schon streckt," so fuhr ich fort, „der Gott Richter seine Hand aus, um Dich von sich zu weisen, da kriecht die Schildkröte herbei zu seinen Füßen, biegt die vorderen Pfötlein, als ob sie knien wollte, und sagt: Herr mein Gott! verstoß ihn nicht von Dir! Aus bösem Willen hat er's nicht gethan. Er hat's nicht gewußt, nicht wissen können, wie wehe es thut. In seiner Jugend Freuden hat er meiner nur vergessen. Den Vogel hat er gehört singen und hat ihn geatzt, den Donner hat er gehört krachen und hat gezittert. Ich habe keine Stimme, mich hat er nicht gehört. Er ist in Jubel gewesen auf sonnigem Anger, ich bin nicht weit von ihm in meinem Gefängnis still und qualvoll hingestorben. Er hat's nicht gewußt. Verzeihe ihm! — Da legt Gott die weiße Hand auf Deine Achsel und sagt: Hans, verwerfen will ich Dich nicht. Ich will Dich wieder zurückschicken auf die Erde und Du wirst dein Vergehen büßen. Nicht als der flinke Knabe sollst Du über die blumigen Wiesen hüpfen, sondern auf schlammigem Boden sollst Du als Schildkröte. . . Mein Kind, da höre ich Deinen Schrei. Aber die Schildkröte streicht an Dich heran und sagt: Sei getrost, Freund, auf schlammigem Boden, in Wald- und Sumpfgründen ist es nicht schlimm. Bitte Gott, daß er dir nicht den zierlichen Panzer auf den Rücken schnallt, bitte ihn, daß du eine Kröte ohne Schild kannst sein, bitte ihn um recht viele Häßlichkeit, daß dich nicht das Unglück treffe, von Menschen geliebt zu werden. — Dann ist es keine Strafe, sagt der Gott Richter, dem Thier im Schlamm ist oft wohler, als dem Menschen, der aufragt gegen Himmel und dessen Kopf und Herz im heißen Sonnenschein muß reifen. Nein, Kind, werde ein Mensch, bleibe ein Mensch, sei der große Leidträger, der unter seinen eigenen Schmerzen wimmert und noch Mitleid haben muß mit allen übrigen Geschöpfen der Erde. Und hast Du Dich so ausgelebt und ausge-

litten, dann komme zu mir, dann bist Du mein.“ So hatte ich mehr zu mir selber, als zum Knaben gesprochen.

Der kleine Hans hatte sein Haupt an meiner Brust geborgen und zitterte.

„Aber die Schildkröte ist ja noch todt!“ rief er später, als er sie in der Kiste auf welkem Gras liegen sah. Er nahm sie in die Hand und versuchte, ihr Leben einzuhauchen. Leben! Es schien ihr nicht mehr darnach zu gelüsten.

„Und wenn sie lebendig würde, was wolltest Du mit ihr machen?“

„— Zum Teichschlamm hinaustragen und sie frei lassen,“ war die Antwort des Knaben.

Und seither haben wir keine Schildkröte in der Kiste, kein Goldfischchen im Glase, keinen Vogel im Käfig mehr gehabt. Der Hans hat keines dieser Thiere mehr geliebt, und zwar — aus Liebe zu ihnen.

Hochlands-Lieder.

Gedichte von Robert Burns, in die Alpenmundart übersetzt von S. Sp.*)

Die böse Bäurinn.

(There lived a carle on Kellyburn braes.)

A Bauer hat ghaust üntern Kellibach-Eck;
(Die Rauten wachst ban Thymes gern)
Sein Weib, dö war granti und hanti und keck.
(Sie blüeht erst, wann er welch will wern.**)

Amahl, wie dr Bauer a Holz führt, a schnöds,
Begegnt n dr Teufel, und fragt n: Wie geht's?

„Ih han a bös's Wei, süsten gang's nit schlecht um;
Denn mit Vrlaub z rödn, gegen dö seid's Oes frumm.“

„Ghalt Du Deine Oechsln und Roß, was Dih gfreut,
Abr gib mr Dein Weib, Bar! af dö hiet ih Schneid.“ —

„O mein Gott, wie ge'n!“ sagt dr Bauer, „Oes gspoaßts!
Wann dö Enk so gleichsiecht, seid's örger als's hoaßts.“ —

Dr Teufel, der laßt iehm nit zwoamal dös sagn,
Und hat bugglkraxen die Alte forttragn.

Ban Höllenthor setzt r sein Weichfahrtl a,
Sagt: „Das is Dein Hoamat! hiez, Lueder, bleibst da.“

Und fufzg va sein Bandl aussuecht r sih gschwind,
Dö waren den Weibl ihr Wacht und ihr Gsind.

Die Bäurinn fahrt drein wie-r an angschossner Bär,
Und wen sie drlängt, der vrlangt sih nix mehr.

---

*) Siehe Heimgarten X. Jahrg. Seite 684.

**) Die zweite und vierte Zeile kehren im Original in jeder Strophe ebenso eingeschaltet wieder, wie in nordischen Balladen.

Dan pechschwarzes Fanggerl hat anghöbt is schrein:
„O helfis, Moaster! helfts üns; ba der gehm mr ein!“

Dr Teufel hat gflucht seine schwaresten Flüech:
A Man, der a Weib hat, drbarmet iehm schiech!

Er dankt ünsern Herrgott gar hali und hoch,
Daß er in den Loch is und nit in den Joch.

Drauf hat sih dr Satan glei wieder aufgmacht,
Und hat sein'n Schatz zu ihrn Alten zruckbracht.

„Ih bi hiez schon Teufel, so lang as ih denk;
Aber d Höll kenn ih ert, seit ih s gholt han ban Enk.“

Hauskreuz.

(O aye my wife she dang me.)

Mein Alte hat mih schiech angschmierscht;
Und wie s mih oft amal kunierscht!
Laßts nur an Weib sein'n Willen,
Mein Dad, da seid's petschierscht.

Ih han in Fried und Rueh wöllt' lebn,
Und bi der Narr und heirat;
Hätt's nit vrkehrter an kunnt hebn:
As wann Danr s Haus anfeurat!

Dan Trost is, der mr's noh vrsüeßt
Das kurschze Leben-Trümmel:
Ih han mein Höll schon da abüeßt,
Und kimm van Orscht in Himmel.

Mein Alte hat mih schiech angschmierscht;
Und wie s mih oft amal kunierscht!
Laßts nur an Weib sein'n Willen,
Mein Dad, da seid's petschierscht.

Hausmühle.

(Cauld is the e'enin' blast.)

Es blast a höllisch kalter Wind
Um Weihnachten af d Nacht;
Und i dr Früeh hat's schon an Frost,
Daß über d Höch alls kracht.

Es tost der Wind, es beißt der Frost,
Wer draußten is, hat gnue;
Und Schnee waht wi-r a finsters Gwülk
Die Berg und Graben zue.

Is's aber noh so finster gwen,
Und gwaht hätt's wie dr will,
Die Gretl hat doh Malter ghabb
Af ihrer kloan'n Mühl.

Alpenblume.

(Yon wild mossy mountains.)

Die miesige Alm, dö so broat dort aufsteigt,
Und dö unser Mur als a Fatschkindl säugt,
Wo die Bromhenn ihr Bruet zwischnen Haadach umführt,
Und der Halterbue singt, und dr Enzian blüeht --
Und der Halterbue singt 2c.

Die lustigste Gegend und s prächtigste Gschloß
Vrgnüegt mih nit so wie das miesige Moos,
Dort is in an oanschichtign Graben dahaam
A gar a süeß's Dirnl, mei Sinn und mei Traam.
A gar a süeß's Dirnl 2c.

Der Alm gehn ih zue, und fort auf nachn Bach;
As faamt an ieds Wasserl sein'n Rinnsali nach;
Dort steig ih mi'n Dirnl viel Tag umanand,
Mir zölen koa Stund, wie d Vrliebten scha thant.
Mir zölen koa Stund 2c.

Sie is nöt die Saüberste, sauber just wol;
Sie hat nit viel glernt, as is z weit i die Schul;
Hat a lödige Mueter, va der sie nix ierbt —
Ih lieb halt das Hascherl, weil sie mih so liebt.
Ih lieb halt das Hascherl 2c.

Wann Oane recht schön is, as is schon a Lust,
Schlagt d Augen bald auf und bal nieder af d Brust,
Bald seufzt sie, bald lacht sie und spitzt ihri Rödn:
Das blendt Oan'n und brennt Oan'n, ma kan's nit drwöhn.
Das blendt Oan'n ꝛc.

Glanzt aber mein'n Schatzl sein Blick voller Lieb,
Dagögn is dr Schein von an Edelstoan trüeb;
Und klopft ihr guets Herz, wann s mih nimmt um n Hals —
Da nimmt s mr mei Herz und n Kopf mit und Alls.
Da nimmt s mr mei Herz ꝛc.

Abendstunde.

(When o'er the hill the eastern star.)

Wann's Ste'nl dort dr Sunn nachsinkt,
Und Alles suecht sein Rueh,
Die Ochsen gehn von Baugrund müed
Und schwar dr Hueben zue,
Es rauscht dr Bach, es reist dr Thau —
Da melch ih gschwind mein Kueh,
Und af n Birkenbödnl obn
Kimm ih za Dir, mein Bue!

In tiefsten Grabn, um Mitternacht,
Van Fürchten war koa Spur,
Wann ih durch selln finstern Grabn
Dir zuegang, lieber Bue!
Und war die Nacht glei noh so schiech
Und müd war ih schon gmue,
Af's Birkenbödnl kam ich doh
Za Dir, mein lieber Bue!

Dr Jager suecht in früehen Thau
As Rech- und Hirschengspur;
Um Mittag stöbert nach n Bach
Dr Fischer mit dr Schnur.
Gebb's mir die Stund wann's dumper wird!
Da geit mei Herz koa Rueh,
Und schlagt n Birkenbüherl zue
Und Dir, mein lieber Bue!

Die „Menschinn".

(Good e'en to you, Kimmer.)

Wohin so spat, Menschinn?
Hab still zan an Plausch!
Wia geht's Dr? — „Guat," sagg sie,
„Woaßt, ih han an Rausch.
Hiaz dusl ih halt hoam,
Dusl ih, dusl ih halt hoam."

„Die Kathl hüatt's Haus,
Und sie kocht sih an Schmarn;
Dr Teufel sollt s holn,
Wann s ah dusli war worn.
Hiaz dusl ih halt" ꝛc.

Wia lebst denn aft, Menschinn?
Was hast für a Kost? —
„Halt zwoa Krüagl Wein
Oder vier Krüagl Most.
Hiaz dusl ih halt" ꝛc.

Und süsten, han Menschinn,
Wia schlaunt's Dr? frag ih.
Wia viel hast denn Kinner? —
„Halt fünfi," sagg sie.
„Hiaz dusl ih halt" ꝛc.

San s alle van Hansel?
„Ba dreien is s gwiß!
Zwoa han ih bekemm,
Wiar r ausgwesen is.
Hiaz dusl ih halt" ꝛc.

„Die Katz frißt ge'n Milch
Und ge'n Gschnattel dr Hund;
Und dr Bua fraß' die Dirn,
Und sie eahm, wann sie kunnt.
Hiaz dusl ih halt hoam,
Dusl ih, dusl ih halt hoam."

Nani.

(Behind yon hills where Lugar flows.)

Dort hintern Wald, in Lueger-Grabn,
Wo d Alm auffsteigt so staani, o,
Hat d Winternacht die Sunn begrabn —
Ih will zu meiner Nani, o!

Wann Wind und Regn af's Fenster schlagn,
Schleich ih mih hoamli dani, o,
Und tapp in mein'n Lodenkragn
'n Steig zu meiner Nani, o!

Mein Nani is so jung und frisch,
Gfallkünsten braucht sie kaani, o;
Das giftet mih schon sakerisch,
Brlaxlet Oaner d Nani, o!

Bildsauber's Gsichtl, und a Gmüeth,
As geit koa zweits nöt, maan ih, o:
A Ruckerl, dös in Thau aufblüeht,
Is nit so rein wie d Nani, o!

Ih bi nr glei a Bauernbue,
Mein Freundschaft is a klaani, o —
Und war s noh kleaner, mir is s gmue,
Ih gfall ja meiner Nani, o!

Mei Reichthum is mein Arbeitslohn,
Und noth zan Klugsein han ih, o;
Mir lag in Geld und Guet nix dran,
Es war nr für mein Nani, o!

Mein Bauer lobt sein Viech und Troad
Und ih — ban Pfluegsterz lahn ih, o,
Und denk: Lob zue, mir is nix load —
Was denkt hiez ebba d Nani? o!

Nimm's wie dr will, guet oder schlecht,
Mih kümmert nur dös Nani, o
Daß ih recht lang noh sagen möcht,
Ich leb' und lieb mein Nani, o!

Volkssagen aus den steirischen Bergen.

Von Hanns von der Sann.

IV.

Ursprung der Kirche Maria Freienstein.

Wohl Jedem, der schon auf der Straße zwischen Leoben und Trofaiach lustgewandelt, ist das malerisch auf einem ungefähr 100 Meter hohen, steilen Felsen gelegene Wallfahrtskirchlein Maria Freienstein bei St. Peter aufgefallen. Gar Manchem wird es gelüstet haben, da hinanzuklimmen zu dem pittoresken Gotteshause, und wenn er dann oben angelangt war, wird ihn sicher die schöne Aussicht von hier die übrigens nicht so großen Mühen des Hinanstieges vergessen haben lassen.

Dieses Kirchlein ist erbaut auf den Ruinen eines gleichnamigen Schlosses, in früherer Zeit insgemein „die Burg bei St. Peter" genannt.

Von den letzten Besitzern dieser Burg erzählt man sich, daß sie nicht so gewesen, nicht so gelebt hatten, wie es hätte sein sollen. Sie bedrückten die Unterthanen, begangen viel Unrecht und häuften Reichthümer auf Reichthümer. Als nun der letzte Besitzer, welcher es am ärgsten getrieben haben soll, starb, zerfiel auch die Burg und es begann zwischen dem Gemäuer zu spuken. In der Nacht zwischen 11 und 1 Uhr war stets von der Ruine zu dem gegenüber liegenden Felsen eine gespenstische Mauer, welche den Fuhrleuten den Weg versperrte. Zugleich hörten die Leute, welche um diese Zeit auf der Straße giengen, schon von weitem den kläglichen Ruf: „Hanns, wo bist Du?"

Dieser Ruf klang so schaurig durch die stille Nacht, daß es Jedem, der ihn hörte, angst und bange wurde; daher, wenn Jemand gezwungen war, hier um die Geisterstunde zu gehen, er trachtete, nur bald ein schützendes Haus zu erreichen, um den bösen Geistern auszuweichen.

Nun hatte eine Herrschaft, welche in der Nähe der Burgruine Freienstein ein Schloß besaß, einen Hofnarren, welcher Hanns hieß. Als dieser einst um die Mitternachtsstunde mit seinem Gebieter an dem Felsen vorüberfuhr, konnten die Pferde plötzlich nicht mehr weiter, die gespenstische Mauer sperrte die Straße ab. Auf einmal ertönte der Ruf: „Hanns, wo bist Du?"

„Hier!" antwortete der Hofnarr, stieg aus dem Wagen und schritt den steilen Pfad zur Burgruine hinan. Als er beim zerfallenen Schloßthor anlangte, sah er ein kleines, schwarzes

Männlein auf einer überaus großen eisernen Kiste sitzen, das Gesicht in den vorgehaltenen Händen verbergend. Der Hofnarr sagte zu dem Männchen: „Hast Du mich gerufen? Sag' nun, was Du willst!“

Der kleine Schwarze sprang behende von seiner Sitzstatt auf und versuchte die schwere Kiste zu ziehen und zu heben, was er aber nicht zu thun vermochte. Endlich sagte er zum Narren: „Geh', hilf mir die Kiste heben, siehst ja, daß ich es allein nicht zuwegen bringe, bin schon ganz müd' und matt!“

Hanns aber rührte sich nicht von der Stelle. „Könnt' mir nicht einfallen,“ sagte er, „versuch's nur, es wird schon geh'n!“ Nun verlegte sich das Männchen auf's Bitten, aber der Hofnarr blieb unerbittlich und sprach: „Hilf Dir selbst!“

Nach diesen Worten machte das Männlein einen Satz und jubelte: „Nun bin ich erlöst von meiner Pein! Das Geld, welches da drinnen ist in der Kiste, gehört jetzt Dir.“ Darauf verschwand es, und seitdem hörte jeder Spuk daselbst auf.

Der Hofnarr gab das Geld der Herrschaft, diese aber mochte es auch nicht gerne behalten und schenkte es den Jesuiten, welche der Kaiser damals in das Land gerufen hatte. Diese erbauten dann auf den Ruinen der alten Burg das Kirchlein zu Ehren der heiligen Mutter Gottes.

V.

Die Unifrauen auf Waldrastein.

Ein Ausläufer des als Aufenthalts- und Versammlungsort der Hexen berüchtigten Hochstradners ist der Waldrastein, ein Basaltfels mit breiter, schroffabfallender Wand und einer Höhle. Es ist eine recht schauerliche, wildromantische Gebirgslandschaft. Die zersplitterten Basaltfelsen mit ihren dunkeln Schluchten, umwoben von dem Schleier der geheimnisvollen Sage, üben einen gar eigenartigen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers, der seinen Fuß hieher setzt, und erfüllen ihn mit heimlichem Schauder. Nur der Anblick des Dörfleins Waldra, welches zu seinen Füßen liegt und gar freundlich heraufschaut, vermag den düstern Eindruck ein wenig zu mildern; aber auch dieses bietet ein romantisches Bild, denn seine Häuser liegen eingezwängt zwischen zwei Gießbächen, die sich knapp an der Straße gäh in eine nicht unbeträchtliche Tiefe stürzen.

Auf der Höhe des Waldrastein soll nun vor Alterszeit ein Schloß gestanden haben, von dem noch die umliegenden Steintrümmer herrühren; auch fünf steinerne Stufen, die hier ersichtlich sind, sollen davon herrühren. In der Höhle selbst aber wohnten früher die Unifrauen.

Es waren dies Wildfrauen, gar wunderschöne weibliche Wesen, die sich stets unbekleidet zeigten. Der Oberleib war ganz wie der eines holden Frauenzimmers, die Hände schön weiß und glänzend; der Unterleib aber war rauh und hatte etwas Thierartiges, insbesonders zeigten die Füße ein eigenartiges Aussehen.

Die Unifrauen waren sehr menschenschen und flüchteten sich sogleich in ihre Höhle, wenn Jemand ihnen nahe kam. Im Uebrigen waren sie braven Menschen sehr zugethan und verrichteten für sie selbst die Feldarbeit, was meist des Nachts oder in früher Morgenstunde geschah. Besonders zeigten sie sich den Bewohnern von Waldra sehr geneigt und richteten für sie die Arbeit, wenn solche dringend war.

Die Bäuerinnen aber hatten dafür diese Wildfrauen recht lieb und zum Danke für ihre Hilfeleistung stellten sie ihnen tagtäglich das Essen auf's Feld. Und die Unifrauen verschmähten solchen Dank der schlichten Bewohner ganz und gar nicht, vielmehr ließen sie sich das Gebotene trefflich schmecken und thaten sich dabei gütlich. Und

wenn sie dann ihre Mahlzeit vollendet und in ihre Höhle sich zurückgezogen hatten, kamen die Bäuerinnen und trugen das geleerte Geschirr wieder nach Hause.

Einmal jäteten die Unifrauen für eine Waldraer Bäuerin Hirse auf dem Felde. Die Bäurin kam nun früher als es an der Zeit war und brachte ihnen das Essen. Da sah sie nun dieselben und war entzückt über ihren wunderschönen Oberleib. Aber als sie dann die Füße besah, entfuhr ihr ein leiser Ausruf des Entsetzens, und im Nu waren die freundlichen Geschöpfe vor ihren Blicken verschwunden.

Lange Zeit sollen diese menschenfreundlichen Wildfrauen in der Höhle am Waldrastein gehaust haben. Einst aber, mitten in der Nacht, erscholl von dem Felsen her ein schauerliches Heulen, Weinen und jämmerliches Stöhnen, darauf ein schreckliches Gepolter und Krachen, als ob der ganze Berg einstürze. Sämmtliche Bewohner von Waldra hörten den furchtbaren Lärm und waren in größter Aufregung, denn so viel schien es ihnen klar, dort oben auf dem Waldrastein mußte es gar wild und ungeheuer zugehen.

Als Tags darauf einige beherzte Männer aus dem Dorfe den Felsberg hinanstiegen, fanden sie die Höhle eingestürzt, von den Unifrauen aber keine Spur mehr. Also mußte in der Nacht der Teufel, welcher auf dem Hochstraden mit seinen Buhlerinnen, den Hexen, sein Unwesen trieb, die freundlichen Wildfrauen zerrissen haben.

In ebenderselben Nacht stand ein Knecht aus dem Dorfe gerade im Freien, auf dem Felde, und streichelte seinen Hund, welcher „Teuxl“ hieß. Mit einem Male ertönte das Jammergeschrei der armen Unifrauen vom Waldrastein herüber. Nun rief der Knecht, welcher wohl wissen mochte, was da oben vorgieng: „Huß! huß! Teuxel, pack an, mir ah an Biegel!“ Und der Hund lief davon und kehrte nicht mehr zurück.

Aber am anderen Tage, frühmorgens, sahen die Leute des Dorfes am Hofthore des Hauses, in dem der Knecht diente, einen ganzen Fuß, wie von der Hüfte heruntergerissen, hängen; es war wirklich ein Fuß der armen Unifrauen.

VI.

Die weiße Frau von Frauheim.

Eine Stunde von St. Georgen an der Stiefing entfernt liegt auf einer Anhöhe das stattliche Schloß Frauheim, seit mehr als zweihundert Jahren Eigenthum der Freiherren von Kellersperg. Dieses Schloß soll erbaut worden sein, nachdem die alte gleichnamige Burg, welche im nahen Schindlgraben gestanden, in Trümmer gefallen war.

Im Schlosse Frauheim soll nun des Nachts zeitweilig die weiße Frau umwandeln.

Einmal war der Schloßherr mit seiner Frau, Schwester und einem fremden Gaste um die sechste Nachmittagsstunde beim Spieltische, welcher in einem Cabinete neben dem großen Saale stand. Es war gerade die Gebetläutstunde, da gieng plötzlich die Salonthür auf und eine ehrwürdige Frauengestalt in weißem Gewande trat herein. Sie gieng auf den neben der Thür stehenden Betschemel zu, kniete nieder und versank in ein scheinbar andächtiges Gebet. Nach einer Weile stand die Gestalt wieder auf, gieng auf einen Wandschrank zu, machte eine Handbewegung, als wenn sie etwas hineinthäte, und sperrte hierauf wieder den Kasten zu. Sodann aber verschwand sie plötzlich vor den Augen der Spielgesellschaft, welche starr vor Schrecken dagesessen war und dem Thun dieser Erscheinung zugesehen hatte.

Ein andermal saß die Schloßherrin mit einem Herrn im selben Cabinete und conversierte mit ihm. Da erschien die weiße Frau abermals, gieng auf den Schreibtisch zu, machte

die einzelnen Laden daselbst auf und suchte darin umher. Darauf verschwand sie wieder. Die Schloßfrau sah in dem Laden nach, bemerkte aber nichts, daß daraus etwas entnommen oder etwas hineingethan worden wäre.

Nun lebte in der zur Pfarre St. Georgen a. d. St. gehörigen Gemeinde Badendorf ein armer, aber ehrlicher Bauer. Er war zur Herrschaft Frauheim unterthänig und gieng es ihm, unverschuldet in Noth und Elend gerathen, so schlecht, daß er nicht einmal die Stift, d. i. die der Herrschaft gebührende Abgabe, bezahlen konnte. Als ihm gar Pfändung und Verkauf seiner ganzen Wirtschaft angedroht worden, nahm er sich dies so zu Herzen, daß er das künftige Elend seiner zahlreichen Familie nicht ferner mehr ansehen wollte, und nahm deshalb einen Strick, gieng damit in den waldigen Schindelgraben und suchte eine recht düstere Stelle daselbst, um sich hier das Leben zu nehmen.

Endlich kam er an einen Ort, der sehr finster war, und noch einmal überdachte der Bauer seine traurige Lage, die bittere Noth seiner Lieben daheim. Da wurde es mit einem Male licht und helle mitten im dunklen Wald. Der Bauer verwunderte sich darüber und schaute um sich, was denn dies zu bedeuten habe. Seine Augen fielen auf eine weiße, schöne Frauengestalt, welche ernst durch das schattige Waldesgrün auf ihn zuschritt und ihn holdselig fragte, warum er so traurig sei und ob ihn ein schwerer Kummer bedrücke.

Dem Bauer däuchte die Erscheinung eine überirdische zu sein, es war ihm, als hätte der Himmel in letzter Stunde einen seiner Engel herabgesendet, um ihm Hilfe zu bringen. Die sanften Worte der holden Frauengestalt waren dem Armen entzückende Klänge einer himmlischen Musik, und er erzählte der weißen Frau sein ganzes Unglück und auch, wie dasselbe über ihn gekommen.

Darauf sagte die schöne Gestalt: „Verzage nicht, ich kann Dir helfen und werde es auch, denn Gott hat Dich und mich hier zusammengeführt. Ich bin die Burgfrau des alten Schlosses, bewohne dieses noch und habe daselbst auch meine Schätze aufbewahrt. Also komm' und folge mir!"

Und sie führte ihn zu einem alten Gemäuer, das er früher niemals hier im Walde bemerkt hatte. Dasselbe hatte eine Thür mit einem sehr alten verrosteten Vorhängschloß. Die weiße Frau nahm nun einen großen Schlüssel, den sie an der Seite hängen hatte, sperrte damit das Schloß auf und zeigte ihn dann dem Bauer mit den Worten: „Hier diesen Schlüssel werde ich Dir geben und Du magst jedesmal hierher kommen und diese Thür aufsperren, wenn Du in Nöthen bist und Geld brauchst; aber sage ja Niemandem etwas davon, nicht ein Sterbenswörtchen darfst Du verrathen, denn sonst ist Alles wieder weg und für Dich verloren!"

Der Bauer versprach strenges Stillschweigen, und nun traten Beide in einen hohen gewölbten Gang. Es schien dem Bauer, als befände er sich in einem herrlichen Palaste; an den Wänden und dem Gewölbe glänzte es, als wäre Alles hier eitel Gold, Silber und Edelstein. Endlich kamen sie in ein großes Gemach, in dem viele Butten standen, wohlgefüllt mit Gold- und Silbermünzen.

Auf Geheiß der schönen Frau steckte nun der Bauer davon so viel zu sich, als er für den ersten Augenblick benöthigte, um seine Schulden zu bezahlen und seine Wirtschaft wieder emporbringen zu können. Darauf verließen Beide das geheimnisvolle Schloß. Die seltsame Burgfrau versperrte die äußere Thür und gab dann den Schlüssel dem Bauer, ihm nochmals das strengste Stillschweigen gebietend.

Dieser wiederholte sein Versprechen, und als er nun der schönen Frauengestalt für ihre Güte danken wollte,

war sie schon auch seinen Blicken entschwunden. Er stand wieder wie zuvor im dunkeln Walde, und nur durch das Gebüsch und Laub der Bäume leuchtete eine ferne Helle herüber.

„War es ein Traum oder nicht?“ fragte sich der Bauer und befühlte seine Tasche, aus welcher er blinkende Silbermünzen hervorzog. Nun hätten sein Kummer und seine Sorgen ein Ende, jubelte er und eilte fröhlich heim zum treuen Weibe, zu den lieben Kindlein.

Von da ab entrichtete der Bauer seine Stift an die Herrschaft stets mit blanken Silberstücken. Er vermehrte seinen Viehstand, richtete sich sein Häuschen recht wohnlich ein und that kurz und gut Alles, was nöthig, um seine Wirtschaft zu heben.

Darob aber verwunderte sich Alles, Männlein und Weiblein im Dorfe und in der Gegend weit und breit umher. Viele gönnten dem braven, ehrlichen Badendorfer, der aus einem armseligen Keuschler in kurzer Zeit ein wohlhabender Bauer geworden war, dieses Glück recht vom Herzen, andere aber beneideten ihn darum und verdächtigten ihn beim herrschaftlichen Pfleger. Diesem und nicht minder seiner Herrschaft war es gleichfalls aufgefallen, daß der Bauer seine Stift seit einer Zeit her sehr regelmäßig und stets nur in blanker Münze entrichtete; man argwohnte, ob er wohl auf rechtlichem Wege zu dem Gelde gelangt sei, ob er sich dasselbe nicht etwa auf verbrecherische Weise verschafft hätte. Und als nun unter den bösen Leuten in der Gegend allerlei dunkle Gerüchte verlauteten, beschied der Pfleger den Bauer auf das Schloß Frauheim und verlangte von ihm das Geständnis, wie und wo er zu dem vielen Gelde gekommen sei.

Anfangs nun schwieg der Bauer beharrlich und betheuerte nur, daß er auf rechtliche Weise zu demselben gekommen sei. Aber der Pfleger gab sich damit nicht zufrieden und drohte sogar mit den Qualen der Folter und dem Verließe im grauen Thurm. Da wurde es dem armen Bauer angst und bange und er erzählte Alles haarklein. Nun mußte er den Schlüssel bringen und den Pfleger wie auch die Herrschaft zur Stelle führen.

Wohl fanden sie das alte Gemäuer, aber keine Thür war mehr da zu sehen. Alles Suchen war vergebens und enttäuscht begaben sich Alle wieder heim.

Was mit dem Badendorfer Bauer weiter geschehen, darüber berichtet uns die Sage nichts, wohl aber, daß die Herrschaft den Schlüssel für sich behielt und aufbewahrte. Er soll auch noch heutigen Tages in der Kanzlei im Schlosse Frauheim sich befinden, groß und massiv gearbeitet und an einem eisernen Ringe befestigt. Ob es aber wohl auch derselbe ist, wer kann dies beweisen? Von der alten Burg im Schindlgraben sollen keine Spuren mehr zu finden sein. Doch wollen Leute wissen, wo sie gestanden, und sagen, es sei an dieser Stätte recht unheimlich; man höre geisterhaftes Lärmen und verschiedene gespenstische Gestalten werden dort sichtbar, unter anderen auch schwarze Hunde mit feurigen Augen.

Unser „Weinfassen".

Eine Jugend-Erinnerung von Ed. Jg. Freunthaller.

Der liebe Herrgott hatte einmal alle Schulmeister der alten Welt zusammen gerufen und Conferenz gehalten mit ihnen und drei Erlässe gegeben:

„Gebt Gott, was Gottes ist und den Kindern, was der Kinder ist!"

„Leset und lehret lesen, schreibt und lehret schreiben, rechnet und lehret rechnen! Denn wofür hätte ich die Welt so wunderbar und schön gemacht, wenn die Menschheit sollte nichts wissen davon?"

„Fünf Tage der Woche gehören den Kindern; der sechste ist Euren Weibern, erst der siebente, meiner, gehört Vormittags der Orgel und Nachmittags der — Gurgel!" haben sie verstanden, obwohl er wieder Orgel sagte.

Und die Versammelten giengen auseinander, giengen heim und thaten also.

Sie gaben dem Pfarrherrn ihren Leib, ihre Seele (Geist) aber gaben sie den Kindern der Schule.

Sie lasen von den Früchten der Felder und Gärten und von allen Producten, rechneten in ihren „Fassionen" (Einnahmen) und schrieben Noten, Kataloge, Zeugnisse, schrieben Tauf-, Firm- und Beichtzettel und beschrieben die Seelen der Bauern. Lasen, rechneten und schrieben und lehrten dazu.

Lehrten in den fünf ersten Tagen der Woche Kinder und in den beiden übrigen Tagen leerten sie die Gläser. Heißt das, mit guter Manier.

Und lasen.

Auch mein Vater, der im Dunkelsteiner Wald schulmeisterte, las viel und oft und einige Male durfte auch ich lesen mit ihm.

Mein liebstes Mitlesen geschah in den Weingärten, und davon will ich jetztund erzählen.

Es war an einem sonnenklaren Octobermorgen, als mein Vater, mit einer langen, blauen Latzschürze angethan, in den Keller stieg, um ein altes Doppeleimerfaß zum Tageslichte herauf zu befördern. Das Faß war leer und sollte heute mit „heurigem Wein-Most" gefüllt werden; der Most selber aber saß noch tropfenweise versteckt in den Weingärten der Bauern, die heute zur Lese mit Hall und Schall ausfuhren.

Das Faß wurde zum Brunnen gewälzt. Ich mußte den Henkel ziehen und fleißig Wasser schöpfen, während mein Vater wusch, rieb und spülte.

Nach dem Mittagsmahle, zur Zeit, als die Weinbauern in den Hügelgärten schon emsig mostelten, wanderten wir dem nächsten Dörflein, das zwischen den Weingärten lag, muthig entgegen. Mein Vater trug Gießkanne und Schöpf-Sechter — ich Achtjähriger aber schob den kleinen Karren, auf dem das Doppeleimerfaß lag, und war guter und heiterer Dinge.

Im Dörflein bat mein Vater einen Bauern um irgend einen Freiplatz in dessen Keller. Der sagte kopfnickend zu.

Nachdem das leere Faß in den Keller gerollt und regelrecht gestellt war, nahm mein Vater die Kanne, ich den Sechter, und so zogen wir

mitsammen den Hügel hinauf, wo die vielen Weingärten grünten.

Der ganze Hügel schimmerte im Grün der Reben, alle Stöcke waren auf und auf schwer behangen mit glitzernden Trauben und an den Rainen der einzelnen Gärten lachten die Kürbisse und lächelten die duftigen Pfirsiche. In die reine Herbstluft aber ragte hoch empor die leuchtende, hellweiße Hüterstange mit dem seltsamen Kreuz- und Quer-Zierrath an der Spitze und der urkomisch verzerrten Teufelsfratze unten. Ein kohlschwarzer, gehörnter Kopf mit Borsten rundum, mit rothen Augen und Geisbart und einer feuerrothen, tief herabhängenden Zunge.

„Diese Stange" — warnte mich der Vater schalkhaft — „diese Stange ist der Finger Gottes, der dem Hüter den Trauben-Dieb sofort thut zeigen!"

„Ein schöner Ring, der an ihm ist!" wagte ich die Einrede und wies auf den schreckerregenden Stangen-Krampus.

Wir kamen endlich zu den ersten Leuten.

Ein seltsames Leben wogte in den Gärten. Kinder und Weiber giengen mit Körben in den Reihen der Stöcke und schnitten die Trauben von den Reben, ab und zu kam Eines überlastet zum Wagen gelaufen, auf dem das Riesengefäß stand, in das sie die Trauben leerten und in welchem die mächtigen Moststößel der Burschen und Männer polternd und plätschernd auf und nieder fuhren. Unsern aber stand der Hüter mit dem weinlaubbekränzten Hute, mit der tiefblauen Schürze und säbelbewehrt; der blies zeitweise sein „ti, ta, ti — ta —" aus dem Horne oder schoß seine alte Franzosen-Pistole ab und aß Trauben dazu.

„Guten Nachmittag!" redete mein Vater die Leute an — „wie macht sich's?"

Da lachten sie alle hellauf, hielten ein mit ihrem „Mosteln" und jauchzten, was Zeug hielt. Der Bauer aber sagte:

„So viel gut ist das Jahr! Grüß Gott, Schulmeister! Heut' dürft Ihr Eure Gießkanne von meinem Most ganz füllen — so hauptgut und reich fällt die Lese heuer aus! Juhu —!" Und schwang den Hut gegen die Abendsonne, fuhr aber gleich damit in das Riesenfaß, füllte ihn voll und fuhr dann mit ihm zum gierigen Munde.

„Gar so viel süffig macht er sich!" meinte der Bauer nach dem letzten Zuge. Mein Vater aber stieg auf den Wagen.

„Weil Ihr mir erlaubt habt, so thu' ich nicht eine Weile bitten darum!" sagte er und füllte die Gießkanne schier voll. Als er damit wieder vom Wagen stieg, bedankte er sich freundlich und wir giengen wieder nieder in das Dörflein und hinein in den Keller und leerten den vielen Wein-Most in unser Faß. Leerten und mühten uns dann wieder den Hügel hinauf und bettelten den nächsten Hauer an.

„Thäte auch schön bitten um meinen Theil!"

„Halt ja!" fuhr ihn dieser unwirrsch an — „wenn man nur auch wüßte wofür und warum!" Und mostelte fort.

Nun kehrte mein Vater seinen ganzen Schulmeister heraus und erklärte dem geizigen Bauern in freundlicher Weise, wofür und warum er zu geben habe. Kam aber nicht weit mit seiner Aufklärung, denn der Bauer fuhr ihm grimmig drein:

„Euch Schulmeister sollte man allzeit geben und nichts als geben! Hab' andere Leute auch zu füttern genug! Und für das Wettergeläut', sagt Ihr, sei die Gab'? Hör' Euch weiter nie Wetterläuten, würde mir's auch verbieten, versteht? Ein Mißbrauch ist's, und saufen wollt Ihr daheim! Ich gebe nichts! Punktum und ausgeredet!" Schwieg jetzt und mostelte emsig weiter.

Es war unser gutes Recht, stand schwarz auf weiß in der Schulmeister-Fassion und bildete einen Theil des jährlichen Gehaltes, der auf 210 fl. 13½ kr. beziffert war.

Wir schauten uns also verdutzt in's Gesicht, lächelten und marschierten um ein Gärtchen weiter. Der nächste Hauer zeigte uns eine lange Nase und taufte uns „Bettelvolk." Unter Schimpf und Schande zogen wir weiter und mir liefen schon die Thränen aus den Augen. Doch mein Vater verlor die Geduld nicht; er seufzte nur tief auf, schaute mir seltsam in's trübe Gesicht und gieng dann den nächstbesten Hauer an.

„Hofbauer — fällt für mich dieses Jahr auch ein Tropfen ab?"

„Mehr dennoch wohl!" lachte jener und stieg grüßend vom Wagen. „Nur her mit der Gießkanne! Hab' das dumme Geschrei von den zwei Geizhälsen da vorne gar gut gehört; will daher Euch, Schulmeister, heuer mehr geben als sonst der Brauch und der Muß! Giebigkeit bleibt Giebigkeit! Könnt' Eure Kanne wohl zweimal füllen; denn heuer haben wir ein gesegnetes Jahr!" Sprach's und füllte die Kanne schier übervoll.

Wir stiegen damit nieder, leerten und kamen wieder. Dieses Mal kam gar die Bäuerin herzu, küßte meinem Vater und auch mir Buben den Ellbogen und füllte mein Taschentuch mit etlichen Trauben.

„Nur meinen Lumpenbuben strenge halten, Schulmeister, und die Ruthen nicht sparen! Morgen bringt er Euch extra noch eine Flasche voll Most und einen Korb voll Trauben!" sagte der gießkannefüllende Bauer zum Vater. Die Bäurin aber setzte noch hinzu: „Etliche Eier werden der Schulmeisterfrau auch gut taugen, nicht wahr?"

Ich war gerührt. Dieses Mal küßte ich der freundlichen Bäuerin selber die dicken Hände, was mir noch ein Stück Weißbrot eintrug.

Noch bettelten wir so manchen Hauer an und gab uns der Eine wenig, so gab hingegen der Andere mehr und gaben auch nicht Alle, so brachten wir im Laufe des Abends dennoch mehr als anderthalb Eimer zusammen.

Hundsmüde waren wir Beide, als wir die letzte Gießkanne voll Most thalwärts trugen. Dieses Mal — es war das zwölfte Mal — trug ich die Kanne. Und trug und — stolperte richtig über einen Kürbis, so daß ich den steilen Rain hinabfiel. Die Kanne voll Most fiel auch mit und ich erhob mich keuchend und durchnäßt. Der Vater aber riß mir die entleerte Kanne aus der Hand, schaute vorsichtig um und um, ob uns dennoch wohl keine Hauerseele gesehen und prüfte hernach den Inhalt der Kanne.

„Trink' aus die letzten Tropfen!" fuhr er mich an und ich ließ es mir nicht zweimal schaffen.

Im Keller unten wälzte der Vater das Doppeleimer-Faß auf den Karren, gab die vielen gespendeten Trauben in den großen Korb und fuhr damit heimwärts. Ich selber aber nahm Kanne und Sechter und gieng voran. Ueber den Brachersberg leuchtete das Mondhorn und ich sang und pfiff und schlug dazu den Sechter an die Blech-Kanne, also daß es wie Trommel klirrte und klang. Dann kam uns die Mutter entgegen und schob den Karren vollends heim und der gute Vater gieng mit dem Korbe nebenher.

Daheim aber aßen wir von den Trauben, tranken vom gesammelten Moste und — ließen Gott und die Bauern leben dazu.

's Müatterl.

Von Hans Grasberger.

I.

Hat a kloans Stübl ghabt,
Mei Müatterl, mein alts,
Und a kleanas hats kriagt,
Recht a finstas, a kalts.

Stoaßt Dih überall an,
Nöt zan Umdrahn is s drin . . .
Ih hätt denna no Platz,
Ziemt mih oft in mein Sinn!

II.

O mei Müatterl, mei stads!
Wenn ih Dih neama hör,
Racher g'freut mih as singati
Gspiel neamma mehr.

Is a Liadl mir kemm,
Han i z'öberst mih gfragt,
Obs mei Müatterl vastund,
Ob mei Müatterl so sagt;

Und is s grathn oft köck,
Was hats denn a gmacht?
Is ka Sünd — han ih gmoant —
Wal mei Müatterl no lacht.

Ja, mei Müatterl hat glacht,
Hat glacht soviel gern,
Und was that ih nöt Alls,
Kint ih's noch amal hörn!

III.

St. Gertraud.

Nöt va weit bin ih her,
Bi von Obdacher Bodn
Und a Steirer bleibt Steirer
In Tuach wiar in Lodn.

Sich de Zirbitzn scho,
Gear ih außi in Grabn
Und a drei, a vier Stund
That ih hoamzua nur habn.

Für d Füaß war's a Gspoaß,
A Sprüngl nöt z'rödn,
Wann's dahoam a so war,
Wia's eahnta is gwödn.

Daß der Tauernwind waht,
Is krat Schad, is krat Schad,
Denn was thuat denn dahoam,
Wer ka Müatterl mehr hat?

Kleine Laube.

Du hast Dein Glück auf Lieb' gebaut.

Zu einer Vermählung von Adolf Pichler.

Motto: „Ne sit tibi ancillae amor pudori!"
Horatius.

Wie sollte Dich, mein alter Franz
Die Lieb' zur Magd entehren? —
Kein Fräulein trug den Jungfrau'nkranz
Wie sie mit solchen Ehren.

Und wenn sie in die Küche geht
Und dort den Braten wendet,
So bist Du — Lieber! — ein Poet,
Dem sie die Muse sendet.

Zu essen findest Du bei ihr —
Mag's trivial auch klingen!
Der Deutsche läßt um Schwarzbrot schier
Die besten Dichter singen.

Und den gewünschten Lorber legt
Sie Dir in Sauce und Brühen,
Den nirgends deutscher Boden hegt,
Wo nur Kartoffeln blühen.

Gemeinheit schießt bei uns in's Kraut,
Die Plattheit reiht die Krallen; —
Du hast Dein Glück auf Lieb' gebaut:
Laß' Dir's bei'm Herd gefallen!

Und weil nur vor Citaten sich
Die deutschen Michel beugen:
Berufe stolz auf Horaz Dich
Als Deinen besten Zeugen.

Betrachtungen über den Philosophen vom Primesberge.

Von Wilhelm Taschek.

Selten wohl dürfte ein Buch seine Leser mit solchem Interesse erfüllt haben, als jenes über Konrad Deubler von Dodel-Port.*) Behandelte es die geistige Entwicklungsgeschichte eines berühmten Gelehrten, eines Literaten von Ruf — traun! es würde uns bei weitem nicht in jener Spannung zu erhalten vermögen, wie jenes über Deubler; denn als selbstverständlich würden wir voraussetzen, daß der Gelehrte auf einer hohen Bildungsstufe gestanden; daß er auf seiner geistigen Höhe eine ausgeprägte Weltansicht haben mußte, die er endlich in Schriftwerken an die Nachwelt vermittelte. Was wäre also an dem ganzen Bildungsgange Bewundernswertes, Absonderliches, wenn nicht etwa sein Anfang? Der Fortgang würde sich von tausend ähnlichen Fällen wohl nicht wesentlich unterscheiden! Anders die Nachrichten über K. Deubler, der ein Ungelehrter war, dem nichts so sehr fehlte, als gerade das Zeug zu einem Schriftsteller — und der trotz alldem endlich zu einer in sich gefestigten, durch nichts zu erschütternden Weltanschauung vorgedrungen, so daß ihn um diesen aus seinem rastlosen Streben

*) Siehe Heimgarten X., Seite 719.

nach Wahrheit hervorgehenden Erfolg eine ganze Universität beneiden könnte, die mit all' ihrem großartigen Bildungsapparat im gleichen Verhältnisse schwerlich solche Resultate in den jugendlichen Geistern zeitigt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß — was hier als durch planmäßige, absichtliche Anleitung zutage tretendes Ergebnis sich darstellt, bei Deubler das Werk selbsteigener, ursprünglicher Kraft ist; und was dort zu einem wissenschaftlichen Dogma wird, das sich der innersten Gesinnungsweise nicht nur nicht assimiliert, sondern dieselbe häufig genug an einem entschiedenen Durchbruche hindert: das ward bei dem Bauer zu einer wahrhaftigen Geistesnahrung, zu einem erquickenden Labetrunke, zu einer Leiter, auf der er — Sprosse für Sprosse — zur relativ höchsten Erkenntnis emporklomm und in der er seine subjective Befriedigung, sein vollstes Behagen fand.

Welch' beneidenswertes Glück! Welcher Heldenmuth dieses bäuerlichen Philosophen! Mit kühner Hand die Wahrheit zu entschleiern und nicht zu erbeben — vielmehr allen Consequenzen derselben sich beugend, endlich zu bekennen: „Ich bin der glücklichste Mensch!“

Wahrlich wahrlich! sage ich Euch: Wenn wir nicht werden, wie der Philosoph vom Primesberge, so können wir nicht ins Himmelreich eingehen! Wir können hienieden unsere Bestimmung: Seelenfrieden und Ueberzeugungstreue nicht finden, wenn wir mit unphilosophischem Geiste uns den Wahrheiten der Weltweisheit verschließen, wo diese unserer Eigenliebe gerade nicht schmeicheln, und wenn wir durch spiritualistische Klopffechtereien uns selbst den realen Boden unter den Füßen entziehen. Was Deiner Eigenliebe nicht taugt, ist deshalb noch nicht falsch; Du mußt Dich nur nicht als den Mittelpunkt der Welt ansehen und als das goldene Kalb, welches angebetet werden will! Bescheide Dich, und sieh in Dir einen Theil des Universums, auf daß Du Dir bewußt werdest, wo Du stehst und was Du hienieden bedeutest! Sonst wird Dein Lebensbaum nie grünen und Du wirst des geistigen Hungertodes sterben bei den Fleischtöpfen der Wissenschaft! Dafür seien Dir traurige Zeugen Millionen Deiner Mitbrüder, die trotz des ehrlichsten Ringens nach Licht ihr Ziel verfehlen und unbefriedigt und unbeglückt dem Ausgang ihres unharmonischen Daseins zuschreiten.

Thue so, wie Deubler! Willst Du, so fange mit der Bibel, den Vedas, dem Talmud oder dem Koran an! Prüfe, und wenn Dein Verstand sich nicht empört, und Du Dich innerlich befriedigt fühlst — gut! Aber dann — wohlgemerkt — werde Du ein Priester des Herrn, ein Brahman, ein Derwisch, ein Mönch! Thust Du anders, so wird ein Zwiespalt in Dir Aufruhr erregen, und ein Riß wird durch Dein Inneres gehen, weit und klaffend, und unüberbrückbar. Fühlst Du aber, daß die Stimme einer längst erstorbenen Geisteswelt nur als schwaches Echo in Deinem Herzen wiederhallt, so schreite weiter. Aber unverzagt, und resolut die falschen Götter bei Seite schiebend, die sich Dir als „philosophische Systeme“ in den Weg stellen!

Um der Wahrheit nachzugehen — dazu bedarf es keiner mühsam ausgeklügelten Systeme. Wenn Dir Dein Verstand und Herz nicht hilft, dann bist Du verloren! Denn nicht wahr ist's, daß die Weisheit nur für Auserwählte da ist, und grundfalsch die Ansicht, daß sie in einer schwerverständlichen Sprache vorgetragen werden müsse. Gerade das Gegentheil von alldem! Wie oft soll man noch wiederholen, daß die Wissenschaft praktisch werden, zum Volke herabsteigen müsse, um dessen Verstand zu erleuchten, die Sitten zu veredeln, das materielle Interesse zu fördern? Daß die Wissenschaft dieser gerechtesten aller Forderungen bis jetzt nur im kleinsten Maße nachgekommen ist, beweist eben die so vereinzelt dastehende Individualität eines Konrad Deubler. Eigentlich ist diese Individualität, so ehrenvoll sie auch für dessen Träger ist, für uns kein Ruhm; es kommt uns so

vor, als sollten wir uns in die innerste Seele hineinschämen, daß unser vor Aufklärung strotzendes Zeitalter im Volke so wenig Licht verbreitet, so wenig große Charaktere und ausgeprägte Individualitäten zur Reife bringt! Kein Wunder! Was nützen dem Volke alle Bücherschätze, wenn sie in Hieroglyphen geschrieben sind, und was frommt ihm die ganze Aufklärung, wenn es ihren Segen nicht empfindet? — Nicht jedermann ist ein Konrad Deubler, ein Mann, der den Parnaß ersteigt, um sich die Götter von nächster Nähe anzusehen; nicht jeder ein Märtyrer seiner Ueberzeugung um des innern Friedens willen! Doch glaubet das Eine: Wie unser Bauernphilosoph in den Feierstunden emsig seiner Bildung oblag, nachdem er am Tage wacker die Hände regte in Haus und Hof, in Feld und Wald, so würdet Ihr auch das arbeitende, das mühsam schaffende Volk in seinen Feierstunden willig horchend zu Euren Füßen finden, wenn Ihr es verstündet, ihm von Euren Geistesschätzen mitzutheilen, doch — wohlverstanden — in der Art, daß neben dem Geiste auch das Herz die entsprechende Anregung empfienge! Denn nur unter dieser Voraussetzung ist eine Harmonie zwischen Geist und Gemüth, ist eine wahre Bildung möglich.*)

Wenn wir es einst so weit bringen, wie der Alte vom Primesberge, so können wir das goldene Zeitalter des echten Menschenthums für angebrochen betrachten. — Auf der einen Seite: rastlos bemüht um seine Ausbildung, alle Vorurtheile als hemmende Fessel abstreifend, bis zu den letzten Consequenzen vorschreitend; und auf der andern: den nächstliegenden Menschenpflichten mit aller Treue obliegend, human und liebenswürdig — das nenne ich Mensch sein! So stand Deubler da, so steht er noch vor uns als leuchtendes Vorbild. Auf der Höhe des Primesberges ist die von uns ersehnte harmonische Menschenbildung zur That geworden. Dort oben wurde ein armes, geängstigtes Menschenherz geläutert vom Egoismus, bereichert mit idealen Empfindungen und geziert mit dem Diadem der Humanität. Nicht irregeführt von den Wissensschätzen, von denen es gekostet, sondern zurechtgewiesen von dem Geiste, den sie athmen: so ward ihm die erstarkte Intelligenz zum Leitstern seines Strebens, zur treuesten Führerin auf seinem Bildungsgange. Sie ist für Deubler aber auch eine unerschöpfliche Quelle reinster Freuden geworden. Gewiß der herrlichste Lohn für einen Staubgebornen!

Da haben wir gleich den klarsten Beweis, wohin wahre Bildung führt, und einen Fingerzeig, wie sie zu erlangen ist: Nicht durch Aufspeicherung großer, umfassender Wissensmassen, sondern durch selbständige Verarbeitung und subjective Durchdringung des aufgenommenen Wissens und enge, befruchtende Verknüpfung desselben mit dem Gemüthsleben! Darin liegts!*)

So hat es Deubler gehalten, und der so Beglückte ist ein einfacher Bauer gewesen und ist ein schlichter Mann verblieben bis an sein ruhiges Entschlafen! Was Wunder also, daß ihm — da er noch im rosigen Lichte des Daseins wandelte, die edelsten Geister unserer Nation mit jener Liebe und Verehrung zugethan waren, die verwandte Seelen magnetisch zusammenführt! „Aber der Mann war ja doch ein Materialist," höre ich zaghafte Seelen rufen. Ach ja wohl, das kann er schon gewesen sein; gescheit genug war er dazu. Ich halte ihn auch dafür, obzwar ich Rosegger, der dem Philosophen nahe stand, die Versicherung abgeben hörte, Deubler sei Idealist gewesen. Es kommt wohl bei dieser Frage auf den Standpunkt an, den man selbst dem Materialismus gegenüber einnimmt, und was man darunter versteht. Insofern sich der Materialismus zwar mit dem Spiritualismus, nicht aber mit dem Idealismus im Gegensatze befindet, mag

*) Vollkommen einverstanden. D. R.

Rosegger recht haben. Es ist dabei nur festzuhalten, daß Deubler bei seinem Glauben selig ward, und daß bei ihm — obzwar er sich mit Vorliebe als „altes Wirbelthier" bezeichnete, der „Mensch" stets hoch über dem „Thiere" stand! Und so kann uns die eine Ueberzeugung mit Genugthuung erfüllen, daß — wandelte noch der menschensuchende Diogenes unter uns, er auf dem Primesberge seine Laterne ausgelöscht hätte!

Zuflucht im Walde.

Die Welt, sie ist mir viel zu weit
Und viel zu hart sind mir die Leut',
So sterbenstraurig komm' ich her
Zu Dir, Du heilige Einsamkeit.

Ich komme aus dem argen Land,
Wo jede Lust ein Leid gebiert,
Wo — trotz des kochend heißen Blut's —
Im Auge selbst die Thräne friert.

Das Weinen ist dort arg verpönt,
Das Fluchen, Lästern nur ist Brauch;
Hier thaut das Moos, die Rose thaut,
Der Tannenbaum, der Weißdornstrauch.

Auch mein Gemüth will thauen hier,
Bis müde sinkt das Auge zu.
O senke Frieden in mein Herz,
Du süße, heilige Waldesruh!

H. M.

Ein Brief aus wilder Fremde.

Einem, Quitscha, 31. Mai, datierten Privatbriefe eines Missionärs entnehmen wir die folgenden sehr interessanten Mittheilungen: „Als ich Ihnen das letzte Mal schrieb, waren wir im Begriff, unser Missionshaus zu bauen. Jetzt ist es fertig und wir bewohnen es schon seit einem Monat. Die Schwarzen sind sehr faul und folglich sehr langsam im Arbeiten; da mußten wir also selbst gehörig Hand anlegen, um nicht von der Regenzeit, die eben beginnt und volle fünf Monate dauert, überrascht zu werden. Glücklicherweise hat uns die stechende Sonne und die unglaubliche Hitze, welche die Monate Januar, Februar, März und April so gefährlich machen, nicht zu viel zugesetzt. Ich bin selbst von einer schweren Krankheit, die mich im December und Januar zweimal an den Rand des Grabes brachte, fast ganz genesen. Wir haben bereits zehn Kinder, meistens Kinder der Häuptlinge, und jede Woche vermehrt sich die Zahl derselben. Da heißt es nun dafür sorgen, daß diese nicht nur Erziehung und Unterricht, sondern auch Nahrung und Kleidung erhalten. Die Kinder laufen bis zum 14., viele bis zum 16. und 18. Jahre ganz nackt umher. Manche kommen mit Geschwüren und verfaulten Gliedern in die Mission und da muß geheilt werden. Leider haben wir wegen Geldmangels noch keine Sclaven freikaufen können, denn wir haben unsere Mission sozusagen mit Nichts begonnen. Dazu sind die armen Unglücklichen noch sehr theuer. Je nach dem Alter, den Fähigkeiten, der Stärke kosten sie 50, 100, 150 bis 200 M. Man sollte es kaum glauben, da manche Häuptlinge bei 800 besitzen. Diejenigen, welche zum Verkauf ausgestellt werden, werden meistens als Schlachtopfer eingekauft. Leider genügen diese Mordthaten den Wilden nicht. Wenn eine Ortschaft das Recht einer anderen irgendwie verletzt, so muß dieselbe mehr oder weniger Leute ausliefern, die geschlachtet und aufgezehrt werden. Noch vor einigen Monaten kam so ein Fall vor, und zwar bei getauften Schwarzen. Neun Mann wurden ausgeliefert. Der Häuptling natürlich bekam den besten davon, allein als Christ wollte er seinen Mann nicht verspeisen; er warf ihn also während der Nacht ins Wasser und ertränkte ihn mit eigener Hand, weil kein Ertrunkener gegessen werden darf. Noch schlimmer ist es bei den Heiden. Die Leibeigenen der Häuptlinge und Reichen, welche durch ihren Dienst in näherer Berührung mit ihrem Herrn stehen, sind ihres Loses sicher, wenn derselbe stirbt. Sie müssen ihn auch als Diener in die andere Welt begleiten. An der Beerdigung nehmen

nur Personen des Geschlechts der verstorbenen Person Antheil, so daß die Frau der Beerdigung des Mannes, die Tochter der Beerdigung des Vaters nicht beiwohnt. Die Leichenfeier dauert ein, zwei, drei bis acht Tage und besteht im Auffressen der Opfer, im Trinken, Tanzen und in den rohesten Belustigungen. Noch eine andere Quelle der Mordthaten ist die hier ziemlich häufige Mißgeburt. Die Mutter nimmt ganz einfach das betreffende Kind und trägt es in den Wald. In einem dichten Gebüsch wirft sie das Kind über ihren Kopf hinter sich und kehrt dann schnell, ohne sich umzudrehen, nach Hause zurück. Hunger und wilde Thiere machen dem traurigen Dasein des bedauernswerten Geschöpfes bald ein Ende. Gewöhnlich versieht die Amme dies teuflische Werk und deshalb versucht es der Missionär, diese durch wiederholte Geschenke zu gewinnen, damit sie die Kinder anstatt zum Walde zur Mission bringt. Eine Amme aus einer benachbarten Ortschaft gestand, daß sie mehr als ein halbes Hundert solcher Kinder umgebracht habe. Es genügt dazu irgend ein merkbarer körperlicher Fehler oder ein zu schwacher Körperbau. Auch die armen Zwillinge erwartet dasselbe Los. Eines der erfolgreichsten Mittel, um die Schwarzen heranzuziehen, ist der Gesang und besonders die Musik. Von wie großem Nutzen würde der Mission eine Spieldose sein, deren so viele in Deutschland zum Zeitvertreib dienen! Das Erlernen der verschiedenen hiesigen Sprachen wird jetzt eine unserer Hauptbeschäftigungen. An Schwierigkeiten fehlt es da natürlich nicht, denn es gibt ja keine Bücher, die haben wir zu machen, wozu es Jahre bedarf."

Der Poetenwinkel.

Dichterfreiheit.

Ich soll um Sold, um Ehren singen,
Erschmeicheln mir der Großen Gunst?
Das Lied muß frei der Brust entklingen,
Denn frei ist ja des Dichtens Kunst!

Wer singet, was das Volk gern höret,
Wer winselt um den Fürstenthron:
Ein falscher Wahn ihn nur bethöret,
Und wie armselig ist sein Lohn.

Wer aber singt in vollen Tönen
Sein Lied, so wie es Gott ihm gab,
Der trägt in sich den Schatz des Schönen
Als reichsten Lohn bis an sein Grab.

Drum will ich wie der Vogel singen
Von Freiheit, Liebe, blüh'nder Flur —
Ein Gott trägt mich auf seinen Schwingen
Dann durch die lachende Natur!

Alma Friedland.

Ein Sommerbild.

Im Purpur erglühet
Des Berges Kapelle.
Zum Thale rinnt langsam
Die goldene Welle.
Die Glocken erklingen,
Auf luftigen Schwingen
Schwebet der himmlische
Gruß in die Weite,
Ueber die wogenden
Aehrengebreite.
Im festlichen Kleid
Wandert zum Kirchlein
Manch' liebliche Maid.
Die duftende Linde
Streu't Blüten im Winde.

Und wieder im wonnigen,
Purpurenen Leuchten
Die Wiesen vom Thaue
Des Abends sich feuchten.
Es klingen die Geigen
Zum lustigen Reigen,
Liebliche Mädchen
Mit glänzenden Blicken
Wiegen im Tanze sich,
Lachen und nicken.
Mit dem Liebsten vertraut
Wandelt im Dunkeln
Die glühende Braut.
Die duftende Linde
Streu't Blüten im Winde.

F. H. Adolf Weiß.

Waldandacht.

O Wald, wie bist Du wunderbar,
Will sich die Sonne neigen:
Wie ferner, leiser Friedensgruß
Klingt's aus der Bäume Zweigen.

Bald schweigen all' die Vögelein,
Kaum, daß noch eines singet,
Und so den Dank in Tönen schlicht
Dem güt'gen Schöpfer bringet.

Nichts mag im weiten Waldesdom
Sein Leben mehr verkünden,
Ersterbend an dem Himmel will
Die Abendröthe schwinden.

Und mählich taucht des Tages Licht
Der Herr in's Dunkel nieder,
Entzündet an des Himmels Plan
Dafür die Sterne wieder.

Dann zieht der Frieden in's Gefild
Auf seines Segens Schwingen
Und will der tagesmüden Welt
Ersehnte Ruhe bringen.

O, dann mag wohl der liebe Gott
Durch Deine Hallen schreiten,
Du mächt'ger Wald, und über Dich
Die Hände segnend breiten.

A. Schmiedl.

Ein steinern Kreuz ...

Ein steinern Kreuz
Am Weg' ragt auf;
Der Wind weh't d'rüber,
Der Schnee fällt d'rauf.

Dort hab' ich gesessen
In einer Nacht
Und hab' an Dich,
Herzlieb, gedacht.

An Deiner Augen
Hellglänzendes Paar,
Dein weißes Antlitz,
Dein schimmerndes Haar.

An Deiner Stimme,
Süßlieblichen Klang;
Wie hold Deine Weise,
Wie reizend Dein Gang;

Wie sonnig Dein Lächeln,
Wie roth Dein Mund —
Und daß dies Alles
Erstorben jetzund ...

Ol. Dalwin.

Rose im Herbste.

Nun bist Du bald gestorben,
Du Rose sonder Gleichen!
Es muß Dein junges Leben
Mit seiner Pracht erbleichen.

In Deinem Blätterschoße
War fein und zart geschrieben
Der Name meines Mädchens,
Ihr Hoffen und ihr Lieben — —

Ernst Moser.

Bestimmung.

Einen Schößling pflanzt der Knabe
Spielend in die Frühlingserde,
Ahnet kaum, daß süße Gabe
Ihm der Baum bescheren werde.
Daß er seinen milden Schatten
Ob dem Müden segnend breite;
Daß man einst dem Lebenssatten
Aus dem Stamm ein Bett bereite.

P. Sauf.

Zwei Rosen saßen auf einem Stiel ...

Zwei Rosen saßen auf einem Stiel;
Und als die eine entblättert ward,
Da wurde der andern das Blühen hart,
Auch sie sank bald hernieder —
Und blühte nicht wieder!

Ein Pärchen sah ich in Lieb vereint;
Und als er selig gestorben war,
Da raufte sie ihr schönes Haar
Und weinte sich rothe Lider —
Und ehlichte wieder!

Pius Lindes.

Dem Glück entgegen!

Geh' Du nur Deine Wege
Und blicke nicht zur Seit',
Nach Vorwärts sei Dein Streben,
Und Muth sei Dein Geleit'.
Laß Du die Menge fahren
Im altgewohnten Gleis,
Dem ist das Glück zu eigen,
Der's kühn zu fassen weiß.
Dem Schwärmer lacht's von Ferne
Und winkt ihm lockend zu,
Dem Kühnen geht's zur Seite,
Ein Kühner sei auch Du.
Dein Streben hemmen Felsen,
Da brauche Deine Kraft,
Dem wird das Glück zu eigen,
Der sich's im Zorne schafft.

Hans Frauengruber.

Wilde Röslein.

De gustibus.

Ein Jeder sucht sich zu vergnügen,
Der so und jener wieder so.
Dem Schwein beliebt's im Schlamm zu liegen,
In Höh'n nur ist die Lerche froh.

Leichenbegängnis.

O die Trauerflöre, Thränen, Schmerzen —
Jetzo — weil er d'rinnen liegt im Schrein!
Heuchler, Ihr! Zerfetztet ihm das Sein,
Hacktet wie die Geier ihm am Herzen!

Anno damals.

Mit Feuer sprach in Konstanz d'rinn
Johannes Huß für seine Lehren,
Worauf dann auch die hohen Herren
Mit Feuer widerlegten ihn.

Wahrer Reichthum.

Nur Der allein ist reich, in dessen Brust
Die Welttonleiter der Gefühle wiederklingt —
Vom tiefsten Schmerz bis zu der höchsten Lust —
Und da — zu reiner Harmonie sich ringt!

Herrn von Xyz.

Was Großes wohl das Männlein von sich denkt,
Seitdem an seinem Nichts — ein Orden hängt!

Die Welt.

Die Welt — ein schöner Garten —
Wenn Gärtner treu sein warten!
Doch böse Buben sonder Zucht —
Zerstören Blüt' — verderben Frucht!

Gold.

Ob das Gold in Bergesruh,
Ob es in des Geiz'gen Truh',
Ohne Nutzen da und dort!
Aber in des Menschen Hand
Bringt es Glück — dem Haus dem Land —
Wirkend in die Zukunft fort!

Dr. Fr. Hroder.

Gstanzln in niederösterr. Mundart.

A Hund, der auf Jeden hört,
A Schloß, das jeder Schlüssel sperrt,
A Madl, das an Jeden ghört,
San allmitsammt kan Kreuzer wert.

Wier a Leb, der Bluat hat gleckt,
So is ah mei Bua;
Hat er nur an Busserl gschmeckt,
So kriagt er net gnua.

Auf n Berge is wohl schön
Und in Wald hab i gern,
Awa froh kann i do
Nur beim Schatzerl recht wern.

Ma kaft hiazt schon Alls,
Was schön auf da Welt;
Do s Herz von mein Diarndl
Kriagt Kaner um's Geld.

Greif i in's Feuer,
Verbrenn i ma d Händ;
Schau i in's Aug Dir,
Is's Herz gar vabrennt.

Se san wia d Palmeseln anzogn,
Awa schiach, s is a Schand;
Mei Schatzerl awa is sauwa
Ah im anfachsten Gwand.

Mi gift's, daß im Lebn
Alls unsicher is,
Und grad nur da Tod
Allani so gwiß.

Im Fruajahr, da singan
De Vögerln voll Freid;
Und so is a d Jugand
Für d Liab de schönst Zeit.

Und hat ma an Drachen,
So laßt man halt steign
Und thuat ihm da Welt ah
Von obn a weng zeign.

Und hat ma a Bißgurn
Und macht si nix draus,
Sa beißt sie de Zähn si
Am End do no aus.

An Eh ohne Kinder,
De hab i net gern;
Was war denn a Himmel,
Wan kane Engerl net wärn?

Mei Diarndl fliagt um in de Gassen,
I hab's schier valurn,
I glaub sie is in da Finstern
A Fledamaus wurn.

Friedrich Haßlwander.

Lustige Zeitung.

Ein Ausspruch Stifters. Als Adalbert Stifters „Studien“ erschienen waren — so erzählt Adolf Pichler — sagte ich ihm von einer Kritik darüber, wo sie mit Lilien verglichen wurden. Da strich er lächelnd mit der flachen Hand über den stattlichen Bauch und sagte: „Nu, nu! wenn dieser Recensent erst sähe, was diese Lilien für einen dicken Stängel haben!“

Ein's von Scheffel. Neben Scheffel wohnte in Heidelberg lange Zeit ein Flötist, der unaufhörlich das Lied mit Variationen „Nach Sevilla!“ blies. Voll Verzweiflung schrieb ihm eines Morgens der Dichter: „Ich bin von Ihrer Sehn-

sucht nach Sevilla im höchsten Grade überzeugt, bitte Sie aber herzlichst, sich sobald als möglich auf den Weg zu machen. Bis zur nächsten Station will ich gern das Fahrgeld bezahlen." — Eine andere Scheffel-Anecdote bezieht sich auf die Zudringlichkeit der Autographensammler und -Sammlerinnen. Obgleich im Allgemeinen sehr entgegenkommend gegenüber den zahlreichen Ansprüchen dieser Art, für deren Erledigung der gealterte Dichter in seiner Radolfszeller Klause ja auch Zeit hatte, konnte ihm bisweilen doch auch der Geduldsfaden reißen, wenn solche Bitten allzusehr — der „Verschämtheit" entbehrten. So erhielt er eines Tages von einer Dame in England ein dickes Paket unfrankiert eingesandt, für das der Dichter ziemlich viel Porto zu zahlen hatte. Als Inhalt entpuppte sich ein dickes Autographen-Album mit einem Begleitschreiben, das die Bitte um ein Autograph des berühmten Dichters aussprach. Und der Dichter griff wirklich zur Feder und trug ein ihm für den Fall passend erscheinendes Sprüchlein ein. Er ließ das Album wieder einpacken und — frankieren. Die englische Dame aber hatte nach Empfang der Sendung das Vergnügen, zu lesen: „Bildung macht frei!"

Von Hieronymus Lorm, dem blinden Dichter-Philosophen, erzählt man sich folgende witzige Abfertigung, die er einem lästigen Schwätzer, der den eifrig schaffenden Dichter allzu oft mit seiner Gegenwart heimsuchte, jüngst hatte zu Theil werden lassen. Als der langweilige Mensch wieder einmal stundenlang das dümmste Zeug zusammenschwabroniert hatte, fiel ihm Lorm, den Verlust seines Augenlichts benutzend, mit der Bemerkung ins Wort: „Aber lieber Freund, was für ein schlechtes Buch lesen Sie mir denn da vor?" Dieser allzudeutliche Wink hatte sein Ziel nicht verfehlt. Der lästige Besuch soll seitdem ausgeblieben sein.

Eine hübsche Theater-Anecdote erzählt man von dem kürzlich verstorbenen Schriftsteller Hermann Sallmayer, der Ende der Sechsziger-Jahre eine Zeitlang den Thespiskarren in der Josefstadt geleitet hatte. Eines Tages drohte ein merkwürdiger Streit unter den Soubretten seines Theaters auszubrechen. Die erste Localsängerin, welche eine besondere Vorliebe für Krebse an den Tag legte, ärgerte sich darüber, wenn bei den auf der Bühne üblichen Gelagen Krebse aus rosenrothem Papiermachee zur Tafel gelangten, während die übrigen Damen außer sich waren, daß statt des echten Champagners bloß schäumendes Abzugbier geboten wurde. Sie erklärten in einer an den Director gerichteten „Resolution," daß sie mit diesem ungenießbaren Zustande keineswegs zufrieden seien und baten um Abhilfe, widrigenfalls sie einmüthig die „Arbeit" einstellen würden. Sallmayer that, als ob er dieses „Ultimatum" sehr ernst nehme, erschien am selben Abend scheinbar aufgeregt auf der Bühne, wo die Damen alle versammelt waren und schrie ihnen zu: „Was, striken wollt Ihr, wie die Bäckergesellen? Gut, Ihr sollt den Champagner haben, auch die Krebse und das echte gebackene Lämmerne — aber nur unter einer Bedingung: die nächste Woche soll ein Sensationsstück aufgeführt werden, wo sich drei unglückliche Frauen zum Schluß mit Gift das Leben nehmen müssen. Und das sage ich Euch gleich: wenn Ihr echten Champagner trinken wollt, so muß auch das Gift echt sein, so wahr ich Hermann Sallmayer heiße. Und gleich werd' ich's von der Apotheke vis-à-vis bringen lassen!" — „Nein! nein! nein! nein!" schrieen und jammerten die mit so vorzüglichem Appetit gesegneten Ober- und Unter-Soubretten, die komischen und nichtkomischen Alten wirr durcheinander und eilten erschreckt von der Bühne weg in ihre Garderoben.

Claudius wurde einmal gefragt, worin der Unterschied zwischen ihm und

Klopstock bestehe, worauf er antwortete: „Klopstock spricht folgendermaßen: „Du, der Du weniger bist, als ich und dennoch mir gleich, nahe Dich mir und entlade mich, Dich beugend, von der Last des Staub ausathmenden Kalbfells!" Ich dagegen sage nur: „Johann, komm' und zieh' mir die Stiefel aus!"

Ein Realist des kommenden Jahrhunderts: Mein erstes schauspielerisches Bestreben ist, die unnatürliche, bilderreiche Sprache der Classiker zu reinigen und die Personen menschlich reden zu lassen. Hier ein Beispiel: Wie überspannt ist der Schiller'sche Satz: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines Englands, ich verwerfe Dich, ein deutscher Jüngling!" Ich frage einen Jeden: Ist der Stolz ein Gürtel? Ich übersetzte diesen Schwulst mundgerecht: „Auf Deinen Stolz, Du englische Gans, pfeift Dir der deutsche Hans!" Das macht jedenfalls mehr Effect — es ist eben mit realistischer Feinheit ausgedrückt. Jene Stellen, in welchen der Dichter das Herz als Sitz des Gefühls bezeichnet, verwerfe ich als überwundenen Standpunkt. Der gute Schiller hatte noch von so Manchem keine Ahnung. So lasse ich den König Philipp zu Don Carlos statt: „Dein Herz ist weich" sagen: „Dein Hirn, mein Sohn, ist etwas angegriffen; gebrauche die Kaltwassercur." Wie wunderbar passen dann gleich darauf die Worte: „Solche Kranke bedürfen guter Pflege." Gleichzeitig aber hebe ich dadurch den lächerlichen Vers auf, der ein eben solcher Unsinn, wie der Marmor des Bildhauers ist. Hat man je marmorne Menschen gesehen? Welche Unnatur steckt z. B. in den Goethe'schen Versen der Iphigenia: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heil'gen dichtbelaubten Hains tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl." Ich lasse die Iphigenia ganz realistisch sagen: „In dem alten Wald bekomm' ich noch immer eine Gänsehaut, brr!" Das ist Natur! Das ist Kunst!

Wann?! Ein Advocat hatte zwei Spitzbuben zu vertheidigen, von denen der eine bei Tag, der andere bei Nacht gestohlen hatte. Darauf fußend, sagte er in der „glänzenden" Vertheidigungsrede: „Der Herr Staatsanwalt hat es bei meinem ersten Clienten als einen erschwerenden Umstand bezeichnet, daß derselbe bei hellem Tage mit unglaublicher Frechheit einen Diebstahl begangen. Jetzt wird bei meinem zweiten Clienten der Umstand, daß er zur gefährlichen Nachtzeit gestohlen, gleichfalls als erschwerend bezeichnet. Ich frage nun den Herrn Staatsanwalt: Wann soll denn der Kerl stehlen?"

Die Zerstreute. Ein langweiliger Herr hat bei einer Dame Besuch gemacht. Nachdem er dieselbe ziemlich lange durch sein fades Geschwätz zu unterhalten gesucht hatte, sagte er aufstehend: „Gnädige Frau, jetzt werde ich mich wieder empfehlen." — Dame (zerstreut): „Ach — Sie sind zu gütig!"

Der Egoist. „Ich reise immer mit zwei Freunden . . . geschieht es, daß einer krank wird, so bleibt der andere bei ihm, um ihn zu pflegen — und ich kann ruhig meine Reise fortsetzen."

Ein arger Lügner prahlte einst in einer Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine halbe Meile geritten. Man bat den anwesenden Dichter Gottfried August Bürger, der bekanntlich auch ein tüchtiger Reiter war, um seine Meinung darüber. „Je nun," sagte er trocken, „reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch."

Peinliche Höflichkeit. Erster Student: „Sie sind ein guter Schläger?" Zweiter Student: „Ich mache gern eine kleine Paukerei mit." Erster Student: „Ah, ich auch! Dann gestatten Sie mir vielleicht, Ihnen höflichst zu sagen, daß Sie ein ganz dummer Junge sind."

Problematische Existenz. Baron von Wanst und Graf von Hager rennen auf der Straße aneinander. Graf: „Sie sind ein Grobian!“ Baron: „Soll das eine Beleidigung sein?“ Graf: „Allerdings, und ich erwarte Forderung auf Pistolen!“ Baron: „Sie können mich weder beleidigen noch kann ich mich mit Ihnen schlagen, denn — Sie existieren nicht! Falsche Haare, falsche Augen, falsche Hüften, falsche Waden, falsche Zähne . . na kurz, ich kann Sie nicht treffen, denn Sie existiren nicht!“

Im Curhaus-Hotel. Wirt: „O, ich erinnere mich, Sie waren ja auch voriges Jahr mit Ihrer Frau Gemahlin da, aber sie hat sich sehr verändert. Sie ist jetzt magerer.“ Gast: „Ja, ein wenig.“ Wirt: „Und sie war auch größer.“ Gast: „Unmerklich.“ Wirt: „Und dann, trug sie nicht lichteres Haar?“ Gast: „Allerdings. Uebrigens — unter uns gesagt — es ist ja nicht dieselbe!“

Moderne Ehen. Pfarrer: „Führt Euch brav auf, Kinder, damit Ihr recht lang und glücklich miteinander lebt.“ — Braut: „Hochwürden, für fünf bis sechs Wochen garantier ich!“

Kindermund. Mutter: „Aber Hans, das ist zu arg, den ganzen Tag muß ich mit Dir schelten und schimpfen.“ — Hans: „O liebe Mama, das schadet gar nichts; im Gegentheil, es ist ein großes Glück, daß ich es — nicht übel nehme.“

Aus der Instructionsstunde. Unterofficier: „Soldat Fischer, sagen Sie mir, was ist Terrain?“ (Fischer sieht sich fragend um und schweigt.) — Unterofficier: „Sie Esel! Läuft der Kerl den ganzen Tag drin herum und weiß nicht, was Terrain ist! Na, jetzt werden Sie es doch wissen!? — Soldat Fischer (zögernd): „A Paar Stiefel!“

„Grüaß Gott!“

„Ich habe die Ehre!“ Geh' schau mi net an;
Was liagst denn so schebi, nixnutziga Mann!
Du hättest an' Ehr a? Geh red net so dumm:
Du bist ja a Lotter, a Lump umadum.

„Ergebenster Diener!“ Heh, laß mi nur aus;
Denn wannst Du mei Deaner warst, dös war a Graus.
A Sprichwörtl haßt: Wia der Herr, so der Knecht;
Da müaßt i jo sein grod wia Du a so schlecht.

„I küß Ihnen d Hand,“ „Ich empfehle mich sehr.“ —
„Küss d Hand,“ sagt a Knecht, für an Mann taugt's nöt her!
Und's „Empfehl mich,“ dös kann Dir scho a nix eintragn:
Bist wert der Empfehlung, so brauchst Du's nöt z sagn.

„Mein Compliment!“ Daß i lachen nöt müaßt!
Jetzt wird mar in Deutschland gar wallisch scho grüaßt;
Dö ganz Grüaßerei is a Schand und a Spott
Und a Lug; thoan ma's weg und sagn liaba: „Grüaß Gott!“
(„Grüß Gott.“)

Ehrich Fels.

Bücher.

Ludwig Ganghofer. Selten sind einem Dichter in jungen Jahren gleich am Anbeginne seiner literarischen Thätigkeit jene Erfolge und jene Anerkennung seiner dichterischen Productionen zutheil geworden, wie dem Manne, dem diese Zeilen gewidmet sind. Nicht nur die Musen, die ihn mit einem schönen Talente bedacht, auch das Glück scheint ihm hold zu sein. Und dies ist ihm in vollem Maße zu gönnen! Denn L. Ganghofer gehört nicht zu jenen Halb- und Scheintalenten, die sich nur durch marktschreierische Reclame und durch die Protection literarischer Autoritäten emporringen: Ganghofer ist ein echtes Talent und ein echter Dichter — ein Dichter, der mit der Raschheit seiner Erfolge auch die Reife erlangt hat. Denn es ist Gesundes, nicht Angekränkeltes in seinen Schriften, wenn auch durch dieselben ein wehmüthiger, herber Zug geht. Aber vor Allem, was uns an ihnen erfreut und erquickt, das ist der unmittelbar frische und natürliche Ton, der aus denselben quillt. Hauptsächlich aber hat das dazu beigetragen, ihm jene Stelle in der deutschen Literatur der Gegenwart zu verschaffen, die er einnimmt, daß es ihm gelungen ist, die Eigenarten seines Volkes mit einer Echtheit und Naturtreue zu schildern, die frei ist von jeder Schablone und welche jetzt nur Wenigen eigen sind.

„Das Volksdrama und die Dorfgeschichte sind Ganghofer's literarische Domänen und in diesen hat er sein Glück gemacht. Gleich sein erstes dramatisches Stück: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" errang einen ungewöhnlichen Erfolg, fast ähnlich demjenigen, den Anzengruber mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld" erntete, so daß Ganghofer gleich schon zu einem hervorragenden dramatischen Talente gestempelt wurde. Es ist dies ein Stück voll feiner Charakterisierung, voll anmuthiger, spannender Handlung, Reichthum an Figuren, köstlichen Humors und ergreifender Wehmuth. Und dann folgte Stück auf Stück. Aber aus dem Dramatiker ist hernach der etwas pessimistisch angehauchte Lyriker und aus dem Lyriker der allbeliebte Erzähler geworden. Hier in der Erzählung hat er ein Feld gefunden, die Eigenarten seines Volkes, die Schönheit seines Landes mit kräftigen Strichen und farbensattem Colorit schildern zu können und auch ein Feld, sein Talent reicher entfalten zu können; denn höher als den Dramatiker schätzen wir den Erzähler Ganghofer.

Er hat uns bisher Dorf- und Jägergeschichten geboten von eigenartigem Reiz und, obgleich einfach in der Handlung, von ergreifender Gewalt. Denn Ganghofer ist ein feiner Seelenkenner und seine Dorfgeschichten und sonstigen Novellen sind psychologische Monographien; dazu zaubert er in seine Schriften echte Waldluft hinein, so daß wir erquickend in dieser Welt, die er uns vorführt, aufathmen.

Allein auch einen Schritt zum Gebiete des Romans hat Ganghofer durch sein vor Kurzem erschienenes Werk: „Die Sünden der Väter" gemacht. In diesem Werke versucht er die Lösung der ethischen Frage, ob sich die Sünden der Väter an den Kindern rächen und zeigt dies an vier meisterhaft gezeichneten und an tragische Größe hinaufreichende Figuren. Er kommt jedoch zu dem Schlusse, daß die irrenden Menschen selbst es sind, die sich Strafe und Vergebung austheilen. Dieses Werk wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen; es ist meisterhaft componiert und Ganghofer zeigt sich darin als Dichter-Philosoph und scharfer Beobachter der Welt und Lebensgesetze.

Ganghofer wurde im Jahre 1855 zu Kaufbeuren in Baiern geboren als Sohn des damaligen Forstassistenten und jetzigen Chefs des baierischen Forstwesens. Als sein Vater vier Jahre später als königlicher Revierförster nach Welden versetzt wurde, kam auch der Knabe dorthin und besuchte dort die Dorfschule. Schon als Kind hatte er also Gelegenheit, jene Eindrücke in sich aufzunehmen, die der spätere Schriftsteller verwertete. Dann besuchte er in den Jahren 1864—1872 das Seminar zu Neuberg a. D. und das Realgymnasium zu Regensburg. Seltsam! Der nachherige Dichter wollte sich dem Maschinenfache zuwenden, aber eben dieser Dichter regte sich in ihm und machte ihn diesem Berufe abwendig. Und so studierte er am Polytechnicum zu München (1874), hier literarische und philosophische Studien betreibend, dann besuchte er noch in den Jahren 1878—1879 in München, Berlin und Leipzig die Universitäten, in welch' letzterer er sich den philosophischen Doctortitel erwarb. So legte er den Grund zu einer ungewöhnlichen Bildung; aber weniger Zufall war es, als sein eigenes, nach Gestaltung drängendes Talent, das ihn dazu trieb, sich der Literatur ganz zu widmen und zur Erkenntnis seiner Begabung zu bringen. Aber auch eine mächtige Anregung hierzu erhielt er durch das Gastspiel der Schauspieler vom Münchener Gärtnerplatz-Theater. Eine Bekanntschaft mit Hans Neuert hatte das Resultat, daß er zur dramatischen Production ermuntert wurde, und damals entstand sein berühmtes Erstlingswerk: „Der Herrgottschnitzer zu Ammergau," das zum Cassenstück wurde. Zum Theil unter Mitwirkung Neuert's schuf er bis 1881 die Einacter: „Tobber Dobler" und „Der Anfang vom Ende," sowie die größern Schauspiele: „Wege des Herzens" und „Der Proceßhansl," welche sämmtlich

ungewöhnlichen Effect bei ihrer Aufführung erzielten. 1881 folgte er einem Rufe des Dir. Fr. Jauner als Dramaturg des Ringtheaters in Wien, welcher Thätigkeit durch den Brand dieses Theaters ein jähes Ende bereitet wurde. Aber die liebliche Kaiserstadt an der Donau fesselte ihn an sich und so blieb er und vermählte sich da mit der Wienerin Kathinka Engel. Er schuf noch dann die wirkungsvollen Volksstücke „Der zweite Schatz" und „Der Geiger von Mittenwald" und gab auch während dieser Zeit einige Gedicht- und Novellensammlungen heraus,*) die alle dieselbe Glut athmen und von derselben künstlerischen Vollendung sind, welche ihm seinen Namen in der Literatur verschafften.

Den Winter verbringt Ganghofer im angenehmen, anregenden Freundes- und Bekanntenkreis, seiner literarischen Thätigkeit gewidmet, in Wien; er macht sich als angenehmer, geistreicher Causeur geltend, der gar lustige Geschichten aus seiner Studentenzeit wie aus seinem sommerlichen Jägerleben zu erzählen weiß. Wenn aber der Frühling in's Land kommt, dann geht er hinaus in die Berge der Heimat, dort zu seinem Volke in nähere Beziehung tretend, demselben neue Seiten abgewinnend.

H. Menkes.

Samuel Taylor Coleridge von Professor Al. Brandl. Die literarhistorischen Botaniker haben vielfältig die hochragenden Bäume des englischen Parnasses geschildert; über Shakespeare, Milton, Byron besitzen wir ganze Bibliotheken, es gibt jedoch noch Dichter, die an ihre Größe nicht emporreichen, jedoch ebenfalls volle Aufmersamkeit verdienen. Professor Brandl hat mit Coleridge einen sehr glücklichen Griff gethan; was man bisher über diesen Mann wußte, war verhältnismäßig nicht viel, von Gedichten kannte man fast nur den von Freiligrath übersetzten „Albatros". Und dennoch ist Coleridge von größtem Einfluß auf die englische Literatur gewesen, er wirkte auf Byron, Milton, Walter, Scott, Shellay und Keats. Auf ihn sind die Anfänge der englischen Romantik zurückzuführen, auch als Philosoph und Theolog nimmt er eine hohe Stellung ein. Er bildete sich an den Deutschen und vermittelte ihren Einfluß auf seine Landsleute. Kant und Schelling haben für ihn eine hervorragende Bedeutung; Schiller's Wallenstein übersetzte oder genauer — bearbeitete er für sein Volk. Merkwürdig ist der Einfluß, den die französische Revolution und Napoleon auf alle diese englischen Dichter nahmen. Freilich konnten sie sich in einer Weise bewegen, von der man bei uns unter dem Preßgesetz und objectivem Verfahren keine Vorstellung hat. Einzelheiten anzugeben, übersteigt den Rahmen des „Heimgarten"; wir wollen nur bemerken, daß uns Brandl mehr gibt als der Titel sagt. Das konnte er, weil er Reisen nach England unternahm und von Lord Coleridge, dem Großneffen des Dichters, bisher unbenutztes schriftliches Material erhielt. Al. Brandl ist ein Oesterreicher, ein Tiroler. Zum Schlusse fügen wir bei, daß sein Buch bereits in's Englische übersetzt wird.

P.

Lord Byron von Karl Elze. Dieses berühmte Werk liegt bereits in der dritten Auflage vor und wurde schon früher in das Englische übersetzt. Diese Auflage ist auf Grund neuentdeckter Quellen vielfach umgearbeitet und verbessert. Zu ihrer Empfehlung brauchen wir nichts anzuführen. Der Erfolg und die Magie von Byron's Namen genügt. Die Werke Brandl's und Elze's sind in schöner Ausstattung bei R. Oppenheim in Berlin erschienen. Bei Brandl fragen wir noch: Fand sich für ihn — den Oesterreicher — kein Verleger in Oesterreich? — Wie in den Tagen des Vormärz müssen unsere Schriftsteller noch immer im Ausland eine Zuflucht suchen.

P.

Adalbert Stifters ausgewählte Werke. (Leipzig. Amelang's Verlag 1887.)

Endlich! Doch fast will sich die Verlagshandlung entschuldigen, daß sie in unserer Zeit diesen Schriftsteller neu aufführt. Man muß fast Bedenken haben, ob unsere Zeit dieser Gabe wert ist. Gewiß, denn es werden sich Tausende finden, die nach der Stifter'schen Art ein Verlangen tragen. Die Einfachheit, das sittlich Schöne, das Beruhigende, das dem Alltagsleben Entrückende — heute mehr als je hat man Heimweh darnach. Zu bedauern an dieser Volksausgabe ist nur, daß es bloß eine ausgewählte, keine Gesammtausgabe ist. Sie enthält in 28 Heften nur die „Studien," „Bunten Steine" und „Erzählungen", aber sie vorenthält uns den merkwürdigen historischen Roman „Wittiko" und den herrlichen „Nachsommer". Es steht zu hoffen, daß das deutsche Volk seinen Adalbert Stifter nun bei dessen neuem Erscheinen derart gerecht würdigen wird, um die Verlagshandlung auch zur Herausgabe des „Nachsommer" zu veranlassen. Auf jeden Fall begrüßen wir das Erscheinen dieser Volksausgabe auf das Wärmste.

R.

---

*) Soeben erschien von Ganghofer: „Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte." (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.) D. R.

Lose Blätter für Haus und Herz von Max von Weissenthurn. (Wiesbaden. Bechthold & Comp. 1886.)

Das sogenannte „Geistreiche", was man sonst an Feuilletons (und das sind gesammelte Feuilletons) zu finden gewohnt ist, wird hier reichlich ersetzt durch das Tüchtige. Es ist eine wackere Lebensansicht, welche diese Blätter durchweht und wertvoll macht. Die Frau wird über die wichtigsten Dinge und Verhältnisse ihres Lebens in diesem Buche Capitel finden, welche vom Geiste deutscher Fraulichkeit beseelt, läuternd und versöhnend wirken müssen. Ueber Vielerlei wird in anspruchsloser und doch anmuthiger Weise geplaudert; es ist ein liebenswürdiges Büchlein. M.

Die deutsche Sprache. Von Dr. Otto Behaghel. (Leipzig: G. Freitag. — Prag: F. Tempsky. 1886.)

Frei von dem pedantischen, trockenen Tone, welcher so viele germanistische Arbeiten sonst hochverdienter Forscher ungenießbar macht, auf knappem Raume, in anziehender und fesselnder Darstellung ein Bild der deutschen Sprache. Dieses Buch wendet sich an die Gebildeten jeder Nation; es zeichnet in großen kräftigen Zügen die äußere und innere historische Gestaltung des gewaltigen, weltbeherrschenden deutschen Idioms. Der Verfasser beginnt mit einem allgemeinen Theile, in dem er, von der vorgermanischen Zeit ausgehend, das Germanische und seine Unterabtheilungen, sowie die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Zeit — letztere natürlich am ausführlichsten — behandelt. Sehr interessant ist unter anderem dasjenige, was in dem zweiten Abschnitt über Volks-Etymologie, über die poetische und die Studentensprache, über den Bedeutungswandel und die Neuschöpfung von Wörtern gesagt wird. Ein dritter Abschnitt prüft die Einwirkung fremder Sprachen auf das Deutsche. Interessant und unterrichtend ist der sechste Abschnitt, der sich mit den Epigrammen beschäftigt. V.

Die Schweiz. Von Dr. J. J. Egli. (Leipzig: G. Freitag. — Prag: F. Tempsky. 1886.)

Ein herrliches Stück Erde wird uns in dem obengenannten Büchlein vorzüglich geschildert. An der Hand des Züricher Universitätsprofessors Dr. Egli durchwandern wir die gewaltigen Alpenlandschaften. Neben Berg und Thal, See, Strom und Fluß lernen wir das kräftige Volk der Schweizer kennen und lieben. Wir gewinnen einen Einblick in die fernen Zeiten, in denen längst untergegangene Völker hier ihre Wohnstätten hatten. V.

Der Schulvereins-Kalender. Der Deutsche Schulverein ist an die Herausgabe eines Kalenders gegangen, der für das Jahr 1887 zum ersten Male erschienen ist.

Abgesehen von einer anmuthigen Ausstattung, zu welcher insbesondere die kunstvollen Rahmen und Kopfleisten der Monatskalender zählen, liegt der den Schulvereins-Kalender über so viele andere stellende Wert desselben in seinem literarischen Theile, welcher ein kleines Schatzkästlein von Gedichten und Erzählungen enthält und aller Welt Freude machen muß, und in einigen deutsch-patriotischen Aufsätzen und Darlegungen, welche den Kalender für Schulvereinsmitglieder unentbehrlich machen. In dem Aufsatze „Die Macht- und Weltstellung der Deutschen" sucht Franz von Löher die Deutschen mit sich selbst, mit ihrer Vergangenheit und Zukunft bekannt zu machen. Der Aufsatz verdiente erweitert und hunderttausendfach in's Volk getragen zu werden. Etwas kurz sind die Proben „Deutscher Mundarten in Oesterreich-Ungarn", zu denen Anzengruber, Hörmann, Grasberger, Waizer, Pichler, Dümml und Andere beigetragen haben, ausgefallen. Einer erhebenden Unterhaltung dienen „Das Schulzeugnis" von Rosegger, „Der arme Hans" von Marriot, die in's Herz greifende Erzählung von Müller-Guttenbrunn „Der Sohn seiner Mutter" und Chiavacci's „Ein Wiener Jahr", welches in jedem Wiener tausend liebe Erinnerungen weckt und jeden Nichtwiener rascher in das Wiener Familienleben einführt als einige Jahre Aufenthalt in der Kaiserstadt. Dazwischen eingestreut finden sich dichterische Gaben von Jensen, Wildenbruch, Milow, Baumbach, Saar, Dahn und eine musikalische Gabe von Heuberger. Dann bringen Kurzgefaßtes, Wohlgemeintes, Beherzigenswertes Deininger, „Ueber Berufswahl"; Mazal, „Das Versicherungswesen"; Dr. L. W., „Ueber Curpfuscherei und Geheimmittelschwindel". Für den praktischen Patriotismus der Deutschen schreibt Hofmann-Wellenhof „Vom Allgemeinen deutschen Schulverein zu Berlin" und Dr. Maresch „Der Deutsche Schulverein in Wien". Dem letzteren Aufsatze ist ein „Verzeichnis der Ortsgruppen" angehängt. Der Kalender wird ein „Jahrbuch der Deutschen in Oesterreich" werden. F. H.

Deutsch-nationaler Kalender für Oesterreich auf das Jahr 1887, geleitet von Karl W. Gawalowski. 2. Jahrgang. (F. Goll in Graz.)

Dieser Kalender bringt ein vollständiges Kalendarium mit allen wichtigen Bestimmungen. Eine Zierde des Kalenders ist das ihm beigegebene, reich und schön illustrierte

deutsche Jahrbuch, das auch diesmal durch gediegene Beiträge namhafter nationaler Autoren sich einen bleibenden literarischen Wert zu sichern sucht. In bunter Reihenfolge wechseln hier nationale Erzählungen, Aufsätze und begeisternde Dichtungen von folgenden Autoren: H. Beheimer, F. Dahn, E. Fels, K. W. Gawalowski, R. Hamerling, F. W. Hausegger, R. Keil, F. Keim, A. A. Naaff, A. Ohorn, A. Polzer, L. Rainer v. Reinöhl u. A. m. Die Rubrik „Nationales Allerlei" enthält außerdem zahlreiche anregende Aufsätze über die verschiedenen deutschen Schulvereine in und außerhalb Oesterreichs, den deutschen Böhmerwaldbund, den R. Wagner-Verein, den deutschen Sprachverein u. s. w. V.

Das deutsche Reich rüstet sich zu einem neuen Eroberungszuge in den österreichisch-ungarischen Gauen. Bei demselben ist es sogar auf unsere allertheuersten Güter abgesehen — nämlich auf die Herzen unserer Frauen. Sie zu gewinnen, erscheint die im deutschen Reich in schon 100.000 Exemplaren verbreitete Hausfrauenzeitung „Fürs Haus" vom 1. October ab wöchentlich in einer neuen österreichischen Ausgabe, welche — ganz auf österreichisch-ungarische Verhältnisse zugeschnitten — unserer Küche und unseren hauswirtschaftlichen Eigenthümlichkeiten voll und ganz Rechnung tragen wird. Sie dürfte wesentlich dazu beitragen, die Bande noch enger zu schließen, welche uns mit unseren deutschen Brüdern und Schwestern jenseits der Grenze verbinden. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1886.)

Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben. 1886.)

Junger Nachwuchs. Roman von J. M. Dostojewsky. Aus dem Russischen übersetzt von W. Stein. (Leipzig. W. Friedrich. 1886.)

Ferdinand Schmidt. Ein Bild seines Lebens und Wirkens als Jugenderzieher, Volkspädagoge und Schriftsteller. Festschrift zu seinem 70. Geburtstage von Hermann Jahnke. (Berlin. Sensenhauser'sche Verlagshandlung. 1886.)

Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Große von H. d'Allona. (Annaberg. J. v. Groningen.)

Der Kirgise. Eine Erzählung von Gustav Zielinski, übersetzt von Sigmund Ludomir. (Holics.)

Lieder und Bilder von J. J. Honegger. (Leipzig. W. Friedrich. 1887.)

Arma parata fero! Ein sociales Gedicht von John Henry Mackay. (Zürich. Verlagsmagazin 1887.)

Feldblumen. Gedichte von Julius Bojanowski. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler. 1886.)

Jugendlieder von Ernst Rethwisch. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1886.)

Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto von Leixner. (Stutgart. Adolf Bonz & Comp. 1886.)

Josef Kiß' Gedichte, 1868—1881. Deutsch von Dr. Josef Steinbach. (Wien. Georg Szelinski. 1886.)

Deutsche Dichtung. Von Karl Emil Franzos. 1. Heft. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Taschenkalender für die elegante Damenwelt 1887. (Graz. Leykam.)

Blattkalender für 1887. (Graz. Leykam.)

Brieftaschenkalender 1887. (Graz Leykam.)

Der Wiener Bote. Illustrierter Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1887, von Karl Elmer. (Wien. R. v. Waldheim.)

Deutscher Volkskalender 1887. Redigiert von Paul Lindenberg. (Beerfelden. Meinhard.)

Postkarten des Heimgarten.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht.

Th. P., Graz: Der Aufsatz „Die erste Schwalbe in Oesterreich" gründet sich auf persönliche Mittheilungen von Anastasius Grün.

F. C., Cilli: Wird erscheinen. Ihre Politik: „Wohlwollen für jeden redlichen Menschen" unterschreiben wir.

O. H. M., Reutlingen: Daß an dem, was Sie Bildung nennen, alles Heil liegt, ließe sich füglich bestreiten. Goethe sagt, nur die ungebildete Seite in uns sei es, von der her wir glücklich sind. Zum Glücke hat jeder Mensch' solch eine ungebildete Seite.

× Der Abdruck der Erzählung: „Jakob der Letzte, eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen", von P. K. Rosegger, beginnt im Jännerheft.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

3. Heft. December 1886. XI. Jahrg.

Die Reise nach Bethlehem.

Ein Weihnachtsgruß von P. K. Rosegger.

In der Werkstatt saß ein junges Weib und wirkte an einem Rock. Sie trug ein graues, fast faltenloses Kleid, das am Halse eng geschlossen und um die Mitte durch ein Band lose zusammengehalten wurde. Ihre langen Haare giengen in weichen Wellen nieder über Nacken und Schultern, sie waren nicht ganz schwarz, ein zarter Goldglanz durchleuchtete es wunderbar und das Angesicht war so schön, daß ich nicht versuchen kann, es zu beschreiben. Ein Volkslied hat seitdem von diesem Weibe gesungen: „Die Mutter, blutjung; schön weiß als wie Kreiden, schön mild als wie Seiden, ein wunderschön Weib, demüthig dabei.“

Die Arbeit war ihr jetzt in den Schoß gesunken, mit ihren großen, sanften Augen schaute sie vor sich hin und sann.

Draußen auf dem Estrich klatschten die Sandalen und eine männliche Stimme rief: „Maria, bist Du da?“

Hierauf trat ein stattlicher Mann mit einem bereits grauenden, kurzgeschnittenen Vollbart herein. Im Arbeiterkittel war er, den langen, viereckigen Stab, den er wie einen Stock in der Hand getragen, lehnte er zu anderen Werkzeugen an die Wand.

„Es ist Feierabend?“ fragte Maria.

„Und es kommen Feiertage,“ sagte der Meister. „Ich habe dem Bachem gesagt, daß sein Schrank in vier Tagen fertig sein soll. Das erstemal, daß ich nach schlechtem Handwerkerbrauch mein Wort nicht halten kann, aber Kaisers Befehl geht voraus.“

„Hat der Kaiser eine Bestellung gemacht?“ fragte Maria.

„Er hat mich selbst bestellt,“ antwortete der Mann, „wir werden eine schöne Reise machen, Maria; Du wolltest ja auch schon lange meinen Heimatsort sehen, die Stadt Davids.“

„Ich weiß nicht, Josef, was Deine Rede bedeutet,“ sagte Maria.

Digitized by Google

„Ich will eben den alten Feigenbaum vermessen," erzählte Josef, „als unten in der Stadt die Hörner blasen. Was muß das bedeuten, denke ich. Geht Salomon, der Sohn Assims, vorüber und ruft mir zu: Josef, komme nur mit, das ist auch etwas für Dich. Wir gehen hinab. Ganz Nazareth ist versammelt und über den Platz reitet auf hohem Schimmel ein Hauptmann, der verkündet es unter Posaunenstößen: Der römische Kaiser will seiner Unterthanen Zahl erfahren, darum hat unser hoher Herr, der Statthalter Cyrinus, befohlen, daß Jedermann von Judea, Samaria und Kanaan in seinen Geburtsort komme und sich aufschreiben lasse am Tage, wenn die Sonne am tiefsten steht, oder die neun Tage darnach. Wer es nicht thut, der soll hart bestraft sein an Gut und Eigen. — So ist es verkündet worden."

„Die fremden Herren bringen viel Last und Beschwerden auf," versetzte nun Maria. „Gott weiß ja die Zahl seiner Geschöpfe."

„Und der Kaiser ist Gott auf Erden, darum will er sie auch wissen."

„Du willst nach Bethlehem reisen, Josef?"

„Weil Bethlehem nicht zu mir reiset."

„Und willst mich in Kanaan allein lassen — jetzt —?" Leise in sanfter Wehmuth war diese Frage gethan.

„Mein liebes Gespons," sagte Josef und neigte sich auf sie nieder und zog ihr Haupt an seine Brust, „wenn Zwei um mich ringen, der gewaltige Augustus und die sanfte Maria, da wird wohl die sanfte Maria stärker sein. Du hast Leid, ich bleibe bei Dir."

„Nein, treuer Mann, so will ich es nicht gemeint haben," sagte sie; „unsere Mutter Eva hat ihren Mann verleitet zum Ungehorsam gegen seinen Herrn; ich will es besser machen. Gehe nach Nazareth, in die Stadt Deines großen Ahnes David, ich gehe mit Dir."

Josef, der Meister, wollte einen Freudenschrei thun nach diesem Worte Mariens. Sonst, heißt es, ließen junge Frauen ihre älteren Männer gerne ziehen auf Gottes Wegen und beschieden sich mit dem stillen Daheim und öffneten ihre Thür mit Freuden dem rüstigen Boten, der Gruß und Bericht will bringen von dem Fernen. — In mancher Stunde schon, wenn der Meister es versäumt, durch muthiges Schaffen in der Werkstatt böse Grillen abzuwehren, war ihm bange geworden ob des jungen Weibes, das er sich angemaßt hatte. Mißtrauen schlich in sein Herz, Mißtrauen gegen sich selbst, ob er wohl stark genug sein würde, der Eifersucht Anwandlung allzeit siegreich zu widerstehen. Wie wäre ihm der Boden des Judenlandes, das er nun durchwandern sollte, heiß geworden unter den Füßen, wenn er seines Weibes gedachte. . . Selig war er darum, als Maria sagte, sie wollte mit ihm gehen. Freilich wohl blickte er sie fragend an, ob sie den weiten Weg wagen dürfe in solcher Zeit.

„Ich will mich ja auf unsere Eselin setzen und wie eine Königin vorüberziehen an dem Tempel Salomons zu Jerusalem und hinaufreiten zur Stadt Davids, der gebenedeiten." So sprach Maria in freundlicher Schalkheit, und so ward es angeordnet.

Der armen Handwerksleute kleiner Haushalt war bald bestellt, die Hütte leicht verwahrt, der geringe Sparpfennig im Mantelsack des Josef wohl gesichert, und so reiseten sie am fünften Tage nach der öffentlichen Vorrufung ab von dem stillen Nazareth.

Als sie am Brunnen des Tempels vorbeikamen, an welchem Maria so oft Wasser geholt hatte und an welchem auch jetzt Weiber standen, die steinernen Krüge auf ihren Köpfen, den Davongehenden nachschauend, kam von der Treppe eines Hauses eine stattliche Frau niedergestiegen, fieng die Eselin, auf welcher Maria saß, am Riemen und sagte: „Eselin, ich bringe auch

Dir noch den Segen des Herrn. Strauchle nicht und stürze nicht auf den steinigen Pfaden von Samaria! Mögest du Kräuter finden auf deinem Wege, um dich zu stärken, und klare Quellen, um dich zu laben. Und wenn du mir die Schwester wohlbehalten zurückbringest, so sollst du sieben Tage bei mir zu Gast sein und essen und trinken nach Herzenslust." — Dann wandte sie sich zu Josef und sprach: „Klug ist es, daß Du Dein Beil mit Dir trägst gegen die Amalekiter."

„Nicht der Wegelagerer wegen trage ich mein Beil mit mir," antwortete Josef, „sondern um den Steig zu roden in den Büschen von Samaria, und um eine Hütte zu bauen in der Wildnis von Sulem."

„Ich sollte Dich nicht hinziehen lassen auf so unwirtlichen Wegen," sagte Schwester Elisabeth nun zu Maria. „Du bist die Gesegnete unter den Weibern. Aber selig bist Du zu preisen, denn Du wirst den Tempel des Herrn sehen."

„Der Friede sei über Nazareth," sagte Josef.

„Der Friede sei mit Dir, Schwester Elisabeth!" sagte Maria.

„Und der Friede —" Elisabeth streckte die Hände aus, aber das Wort konnte sie nicht vollenden, weil sie weinte.

„Und jetzt vorwärts, Esel!" rief Josef dem Thiere zu, neben dem er, es am Riemen führend, dahinschritt. So zogen sie thalwärts.

Das war im Morgenzwielicht. Als sie eine Strecke auf der fruchtbaren, thaukühlen Ebene dahingewandert waren, hielt Josef an, wendete sich um, daß er noch einmal Nazareth schaue, wie es jetzt im Sonnengold so weiß und schimmernd lag am Abhange des grünen Gebirges. Maria saß still vergnügt auf ihrer Eselin und streichelte sie am Kopfe.

Am ersten Tage war es ein fröhliches Ziehen. Bei dem Städtchen Naim, an welchem sie vorüberkamen, trugen sie zwar gerade einen Todten aus dem Thore. Die Mutter des Verstorbenen weinte so schmerzlich, daß Maria vom Eselein abstieg, zu ihr hintrat, um sie zu trösten. „Er wird leben," sagte sie, „die Gruft gibt ihn zurück." Man blickte sie an und wußte nicht, was sie meine. Maria wußte selbst nicht, wie ihr ein solches Wort auf die Zunge gekommen war und sie sagte nun: „Bei Gott ist nichts unmöglich."

Dann zogen sie weiter. Als sie zum Flusse Kison kamen, der zu dieser Jahreszeit in mächtigen Fluten herniederrauscht aus den Schluchten des Gilbongebirges, wollte die Eselin einmal trinken.

„Das ist ein guter und nachahmenswerter Gedanke," sagte Josef, „wir wollen uns unter den Schatten der Palmen setzen und sehen, was sich in meinem Sacke findet. Datteln, das ist gut. Brot, das ist noch besser. Und ein Krüglein mit Wein, das ist am besten. Gelobt sei Gott."

„Er sei auch gelobt, wenn er statt Datteln Disteln, statt Brot Steine und statt Wein Wasser beschert," versetzte Maria.

„Und er sei auch gelobt, wenn er uns statt Datteln Trauben, statt Brot Fleisch und statt Wein Milch und Honig spendet," sagte Josef. So plauderten sie und erquickten sich. Vom Gilbongebirge starrten die dunklen Basaltfelsen nieder, hinter dem Tabor, der dort im sonnigen Dufte halbradförmig aufragt, leuchteten die weißen Gipfel des Heron.

„Da drüben hinter diesen Bergen ist der Jordan und der See Genezareth und die schöne Stadt Magdala, wo ich drei Jahre gearbeitet habe," berichtete Josef, der gerne zeigte, daß er schon manch ein Stück in der Welt herumgewesen war. „Und dort unten, wo dieses Wasser, an dem wir ruhen, durch das Engthal bricht, kannst Du zwischen der Schlucht ein lichtgraues Streifchen sehen. Es schim-

mert wie Taubengefieder. Das ist das große Meer, über welches die römischen Herren herübergekommen sind, um den Stamm Juda zu unterjochen."

Maria entgegnete nichts. Ihr Sinn war nicht der äußeren Welt zugekehrt, sondern der inneren. Im seligen Träumen versunken ließ sie sich von dem treuen Gatten führen, von dem geduldigen Thiere tragen hin über die rauhen Steppen und Steinberge von Samaria.

In der ersten Nacht rasteten sie in einer Herberge zu Ginäa; am zweiten Tage überstiegen sie die Ausläufer des Karmelgebirges, kamen nach Bethula und fanden Herberge zu Sichem, der alten Stadt, wo einst — wie Josef erzählte — die Könige von Israel Hof gehalten. Die Stadt lag zwischen hohen Bergen. Die Gegend war theils felsig, theils mit üppigen Gärten bestanden. Oelbäume und Maulbeerbäume überall, frisches Grün, selbst die Steine sind mit grünem Moos bewachsen, aus allen Spalten sprießen Pflanzen, rauschen klare Quellen, in allen Thalungen rieseln helle Bächlein, in welchen die Sonne glitzert.

„Das ist ja das Land," sagte Josef, als er seinen Blick hinfliegen ließ über die Gegend, „welches Gott am meisten lieb hat auf Erden." Als er diese Worte gesagt hatte, klang die Stimme so seltsam hell an den Berghängen hin. Weit drüben auf einer Berghöhe stand ein Hirt und seine Gestalt ragte wie ein winziges Säulchen in den blauen Himmel hinein. Von dieser Gestalt kam eine Stimme herab zu den Wanderern: „Fremdlinge! Gedenkt, daß Ihr auf heiligem Boden wandelt. An diesem Berge ist die Bundeslade gestanden und Josua hat von hier aus die Gesetze ausrufen lassen über Israel!"

Ein heiliges Schauern erfaßte den Zimmermann aus Nazareth und er sagte zu seiner Gesponsin: „Maria, das sind die tönenden Berge, in welchem der Menschen Rede sechsmal heller schallt als anderswo, und hier will ich rufen: Ihr Berge und alle Hügel, ihr Fruchtbäume und alle Cedern, lobet den Herrn! Lobet ihn, Sonne und Mond! Lobet ihn, alle leuchtenden Sterne!"

Als sie weiter zogen, kamen sie zu einer alten Cysterne, in welche Steinchen hinabrieselten, als Josef auf den Schutt des Randes trat.

„Warum willst Du hier trinken und nicht an der lauteren Quelle dort am Berg?" fragte Maria.

„Dies ist der Brunnen des Jakob," sprach Josef, „hier hat der Stammvater seine Herden geweidet, hier hat er den Brunnen gegraben, weil ihm die Nachbaren ihre Quellen versagt haben. Und wenn Du dort zwischen den Obstbäumen durchblickest, Maria, so wirst Du die Mauern vom Grabe des Sohnes Jakob sehen, den seine Brüder nach Egypten verkauft hatten. Er ist ein hoher Herr geworden, er hätte ein herrliches Grabmal, wie es die egyptischen Könige haben, können errichten lassen über seinen Gebeinen; er hat in der lieben Heimat ruhen wollen." —

Am dritten Tage verließen unsere Wanderer das schöne Thal von Sichem. Sie kamen in ödes Gebirge, dessen Höhen mit einem weißen Reif überzogen waren. Auf einer solchen kahlen und steinigen Höhe that Josef aus dem Bündel ein Wollentuch und wickelte es sorgsam um sein Weib, das ein wenig fröstelte. Dann wendete er sein Auge zurück auf die weiten Gegenden, durch die sie hergekommen. Breite Thäler und gartenreiches Hügelland. An den Berghängen und in waldigen Engthälern halb versteckt lagen in einzelnen schimmernden Punkten und in Gruppen die Ortschaften. Viele Berge hatten Felskämme und in fernstem Hintergrunde, hochaufragend, als wären es blauende Wolken des Himmels mit weißen Rändern, stand das Schneegebirge Libanon.

Plötzlich, als ob sie aus den umherliegenden Steinklötzen herausgesprungen wären, standen drei Männer da. Obwohl ihre Häupter in Tücher geschlagen, waren ihre Antlitze tief gebräunt von der Sonne. Um so schärfer traten ihre weißen Zähne und das Weiße in den Augen hervor; die Augen loderten in morgenländischer Glut. So hielten sie nun ihre langen Speere gegen unsere Reisenden und forderten von Josef das Bündel, von Maria den Mantel und die Eselin.

Josef war wohl einigermaßen verwundert über diese Begegnung, aber nicht erschrocken. „Für Euch," sagte er und legte die Hand an den Stiel seines Beiles, welches im Gürtel stak, „für Euch hätte ich das. Aber wir wollen Frieden, und Gottes Zorn ist stärker als ich alter Mann. Wir sind arme Leute und reisen nach Bethlehem, daß wir uns beschreiben lassen nach dem neuen Gesetz. Wir müßten umkommen unterwegs, wenn Ihr uns dieser Dinge berauben wolltet. Laßt uns im Frieden ziehen."

Die Wüstenmänner mußten fast lachen, als sich dieser Mann mit sanften Worten retten wollte. Sie rissen ihm von der Schulter das Bündel und Einer streckte seinen Arm aus nach dem Mantel Mariens, da hielt er inne und wich zurück.

Ob ihn eine Schlange gestochen? fragten seine Genossen.

„Versucht Ihr's! Versucht Ihr's!" rief der Räuber, „ich kann diesem Weibe nichts zu Leide thun. Ein solches Angesicht habe ich noch nicht gesehen."

Was sie schon in der Hand hatten, das warfen sie zurück und fluchtartig eilten sie davon.

„Der Herr behütet die Fremdlinge; den Weg der Bösen verdirbt er. Unsere Rettung geschah im Namen des Herrn!" so betete Josef mit den Worten Davids. Dann zogen sie weiter.

Als sie an den felsigen Hängen des Azir den wüsten Steig mühesam dahinkletterten, wobei Maria von der Eselin herabgestiegen war, damit sich das erschöpfte Thier leichter weiterhelfe auf den kantigen Steinen, verdüsterte sich der Himmel und Nebel senkte sich nieder von den Gipfeln der Berge. Kalte Tropfen schlugen den Wanderern in das Gesicht und Josef that noch die Bemerkung: „Da gehen wir den heißeren Himmelsstrichen entgegen und es wird immer kälter. Winterszeit."

Sie verwahrten sich in ihre Mäntel. Josef drang, daß sich Maria wieder auf das Thier setze und tröstete die Eselin, daß es nicht mehr weit wäre zur Herberge in Bethel. „In Bethel," sagte er, „ist der Himmel offen, steigen die Engel auf und nieder an einer Leiter. Vater Jakob hat's gesehen."

Der Himmel war freilich offen und so kamen sie ganz durchnäßt im Städtchen an.

Der Wirt in der Herberge fragte, bevor er ihnen den Abendimbiß herbeitragen ließ, ob sie Geld hätten, ihn zu bezahlen. Er pflege vornehme Herren zu sehen unter seinem Dach; vor wenigen Tagen sei Herodes der König und sein Hof vorübergeritten und sie hätten vier Krüge Wein geleert vor seiner Thür.

„So viel leeren wir nicht," sagte Josef, „aber das Wenige, was wir bedürfen, können wir vergelten."

Weil sich der Wirt aber doch vor einem „vergelte es Gott" fürchtete, so ließ er sich die römischen Münzen zeigen, die Josef in seinem Sack hatte.

Solchermaßen ist der Ort, wo Gott dem Erzvater Jakob die Verheißung gethan: Das Land, worauf Du ruhest, will ich Dir geben und durch Dich und Deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet sein! nicht gerade erbaulich für unsere Wanderer ausgefallen. Doch erhoben sie sich am nächsten Frühmorgen frisch und munter von ihrem Lager und

zogen über die Höhen von Ephraim weiter hinab in's Land Judäa.

Josef hatte die Absicht gehabt, die nächste Nacht in der heiligen Königsstadt Jerusalem zuzubringen; allein Maria meinte, wenn die Zeitangaben mit dem Wege stimmten und die Eselin auch an diesem Tage noch so munter trabe wie an den früheren, so könnten sie bis zum Abende Bethlehem erreichen. Es bange ihr vor der großen Stadt Jerusalem und sie fürchte, eine Nachtherberge in derselben würde ihren Reisepfennig allzu empfindlich angreifen. Es sei noch lange bis zum Tage der Rückkehr nach Nazareth und man wisse nicht, was sich zutragen könne.

Das war dem guten Josef nicht ganz zu Sinne. Er hätte in Jerusalem seinem Weibe gerne den Tempel gezeigt, das goldene Haus, die Gräber der Könige und Propheten, und ihr gerne dargethan, wie wohl er Bescheid wisse in der Stadt Sion. Was den Zehrpfennig anbelange, so habe er in Bethlehem einen Verwandten, der es sich zur Freude sein lassen würde, ihnen weiterzuhelfen. Weil er jedoch ein braver Ehemann war, so befolgte er den Rathschlag seines Weibes und setzte das Reiseziel dieses Tages nach Bethlehem. Als sie über die Steinhöhen von Gibeon hinauszogen, an kleinen Menschenstätten vorüber, die Rannah und Gibeah hießen, sahen sie jenseits eines ziemlich tiefen kahlen Thales den hellgrünen Oelberg und vor sich — fast erschreckend nahe — die stolze Königsstadt Jerusalem. Sie breitete sich auf dem flachen Bergrücken bis hinab in das Thal des Kidron, und mitten aus dem Gewirre der unzählbaren Gebäude ragte hoch und glänzendweiß der Tempel Salomons.

Josef stand still, streckte die Arme aus und betete: „Jehova baut Jerusalem, die Zerstreuten Israels sammelt er! Preise Jerusalem, preise den Herrn! lobe ihn, Zion!"

Der Weg theilte sich in viele Arme und Kameeltreiber und Eselführer mit aller Art von Lasten belebten den Platz.

Um die Mittagsstunde war's, als sie einzogen in die Stadt. An den Quaderstufen des Tempels ließen sie sich nieder, um auszuruhen und das Treiben der Menge zu betrachten. Als sie in's Heilige des Tempels traten, ergriff Maria die Hand Josef's und sagte: „Verweile nicht, es wanken die Pfeiler!"

„Die weite Reise hat Dich aufgeregt, Maria," sagte Josef, „es wäre besser, heute in Jerusalem zu ruhen und morgen den Weg fortzusetzen."

„Mein lieber Gespons," versetzte Maria, „es ist ein wunderliches Spiel, ich sehe die Mauern auf mich fallen; verlasse mich nicht, geleite mich hinaus in's freie Land. Ich bin nicht müde."

Sie machten sich wieder auf die Wanderung, doch sie verfehlten in dem Gewirre der Mauern und der Menge die rechte Straße, und anstatt hinabzusteigen in das Thal Hinnom, gelangten sie hinaus auf einen öden felsigen Hügel. Ein Mann war hier mit Beil und Hammer thätig, auf einen langen Holzbalken einen Querbalken zu nageln.

„Saget mir, Diener Gottes, ist das der Weg nach Bethlehem?" fragte Josef den Arbeiter.

„Das ist nicht der Weg nach Bethlehem," antwortete jener und trieb einen Nagel in die Balken, die kreuzweise übereinander lagen. „Das ist Golgatha."

„Und was soll das werden?" fragte Josef, den die Arbeit des Zimmermanns anheimelte. Maria jedoch zerrte ihn mit sich fort: „Josef, mir graut vor diesem Holz. Laß uns nach Bethlehem ziehen."

— — — — — — — — — —

Erst als sie auf der Straße nach Hebron zogen und die Königsstadt hinter dem Felsen des Elias versunken war, athmete Maria wieder

auf. Josef begann bereits, sich bei jedem Baum und bei jedem Stein in Jugenderinnerungen zu ergehen. Einen breiten Stein, der unter Oelbäumen lag, bezeichnete er als das Grab der Rahel, des Weibes Jakobs. Auf den Matten ringsum weideten Lämmer und schwarze Ziegen. Nach drei Stunden eine Wendung des Weges, und vor den Reisenden lag, hoch auf dem Berge, das leuchtende Bethlehem.

Das war am Abende des vierten Tages nach ihrem Auszuge aus Nazareth.

„Das ist der Tag, den gemacht Jehova! Lasset uns jauchzen, uns über ihn erfreuen!" mit diesem Gruße zog Josef, der Sohn Davids, ein in die Stadt seiner Väter.

Maria saß vor dem Stadtthore unter den breiten Fächern einer Palme und hatte den Riemen der treuen Eselin in der Hand. Das Thier grasete neben dem Wege. Das junge Weib blickte hinaus in die abendliche Gegend, die ihr fremd war und doch so traut, weil sie ja die Heimat ihres Mannes ist. Still und feierlich lag die Stadt hier im Vergleiche zu dem lärmenden Jerusalem.

Josef war in die Stadt gegangen, um das Amt und die Zeit der Aufschreibung zu erfahren und sich um eine Nachtherberge zu kümmern. Er wollte lange nicht zurückkommen und Maria versank in träumende Betrachtung. Ueber den Bergen glühte ein schönes Abendroth; auf den Höhen standen Pinien und Feigenbäume, die streckten ihre breiten Kronen in den Himmel hinein. Auf den dämmernden Weiden sprangen und scherzten noch die Lämmer und auf grauen Steinen saßen Hirten und bliesen die Schalmeien.

Unter dem Oelbaum dort lehnte ein Jüngling, der wand Zweige zu einem Kranz und sang mit weicher Stimme folgendes Lied: „Siehe, schön bist Du, meine Freundin! Deine Augen sind Taubenaugen aus lockendem Haar! Gleich sind Deine Zähne einer Herde geschorener Schafe, die aus dem Bade steigen und fruchtbar sind! Es gleichen Purpurknospen Deine Lippen und Deiner Brüste Paar jungen Gazellen, die unter Lilien weiden! Getroffen hast Du mein Herz, wie süß, o bräutliche Schwester, ist Deine Liebe! O küsse mich mit den Küssen Deines Mundes, denn köstlicher ist Deine Liebe als Wein!"

Leise klang die Schalmei durch den süßen Frieden des Abends. Nach einer Weile fuhr der Sänger fort: „Wer ist Die, die hervorgeht, wie Morgenröthe! So schön wie der Mond, wie die Sonne so rein! Der Schlange zertritt sie das Haupt, der Eva lieblichste Tochter!"

Als Maria so dasaß und auf Josef wartete, gieng ein leiser Hauch von Weh durch ihr Herz. Enger schlang sie um sich den Mantel und that einen Blick gegen den Himmel, wo schon einige Sternlein standen. Warum Josef nicht kommt? Ein Bach hatte früher gerieselt im Thale, den hörte sie jetzt nicht mehr. Aber jenseits desselben, an einem wilden Weinstock stand ein Mann, der erhob, als der Liebessänger schwieg, seine Stimme und sang: „Aus Isaias' Stamme wird ein Reis entsprossen; auf dem Sprößling wird ruhen der Geist Gottes! Gerechtigkeit ist seiner Lenden Gürtel und Wahrheit der Gürtel seiner Hüfte!"

„Selig, selig!" rief unter dem Oelbaum der Liebessänger.

„Selig, selig!" wiederholte jener am Weinstock.

Der Jüngling sang: „Selig, selig werden sie preisen alle Geschlechter!"

Ein seltsamer Schauer gieng durch den Leib Mariens; sie wußte nicht warum.

Endlich kam Josef aus der Stadt. Langsam schritt er und verzagt. Die Beschreibung sei morgen von der neunten Stunde und bis Mittag, das füge sich wohl. Aber Nachtherberge? Er sei bei seinem Verwandten gewesen; der habe sich arg gefreut, den Vetter wieder zu sehen nach langer Zeit. Aber sein Dach sei klein und könne das junge Volk kaum fassen, mit dem ihn Gott gesegnet habe. Dann sei Josef in die öffentlichen Herbergen gegangen; da sei Alles überfüllt wegen der Beschreibung und jetzt wisse er nicht, wie das werden solle.

Maria stützte das Haupt auf ihre Hand und schwieg.

„Du bist müde, mein Weib," sagte Josef besorgt, „es zittern Dir die Glieder. Was ist das?"

Maria schüttelte leise das Haupt, es wäre nichts.

„So will ich noch einmal gehen," rief der Mann, „sie müssen uns Unterstand geben, wir sind keine Amalekiter!"

Sie erhob sich und gieng mit ihm in die Stadt. Hinterher trabte die Eselin.

In den Herbergen hieß es: „Wir haben Euch schon einmal gesagt, wir haben nicht Platz für Bettelvolk. Bietet Euer feines Töchterlein wo anders aus, unsere Häuser sind wohl berufen."

„Das ist nicht meine Tochter, Herr, die ich ausbiete, das ist mein vor Gott angetrautes Eheweib, das ich liebe!" so sagte Josef und sein Wort war voll herben Ernstes.

Sie schlugen die Thore zu.

Ein Obstverkäufer auf dem Markte sah, wie die fremden Leutchen von Haus zu Haus zogen und überall abgewiesen wurden. Er nahm seine Mütze in die Hand und fächelte damit, daß er sie zu sich winke.

„Wir sind alle Fremdlinge auf Erden," sagte der Verkäufer, „ich nehme Euch aber die Nacht um Gotteswillen, aber ihr müsset mir Euren Paßschein zeigen."

„Wir sind aus Nazareth in Galiläa," berichtete Josef, „und hieher-gereist des neuen Gesetzes wegen, daß wir uns aufschreiben lassen, weil ich von dem Stamme Davids bin."

„Von dem Stamme Davids!" rief der Verkäufer, „das Wort kann jeder sprechen. Ich habe Euch nach dem Paßschein gefragt."

„Bei uns in Nazareth daheim," sagte Josef, „trauet man dem ehrlichen Gesicht. Mir ist von einem Paßschein nichts gesagt worden und ich habe keinen."

„Bei uns ist es strenge. Gott helfe Euch!" sprach der Obstverkäufer achselzuckend.

„Und auch Euch!" sagte Josef. Die beiden Eheleute schleppten ihre müden Glieder einem Palaste zu. Der reiche Herr hat Scheuern und Schoppen und Alles im Ueberfluß; wenn er auch ein gutes Herz hat, dann werden sie unter seinem Dache ruhen. Aber der reiche Herr war grauenhaft arm. Er gerieth in Wuth, so oft er einen Reichen sah, denn er hielt es für sein Vorrecht, reich zu sein. Er gerieth in Zorn, so oft er einen Bettelmann sah, der ihn behelligte. Er war voller Bitterkeit und so ließ er Schimpf und Hohn herabwerfen von dem Söller auf die armen Fremden, die in der frostigen Abenddämmerung rathlos auf der Gasse standen.

Maria nahm den Josef bei der Hand und sagte: „Komm', wir wollen aus der Stadt hinausgehen. Bei den Reichen und Vornehmen finden wir keine Barmherzigkeit."

Und als sie die steinige Straße hinabwankten gegen das Thal, mußte sich Maria niederlassen auf den feuchten Rasen. „Josef," sagte sie, „Du sollst Dich nicht bekümmern, wenn die Stunde kommt. Ich vertraue auf unseren Gott."

Ueber dieses Wort war der Gatte erschrocken. „Die Stunde?" fragte er,

„zu solcher Zeit? Auf alle Mittel und Weis', wie könnte das sein!"

„Bei Gott ist Alles möglich," antwortete Maria.

Jetzt sprach Josef einen vorübertrottenden Hirten an: „Mann Gottes! Wir sind arme Leute. Gebt uns Obdach für diese Nacht."

„Gerne," antwortete der Greis, „gerne theile ich mit Euch mein herrliches Haus. Der Himmel ist mein Dach, die Erde ist mein Grundstein." Er gieng vorüber.

Einen zweiten Schäfer, der seine Herde sammelte zwischen den Felsblöcken, fragte Josef, wo man denn Unterstand finden könne für ein krankes Weib?"

„Da oben ist die Stadt," versetzte der Schäfer.

„Die Leute wollen uns nicht."

„Die Leute wollen Euch nicht? Dann müsset ihr zu den Thieren gehen," sagte der Schäfer. „Kommt, ich weiß Euch etwas."

Er führte sie thalwärts und die Eselin folgte ihnen mit gesenktem Kopfe.

War zwischen bemoosten Felswänden eine Kluft in dem Berg. Da drinnen saß ein Rind, welches vor der Nachtruhe das Geschäft des Wiederkäuens besorgte. Die Eselin machte sogleich Bekanntschaft mit dem Rinde und sie beleckten sich gegenseitig am Kopfe. In einer Nische war dürres Gras aufgeschichtet, das breitete jetzt der Hirte auf dem felsigen Boden aus und sagte: „Hier meine lieben Gäste, habt Ihr ein Bett. Hüllet Euch ein, wie Ihr könnt, und schlafet im Frieden."

Dann gieng er davon und ließ sie allein. —

Um die Mitternachtsstunde war's, da bemerkten wachende Schäfer über Bethlehem einen hellen Stern. Zur selben Stunde brachte ein Knabe die Nachricht: In der Felsenkluft des Ismael auf dürrem Grase ruhe ein junges Weib und habe ein kleines Kind an der Brust.

Die Mähr verbreitete sich rasch in den Bergen um Bethlehem. Hirten, die aufrecht standen, weckten die Schlafenden. Ein süßer Schauer erfaßte die Erwachenden. Rasch standen sie auf, um zu sehen, was an dieser Sache sei. Ein fremdes, armes Weib — ein neugeborenes Kind in der frostigen Felsenhöhle! — Der Eine trug den Pelz eines geschlachteten Schafes mit sich. Der Andere hatte getrocknete Feigen und Trauben, oder in einem Schlauch rothen Wein. Ein Dritter brachte in einem Plutzer Milch herbei. Ein Vierter trug sein jüngstes blökendes Lämmlein; Eier, Brot ein Anderer, Jeder etwas, als giengen sie in's Amt mit dem Zehent. Sie giengen aber hinab in das Thal vor Bethlehem, wo die Felsenhöhle war und beschenkten mit ihrer Habe die armen Fremden, betreuten die Mutter und das kleine Kind. Keiner der Gebenden blickte heute um sich, ob seine That wohl auch gesehen und belobt würde; Keiner schielte mit eifersüchtigem Blick auf die Gabe des Nachbars; Keiner dachte heute an den Segen Gottes, der den Wohlthätigen verheißen ist — Jeder gab einzig und allein nur aus Mitleid zu den armen Leuten, aus Liebe zu dem Kindlein.

Als es Morgen ward, stand an der unteren Pforte der Stadt ein Greis. Es war ein Fremdling aus dem Morgenlande mit braunem Antlitz und grauem Haupte. Mit fast königlicher Würde gebot er den in die Stadt eilenden Leuten, daß sie stille stünden, und mit der Glut des Propheten sprach er seltsame Worte. „Was suchet Ihr in der Stadt, Ihr Männer und Weiber von Judea!" rief er. „In der Stadt ist kein Heil. Steiget vielmehr hinab zu der Felsengrotte des Ismael. Dort geschehen Wunder. Die Menschen, die seit dieser Mitternacht der Grotte nahen, werden barmherzig und liebreich. Fremdlinge aus Galiläa

haben dort Zuflucht gefunden und ein Kind ist geboren in dieser Mitternacht. Und wer dem Kinde nahet — o Wunder über Wunder! der wird barmherzig und liebreich. Gehet hinab! Gehet Alle hinab! Es ist ein heiliges Kind. Es weckt in den Armen die Macht und die Freude zu geben. Es weckt in den Menschen die Barmherzigket, es weckt die Liebe. Daran erkenne ich den Heiland!"

Die rothe Evi.

Dorfgeschichte von Friedrich Rottenbacher.

— — Die Bäuerin fährt mit dem Kopf aus den Kissen, starrt in die kleinen Fensterscheiben und sieht gerade noch die rechtsübergeneigte Zipfelmütze des Mondes sich hinter den Berg davonmachen. „Hansel!" ruft sie mit halbunterdrückter Stimme. Der Bauer rührt sich. „Geht's mich an? Oder geht's etwa gar den Kater an?" Die Katze der Bäuerin hieß nämlich auch Hansel.

„Denk wohl, 's geht Dich an! Los' auf, hörst Du nichts?"

„Was wird's sein? Der blecherne Hahn knarrt." — Und der Bauer gähnt und — schläft. Die Bäuerin aber hatte keine Ruhe. „Hansel!" ruft sie wieder.

„Ich schlaf'!" brummt dieser.

„Aber Du mein — hörst Du denn nichts, Schlafhaube Du?" So kreischt die Bäuerin, deren Zorn schon lichterloh brennt. Nun mußte der Hanselbauer freilich munter sein. Auch klangen ihm die Ohren. Er setzte sich im Bette auf und sagte gähnend: „Fast ist es so, als thät es läuten."

„Läuten thut's am Dach — sicher, sicher! Steh Du nur auf und schau einmal nach!"

„Das will schon überlegt sein!" erwiderte der Hanselbauer und legte sich auf das linke Ohr; das Bett seines Weibes aber stand rechts.

Es klingelt mit schrillem Ton den Dachfirst entlang; der Bauer hört es ganz deutlich.

„Aber mein Gott, was das sein mag!" So die Bäuerin.

„Wenn's Neusonntag wär —"

„Was wär' hernach?"

„Da reitet der wilde Jäger am Dach herum. Aber 's ist nicht Neusonntag." So der Bauer auf dem linken Ohr.

Jetzt fährt es schwarz wie Beelzebub vom Dache herab und vor dem Fenster nieder.

„Der böse Feind!" schreit die Bäuerin.

„Wird wohl nicht!" murmelte der Bauer, dem es etwas unbehaglich auf dem linken Ohr wurde — er legte sich auf das rechte.

Jetzt springt es an das Fenster, daß die Scheiben klirren — dann wieder hinauf auf das Dach. Die Hanselbäuerin schreit gellend auf, der Hanselbauer hebt den Kopf ein wenig, reißt den Mund auf, bringt aber beileibe keinen Laut hervor.

Zum andernmal klingelt es auf dem First — nun wischt es durch den Schornstein herab — jetzt poltert es in der Küche herum. Der Bauer horcht schier athemlos; er sagt mit gepreßter Stimme: „Ich denk', es miaut der Kater."

„Als ob sich der arme Hansel nicht fürchten dürft'.“

„Meinst mich — oder den Kater?“

Wer nicht antwortete, das war die Bäuerin; denn da durch einen heftigen Anprall die Scherben klirrend auf den Estrich stürzten, hatte sie nur Zeit: „Jesus, Maria und Josef!“ zu rufen und sich die Ohren zuzuhalten.

Als nun nichts — gar nichts mehr zu hören war, kroch der Hanselbauer unter die Decke und machte die Augen zu — nur die Ohren hielt er offen bis zum ersten Hahnenschrei.

Als der Tag schon recht zudringlich in die Stube blinzte, erwachte die Bäuerin. Sie sah das Bett ihres Eheherrn leer, denn dieser war schon seit Tagesgrauen auf; er hatte aber sonst nichts Ungewöhnliches als die Scherben des Küchenfensters gefunden. Nun stand er verdrießlich unter dem breiten Hofthor. Da kam der Gäuschütz mit der Kraxe am Rücken träge herangeschlappt. „Hanselbauer,“ sagte er verschlagen lächelnd, „was hat Dir die schwarze Katze Deiner Bäuerin in den Weg gelegt, daß Du ihr eine Glocke an den Schwanz bindest und sie in den Wald jagst?“ —

„Wird wohl nicht!“ meinte da der Bauer erschrocken und rief in den Hof hinein: „Hansel! Hansel!“ — Doch der schwarze Hansel kam nicht. „Wird wohl nicht!“ murmelte der Bauer und kraute sich hinter dem Ohr.

„Hab' selber die Katze gesehen,“ fuhr der Andere fort, „als sie mit der Klingel am Schwanz ganz wüthend daherrannte.“

Der Hanselbauer schüttelt den Kopf, geht sachte in die Stube und sagt, was er gehört hatte, seinem Weibe, das eben das Haar zu einem Knoten dreht und feststeckt. „Wer das etwa gethan hat?“ meint er.

Der Bäuerin treten schier wie einem Krebse die lichten Augen aus dem rothen Gesichte und ihre Finger biegen sich wie Fänge eines Geiers, dann lacht sie gellend auf: „Du weißt das nicht, Du alter Hascher?“ Dabei trat sie ihrem Eheherrn unter die Augen. „Wer bringt den Verdruß in's Haus, frag ich? Wer?“

Der Bauer war bis an die Mauer zurückgewichen, die Thür hatte er verfehlt.

„Wer ißt für Zwei und arbeitet nicht für den klein' Finger da? Wer?“

Der Hanselbauer sagte kleinlaut: „Leicht die Evi?“

„Leicht die Evi?“ spottet die Bäuerin. „Ja, ja, die rothhaarige Hexe, das Kind des Zuchthäuslers, Deines Herrn Schwagers — das Betteltkind, das Du mir zum Trutz und um mich unter die Erde zu bringen — — aber da hat es noch weite Wege —“

Jetzt hatte der Bauer durch eine geschickte Wendung die Thür erreicht und machte sich aus dem Staube — es war die höchste Zeit. Im Hofe stand er still und fuhr sich mit dem Hemdärmel über die feuchte, sorgendurchfurchte Stirn. Wie er so dastand und zu denken anfieng, da stieg ihm gleich das Blut zu Kopfe — er brauchte einen Ableiter. So ersah er die Evi. Das rothhaarige, sommersprossige Dirndl, das trotz seiner achtzehn Jahre noch fast Kind schien, hockte auf dem Zaun, kicherte vor sich hin und schlenkerte mit den nackten Beinen. Das Gesicht war ungewaschen, das Haar ungekämmt und das Kleid zerrissen.

Schreiend gieng der Bauer auf sie zu: „Hast Du dem Hansel die Glocke anbunden?“

„Hm, könnt' schon sein! — Hat's der Bäuerin weh than? Recht weh?“ Und sie lacht schadenfroh auf.

„Du Racker,“ schreit der Bauer, „der Katze hast die Klingel anbunden, nicht der Bäuerin!“

„Der Katze hängt man die Klingel um und die Bäuerin läutet.“ —

Aus dem Hause scholl eine Stimme, vor der des Bauern Zorn schnell schwand. Er blickte ängstlich auf das

Dirndl. „Everl, geh' der Bäuerin heute aus dem Weg! Ich bin so viel älter als sie und mühselig und könnt' Dir hart helfen!"

Da schoß die Bäuerin aus dem Hause und riß unterwegs die Mistgabel aus dem Düngerhaufen. Evi stieß einen Schrei aus, sprang vom Zaune herab — sie sah keinen anderen Ausweg als die Leiter zum Heuboden und kletterte rasch hinauf. Die Thür oben war verschlossen.

Die Bäuerin wollte nachklettern; Evi setzte sich vor die Thür, faßte die Leiter an der obersten Sprosse und rief drohend: „Ich schmeiß die Leiter um!"

Also blieb die Bäuerin unten. „Noch meistere ich Dich, Du rother Balg!" schrie sie und wendete rasch die Leiter von rechts nach links, dann noch einmal und noch einmal, bis die Leiter den Händen des Mädchens entrückt war. „So, Evi — jetzt steig herab — oder bleib oben Tag und Nacht! Und die Hand soll verdorren, die Dir die Leiter hinrückt!" Dabei streifte den Bauern ein böser Seitenblick.

„So wird wohl meine Hand verdorren!" ließ sich eine rauhe, etwas krächzende Stimme vernehmen.

Die Bäuerin wendet sich um. „Du bist nicht Derselbe, der gern gefällig ist, Sepp," meinte sie bissig.

„Meinst, Bäuerin?" sagte Sepp, ein kleiner, breit- und hochschulteriger, struppiger Bursche mit langen Armen. „Meinst, wenn ich sie drei Schuh tief unter die Erde wünsch, das wäre kein Gefallen? Was macht sie bei uns oben? Daß ihr die Hitz das Mark ausdorrt — ich mein' die Hitz der Bäuerin? Da unten ist es hübsch kühl."

„Hast es erfahren, Sepp?" fragte höhnisch die Bäuerin.

„Das Erste wohl — das Zweite nicht — denk' mir nur, es müßt da unten gegen oben kühl sein."

Die Bäuerin haßte den Knecht; sie war einmal gegen ihn zuthunlicher gewesen, als es schicklich sein mochte — Sepp aber hielt auf das Schickliche. Sie sagte jetzt: „Kümmere sich der Sepp nicht um andere Sachen, als um seine Arbeit!"

„An die Arbeit hat mich der Bauer noch nicht gemahnt — und der Bäuerin — der kann man halt nicht Alles recht machen. Der Bauer wird es wissen."

„Ist redlich wahr," nickte der Bauer, dessen Muth sichtlich wuchs.

„Sich um Die da zu kümmern," fuhr Sepp fort, „ich denk', es wär' an der Zeit. Der Herrgott hat wohl selber keine Zeit dazu."

„Sie hat halt der Katze der Bäuerin eine Klingel anbunden," sagte der Bauer.

„Die Evi hat's nicht than; das ist erlogen!"

„Wer hat's denn nachher than?" fragte die Bäuerin erstaunt. Auch Evi oben neigte den Kopf vor.

„Die Bäuerin selber hat's than — ja die Bäuerin selber," sagte Sepp. „Hat sie gestern nicht die Evi geschlagen, treten, bei den Haaren zogen für nichts und wieder nichts? — Gut, denkt sich die Andere, ich thu' Dir auch weh. Hättest Du den Bauer lieber, als den Kater, ich glaub, sie hätt' dem Bauer die Klingel anbunden. Weil aber der Kater der Bäuerin das Liebste ist auf der Welt, hat sie der Katze die Klingel an den Schwanz gehängt. Ich schau noch zu und denk' bei mir: das thut die Bäuerin."

Das Dirndl nickte dazu verständnisvoll mit dem Kopfe.

Der Sepp durfte sich schon was erlauben — er war am Feld, im Haus und auf dem Markt des Bauern rechte Hand.

„So meinst Du auch, ich hätt' das Vieh verfuttert — nicht die Evi hätt's than? Ich hätt' — —"

„Ja, Bäuerin, nur Du; denn Du bist die Ursache."

„Und wenn die Evi das Haus anzünd't? — —"

„Bäuerin, so bist Du die Brandstifterin. Versündige Dich nicht! Du thust Alles, das Dirndl schlecht und boshaft zu machen — nichts zum Guten. Es wär' am Ende kein übles Dirndl — nein, es darf nicht sauber sein! Es kriegt kein Kleid, kein Tüchel, keine Bundschuh, damit es ja nicht so sauber wär' wie Du. — — Na, nichts für ungut Bäuerin, zu Neujahr wird's anders!"

„Wegen der Reden brauchst nicht zu gehen," sagte der Bauer; die Bäuerin biß sich auf die Lippen.

„Schon recht," meinte Sepp, „aber der Evi stell' ich die Leiter hin, und die Hand, denk ich, wird nicht verdorren."

„Meinetwegen soll sie schon nicht verdorren!" schreit das Everl und springt — zwei Klafter hoch — herab. Halb fiel sie hin, dann raffte sie sich auf und hinkte in das Haus.

Die Drei erschraken nicht wenig; doch schnell faßte sich die Bäuerin — um zu schelten. Darauf giengen die Männer ihres Weges und ließen sie allein, was sie noch mehr verdroß. Sie blickte rundum, ob sonst nichts da sei zur Kühle ihres heißen Blutes. Da kam zum Glücke was des Weges — ein armes, gebrechliches Wesen. Noth, Branntwein, Laster hatten das Bild geschnitzt, bemalt und mit Fetzen behangen. „Das ist ja der Evi ihr Vater — der Zuchthäusler! Was Der da sucht?" so fragte sich die Bäuerin und lugte scharf aus.

„Frau Mahm, Ihr kennt mich wohl nicht mehr?" — winselte das elende Wesen. „Seit ich heraus' bin — drinnen war's noch leidlich gut — ist's mir schlecht genug gegangen. Kein Lager, kein warmes Essen! In meiner Heimat leidt's mich einmal nicht. Da hab' ich bei mir gedacht, weil die Frau Mahm schon so viel barmherzig ist, sie wird mir eine kleine Rast und einen Löffel warme Suppe wohl gönnen!" — Um sein Kind — ob es todt oder lebendig — fragte er nicht.

„Da schaut mir diesen unverschämten Zuchthäusler an! Füttere ich seinen Fratzen und da denkt er sich, soll ich auch i h n atzen! Jetzt schau Er aber gleich, daß Er fortkommt! — Will Er leicht stehlen? — Marsch!"

Der Elende gieng wortlos hinweg, nicht ohne scheu und drohend zurückzublicken.

Jetzt war's der Bäuerin leichter um das Herz und der Vorsatz, der Evi keine Nahrung zu geben, bis die Katze nicht heimgekehrt wäre, that ihr unendlich wohl.

Sepp aber dachte, wenn sich der rothe Wildfang beim Sprunge weh gethan hat, so schiert sich keine Seel' um ihn. Keine? Wenn's wahr ist! Ich bin auch wer! — Und er geht in das Haus bis zu ihrer Kammerthür. Dort steht er zaudernd still. — Ich will sie fragen — was heute für ein Heiliger im Kalender steht. — Doch die Kammerthür ist versperrt. Er schaut durch eine Spalte der Thür — Herrgott, da liegt das Dirndl der Länge nach auf dem Boden, schluchzt, daß der Körper bebt und schlägt mit der Stirn den Takt auf die harte Diele. Sepp schleicht durch das Vorhaus, — um die Ecke — bis zum Fenster, steigt dann hinauf und schaut fürwitzig hinein. Einen solchen Jammer hat er noch nie geschaut. Halblaut ruft er ihren Namen, sie zuckt zusammen, blickt scheu auf, wischt sich die Augen um besser zu sehen, springt dann verwirrt und zornig auf und flüchtet vor Sepp's Anblick in eine Ecke. Dieser schüttelt den struppigen, ungeschlachten Kopf und denkt bei sich ungefähr Folgendes: Da soll es keinen Schutzengel geben! Ihre Mutter war eine schlechte Dirn, ihr Vater ein Dieb; ihr Ohm und ihre Tante thun ihr auch nichts zu Gute und zu Liebe — die ganze Welt gibt sich Mühe, sie schlecht zu machen. Da ist der Schutzengel, der sich dagegen wehrt und spreizt. Die Menschen kehren den Besen um, womit sie vor ihrer Thür

fein säuberlich kehren sollten, schlagen mit dem Stiele auf den Kinderengel ein, und der — Teufel freut sich und dreht fleißig Stricke.

„Hast Dir vielleicht weh than beim Springen?" fragt er brummig. „Fehlt Dir was?"

„Freilich hat mir was gefehlt — daß der Sepp zu mir fensterln kommt! Pfui, schäm Dich! Was geht es Dich an, wenn ich auf dem Boden liege? Der Wurm gehört in den Staub! Willst mich treten?" So sagte sie zornig und kam aus der Ecke nicht hervor.

„Warum hast Du geweint, Everl?"

„Ich habe nicht geweint," rief sie heftig. „Es war Verstellung — die Bäuerin sagt, ein Theatergespiel." Und sie lachte laut auf.

Jetzt thut es ihm leid, sie angerufen zu haben; beim Weinen war's ihr sicher leichter als beim Lachen. Er wollte zu ihrem Herzen reden — er wollte sie auf einen ungewohnten Anblick vorbereiten — darum zauderte er.

„Evi — Dein Vater ist da."

Sie trat rasch aus ihrem Versteck — er blickte ihr forschend in die Augen.

Evi wurde zuerst roth, dann blaß und sagte, die Hände faltend: „Hast ihn gesehen?"

„Ich hab ihn gesehen, da er sich vom Haus fortschlich. Er schaut recht wüst daher."

Evi fragte: „Er schlich fort? Warum schlich er fort?"

„Ja Everl, daß ich Dir sag — er wollte eine Suppe und ein Stroh; für ihn hat die Bäuerin keine Suppe und kein Stroh. Was soll er da?"

„Was soll er da?" wiederholte das Dirndl sinnend. „Mich kennt er nicht – was soll er da?" Sie blickte starr in das Blaue hinaus. „Er kennt mich nicht — und die Anderen — die Fremden sollen mich kennen? — Für was man auf der Welt ist! — Nicht einmal das wenige Böse kann man thun, wie man's gern möchte: es hat's ja die Bäuerin than — nicht wahr, Sepp?" — Sie schaute ihm wieder voll in das Gesicht und fuhr mit wachsender Erregung fort: „Schau Sepp, mich lassen sie nicht fort, daß ich für Brot arbeite, für Brot, Kleider und Schuh, denn sie brauchen selbst meine Arbeit; aber ihn, der keine Faust zur Arbeit, nur Hunger und Mühsal bringt, jagen sie fort, denn sie brauchen den Hunger nicht. Sein Kind sperren sie ein und stehlen so dem Hungrigen die gutthätige Hand des Kindes – dem verlassenen Kinde den Segen des Vaters."

„Everl, Everl, was red'st Du da? Dich hätten sie eingesperrt? Du hast Dich nicht selber eingesperrt?"

Evi biß die Zähne fest aufeinander, daß sie knirschten, dann lächelte sie bitter und sagte: „Schau Sepp, je mehr sie mir Schlechtes thun, desto mehr freut's mich im Grunde — sie geben mir ein Recht, schlecht zu sein und wenn ich schlecht bin, so ist's ja die Bäuerin. — Aber daß der Vater Hunger hat — das — Sepp" — — und die Thränen nahmen ihr das Wort vorweg.

„Wart', Everl," meinte Sepp, der ein wenig verlegen war, „wenn es Essenszeit ist, will ich Deinem Vater schon was zutragen."

„Du? — Du willst das?" rief Evi, „Du, den ich nicht gerade für den Besten hielt? Einen soll's geben, der nicht schlecht wär'? Und alleweil habe ich geglaubt, Alle wären schlecht und ich müßte es auch werden! — Aber nein —" und sie griff an seine derbe Faust und blickte ihm in die Augen — „was Du für gute, brave Augen hast! Sepp, was Du für Augen hast — so gute wie ein Lamm!"

„Na, sage gar, ich hätte Schafsaugen!" sagte Sepp, dessen Verlegenheit wuchs, mit gezwungenem Lachen. Er begriff nicht, warum sie so viel Aufhebens machte. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte, also redete er gar nichts mehr, sprang auf den Boden und gieng hinweg, indem er die Faust ballte und brummte: „Bäuerin,

Du hast ihn nicht erwürgen mögen — ihren Schutzengel; bald — bald wär's Dir geglückt, Du Satansbraten!" — Und er machte sich beim Futtermesser zu thun, arbeitete, eiferte daran, daß der Häckerling nur so weg stob und ein Stück des Fingernagels und der Fingerspitze auch mit. Erst als das Blut rann, merkte er es, hielt fluchend inne, schlenkerte den Finger und murrte: „Das hast Du gethan, Bäuerin! Wart' nur, das kommt auch auf Dein Kerbholz!" Er hielt nun den verwundeten Finger zwischen zwei Fingern der Rechten und flüsterte, indem er das Blut ausdrückte: „Die Evi soll'n verbinden! — — Beiliebe nicht — nein, beileibe nicht!" Und er wusch die Hand beim Brunnen, riß ein Stück vom Sacktuche ab und wickelte es um den verwundeten Finger.

Als es zu dunkeln begann, nahm Evi mechanisch vom Schranke einige Hölzchen, wie sie gewohnt war, um ihr Lichtstümpchen anzuzünden. Obwohl Hunger und Durst, Haß und Verzweiflung in ihrem Innern wühlten, vergaß sie doch nicht der Gewohnheit. Sie nahm also einige Hölzchen vom Schranke. Da verließ sie ihr Engel. — Jedes dieser braunen Köpfchen, so klein und unscheinbar es ist, birgt einen Dämon. Ein Köpfchen ist im Stande, Vergeltung zu üben für jahrelanges Unrecht. Willkommen ihr feinen Werkzeuge der Rache, der Vernichtung! — Der einzige klare Gedanke des Mädchens war: ich vernichte mich und Alles um mich — und alles Elend hat ein Ende! — Sie rieb ein Hölzchen an der Wand und hielt das kleine Flämmchen an ihr Bett — in einiger Entfernung, daß es keinen Schaden thun konnte. Das Herz des Mädchens pochte laut. Das Hölzchen verbrannte, die Kohle fiel ab und — Evi athmete auf. — Nun rieb sie ein zweites Hölzchen und hielt es an einige Kleiderfetzen, die an der Wand hiengen — in geringerer Entfernung! Ihr Herz pochte nicht mehr so heftig. Nun wollte sie ein drittes Hölzchen — — da sandte die Sonne, das freundliche Tagesgestirn, einen Abschiedsgruß in das Stübchen, einen letzten Strahl, bevor sie scheidet, und dieser Strahl traf das verzweifelnde Menschenkind in das Herz. Es blickte empor, streckte die Hand wie grüßend gegen den lichten, freundlichen Strahl und lachte kurz auf. „Ich Tollpatsch, da draußen bin ich frei! Aepfel hängen an den Bäumen; Wasser läuft aus dem Quell. — Grüß Gott, Frau Sonne, dort oben am Berge sehen wir uns!"

Sie kletterte auf das Fenster, zwang sich durch und sprang auf die Erde, wenn auch ein Fetzen ihres Kleidchens hängen blieb. Nun lag die Dorfstraße vor ihr — sie lief hinüber; ein Bach besäumte da die Straße; im Dickicht davor legte sie sich nieder und trank mit vollen Zügen. Wie erquickte, erfrischte das! Sie durchwatete den Bach schaudernd, denn das Wasser war kalt. Vom Bache strebt ein Hügel aufwärts, der mit Obstbäumen besetzt ist; sie raffte einige Aepfel auf und verzehrte sie mit gieriger Hast. Am Rande des Waldes, der den Hügel krönt, warf sie sich in das dürre Gras und schaute auf des Hanselbauers Haus. Wie klein, wie trostlos klein kam's ihr vor! Feiner Rauch kräuselte sich aus dem Rauchfang. Da sinkt die Sonne hinter das Gebirge — noch einmal flammt sie auf — „morgen kommst doch wieder — grüß' mir die Himmelskönigin! Soll halt nicht ganz auf's Everl vergessen!" — Die Nacht senkte sich nieder, Evi zog die kalten nassen Füße unter das Röckchen und hüllte sich, so gut es gieng, in das dünne Kleid. — Plötzlich rieb sich etwas an ihrem Rücken und ein leises Schnurren ließ sich vernehmen. Als sie erschreckt zurückgriff, fühlte sie

etwas Weiches, Warmes an. Sie schrie leicht auf — — es war Hansel, der Bäuerin Katze, die sich unter dem Arme durchwand. Zuerst wollte Evi die Katze wegschleudern — im nächsten Augenblicke aber drückte sie das Thier an sich, das sich diese Liebkosung, lauter schnurrend, gern gefallen ließ. „Armes Viecherl, Du hast mir nie was Böses than, und ich habe Dir die Klingel anbunden! Verzeih mir, Hansel!“ Und sie küßte der Katze borstiges Maul. — „Du bist aber auch so viel schlimm! Warum kommst nicht früher heim? Die Klingel hast gewiß schon lange verloren. Nun könnten wir heimgehen und bekämen ein warmes Essen. Aber nein! Zum Trutz nicht! Wir bleiben da! Du fängst Dir ein Mäuslein und ich such' mir einen Apfel. Dann kehren wir bei der Quelle ein und trinken vom Besten.“ Und sie lachte helllaut und glöckchenrein. Auch die Katze schien's zufrieden, denn sie legte sich zuthunlich dem Mädchen in den Schoß, als hätte sie von ihm nie Unangenehmes erfahren, schloß die Augen und träumte halbwachend von der Bäuerin Milchnapf.

„Schau,“ sagte Evi, „das freut mich, daß es was Lebendiges auf der Welt gibt, das zu mir kommt und mich gern hat — — und ich habe Dir so schlecht gelohnt!“ — Da fielen ein paar heiße Thränen auf Hansel, der darob seinen Kopf schüttelte und mit der Pfote über Ohr und Schnauze strich.

„Die kochen heut' tüchtig in Hanselbauers Haus — Nichts für uns, Hansel! — — Sie kochen aber schon tüchtig — außer der Weis'!“

Es qualmt und raucht! Sogar Funken sprühen! — Da zuckt gar ein Flämmchen empor. „Feuer!“ schreit Evi und springt entsetzt auf, daß Hansel nicht wußte, wie ihm wäre. — Und unter Rauch und Qualm schlägt eine Lohe empor. „Feuer!“ schreit Evi und „Feuer!“ schallt es wie ein hundertstimmiges Echo von unten herauf. — „Feuer!“ so zetert des Hanselbauers Stimme verzweifelnd und eine Gestalt läuft, sicher der Hanselbauer selbst, von den Flammen ab und zu, grell beleuchtet, zwischen den Gebäuden herum. — Das Rindvieh brüllt, die Pferde wiehern und stampfen mit den Hufen, die Schweine grunzen durchdringend. Die Stallthüren werden aufgerissen, die Thiere mit Mühe herausgetrieben. Die Bauern laufen herbei und „Feuer! Feuer!“ schreien sie durcheinander. Die Glocke läutet. Lodernde Feuergarben schießen empor und legen das Sparrenwerk bloß. Aus dem Lärm hört Evi ihren Namen heraus — Sepp's Stimme ist's, die ruft. Dann ist es wieder des Hanselbauers Stimme, der die Bäuerin ruft.

Nun schleppen sie aus dem Hause Etwas hervor, und ober den Häuptern der Träger flammt und kracht es. Ein menschlicher Körper ist es, den sie über die Straße zum Bache tragen und in den Rasen betten.

Bewegungslos steht Evi auf dem Hügel; wie im Traume sieht sie Flammen, Rauch und die sich durcheinander drängenden Menschen; wie im Traume hört sie die rufenden, schreienden Stimmen. — — Als wiederholt ihr Name in ihr Ohr tönte, da fiel plötzlich ein Strahl der Erinnerung in ihr Herz — sie griff sich mit den Händen an die Stirn, an die Schläfen. „Hab' ich den Brand gelegt?“ flüstert sie, „ich — unter dem Bette — an den Kleidern? — Jesus Maria und Josef!“ schrie sie auf. „Ich habe das Feuer gelegt! Herr des Himmels, erbarme Dich meiner!“ und sie warf sich in das Gras, preßte den heißen Kopf auf die kühle Erde. Da wurde sie ruhiger. Doch das Lärmen ward immer ärger. Dazwischen zischte das Wasser, aus Eimern geschleudert, in die Flammen. — Sie richtete den Kopf empor und sah eine Feuerröthe, als ob das ganze Firmament im Brand stände, es war furchtbar schön anzu-

sehen. „Der Himmel brennt!“ sagte Evi und breitete die Arme aus.

Ein neues wüstes Geschrei dringt zu ihr empor. Einen Menschen haben sie herbeigeschleppt und eine Stimme kreischt: „Das ist der Vater der rothen Evi! Der Brandstifter! — In das Feuer mit ihm!“ — „In das Feuer mit ihm!“ brüllen mehrere Stimmen.

Da läuft Evi halb besinnungslos die Anhöhe herab. Am Bache liegt die Hanselbäuerin, welcher der Schrecken die Glieder gelähmt hatte. An ihrer Seite kniet, zu ihr niedergebeugt und ihr Trost zuflüsternd, der Geistliche. Der Hanselbauer läßt sein Haus brennen; er steht, selbst trostbedürftig, mit gefalteten Händen vor der Bäuerin; mit wirrem Blicke sieht er die — stärkere Hälfte seines Daseins aus dem Leben scheiden. Wenn ihm der Ehestand auch nur ein Wehestand und Martyrium war, jetzt steht nur das Eine klar vor seinen Augen, die vom Tod Berührte ist sein Weib.

Doch ohne Aufenthalt stürzt Evi vorüber, an den grasenden Pferden und käuenden Kühen vorüber — ihr nach der schwarze Kater mit aufwärts gestrecktem Schweife. Der Undankbare hat keinen Blick für die Herrin, die ihn so zärtlich liebte und nun sterbend daliegt, er ist heute zu lustig für das Sterben.

„Ich bin die Brandstifterin!“ so schreit Evi in den Schwarm hinein. Sie sieht nicht den Vagabunden; vor ihrem Geiste steht nur der Vater — eine Idee und keine Person. „Ich bin die Brandstifterin!“

„Die Brandstifterin hat schon ihr Theil!“ brummte Sepp; er dachte an die Bäuerin.

Die Bauern hielten auf das hin den Vagabunden nur lässig fest, was dieser benützte, aalglatt durchzuschlüpfen und, ohne einen Blick für sein Kind, durchzubrennen. Da die Bauern also den Mann nicht mehr hatten, wollten sie sich an das Frauenzimmer machen und der Grimmigsten Einer streckte schon seine Faust nach ihr aus. Da warf Sepp den vollen Eimer, den er eben in Händen hielt, in's Feuer und erfaßte die Evi. Er sah schwarz wie ein Kohlenbrenner her, der Schweiß rann ihm in schwarzen Tropfen vom Angesicht. „Marsch in den Gemeindekotter mit Dir!“ keuchte er. „So einen Vogel muß man festhalten!“

„Recht so!“ schrien die Anderen. „Der Sepp versteht sich darauf!“ Und sie ließen Sepp gewähren, der ohne viel Federlesens das Mädchen aufhob und durch den Schwarm hinwegtrug. Dabei raunte er ihr in's Ohr: „Daß d'Fopperei nicht lassen kannst! Das Feuer ist in der Tenne, nicht in Deiner Kammer auskommen!“

Da stürzte das Dach mit Gekrach ein — eine Rauchwolke erhob sich — das Feuer begrub das Feuer — der Hanselbauer hatte ein Haus gehabt. Da kam trara, trara! die erste Feuerspritze angefahren!

Gut war's, daß Evi im Kotter saß. Da es keine dummen Allotria zu treiben gab, so dachte sie einmal über ihr Leben nach und ließ das ganze junge Sein, so weit es ihr im Gedächtnis lag, vorüberziehen. Sie sah kein frohlustiges Kind! Ach, getreten, gekränkt, gebeugt! Was sollen wir hoffen vom Alter, wenn die Jugend keinen Lichtblick bietet? — Was war ihre Schuld? Ist geboren zu sein eine Schuld, die man mit dem Herzblute tilgen muß? — War sie aber wirklich ohne Fehl?

Hatte sie nicht ein Flämmchen entzündet, es an ihr Bett gebracht? — Noch einmal schlug vor ihren Augen eine hellodernde Feuergarbe auf — sie stieß einen Schrei aus und preßte die Hände vor die Augen. Dabei tönte es wirr in ihr Ohr: „Feuer! Feuer! Trara, trara!“

Als sie die Hände sinken ließ, war sie in Finsternis — in die Fin-

sternis des Kerkers gehüllt. — Eine böse Nacht! — Endlich kam Evi zur Ruhe; sie wußte nun bestimmt, was sie thun würde, und hatte eine Freude daran, einmal auch den Herren eine Nase zu drehen.

Am Morgen ließ sie sich Wasser und einen Kamm geben. Zum ersten Male verwendete sie auf ihr Aeußeres einige Sorgfalt. Das üppige rothe Haar hieng, in einem einzigen kunstlosen Zopfe geflochten, über den Rücken herab.

Wer wird sie auch heute auf kleinliche Weise häßlich schelten? — Ihr Trotz galt jetzt einem anderen Angriffe. Da knarrt der Riegel — die Thür wird geöffnet — Sepp steht vor ihr. — Er betrachtet sie forschend.

Sie warf den Kopf zurück und sagte leichtfertig: „Nun, weil Du Dich schon gar so viel kümmerst um mich — was wird denn mit mir geschehen?"

Er hustete. „Evi," so fragte er endlich zögernd, „Du hast den Brand nicht gelegt?"

„Ich denk' wohl."

„In Deiner Kammer?"

„Ich kann's auch in der Tenne gethan haben."

Da wurde er blutroth im Angesichte. „Hüte Dich, Evi, es kann noch wo anders ausgekommen sein — als in der Kammer — als in der Tenne. Ich werde schon reden. — Was mit Dir geschieht, willst wissen? Der Gendarm wird Dich binden und auf der Landstraße in die Stadt treiben."

„Schau Sepp — ich hab' mich auch dazu herausgeputzt. Dann — im Grund genommen — es hat's ja doch die Bäuerin than! Du sagst es ja, Sepp?"

„Die Bäuerin liegt in der Todtenkammer."

Evi zuckte zusammen — sie setzte sich auf den Schragen und sah auf ihre Füße. Nach einer Weile sagte sie leise: „Alsdann hat sie's nicht than. — Und der Bauer?"

„Der Bauer sitzt auf dem Brunntrog und schaut, wie der Schutt glos't und raucht."

„Und Du, Sepp?"

„Ich — hm — ich bin da."

„Nachher — nachher?"

„Nachher gehe ich zu meiner Mutter, und helfe ihr bei der Wirthschaft — sie ist schon mühselig. — Da hätten wir freilich ein jung Ding braucht — riegelsam, findig, flink und — — gerade so wie Du. — Aber Du bist ja eine Brandlegerin, gehst mit dem Gendarm und nicht mit mir."

„Also mich hast wollen mitnehmen, Sepp? Mich?"

„Freilich wohl," sagte Sepp verlegen und setzte mit einem Seitenblick hinzu: „Bist halt eine Brandstifterin und gehst mit dem Gendarm."

„Hast eh' recht, Sepp. Schau, da kann man halt nichts machen."

Da platzte Sepp heraus: „Eis gibst um Dein Herz — mächtig viel Eis — aber nichts wird es Dir helfen, vor der Hitze da drinnen muß es am Ende doch zergehen. Ich hab's erfahren, Everl; ich hab' in Dein Herz geschaut, als Du am Boden gelegen und mit dem Kopf auf den Boden geschlagen hast. Da liegst Du und denk'st, wie gut möcht' ich sein und wie schlecht machen mich die Leut, und schlägst mit der Stirn auf den Boden — wie lustig muß ich sein und wie traurig bin ich — und wieder schlägst auf den Boden. Da ruf' ich Dich; Du aber denkst, ich will so sein, wie man mich glaubt. — Das ist das Eis! — Wie Du so daliegst, Everl, der Boden Deiner Kammer unter Dir von Thränen naß, da kommt mir vor, mein Herz sei wund und jede Deiner Thränen sei ein Tropfen Blut aus dem wunden Herzen. Ich wollt' mich hinwerfen zu Dir und aufschreien: ich bin auch da — auch so arm — verachtet — allein — unglücklich wie Du! — — Der Trutz allein thut's nicht! Arbeitsam und brav sein, so trotzt man den Leuten am sichersten,

und wenn zwei solche Menschen zusammenstehen, so sind sie sich genug. Da ist mir das erste Mal in den Sinn kommen, daß es ein Glück in der Welt gäb' — mit Dir. Aber freilich, Du bist Brandstifterin — und gehst mit dem Gendarm."

Evi hielt die Hände vor das Angesicht und die hellen Thränen rannen zwischen den Fingern durch. Sie schluchzte krampfhaft.

Der Gemeindediener, der mit seinem Weibe vor der Thür stand, sagte: „Schau, sie wird weich! Sepp weiß, wie es anzufangen ist, einer verstockten Sünderin das Bekenntnis heraus zu spintisieren."

In Wirklichkeit dachte Sepp: Jetzt oder nie! und zieht ihre Hände halb mit Gewalt vom thränennassen, gerötheten Angesicht. „Weißt Evi," sagte er mit unsicherer, heiserer Stimme, „ich hab' Dich halt gar so gern!" Dabei legte er ihre Hände auf seine Achsel und sah ihr in die Augen.

Ihre Augen leuchteten hinter einem Thränenschleier und ihr Mund lächelte; sie lehnte das rothe Köpfchen an seine Brust und umschlang seinen Hals, wie der schwanke, schwache Windling die kräftige Ulme umschlingt; dazu flüsterte sie: „Du bist der erste Mensch, Der sagt, er hab' mich lieb. Darum Dank — tausend Dank für dies brave Wort, Sepp! — Ach, wie bin ich arm!" Und ihre Thränen flossen. Aber sie log, denn es waren Thränen des Glücks. Da sie nur schmerzliche Thränen kannte, Thränen, die Kränkung, ohnmächtiger Zorn, unverdientes Unglück wie Nadelspitzen aus dem Herzen herauspressen, so hielt sie auch diese Thränen, so als erfrischender Thau auf welke Blüten fallen, für Sendlinge des Unglücks.

„Everl," sagte Sepp leise, „Du hast das Feuer nicht gelegt?"

Sie lächelt. „Was denkt der Sepp von mir? Ich hab's nicht than!"

In diesem Augenblicke waren Beide glücklich. — Daß das Glück nur so kurze Zeit grünt! Wer es kürzt, ist das hastende, ruhelose Menschenkind, ruhelos im Erfinden neuer Selbstqual und im Zerstören, nur beständig im Verneinen.

„Darum bin ich da, daß Du das sagst. Laß Deinen Vater! Er verdient nicht Dein Opfer!"

Everl fuhr zurück, ihre Augen flammten. „Eins darfst mir nicht verschimpfen! Es ist was in mir — weiß selber nicht was — das beim Worte Vater weh thut. Willst Du mir nicht weh thun, so sage nichts! Es ist ein heilig, unsichtbar Ding — wie Gott im Altarschrein. Weißt, wie er aussieht? Aber er ist da. — Und ich bin die Brandstifterin!"

Sepp seufzte tief auf. „Die Wahrheit kommt an's Licht der Sonnen! Allemal! Dagegen hilft nichts! Dann bist Du nicht mehr Dieselbe — ich bin nicht mehr Derselbe. Wenn wir uns heute verlieren, finden wir uns nimmermehr. — Evi, Du trittst mit einer Lüge vor Gericht und das Gericht ist auch ein heilig Ding. Mein Großvater selig hat gesagt, Buben, hat er gesagt, merkt Euch, die Lug ist ein schlechter Grund — und das Haus darauf, wär's noch so fest gebaut, es stürzt einmal ein! — Ja, Everl, es stürzt ein!"

„Es ist aber so gut, als ob ich's than hätt'; ich hab' eine Weile den Willen gehabt es zu thun und der Wille gilt für's Werk!"

„Oho," sagte Sepp, „Wollen und Thun sind zwei grundverschiedene Ding' und Feind', die auf einander schlagen, das Ein' mit Spinnweben, das Andre mit der Hacke, und alleweil läuft das Wollen in das Mausloch!"

Da erzählte Evi von den zwei Zündhölzchen und daß nur der Schutzengel sie beschützt habe.

„Ja, der Schutzengel!" fiel Sepp ein, wie von einer fixen Idee erfaßt. „O, Du mein Jesus! Was wären wir Alle ohne den Engel?

Wenn uns der verläßt, dann ist freilich Alles aus — dann bin ich ein zehnfacher Todtschläger und der frömmste Herr müßte sich beim Henker ein Halsbindel bestellen. — O Du mein! Zum Glück verläßt uns der Schutzengel nicht. So lange er noch ein gutes Haar an uns findet — hält er sich daran."

„Sepp," sagte Evi ängstlich, „quäle mich nicht! Es wird recht sein, was Du sagst — unrecht, was ich thu'. Ich bin keine Heilige — laß mir mein Unrecht! Ich kann nicht anders! — Soll ich sagen: Vater, mich reut, daß ich mich für Euch opfern wollt' — — Nein, Sepp, wenn Du mich gern hast — so — wie Du gesagt —"

„Gut," wehrte Sepp, „'s ist gut. Lange Haar', kurzer Verstand. Dagegen kommt kein Doctor auf. Hab's eh gewußt — kenn' Dich — hab' nur 's Letzte versuchen wollen. Nun — in Gottesnamen, nichts für ungut! Hast recht! 's wär zu viel Glück gewesen! — — Hier gehen unsere Wege auseinander — wer weiß, ob wir uns wiederfinden!"

„Einmal sicher, Sepp!" rief Evi leuchtenden Auges.

Sepp blieb stehen — das Antlitz der Thür zugewandt; er konnte den kurzen Traum nicht so schnell verwinden; er preßte den Hut vor das Angesicht und — weinte.

Evi sah vor sich hin mit großen leeren Augen, als sei ihr Geist mit anderen Dingen beschäftigt und begreife nicht, was hier vorgeht.

Sepp ermannte sich schnell, griff nach der Thür — in diesem Augenblicke wurde diese von außen aufgerissen — es war der Gemeindediener, der vor dem Bürgermeister und einem Gendarm die Thür sperrangelweit aufriß.

Der Bürgermeister hielt ein offenes Schreiben in der Hand und sagte: „Das Gericht befiehlt, daß die Eva Sainer, zuletzt bei Johann Sainer vulgo Hanselbauer, die sich wegen Verdachtes der Brandlegung im Gemeindearreste befindet, sogleich aus der Haft zu entlassen und in Freiheit zu setzen sei, da der Thäter bereits eingeliefert und geständig ist."

Der Gendarm fügte aus eigenem Antriebe hinzu: „Der Brandstifter hat sich selbst beim Gendarmerie-Commando gemeldet und mir aufgetragen, der Eva Sainer — also Dir zu sagen: So Du ein warmes Nest für ihn wüßtest und auch für Atzung sorgen wolltest — so wolle er schon nichts sagen. Da aber Dein eigenes Nest abgebrannt sei, solltest Du ihn nicht um sein Freiquartier beneiden — er müsse sich selbst seiner Haut wehren." — So der Gendarm. Was der Brandleger noch weiter zu ihm gesagt, daß ja mehr brennbare Häuser auf der Welt wären, wenn Eva durchaus ein Staatsquartier wolle, verschwieg er.

So mußte denn Evi, da ihr Plan zunichte geworden war, dem Sepp folgen. Das war übrigens gut, denn Sepps Mutter war nachgerade schon mühselig und brauchte eine Tochter, und ein rothhaariges Dirndl ist, wie die Alte sagte, am Ende besser als keines, immer einmal sogar besser, wie hingegen Sepp sagte, als ein flachshaariges.

Der Schmied von Kochel.

Ein Weihnachtsbild aus der Geschichte.

Manchmal steht jene unheimliche Christnacht leibhaftig wieder vor mir, die ich als Knabe in der Waldheimat durch unsern alten Knecht erlebt.

Dieser Knecht hatte damals durch das Fenster hinausgeblickt über die stillen, mondbeschienenen Waldberge und hatte ausgerufen: „Das wäre heute wieder einmal eine Christnacht zum Herrenerschlagen!"

Darauf hatte ihn mein Vater gefragt, wieso er in dieser heiligen Gottesfriedennacht eine so wilde Red' sagen könne? Er war ja doch sonst nicht blutdürstig, der Markus, war als Bauernknecht alt geworden, ohne sich viel Besseres verlangt zu haben, war in Manchem gar unterrichtet und belesen und war ein Rebell einzig und allein nur gegen die Knödeln, deren er alle vertilgte, die ihm zu Gesichte kamen und sich nicht eilig in Anderer Mägen verkrochen. Er war ein geborener Oberbaier — und wie sich die Baiern seit jeher gerne nach Steiermark gezogen haben, so daß wir sie als unsere Vettern betrachten können — so war auch der Markus in seiner Jugend als Holzarbeiter in unsere Waldgegend gekommen und in derselben verblieben.

Auf den Verweis meines Vaters antwortete nun der alte Knecht: „Ich habe nur daran gedacht, weil mein Großvater einmal in der Christnacht mit auf ein Herrenerschlagen ausgerückt ist."

Wie so sich das zugetragen hätte? fragten nun mehrere in der Stube und ich kroch sachte zum Markus und streichelte ihm das glatte Kinn — denn die grauen Bartstoppeln hatte er sich eben früher weggekratzt — und bat ihn wohl flehenden Blickes, zu erzählen, wenn er was wisse.

Er wußte in der That was, und nachdem er sich auf der Sitzbank sein „G'stäm" Tabak geschnitten hatte und sich davon den Nasenwärmer festgestopft, hub er an zu erzählen:

„Ja, meine Leut', her ist das freilich schon lang'. Mein Großvater ist dazumal noch ein junger Bursch' gewesen in meiner Heimat Tölz im Baiernland. Als Greis, wenn er hat erzählt von derselbigen Christnacht, sollen ihm allemal die Haar' zu Berg' gestiegen sein — heißt das, die er noch gehabt hat."

„Das ist wieder ein langes Umsieden, ehvor Der einmal in eine G'schicht hineinkommt!" So verübelte die ungeduldige Magd ihm seine Einleitung.

„Laß nur Zeit!" sagte der Alte und zündete sich jetzt die Pfeife an, was auch nicht just ohne Umständlichkeit vor sich gieng. „Laß nur Zeit, Dirn," sagte er und probierte, ob das Zeugerl auch den richtigen Zug habe, „es sind hundertfünfzig Jahr vergangen, eh' Du von der Geschichte gewußt hast, so wird Dich Deine Neugierigkeit für das klein' Echtel Zeit auch noch nicht umbringen."

Mehrere von uns winkten mit den Augen und beiden Händen, daß doch Alles still sei und ihn Kein's mit einer Bemerkung unterbreche. So fuhr also der Markus geruhigt fort:

„Dazumal haben in Baierland die Oesterreicher gewirtschaftet und schier grob, will ich meinen. Der baierische Kurfürst soll der Narr gewesen sein und es mit den Franzosen gehalten

haben. Das hat den deutschen Kaiser arg verdrossen, er hat die Oesterreicher in's Land geschickt und in die Hauptstadt München, wo sie sich festgesetzt, als wären sie schon tausend Jahr dort daheim gewest. Den Kurfürsten haben sie verjagt und vogelfrei gemacht, daß ihn Jeder dürfen niederschießen — heißt das, der ihn getroffen hätt'. Die Frau Kurfürstin, die von einer Reise nach Venedig zurückkommt, haben sie gar nicht mehr in's Land gelassen; den jungen Prinzen haben sie zu München gefangen gehalten. Stadt und Land haben sie mit Füßen getreten, vom Bauernstand nichts als alleweil Recruten ausgehoben, und wem's nicht recht gewesen oder wer eine Waffe hat bei sich getragen, den gleich niederschießen oder henken — mein Gott, wie es halt der Feind macht. Ich glaub', es werden unter den Oesterreichern, die sie in's Baierland geschickt haben, auch mehr Böhmen und Ungarn und Croaten gewest sein, als Deutsche.

Nu, so haben die Baiern freilich gesagt: Lieber baierisch sterben als kaiserlich verderben! und weil es von Jahr zu Jahr ärger ist worden, und weil sich die Bürgersleut' und Soldaten nicht gerührt haben, so ist den Bauern endlich die Geduld ausg'angen, haben sich zusammengethan und in aller Heimlichkeit eine Kriegsmacht gestiftet von Dorf zu Dorf und einen heiligen Schwur gethan, den Feind aus dem Vaterland hinauszuwerfen. Dem Regensburger Reichstag haben sie es zu Recht früher wissen lassen: Die Nothwehr zwingt uns! Zuschlagen müssen wir! Und wie die Lawinen vom Wendelstein, so sind sie herfürgebrochen aus dem Gebirg mit ihren Hacken und Sensen und Spießen und Morgensternen und Stutzen und was sie sonst gehabt haben zur Wehr. Von Waakirch und Gmund und Tölz und Neuberg und Tegernsee sind sie her, auch vom Flachland. Dort haben sie den Kaiserlichen schon weggenommen Simbach und Braunau und Hohenlinden und wie sie alle heißen dort, die Ortschaften, ich kenne sie selber nicht.

Als ihren Hauptmann haben sie den Balthauser Schmied von Kochel genommen, ein baumstarker Mann, kuraschiert, klug und ehrenfest — zu Waakirch daheim. Vom selbigen Schmied hat mein Vater oft erzählt, er soll auch gegen die Türken ausgeruckt sein und so stark gewesen, daß er mit seinen zwei bloßen Händen ein Hufeisen hat auseinanderbrechen können. Also das ist der Hauptmann gewest, wie die Bauern in Haufen — an die dreißigtausend Mann stark — gen München rucken. Mit der Münchener Burgerschaft hat er es schon heimlich verabredet gehabt; sie sollen bereit sein, in der nächsten Christnacht, wenn Alles in den Metten oder bei der Lustbarkeit ist, rucken sie an. Von dem Petersthurm sollen die Burger Raketen steigen lassen zum Zeichen, daß Alles in Bereitschaft, hernach geschwind die Einlaßpforten öffnen und gemeinschaftlich den Feind niederkriegen. So ist's ausgemacht worden und den Münch'ner Burgern ist's recht gewesen.

Jetzo, so sollen sie hingezogen sein; mein Großvater hat die bairische Fahn' getragen. Ohne Schuß und Lärm, ohne Licht und Latern' — heimlich ist's gegangen über das ebene Land, kernfeste Leut' beisammen, und die Münch'ner, soll Einer zum Andern gesagt haben, die Münch'ner verlassen wir nicht!

Ein Theil hat sich in der Vorstadt Au festgesetzt und sich hergerichtet. Wie der Trupp, wo der Schmied dabei ist und mein Vater, über die Holzbrucken bei Schäftlarn geht, da läutet die Bennoglocken auf dem Thurm zu unserer lieben Frau in München. Die Anderen marschieren über die Herlachinger Höh'; so steinfest gefroren ist der Boden, daß sie meinen, ihre klingenden Schritte könnten die feind-

liche Wacht aufmerksam machen unten auf den Stadtmauern zu München. Weil aber ein Sturmwind anhebt zu gehen und Schneegestöber saust in der rabenfinsteren Nacht, so haben sie den besten Muth, es wird Alles gelingen und morgen ist München wieder die Hauptstadt im freien Baiernland. — Daß ein Judas unter ihnen gewesen, das haben sie zur selben Stund' noch nicht gewußt. War halt ein Fehler, daß sie in ihre Sach' auch Beamtenleut' dazugelassen haben, und wo sich einmal so halbe Herren in die Bauernschaft mischen, da geht's nicht gut aus. Ein Pfleger, der schwarze Oettlinger, ist nach München gelaufen, hat den Herren Alles gesteckt."

„Der Höllsaggra!" mit diesem Zornruf ward der Markus unterbrochen, und selbst der Haushund knurrte unter dem Tische. Der Erzähler fuhr aber fort:

„Jetzo kommen die Bauern zur Brucken über den Isarfluß. In Gottesnamen, da geht's los! Die Wacht ist bald niedergeschlagen. Etliche laufen davon. Dieweilen sind die Manner von Land und Gebirg schon über die Kanonen 'kommen. Lustig geht's. Unsere liebe Frau! rufen sie, für unser Heimatland hilf uns! — Daß noch keine Raketen aufsteigt! sagt Einer, sie kommen schon an's Thor. Die Vorderen fahren hin wie eine Katz' auf die Maus, prallen aber wieder zurück — Ihr lieben Leut', das Thor ist zu — Hoch oben auf auf der Stadtmauer krachen schon die Gewehre. Jesus und Maria! rufen die Bauern, aufmachen! das Thor auf. Ihr kreuzverfluchten Münch'ner Burger. Habt Ihr's vergessen, was wir ausgemacht? Das Thor auf!"

Zur selbigen Stund' waren die Burger in der Stadt schon entwaffnet oder gefangen und bewacht, und die Soldaten schießen nieder von den Wällen, daß die Bauern nur so hinpurzeln übereinand'. In dieser Noth erfaßt der Schmied von Kochel einen Wagenbaum, schwingt ihn über Häupten und rennt ihn mit furchtbarem Fluchen in's Thor. Die Anderen fahren auch d'rein mit Schlägeln, Hacken und Zwengern, Trümmer gibt's, das Thor bricht ein, aber es ist halt schon zu spat. Helllicht blitzt das Pulver da oben, von allen Seiten pfeifen die Kugeln herab, daß sie hinfallen, die Bauern, wie Maikäfer im Frühreif. Meinen Vater selber hat eine Kugel in den Arm getroffen und hat ihm noch ein Nachbar geholfen, daß er die Fahn' mögen retten. Freilich rasseln jetzt die Thore auf, aber Soldaten heraus, nichts als österreichische Soldaten. Alles flieht, der Schmied allein, der alte Mann, will in Verzweiflungswuth mit seinem Wagenbaum in die Feinde rasen, schier mit Gewalt reißen ihn seine zwei Söhne mit sich. So geht sie hin, die wilde Jagd, über die Wiesen und Heiden gen den Ort Sendling. Dort auf den Mauern des Kirchhofs setzen sich die Bauern noch einmal fest, dort schwingt mein Großvater noch einmal die baierische Fahn', dort ruft der Schmied von Kochel noch einmal zum Streit. Ein wildes Schlachten hebt an, zu Tausend fallen sie hin auf die Gräber. Die Söhne des Schmied, denen die Waffe aus der Hand ist gewunden, brechen Kreuze, um damit zu kämpfen. Da stürzt der alte Balthauser zum Tod getroffen hin und jetzt ist Alles aus."

Einen Augenblick war es ganz still in der Stube, dann sagte der Markus: „Die Mordnacht von Sendling, unter diesem Namen ist dieselbige Christnacht bekannt im Baiernvolk. Den aufständigen Bauern, die nicht erschlagen worden sind, denen ist es schlecht ergangen — geköpft und geviertheilt sind sie worden. Aber Reu' haben wir nicht, sollen sie noch im Sterben gerufen haben, für die Freiheit und für's Vaterland, besser können wir unser Blut nimmer verkaufen! — Und so, meine Leut'," schloß der Markus, „hat selbiges Herrenerschlagen

geendet; es ist ein Bauernerschlagen d'raus 'worden. Aber wenn die alten Leut' recht haben, die prophezeihen allerweg, das Blatt wird sich noch wenden!"

Auf mich, den Knaben, hatte die Erzählung des alten Knechtes einen solchen Eindruck gemacht, daß ich die ganze heilige Christnacht kein Auge schloß. „Friede auf Erden den Menschen!" ich hörte den Gesang der Engel nicht, ich hörte nur das Knattern der Gewehre und sah das grause Thoreinrennen des braven, unglücklichen Schmiedes von Kochel.

R.

Die Sage von Grätz.

Von K. G. Ritter von Leitner.*)

Vor vielen hundert Jahren
Erhob vom Isarstrand
Ein Völklein sich, zu fahren
Weit über Berg und Land.

Es kam einher geschritten
Weit übern grünen Inn
Bis zu den Urgraniten
Der hohen Tauern hin.

Da brach ein Flüßchen kräftig
Vom Alpenwinkel aus,
Und stieß sich gar geschäftig
Vor Hast die Wellen kraus.

„Hei! Flüßchen! klar und heiter,
Sei barsch und murre nur!
Uns scheuchst Du doch nicht weiter,
Wir folgen Deiner Spur."

Das Flüßchen konnt's nicht ändern,
Ließ mit an seinem Rand
Die irren Wand'rer schlendern
Gleichwie am Gängelband.

Es führte sie zum Possen
Durch Klüft' und wild' Gestein;
Sie folgten unverdrossen,
War doch die Luft so rein.

Wohl ließ es auch sie schauen
Manch lieblich grünes Thal,
Doch wollten nicht sie trauen
Den Alpen weiß und kahl.

„Nun wend' ich mich nach Süden,"
So denkt der Fluß zuletzt,
„Und den geprüften Müden
Vergönn' ich Ruhe jetzt."

Und bricht mit freud'gem Brausen
Durch's letzte Felsenthor,
Und aus den Bergesklausen
Tritt mit die Schar hervor.

Da liegt voll Anmuth, sonnig
Und weit mit einem Mal
Vor Aller Augen wonnig
Ein blauverduftend Thal.

D'raus haucht es lauer, linder
Sie an als irgendwo,
Daß Männer, Weiber, Kinder
Aufjauchzen überfroh.

„Traun!" — rufen die Entzückten —
„Darob ist Gottes Hand!
He, Leute, Ihr Beglückten!
Wie heißt dies schöne Land?"

„Man nennt's das werte Steier"
Versetzt ein Mann am Rain,
„Juchhei! so soll der Baier
„Hinfür ein Steirer sein!"

Und kaum noch eine Stunde
Zieh'n abwärts sie am Strand,
Bis wo im Tannengrunde
Ein Felsberg einsam stand.

---

*) Entnommen den „Gedichten" unseres allverehrten und hochverdienten Dichternestors Leitner. (Graz, Lubensky.)

Hier schlugen sie Gezelte
Sich auf im dunklen Wald,
Doch Axt und Spaten hellte
Die schöne Wildnis bald.

Dann schleppten sie noch Steine
Und Kalk herbei und Sand,
Zum Schutze der Gemeine
Zu bauen Dach und Wand.

Als jetzt die Eingebor'nen
Der Fremden Treiben seh'n,
Sieht man durch Strauch und Dornen
Sie näher schleichend späh'n.

Und Einer mit Geberden
Des Staunens tritt hervor,
Und fragt: „Was soll dies werden
Hier zwischen Wald und Moor?"

„Ei, eine Stadt!" — erwidert
Der Nächste wohlgemuth,
Arbeitet fort, und liedert,
Wie wohl ein Werkmann thut.

Da lacht der And're helle:
„Nicht übel, in der That!
Doch solch ein Haus, Geselle!
Ist lang' noch keine Stadt."

Dem Fremdling nicht verschlimmert
Die Laune solch' Geschwätz,
Froh singt er fort und zimmert,
Und meint nur: „G'räths, so g'räth's!"

Und seht! — es ist gerathen!
Bald stand am Saum der Mur
Die junge Stadt auf saaten-
Und rebenreicher Flur.

Sie steht noch bis zur Stunde,
Vom Alter nur verschönt,
Und laut aus manchem Munde,
Mein Grätz! Dein Lob ertönt.

Wie das Volk über die Schneider scherzt.

Von Th. Vernaleken.

I.

Die Schneider und die Geißen.

Unter allen Handwerkern sind die Schneider vom Volkswitz am meisten geneckt worden, namentlich mit den Geißen. Warum? Das ist schwer zu sagen. Das Volk muß wohl irgend einen Vergleichungspunkt zwischen den beiden herausgefunden haben. Nach alten Volksschwänken gilt der Geißbock als Spottname für die Schneider und das kommt nach dem „Reisgespan" daher: Eine Festung, worin viele beherbergte Schneider waren, wurde lange belagert, so daß schon Lebensmittel mangelten. Ein Schneider aber nahm das Fell von einem Ziegenbock, „die Hörner überwärts," gieng auf den Wall, that, als ob er grasete und rief laut: Me, me, me! Als die Officiere sahen, daß noch Lebensmittel vorhanden waren, zogen sie ab und so war die Festung befreit. Seitdem heißt man die Schneider Ziegenböcke.

Bei Hans Sachs finden wir einen Schwank aus dem Jahre 1556 über „die Ursach' der Feindschaft zwischen den Schneidern und der Geiß."

Zu Kitzfeld — so erzählt er — lebte ein Schneider, der von Salzburg dorthin gezogen war. Dieser mußte einem Edelmann und seinen Knechten die Kleider machen, allein der Schneider behielt etliche Stück Tuch's, die er, wie man sagt, „nach der Maus" warf. Das ward der Edelmann inne und dachte: „Hat die Maus einmal den Speck gekostet, so kommt sie wieder." Darum sollte der Schneider zur

Strafe ein ganzes Jahr lang eine Geiß halten. Das war ihm nun höchst widerwärtig und eine wahre Hausplage. Sie ward hin und her geschupst und bekam wenig zu fressen und zuletzt schlug er ihr eine Nadel in den Kopf, so daß sie verendete. Dann wollte er das Thier Nachts in den Stadtgraben werfen, allein der Schneider blieb am Horn hängen und stürzte mit hinunter. Des anderen Morgens lief Alles herzu und sah, wie die todte Geiß sich gerächt hatte. Seit jener Zeit sind die Schneider den Geißen feind und umgekehrt.

Dies sagt der Dichter dem löblichen Handwerk der Schneider:

„Zu einem Scherz und guten Schwank,
Bitt' wöllent mir's nicht zu Undank
Aufnehmen, weil vor manchem Jahr
Mein Vater auch ein Schneider war.
Daß Glück und Heil reichlich erwachs'
Dem Handwerk, wünschet ihm Hanns Sachs."

Dies erinnert an einen anderen Schwank H. Sachsens: „Sankt Peter mit der Geiß" (1557). Petrus hatte den Herrn wegen seiner Weltregierung getadelt, indem er sagte, es würde ganz anders in der Welt sein, wenn er nur ein Jahr lang Herrgott wäre. Und das wurde dem Petrus zugestanden und die Herrschaft in seine Hände gelegt. Allein nicht einmal einer umherlaufenden Geiß vermochte er Meister zu werden und darum gab er das Regiment dem Herrn zurück.

Wir finden diesen legendischen Schwank auch als Fabel von B. Waldis: „Wie St. Peter wollte Gott sein".

In der Hölle hat man die Schneider nicht gern, besonders wenn sie die Elle und die Schere mitbringen, wie das aus dem im Heimgarten (X. 12, S. 945) mitgetheilten Liede hervorgeht.

Wie geht's ihnen aber im Himmel?

II.

Die Schneider im Himmel

Unsere Leser kennen die Geschichte aus Grimm's Kinder- und Hausmärchen Nr. 35 und anderen Volkserzählungen, nach welchen sich ein Schneider in friedlicher Gesinnung in den Himmel eindrängt. Die ursprünglichste und einfachste Darstellung finden wir in den Schwänken Heinrich Bebels. Dort wird erzählt (1558 im 1. Buch):

Ein hinkender Schneider ist hinaufgekommen zu den Pforten der Himmel und hat begehrt von St. Peter, er solle ihn hineinlassen. Das hat ihm aber St. Peter abgeschlagen, von wegen seiner vielfältigen Diebstähl', die er vollbracht hätte, wie dann der Schneider Brauch ist. Der Schneider aber hat angerufen die große Barmherzigkeit, er könne vor lauter Müde nicht weiter gehen. Darneben hat er verheißen, er wolle nur den Ofen dahinten hüten, auch allerlei geringe Arbeit ausrichten. Und das hat er zuletzt auch erlangt. Als aber einmal der himmlische Fürst mit dem ganzen himmlischen Heer von Kurzweil wegen hinaus in einen Garten war spazieren gangen außer der Himmel, ist der Schneider allein daheim geblieben und hat Alles besichtigt. Da kam er auch an die Sitzstätte des höchsten Königs, wo er weit und breit sehen konnte aller Menschen Thun und Lassen. Der Schneider bemerkte unter Anderem, wie ein Weib an einem Bächlein Kleider wusch und dieselben heimlich stahl. Da ward er unwillig, denn er hat sich in dem Stehlen ausgekannt, erwischte des Königs Fußschemel und warf ihn hinab zu dem alten Weibe. Wie aber der König zurückkam und des Schemels ermangelte, forschte er nach, wer ihn wohl weggenommen hätte. Das konnte nur der Schneider gethan haben und der Herr fragte ihn, warum das geschehen sei. Und als der Schneider die Ursache angab, sagte der Herr: O lieber Sohn, wenn ich das immer thun wollte, so wären jetzt weder Bänke noch Stühle mehr im Himmel.

Solche Geschichten kommen in den Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts mehr oder weniger abweichend vor,

im „Rollwagenbüchlein" von Wickram (1555), in Pirchhofs „Wandermuth" u. A.

Der fruchtbare Schustermeister und Schneiderssohn Hans Sachs hat sich das nicht entgehen lassen. So finden wir z. B. einen Schwank aus dem Jahre 1563: „Der Schneider mit dem Panier". Darin wird erzählt:

Zu einem Schneider in Straßburg kam einst in einer Pfinztag-Nacht (Donnerstag) der Teufel und schwang eine riesige Fahne, die von lauter Flicken in allen Farben zusammengesetzt war. Diese Reste hatte der Schneider früher alle „nach den Mäusen geworfen". Darüber war er so erschrocken, daß er seine Gesellen bat, sie möchten ihn immer an das Panier (Banner) mahnen. Einstmals sticht ihm aber ein gülden Stück in die Augen und er schneidet ein Trum ab und wirft es „nach der Maus". Bald darauf starb er und kam vor das Himmelsthor. St. Peter fragte, wer er wäre. „Ich bin ein Schneider," sagte er. St. Peter sprach: „O, in viel Jahren ist kein Schneider gen Himmel gefahren, sondern alle zu Rödersdorf blieben, ihre Zeit mit den Schustern vertrieben." Auf seine Bitte, sich nur ein paar Stunden wärmen zu dürfen, ließ ihn St. Peter hinein und der Schneider schlich hinter den Ofen. Da kam die Nachricht, der fromme Pfarrer von Bilzhofen sei am Sterben. Gleich eilt Alles hinab, um seine Seele gen Himmel zu geleiten. Unser Schneider kroch hervor, schaute sich um und setzte sich aus Fürwitz auf den Stuhl des Herrn. Er schaute hinab auf die Erde und sah, wie eine Frau etwas stahl. Erzürnt warf er ihr den Fußschemel auf den Kopf. Und als der Herr zurückkam, sagte er zum Schneider: „Hätte ich allemal nach Dir werfen mögen, so wäre auf Deinem Hause längst kein Ziegel mehr."

III.

Ihre Tapferkeit.

Damit hat sich der Volksmund viel zu schaffen gemacht. Wir erinnern nur an „das tapfere Schneiderlein" in Grimm's Märchen Nr. 20, wo das flinke Männlein sieben (Fliegen) auf einen Streich tödtet, gewaltige Riesen überlistet und ein Wildschwein in eine Kapelle lockt. Aehnliche Züge von pfiffiger Tapferkeit finden sich in den märchenhaften Volksbüchern aller germanischen Völker. Hat doch selbst Goethe, dessen Großvater (Frd. Georg) auch ein Schneidermeister war, dem Schneider einige heitere Verse gewidmet in der „Schneider-Courage" (2, 277):

„Es ist ein Schuß gefallen! Mein! sagt, wer schoß da drauß'?
Es ist ein junger Jäger, der schoß im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten, die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider, die fielen von dem Schuß:

Die Spatzen von den Schroten, der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten, der Schneider in den —."

Zu den Spottliedern auf die Schneider gehören auch einige in „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano, z. B. II, S. 376:

„Es waren einmal Schneider,
Die hatten guten Muth,
Da tranken ihrer neunzig,
Neun mal neunundneunzig
Aus einem Fingerhut."

In einer Romanze I, S. 325, heißt es:

„Es sind einmal drei Schneider gewesen, o je!
Sie haben ein Schnecken für ein Bären angesehen, o je!
Sie waren dessen so voller Sorgen, o je!
Sie haben sich hinter ein Zaun verborgen, o je!
Der Schneck, der streckt die Ohren heraus, o je!
Die Schneider zittern, es ist ein Graus, o je!"

IV.

Im Volksspruch.

Der Humor des Volkes erscheint auch in Spruchform, und zwar nicht selten in derber Weise, wie z. B. in dem Büchlein von Eduard Hoefer: „Wie das Volk spricht" (Stuttgart, Krabbe). Dort heißt es u. A.:

„Es bleibt ja doch in der Freundschaft," hat der Geißbock gesagt, da er dem Schneider den Kohl gefressen.

„Was die Gewohnheit nicht thut, sagte der Schneider, da hat er ein Stück von seinem eigenen Tuch in die Hölle geworfen."*)

*) D. h. „nach der Maus". In der Volkssprache ist „Hölle" nicht bloß der enge Raum hinter dem Ofen, sondern auch der Raum unter dem Schneidertische.

(Möchte schon am liebsten auch solche Spottsprüche und Lieder „in die Höll" werfen. Gegen die Schneider lasse ich nichts aufkommen. Der Olmpeterl.)

Ein steirischer Ulfilas.

Die Uebersetzungen mehrerer Evangelien, in steirische Mundart, die im Heimgarten, X. Jahrgang, Seite 616, veröffentlicht worden sind, haben mannigfaches Interesse erregt. Wir sind in der Lage, aus den Papieren des heimgegangenen Pfarrers zu Moosweiler, von dem an jener Stelle die Rede gewesen, noch mehrere Stücke vorzuführen. Bei der klar zutage getretenen Absicht jenes Mannes, sowie bei der naiven Art der Uebersetzung muß der Gedanke an eine beabsichtigte Profanierung wohl ausgeschlossen sein. Wir sind indes der unmaßgeblichen Meinung, daß bei manchen Ausdrücken und Satzwendungen der Urtext nicht genau gedeckt ist. Doch führt die Vergleichung solch zweifelhafter Stellen zum Nachdenken und demnach auch dem vollen Verständnisse des Urtextes näher. Zu bemerken ist noch, daß Uebertragungen einiger besonders interessanter Evangelien nicht vorfindlich sind.

Zan Suniwendtog.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit is die Zeit ausgongan und die Elisabeth hot an kloan Buam kriagt. D Nochbarsleut und d Freund hobns gleih dafrogt und hobn ihrs wul vagunt, daß sih unsa Hergott üba sie dabormt hot. Ocht Tog drauf hobn s as Büabl bschneidn lossn und hobn an sein Vodan sein Nom: Zacharias gebn wölln. Na, sogt d Muada, Johanes sult er hoassn! Sogn die Onern: Ah balei, in da gonzn Freundschoft hoaßt neamt Johanes. Drauf hobn s in Vodan gwinkt: Was moast Du, wir er hoassn sul? Da Hascher is a Stumerl gwen, hot um a Schreibtofel gschaut und hot aufgschriebn: Johanes sul er hoassn. Do hobn sie sih Olli gor a so gwunert, und af oanmol mocht er s Maul auf, da Zacharias, hebt die Zung und redt und sogt: Gott Lob und Donk! Af

dos sein sih d Leut umundum zfürchtn kema und gleih is s lautmauli worn liegendum in Gebirg und in gonzn Judnlond. Olln is s z Herzn gongen und Oll hobn s gsogt: Aus den Kind wird extra wos, as is jo frei, as wia wans unsa Herrgott hiaz scha ba da Hond führat. Und da Voda Zacharias is durch und durch vul von heilin Geist, zan wohrsogn hebt er on und ruaft: Gott Lob und Ehr, hiaz ken ih s scha, er kimt und erlöst sei Vulk!

Zan Peder und Paulstog.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit, wir unsa Herrgott da Cäsarea-Stodt in d Nahad is kema, frogt er af oanmol seini Jünger: Fü wen holtn d Leut in Gottessuhn? Sogns drauf: as Thoal fürn Johanes in Taufer, as Thoal fürn Elias, as Thoal fürn Jeremias oder an onern Profetn. Do frogts unsa Herrgott: Und für wen halts Ees mih? Sogt da Simon Pedrus: Du bist unsa Herrgott. Drauf unsa Herrgott: Guat sults da gehn, Simon! Dei kloana Finga hot da dos nit gsogt, dös hot da mei himlischa Voda zwissn thon. Ih sog da so viel: Du bist a Fels, und af den Felsn bau ih mei Haus, und ka Hölltenfel kon mar on. Und Dir gib ih d Himelschlüssel. Wos Du af da Welt wirst zsomschliassn, däs wird ah in Himel zsomgschlossn sein, und wos Du af da Welt wirst auflösn, däs wird ah in Himel aufglöst sein.

Zan Maria-Hoamsuachungtog.

(Aufgmirkt von Lukas.)

De Tag is unsa liabi Frau gschwind ins Gebirg gongan, in a jüdisches Stadtl. Jn Zacharias sein Haus kehrt s ein und bringt der Elisabeth an schön Gruaß. Wia d Elisabeth in Gruaß hört, mocht s Kind in Muadaleib an Hupsa va lauta Freud. D Elisabeth is gonz vazuckt und schreit: Glückseli bist über olli Weiber und glückseli s Kind, däs Du af d Welt bringa wirst. Wia kim ih za der Ehr, daß mih unsers Hergottn sei Muada hoamsuacht? Hiaz schau amol, wir ih Dei Stim hon ghört, do mocht mei Kind in Muadaleib an lustin Hupsa! Guat, daß D an Glaubn host, wos dar unsa Hergott hot gsogt, däs wird gschechn. Drauf sogt unsa liabi Frau: Meina Seel, unsa Hergott is da großmächtigi Gott! Juchazn kunt ih vor Freud üba mein liabn Heilond!

Zan Ollaheiligntog.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit und Weil, wir unsa Hergott die groß Leutmeni banonasiacht, steigt er afn Berg. Selm obn setzt er sih nieda, sein ah scha seini Jüngern und Nochfulga do. Hiaz hebt er on und sagt däs: „Die Ormen und Verlossnen, in Herzn sein s' seli; sie kemen in Himel. Die Freundlichn und Guatmüatign, seli sein s', se kriagn in Erdbodn. Die Betriabtn sein seli, se suln tröst't wern. De noch Grechtigkeit ruachn, wia da Hungrigi und Durstigi noch Speis und Tronk, seli sein s', se suln sott wern. Die Bormherzign sein seli, se wern Bormherzigkeit findn. De a reins Gwissn hobn, sein seli, se kemen zan liabn Gott. Die friedlichn Leut, de gern nochgeben und gern vazeichn, seli sein s', weil s' Kinda Gottes sein. Wer Unrecht leidt, weil er grecht sein will, seli is er, er kimt in Himel. Ees, meini liabn Freund, seids ah seli, wan Enk d Leut spottn und schimpfn und vasulgn und Enk olls Schlechts nochsogn meintswegn. Gfreuts Enk und seids lusti, in Himel kriagts an guatn Lohn!

Zan Ormaseelntog.

(Aufgmirkt von Johanes.)

Um de Zeit redt unsa Hergott zan Judnan: Därfts ma s glaubn,

as kimt d Stund, und leicht is s' hiaz scha do, die Todtn hörn in Gottsuhn sei Stim und wern munta. Da Gott Voda hot s Lebn von eahm selba; de Mocht hot er ah sein Suhn gebn und hot ah der s Leben von eahm selba. Hot sein Suhn ah d Vulmocht gebn, daß er Gricht holtn kon, weil er Gottsuhn und Menschnsuhn is. Do gibts nix zan Vawunnern! Es kimt d Stund, do wern Olli, de in Grob schlofn, in Gottsuhn sei Stimm vanehma. Aufstehn wern s' Oll; de guati Werk hobn thon, de stehn auf zan Himel, de bösi Werk hobn thon, de stehn auf za da Höll.

Zan Mirtntog.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit sogt unsa Hergott zu sein Leutn: Ka Mensch zündt a Liacht on und vasteckts in an Winkel oder unter an Sechta. An Jada wirds schön af an Leuchta stelln, daß s d Leut ah sechn kinen. Hiaz schau: Dein Leib sein Liacht, däs is s Aug. Wan dein Aug oanfälti is, sa wirds in gonzn Leib liacht sein, wans übamüati is, wirds in gonzn Leib finsta sein. Deswegn paß auf, daß Dei Liacht nit eppa Finstanuß is und Finsternuß bringt; nochha wird Dein gonzes Wesn hellliacht sein und leuchtn wia da Blitz.

Zan Kathreinstog.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit und Weil mocht unsa Hergott sein Leutn däs Gleichnus: Da Himel is af a Gleichs, wia zechn Jungfrauna, de eahneri Nochtlamperln nehmen und in Brautleutn ingegn gehn. Fünf Jungfrauna sein dum und fünf gscheit. Die fünf Dumen nehmen wul eahneri Lamperln, is oba zwenk Oel drina; die Gscheitn vasteht sih, de nehmen extra Oel mit. Da Bräutigon hot sih vaweilt, do sein d Jungfrauna schlafri worn und eingschlofn. Und gach mittn in da Nocht, do is a Gschrei: Da Bräutigon kimt! Gschwind gehts n ingegn! D Jungfrauna springen auf, richtn eahneri Lamperln her, do sogn die Dumen zan Gscheitn: Leichts uns gschwind an Oel, unseri Liachtla wölln nit meh brina! Af dos die Gscheitn: Hobn eh selba nit viel, gehts zan Kromer und kafts Enk oans. Daweil s' zan Kroma gehn, kimt da Bräutigon. De gricht't sein, gehn mit eahm af d Hohzat und die Thür wird zuagspirt. Hiaz kemen ah die dumen Jungfrauna daher und klopfn on: Bräutigon, moch auf! Der schreit drinen: Gehts ma, ih ken Enk nit. Mirkts Enks und seids ollaweil gricht't, Ees wißts nit, wons is dazua!

Zan Steffastog.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit hot unsa Hergott zan glehrtn Judnan und zan Gonzgscheitn däs gsogt: Worts, ih schick Enk Profetn und Gscheiti und Glehrti. As Toal davon werds umbringen und kreuzign; as Toal werds auspeitschn aus Enkern Tempeln und vafulgn von oana Stodt in die onder, daß jo olli Bluatschuld af Enk kimt, von daschlognen Abel on bis zan Zacharias, in Bacharias sein Suhn, den s vorn Oltor hobts dawürgt. Ih sog Enks: Ees werds es noh kriagn! O Jerusalem! O Jerusalem! Du bringst die Profetn um, meini Botn wirfst mit Stoan todt. Wir oft hon ih Dei Vulk wölln zsomruafn, wir a Hen ihri Jungen unta die Flügn zsomruaft, oba na, dir is s nit recht gwen. Gebts Ochtin, enka Haus wird noh vawiast wern! Und hiaz sog ih Enk dos: Von heunt on sechts mih neama, bis s mar ingegn werds ruachn und betn und jamern um mih!

Zan Johonnstog.

(Aufgmirkt von Johanes.)

Um de Zeit sogt unsa Hergott zan Petrus: Geh, kim mit! Da Petrus draht sih um, siacht unsern

Hergottn sei Herzkäferl, in sewin Jünger, der scha ban Nochtmohl sein Kopf auf unsers Hergottn sei Brust hot glegt und gsogt hot: Wan ih s na wissad, wers is, der Dih varothn wird! Wia hiaz da Petrus olsar in Johanes siacht, sogt er zar unsern Hergottn: Und Der? Wos mocht dan Der? Sogt unsa Hergott: Wos geht dan dos Dih on? Der sul a so, wir er hiaz is, bleibn, bis ih zurück kim. Und Du gehst mit. Af däs hot sih da Glaubn dahebt, daß da Johanes nit sterbn kunt. Hiaz hot ober unsa Hergott nit gsogt: Er wird nit sterbn, er hot na gsogt, der sul a so, wir er hiaz is, bleibn, wos gehts dan Dih on? — Den dos possirt is, der dazählt s do selber und mir kinen uns af sei Zeugnuß valossn.

Zan Pfingstmonta.
(Aufgmirkt von Johanes.)

Um de Zeit hat unsa Hergott zan Nikodemus gredt: Sa viel gern hot da himlasch Voda d Leut, daß er sein oanzin Suhn aufopfert, der belehrts und weists, daß s nit in Valur gehn, daß s in Himel keman. Da himlasch Voda hot sein Suhn nit epper af d Welt gschickt, daß er Gricht holtn sul, er hotn gschickt, daß er d Leut güati aufnimt und seli mocht. Wer n nachfulgt, der hot ka Gricht zfürchtn, wer n nix glabt, der is scha valorn, weil er s nit glabt, daß er da Gottsuhn is. Dos is jo scha d Strof, wan s Liacht kimt und d Leut mochn d Augn zua; und däs toans, wans schlecht sein. Wer schlecht is, der fürcht't sih vorn Liacht und traut sih nit zan Liacht, damit jo seini Schlechtigkeitn nit gstroft wern. Wer oba s Rechti thuat, der geht gern fira zan Liacht, daß ma s sechn kon, wos er Gott z Liab thon hot.

Zan Pfingstiata.
(Aufgmirkt von Johanes.)

Um de Zeit hot da Herr wieder amol mitn Gonzgscheitn gredt: Ih will Enk na so viel sogn: wer nit ba da Thür einigeht in Schofstall, wer wo onderster einisteigt, der is a Diab und leicht gor a Mörda. An urndliga Schofholta geht ba da Thür eini. Da Thürwogl mochtn auf, d Schof hörn sei Stim, er ruaft d Schof bar eahneri Nam und lockts aussa. Und wan er seini Schof assaglockt hot, geht er eahna voraus, d Schäfla renen an noch, weil s sei Stim kenen. An Fremdn wern s gwiß nit nochlassn, va den wern s davon rena, weil eahna jo ah d Stim frem is. — Däs Gleichnuß hot eahner unsa Hergott gmocht, hobn s oba nit vastondn, wos er gmoant hot. Do hot er nohamol onghebt: Glaubts ma s, wos ih sog, die Thür zan Schofstoll, de bin ih. Olli Ondern, de kema sein, Diab und Mörda sein s und d Schof hobn eahna nit traut. Die Thür bin amol ih. Wan Oana durch mih einigeht, der kimt in Himel, er wird aus- und eingehn und sei Soch findn. A Diab, wan er kimt, der will na stehln, mordn und vawiasn. Ih bin kema, daß s as Lebn hobn suln, und daß s as übrigs gnua hobn.

Zan zweiten Sunta noch Pfingstn.
(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit hot unsa Hergott n Gonzgscheitn däs Gleichnuß gmocht: Ih woaß Oan, der hot a großes Nochtmohl kochn lossn und viel Leut einglodnt dazua. Und wir s finsta wird und schon Olls firti is, schickt er sein Knecht aus, daß er s in Eingklodntn sogt: se sultn kema, mir wortn scha. Do hot an Jader an Ausred ghobt: Der Oan hot an Moarhof kasst und muaß n onschaun gehn — sult nit bös sei, da Gostgeber. An Ondra hot fünf por Ochsn kasst und muaß s probirn gehn — sult nit bös sein, da Gostgeber. Wieder an Onderer hot gor gheirat und kon scha destwegn nit kema. Da Knecht kimt zruck, richt't die Postn aus. Däs harbt

in Hausvodan. Hiaz gehst ma gschwind, sogt er, aussi in d Stodt, af Gossn und Stroßn und wost Ormi, Schwochi, Blindi, Lohmi findst, de bringst eina. Sogt nochha da Knecht: Hons scha thon, oba mir hobn noh Ploz. Sogt da Hausvoda zan Knecht: Sa laf af d Londstroßn aussi, za die Zäun und Thör, und wenst findst, den gehst on und bringst. Mei Stubn muaß vul wern. — Ih sog Enk däs: Va die Einglodntn sul mar oana kema! Koana kriagt mar an Bissn von Nochtmohl!

Zan virtn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit, wia wieder amal Olls unsan Hergottn is zuagrent, wos er dan eppa wieda sogt, is er grod ban Genesareth-See gwen und hot zwoa Schiff' ongschaut, de afn Wossa sein gstondn. D Fischa sein ausgstiegn und hobn just eahneri Bern gwoschn. Do is er zan an Schiff hingonga, däs in Fischer Simon hot ghört und den hot er ongholtn, er sult so guat sein, er möcht a wenk afn See aussifohrn. Guat, er setzt sih ins Schiff und redt aussa zan Leutn, de afn druknan Lond stehn. Nochha drauf sogt er zan Fischer Simon: Loß s firi gehn, fohr weiter aussi, wo s Wossa tiafer is und holt in Bern ein! Jo freili, sogt da Fischa, mir hobn die gonz Nocht umgmozt und nix kriagt. Oba waust moast, so probir ihs nohamol. Er thuats und fongt da so an Losta Fisch', daß n Bern zreißt. Af dos wischbelt er in Komaradn afn zweitn Schiff: seids sa guat und kemts ma z Hilf! Gleih sein s dogwen und ollzwoa Schiffln sein über und über vul Fisch' worn, daß s völli vasunkn sein va lauta Schwarn. Da Fischer Simon Petrus, wir er ghoassn hot, follt vor unsan Hergottn af die Knia: Geh wek va mir, liaba Herr, ih bin jo a schlechta Kerl! Gonz paff is er gwen und die Onern ah, da Jakobus, da Johanes, in Zebedäus seini Sühn, de in Fischer Simon seini Kameradn sein gwen. Sogt af dos unsa Hergott zan Simon: Moch da nix draus. Va hiaz on wirst Du Leut fonga! Wohr is s worn, se sein afs druckni Lond gfohrn, hobn Olls liegn und stehn lossn und sein mit unsan Hergottn gonga.

Zan fünftn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit hot unsa Hergott za sein Leutn däs gsogt! Wans Ees nit grechta seids, als wia die Gonzgscheitn, sa kemts Ees nit in Himel. Ees wißts doh, wos in oltn Leutn scha gsogt is worn: Du sulst neamt umbringa. Wer wen umbringt, der kriagt sei Strof. Und ih sog Enk so viel, daß an Jada, der af sein Bruadan harb is, ah sei Strof sul kriagn! Und wer sein Bruadan an Spitzbuabn schimpst der muas vors Gricht. Und wer n an Norrn hoaßt, der kimt gor in d Höll. Waust an Opfer in die Kirchn bringst und es follt dar nitawegen ein, Dei Bruada kunt vadriaßli sein af Dih, sa loß s Opfer Opfa sei, geh za Dein Bruadan und werds guat mitanona, nocher erst kim und brings Opfa.

Zan ochtn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit hot unsa Hergott sein Jüngern däs dazählt: Is amol a reicha Mon gwen, und der hot an Vawolda ghobt, und va den hot er s dafrogt, er that sei Vamögn vaschwendn. Hotn drauf herhoassn lossn und gsogt: Va dir hört ma schöni Sochn! Varefantir dih, zoag ma d Rechnungen, Du bist ohgsetzt. Denkt eahm da Vawolda: Hiaz wos heb ih on? Mei Herr vajogt mih. Orbatn kon ih nit und zan Betln that ih mih z viel schoma. Ober ih woaß wos is thua, daß — won ih scha vajoad wir — mih d Leut gholtn. Af däs hot er in Herrn seini

Schuldner zsomhoassn lossn. Zan Erstn sogt er: Wia viel bist mein Herrn schuldi? Sogt der drauf: Hunert Fasser Oel. Sogt da Vowolda: Nim Dein Schuldschein und schreib eini Funfzg. Nochha drauf zan Zweitn: Und wia viel bist Du schuldi? Jo mei, hunert Metzn Woaz, sogt der. Guat, drauf da Vawolda, schreib in Dein Schuldbriaf: ochtzg. — Moant af däs da Herr, is nit dum, da Vawolda. Oba gscheit sein s jo oll, die Geldleut und d Weltleut, däs steckt schon in eahnan Bluat. Gscheita sein s, wia die guatn und bravn Leut. Jo jo, mochts Enk na guati Freund mit n ungrechtn Geld und Guat, werds scha sechn, wans gor wird mit Enk, ob s Enk eini lossn in Himel!

Zan funfzehntn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Um de Zeit is unsa Hergott in d Naimastodt gonga. Seini Jüngern und ah ollahand oneri Leut sei mitgonga. Wias zon Stodtthor kemen, trogns grod an Todtn ausser, ana Muader ihr oanziga Suhn. Sie is Witiwe gwen. A Schock Leut is mit ihr dahe kemen aussa va da Stodt. Wir unsa Hergott d Witiwe gsechn hot, hots eahm dabormt. Muaßt nit woanen, hot er gsogt zan ihr und hot die Bohr awenk ongrührt. Die Troga hobn stillgholtn. Drauf sogt er: Bua! ih sog da s, steh auf! Do is da Todti aufgstondn und hot onghebt zan redn. Nochha hot er n seina Muada zruckgebn. Do hobn sih d Leut onghebt zan fürchtn, hobn Gottlob und Donk gsogt und hobn gsogt: Do hobn mar an großmächtin Profetn kriagt. Unsa Hergott is zan uns kema.

Zan oanazwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit hot unsa Hergott sein Leutn wieder a Gleichnuß gmocht. Af a Gleichs, sogt er, is da Himel wir a Kini, der mit sein Knechn Varechnung holtn geht. Wir er onhebt zan Nochrechnen, kimt Oaner und gstehts ein, er war zehntausend Thola schuldi. Weil er um und um nix hot, so befilcht da Herr, er sul sei Weib und Kind vakaffn und zohln. Af dos follt da Knecht af sei Knia und schaut zan Bittn: „Nar a kloans wenk nochwortn, ih wir Olls zohln!“ In Herrn dabormt der ormi Hascha, er loßt n aus und schenkt eahm die gonz Schuld. Da Knecht schleicht lüsti davon und daußt vor da Thür begegnt eahm a Kamerod, dern zwölf Groschn schuldi is. Den pockt er ban Gnack, würgtn a Weil und schreit: „Mei Geld will ih hobn, wos d ma schuldi bist!“ Da Kamerod follt af seini Knia: „Nar a kloans Nandl Geduld, ih will Dir Olls zohln!“ Nix, da Knecht loßt sein ormen Kamarodn in die Keuchn spirn, af so long, bis d Schuld zohlt war. In ondern Knechtn hot der orm Hascha dabormt und se gehn zan Herrn und dazähln eahm Olls. Af dos loßt da Herr in Knecht ruafn. „Oh Du Böswicht!“ sogt er, „ih hon dar af Dei Gebitt die ganz Schuld gschenkt, und Du konst so hortherzi sei gegn Dein ormen Kamerodn? Hiaz ken ih ah ka Dabormnuß mit Dir. Af da Stell loß ih Dih schindn und däs sa long, bis Du ma Dei gonzi Schuld zohlt host.“ — Und a so, beschliaßt unsa liaba Hergott sei Gleichnuß, a so wirds mei himlischa Voder ah mit Enk mochn, wans mit oanonda nit nochsichti und vatragli seids.

Zan zwoaundzwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Um de Zeit und Weil stehn die Gonzgscheitn zsom und fleantschlus mitanonder aus, wia s unsern Hergottn in sein Redn und Ontwortn dronkriagn kuntn. Se schickn eahneri Studentn hin zan eahm und de hobn zsogn: „Moasta! Mir wissn s recht

guat, daß Du d Wohrheit sogst, daß D Dih um neamt scherst und grods Wegs in himlischn Bodan zuagehst. Hiaz sei doh sa guat und sog uns Dei Moanung üba däs: Is s recht, daß mar in Kaisa Zins zohlt, oder is s nit recht?" Unsa Hergott hots gleih kent, wos s wölln. „Ees Schelm!" sogt er, „Ees wöllts mih afs Eis führn. Zoagts mar amol a Zinsmünzen." Guat, se holtn eahm an Groschn hin. Unsa Hergott drahtn in da Hond um und um und sogt: „Do is an Aufschrift und a Bild drauf. Wos is däs für a Bild?" „Jn Kaisa seins," sogn d Studentn. „Na guat," sogt da liabi Herr Jesus, „Wos in Kaisa ghört, däs gebts n Kaisa. Und wos unsern Herrgottn ghört, däs gebts unsern Hergottn."

Zan zweitn Sunter in Advent.

(Aufgmirkt von Matthäus.)

Wia da heili Johanes in sein Gfänknuß ghört hot, wos unsa Hergott olls gredt und thon hot, do schickt er zwen Botn zan Jesus und loßtn frogn: „Bist Du s, der ongsogt is, oda müassn ma noh af an Ondern wortn?" Af dos gibt unsa Hergott de Ontwort: Gehts, und dazählts in Johanes, wos s do ghört und gsechn hobts. Die Blindn sechn, die Krüppeln springen, die Krätzadn sein über und über rein, die Törischn hörn, die Gstorbnen wern lebendi, für die Ormen und Valossnen kimt a neigi Lehr. Guat is s fü den, der sih nit harbt üba mih! — Nochha, wia die Botn fuat gwesn sein, hot unsa Hergott zan Leutn de in d Wildniß kema sein, üban Johanes gredt: Wen hobts dan eigentli Ees gsuacht in da Wildnuß? Eppar a Stamel, däs von Wind hin- und hergwachelt wird? Oda wos denn? Epper Oan, der in an Gwond va Somt und Seidn steckt? Selchti kints in Kinigschlössern findn, oba nit in da Wildnuß. Oda was hobts sist gsuacht? An Wohrsoger eppa? Jh sog Enks, der ist mehr wir a Wohrsoga. Der is da nämli Engl, va dems in oltn Gschriftn steht: An Engl will ih Dir vorausschickn, der Olls fü Dih herrichtn sul.

Zan viertn Sunter in Advent.

(Aufgmirkt von Lukas.)

Da römischi Kaisa Tiberius hot grod scha gegn funfzehn Johr long gregirt. In Judäa is da Ponzius Pilatus Stottholta gwen, in Galiläa is da Fürst Herodes gwen, und sei Bruada, da Philipp, der is Fürst in Ituräa und in Trachonitis gwen und in Abilene is da Fürst Lysanias gwen. Die jüdischn Gottsöberstn sein der Annas und da Kaiphas gwen. Um de Zeit hot da Johanes, da Zachariassuhn, in da Wildnuß a Zoachn kriagt. Der is fira gonga und hot in da Jordangegnd predigt, se suln sih taffn lossn und buaßwirkn, daß eahna d Sündn kuntn vaziechn wern. Stangad jo doh schon in oltn Profetn Jsaias sein Büachel: d Stim von Oan, der in da Wildnuß ruaft: Richts in Weg her, unsa Hergott kimt! Thol und Grobn sul ongschütt wern, Berg und Bichel suln ohtrogn wern. s Krumpi sul grod wern, da knoberadi Weg sul glod wern. Olli Leut wern nochn Heilond ruachn.

Zan Christtog.

(Aufgmirkt von Johanes.)

Z ollererst is s Wort gwen, s Wort is Gott gwen, Gott selber is s Wort gwen. Olls kimt von Wort her, nix is, wos nit von Wort is kema. Jn Wort is s Leben gwen. 's Lebn is in Leutn eahna Liacht gwen. 's Liacht leucht't in s Dusteri, oba s Dusteri kon holt ka Liacht vatrogn. Do is a Mensch von Himel kema, der hot Johanes ghoassn. Der hot in Leutn s Liacht aufgsteckt, hat eah-

nas ausdeutscht, daß s sechn und glaubn sulln. Er selber is s Liacht nit gwen, hots nar aufgsteckt. Däs, unsa Herrgott, is s Liacht gwen, daß olli Leut af da Welt gsechn hobn. Er is af da Welt do gwen, d Welt is von Liacht aus gmocht gwen, oba sie is dena noh blind gwen. Er is af sein Bsitz kema, seini Leut hobn an nit aufgnoma. De n ober aufgnoma hobn, de hot er za Kinda Gottes gmocht, de af eahm glaubt hobn, hoaßt dos, de nit da Mon hot gmocht, de nit aus da Sünd und nit aus n Fleisch sein geburn, de va Gott sein. 's Wort is Fleisch gwortn und is zan uns kemma und mir hobn sei Mocht dafohrn. In Gottessuhn sei Mocht, der wohr is und vula Gnodn.

Erklärungen: Stumerl: ein Stummer. sein sih z fürchten kema: begannen sich zu fürchten. In d Nahad: in die Nähe. Leutmeni: Menschenmenge. Sechta: Scheffel. vaweilt: verspätet. as Toal: zum Theile. gebts Ochtin: habt Acht. ausfratschln: ausfragen, aushorchen. ohmurxen: tödten. Thürwogl: Thorwart, Hüter. vawiasn: verwüsten. Bern, Fischbern: Fischnetze. umgmotzt: gefrettet. fleantschln: flüstern. Die Krätzadn: Die Aussätzigen. stangad: stünde.

Ein Bauer als Dichter.

Ein Freund dieser Monatsschrift sendet uns die folgenden Gedichte eines schlichten Landmannes aus Oberösterreich. Dieselben sind von einer Selbstbiographie des Verfassers begleitet. Wir lassen Dichter wie Gedichte für sich allein sprechen; sie sagen nicht wenig.

Mein Leben.

Am 23. Juli 1827 auf dem sogenannten Maischinger-Gut in der Ortschaft Lohnharting, Pfarre Dörnbach, geboren, hatte ich das Glück, einen sehr talentierten und belesenen Vater zu haben, der uns sehr früh durch seine geschichtlichen Erzählungen für das Lesen begeisterte. Da ich schon mit fünf Jahren ziemlich gut lesen, Rechnen und schreiben konnte, war ich schon mit zehn, elf Jahren ein leidenschaftlicher Leser der Geschichte, Geographie und auch für das Poetische sehr eingenommen. Die Schule wurde mir bald zu eng und ich suchte nach höheren Gegenständen. Als Jüngling hatte ich fast keine andere Unterhaltung als nur Lesen.

Ich durchwachte oft halbe und ganze Nächte, um nur dieser Leidenschaft fröhnen zu können, da ich tagsüber so gut wie die anderen Dienstboten die ländlichen Arbeiten verrichten mußte. Ich langweilte mich oft sehr, wenn ich keine Bücher zu lesen hatte. Da des Vaters pecuniären Verhältnisse es nicht erlaubten, mir neue oder ganze Werke anzuschaffen, war ich gezwungen, mir von dort und da welche auszuborgen oder auf dem Trödelmarkt in Linz unvollständige und defecte Bücher um wohlfeilen Preis zu kaufen.

So wurde ich ohne besondere Zwischenfälle siebenundzwanzig Jahre alt, bis ich mein eigenes Heim gründen

und mich verehelichen konnte. Mein kleines Gut mit etlich sechszig Joch besteht aus Aeckern, Wald und Wiesen, und liegt in der Ortschaft Kalchöfen bei Efferding, das ich nun seit beinahe achtunddreißig Jahren bewirtschafte, aber leider für meine neun Kinder nie viel Vorrath gewinnen konnte. Ich schwang mich wohl öfters in's Ideale — aber im Realen war mir Fortuna nie recht günstig.

Von jeher Vorliebe für das Poetische hegend, wurde ich von demselben unwillkürlich hingerissen, daß ich mich nicht enthalten konnte, in dieser heiteren Kunst selbst Versuche zu machen; wohl wissend, daß ich als unstudierter und ungelehrter Landmann nicht viel und Großes werde leisten können, da mir zudem alle Vorbildung mangelt, ich auch das Leben und die Verhältnisse der Menschen, sowie die Größe und Mannigfaltigkeit der Natur fast nicht kenne.

In diese niedere Sphäre eingeschränkt, war es mir nicht vergönnt, mich zum Höheren und Aesthetischen emporzuschwingen und konnte nur kleine Erzählungen, Gelegenheiten und Sagen als Stoff zu meinen Versuchen nehmen. Solange ich mich als Dilettant damit beschäftigte, hatte ich keine Beurtheilung und Kritik zu befürchten, doch, weil schon mehrere meiner Gedichte hie und da gelesen werden, fühle ich mich zur milderen Beurtheilung meines Steckenpferdes bemüssigt, diese Erklärung vorauszusenden.

Indem ich Ihnen hier meinen inhaltslosen und monotonen Lebenslauf kurz resumierte, erbitte ich mir noch, mit meiner Kalligraphie und meiner Orthographie Nachsicht tragen zu wollen, denn was Hänschen versäumt — holt Hans nimmer ein.

Hochachtungsvoll

Ihr

Sie herzlich grüßender

Johann Kirchmeier.

Kalchöfen, 5. Mai 1885.

Dichter und Bauer.

Was bin ich denn, daß ich vermessen
Mich auf zu höhern Sphären schwing'?
Wie kann ich meinen Stand vergessen,
Daß ich nach etwas Höher'm ring'?
Ich bin zu dem ja nicht geboren,
Bin nicht studiert und nicht gelehrt;
Es hatten mir die düstern Horen
Von allen diesem nichts gewährt.

Und doch gefällt mir, ach! das Schöne,
Das Herrliche der Poesie;
Bezaubernd wirken ihre Töne
Auf mein Gemüth, ich weiß nicht wie.
Ich werd' von ihr dahingerissen
Und stets entflammt und ganz entzückt,
Daß Herz und Sinne fast zerfließen,
Wenn sie in goldnen Traum mich wiegt.

O dann vergess' ich meine Bürde,
Des armen Bauers nieder'n Stand;
Ich fühl' als Mensch dann wieder Würde
Was ich zuvor noch nie empfand.
Denn wachend werden die Gefühle,
Als stieg ein Genius herab,
Weil mir des guten Schöpfers Wille
Zum klaren Geist Gemüt auch gab.

Es ist zwar oft ein zartes Fühlen
In meiner Lage nicht ganz gut.
Man wird oft wider seinen Willen
Hineingedrängt in jene Flut,
Die nur im Haben und Genießen
Des Lebens Ziel alleine sucht
Und jedem Denken, jedem Wissen,
Als „überflüssig" haßt und flucht.

Doch mag man mich auch gleich verhöhnen
Und einen Sonderling selbst schmäh'n,
Ich werde immer mit dem Schönen
Und mit dem Echten, Guten geh'n.
Ich „muß" — ich kann mich nicht erwehren
Der höher'n, geistigen Gewalt,
Sie hat im Sittlichen und Hehren
Für meinen Sinn zu viel Gehalt.

Zwar Reichthum werd' ich nie erlangen
In meinem Stand durch Schönheitssinn,
Auch kann ich nie als Dichter prangen,
Weil ich ja nicht gebildet bin.
Es ist dies nur in Mußestunden
Mein angenehmer Zeitvertreib;
Auch werd' ich ja kein Ohr verwunden,
Wenn ich doch manchmal Verse schreib'.

Ich schöpfe dann nur aus den Quellen
Der schönen, freundlichen Natur
Und flechte manchmal guten Seelen
Ein kleines Liederkränzchen nur.
Ich möcht' gern' Sinn für's Schöne zeigen,
Das in Gedanken sich vertauscht,
Wie wenn harmonisch in den Zweigen
Die stille Aeolsharfe rauscht.

D'rum wird man mir auch nicht verübeln
Mein harmlos kleines Steckenpferd
Und es zu sehr auch nicht begrübeln,
Weil es nicht ist von größer'm Wert.
Es hat nicht Jeder Glück und Gabe,
Im Stand und Denken groß zu sein:
Das, was ich bin und was ich habe
Heißt — Bauer und ein Dichterlein.

Vorsatz.

Stark werd' ich meine Kinder füttern,
Daß mir ja keines Dichter wird.
Es hat das Schicksal von zwei Müttern
Mir nun neun Kinder zugeführt;
Doch möchte sich nur keins verirren,
Den Dichternamen einst zu führen.

Was ist der Dichter? Ach! — ein Sclave
Von seinem eigenen Gefühl,
Empfindsamkeit wird ihm zur Strafe,
Und er verfehlt sein Lebensziel,
Denn er lebt nur im Idealen
Und folgt oft wenig dem Realen.

Ich selbst kann es zwar nimmer lassen,
Bei aller ganz verlornen Müh';
Gedanken rhythmisch einzufassen,
Ist ja für mich schon fast Manie;
Doch such' ich es bei meinen Kindern
So viel als möglich zu verhindern.

Der Blindgeborene auf dem Lande.

Viel hab' ich hier zu dulden
Auf dieser finstern Welt;
Doch ohne mein Verschulden
Ward ich hieher gestellt.
Ich mußte wider Willen
Als Kind schon betteln gehen,
Den Hunger nur zu stillen,
Und kann die Welt nicht sehn.

Ich habe, blindgeboren,
Auf Erden harten Stand,
Die Mutter bald verloren,
Den Vater nie gekannt.
Man führt an einem Stabe
Mich stets von Haus zu Haus,
Und theilt mir eine Gabe
Nach gutem Willen aus.

So schleppe ich mein Leben
Schon sechszig Jahre fort;
Ruh' ist mir nie gegeben,
Ich muß von Ort zu Ort,
Muß immerwährend wandern
Und betteln vor der Thür,
Von einem Tag zum andern
Auf Stroh ein Nachtquartier.

Ich höre immer reden,
So schön sei's auf der Welt,
Daß Sonnenstrahlen röthen
Ein blaues Himmelszelt,
Daß Nachts d'ran Sterne glänzen
In wunderbarer Pracht,
Und daß in Blumenkränzen
Ein holder Frühling lacht.

Nur mir scheint keine Sonne
Auf meinen Lebenspfad,
Ich fühle nicht die Wonne,
Die jeder Seh'nde hat;
Ich muß im Finstern trippeln
Und stoßen Stein an Stein
Und dabei ganz verkrüppeln
Mein schmachtendes Gebein.

Von allen jenen Freuden,
Was And're fröhlich macht,
Weiß ich mir nichts zu deuten,
Bei mir ist's immer Nacht.
Von blüh'nden, grünen Bäumen,
Von Thal und Bergeshöh'n
Kann ich nicht einmal träumen,
Weil ich sie nie geseh'n.

Ich kann der Welt nichts leisten
Und fall' ihr nur zur Last;
Den Menschen, ach! den meisten,
Bin ich kein lieber Gast;
Ich kann ja niemand dienen
Und nie zu Handen steh'n,
Ihr Mitleid nur gewinnen,
Wenn sie mein Elend seh'n.

Ihr reichen Menschenkinder,
Mit Augenlicht begabt,
Ein alter, armer Blinder
Ist's den Ihr vor Euch habt,
Entzieht ihm Eure Hände
Und Eure Liebe nicht,
Bald geht's mit ihm zu Ende,
Dann — wird's bei ihm auch licht!

Die Schwindelperiode.

Nur reich und groß — das sind die Losungswörter
Und lange Zeit das weltberühmte Treiben,
Recht viel Prospect und hohe Ziffern schreiben
Und Lug und Trug und dann — ein Selbstbethörter.

Ja, diese Sucht drang in die kleinsten Oerter,
Es durfte fast Niemand zurücke bleiben.
Da kam der Krach! Dagegen half kein Sträuben,
Und Tausende sind Bettler nun und — Mörder.

Nicht Arbeit mehr, noch redliches Geschäfte,
Viel leichter wär's Coupons herunterschneiden,
Da absorbierte man doch keine Kräfte.

Man suchte nur die Leute auszubeuten,
Indem sie Alles stets nach „Vorwärts" schuben
Und fielen selbst — in die gegrab'nen Gruben.

Man soll zuvor die Völker d'rüber fragen,
Wenn Zwist und Streit zum Krieg zu kommen scheinen,
Das Kriegs-Erklärungsrecht gehör' nicht „Einem",
Der Bauende hat's Recht nur zum Zerschlagen.

Der Communismus.

Ein Ungethüm im Bild des Communisten
Grinst uns herein in's sociale Leben,
Und immer mehr sieht man es sich erheben,
Als würd's gesäuget an Medusens Brüsten.

Denn unersättlich ist ja ihr Gelüsten,
Das Eigenthum als Diebstahl zu vergeben,
Um Arm und Reich in Eines zu verweben,
Daß sie sich gleich in Allem theilen müßten.

Und welche Theilung möchte d'raus entstehen?
Ein Monat würde Manchem kaum genügen,
Um ärmer als zuvor herumzugehen.

Wie sie sich selbst durch diesen Wahn betrügen,
So müßten sie hernach ihr Leben fristen
Und immer theilen — selbst mit Communisten.

Die Schüler Loyolas.

Ihr kennt sie ja an ihrem feinen Schliffe,
Die breite Hüte tragen, schwarz sich kleiden,
Mit ihren Lehren selbst die Brüder scheiden
Durch künstliches Verwirren der Begriffe.

Ihr Aushängschild verdeckt nur die Tartüffe,
Sie schaffen nur den Menschen Seelenleiden,
Um in der Angst sie leichter auszubeuten
Durch ihre Schliche und durch ihre Kniffe.

Dieweil sie uns stets nach dem Himmel zeigen,
Entziehen sie uns den Besitz der Erde
Und machen sie zu Gottes Ehr' sich eigen.

Die Wolle nehmen sie der frommen Herde,
Zum öftern doch wird auch das Lamm genommen,
Damit die Seelen in den Himmel kommen.

Der Areopag.

Wann wird einmal der schöne Zeitgeist tagen,
Daß alle Völker sich in Frieden einen,
Die Mütter nicht mehr um die Söhne weinen,
Die man im Kriege ihnen todtgeschlagen?

Der Zwiespalt des menschlichen Herzens.

Was ich nicht will, das thue ich am meisten,
Und was ich will, vollführe ich nur selten.
Das Zeug in mir taugt nicht zu einem Helden
Und kann in dem nur äußerst wenig leisten.

Die auf der Bahn des Lebens schon entgleisten,
Die werden mich darob zu hart nicht schelten,
Weil sie wie ich auch mannigfaltig fehlten
Und unfehlbar zu sein sich nicht erdreisten.

Ach! welcher Zwiespalt tobt in meinem Herzen!
Ich möchte immer nur das Gute üben
Und weiß das Böse nie ganz auszumerzen.

Von unsichtbaren Mächten oft getrieben,
Kann ich nicht immer die Begierden dämpfen,
Muß willenlos den Kampf um's Dasein kämpfen.

Das Spielzeug.

Es ist mir oft so wunderlich zu Muthe,
Wenn ich mein Leben und mein Thun betrachte,
Oft wünschte ich aus tiefstem Herzensschachte,
Zu fördern nur das Edle und das Gute.

Doch selten glückt es meiner Wünschelruthe,
Just das zu finden, was ich hofft' und dachte.
Mein Tagewerk, das ich mit Müh' vollbrachte,
Ist Arbeit nur — für eine Trödelbude.

Doch sollt' ich d'rum in meinen alten Tagen,
Weil ich nicht mehr und besseres kann liefern,
An meiner Leistungsfähigkeit verzagen?

O nein! ich will den Tand nie hoch beziffern,
Will nur mein Spielzeug immer netter machen
Und dann mich freu'n, wenn d'rob die Kinder lachen.

Am Styx.

Von Kindheit an leid' ich an kleinen Mängeln,
Nur konnte sie die Jugend leicht ertragen;
Doch nach und nach fängt mit den alten Tagen
Der Körper an, auch immer mehr zu kränkeln.

Gleichwie die Blumen an den zarten Stengeln
Den Reif des Herbstes nimmermehr vertragen,
So will auch mir das Alter nicht behagen,
Ich muß bald fort von Weib und Kind und Enkeln.

Am Rad der Zeit und den Naturgesetzen
Muß immerwährend alles Dasein wechseln,
Verschwinden und dabei sich doch ersetzen.

Auch mir kann die Natur nichts Eig'nes drechseln;
Obwohl das Leben mir noch immer lieber,
Freund Charon ruft — ich muß den Styx hinüber.

Dö ih moan.

Es is iatzt grad a Viertljahr,
Daß ih Dih siag und kenn,
Und seit der Zeit is halt ma Herz
Bald volla Freude, bald volla Schmerz,
Daß ih mih nöt dakenn.

Wann ih af d Nacht ös Bötterl geh.
Geht lang koan Aug nöt zua,
Ih roat halt allöweil ö Dir,
Ja selbst ön Schlaf kimmst ma nu für
Und laßt ma gar koa Rua.

Ih kann ja selmt a nöt dafür,
Daß ih Dih gern habn muaß,
Ih han mih halt ö Dir vaschaut,
Denn gar so liabla bist halt baut
Von Kopf an bis ön Fuaß.

Ih woaß, ih kann Dih schwerlö habn,
Und d Aussicht is go triab;
Und Du gfallst ma halt gar so wohl,
Denn s Brüsterl is so rund und voll
Und s Gsichterl gar so liab.

Du bist so freundli und so guat,
Drum gfallt ma sinst koans me,
Und das woaß ih ja a ganz gwiß,
Daß Alls, was in Dein Herzerl is,
Nu rein is wia da Schnee.

Drum bin ih halt so einagschlagn,
Drum is so schwar ma Gmüath,
Ih han koa Freud meh af da Welt,
Weil's mih halt allweil druckt und quält:
O wann ih Dih nur hiat!

Wann ih Dih kriagat, gab ih gern
Für Dih ma halbats Lebn,
Und hätt' ih Haus und Hof und Geld
Und gherat mei dö halbat Welt,
Gern that ih's für Dih göbn.

Und wann ih Dih halt do nöt kriag,
Du schene Engelsseel,
Aft druckts ma halt ma Herzerl a,
Dann welk ih a und dorr ih a,
Wia's Bleamerl afn Fel.

Ueber die ethische Aufgabe der Hauptvölker Europas.

Ueber dieses Thema finden wir im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" einen höchst anregenden Aufsatz von Dr. A. Berghaus in Gotha. Dieser Gelehrte schreibt:

Der Gedanke, daß einem jeden Volke das Maß seiner Dauer, sein Auftrag und Beruf zugemessen sei, ist ein sehr alter. Schon die alte etruskische Augurenweisheit wußte um diesen Satz; die Hellenen begriffen und formulierten ihn für ihr Volk; die Römer weihten ihm einen fanatischen Cultus, indem sie sich für das zur Weltherrschaft berufene Volk und ihr Weltreich für unvergänglich und vorbestimmt erachteten. Es gehört gewiß zu den erhabensten und schwierigsten Aufgaben des menschlichen Geistes, aus der Geschichte der Völker die Aufgabe rein zu erkennen, welche jedem derselben zugefallen ist, rein herauszulesen, wie sie

gelöst worden und was an ihr ungelöst geblieben ist. Die wahre Geschichtsforschung wird stets nur in der Lösung dieser Frage ihr Ziel finden; ihr letzter Zweck wird immer sein, aus allen Phasen der Specialgeschichte das ethische Gesetz dieses oder jenes Volkes rein herauszulesen. Denn nicht der einzelne Mensch, nicht das einzelne Volk stellt die Aufgabe des Menschendaseins vollständig dar, sondern die Menschheit überhaupt, und die Erkenntnis dieser Aufgabe wird daher um so vollständiger sein, je reiner wir die Einzelaufgabe der Völker erkennen. Diese specielle Aufgabe des Volksindividuums bildet und begründet sein ethisches Gesetz. Das ethische Gesetz der Menschheit aber, oder mit einem anderen Worte: „Ihr Zweck und ihre Bestimmung“ werden zu finden sein, wenn die ethischen Gesetze der einzelnen Völker klar vor uns liegen werden. Die nächste Stufe zu der Wissenschaft dessen, was die Gottheit mit der Menschenschöpfung bezweckte, wird daher die Erkenntnis sein, welche Aufgabe jedem der Völkerstämme zugefallen ist.

Nachdem das ethische Gesetz der Hellenen: „Gottähnlichkeit in rein menschlicher Sitte und menschlicher Schönheit darzustellen“ in vollkommenem Selbstbewußtsein durch dieses Volk erfüllt, fiel es vor einem individuell stärkeren Princip, das, in beschränkter Richtung wie zu einem Keil concentriert, von Außen her eindrang, vor der Volksidee der Römer. Die Staatsidee Roms war eine ganz fatalistische. Rom ist ihr gemäß ewig, und ewig zur Weltherrschaft berufen. Dies ist der Kern der Idee, unbesieglich darum und darum so mächtig, weil jeder andere Gedanke von Genuß, Freiheit, Schönheit oder Weisheit ihr vollkommen untergeordnet war. Herrschaft und, weil es ohne Gesetz keine Herrschaft gibt, Gesetz, bildeten die Peripherie des römischen Staatsgedankens im Bewußtsein des Römers. Mit diesem Gedanken, nicht mit dem der persönlichen Freiheit oder des Bürgerthums, wie wohl angenommen worden ist, unterwarf sich Rom die Welt. Seine Aufgabe war, zu herrschen und vernünftige Gesetze zu geben; sein ethisches Gesetz, die römische Volksidee über die Welt zu verbreiten, nach dem Willen derselben Götter, welche Rom gegründet hatten. Auch diese Idee kam mit vollem Bewußtsein im römischen Volke zu ihrer Entfaltung, wie das ganze römische Alterthum unabweisbar belegt. Rom aber herrschte, so lange es diesem Staatsgedanken treu und ohne Wanken ergeben blieb. Mit dem überhandnehmenden Culturinteresse, mit der gespaltenen Kaisermacht kam eine erste Störung in diese Aufgabe: das Gesetz war nicht mehr eins; in den übermäßig ausgedehnten Provinzen galt ein anderes Gesetz als zu Rom; Imperator trat gegen Imperator auf.

Von dem Augenblicke an, daß die römische Staatsmacht sich in ihren verschiedenen Trägern selbst bekämpfte, sank sie naturgemäß; sie erlag einem neuen Principe, dem Grundgedanken des Germanenthums, der in der Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums wurzelt. Griechen und Römer hatten ihr ethisches Gesetz erfüllt; der Staat war menschlich gebildet, die Aufgabe war gelöst, die Menschheit zu befähigen, die Idee der geistigen Freiheit des Individuums zu ertragen. Was der Naturgeist braucht, bringt er nach ewigen Gesetzen hervor! Das Individuum wurzelt im Willen, es wird erkennbar durch die Subjectivität des Willens. Das Christenthum, welches sich vor Allem an den Willen wendet und mit ihm das Germanenthum, welches das Individuum zur Grundlage des Staatswesens nimmt, übernahmen, Hand in Hand, die Fortbildung der ethischen Weltordnung.

Von vorn herein erblicken wir nun — dem antiken Götterwillen gegenüber — den Freiheitsbegriff als die Grundlage des germanischen Volkswesens, und zwar diesen Begriff in seiner

zwiespaltigen Anwendung, als Unabhängigkeit des Volkes, des Stammes, Geschlechts und als geistige Selbstbestimmung des Einzelnen. In beiden Richtungen hatte sich dieser Begriff, als das ethische Gesetz der germanischen Völker, durch die Jahrhunderte der Völkerwanderung hindurchzuarbeiten. Die Stämme suchten zunächst nach ihnen zusagenden Wohnplätzen und geeigneten Mischungen. Sie vereinigten sich alle zu einem Heerbann gegen die Römer; es entstand der markomannische, der schwäbische Bund, in denen jeder Mann ein kühner Streiter gegen die Römer war. Der Kampf mit diesen dauerte fünf Jahrhunderte; da wurden sie Sieger über das Volk, das sich für ewig unüberwindlich gehalten hatte. Sie fanden hier das Samenkorn des Christenthums in einem unfruchtbaren wüsten Boden; sie erkannten das Große und Herrliche, was in seinem unterdrückten Keime verborgen lag, und entschlossen sich, es mit sich zu nehmen und in ihren heimatlichen Gauen zur Blüte zu bringen. So wurde in der Mitte dieser großen allgemeinen Zerstörung unsere Kirche vor dem Untergange bewahrt und Deutschland ward das Weltreich des Christenthums: seine Ausläufer im Süden und Westen nahmen die Trümmer des zerfallenen Römerreiches in sich auf.

Doch verdunkelte sich durch eben diese Mischung die reine Aufgabe des germanischen Volkswesens, um neue Gestaltungen einzugehen, ohne Ausnahme aber Strahlenbrechungen des einen Gedankens, des ethischen Gesetzes der Germanen. Im Reiche selbst wurzelte Alles im Gesetze der äußeren Unabhängigkeit und der inneren Freiheit. Die nächste Consequenz der inneren Freiheit war der Kampf mit dem Romanismus, dem diese Freiheit fremd blieb und der sich in die Kirche geflüchtet hatte, um in ihr das römische Princip — ewige Herrschaft oder Macht Roms — in einer neuen hierarchischen Gestaltung streng gegliedert fortleben zu lassen. Die Hohenstaufen in ihren Kämpfen mit diesem Geiste des Romanismus waren eben nichts Anderes, als der reine Ausdruck des ethischen Gesetzes des deutschen Volkes, gegenüber dieser Verjüngung der altrömischen Staatsidee in der Kirche. Den Sieg auf germanischer Seite entschied erst die „Reformation“: mit ihr gieng das germanische Volksgesetz seiner Entfaltung rein entgegen; mit ihr sprengte die bis dahin noch gebundene Idee der geistigen „Freiheit“ des Individuums ihre Fessel, indem sie gleichzeitig mit Nothwendigkeit aber auch die Form zerstörte, in der ein germanisches Staatswesen sich hatte zusammenfinden können, so lange jene Idee nicht die alleinherrschende geworden war.

So ward die Reformation die bestimmende Grundlage der bis in die neueste Zeit Geltung habenden Staatsform der Deutschen, die oberste Ursache, weshalb die Deutschen so lange haben darauf Verzicht leisten müssen: „Eine politische Gemeinschaft, ein Volk zu sein.“ Die geistige Freiheit, die Selbstbestimmung des Individuums war der Grundgedanke des ethischen Gesetzes der Deutschen. Sie haben dies Gesetz, in dem ihre Volksethik wurzelt, bis zur höchsten und vollendetsten Entfaltung ausgebildet. Auf das Gebiet des Geistes hingewiesen durch Naturberuf (Götterwillen, würde der Hellene sagen), hat das deutsche Volk die ganze Sphäre des menschlichen Gedankens, das ganze Gebiet des Wissens und des Urtheils ausgefüllt. Es hat die Wissenschaft der Wissenschaften, die Lehre vom Gesetze des Denkens, geschaffen, in der alle Erwartungen des menschlichen Geistes wurzeln und gipfeln und durch welche der Geist des Menschen zur wahren und höchsten Freiheit gelangt, und hat sich ob seiner Universalität geeignet gemacht, in den Geist der verschiedenen Völker einzudringen, ihre Eigenthümlichkeiten zu

erkennen und zu achten und dadurch jene internationale Stellung in Europa einzunehmen, ohne welche ein Fortschritt der Völker auf der Bahn der Gesittung und Freiheit nicht denkbar ist. Aber indem es die Berechtigung des Individuums über jede andere Berechtigung erhob, verlor es die Berechtigung des „Gemeinsamen" aus den Augen. Das Staatswesen mußte einbüßen, was alle Individuen gewannen. Im Fortschritt dieser Richtung gieng nach und nach der staatliche Zusammenhang der Einzelnen mit dem Volksganzen zu Grunde: der Deutsche wurde unfähig endlich, diesen Zusammenhang rein aufzufassen, darzustellen; sein Individuum stieß bei jeder Berechnung in der ihm angebildeten Freiheit gegen das Staatsganze an und trat mit ihm in den Kampf. So verloren wir Jahrhunderte lang die Fähigkeit, ein Volk zu sein, einem Willen gehorsam, einer Idee ergeben, eine Volksgemeinschaft darzustellen, welche dem Individuellen gegenüber für eine Macht, für eine Wesenheit zu gelten die Kraft in sich trug. Der Götterwille, das ethische Gesetz der Germanen erfüllte sich: die Idee der Freiheit des Individuums, die Selbstbestimmung des Einzelnen war voll ins Dasein getreten. Die Frucht war gereift. Jetzt hat nun das deutsche Volk wieder die Berechtigung des Gemeinsamen gefunden durch die kräftige Regierung eines Staates, der sich jeder Einzelne unterzuordnen hat.

Während so Germanien im engeren Wortsinne seine Geschichte durchlief, brachen sich die Strahlen seines Geistes in den anderen europäischen Staaten aus germanischer Wurzel in mannigfachen Zusammensetzungen. Das jedesmalige Ebenmaß zwischen dem Urvolk, dem romanischen und germanischen Elemente, und das Verhältnis des Ueberwiegens des einen oder des anderen dieser Elemente im Physischen wie im Sittlichen bestimmten über Art und Gestalt dieser Combination.

In Frankreich fanden die Germanen einen vollständig gegliederten gefestigten Staat vor, mit einer nach Zahl und Bildung überwiegenden Bevölkerung, welche sie durch eine strenge militärische Organisation niederhalten konnten. Die Römer hatten die Gallier über 400 Jahre beherrscht und ihnen vollständig ihr Gepräge aufgedrückt. Sie waren in Sprache, Sitten und Reichsverfassung römisch, und als das Christenthum eingeführt, war römische Cultur und römische Centralisation allmächtig geworden. Neben dieser fanden die Franken in Gallien auch die Festigung der Civilrechte, in der Finanzverwaltung und in der Kirche vor, ingleichen ein vollständig ausgebildetes Zollsystem und eine vollständig gegliederte Hierarchie. Der unruhigen Wandelbarkeit des keltischen Volksgeistes, wie sie uns Cäsar geschildert, gegenüber, prägte sich der Geist der Treue, als ein Grundzug der germanischen Seelenstimmung, hier lebendiger aus und trat mit dem dritten Volkselemente, dem romanischen Verlangen nach Herrschaft oder dem kriegerischen Geiste, in Wechselwirkung. Aus diesen drei sich entgegengesetzten Elementen erwuchs der oft so räthselhafte französische Volksgeist. Man sieht das französische Volk fälschlich als ein durchaus einheitliches an; es ist in der That aber nur einheitlich in gewissen Aeußerungen seines Geistes. Innerlich und mit ihren eigentlichen Grundgedanken sind die Franzosen, von Individuum zu Individuum, getrennter als irgend ein anderes Volk, wenngleich ein höchst lebendiges Nationalgefühl sie meistens abhält, diese Spaltung auch äußerlich zu zeigen. In jeder gegebenen Zeitepoche ihrer Geschichte herrscht eines der Volkselemente über die beiden anderen; allein es herrscht auch nur, ohne die beiden anderen vertilgen oder ganz besiegen zu können. Plötzlich bringt ein Anstoß, äußerlich oder innerlich, ein anderes der solange dienenden Volkselemente zur Herrschaft und die Folge hiervon

ist, daß die jedesmalige Staatsform wankt und zusammenbricht. Die Verschiedenheit der Volksbestandtheile in geistiger Beziehung ist der Quell der endlosen Revolutionen des französischen Staatsgebäudes. Ja mehr — nicht bloß in dem Ganzen des Volkes herrscht dieses Gesetz der Gegensätze, sondern in jedem einzelnen Individuum selbst ist es geltend. Jeder Franzose, den nöthigen Bildungsgrad vorausgesetzt, gehorcht dem dreifachen Elemente der Wandelbarkeit, dem Triebe der Treue und dem Verlangen nach Herrschaft für seine Volkseinheit. Daher denn auch der beständige Wechsel, nicht nur in den Grundanschauungen über das Verhältnis des Einzelnen zum Staatsganzen, sondern auch der Moralprincipe bei den Einzelnen in diesem Volke, je nach dem Vorrange, den das eine oder das andere Element seines Geistes über die anderen gewinnt.

Die Ansicht, daß die Schmelzung zu einem Volksgeiste — das Nationalgefühl abgerechnet — weniger, als bei irgend einem anderen europäischen Stamme, bei den Franzosen vollendet sei, ist nicht die gewöhnliche. Sie mag befremden; aber bei näherer Prüfung des französischen Geistes in allen gesellschaftlichen Schichten, nach genauer Durchforschung der Geschichte dieses Volkes, wird sie gerechtfertigt erscheinen. Was das gewöhnliche Urtheil täuscht, ist eben nur dies, daß das französische Volk die Fähigkeit besitzt, sich dem jeweilig herrschenden Volkselemente augenblicklich und ohne Widerspruch zu unterwerfen, eben deshalb, weil ihm die Idee der individuellen Selbstbestimmung fern liegt und fremd ist. Hierdurch wird nach der Seite der äußeren Erscheinung hin bewirkt, daß sich nur eine Form des Volksgeistes darstellt, während innerlich die Gährung und so zu sagen der Kampf der verschiedenen Volksgeister unter sich fortdauert, bis ein anderes der besiegten Elemente zum Siege gelangt.

Worin beruht nun hiernach das ethische Gesetz dieses Volkes und wie ist es zu formulieren? Es beruht in nichts Anderem, als in der vollständigen Ausströmung der drei Ideen der Wandelbarkeit, der Treue und der Herrschaft. Mit dieser Aufgabe ist das französische Volk bestimmt, im Mittelpunkte Europas die Unruhe in der Uhr der europäischen Stundenwelt zu sein. Das Aufsuchen neuer Staatsformen, das Experimentieren mit diesen ist seine Aufgabe; dem Erstarren der Formen zu wehren, die Bewegung des politischen Weltwesens zu erhalten, das Festwerden in todten und absterbenden Formen — wozu die übrigen Völker Europas mehr oder minder Neigung haben — zu hindern, das ist die Aufgabe des französischen Volkes. Auch diese Aufgabe ist ernst und edel, wenn sie richtig verstanden wird; sie bestimmt dies Volk zum Fahnenträger des Fortschritts in der Humanität und zu einem langen staatlichen Dasein unter wechselnden Formen.

Londoner Sommertage.

Skizzen und Plaudereien von Rudolf Kleinecke.

III.
In der „Inventions-Exhibition“.

Zum Cicerone hab' ich entschieden kein Talent oder zum mindesten ein ungeheures Pech. Oft und oft hab' ich mir auch schon vorgenommen, lieber für ein wenig unhöflich zu gelten, als noch einmal als Cicerone zu dienen — doch man weiß ja, der Weg in die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert und so hab' ich es denn genau so oft, als ich mir's vorgenommen, auch — nicht gehalten.

Einmal freilich, als sich ein lieber Freund mir anvertraute und wir dann zusammen in den sonnendurchglühten Felsabstürzen des Hochschwab hiengen und weder hinauf noch hinab konnten, da hab' ich einen feierlichen Schwur geschworen, meine „Führerschaft“ in keinem Falle mehr in Anwendung zu bringen und habe den Schwur auch gehalten bis auf den heutigen Tag.

Bis auf den heutigen Tag! Soll ich ihm nun untreu werden und dem geneigten Leser Führer sein in der „Inventions-Exhibition?“ Soll ich ihm untreu werden, bloß um meine Berichterstatterpflichten gewissenhaft erfüllt zu haben oder ein wenig liebenswürdig zu erscheinen?

„Zum Kukuk mit aller Liebenswürdigkeit und Gewissenhaftigkeit“, würde ich sagen, wenn sich das in anständiger Gesellschaft schickte, so aber kann ich bloß die ganz ernst gemeinte Versicherung abgeben, daß ich nichts Entsetzlicheres kenne, wie als Cicerone in einer Ausstellung zu fungieren.

Da schleppt man aus lauter Liebenswürdigkeit so einen guten Freund einen halben Tag lang in den Ausstellungsräumen herum, muß vor Gegenständen, die man schon so und so oft gesehen, noch einmal stehen bleiben und sie anstaunen, muß Interesse heucheln für Sachen, die einem vollständig gleichgiltig sind, oder gar Bewunderung hegen für Dinge, die einem so zuwider sind wie einem Confortablegaul eine neue Fuhre. Und hat man dann schließlich sämmtliche Räume abgelaufen und ist froh, daß endlich das Zeichen zum Schluß gegeben wird und man gezwungen ist, den letzten Saal nur so zu durchfliegen, ohne sich mehr aufhalten zu können, so findet sicher unser Schützling gerade in diesem letzten Saale noch irgend eine Merkwürdigkeit, die ihm statt Dankesworten den Vorwurf entlockt: „Aber sie haben mir ja gerade das Schönste nicht gezeigt!“

Nein, ich will mich solchem Tadel nicht wieder aussetzen, ich will Sie, verehrte Leserin, daher bloß mit dem Vergnügungsorte „Inventions-Exhibition“ bekannt machen und höchstens so im Vorübergehen ein Weniges von den Ausstellungsobjecten plaudern. Ich bitte um ihren Arm, meine Gnädige, wir wollen gehen.

Schon in Oxford- und Regent-Street beginnen die Conducteure von jedem vorbei rollenden Omnibus (oder Bus, wie der Londoner in schöner Vereinfachung sagt) ihr „Exhibition!“ mit nachdrücklicher Betonung der letzten Silbe „schenn!“ zu rufen und die ganze lange Piccadelly hinunter, vorüber am Green- und Hyde-Park, verfolgt uns der Ruf, wenn wir es nicht vorziehen, uns von einem der geräumigen Kästen oder mittelst eines leichten Cabs

oder Hansom hinausfuhrwerken zu lassen.

Endlich liegt der schöne Neubau des „South Kensington-Museum“ vor uns und rechts davon ziehen sich die Ausstellungsgebäude die ganze lange Exhibition-Road hinauf, wo dann die imposante Albert-Hall den Abschluß bildet.

Das Portal der Ausstellung ist gerade nicht vielversprechend, und doch thut sich gleich nach dem Entréesaale, in dessen Mitte eine Reiterstatue des Thronfolgers paradiert, eine wahre Wunderwelt dem Besucher auf. Wünschen Sie einen kunstvoll ciselierten Schmuckgegenstand oder eine gigantische Dampfmaschine zu sehen, es steht beides zur Verfügung, wünschen Sie überhaupt was sie wollen — ich glaube, es wird nicht fehlen in dieser Triumphhalle menschlichen Strebens und Schaffens, ob es nun in der eigenen Heimat (in deren Abtheilung besonders die Producte mehrerer Wiener Firmen viel bewundert werden) erzeugt wurde oder aber in irgend einem Theile des Reiches der Mitte. Wählen Sie nur und schauen Sie so viel Sie wollen, meine Verehrteste, aber — lassen Sie mich aus dem Spiel — ich erkläre feierlichst und der Wahrheit gemäß, wenn auch ein wenig beschämt, daß ich von all' den ausgestellten „Erfindungen“ verteufelt wenig verstehe. Höchstens, daß ich Sie auf die Gallerie der Albert-Hall begleite, wo nebst andern musikalischen Curiositäten eine äußerst interessante Collection musikalischer Instrumente vom 16. Jahrhundert bis auf unsre Tage, ferner eine Sammlung von Manuscripten und Autographen berühmter Musiker, die bis in's 10. Jahrhundert zurückreicht, vorliegt.

Man findet hier immer nur vereinzelte Besucher, das Gros fühlt sich durchaus nicht veranlaßt, wegen ein paar alter Scharteken, und hätten sie auch Beethoven oder Händel geschrieben, die vielen Treppen zu steigen — man bleibt lieber unten in den Parkanlagen, welche den Mittelpunkt des Ausstellungsrayons bilden, und lauscht daselbst oder in der Albert-Hall, oder im Music-Room oder sonst wo den eben gebotenen Concert-Vorträgen, falls man es nicht vorzieht, in der „Old London Street“ herum zu bummeln und die (imitierten) alten Bauwerke zu bewundern oder die jungen, als Verkäuferinnen fungierenden Ladies. Gemeiniglich übt denn auch das costümierte weibliche „Jung-London“ daselbst entschieden mehr Anziehungskraft aus als die naturwahre interessante Nachbildung der engen Straße „Alt-Londons“.

Neben solcher Augenweide ist aber auch für Ohrenschmaus ausgiebigst gesorgt. Bald ist es ein Gesangsquartett, welches die Kirchengesänge alter Meister zur Aufführung bringt oder eine Production auf der riesigen Orgel in der Albert-Hall (der zweitgrößten der Welt), dann wieder ein Claviervortrag oder eine englische Militärmusik, allenfalls die Guards, die unter Leitung ihres Capellmeisters Godfrey eben dessen auch uns wohlbekannten Walzer „La garde de la reine“ spielen. Ist man neugierig genug und nicht gerade verwöhnt, so kann man auch eine Production der „Siamesischen Hofcapelle“ über sich ergehen lassen, deren dunkelhäutige Mitglieder, auf dem teppichbelegten Boden sitzend, ihre Glockenspiele, Schlaginstrumente und sonstigen, oft ganz courioseu Musikwerkzeuge, die in Berlioz' Instrumentationslehre nicht einmal erwähnt sind, bearbeiten.

Aber es will Abend werden und ich muß meine schöne Begleiterin ersuchen, mir in den Garten zu folgen.

Man spielt eben wieder einen Walzer draußen — aber nicht „die Garde der Königin“ und auch nicht im Tempo der englischen Musiker — einen Walzer, wie man ihn nur an diesem einen Ort spielt — einen echten, rechten Wiener Walzer!

S' ist ja der „Edi“ da mit seiner Capelle und tänzelt da und wiegt

sich — wenn er nicht eben einem seiner Musiker einen unheilkündenden Blick zuzuwerfen hat, weil dieser sträflicherweise statt nach den schwarzen Notenköpfen lieber nach dem gewiß lieblicheren Köpfchen einer vorbeipromenierenden Lady blickte und dabei einen durch diesen Umstand durchaus nicht gerechtfertigten falschen Ton griff.

Wie das wiegt und schwingt und unwillkürlich die Füße in Bewegung bringt — gar der Gentleman, bei dem ich stets im Zweifel war, ob sein Rückgrad denn auch aus den allgemein üblichen Wirbelknochen oder nur aus einem einzigen unbeweglichen Knochen bestehe, beginnt sich im Takte hin und her zu wiegen — ja sogar der berüchtigte Londoner Nebel scheint zu tanzen anzufangen — — denn selbst im Hochsommer kommt dann und wann so ein naßkalter Gruß von der See her, und darum lachen Sie nicht, meine gütige Begleiterin, wenn Sie mitten im Juli auf den Schultern der sommerlich gekleideten Ladies den winterlichen Pelzmantel sehen — derlei Eigenthümlichkeiten sind immer und überall durch Klima oder sonstige Verhältnisse geboten.

„In Rußland muß man Schnaps trinken," sagte in Petersburg ein Mann zu mir und leerte um 9 Uhr Morgens das zehnte Gläschen.

Im Uebrigen ist aber eigentlich nicht viel mehr zu sehen — die abendliche Dunkelheit hat schon tüchtig eingesetzt, und höchstens interessiert noch ein englischer Vaterlandsvertheidiger in knappem rothen Rocke und keck auf's rechte Ohr gestülpter Mütze, der sich neben den beiden Musikpavillons in das möglichst beste Licht zu setzen sucht und, sein Spazierstöckchen schwingend — Waffe trägt er natürlich keine — das übrige Publikum an sich vorbei defilieren läßt. Er gibt seine Position auch nur dann auf, wenn ein Highlander, ein Schotte in seiner malerischen Tracht, den nackten Knien, kurzem Röckchen und nachlässig über die Schulter geworfenem Plaid des Weges kommt und ihm Concurenz bietet.

Da vollzieht sich plötzlich vor unseren staunenden Augen ein Wunder. Wie auf das Schöpfungswort: „Es werde Licht!" zucken allenthalben kleine Flämmchen auf und ehe eine Secunde um ist, sind helle glänzende Sterne daraus geworden — Glühlichter, wie die Leute sie nennen. Sie erglänzen am ganzen weiten Rund der Ausstellungsgebäude und markieren die Contouren derselben, sie wiegen sich in den Wipfeln der Bäume bis hoch hinauf zum letzten Aestchen der Pappeln, sie lugen aus dem Grase und erglühen in den Kelchen der Wasserlilien im Bassin. In zauberhaftem, in allen Regenbogenfarben wechselndem Licht wirft die Fontaine ihre mächtigen Strahlen empor und ab und zu zuckt es wie ein blendender leuchtender Blitz über den Raum. Ein Ausruf der Bewunderung wird jedesmal bei dem wohl einzig dastehenden Schauspiele laut, und licht- und freudetrunken wandelt man umher wie in einem Zaubergarten.

Schade nur, daß diese Herrlichkeit so bald entschwindet und die unbarmherzige Hand des Elektrikers mit dem bestimmten Glockenschlage, und nachdem das „God save the queen" den Schluß der Concerte angezeigt, mit einem Rucke die glänzende Lichtfülle erlöschen macht. Die letzten Spuren poetischer Begeisterung rauben einem dann noch die Cads der Omnibusse, die nicht laut genug ihre Sehnsucht nach Passagieren in die Nacht und die Ohren der Vorübergehenden brüllen können und die Luft erzittern machen mit ihrem: Charing Crop! Piccadilly! Bank, Bank, Bank, Bank!! —

Die „Internationale Ausstellung von Erfindungen" ist nun geschlossen — aber nur, um im nächsten Jahre unter einer andern Devise wieder in's Leben zu treten.

Wie sollte sie auch nicht? Wurde sie doch während der sechs Monate ihres Bestehens von nicht weniger als 3,760.581 Personen besucht — ein Resultat, mit dem man selbst in London zufrieden sein kann!

IV.

„Das ist der Tag des Herrn".

Einer meiner Bekannten behauptete zeitlebens, es gäbe nichts Langweiligeres als einen englischen Sonntag. Ich widerstritt dem und behauptete meinestheils, das Langweiligste auf unserm, in dieser Beziehung doch reich gesegneten Planeten sei eine — Pappelallee. Als aber zufällig noch ein Dritter und Vierter dazu kam und Jeder in etwas Anderem das Urbild der Langweile erkannte, mußte ich wohl einsehen, daß das Alles nur rein individuelle Ansichten seien und — blieb daher steif und fest bei meiner Pappelallee.

Da kam ich nach England, nach London. Gleich am ersten Sonntage dachte ich unseres Gespräches, ohne mich aber noch der vorerwähnten Behauptung anzuschließen, da der Tag, dank meinem Freunde Charles Pock, so schnell und angenehm vergieng, daß ich fast vergessen konnte, in dem streng pietistischen England zu sein. Und auch späterhin, als ich mich draußen im South West schon so recht eingelebt hatte, da fehlte es nie an Unterhaltung, ob es auch Sonntag war und ich glaubte noch immer nicht daran.

Ein englischer Sonntag! Was ist's denn auch gar so Schlimmes?

Kaum sind wir aus dem Bette, so fangen schon die Kirchenglocken an zu musicieren und ist man nicht gerade schlecht gelaunt oder etwas nervös, so kann einem ja auch das Spaß machen. Eine Weile geht's ruhig fort — e d c h a g, und wieder und immer wieder e d c h a g in tonischer Folge die ganze Sext herunter — plötzlich aber zögert die eine Glocke ein wenig und gleich ist ihr die andere voraus und in ungezählter und unzähliger Folge kommen nun die Variationen, bis schließlich die Gläubigen dem Rufe Folge geleistet haben und die sechs Glocken in nicht sehr harmonischem Zusammenklang verhallen.

Gleich darauf schlagen die frischen Rythmen eines Marsches an unser Ohr. Es ist eine Abtheilung der „Heilsarmee," die, eine kleine, oft ganz merkwürdig zusammengestellte Musikbande voraus, durch die Straßen zieht. Eine Fahne darf dabei natürlich nicht fehlen, wie auch die nebenher marschierenden Frauenzimmer, die mit großem Eifer aber meist wenig Taktgefühl Tambourins, Triangels 2c. bearbeiten, unumgänglich nöthig scheinen. — Hat sich nun dem Zuge eine genügende Menge angeschlossen, so wird an einer Ecke Halt gemacht und die Predigt beginnt. Leopold Katscher gibt in seinen Skizzen „Aus England" ein treffendes Beispiel einer solchen, in denen an Phrasen wie: „Vor Kurzem war ich ein eben solcher Lumpenkerl wie irgend einer von Euch!" kein Mangel ist. Der Redner geht dann mit einer mehr kühnen als geschickten Wendung zu seiner „Rettung" über und fordert die Umstehenden schließlich in beredten Worten auf, seinem Beispiele zu folgen. Ein kurzes Gebet macht den Beschluß und der Zug setzt sich unter Absingung einer der marschartigen „Hymnen" wieder in Bewegung. — Wem das Alles neu ist, der braucht sich gewiß über Langweile nicht zu beklagen.

Sonntag Nachmittag.

Ich sitze, in richtiger Erkenntnis des englischen Sprichwortes: „two is company and three is nothing", in Gesellschaft einer jungen, hübschen Miß an Bord eines der Flußdampfer, die den Verkehr auf der Themse bis abwärts zur London bridge vermitteln. Die Sonne legt sich gehörig auf das schattenlose Deck, die übrige Gesellschaft

ist ziemlich wortkarg und wäre nicht meine vorerwähnte Begleiterin mir zur Seite, so könnte ich wohl kaum ein Kernwort über die englische Pünktlichkeit unterdrücken, die dem Capitän verbietet auch nur eine Minute vor zwei Uhr abzufahren.

Endlich aber setzt sich unser Fahrzeug denn doch in Bewegung und wenn auch langsam wegen des niedrigen Wasserstandes, so geht's doch stetig stromauf, unserm heutigen Ziele Kew entgegen. Einmal außer dem Weichbild der Riesenstadt, verengt sich das Bett der Themse fast zusehends, und wenn bis zur London bridge die mächtigsten Seedampfer verkehren können, so sind es jetzt höchstens mehr Localschiffe oder elegante Ruderboote, die uns entgegen kommen. Kleine Frachtschiffe liegen freilich eine Menge hier in beschaulicher Sonntagsruhe, größtentheils aber nahe an den Ufern im Schlamme, wo sie das Steigen der Flut abwarten, die eine tüchtige Strecke stromauf noch merkbar ist. Die Gegend bietet absolut nichts Sehenswerthes und man ist schließlich froh, Kew erreicht zu haben.

Der kleine Ort ist berühmt durch seinen schon 1730 gegründeten botanischen Garten, den reichsten der Welt, der bei den Londonern auch als Ausflugsort sehr beliebt ist, gerade wie das naheliegende Richmond, in dessen bescheidenem Kirchlein zwei berühmte Söhne Albions begraben liegen — James Thomson, der Dichter der „Jahreszeiten“, und Edmund Kean, der geniale Schauspieler.

Hierher (d. h. nach Kew und Richmond) pilgern Sonntag Nachmittags die Städter zu Hunderten heraus, und freuen sich, wieder einmal der dunstigen Atmosphäre der Stadt für ein paar Stunden entronnen zu sein. Schiff, Omnibus und Eisenbahn theilen sich dann Abends in die Heimbeförderung der vielen Ausflügler.

Aber auch in der Stadt selbst ist für Unterhaltung gesorgt, freilich äußerst primitiv, aber wie es scheint für englische Bedürfnisse genügend. Theater und sonstige Vergnügungen gibt es Sonntags natürlich nicht, auch die Public-Häuser sind nur einige bestimmte Stunden geöffnet, dafür ist aber — man höre und staune! — in ein paar der großen Parks Nachmittags Concert, und dieses lockt auch immer ein zahlreiches Publikum an sich, trotzdem kaum fünfzig Schritte daneben ein Prediger über die Verworfenheit der Menschen klagt und seine gläubigen Zuhörerinnen nicht selten bis zu Thränen zu rühren vermag. Unter einem andern Baume steht wieder eine Gruppe und singt geistliche Lieder und Hymnen, und so gibt's zu hören und zu sehen gerade genug.

„Woher also Langweile?“ fragte ich mich selber, als ich das Alles mitmachte und sogar selbst einmal eine Gruppe solch' frommer Sänger unterstützte, da es galt, eine in C-dur begonnene Hymne Gott wohlgefällig zu Ende zu führen, trotzdem das Orchester nebenan eben mit dem beliebten Walzer „Sea-saw“ einsetzte und denselben unglücklicherweise gerade um eine Terz höher intonierte, „woher also Langweile?“

Doch blieb ich mir nicht lange die Antwort schuldig. So ist es im Sommer und für den, der das Alles das erstemal mit ansieht. Wenn man aber erst einmal anfängt sich über die augenverdrehenden Schreier und ihr oft recht scheinheiliges Publikum zu ärgern, oder es setzen die berüchtigten Londoner Nebel ein und machen ein Ausgehen unmöglich, dann lernt man schon dran glauben und gähnend frägt man: gibt es wohl etwas Langweiligeres als einen englischen Sonntag?!

„O ja,“ antwortet ein boshafter Freund, der mir eben über die Schulter guckt, „ich kenne Eins.“

„Und das wäre?“

„Eine gewisse Plauderei eines gewissen — —“

Ich habe den Namen leider nicht verstanden, aber mein Freund sagt, es wäre besser so.

V.

Idylle.

Das Haus ist wie alle andern in der Gasse. Ein einfacher, zweistöckiger Ziegelbau, an dessen Mauern sich üppige Reben wilden Weines emporranken, mit einem umgitterten winzigen Gärtchen davor und einem Hofraum dahinter, in dem ein einsamer, blattloser Baum resigniert seinem baldigen Ende entgegensieht. Der eiserne Klopfer an der Thür zeigt schon leise Spuren von Rost, so selten kommen fremde Leute hieher. Zu ebener Erde ist die Küche mit der offenen Feuerstelle und ein Zimmer, in dem ein Pianino (das einzige in der Gasse!) paradiert und von seiner dominierenden Stellung so überzeugt ist, daß es sich nicht im Mindesten schämt bei der leisesten Berührung, in die man sich mit ihm einläßt, ganz unverhohlen die Falschheit seines Innern zu zeigen. Ein paar verblaßte Photographien von Familienmitgliedern und eine Unzahl Schmuck und Tand und Firlefanz auf Kasten und Kamin kennzeichnen das Gemach als das der Frauen. — Im zweiten Stockwerke wohnt eine alte Dame, die ich ein einziges Mal sah, als sie von einem Besuche, den sie ihren auf dem Lande wohnenden Verwandten gemacht hatte, nach Hause kam. Sie überreichte mir damals ein duftendes Bouquet zarter Feldblumen und ich Undankbarer habe mich nicht einmal revanchirt dafür. Ja, ich habe London verlassen, ohne von ihr Abschied zu nehmen!

Zwischen den Gemächern der weiblichen Bewohner „zu ebener Erde“ und im zweiten Stock befinden sich im ersten Stockwerke zwei bescheidene Zimmerchen, die durch ein paar Reisekoffer und durch das zusammengetragene Mobiliar, das man ausschließlich in Wohnungen, die an „solide Herren“ vermiethet werden, findet, als zeitweiliges Junggesellenheim gekennzeichnet werden.

Eines derselben ist meine Residenz. Von meinem Fenster, das Abends nie herunter zu bringen ist, mir aber beständig in's Genick fällt sobald ich den Kopf hinaussteckе, schweift der Blick auf ein echtes Londoner Vorstadtbild. Eine mehr oder minder rothe und mehr oder minder angeschwärzte Ziegelmauer lehnt sich an die andere, Rauchfänge streben allenthalben dazwischen empor und tragen, einem alten Abkommen gemäß, gewissenhaft das ihre zur möglichsten Verdichtung und Verschlechterung der Luft bei. Im Hofraum des anstoßenden Hauses, das mit noch drei anderen zusammen einen Winkel bildet, der die stolze Bezeichnung Place führt, steht Tag für Tag ein Cab, auf dessen Dach ein schmutziger Junge herumklettert und mit Schwamm und Wasser daran herumhantiert. Es ist mir stets ein Räthsel gewesen, wie bei dieser Beschäftigung nicht der Jüngling wenigstens an einigen Stellen rein oder aber der Wagen schmutzig werden müsse. Ich habe das Fuhrwerk auch nie anders als im Hofraum stehend gesehen und trotz sorgfältigster Ueberwachung konnte es mir nie gelingen, sein Wegfahren oder Nachhausekommen zu beobachten. Wahrscheinlich geschah dies immer in stiller nachtschlafender Zeit, um die Bewohner dieses Viertels nicht unnöthig aus ihrer Ruhe zu scheuchen. Denn ein hier einbiegender Cab erregt jedesmal gewaltiges Aufsehen, und in der Straße, der unser Haus die Hauptfront zukehrt, verfügt sich die ganze weibliche Einwohnerschaft augenblicklich zu den Hausthüren, sobald ein anderes Gefährte als das Eselgespann des Erdbeerverkäufers sichtbar wird, um dann bei der Eigenthümerin des Zeitungsladens, die offenbar als Autorität gilt, das merkwürdige Ereignis zu besprechen und sich in den gewagtesten Vermuthungen über die Identität des vornehmen Fahrgastes zu ergehen.

Die Gasse besitzt aber außer ihrem Zeitungsverschleiß noch einen Tabak-

händler, ein Publichaus und einen Fischladen, vor dem die angenehm duftenden Bewohner der Themse und des Meeres zur Schau ausgestellt sind. Gewöhnlich sitzt ein unschuldiges Kätzchen auf den gewaltsam vom Leben zum Tode gebrachten Kaltblütern und leckt mit seinem rauhen Zünglein mitleidig die Leiber der unglücklichen, der menschlichen Genußsucht zum Opfer gefallenen Mitthiere.

Neben dem Fischladen hat sich ein Krämer etabliert, doch wird sein Geschäft nur wenig besucht, weil er, wie die Leute behaupten, Häringe und Würfelzucker in ein und derselben Lade hat. Als ob das ein Grund wäre, einem Kaufmanne die Kundschaft zu entziehen!

Noch ein räthselhaftes Local besitzt die Straße, das ich trotz angeborner und stark entwickelter Neugier und selbst einer mäßigen Portion persönlichen Muthes, den zu haben ich mir schmeichle, nicht näher zu untersuchen wagte. Es liegt ziemlich versteckt zwischen den übrigen Häusern und nennt sich „Sidney-Hall".

Ein paar hundert Schritte von unserer Gasse sind wir in Fulham-Road. Von dort verkehren Omnibusse sowohl nach Hammersmith und weiter, wie auch in entgegengesetzter Richtung zur City. Biegt man jedoch nicht zur erwähnten Straße ein, so kommt man in das Gewirr all' der Gassen und Gäßchen, die sich von hier bis zum Themseufer ziehen. Fünf Minuten davon ist eine Station der Metropolitan Railway und um dieselbe nette, von wohlgepflegten Gärtchen umgebene Häuser, vor denen Equipagen ab und zu rollen, hier aber ist es still und nur der unarticulierte Ruf des Milchbuben und der heisere Schrei „meat!" des Verkäufers von auf dünne Hölzchen gespießtem, zu Katzenfutter bestimmtem Fleische bringen vorübergehendes Leben in die öden, wie verlassenen Ansiedlungen. Eine Hundeleiche sinkt ungehindert tagelang der endlichen Auflösung entgegen, und wenn der Mann, der den einzelnen vertretenen Schuh hier verlor, nicht selber sein Eigenthum wiederfindet, so dürfte besagter Schuh noch lange Zeit hier in Wind und Wetter liegen bleiben, ohne daß ein „redlicher Finder" sich seiner erbarmte und ihn vor der Unbill der Witterung und dem Uebermuthe der zufällig des Weges kommenden Kinder, die ihn regelmäßig als Puppen-Equipage requirieren, in Sicherheit brächte.

Das Gäßchen führt zu einem Platz, und zwar einem wirklichen, wahrhaftigen Platz, nicht einem solchen, wie wir ihn von unsern Fenstern aus sehen. Die Häuser ringsum haben so hübsche Vorgärtchen und muthen so heimlich an in ihrer Ruhe, die paar Bäumchen beschatten nach Kräften das hinfällige Standbild irgend eines Heiligen und der Sand knirscht so merkwürdig unter unsern Tritten, als wollte er erzählen von der rauschenden See und der Wunderwelt auf ihrem Grunde, von der er eine Menge Muscheln und Gehäuse noch mit sich genommen. Drei oder vier ausnahmsweise ruhige Knaben haben dieselben gesammelt und sie, vielleicht unabsichtlich, zu Füßen des Heiligen niedergelegt, der nun darauf herunterblickt, als wäre er noch nicht mit sich im Reinen, was er eigentlich mit diesem Opfer beginnen solle. Er schaut so gutmüthig drein der alte Herr und hat gewiß für all' die glücklich oder unglücklich Liebenden, die im Schatten der Nacht sein Standbild umkreisten und wispelten und sich ganz ungeniert vor ihm küßten, wärmste Fürbitte eingelegt.

Und darum that es uns auch so weh, als wir eines schönen Tages den Platz überschritten und die boshafte Sonne trotz der schützenden Baumesäste so recht hell den Stein beschien, auf dem er früher gestanden — —

Eine frevelnde Hand hatte ihn hinweggenommen — — —.

Fast traurig giengen wir die stille Straße hinauf, unsrer Wohnung zu. Das Kätzchen saß ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, in seinem Fischkübel und hielt Todtenwache, vor dem Public-Hause standen ein paar Arbeiter und schmauchten ihre kurzen Pfeifchen, und weiter oben steht am Eisengitter vor dem Hause ein Mädchen und schaut die Straße herab. Das Haus hat rothe Vorhänge in den Fenstern und das Mädchen hat braune Haare.

Wir bemerken jetzt erst, daß die andern Häuser keine rothen Vorhänge haben und die meisten auch kein Gärtchen davor, wo ein Mädchen stehen könnte — es ist so langweilig in der Straße, wir gehen lieber nach Hause. Miß Nelly öffnet das Gitter und bietet uns die Hand zum Gruß. —

Good bye, verehrter Leser, ich habe Dir ein idyllisches Plätzchen gezeigt im hastenden Leben der Weltstadt — das Idyll meines eigenen Lebens aber erzähl' ich nicht weiter.

Eine kleine Komödie Raimunds.

Stadtgeschichte von August Silberstein.*)

Auf dem feinsten Platze der inneren Stadt Wien, dem „Graben“, steht ein riesiges Haus, dessen Eigenthümer, nach Berechnung Müßiger, stündlich einen Ducaten Erträgnis genießen soll. Das Prachtgebäude hat ein ursprünglich armer Druckerjunge gebaut; später oder zur Zeit dieser Erzählung war er freilich „kaiserlich königlich ausschließlich privilegierter Hof-Buchdrucker“, hieß Freiherr von Trattnern, und er war so freiherrlich, Schiller, Goethe, Herder, Wieland, selbst Kotzebue und Genossen u. s. w., nachzudrucken — wogegen diese kein Verbot im lieben deutschen Reiche schützte!

An einem der vier Thore, und zwar einem der beiden dem Hauptplatze zugewendeten Thore dieses Hauses, kehrt merkwürdigerweise ein riesiger steinerner Karyatide, Bogen- und Balconträger, seine ganz unbekleidete Rückenseite nach außen, Manche behaupten, um der Geringschätzung Ausdruck zu geben, welche der Erbauer den Meinungen der Welt entgegensetzen wollte; Andere erzählen, es habe diese etwas derbkomische Mahnung einer Spröden gegolten, deren Fenster gegenüber lagen und die den Brautwerbungen des früher weniger reichen Druckers kalte Abweisung und sogar Hohn entgegengesetzt.

In diesem Hause wohnte im oberen Stockwerke Therese Krones. So hatte kein Weib zuvor, kein Mädchen das Herz des Volkes getroffen, für das sie auf der Bühne Gestalten schuf. Die Neuberin hat nur für den Theil der Besten einst gespielt: Therese Krones in Wien war die erwachte heitere Volkslaune in Person, die lebendige Gestaltung der liebenswürdigen, wie-

*) Aus dessen neuester Sammlung: „Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm“ (Leipzig. Albert Unflad. 1886.) Siehe Heimgarten X. Jahrg. Seite 799.

nerisch-österreichischen Heiterkeit, und der Dichter Raimund verewigte sie in der Gestalt der „Jugend" in seinem „Verschwender", oder sie begeisterte ihn zu der Gestalt, sie führte ihn durch ihr ganzes Wesen auf das Schaffen und Beleben dieser „Jugend!"

Jugend und Munterkeit waren stets beisammen — so auch hier. Die „Krones Resl" nahm das Leben als einen Becher, dessen Inhalt immer neue Perlen emportreiben mußte, sie war so heiter außer der Bühne, wie auf derselben!

Dem wehmuthreichen, tief-ernsten Gemüthe Raimund's war es zuweilen eine besondere Erholung, bei Theresen einen Abend in Gesellschaft zuzubringen, er trat da aus sich heraus, er befand sich wohl, wie selten anderswo.

Solche kleine Gesellschaftsabende waren nur den Auserlesensten, den Freunden des engsten Kreises zugänglich, und trotzdem sich Cavaliere mit den reichsten Spenden hinzudrängten — hießen letztere doch nur immer die „Schmarotzer".

Der Künstlerkreis wußte, gegen die Gaben des Witzes und Geistes seien die anderen nur von geringem Werte.

Zu diesem auserlesenen kleinen Kreise gehörte Korntheuer.

Er war der Dritte im Bunde der darstellenden Größen, welche sich das Volk auserkoren. Er war aber auch in der That ein Großer, eine riesig lange Gestalt, mit langen Armen, langen Beinen, langem Halse, langem Gesichte, langem Kinne, langer Nase, und zuweilen wollte es den Zuschauern dünken, als besitze er die Macht, nebst dem Andern, selbst letztere noch verlängern zu können. Dabei schien er die Ruhe, die Gleichgiltigkeit selbst und sich um Alle vor ihm nicht zu kümmern. Dies erhöhte die Wirsamkeit seiner Späße und er war ein Liebling Raimund's geworden, der gerne mit ihm spielte, außer der Bühne lebte und spielte!

Ein Kartenspiel mit Korntheuer gehörte zu seinen liebsten Vergnügungen, und der guthmütige Lange ließ sich die Launen des Mannes gefallen, dessen Ueberlegenheit er, wo es sich ernstlich darum handelte, nicht nur gerne, sondern begeistert anerkannte.

So gab er sich zuweilen zum Stichblatte her, Korntheuer ließ in seiner Gutmüthigkeit Späße mit sich vollführen, ohne sie je zu verderben, vielmehr war sein Streben, sie zu erhöhen, und er besaß natürlichen Witz genug dazu.

Eines Abends saß der kleine Kreis so bei Therese Krones. Unvorhergesehen hatte sich ein Baron Starosta, ein reicher Edler aus Serbien eingefunden, der in der Hauptstadt den Zerstreuungen lebte; und die voreilige Auskunft des Stubenmädchens, daß ihre Herrin zu Hause und im kleinen Freundeskreis sei, hatte ihm Einlaß und Zutritt verschafft.

Raimund war eine Weile verstimmt darüber, er scheute solche nicht ganz bequeme Genossenschaft und warf stechende Blicke auf den Blumenstrauß, welcher im kostbar geschliffenen Krystallgefäße, auf silbernem mit Schmelz verziertem Sockel, der Künstlerin von dem Verehrer dargebracht wurde.

Therese Krones suchte indes die Ehre des Abends zu retten und that so viel wie möglich, um die Heiterkeit in Fluß zu bringen. Eine Whistpartie war bald geordnet, und Scherz und verlorene hohe Einsätze des mehr an Geld als an Geist reichen Serben, edle Weine, thaten das Beste — die Gesellschaft kam bald in die heiterste Laune.

Raimund trank zuerst aus Mißbehagen, dann angeregt vom Rebensafte und von Korntheuer, der seinen Freund stets zu erheitern suchte.

„Eben recht, lieber Korntheuer," sagte Raimund im Gespräche, da ersterer ihm mit mit einem Spaß in die ernste Rede gefallen war, „ich muß Dich wirklich bitten, wenn ich

gerade etwas Ernstes und zwar auf der Bühne spreche, Deine Dummheiten sein zu lassen! Was thut der alte Narr gestern, als Herr Müller, der Liebhaber, eben auf der Scene seiner Angebeteten die feurigste Liebeserklärung macht? Er betupft sich, durch einen geschickten Wurf des Kopfes, mit dem Zopfe die linke Schulter, und suchte dann immer den fremden Spaßmacher, der ihm heimlich auf die Achseln geklopft haben soll. Er geht zuerst um sich herum, und als er dann natürlich Niemand findet, lauert er eine Weile mit seinen Glotzaugen auf den Unsichtbaren. Endlich wirft er, wie ertappend, den Kopf wieder auf die andere Seite, der Zopf thut wieder seine Schuldigkeit, und so geht er wieder um sich herum, das Spiel beginnt von Neuem, so daß das Publikum vor Lachen platzt... Müller mit seiner Liebeserklärung verzweifelt und in den rührendsten Momenten ungehört und außer sich vor Grimm abstürzt! — Du bist ein Bösewicht! Und ein Glück ist Deine Stegreifschwätzerei, die das immer zusammenzubinden weiß, was sonst keinen Sinn und Zusammenhang hätte!"

„Ja, warum spielt der Bursche auch so schlecht," sagte Korntheuer, „daß ich mich zu langweilen beginne? Er kann mir's danken, daß er nicht ausgezischt wurde, denn so hat ihn mein Lachenerwecken ohne Schaden hinausgebracht!"

„Und hast Du nicht schon heimlich gewettet, Du bringst mich außer Fassung mit Deinem tollen Nebenspiele, das Du Dir erfunden? Und hast Du, während ich eine ernste Ansprache zu halten hatte, nicht das Gesicht verzogen, als setzte sich hartnäckig eine Fliege auf Deine lange Nase; und haschtest Du sie nicht endlich, scheinbar vergebens, mit allen schlauen Künsten in der Luft? — Dies Alles, während ich eine rührende Ansprache zu halten hatte?"

„Ja, Du hast mich da leider mehrere Flaschen alten Leopoldsberger gekostet!"

„Auch zähle Deine Knöpfe an Rock und Weste nicht mehr so rappelig auf und ab, kreuz und quer, ohne jemals mit der Rechnung fertig zu werden, wenn Du gerade nicht mitzusprechen hast . . . hörst Du, sonst spiele ich Dir einen Streich, an den Du denken wirst!"

„Du mir? Das bist Du nicht im Stande!"

„Ich wär's nicht im Stande?!" rief Raimund fast angegriffen.

„Nein, Papachen Ferdinand," sagte Therese zu Raimund; „erstens bist Du zu gutmüthig für diesen gleichgiltigen Sünder, und dann bringt man ihn durch nichts außer Fassung! — Was thut er unlängst in der „Falschen Primadonna"? Er spielt die Rolle des Bürgermeisters von Krähwinkel plötzlich, zur Aushilfe in der Not, und hat kein Wort davon gelernt. Er schwätzt sich durch das Stück durch und heraus und wird noch nach jedem Abgange gerufen!"

Korntheuer nickte, Raimund lächelte wie in behaglicher Erinnerung.

„Die Salat-Geschichte war aber doch am besten gelungen!" rief die Krones.

„Welche Salat-Geschichte, wenn ich bitten darf?" fragte der Fremde.

„Nun," fuhr Therese fort, „der Poet Sperling Edler von Spatz, welcher bei den Krähwinklern und dem Empfange der Sängerin eine so thätige Rolle spielt, tritt ein und meldet dem Bürgermeister, der seine Rolle nicht weiß: Ich habe alle Gärten geplündert, um Blumen streuen zu lassen, und da die Blumen nicht genug waren, so hab' ich auch Salat auf den Weg streuen lassen. — Da verzieht der Stegreif-Bürgermeister Korntheuer keine Miene und antwortet mit tiefem Ernste: Das war gut gethan... lassen Sie noch auf meine Kosten zwölf Eier hart sieden und auf den Salat legen! — Das Publikum brach

in dröhnendes Gelächter aus, Alles war erschüttert, nur Korntheuer stand, als hätte er nichts gesagt und nichts gethan!"

„Und ich bringe ihn doch einmal außer Fassung . . . dennoch!" rief Raimund.

„Farbe bekennen!" rief Korntheuer und warf seine Karte, fortspielend, auf den Tisch. — „Aber ich bitte Euch, wenn's Niemanden stört, so nehmt die Armleuchter weg, oder löschet einige Kerzen aus, daß ich nicht so geblendet werde. Ich bin froh, wenn ich einen Abend wenig Lichter um mich sehe, meine Augen erleiden es nicht mehr!"

„Und Du glotzest doch so mit Deinen Augen!" sagte der Freund.

„Ja," sagte die Krones, indem sie die Armleuchter bei Seite stellte und nicht mehr als zwei Lichter auf dem Tische ließ, „es ist nichts als Eitelkeit des alten Knaben; er weiß, daß er mit diesen Augen gar viele Rührung im kaiserlichen Hofburgtheater hervorgebracht, als er noch die tragischen und schwermüthigen Rollen spielte, bis ihn das Publikum zwang, das sein zu lassen und andauernd komisch zu werden. Es ist nichts als Eitelkeit!"

Hierauf winkte sie dem Stubenmädchen, die Armleuchter zu entfernen. Eine trauliche Dämmerung breitete sich über die geschmackvoll eingerichtete Stube, deren Läden hinter den Vorhängen geschlossen waren, damit keine neugierigen Blicke von gegenüber eindringen könnten.

„Und ich sage," begann wieder Raimund schalkisch-boshaft, indem sich Korntheuer nun behaglich zurecht rückte, „er sieht wirklich schlecht mit diesen schönen Augen. Ueber Dich kommt's noch, weil Du so eitel auf Deine Augen bist! Glaubt Ihr, er macht Spaß, wenn er zuweilen die Person, zu der er treten und sprechen, oder der er etwas geben soll, nicht findet? Das Publikum lacht . . . der arme Korntheuer mit den schönen Augen hat den Nachtnebel, sieht aber für kurze Zeit wirklich nichts, nicht einmal seine lange Nase!"

„Ich sehe wenigsten keine Geister, wie Du sie siehst!" entgegnete der Angegriffene, dem Geisterkomödienschreiber den Schlag erwidernd.

„Das kann Dir auch gar nicht passieren, daß bei Dir ein Geist zum Vorschein kommt!" sagte Raimund.

Die Andern lachten.

„Na, weißt," sagte Korntheuer in seiner trockenen Gelassenheit, „es ist mir auch wirklich noch gar nicht passiert, daß ich mit einem Geist beisammen gewesen wär', trotzdem Du mein Freund bist!"

Die Anderen lachten abermals und die Krones rief: „O, seht nur, er kommt nicht außer Fassung! Er ist nicht unter zu bringen . . . niemals!"

Dabei sprang Korntheuer auf, wie er es liebte, glänzende Abgänge zu machen, und entfernte sich steif-gleichgiltig. Raimund ersparte den Gegenschlag, war aber auch dabei im Rückstande.

Er fühlte sich hierdurch angespornt, und im Augenblick durchfuhr ihn ein Gedanke.

Während nun der Gesellschafter fehlte, sprang Raimund rasch empor. „Ich kriege ihn! Helfet mir zu einem Spaße! – Lisette!" rief er dem Stubenmädchen entgegen, das bedienend ab und zu gieng, wenn ich die Spielmarken wie unversehens vom Tische streife, hebst Du sie auf und putzest dann die Lichter, löschest aber, wie zufällig eines aus, jenes drüben . . . hörst Du? Verziehe aber keine Miene, sonst bekommst Du nie mehr Freisitze für Deine Familie . . . die wirklich nicht klein ist!"

Das Stubenmädchen lächelte und knixte zustimmend.

„Dann lasset mich nur machen!" fuhr der Redner fort. „Ihr Andern, Sie, Herr Baron und Du, Therese, thut nur wie ich und lasset Euch durch

nichts, was da kommt, irre machen! Auf Dich, Du Donauhexe oder Donaunixe (eine Rolle, in der die Krones glänzte) . . . 's ist alles eins . . . kann ich mich verlassen, und den Herrn hältst Du mir fein unter Aufsicht! — Das soll gut werden! Der Augenverdreher und schelmische Bösewicht, der alle Scharteken über Augen liest, soll einmal für seine Eitelkeit hart gestraft werden und mir doch endlich aufsitzen . . . ich weiß, womit ich ihn treffe! — Pst! er kommt . . . nicht verrathen!"

Korntheuer kam, setzte sich wieder an seinen Platz, als wäre nichts vorgefallen und nahm Spiel und Gespräch wieder auf.

„Ich mußte nach meinem Hausschlüssel sehen, ob ich ihn im Ueberzieher habe, sonst muß ich das ganze Haus um Mitternacht herausrumoren!" sagte er.

„Und wir sind gewohnt, daß das ganze Haus uns herausrumoret . . . nicht wahr?" sagte die Krones, welche nicht minder wie die Männer ihren Stolz und ihre Kraft in Stegreifspäße setzte.

„Das Reserl muß mir noch ein Stück schreiben," sagte Raimund, „sie hat das Köpfl dazu! — Und dem Korntheuer gibst Du die Hauptrolle darin. Aber das Stück muß immer in düstern Höhlen, Handwerkerstuben, Vorstadtbierhäusern und bei nächtlichen Laternen spielen, damit der Korntheuer nicht geblendet werde und seine Eitelkeitsgucker desto besser auf das Publikum hinausblicken!"

„Dem Raimund steckst aber so viel' Licht auf, als D kannst, der hat's nöthig!"

„Der wandelt immer in lichtern Räumen als wir, mein Lieber!" sagte die Krones und verpflichtete Raimund zu einem zärtlichen Blicke — überhob ihn aber gleichzeitig einer Antwort, was ihm in diesem Augenblicke lieb und passend war.

„An mir ist das Kartengeben!" sagte der Baron, um sich auch einzumengen, und theilte das Spiel wieder aus, während die Andern ihre kleinen, gewohnten, unter Schauspielern sehr gebräuchlichen Neckereien fortsetzten.

Das Stubenmädchen hielt sich immer geschäftig, bald einschenkend, bald einen Imbiß anbietend, in der Nähe, gewärtig des von Raimund angedeuteten Zeichens.

Endlich fühlte die Krones unter dem Tische ein verständigendes Berühren ihrer Fußspitze durch die Raimund's, im selben Augenblicke streifte er mit dem Elbogen die Marken von der Tafel, sie klapperten auf den Fußboden, das Stubenmädchen war rasch zur Hand sie aufzulesen, reichte sie gelassen wieder hin — putzte, wie angeordnet, die Lichter und löschte das bezeichnete aus.

„Das ist gerade ein guter Zufall, Lisette. Laß' das Licht, es geniert ohnehin den armen Korntheuer! Die Kronesin nimmt's nit übel und der Herr Baron auch nicht. Wir spielen bei einem Lichte, wir sehen gut, und dem Korntheuer geschieht ein Gefallen, d. h. wenn er jetzt noch sieht!" Dabei bedeutete er, mit einer Bewegung des Kopfes und der Augen, dem Stubenmädchen, zu gehen.

„Will's beweisen!" sagte Korntheuer. „Hab' schon oft nit mehr gehabt und hab' müssen bei der elendesten Schusterkerze meine ersten Rollen studieren! Laß's meinetwegen, mir soll's recht sein!"

„Also, ich spiele aus!" sagte Raimund, an dem dies war.

Nachdem die Andern zugelegt hatten und das Ausspielen einmal herumgegangen war, hob er die Lichtschere und löschte das letzte Licht an seiner Seite aus.

„Oho!" sagte er wie überrascht, „die Ungeschicklichkeit! Ja, nur die Schönsten in der Gesellschaft sollen das Licht putzen, das wär' von Männerseite hier Korntheuer gewesen. Aber

thut nichts; bleib' Kronesin, ich werde gleich Licht machen . . . Ihr sollt gleich eine Probe der neuesten Taschenfeuerzeuge sehen, ich habe eines bei mir!"

Dichteste Finsternis herrschte in dem Raume, die Läden waren ja auch geschlossen und Niemand sah eine Handbreite weit vor sich.

Alle saßen stumm harrend.

Raimund rückte seinen Sessel, als beschäftigte er sich. „So!" sagte er, „das geht schnell! he? — Seht Ihr, es zündet schon, nach einem einzigen Striche über eine Fläche. Zuerst ist das Flämmchen blau, dann roth, dann hell gelbweiß und flackert. So . . . da ist das eine Licht angezündet, und nun gib auch das andere, Reserl . . . so . . . ich dank' Dir! . . . ha, das ist ein Kunststückchen, was? Man hat's jetzt weit gebracht!"

Er räusperte, wie gesagt, und rückte nur dann an dem Leuchter während seines Redens, hatte aber eigentlich gar nichts gethan und es herrschte dichte Dunkelheit im Zimmer wie zuvor.

Der arme Korntheuer, eitel auf seine Augen und in der That sehr furchtsam wegen derselben, saß wie angenagelt. Er riß die Augen auf, ob er sich täusche — er sah nichts!

„Nun spielt weiter!" rief Raimund im selben Augenblicke und tippte gleichzeitig mit seinem Fuße nach dem der Krones.

„Ich spiele die Dame aus!" rief diese, den Scherz rasch verstehend.

„Ah, Sie lassen sich den Stich entgehen, Herr Baron!" sagte Raimund. „Nun, Korntheuer, Du hast den König, heraus damit!"

Der arme Korntheuer sprang auf, ächzte stark: „Um Gotteswillen! Wo seid Ihr? Licht! Licht!"

Raimund's Scherz mit dem Eitlen war gelungen!

„Was ist Dir? Sind nicht genug Lichter da?"

„Ich sehe nichts! Ich sehe nichts!"

„Mache keine Dummheiten!" rief Raimund. „Um's Himmelswillen, es hat Dich doch nicht im Ernste Dein Augenlicht verlassen! — Deine schönen Augen!"

„Aber Korntheuer! Korntheuer!" jammerte die Krones, mit aller Komödianterie den Scherz begreifend und fördernd.

Dem armen Korntheuer war einen Augenblick lang furchtbar wehe, er erinnerte sich von plötzlichen Erblindungen gelesen zu haben — aber die Worte Raimund's: „Deine schönen Augen!" zündeten ihm plötzlich ein inneres Licht und er fühlte blitzesrasch, daß er im Scherze unterlegen, wirklich ein Opfer seiner Furcht und Eitelkeit geworden.

Er verstand und errieth nun den Zusammenhang. Er, der Rasche im Stegreife, wollte sich aber auch gleich helfen — er wollte die Boshaften strafen!

„Freunde! Wo seid Ihr?" rief er mit tiefstem Komödiantentone. „Ist's möglich, ist's wahr? O, so plötzlich! Nein nein, das kann nicht lange währen, das ist vorübergehend!"

„Ich habe von solchen Fällen gelesen," sagte Raimund dumpf, wobei plötzliche Nacht . . . O!" jammerte er, „Freund! Freund!" und rüttelte den Erfaßten.

Der Baron biß sich in die Lippen.

„Löscht die Lichter aus!" rief Korntheuer. Vielleicht hat mich der rasche Wechsel von Licht und Finsternis geblendet, es ist dagewesen . . . löscht aus, ich bitte, und lasset mich eine Weile im Dunkeln . . . o lasset mir einen Augenblick Ruhe, ich muß mich fassen! fassen!" rief er mit erschütterndem Tone und schlug im Dunkeln die Hände tragisch zusammen.

Sich zur Seite der Krones neigend und sie erfassend, flüsterte Raimund ihr in's Ohr: „Es ist genug, eile um Licht, Kronesin!"

Einige Augenblicke herrschte Stille, als sollte der Bitte des Unglücklichen

willfahrt werden — sofort drang aber lichte Dämmerung aus dem Nebenzimmer herein, sie breitete sich immer heller aus, Therese kam mit dem Lichte näher und trat endlich, mit flammenreichen Armleuchtern, in die Thüre.

„Hahaha!“ brach die lustige Krones zugleich mit Raimund in Lachen aus und Letzterer klatschte in die Hände.

„Was soll das Lachen ... Ihr Grausamen!?“ rief jetzt Korntheuer scheinbar entrüstet. „Was soll das Lachen!?“ — Er erhob sich dabei, seiner ganzen Länge nach, aus dem Lehnsessel und stürzte wieder darein zurück, indem er seine düstere Miene nur noch schmerzhafter verzog.

Nun riß Raimund, rissen die Anderen Alle die Augen auf und waren einen Augenblick wie sprachlos.

„Mach' keine Dummheiten, hörst!“ sagte er dann weich. „Ende einmal den Scherz, den schlechten Scherz, den ....“

„Welchen Scherz?“ rief Korntheuer in falscher Richtung starrend. — „Seid Ihr von Sinnen? Bin ich es? Was ist mit mir?! Wo bin ich?“ rief der ehemalige Tragiker und fuhr mit beiden Händen über die Schläfen in die Haare, die er sträubte, das vollendete Bild eines Verzweifelnden.

„Siehst Du nichts? Siehst Du wirklich nicht?“ frug Raimund nun mit pochendem Herzen, das bei ihm bekanntlich rasch von Lustigkeit in Weichheit übergieng.

„Einen Doctor! einen Doctor!“ schrie Korntheuer mit tiefstem, tragischem Brusttone.

Die Krones ächzte, lief hinaus, der Baron starrte sprachlos mit offenem Munde.

„Um's Himmelswillen!“ rief Raimund, „Freund! Brüderl, Bruderherz! was ist Dir? Siehst Du mich nicht?“

Ich bin unglücklich!“ Er warf sich an dessen Brust.

„Ja, ich fühl's, ich hab' Dich ... aber ich seh' Dich nicht! ... führ' mir die Hand, daß ich umher taste!“

„Der dumme Schreck, der rasche Wechsel von Licht und Nacht ... ja ja ... ich bin Schuld ... o meine Dummheit!“ jammerte Raimund mit seiner Stimme, die bald zu den tiefsten Tiefen, bald zu dem höchsten Diskant wechselte — „Es wird sich aber geben ... nur rasch einen Doctor, mehrere, zwei! Die Professoren Jäger und Wattmann, die Operateure! Mein ganzes Hab', meine eigenen Augen, mein Leben geb' ich ... o Korntheuer, sieh' mich, sieh' mich!“ Und er drückte ihm die Hand und legte sie dann zum Stützen auf den Tisch.

„Das ist der Tisch ... wo ist die Krones!“ Und indem Korntheuer mit der Hand scheinbar suchte, streifte er des Barons Geschenk, die theure Krystallvase von dem Tische, daß das Wasser den Baron übergoß und das Gefäß auf dem Boden in Scherben zerplatzte.

„Warte!“ dachte er, „Du sollst mir den mitgespielten Scherz büßen, und Du mußt anstandshalber doch eine neue kaufen!“

„O, was ist über mich gekommen ... was ist über mich gekommen!“ jammerte er und fuhr mit den langen Armen nach beiden Seiten so aus, daß er Raimund hart an den Magen traf, welcher sein kummerhaftes Gesicht nur noch in schmerzlichere Falten zog.

„Da hast Du auch was für Dein Spiel,“ sprach der Jammernde zufrieden in sich selbst.

„Lisette! wasche mir die Augen mit kaltem Wasser!“ rief Korntheuer.

„Aber ich sehe ja nichts, ich bemerke ja nichts ... Dein Auge ist so offen und klar und durchdringend wie früher!“ rief Raimund.

„Das ist das Unglück!“ rief der Bejammerte.

Die Krones nahm dem Mädchen Schwamm und Becken aus der Hand, um dem Armen die Augen zu kühlen. „O Liesi!“ sagte dieser zur Krones,

als könnte er nichts unterscheiden, „wenn mir das Wasser hilft . . . ich habe nichts . . . aber Deine Frau gibt Dir, mir zu Lieb', die Aussteuer und heiratet Dich aus! Der Baron schenkt Dir auch mehr als hundert Gulden! O . . o! . .“

„Ich bin's, die Dir die Augen kühlt, mein lieber armer Freund,“ sagte die Krones mit gerührter Stimme; „aber ich übe die Gutthat gerne, wenn Du nur wieder siehst!“

„O mir wäre es ein Geringes, ich gebe das Geld herzlich gerne!“ rief der Baron.

„Wo ist der Doctor! der Doctor!“ rief Korntheuer, der das nasse Gewäsche satt bekam.

„Er kommt sogleich, ich habe den Burschen mit dem Wagen des Barons fortgeschickt, er muß augenblicklich da sein!“

Raimund warf sich in einen Lehnsessel und stützte das krauslockige Haupt in die Hand — er hatte, wie er dachte, mit den Schicksalsgeistern ein übles Spiel sich erlaubt, und war nun als Frevler von den stets auf Unheil lauernden gestraft!

Die Thüren giengen, Tritte ließen sich vernehmen, fast Alle im Zimmer eilten entgegen, der berühmte Doctor Jäger trat mit ernst-neugieriger Miene in die Thüre und stand einen Augenblick in derselben.

Aller Augen folgten gespannt den seinen, nach Korntheuer.

Der — erhob sich in seinem Lehnstuhl gegenüber — stand hoch aufgerichtet — griff in die tiefe Westentasche, holte seine Schnupftabaksdose hervor, klopfte darauf und öffnete sie rasch: „Wünsch' guten Abend, Herr Doctor . . . kann ich Ihnen mit einer Prise dienen?“ Und dabei schritt er ihm, zierlich sich verneigend, möglichst niedlich entgegen.

Erschütterndes Gelächter folgte dieser unerwarteten Wendung.

Raimund brach in furchtbares Lachen aus. Er verstand den ernsten Scherz, und sprang nun, wie außer sich vor Freuden, umher! Er umarmte den geretteten Freund, den Doctor, das Stubenmädchen, den nassen Baron, alle Welt, und war glücklich, überselig in seinem weichen, fühlenden Herzen!

Alles lachte herzlich über den gut gespielten und gewendeten Scherz, welcher der Thorheit Aller die gleiche Wage hielt.

Der Doctor bedauerte durchaus nicht, vergebens gerufen worden zu sein!

„So,“ sagte Korntheuer und schnupfte fest, „seht Ihr, meine Kinder, ich lache und Ihr bezahlet! Du Therese hältst zur Strafe Deinem Stubenmädel Dein Wort, ich kenne ihren Erwählten, unseren Theaterfriseur, und sie verdienen's Beide. Der Herr Baron . . .“

„. . . Legt sofort hundert Ducaten hier nieder, wie er es versprochen,“ ergänzte dieser.

„Und Du Ferdl“ (österreichisch abgekürzt für Ferdinand — Raimund), Du merkst Dir die kleine Komödie . . . Du hast eh' daran genug . . . ja, jetzt thut mir's leid, schon zu viel! Sie, Herr Doctor, Sie sind unschuldig . . . sie speisen mit desto größerem Appetit jetzt mit uns!“

„Und stoßen mit Champagner an auf des alten Korntheuer's jugendlich frische Augen!“ rief munter die Krones.

Heiter vergieng das Nachtmahl, man brach spät auf. Raimund summte ein Liedchen still in sich — vielleicht waren es die Keime des schwermüthigen Hobelliedes . . . . „und klopfe meinen Hobel aus und sag' der Welt adjee!“ — sein letztes, bevor er sich erschoß.

Er geleitete Korntheuer bis fern in die Vorstadt, an sein Haus — er hüllte sich bei kühler Nachtluft dicht ein — er sprach kein Wort und drückte ihm fest, aber stumm beim Abschiede die Hand.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Von P. K. Rosegger.

XV.

Die Geschichte eines Feuilletons.

Ein Feuilleton! Der Leser durchfliegt es, denn die leichtfertige Natur des Feuilletons hat auch ihn leichtfertig gemacht, er gleitet gleichgiltig darüber hinweg, im besten Falle kritisiert er es, ohne es eigentlich gelesen zu haben. Daß so ein Feuilleton auch seine Individualität, seine Schicksale seine Geschichte haben kann, das wird wohl selten Jemand denken. Und doch ist manchmal die Geschichte eines Aufsatzes interessanter als der Aufsatz selbst, und vielleicht sogar recht lehrreich, wie etwa im vorliegenden Falle, den ich als eine mir wertvolle schriftstellerische Erfahrung meinen literarischen Genossen, sowie einem verehrlichen Publicum mittheile.

Ich will einmal von den vielen Fällen, wie mein Name mißbraucht wird, einen festnageln.

Im November 1881 erhielt ich von der Redaction des „Neuen Wiener Tagblatt" eine sehr höfliche Einladung, für das Feuilleton desselben Beiträge zu liefern. Ich wunderte mich darüber, denn das genannte Blatt hatte den schmächtigen Dorfpoeten von jeher ein wenig über die Achseln angesehen, und so ein Ding mit 40.000 Abonnenten und noch mehr Inserenten hat höllisch breite Achseln; mir war übrigens ganz wohl dabei und ich war nicht gesonnen, das angenehme Verhältnis zu stören. Aber schon nach wenigen Tagen kam ein zweites Schreiben: Das „Neue Wiener Tagblatt" habe die Absicht, vom Jänner 1882 einen Cyklus autobiographischer Erzählungen und Skizzen zeitgenössischer berühmter Autoren zu veröffentlichen, in welchem der Name eines so . . u. s. w. unmöglich fehlen dürfe. Die dringende Aufforderung, einen autobiographischen Beitrag zu liefern! — Natürlich, in einer Versammlung hochberühmter Männer wird man doch nicht wegbleiben wollen! Die schöne Gelegenheit, selbst wie ein großer Mann auszusehen, wird man sich doch nicht entgehen lassen! Ein neues Schreiben hatte bereits die Form einer Aufforderung, Viele seien schon da, man wolle aber Alle, die vorgemerkt, beisammen haben, bevor man anfange. Zur selben Zeit hatte auch ein ebenfalls in Graz lebender verehrter Freund von mir eine ähnliche Aufforderung erhalten, und wir beriethen nun, ob wir uns für würdig halten dürften, in die uns so gütig geöffnete Ruhmeshalle des „Neuen Wiener Tagblatt" einzutreten. Am Ende würde es als eine größere Anmaßung ausgelegt, wenn wir draußen blieben, als wenn wir bescheidentlich einträten und uns auf die vom Redactionstribunale angewiesenen Plätze hinstellten! Wir wollten keine Ausnahmen machen, damit man nicht etwa gerade auf Jene deute, die nicht da seien.

Mein Freund schickte ein größeres biographisches Stück aus seinen Erlebnissen im Revolutionsjahre. Ich hatte eine Erinnerung aus meiner Studentenzeit für mein neuestes Buch in Vorbereitung, diese sandte ich unter dem Titel: „Ein guter Rath" an das

„Neue Wiener Tagblatt". Mein Freund erhielt telegraphisch das Honorar angewiesen, ich bekam es mit der nächsten Post. Wir wunderten uns über diese Eilfertigkeit, da die Blätter ein Honorar doch erst nach Schluß des Monats, in welchem ein Aufsatz abgedruckt worden, auszuzahlen pflegen. Indes gegen große Männer, die wir nunmehr waren, verfährt man eben zuvorkommender, als etwa gegen den Schlucker von Dorfpoeten, der ich sonst gewesen.

Als im nächsten Jahre 1882 etliche Wochen um waren, fragte mich mein Freund, ob wir denn nicht schon im Pantheon stünden? Ich gieng in ein Lesecabinet, ließ mir das „Neue Wiener Tagblatt" bringen und untersuchte den ganzen Jänner. Der autobiographische Cyklus war noch nicht eröffnet. Wir meinten, es seien ihrer noch nicht genug da, und das Blatt wolle warten, bis neue berühmte Männer geboren würden, weil viele der alten von den Recensen geschlachtet worden sind. Wir erinnerten uns erst wieder im Jahre 1883 auf unsere dem Blatt geschickte Arbeiten. Wir baten schriftlich um Aufklärung, weshalb der vor zwei Jahren so fest vorbereitete Cyklus bisher nicht erschienen sei? wir könnten über unsere Arbeiten das Verfügungsrecht nicht gut länger missen, hätten sie nur unter der Voraussetzung eingeschickt, daß sie zur uns bestimmten Zeit und für den angegebenen Zweck abgedruckt würden.

Jetzt waren w i r die Wünschenden und sie die hohen Herren, wir bekamen keine Antwort.

Einige Zeit später fügte es sich, daß ich nach Wien reisen mußte, so gieng ich persönlich in die Redaction des Blattes. Ich trage von meiner Großmutter her stets ein Amulet bei mir und fürchte mich nicht so leicht. Die steinernen Treppen glücklich zur Redaction emporgestiegen, durchwanderte ich das gelobte Land, denn der Feuilleton-Redacteur — so hieß es — sei jenseits des Ganges. Endlich stand ich vor dem liebenswürdigen Sigmund Schlesinger, der mich niedercomplimentierte auf ein Sofa, mit gerungenen Händen um Verzeihung bat, daß der schöne Cyklus bisher nicht in Fluß gekommen sei und mich auf Ehrenwort versicherte, daß selbiger mit nächstem Quartale angehen werde. Ich hatte aber weder das Ehrenwort verlangt, noch den Cyklus, sondern höflichst nur Auskunft, wo sich unsere Manuscripte befänden, beziehungsweise die Manuscripte zurückerbitten wollen.

Nun, ich ließ mein neues, großentheils autobiographischen Skizzen gewidmetes Buch ohne den „guten Rath" drucken. Der Cyklus im „Neuen Wiener Tagblatt" erschien auch im nächsten Quartal nicht.

In der Zeiten unendlichem Wandel kam das Jahr 1885. Von unseren dem Wiener Blatte gegebenen Arbeiten keine Spur. Ich verlangte schriftlich mein Manuscript zurück. Keine Antwort. Ich wagte mich nochmals persönlich in die Redaction; wieder helle Freundlichkeit, tiefe Zerknirschung, als man auch das Ehrenwort wiederholen wollte, fiel ich dem Herrn in's Wort: „Nichts, gar nichts, als das Manuscript. Ich bin durch das lange Vertröstetwerden geschädigt, aber ich bin bereit, das Honorar zurückzugeben, nur das Manuscript will ich haben!"

„Aber bester Herr, der Cyklus erscheint ja demnächst!"

„Das Manuscript!"

„Sie werden in guter Gesellschaft sein, ich versichere Sie!"

„Das Manuscript!"

„Ein Bauernfeld, ein Wilbrandt, ein —"

„Ich bitte Sie um mein Manuscript!"

„Sie haben es uns verkauft, was wollen Sie?"

„Man schreibt nicht Aufsätze bloß, daß sie verkauft, sondern vielmehr, daß sie veröffentlicht werden."

„Allerdings, doch bedenken Sie: Gut Ding braucht Weile. Es wird ein interessanter Cyklus werden. Nur noch eine ganz kleine Weile haben Sie Geduld, ich bitte Sie darum!"

Das beiläufig war unser Gespräch. Unverrichteter Sache bin ich fortgegangen.

Zum Glücke hatten mein Freund und ich die ersten Rohschriften von unseren Artikeln zur Hand. Wir bearbeiteten sie von Neuem. Und im Winter 1886, also nach fast fünf Jahren, zeigten wir der löblichen Redaction des „Neuen Wiener Tagblattes" an, daß wir unsere Arbeiten im „Heimgarten" veröffentlichten wollten. Hätte sie dagegen was einzuwenden, so müsse es alsogleich geschehen, sie wisse dann wohl, was zu thun sei. Wir zögerten noch eine geraume Zeit, und als keine Einwendung gekommen war, verfügten wir über unsere Arbeiten. Mein Freund veröffentlichte seinen neubearbeiteten Aufsatz im „Heimgarten" 1886, Juni- und Juliheft, ich meinen „Guten Rath" im Juliheft.

Die Sache schien abgethan zu sein. Die Redaction des „Neuen Wiener Tagblatt" im Besitze unserer von ihr in Empfang genommenen Manuscripte haltend, wollten wir nun geduldig auf die Eröffnung des autobiographischen Cyklus' warten, und sollte es dauern bis zur Ankunft des Messias.

Nun war es schon früher geschehen, daß der Gründer und Chefredacteur des „Neuen Wiener Tagblatt" diese Zeitung an die Actiengesellschaft Steyrermühl verkauft hatte und daß der Mann noch mehr Geld haben wollte. Sonach gründete er ein Blatt, wie er es verkauft, ein zweitesmal, gab ihm ganz genau die Gestalt des verkauften und nannte es „Wiener Tagblatt". Weil einst das „Neue Wiener Tagblatt", welches jetzt das alte war, unartig gewesen war, so hatte ihm die Regierung den Kleinverschleiß verboten. Um diesen wieder zu gewinnen, gründete unser kluger Mann sein „Wiener Tagblatt", das jetzt das neue geworden, auf das Grab der „Wiener Morgenpost", die an Altersschwäche gestorben war; jetzt hatte er als Erbschaft von dieser alten Tante das Recht des Kleinverschleißes und dazu noch den Vortheil, sein nagelneues „Wiener Tagblatt" mit dem 36. Jahrgang, Nr. 295, das war das Alter der Heimgegangenen gewesen, einführen zu können. Doch vermied er — wahrscheinlich aus Schonung für die trauernden Leser — jede Erinnerung an die Todte, trachtete aber umsomehr, seinem Vorbilde, dem verkauften „Neuen Wiener Tagblatt" ähnlich zu werden. Außerdem ließ er noch andere, ganz ausgezeichnet praktische Mittelchen spielen, um den Abonnenten des „Neuen Wiener Tagblatt" den Uebertritt zum neuen „Wiener Tagblatt" so bequem als möglich zu machen.

Saß ich eines Tages in einem Kaffeehauscirkel zu Graz, mitten unter Advocaten und Gerichtsräthen, die alle hell aufgebracht waren über das journalistische Taschenspielchen zu Wien, gegen das einzuschreiten das Gesetz keine rechte Handhabe bieten wollte.

„Eine Schande, heutzutag' Journalist zu sein!" rief am Nebentisch ein Zeitungsschreiber der Provinz und sprang zornig auf.

„Kein rechter Kerl wird da mitthun!" sagte ich und war stolz darauf, daß derlei in der Provinz nicht möglich sei.

Vom Kaffeehause in meine Wohnung gekommen, fand ich dort ein Schreiben. Es war von der Hand eines weitbekannten vortrefflichen Schriftstellers, der mir stets besonders lieb und wert gewesen. Dieser Schriftsteller war aus dem Hochgebirge, wo er sich zur Zeit aufgehalten, ganz unerwartet und unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien berufen worden, um das Feuilleton des neuen „Wiener Tagblatt" zu leiten. Als er diese Stelle antrat, waren vom Blatte bereits mehrere Nummern erschienen gewesen.

Das Schreiben sagt mir den besten Dank „für das reizende Kleinod, mit welchem ich dem Feuilleton des „Wiener Tagblatt“ einen so prächtigen Einstand beim Publicum geschaffen“ hätte und bittet um baldige neue Beiträge.

Ich weiß im ersten Augenblick nicht, wie mir geschieht. Also ich bin Mitarbeiter des neuen, so wundersam aufgetauchten Blattes? Ich habe diesem Blatte einen so prächtigen Einstand im Publicum geschaffen? Ja, was ist denn das? Ich weiß von nichts, habe dem „Wiener Tagblatt“ nichts geschickt. Da steckt etwas dahinter. Ich setze mich hin, schreibe einen geharnischten Brief: Wie so, mein Herr! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das ist —. Als der Brief fertig geschrieben ist, zerreiße ich ihn, setze mich auf die Eisenbahn und fahre selbst nach Wien.

Die Unterredung mit dem neuen Feuilleton-Redacteur des neuen Blattes ergab sogleich, daß die erste Nummer des „Wiener Tagblatt“ ein Feuilleton von mir „Ein guter Rath“ enthalten habe und ich vermuthete, daß besagtes Feuilleton der einst für den autobiographischen Cyklus des „Neuen Wiener Tagblatt“ geschriebene Aufsatz wäre.

Das „Wiener Tagblatt“, sagte ich, habe nicht das Recht auf das Feuilleton „Ein guter Rath“ gehabt. Zudem sei der Aufsatz bereits im „Heimgarten“ veröffentlicht worden. Der Herausgeber des „Wiener Tagblatt“, bei dem nun in der That „guter Rath“ theuer war, ließ mir sagen, er sei in Folge meines Protestes ganz gebrochen. Es sei das fragliche Feuilleton ja nur ein Nachdruck aus dem „Heimgarten“. Ich glaubte dieser Angabe.

Dem neuen, an Allem unschuldigen Feuilleton-Redacteur zu Liebe wollte ich mich mit einer öffentlichen Erklärung im „Wiener Tagblatt“ begnügen, in welcher zugestanden würde, daß der Aufsatz: „Ein guter Rath“ also ein unberechtigter Nachdruck aus dem „Heimgarten“ gewesen. Die nächste Nummer des „Wiener Tagblatt“ brachte versteckt und verschämt eine Notiz, die etwas von oben herab mehr protegierend als sich entschuldigend auftrat und so nebenbei darthat, daß der Abdruck des benannten Feuilletons aus dem „Heimgarten“, und irrthümlich die Quellenangabe weggeblieben sei.

Ich mochte mich nicht weiter darum kümmern und hielt die Sache nocheinmal für abgethan.

Die Notiz wurde übersehen; meine Freunde bedauerten, daß ich als Mitarbeiter des „Wiener Tagblatt“ aufgetreten sei, und meine Feinde suchten aus diesem Umstande Waffen gegen mich zu schmieden. Schönnerers „Unverfälschte deutsche Worte,“ ein in Oesterreich ziemlich berüchtigt gewordenes Antisemitenblättchen, spie sofort Schimpf und Hohn gegen mich. Diesmal hatte das Blatt wenigstens einen Schein von Berechtigung für sich, was sonst stets nicht der Fall gewesen war. Ich weiß ein Liedel zu singen davon, wie brav dieses Blatt und Consorten es an Entstellungen, Verdächtigungen und Vertuschungen der corrumpierten Presse nachmachen. Ich hätte mit gesetzlichem Mittel gegen die Bosheiten dieser Secte auftreten müssen, wenn sie mir im Grunde nicht zu gleichgiltig, ihre Kampfweise nicht zu armselig wäre. Es war eine Zeit, da ich auf Schönnerer etwas gehalten hatte, sein unerschrockenes Auftreten, sein mit kräftigen Worten documentiertes Einstehen für das Volk, besonders für den Bauernstand, hat mich bestochen; wir brauchen einen Helden, der mit feurigem Zorn den Tempel ausfegt, man athmet und jauchzt auf, im öffentlichen Leben einmal einen rechten Mann zu sehen. Aber das unqualifizierbare Vorgehen der Schönnerer-Presse hat mich eines Besseren belehrt. Ich war in unserem Lande einer der Ersten von dieser Partei Angegriffenen, weil Mitglieder derselben zugestandener Massen glaub-

ten, ich könnte ihr in Steiermark etwa gefährlich werden. Die geradezu blibischen Angriffe hatten mich anfangs bitter gekränkt; als ich später aber sah, daß diese Partei weit verdienstlichere Männer ebenso oder noch niederträchtiger zu besudeln suchte, konnte ich mich nur ärgern, daß ich mich über ihre Brutalitäten und Infamien jemals geärgert hatte.

Genug an dem, ich kehre wieder zur entgegengesetzten Seite zurück, wo es denn auch nicht viel erfreulicher aussieht.

Ziemlich spät kam ich auf den Gedanken, zu untersuchen, ob das im „Wiener Tagblatt" veröffentlichte Feuilleton „Ein guter Rath" wirklich der Nachdruck des gleichnamigen Aufsatzes im „Heimgarten" sei, wie man mir versichert, und fand nun, daß dem nicht so war, daß das im „Wiener Tagblatt" gedruckte Feuilleton „Ein guter Rath" mit meiner neuen Bearbeitung im „Heimgarten" nicht stimmte, daß es hingegen gleichlautend mit jenem Manuscripte war, welches ich vor fünf Jahren für das „Neue Wiener Tagblatt" geschrieben, daß das „Wiener Tagblatt" demnach gelogen hatte.

Nun hatte meine Empörung so ziemlich den Höhepunkt erreicht und ich veröffentlichte eine Erklärung, daß der Abdruck meines Feuilletons im „Wiener Tagblatt" ohne mein Wissen und wider meinen Willen geschehen sei. Dieser Erklärung mußte vorstehende wahrheitsgetreue Erzählung folgen, damit meine Freunde, die sich für den Fall etwa interessirt haben, klaren Einblick in die Angelegenheit erhalten.

Wie mein Aufsatz vom „Neuen Wiener Tagblatt" in das „Wiener Tagblatt" hinübergekommen war und warum ersteres, welches sonst die Sünden des letzteren so unnachsichtlich richtet, über diesen Fall so bescheidentlich schweigt, das ist zur Stunde noch nicht aufgeklärt. Ebenso wenig, was aus den für jenen „Autobiographischen Cyklus" eingeschickten übrigen Arbeiten geworden ist.

Aus dieser Geschichte, welche die moralische Sauberkeit unserer Presse nicht übel bezeichnet, erwächst für uns Schriftsteller die Principienfrage, ob eine für ein bestimmtes Blatt auf eine bestimmte Zeit zu einem bestimmten Zweck auf Verlangen geschriebene Arbeit ohne Wissen und Erlaubnis des Autors beliebig in ein anderes Blatt übertragen werden darf?

Es wäre interessant, zu erfahren, ob diese Herren wirklich glauben, mit einem Poeten treiben zu dürfen, was sie wollen!

Kleine Laube.

Einsam.

Wenn alle Wälder schlafen,
Und alle Quellen schweigen,
Die Nebel stille steigen,
Die Sterne leis' sich neigen,
Da ist das einsam' Leben
Ein selig, selig Sein.

Wenn alle Wipfel flüstern,
Und alle Vögel singen,
Wenn alle Geigen fiedeln
Und alle Kehlen klingen,
Da ist das einsam' Leben
Wohl eine harte Pein.

Ob träumen still, ob jubeln
Im lauten Kreis der Freuden,
Das Beste ist, vom Leben
Ohn' alle Thränen scheiden.
D'rum sei das einsam' Sterben
Gesegnet nur allein. R.

Drei Hauptursachen

warum sich heutzutage die Zahl der Verbrechen steigert.

Auf die Verfahrenheiten unserer Zeit kann man nicht oft genug hindeuten. Was dieser Zeitschrift so oft gesagt hat, wodurch sie sich als Lohn für den Muth der Wahrheit Freund und Feind erworben hat, das sprechen auch andere Stimmen aus, und es werden deren, die mit uns sind, Gott Lob immer mehr. Vor Kurzem hat ein Fachmann in einer uns wichtigen Sache seine Meinung gesagt. In der vortrefflichen „Deutschen Revue" (Breslau, E. Trewendt) veröffentlicht Graf Lamezan einen Aufsatz über „Entstehung und Abwehr des Verbrechens in der Gesellschaft". Wir entnehmen demselben die folgenden Bemerkungen:

„Wie jede sittenwidrige Handlung der Mißachtung des sittlichen Princips entspringt, so entspringt jedes Verbrechen der Mißachtung des Gesetzes und der in ihm ausgedrückten Autorität, und da scheint mir nun, daß die Neuzeit an dem Gebrechen leidet, in hunderterlei verschiedenen Richtungen an der Erschütterung jeglicher Autorität zu arbeiten. — Wer aufmerksam Umschau hält, wird nicht verkennen, daß man schon in der Kinderschule damit anfängt und im Leben damit fortfährt, die Anschauung zu verbreiten, daß geistige Befreiung und Entwicklung des Menschen auch seine völlige Emancipation von dem Zwange jeglicher Autorität, sei sie weltlicher oder übersinnlicher Art, erfordere. Die in solcher Weise großgezogene Mißachtung der Autoritäten auf

jedem Gebiete führt aber auf dem Gebiete des Völkerlebens und in jenen Schichten, welche nicht im Stande sind, an die Stelle des geschriebenen Gesetzes das „Gesetz in der eigenen Brust“ zu setzen — zur offenen Auflehnung gegen dasselbe, und wir erleben daher in erschütternden Beispielen sonder Zahl, daß, wenn sonst der Uebelthäter seine That in der Erwartung und Hoffnung verübte, daß es ihm möglich sein werde, dem Gesetze zu entrinnen, somit schon durch seine Furcht vor der Strafe eine Art Anerkennung für das Gesetz ausdrückte — heute schon dem Gesetz selbst der Fehdehandschuh offen ins Gesicht geschleudert, sein Bestand und seine Rechtsgiltigkeit angegriffen wird.

Ein weiterer thatsächlicher Umstand ist die ökonomische Lage der Volksmassen.

Ich habe nun nicht die Absicht, hier die bei einzelnen Verbrechensfällen vorkommende Nothlage eines Thäters als die Ursache des Verbrechens zu besprechen, denn im Allgemeinen kann ich sagen, daß sie, so oft sie auch vorgeschützt werden mag, doch nicht sehr häufig als das treibende Motiv der strafbaren Handlungen erscheint. — Ich möchte vielmehr die ökonomisch ungünstige Lage eines großen Complexes von Menschen aus dem wichtigeren Grunde ins Auge fassen, weil sie mir als eines der unübersteiglichsten Hindernisse für die sittliche Hebung und Veredlung des Volkes erscheint. Der dauernde Druck ungünstiger materieller Zustände ohne Aussicht auf Besserung derselben wirkt entsittlichend, erniedrigt die Geister und hält sie im Banne des Rohen und Gemeinen gefangen, denn jene Starken, die sich inmitten physischer Entbehrung den Adel der Gesinnung zu erwerben oder zu bewahren vermögen, sind gar selten. So aber entstehen aus materiellen Gründen garstiger Egoismus, zerstörende Leidenschaften, ungemessene Genußsucht, Exceß jeder Art. — Der Sinn für das Wohl der Allgemeinheit ist über der Freudlosigkeit der Einzelexistenz gar niemals lebendig geworden. In diesem Sinn ist die ökonomische Lage der Volksmassen als ein Uebelstand gleichfalls zu beklagen.

Ich unterlasse nicht zu bemerken, daß man heutigentages bei der Forschung nach der Entstehung und Verantwortlichkeit der menschlichen Handlungen auch noch zu ganz anderen Ergebnissen gelangt ist, die jedoch so geartet sind, daß mit ihrem thatsächlichen Bestande jede weitere Forschung und Bemühung abgeschnitten sein mußte. So lehrt man uns, daß auch beim Verbrecher auf eine von ihm selbst ganz unabhängige physische Beschaffenheit, die ihn zur Missethat eignen soll, Bedacht zu nehmen sei. Man lehrt uns, daß der Wille des Menschen unfrei, sein Thun und lassen von vornherein bestimmt sei, und man erörtert in ausführlichen Werken die neueste theoretische Thesis von der ganz undefinierbaren „Willenskrankheit“ des Verbrechers. Ich gestehe offen, daß ich in der Richtung, die mich heute beschäftigt, mir mit dieser Idee durchaus nichts anzufangen wüßte. Denn wenn sich ihr Bestand jemals nachweisen ließe, so bliebe nichts übrig, als jeden Versuch der Erziehung des Individuums und des Volkes gänzlich aufzugeben, von der Schaffung strafgesetzlicher Vorschriften abzusehen und die Hände in den Schoß zu legen. Denn es dürfte wohl einleuchten, daß, wenn der Verbrecher die Anlage zum Verbrechen schon von seinen Vorfahren ererbt, wenn ferner seine That nicht das Ergebnis seiner Entschließung, sondern ein Product äußerer, ihm fremder Ursachen ist, und wenn endlich das Verbrechen die Wirkung eines krankhaften Zustandes — (wessen?, da doch wohl der „Wille“ nicht als körperliches Organ gelten kann) ist — der Thäter für seine Handlungen nicht nur nicht verantwortlich gemacht werden darf, sondern daß es auch ganz und gar vergeblich und sinnlos wäre, auf seinen Willen und seine Entschließungen durch gesetzliche Vorschriften irgendwie Einfluß nehmen zu wollen.

Es scheint mir vor Allem dringend geboten, dem Gefühle der Achtung vor der berechtigten Autorität des Sittengesetzes eine dauerhafte und breite Basis

zu verschaffen und das Bewußtsein der Pflicht, daß der Einzelne seinen Willen der Gesammtheit unterzuordnen habe, recht eindringlich zu verallgemeinern. Das Institut der Ehe und die darauf beruhende Familie, aus der die Existenz des Individuums hervorsprießt, müssen mit der allgemeinen Achtung und mit jenen des Gesetzes umgeben und strengstens bewahrt werden. Die Religion, welchen Namen sie immer führen möge, oder der Allen gemeinsame religiöse Sinn muß sorgsam gepflegt und erhalten werden gerade in heutiger Zeit, wo flacher Unglaube und unwissenschaftlicher Atheismus schon die große Menge zu ergreifen droht; die Schule endlich als Stätte der Erziehung des Volkes muß auf ihre richtige Grundlage gestellt werden. Aber in ihr handelt es sich nicht, wie das Geschrei des Tages es glauben machen möchte, um die bloße Vermehrung des Wissens. Unsere Zeit ist so übermäßig stolz auf ihr „Wissen," daß sie mit ihm allein schon die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben glaubt. Aber wer könnte sich's verhehlen, daß das Wissen allein uns gar arm läßt! Ich möchte die Schule vielmehr als die Stätte der Erziehung des Herzens betrachten, in der die Keime der Liebe zum Guten und Rechten, der ethische Sinn in das Gemüth der kommenden Generation einzupflanzen sind als Leitstern für das bevorstehende Leben im Staate und in der Gesellschaft. „Wahre Ueberzeugung geht vom Herzen aus," sagt uns Goethe. „Das Gemüth, der eigentliche Sitz des Gewissens, richtet über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand". — —

Und müssen wir uns nicht schließlich gestehen, daß, so groß auch die Errungenschaften und Erkenntnisse der Wissenschaft sein mögen, es doch — und gerade wegen der Größe ihres Umfanges — ganz und gar unmöglich ist, sie zum Gemeingut der Menge zu machen und diese etwa auf solchem Wege zu jener schwer erreichbaren Höhe zu erheben, auf der das Wissen selbst zur sittlichen Vollendung führt?"

Weltgedanken.

Von C. A. Helvétius.

Will der Soldat avancieren, so wünscht er den Krieg. Allein was ist eigentlich die . . . Sehnsucht nach dem Kriege bei einem Officier? . . . Es ist die Sehnsucht nach einer Vermehrung von sechs bis sieben Hundert Franken Gehalt, die Sehnsucht nach der Verwüstung der Reiche, nach dem Tode der Freunde und der Bekannten, mit denen er lebt und die ihm im Range vorangehen.

* * *

Nicht ohne Mühe gelingt es, den Geist der jungen Leute zu verfälschen. Zu diesem Zwecke bedarf es der ganzen Geduld und der ganzen Kraft der gegenwärtigen Erziehung.

* * *

Es ist der Wille eines gütigen und gerechten Gottes, daß die Erdensöhne glücklich seien, und alle Vergnügungen genießen, die mit der öffentlichen Wohlfahrt vereinbar sind.

Dies ist der wahre Gottesdienst, jener Gottesdienst, den die Philosophie den Völkern offenbart. In einer solchen Religion gibt es keinen anderen Heiligen, als die Wohlthäter der Menschheit, die Lykurge, die Solons, die Sydney, die Erfinder irgend einer neuen Kunst, irgend eines neuen Vergnügens, welches aber dem allgemeinen Vortheile angemessen sein muß; dagegen gibt es auch keine andern Verworfenen, als die Uebelthäter der Gesellschaft und die gallsüchtigen Feinde ihrer Vergnügungen.

Werden die Priester jemals die Apostel einer solchen Religion werden? Ihr Interesse verbietet es ihnen.

* * *

Einige haben beobachtet, daß Denker und geistvolle Männer gewöhnlich Melancholiker seien. Sie haben nicht bemerkt, daß sie die Wirkung für die Ursache nehmen; daß der geistvolle Mann nicht deshalb melancholisch ist, weil ihn die Gewohnheit des Nachdenkens hiezu gemacht hat.

* * *

Jede Nation hat ihre eigenthümliche Art, zu sehen und zu empfinden, die ihren

Charakter ausmacht; und bei allen Völkern schlägt dieser Charakter entweder auf einmal um, oder er ändert sich nach und nach; ganz nach Maßgabe der Veränderungen, welche in ihrer Regierungsform und folglich auch in der öffentlichen Erziehung plötzlich oder unvermerkt vor sich gehen.

Der Charakter der Franzosen, der nunmehr seit langer Zeit für lebhaft gehalten wird, war nicht jederzeit so. Der Kaiser Julian sagt von den Parisern: „Ich liebe sie, weil ihr Charakter, wie der meinige streng und ernsthaft ist."

Es ändert sich also der Charakter der Völker. Aber in welchem Augenblicke läßt sich diese Aenderung am deutlichsten wahrnehmen? In den Augenblicken der Revolution, wo die Völker mit einem Mal aus dem Zustande der Freiheit in den Zustand der Sclaverei gerathen. Alsdann wird ein Volk, das vorher stolz und kühn war, schwach und kleinmüthig; es getraut sich nicht, seine Blicke gegen den hochgestellten Mann aufzuschlagen; es wird beherrscht und es liegt ihm wenig daran, wer es beherrscht. Solch ein entmuthigtes Volk sagt zuletzt mit dem Esel in der Fabel zu sich selbst: „Wer immer auch mein Herr sein mag, ich werde doch nicht schwerer tragen!" So sehr der freie Bürger begeistert ist für den Ruhm seiner Nation: so gleichgiltig ist der Sclave gegen das öffentliche Wohl. —

* * *

Die angenehmste Melodie für den Inquisitor ist das Geschrei und Geheul des Schmerzes. Er lacht bei dem Scheiterhaufen, auf welchem der Ketzer seinen Geist aushaucht. Ein solcher durch das Gesetz zum Meuchelmorde bevollmächtigter Inquisitor bewahrt sogar mitten in den Städten die grimmige Wuth des natürlichen Menschen; er ist ein blutgieriger Mensch. Je mehr man sich diesem Zustande nähert und an das Morden gewöhnt, desto leichter wird es einem. Warum wird in Ermangelung eines Henkers der geringste Fleischer genöthigt, das Amt desselben zu verrichten? — Deshalb, weil ihn sein Handwerk unbarmherzig macht. Wer nicht durch eine gute Erziehung gewohnt ist, die Leiden Anderer als seine Leiden zu betrachten, der wird jederzeit hartherzig und auch blutdürstig sein.

* * *

Dieselben Meinungen erscheinen bald als wahr, bald als falsch, je nachdem man ein Interesse hat, sie für das Eine oder das Andere zu halten.

* * *

Geh' hin von Ort zu Ort, wo Ueppigkeit nur wohnt,
Wo stolze Ehrsucht wacht, wo schnöder Reichthum thront
Du findest überall, wie sich ein Thor bemüht,
Zu haschen ein Phantom des Glücks, das vor ihm flieht.

Die Alpenflüsse.

In der Pause zwischen Lehr' und Lied ein Stückel praktischer Wissenschaft, das für die Leser des „Heimgarten" recht interessant sein wird.

Das eben erschienene Werk: „Die Alpen" von Friedrich Umlauft (Wien, Hartleben) bringt eine sehr instructive Tabelle der Alpenflüsse, welcher die für uns wichtigsten Flüsse entnommen und hier dargestellt sind.

	Lage der Quelle	Austritt aus den Alpen bei	Länge in Km.	wird schiffbar bei	Stromgebiet in Qu.-Km.
Donau...	Schwarzwald	Wien (aus den Vorlagen bei Slankamen)	2645·6	Ulm	816.947
Iller...	Bieberkopf	Immenstadt	163	—	1.982·3
Lech ...	Rothe Wand	Füssen	219·2	Schongau	4.414·8
Isar...	Haller Anger	Tölz	245·2	Mittenwald	9.183·9
Inn ...	Piz Longhino	Neubeurn	431·1	Hall	25.445·7

	Lage der Quelle	Austritt aus den Alpen bei	Länge in Km.	wird schiffbar bei	Stromgebiet in Qu.-Km.
Salzach ..	Salzacher Hochlahn	Salzburg	192	Hallein	6.712·2
Traun ..	5 Seen im steir. Salzkammergut	Gmunden	178	Hallstätter See	3.601
Enns .	Radstädter Tauern	Steyr	229·4	Steyr	6.197·8
Leitha ..	Wechsel	Frohsdorf	178	—	—
Raab ...	Osser	Körmend	295·1	Körmend	13.078
Drau ...	Innichner Eck	Warasdin	698·6	Gailmündung	40.775·5
Mur....	Marchkareck	Radkersburg	390·4	Graz	13.465.5
Save ...	Mangart-Triglav	Rann	860·9	Laibachmündung	97.361
Rhein ...	Tomasee am St. Gotthard	Mündung in den Bodensee	1141·7	Chur	196.303·5
Reuß ...	St. Gotthard	Luzern	146	—	3.411
Rhone ...	Rhone-Gletscher am Furca-Paß	St. Didier	720·1	Seyssel	98.885·4
Po	Monviso	Saluzzo	569·8	Turin	74.906·9
Etsch....	Reschenscheideck	Volsagne	377·7	Eisakmündung	13.896
Eisak ...	Brenner	—	96	—	—
Brenta ..	Caldonazzo-See	Bassano	208	Campo St. Martino	—
Piave ...	Paralba	Valdobbiadene	192	Zenzon	4.322·7
Tagliamento	Mt. Cridola	Pingano	185	Latisana	—
Isonzo...	Triglav	Idriamündung—Görz	133	in dem untersten Theile	—

Der Poetenwinkel.

Heurigen schenket der Alte!

Glocken klingen den Weg entlang,
Fröhlicher Sonntag ist's wieder!
Es klingen die Becher, es rauscht der Gesang
Von der Schenke am Berge hernieder.

Lustig begrüßt mich der herbstliche Hain,
Prangend im bunten Gewande,
Als hätt' er berauschet sich gar am Wein
Dort mit der jubelnden Bande.

Lustige Bursche, herein, herein!
Heurigen schenket der Alte.
Damit Euch der junge, der feurige Wein
Die brausende Jugend erhalte!

Wackere Alte, herbei, herbei!
Prosit, Ihr fröhlichen Greise!
Der älteste Wein Euch kredenzet sei
Als Nachttrunk zur weitesten Reise!

F. H. Adolf Weiß.

Ich muß fluchen.

Ich will's nun einmal doch versuchen,
Zu beten fromm, anstatt zu fluchen,
Die Welt zu lieben, statt zu hassen,
Das Leben heiter aufzufassen.

Soll ich denn lästern nur und schelten
In dieser schönsten aller Welten,
Nur Trübsinnsnacht im Herzen weinen,
Und nie des Frohsinns Sonne scheinen?

Ich will's nun einmal anders haben,
Will statt des Krächzens schwarzer Raben
Frohmuthig helle Lerchentriller,
Will statt der Sturmnacht Tagesschiller.

So hatt' ich mir es vorgenommen.
Kaum war ich aus dem Haus gekommen
Und wieder in die Welt getreten,
Gleicht flucht' ich wieder, statt zu beten.

Ich hörte just zwei böse Basen —
Sie trugen Bärte an den Nasen —
Für And're üble Nachred' kneten:
Ich mußte fluchen, konnt' nicht beten.

Erich Fels.

Nimmer gibst Du es zurück.

Des Erfolges in der Liebe rühmst Du Dich,
Der verlass'nen Schönen und auch ihrer Thränen;
Macht besonders redenswert und herrlich sich,
Magst Du wohl in Deinem Eigendünkel wähnen.

Hast Du aber schon mit Ernst zurückgeblickt
In die wonnevollen Tage, schnell verflossen,
Und gedacht der Blumen, welche Du geknickt,
Als sie kaum zur holden Blüte sich erschlossen?

Geisterhaft erscheint vor Deinem Blick ein Weib,
Früh verblüht, von Dir verlassen tief in Leiden,
Ganz gebrochen nun an Seele und an Leib,
Wahrlich, Dein Erinnern ist nicht zu beneiden.

Franz Tiefenbacher.

Durch den Wald gieng ich einst hin.

Durch den Wald gieng ich einst hin,
Ganz in mich versunken.
Hab' gedacht an meine Minn',
Blumenduft getrunken.
Durch die Kronen jetzo schaut
Hehre Frühlingssonne,
Und aus ihren Strahlen baut
Sich des Waldes Wonne.
Klinge Glocke
In das Weite,
Hall' und locke
Zu der Freude,
Zu dem Frieden,
Zu dem Himmel.
Aus Getümmel
Fromm hienieden
Pilger nahen nun!
Läute, läute
In das Weite!
Ruf' die Frommen,
Daß sie kommen.
Klinge, rufe
Alle, Alle!
Bald erschalle
Von der Stufe
Heil'ger Weih'gesang.
Stürme, brause,
Klinge, sause
An's verstockte Menschenherz,
Richt' im Flug es himmelwärts!
Wie die Glocke hörte ich,
Wurde mir so bange.
Mein Herz zog so inniglich
Gott vom Wellenzwange.
Leise flüstert jetzt ein Wind
In den Tannenkronen:
Das sind Gottes Stimmen, Kind,
Die im Walde wohnen!

Ernst J. Zeidler.

Strand-Gedanken.

Ich bin am Meer gestanden,
Sah träumend in die Flut,
Wo gestern noch mit wildem Branden
Sich Wog' an Woge brach mit Wuth —
Wie ruhig, still, wie öde ist es heute!

Da kam mir's jäh zu Sinnen:
Auch Du hast einst getobt,
Wollt'st Dir im Sturm die Welt gewinnen,
Hast ew'gen, heißen Kampf gelobt —
O Herz! Wie still, wie ruhig bist Du heute!

Leopold Wurth.

Ghasel.

Seit ich Dich kenn', entzückest Du
Durch Deine blauen Augen mich,
Seit ich Dich kenn, berückest Du
Mit Deinen gold'nen Flechten mich,
Als ich Dir sagt': Ich liebe Dich, —
Wie herzig, Mädchen, blickest Du,
Und als um Gegenlieb' ich bat,
Wie herzig, Mädchen, nickest Du,
Und immer nur beglückest Du
Mit Deiner zarten Liebe mich, —
Und jetzt, Du Arge, schmückest Du
Als Braut für einen andern Dich!

H. R. Wihlberg.

Glossen.

Die Macht des Schönen.

Es ist die Macht des Schönen nicht
Allein, daß es Verständige bemeistert:
Nein, daß es alle Schranken bricht —
Geistlose selbst begeistert!

Los.

Dichter finden Verehrer
Und Erklärer —
Doch keine Ernährer!

Rath.

So lange die Mädchen schwatzen und lachen,
Kannst ihnen Du den Ritter machen;
Sobald sie aber schweigen beklommen —
Dann trachte weiter zu kommen!

Logik.

Wie kurzes Leben ist doch Allem beschert —
Wenn die Ehrlichkeit am längsten währt!

Neuzeit-Kritik.

Wie doch des Kritikasters Ausspruch ist
So unverfälscht real: Er mißt
Die Leidenschaft —
Nach Pferdekraft!

O sag' es mir!

„O sag' mir's was Dein Herz bedrückt,
Sag' an, weshalb Du traurig bist?
Dein Lächeln, das mich sonst beglückt,
Wie schmerzlich wird's von mir vermißt!"

So spricht ein Jüngling schlank und groß
Zu einer Maid, gar lieb und zart — —
Doch statt der Antwort seufzt sie bloß,
Und thränenfeucht ihr Auge ward.

„Hat Dich wohl gar" — so hebt er an —
„Beleidigt Einer? Weh' dem Wicht!
Ich blas' dem elenden Kumpan
Noch heute aus das Lebenslicht!"

„O sag' es mir, hold' Mädchen mein,
Gab' es zu Haus' etwa Verdruß?"
Das Mägdlein hauchte: „Nein — o nein!
Ach, Alfred, wie ich leiden muß!"

„O Bertha, liebste Bertha mein" —
So fleht der Gute für und für —
„Was mag der Trübsal Ursach' sein?
Wenn Du mich liebst — — o sag' es mir!"

Da schluchzt die Aermste leis' und spricht:
„Nun, daß ich endlich Dir's gesteh':
O bester Alfred, zürne nicht — — — —
Mein Hühneraug' thut schrecklich
weh'!"

Emil von Haberson.

Die Nandl.

(Dialect um Innsbruck.)

„Nandl, schlafst?" — „Ha! Was hast gsagt?"
— „Ob D schlafst, hun i Di g'fragt
Und wend's a Wengl no tast groin,
Kunst mir wohl helfen rothn;
Aber nit, daß i fein lang verzöhl,
Du zletzt schnarchst—'s war schad um's Oel!"

Und nor darzöhlts die Läng und Broat,
Was der Fratz, der no kam trockn,
Die Midl, bringt für Angst und Noat,
Und wie sie schon beim Schatz will hockn.

Die Nandl ist ganz mäuselstad —
Nur a dimol sagt's ihr: So, so!
Die Muater ist gonz aus die Rat,
Bald schimpft's, bald reart's, wie's kimmt,
nu jo!

Jetzt hot sie auskromt, wos ihr's Herz
Wie'n Mühlnstoan hot obi g'schwaart —
Schneizt lansam s Liecht, schaugt umiwärts,
Aber d Nandel, dö hot si nit gmart.

„Nandl hö! wos moanst, was thien?
Sollt i zum Götn umi gien?
A sölles Ding mocht oan zun Norrn,
's ist grod zun aus'n Häusl fohrn!"

Do gibt's der Nandl an ganzn Riß ban
Ofn —
„Ha, wos host gsagt? — I moan, i hun
itzt gschlofn!"

Josef Mayer.

Winterglück.

Der Engländer Quincey beschreibt in seinem „Bekenntnisse eines Opiumessers". (Stuttgart. Robert Lutz) folgendes Winterideal:

Denke dir ein Häuschen in einem Thal, 18 Meilen von jeder Stadt entfernt — kein ausgedehntes Thal, sondern etwa zwei Meilen lang und durchschnittlich etwa dreiviertel Meilen breit; diese Verhältnisse haben das Gute, daß sämmtliche im Umkreis wohnenden Familien so zu sagen eine große Haushaltung bilden werden, deren Mitglieder deinem Auge persönlich bekannt sind und deinen Gefühlen mehr oder minder nahe stehen. Die Höhen sollen wirkliche Berge sein, zwischen drei- und viertausend Fuß hoch, und das Häuschen ein wirkliches Häuschen, nicht wie ein geistreicher Schriftsteller es hat, „ein Häuschen mit doppelter Wagenremise;" es soll in der That — es kommt nämlich auf eine ganz genaue Beschreibung des Schauplatzes an — ein weißes Häuschen sein, überwölbt von blühendem Gesträuch, das so gewählt ist, daß es an den Wänden und rings um die Fenster den ganzen Frühling, Sommer und Herbst lang der Reihe nach alle

Blüten entfaltet — buchstäblich von den Mairosen an bis zum Jasmin. Es soll übrigens nicht Frühling oder Sommer oder Herbst sein — sondern Winter, in seiner härtesten Gestalt. Dies ist ein höchst wichtiger Punkt in der Lehre vom Glück. Ich muß mich wundern, daß man das übersieht und sich Glück wünscht, wenn der Winter geht oder wenn er bei seinem Beginn nicht streng zu werden verspricht. Ich setze im Gegentheil jedes Jahr eine Bittschrift auf um so viel Schnee, Hagel, Frost oder Unwetter der einen oder andern Art, als der Himmel uns immer zu liefern vermag. Sicherlich weiß Jedermann die himmlischen Freuden zu schätzen, die ein winterlicher Kamin umgeben: Kerzen um vier Uhr, warme Decken, Thee von schöner Hand bereitet, geschlossene Läden, die Vorhänge in weiten Wolken auf den Boden niederwallend, während Wind und Regen draußen hörbar toben:

Um Einlaß laut an Thür und Fenstern brüllend,
Als wollten Erd' und Himmel sie vermengen;
Doch jede Ritze finden sie verschlossen,
Und süßer nur ruh'n wir im festgefügten Haus.

All' dieses sind Punkte in der Beschreibung eines Winterabends, die gewiß Jedem bekannt sind, der unter einem hohen Breitegrad geboren ist; und offensichtlich erfordern die meisten dieser köstlichen Sachen, ebenso wie Rahmgefrorenes, einen sehr niederen Wärmegrad der Luft zu ihrem Gedeihen: es sind Früchte, die nur reifen, wenn das Wetter rauh und unfreundlich ist. Ich bin nicht „eigen" mit dem Wetter; mir gilt es gleich, ob Schnee herrscht oder dicker Frost, oder ob der Wind so heftig geht, daß man „seinen Rücken daran lehnen kann wie an einen Pfosten." Ich kann mich sogar mit Regen begnügen, wenn es nur Katzen und Hunde regnet, aber etwas von der Art muß ich haben; und ist dies nicht der Fall, so halte ich mich gewissermaßen für geprellt: denn warum soll ich mir so schwere Ausgaben für den Winter gefallen lassen an Kohlen und Lichtern und so manche Entbehrungen, die sich selbst einem vornehmen Herrn fühlbar machen, wenn ich dafür nicht auch etwas Rechtes bekommen soll? Nein: einen canadischen Winter für mein Geld, oder einen, wie in Rußland, wo Jedermann seine eigenen Ohren als ein Freilehen mit dem Nordwind theilen muß. Ich bin in der That ein solcher Epikureer in diesem Punkte, daß ich keinen Winter mehr recht leiden mag, wenn es einmal weit über den Thomastag hinaus ist, und eine leidige Neigung zu frühlingsmäßigen Erscheinungen zeigt, daß die Sache keine rechte Art mehr hat; nein, er muß durch eine dicke Mauer dunkler Nächte verwahrt sein gegen jede Wiederkehr von Licht und Sonnenschein. — Von den letzten Wochen Octobers an bis zum Christabend ist deshalb die richtige Zeit für das Glück, welches nach meinem Dafürhalten mit dem Theegeschirr seinen Einzug in das Zimmer hält: denn der Thee wird, obwohl verlacht von Menschen, die von Natur oder in Folge der Gewöhnung an den Weingenuß rohe Nerven haben und für die Wirkung eines so zarten Reizmittels nicht empfänglich sind, stets das Lieblingsgetränke der geistig Veranlagten bleiben. Doch, um mir die Mühe einer zu langen wörtlichen Beschreibung zu ersparen, will ich jetzt lieber einen Maler kommen lassen und ihm Anweisung geben, um das Gemälde vollends auszuführen. Die Maler bringen an weißen Häuschen immer gerne eine gehörige Anzahl verwitterter Stellen an; doch der Leser weiß ja, daß wir uns in einer Winternacht befinden — wir werden deshalb seine Dienste nur für das Innere des Hauses in Anspruch nehmen.

Male mir also ein Zimmer, 17 zu 12 Fuß weit und nicht mehr als 7 ½ Fuß hoch. Dasselbe, lieber Leser, trägt in meinem Hauswesen die etwas anspruchsvolle Bezeichnung Wohnzimmer; da es jedoch „eine doppelte Schuld zu zahlen" hat, so heißt es auch, und mit mehr Recht, die Bibliothek; denn Bücher sind zufällig der einzige Artikel, woran ich reicher bin als meine Nachbarn. Ich habe

deren etwa 5000, die sich nach und nach seit meinem 18. Jahr angesammelt haben. Bringe deshalb, Maler, in diesem Zimmer an, so viele du kannst; bevölkere es ganz mit Büchern; weiter male mir ein gutes Feuer; eine Einrichtung, einfach und bescheiden, wie sie für das anspruchslose Häuschen eines Gelehrten sich schickt. Nahe dem Feuer male mir einen Theetisch; und da es klar ist, daß kein menschliches Wesen in einer solch' unwirtlichen Nacht zu Einem auf Besuch kommen kann, so stelle nur zwei Tassen auf das Theebrett; und wenn du so etwas symbolisch oder in anderer Weise zu malen verstehst, male mir einen ewigen Theetopf. Und da es sehr widerwärtig ist, den Thee selbst zu bereiten und einzuschenken, so male mir ein liebliches junges Mädchen, das an dem Tische sitzt —

A bisserl was.

In österreichischer Mundart.

Von Moriz Schadeck.*)

Da Halbate.

Da Lippl, der is
Aus an ganz oagna Toag,
Halbs foast und halbs kleber,
Halbs hart und halbs woach.

Halbs gfreuat n d Arbat,
Halbs d Fallenzerei,
Kam fangt er was an wo,
So rast't er a glei.

Halbs hätt' er a Schneid wohl,
Halbs fehlt eam a Stuck,
Wia eam dö Couragi kimt,
Gschwind — halt er si z'ruck.

Halbs gfalln eam dö Dirndln,
Halbs sans eam alls oans,
Er möcht scho a Schatzerl
Und do wieda koans.

Halb s is's eam alls zviel glei,
Halb s kriagt er nia gnua,
Halbs lacht er, halbs zahnt er,
Der halbete Bua.

Halbs möcht er stoanalt wern,
Halbs sterbn auf da Stell,
Halbs kema in Himmel —
Und halbat in d Höll.

Da Aehnl.

Ja, sagt der Dokta, wia er geht,
Da derfts halt nöt vergess'n,
Mit'n Aehnl, da seits hagli, der
Derf s zehnte nimmer essen.

So folgns halt, gebn eam nur an Thee,
A Griaskoch, ord'ntli zuckert. —
A eingmachts Hendl kriagt er a,
Weil ja a backens druckat.

Na, s schlagt eam an, er kimmt auf d Füaß,
Er krailt scho um in Zimma,
Und essn möcht er a bein Tisch,
In Bett, da gfreuts 'n nimma.

„Ja", sagt dö Bäurin, „Aehnl, ja,
Zun Tisch, da könnst scho kema,
Nur kriagst halt Du Dei eigne Kost,
Mir than das unsre nehma."

Er setzt si hin. Es wird scho gehn
Mitn eigna Essen, moant er,
Und s geht, nur wia er d Knödeln siacht,
Der alte Ding, da woant er.

Sö schaun an so viel freundli an,
Als wolltns eam grad sagn:
Mir than Da nix, geh fürcht Di nöt,
Uns kennt er ja, Dei Magn.

Es leidt 'n nöt, er greifat hin,
Da nimmt eam d Bäurin d Schüssel. —
Mei! Knödel möcht er und eam schadt
Dös zehnte! — Wart a bissel!

Er laßt si aber nix dasagn,
Glengt gschwind a paarmal eini.
„Woaßt," sagt er, „wann ma s zehnte schadt,
So iß i halt nur neuni."

A weng a Wittiba.

D Stoanbäurin muaß wo in a Bad
Vier Wocha wegn ihrn Magn;
Mei, sagn dö Nachbarn, wia wird dös
Ihr Mann, da Hiasl, tragn.

Koan oanzign Tag warns nu vonand,
Was wird den dös do wern,
Kann iatzt da Hiasl wochenlang
Sein Wei nöt brumma hörn.

Den wißts, er is a stiller Mann,
Duckt allweil fürchterli,
Er hat nur d Hosentrager an,
Und d Hosen — dö hat sie.

---

*) Aus dessen neuem, lustigem Büchlein „A bisserl was". (Wien. Carl Konegen.) Wir empfehlen dieses an Stieler'schen Humor gemahnende Werkchen auf das Beste. D. R.

Es kimmt dö Stund, wo s roasen muaß;
Wias einsteigt und fahrt furt,
Da sagt der Hiasl, mir is grad,
Wia wann i Wittwa wurd.

Dö erstn Tag, dös war a Kreuz!
Da hat er lamatirt!
Ma hätt frei gmoant scho iatzt und iazt,
Daß der Mann narrisch wird.

Is aber wieder besser worn. —
So nach der halben Zeit,
Da geht der Hiasl mit sein Schmerz
Do kloanweis unter d Leut.

Dö dritte Wochn traut er si
Zun Wirt gar auf an Plausch,
Ja, und am Sunta wird er gar
Fidel und — kriagt an Rausch.

Grad in dö allerletzten Tag,
Da packts n wieder fest —
Da is er wieder, grad wia eh,
So still und kloanlaut gwest.

Daß s wegn sein Wei is, das is gwiß,
Nur woaß ma halt nöt b'stimmt,
Is s, weils scho so lang ausbliebn is,
Is s weils — scho so bald kimmt.

Bücher.

Zu den lehrreichsten, die Frage des Spiritismus betreffenden literarischen Erscheinungen gehören die „**Einblicke in den Spiritismus**“ aus der Feder des Erzherzogs Johann (5. Aufl. Linz 1886) und E. v. Hartmann's Buch „**Der Spiritismus**“ (Leipzig. Friedrich 1886).

Beide Werke stehen auf einem durchaus kritischen Standpunkt, der aber dort in ganz praktisch-kritischer, hier ein ganz theoretisch-kritischer ist. Der Erzherzog, der bekanntlich unter Mitwirkung des Kronprinzen den Spiritisten Bastian persönlich entlarvt hat, vermeidet mit einer gewissen Aengstlichkeit alles Wissenschaftliche, erklärt sich wiederholt für nicht berufen in dieser Hinsicht; Hartmann geht auf wissenschaftliche Erklärung aus, zeigt sich dafür aber im Praktischen und Thatsächlichen nicht immer heimisch. Es klingt beinahe naiv, wenn er verlangt, die Gelehrten sollten sich den Spiritisten zu Zeugen erbieten unter Bedingungen, welche eine Prüfung der Vorgange möglich machen, während die Spiritisten bei ihren Productionen sich schlechterdings keine Bedingungen der genannten Art stellen lassen, sondern selbst immer solche stellen, welche die Prüfung der Vorgänge selbst unmöglich machen. Niemals gestatten sie einen Blick unter den Tisch oder hinter einen Vorhang, hinter welchem die Geister schreiben oder sonst ihr Wesen treiben.
h.

Orgien und Andachten betitelt sich in pikanter Weise ein neues Büchlein des dem Grazer Publikum zuerst bekannt gewordenen jungen Dichters Ernst Wechsler (Leipzig. Friedrich 1886).

Es sind poetische Erzählungen, bunt gemischt nach Inhalt und Form, aber alle eigenthümlich und interessant in ihrer Art. Sie bieten wirklich Neues und entsprechen so dem Verlangen nach einer neuen, zeitgemäßen Poesie. Eine bedenkliche Forderung im Grunde, die der „zeitgemäßen“ Poesie! Denn wenn eine Zeit schlecht, die Geister matt, das Denken platt, das Empfinden nicht rein und natürlich, die Gesinnung zerfahren und vom ewig-Rechten abgelenkt wäre, dann wäre ihr wenig geholfen mit einer „zeitgemäßen“ Poesie, sondern eher mit einer solchen, die es so wenig als möglich ist. Hr. Wechsler scheint jedoch noch den Unterschied zu kennen zwischen dem was ewig neu, und dem was für den Tag neu oder Mode ist.
h.

Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. (2 Bände. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel 1886).

Am 29. Mai 1885 starb Alfred Meißner. Kaum wurde die Trauernachricht bekannt, so wußten Zeitungsberichte von einem bedeutenden literarischen Nachlasse zu erzählen; namentlich eines größeren historischen Romans, der beinahe vollendet sei, wurde Erwähnung gethan. Allerdings wurden diese Gerüchte bald berichtigt; es sollte nur weniges zum Drucke fertige Material vorliegen, von der gehofften Fortsetzung der Autobiographie sei so gut wie nichts vorhanden. Nun hat Robert Byr den Nachlaß herausgegeben. Zwei mittelstarke Bände in schöner Ausstattung werden dem Publikum geboten und gewiß von allen Freunden des Dichters mit Vergnügen aufgenommen werden. Der aufmerksame Leser, der dem Dichter nicht bloß in seinen Büchern, sondern auch auf seinen Excursen in den Journalen folgte, wird allerdings nicht viel Neues finden; das meiste des hier Gebotenen hatte Meißner in verschiedenen Zeitschriften früher veröffentlicht, und es wurde nur von Byr in geschickter Weise geordnet.

Der erste Band enthält einige Dichtungen, darunter die in metrischer Hinsicht vollendeten Gedichte „Herculanum“ und „Nächtlicher Besuch“, die den Beweis lie-

fern, daß dem Dichter bis an sein Lebensende ein schöner, leicht fließender Vers zu Gebote stand; dann folgen einige Novelletten, unter denen besonders „Tannhäuser im Orient“ in literar-historischer Hinsicht, „Klingenbergs Jugend“ wegen der humorvollen Durchführung, und „Fragmente aus Olympia“ wegen der satirischen Hiebe auf den übertriebenen Wagner-Cultus Erwähnung verdienen. Einige sehr frisch geschriebene Reisebilder schließen den ersten Band.

Der zweite Band führt den Nebentitel „Literarische Streifzüge“. Der Autor gibt kleine, aber sehr geschmackvoll ausgeführte Essays über Rousseau, Schelling als Dichter, Gutzkow, F. Kürnberger, Joseph Bayer, Hermann Lingg, u. s. w., zeigt sich in der geharnischten Abfertigung von Benedix „Shakespearomanie“ und in seiner kleinen Abhandlung über Shakespeare's „Perikles“ an der Münchener Bühne als gewiegten Kenner der englischen Literatur und weiß uns sowohl durch den Inhalt des Gebotenen wie durch die schöne Form zu fesseln. Namentlich in seiner Beurtheilung Gutzkow's, Kürnberger's, Bayer's und Lingg's zeigt er, wie literarische Gerichte zu halten seien; daß bei aller Strenge nicht schonungsloses Zerfetzen, nicht nihilistische Kritik, hinter der nur zu häufig gedankenlose Stumpfheit und literarische Impotenz verborgen sind, sondern liebevolles Erfassen seines Gegenstandes eine Haupteigenschaft des Kritikers sein müsse. Und in dieser Weise schreibt Meißner; wir folgen ihm gerne, er bringt immer interessante Details, und da er mit den vier letztgenannten Autoren persönlich befreundet war, so lugt auch hie und da ein Stück Selbstbiographie hervor, das wir als Beitrag zu seiner „Geschichte meines Lebens“ willkommen heißen mögen

Noch Eins! Mancher wird in dieser Nachlese dies oder jenes, das er erwartete, vermissen — ich meinestheils suchte vergebens nach dem Trauerspiele „Cesare Borgia“, von dem mir Meißner wiederholt sprach und schrieb, und das er somit wohl selbst vor seinem Tode vernichtete — aber wir müssen schließlich dem Herausgeber Recht geben, der bloß das von Meißner zum Druck ausgewählte Materiale in die Sammlung aufnahm. „Wird nun von manchem“ sagt Byr in seiner kurzen Vorrede, „vielleicht Eins oder das Andere in dieser Sammlung vermißt, was er darin zu finden erwartete, so ist dies nicht etwa eine Vernachlässigung meinerseits, sondern der Verstorbene hat eben seiner nicht würdig befunden, was er nicht aufnahm. Eine solche Entscheidung zu treffen aber ist meines Erachtens das unantastbare Recht des Autors.“

Emil Soffé.

Früchte der Erkenntnis. Ein neues Novellenbuch von Oskar Welten. (Berlin. Wilhelm Ißleib).

Das Vorwort enthält treffliche Winke über Büchertitel an der Hand der eigenen Novellensammlungen „Nicht für Kinder“ und „Buch der Unschuld“. Daß zu einem guten Titel ein guter Inhalt gehört, diese „Erkenntnis“ scheint sich auch dem Verfasser des Novellenbuches zum Theil erschlossen zu haben. Wenigstens zeigt sich gleich die „Künstler-Novelle“ frei von seinem sonstigen Wohlgefallen an sinnlicher Darstellung und erhebt sich durch einen feinsinnigen, edlen Grundgedanken über die übrigen Erzählungen des Buches. Sie ist „auch für Kinder“ — ein Lob, wenn es verdienstlicher ist, zum Nutzen der Jugend, als zum Vergnügen blasierter Lebemänner und lüsterner Weiber zu schreiben. Die „humoristische Dorfgeschichte“ möchten wir am liebsten mit Stillschweigen übergehen, aber unsere mißhandelten Landsleute und der Cooperator mit den „bratensaftübersließenden“ Lippen, dessen Hauptstärke darin besteht, einen Humpen Bier in einem Athemzuge zu leeren, schreien nach Rache. — Die „drastische Cur“ streift an eine französische Ehebruchsgeschichte und hat nur das Gute für sich, daß sie unwahrscheinlich ist von A bis Z. Die „Salon-Novelle“ ist mit großer psychologischer Spitzfindigkeit geschrieben und ihre Gestalten würden uns Interesse einflößen — wenn sie nur mehr glaubwürdig wären. Zusammengesetzte Wörter, wie „diesbezüglich“, sollte der Schriftsteller neidlos dem Kanzleimenschen überlassen. — Hochwillkommen werden wir ein Novellenbuch heißen, daß Welten der Jugend — unserer Hoffnung, unserem Stolze — widmen wird; er kann es — wenn er nur will, das zeigt in seiner „Künstler-Novelle“ der zarte Blütenansatz zur reifenden „Frucht der Erkenntnis“.

—tt—

Lieder und Bilder von J. J. Honegger (Leipzig. W. Friedrich. 1887.) Der rühmlichst bekannte schweizerische Culturhistoriker überrascht uns zu einer Zeit, wo seine im Erscheinen begriffene große Culturgeschichte uns in Spannung hält, mit einem Bändchen Gedichte. Das intime Herzensleben eines Menschen ist stets interessant, um so mehr, wenn der Mensch bedeutend ist. Ein Wort über das Schicksal seines Lebens und seiner Lieder macht uns zur Einleitung mit dem Verfasser vertraut. Das Präludium ist im Mollton:

Wohl wird es verweh'n wie der Morgenwind,
Wie die Wiesenblüte, des Frühlings Kind.
Es verweht.

Wohl wird es vergeh'n wie der Herbstnacht Hauch,
Wie die Nebel im Meer, wie flüchtiger Rauch.
Es vergeht.

Doch bebt es nur Ein sinnig Gemüth,
Durchflammt es ein Herz, genug hat mein Lied
Dann erstrebt.

Wenn nur Ein Röslein ihm lauscht und bebt
Und liebt und glüht, genug hat's gewebt
Und gelebt.

Dem folgt das meisterhafte Natur- und Stimmungsbild:

Durch der Tannen Wipfel streichen
Schwer und bang Gewitterlüfte.
Donner rollt. Vom Sturmesbrausen
Wiederhallen dumpf die Klüfte.

Blitze mit den Feuerfahnen
Durch die grauen Wolken fahren.
Sturm spielt auf zum kecken Tanze.
Nebel reihen sich zu Paaren.

Scheue Vögel flattern ängstlich.
Große Regentropfen fallen.
Aeste brechen, Stämme stürzen
In des Waldes Säulenhallen.

Muß ein großer, wilder Schmerz sein,
Der die hohen Kronen schüttelt,
Der die Stämme knickt, der zürnend
An den stolzen Eichen rüttelt.

Muß ein tiefes, herbes Leid sein,
Daß des Donners Klagen rollen.
Daß der Himmel Thränen weinet.
Daß des Waldstroms Wellen grollen.

Ueber's Herz fuhr gleicher Sturm mir.
Thräne, Leid und Donnerworte,
Euch versteh' ich, wenn im Sturm ich
Lauschend sitz' an Waldes Borde.

Abwechslungsreich, indem die verschiedensten Saiten des Gemüthes anklingen, geht es fort bis zum „Es will Abend werden".

Das ist das ewige Los, und mählich stiller
Wird's um Dich, wird's in Dir. Die kühlen Tage,
Sie dunkeln rascher. Schnee liegt auf dem Scheitel.
Es ist das alte Lied. Wozu die Klage?

Das Leben war ein sturmbeschwingtes Wagen.
Die Norne hat ihr Füllhorn ausgegossen
Auf Dich. In Lieb' und Haß die reichsten Wonnen,
Den wilden Schmerz, Du hast sie voll genossen.

Du hast des Daseins Räthsel nachgegraben
Und unentwegt den Geisteskampf gestritten.
Zum Licht empor! in diesem Zeichen hast Du
Gefragt, geträumt, gezweifelt und gelitten.

Die lange, tiefe Nacht wird Ruhe bringen.
Der Name stirbt gleich einer leisen Sage.
Ihr wenigen Lieben, die Ihr einst zum Hügel,
Dem kleinen pilgert, thut es ohne Klage!

Dann ist die schwere Rechnung ausgeglichen,
Gelöst des Zweifels und der Schmerzen Bann.
Nur Eins, – die Trauerweide läßt mir flüstern:
Er war ein Mann!

Wir glauben die Sammlung mit diesen Proben würdig empfohlen zu haben. Der Schluß des Büchleins bietet interessante Skizzen aus Italien und England und eine bewegende Novellette. M.

Gründzüge der Geschichte der Musik von Franz Brendel. Sechste vermehrte Auflage bearbeitet von Dr. Wilhelm Kienzl. (Leipzig. H. Matthes. 1887.)

Wer sich auf kurzem und angenehmem Wege in der Geschichte der Musik orientieren will, der kann nichts Besseres thun, als nach diesem Büchlein zu greifen, das ihn in sachlicher und populär gehaltener Weise mit der Entwickelung der abendländischen Musik bekannt macht und die Meister derselben scharf und fein charakterisiert. Dr. Kienzl hat sich durch die Wiederherausgabe und zweckentsprechendere Bearbeitung der Schrift ein neues Verdienst erworben. M.

Schneerosen. Erzählungen aus der Weihnachtszeit von Helene Stöckl. (Leipzig. J. M. Gebhardt).

Keinem literarischen Weihnachtsgast wird die deutsche Familie ein herzlicheres Willkommen zurufen, als einem neuen Christfestbüchlein von Helene Stöckl. Die Herzinnigkeit dieser Schriftstellerin hat schon Tausende von Lesern erwärmt und für das liebe Weihnachtsfest gestimmt. Dieses neue Werkchen mit seiner sinnigen Einleitung und seinen vier schönen Erzählungen: „Am heiligen Abend", „Eingeschneit", „Gott lebt", „Rosen blühen und vergehen, wir werden das Christkind sehen", darf wohl gewiß zu den liebenswürdigsten Festgaben gezählt werden. Die Ausstattung entspricht dem Inhalte; um der Weihnachtsüberraschung nicht vorzugreifen, wollen wir weiter nichts verrathen. R.

Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie von Rudolf Falb. (Hartleben. Wien.)

Rudolf Falb, dessen Erdbebentheorie und meteorologischen Prophezeiungen seinen Namen in die weitesten Kreise getragen, tritt mit einer neuen, geradezu sensationellen Schrift in die Oeffentlichkeit. Eine in neuester Zeit wieder auf der Bildfläche naturwissenschaftlicher Discussionen erscheinende Frage wird hier zum ersten Male in gründlicher Weise erörtert und zur Beantwortung gebracht. An der Hand eines reichen Beobachtungsmateriales zeigt der Verfasser, daß der vielfach geleugnete Einfluß des Mondes auf das Wetter nicht nur thatsächlich vorhanden, sondern auch zu gewissen, vorauszubestimmenden Zeiten wenigstens, sehr hervorragend sei. Die Erörterung, wie es kam, daß dieses Resultat nicht längst schon zu Tage gefördert wurde, bietet einen der interessantesten Abschnitte dieser Schrift, deren Stil dem großen Kreise derjenigen sowohl, die sich für die Beobachtung der Witterung im Allgemeinen interessieren, als auch der Leser, welche mehr die wissenschaftliche Seite der Frage in's Auge fassen, in gleicher Weise gerecht wird. Einige der vorgeführten Thatsachen und Gesichtspunkte

bieten dem Verfasser Gelegenheit zu den beachtenswerten Episoden über die Schlagwetter in den Bergwerken und die großen Abendröthen des Jahres 1883, durch deren originelle Erklärung zwei entgegenstehende Ansichten über den Ursprung derselben harmonisch vereinigt erscheinen. V.

Die Alpen. Handbuch der gesammten Alpenkunde. Von Dr. Friedrich Umlauft. Mit 31 Vollbildern, 64 Textbildern und 20 Karten, wovon 15 im Texte. (A. Hartleben. Wien.)

Umlauft's Handbuch „Die Alpen" liegt uns nunmehr complet vor. Wir empfangen in diesem Werke eine Darstellung der gesammten Alpenwelt in allen ihren Erscheinungen und physikalischen Vorgängen, wie sie bisher nirgends in einem Buche vereint zu finden war. Ebenso sachkundig als eingehend werden die Charakteristik der Alpen, ihre Grenzen und Eintheilung, der verticale Aufbau und die Geologie unseres Hochgebirges besprochen. Besonders liebevolle Behandlung erfährt die topographische Schilderung der Alpen. Mit wohlthuender Abwechslung in Anordnung und Darstellung des reichen Stoffes werden hier nicht bloß die plastischen Verhältnisse, die Höhenzüge, Gipfel, Pässe und Thäler geschildert, sondern auch Flüsse und Seen, Wasserfälle und Gletscher, Verkehrswege und Wohnorte, gelegentlich auch die Erscheinungen des Pflanzen-, Thier- und Menschenlebens, sowie Rundsichten von besuchten Bergen zum Gegenstande der Erörterung gemacht. In den folgenden Capiteln bietet der kundige Verfasser monographische Abhandlungen über Alpenthäler und Thalsysteme, Flüsse und Seen, verschiedene Wirkungen der Erosion und Verwitterung, über das Klima der Alpen, über Schneeregion, Lawinen und Gletscher. Dann folgt eine eingehendere Besprechung der Pflanzenwelt und des Thierlebens. Höheres Interesse aber beansprucht das Capitel über den Menschen in den Alpen, welches sich zunächst mit der nationalen Verschiedenheit der Alpenbewohner und mit einer Charakteristik derselben befaßt. Ihre Beschäftigung bietet dem Verfasser Anlaß, das Leben des Holzschlägers und Wildheuers, des Alpenjägers und Sennen näher zu schildern. Er bespricht die Aelpler in der Fremde, ihre Tracht, Wohnhäuser und Wohnorte, ihre Kunstbegabung und den Einfluß der Alpen auf die Kunst, speciell auf Malerei und Dichtung. Noch werden die Kunstbauten der Alpenstraßen und die Wunderwerke der großen Alpenbahnen dem Leser vorgeführt. Darauf handelt das Werk von der Alpenforschung in alter und neuer Zeit und geht zuletzt auf die Alpenvereine über, die modernste Frucht des Alpinismus, deren wissenschaftliche, wirtschaftliche, culturelle und ethische Bedeutung in dem Verfasser einen beredten Anwalt findet. Wie er sein schönes Buch mit ästhetischen Erörterungen eingeleitet hat, so schließt er dasselbe mit einer ethischen Betrachtung in würdiger Weise. V.

Viertausend Meilen unter Sturmsegeln auf Sr. königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Bourbon Grafen von Bardi Yacht „Aldegonda". Von Detlev von Heydebrand und der Lasa. Mit einem Porträt, 106 Illustrationen und einer Karte. (Hartleben. Wien.)

Das Werk schildert die Seereise von Darlmouth an der Südküste Englands bis nach Pola und bietet eine aus Land- und Seebildern componierte Reisebeschreibung. Das Werk macht den Eindruck des an Ort und Stelle Empfundenen und ist überdies durch die passend eingefügten Belehrungen über das gesammte Seewesen wertvoll. V.

Lehrbuch der Naturheilkunde für Jedermann von H. A. Meltzer. (Leipzig. Heinrich Matthes. 1886.)

Dieses empfehlenswerte Werk verfolgt namentlich die Absicht, Familienväter und Mütter auf die Bedeutung der Naturheilkunde aufmerksam zu machen und ihnen durch Rathschläge Gelegenheit an die Hand zu geben, bei Krankheitsfällen in der Familie selbst einzuschreiten und durch rationelle Behandlungen die Störungen im Organismus zu beseitigen. V.

Bekenntnisse eines Opium-Essers. Uebersetzt von L. Ottmann. (Robert Lutz. Stuttgart.)

Das berühmte Werk des Engländers de Quincey erscheint hier zum erstenmale in einer deutschen Uebersetzung. Der Verfasser, einer der geistreichsten Schriftsteller spricht sich in seinen Bekenntnissen aufrichtiger und klarer über die anfangs reizenden, später fürchterlichen Wirkungen des Opiumgenusses — dem er jahrzehntelang in leidenschaftlicher Weise fröhnte — aus, als irgend Einer vor ihm und seit ihm. Seine Bekenntnisse haben außer dem speciellen Interesse auch ein allgemeines: sittliches, culturgeschichtliches und literarisches, und besitzen in ihrem Vortrag den Reiz einer Novelle. V.

Ein im Verlage J. v. Groningen in Annaberg erschienenes Büchlein: „**Elias Regenwurm**“, eine moralische Geschichte für Große von H. d'Altona wird Freunden der in Jean Paul'scher Manier geschriebenen Satiren großes Vergnügen bereiten. In ergötzlicher Weise sind die Reiseerlebnisse eines aus dem Dunkel seiner Erdscholle nach der Oberwelt strebenden Regenwurms geschildert, in dem unschwer verwandtschaftliche Bezüge mit dem Geist jenes anmaßlichen Philosophenthums wahrzunehmen sind, das die Weltordnung nach den, seiner eigenen Blindheit gezogenen Gesetzen umgestaltet wissen will. V.

Das Volkstheater in Tirol hat schon lange die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt und man war bemüht, seinen geschichtlichen Ursprung nachzuweisen. Nun liegt von Dr. J. Wackernell ein interessantes Werk vor: „**Die ältesten Passionsspiele in Tirol**“, welches nach vielen Richtungen hin Bahn bricht. Seine gründlichen Untersuchungen machen es wahrscheinlich, daß die Tirolerpassion in den ersten drei Decennien des fünfzehnten Jahrhundertes entstand und jedenfalls in die Blütezeit des altdeutschen Dramas fällt. Die berühmten Aufführungen in Sterzing und Zell fanden zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts statt. P.

Von der Ostsee bis zum Nordkap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen, mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Culturgeschichte, Sage und Dichtung von Ferdinand Krauß. In 25 Heften mit vielen Bildern. (Neutitschein. R. Hosch.) Die ersten uns vorliegenden Hefte belehren uns vor Allem, daß dieses Werk mit anderen illustrierten Lieferungswerken kaum zu vergleichen ist. Krauß's Werk macht den Eindruck großer Gediegenheit. Es ist wissenschaftlich und populär zugleich und wird im Vereine mit den vortrefflichen Illustrationen ein wahres Bild der Nordländer und ihrer Bewohner bieten. Wir hoffen uns noch eingehender mit dem interessanten Buche befassen zu können.

R.

Unter dem Titel: „**Ein offenes Wort**“. Schulpolitische Briefe an alle Parteien von Diogenes, ist im Verlage von Fournier & Haberle in Znaim eine Broschüre erschienen. Mit einer ungewöhnlichen Klarheit schildert ein Mann von weitem Gesichtskreis und seltenen Erfahrungen die Entwickelung unseres heutigen Schulwesens und die Bestrebungen unserer politischen Parteien, welche in der Herrschaft über die Schule das begehrenswerteste Ziel ihrer Wünsche erblicken.

Für die Lehrerwelt natürlich von einschneidendster Wichtigkeit, ist die Schrift doch eigentlich noch mehr für jedes Mitglied von Gemeindevertretungen, Orts- und Bezirksschulräthen, ja so recht für jeden um das Wohl seiner Kinder besorgten Vater, für jeden Wähler und Steuerzahler von Bedeutung.

Die Schrift ist schulfreundlich, sie will vom österreichisch-patriotischen Standpunkte aus alle politischen Parteien zur Förderung der Schule heranziehen, sie weist jeder Partei gewisse Rechte, gewisse Vortheile in der Schule zu, aber sie unterläßt es auch nicht, allen auf die Schule einwirkenden Kräften ihre Fehler nachzuweisen, die erst erkannt und anerkannt sein müssen, ehe auf ihre Beseitigung zu hoffen ist. V.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Mit zahlreichen Illustrationen. I. Jahrgang, der durchl. Frau Erzherzogin Maria Josefa gewidmet. — (Graz. Verlagsbuchhandlung Leykam.)

Obzwar die Literatur für die Jugend eine sehr reichhaltige ist, so entbehrte unsere heimische Literatur doch bis jetzt eines illustrierten Albums für unsere Jugend. Es wird uns hier ein solch bunter Strauß duftiger Geistesblüten geboten, daß wir dies erste Unternehmen solcher Art nur mit Freuden begrüßen können, ihm die weiteste Verbreitung, welche es im vollsten Maße verdient, wünschend.

Der Herausgeberin, eine der bekanntesten Jugendschriftstellerin, ist es gelungen, hervorragende Jugendschriftsteller und Jugendschriftstellerinnen für das Unternehmen zu gewinnen, wir finden aber auch Namen in dem Album vertreten, welche sonst bei Jugendunternehmungen nicht zu finden sind und muß man es der Herausgeberin zum besonderen Verdienst anrechnen, daß sie gewußt, auch solche Kräfte heranzuziehen.

Beiträge haben gegeben: Dr. Isidor Proschko, Isabella Braun, Emmy Giehrl, Emma Laddey, Dr. Friedrich Beck, General Albin Reichsfreiherr v. Teuffenbach, W. Constant, Franz Bonn, Afrika-Reisender Hauptmann Anton Lux, Augusta v. Gäßler, Hermann Hirschfeld, Moriz Ferdinand Bretschneider, Casimir Rebele, Isabella Hummel, Hedwig v. Radics-Kaltenbrunner, Elise Ris,

Johanna Wolf-Leitenberger, Theodor v. Grienberger und Andere. Ganz besonders sei hervorgehoben, daß alle diese Beiträge durchwegs Original-Arbeiten sind, welche eigens für die „Jugendheimat" geschrieben wurden.

Unserer Jugend wird hier eine solche Fülle des Erhebenden, Belehrenden und Unterhaltenden dargebracht, daß jede Familie mit der „Jugendheimat" ihren Kindern einen Hausschatz von dauerndem Werte bieten kann; wir empfehlen deshalb gelegentlich des Weihnachtsfestes diese neueste Jugendgabe auf das wärmste. K.

„Musikalische Jugendpost". Illustrierte Jugendzeitung, pro Quartal ein Heft. (Paderborn. J. Tonger.)

Inhalt: Erzählungen, Märchen, Episoden aus dem Jugendleben berühmter Tonkünstler. Belehrendes, Unterhaltendes und Erheiterndes. — Zahlreiche Illustrationen, Räthsel, Spiele. Leichte, hübsche Clavierstücke zu 2 und 4 Händen, Lieder, Duette, Compositionen für Violine und Clavier von den beliebtesten Componisten. Musikalische Gesellschaftsspiele. V.

Fragemäulchen. Ein Bilderbuch zu Lust und Lehr von Julius Lohmeyer. Mit Bildern von Karl Röhling. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Ein reizvolles Bilderbuch für die Kleinen von 4—9 Jahren, in welchem Mütterchen ihrem wißbegierigen, kleinen Plagegeist Auskunft über Entstehung, Herkunft und Gebrauch der verschiedensten Dinge des täglichen Lebens ertheilt. In anmuthig gereimter Wechselrede erfährt das Kind, wie Haus und Kleidung, Brot und Geräth, Geschirr und Hausrath u. s. w. entstehen. Alles wird überdies durch 70 farbenprächtige und graciöse Bilder und Bildchen von Karl Röhling dem Kinderauge veranschaulicht. Unterhaltung und Belehrung verbinden sich daher auf das Innigste in diesem liebenswürdigen Buche. V.

Kater Murr. Verfaßt von ihm selbst, illustriert von seinem Freunde F. Flinzer. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Es ist die Lebensgeschichte des durch E. T. A. Hoffmann berühmt gewordenen gelehrten Katers, welche Julius Lohmeyer hier in sinnig-humorvoller Weise den Kindern von 6—12 Jahren vorführt. Fedor Flinzer, der berühmte Katzenmaler, schildert durch überaus launige Aquarelle die Schicksale und Abenteuer dieses viel bewegten Katzenlebens in überzeugender, naturwahrer und Jung und Alt zugleich belustigender Weise. V.

Das tolle Buch. Verse von Victor Blüthgen, Friedrich Oldenberg, Georg Bötticher, Schmidt-Cabanis und Julius Lohmeyer. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Ein Bilderbuch voll frischen, drolligen Humors in Wort und Darstellung für das Alter von 5—10 Jahren, mit 55 höchst komischen Bildern in prächtigem Farbendruck. Eine unerschöpfliche Quelle von Lust und Fröhlichkeit für Jung und Alt. V.

Unser Hausglück. Ein Bilderbuch von Woldemar Friedrich. Mit Reimen und Strophen von Julius Lohmeyer und Frida Schanz. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Meister Woldemar Friedrich führt uns hier in 65 farbenprächtigen Aquarellen von kaum übertroffener Schönheit, die in vorzüglichem Farbendruck ausgeführt sind, das Leben und Treiben unserer Lieblinge vor. Julius Lohmeyer und Frida Schanz begleiten diese entzückenden Bilder mit prächtigen Strophen und anmuthigen Reimen, so daß sich hier Wort und Bild zu einem Kinderbuch von überraschender Schönheit vereinigt, das besonders den Kinderkreis von 4—9 Jahren erfreuen wird. V.

Robinson Crusoe's Leben und Schicksale, erzählt von Julius Lohmeyer. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Die unsere Jugend seit fast einem Jahrhundert immer wieder fesselnden und begeisternden Abenteuer und Schicksale Robinson's sind wohl nie naturwahrer und lebensvoller von Künstlerhand dargestellt worden, wie hier. In 60 in Farbendruck ausgeführten Abbildungen von Karl Marr, von einem fesselnden, knappen, mit den Bildern eng verbundenen Text von Julius Lohmeyer begleitet, zieht hier das ganze schicksalsvolle Leben in prächtiger Bilderschau an uns vorüber. V.

Kinderhumor. Reime von Julius Lohmeyer und Johannes Trojan. (Leipzig. Meißner & Buch.)

Ein kleiner Hausschatz voll anmuthiger Kinderdrollerien und liebenswürdiger Laune aus der Feder der beliebtesten Jugenddichter und Humoristen, mit 50 Farbendrucken nach Aquarellen von Julius Kleinmichel, reich an humorvollen und charakteristischen Beobachtungen aus dem Kinderleben. Eine

willkommene Gabe für Kinder von 4–9 Jahren, in der Scherz und Ernst anmuthig in Wort und Bild abwechseln. V.

„**Oesterreichisches Seebuch**" von Ferd. Zöhrer. (Teschen. K. Prochaska.) Erzählungen, die sich auf Seeschlachten, überseeische Expeditionen und auf das Leben hervorragender österreichischer Seehelden beziehen. — Die Seeschlacht von Lepanto, die Novara- und die Nordpol.-Expedition, die Biographie des Admirals Tegetthoff, sowie die Erdumseglung der Corvette Friedrich" und Anderes wird hier der Jugend in fesselnder, spannender Weise und mit Einflechtung zahlreicher Abenteuer erzählt. Auch Alles, was zum Seewesen gehört, ist in diesem Buche erklärt und in leicht faßlicher Weise beschrieben. V.

„**Unter dem Kaiser-Adler**", von Ferd. Zöhrer. (Teschen. K. Prochaska.) Kriegsgeschichten aus Oesterreichs Ruhmestagen. Die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse und bedeutende Männer, die sich in denselben hervorgethan haben, sind darin berücksichtigt. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. (Berlin. Gebr. Paetel. 1886.)

„**Gloria victis!**" Roman in vier Büchern von Ossip Schubin. Zwei Bände. (Berlin. Gebr. Paetel. 1886.)

Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser. (Leipzig. Ernst Keil.)

Die Andere. Roman von W. Heinburg. (Leipzig. Ernst Keil.)

Die deutsche Handwerkerbraut. Von Karl Weise. (Wismar. Hinstorf'sche Hof- und Verlagsbuchhandlung. 1886.)

Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten von Ernst von Wolzogen. (Stuttgart. W. Spemann. 1886.)

Kloster und Grafenburg. Historisch-romantische Erzählung von Ed. Jost. (Kaiserslautern. A. Gotthold.)

Vater Radetzky. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Culturbilder aus dem Osten. Von Ferdinand Schifkorn. (Leipzig. Eugen Peterson. 1887.)

Eine Wohlthat. Volksdrama in vier Acten von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. Georg Weiß. 1887.)

Rauhenborn u. Sohn. Schauspiel in 5 Acten von Heinrich d'Altona. (Annaberg. J. v. Groningen.)

Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares von Frank R. Stockton. Deutsch von M. Jacobi. (Stuttgart. R. Lutz. 1886.)

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute, erzählt von Heinrich Sohnrey. Hütte und Schloß. (Bernberg. J. Baemeister.)

Die Kinder von Wohldorf. Von Ferdinand Avenarius. (Dresden. Ehlermann. 1887.)

Heimat oder Silistria. Schauspiel in vier Acten von Kennal Bey. Aus dem Türkischen übersetzt von Leopold Pekotsch. (Wien. Carl Konegen. 1887.)

Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. (Wien. Karl Konegen. 1887.)

Schönes deutsches Lieder-Intermezzo von Karl Dilthorn. (Nürnberg. J. Kühl.)

Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen. Von Werner Hahn. (Berlin. Leonhardt Simion. 1887.)

Gudrun. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von August Linde. (Moskau. M. O. Wolff. 1887.)

Gedichte von Franz Tetzner. (Reudnitz-Leipzig. Selbstverlag des Verfassers. 1887.)

Wilde Ranken. Gedichte von Edmund Lichtenstein. (Cottbus. H. Differt. 1886.)

Rabengesänge von Ferdinand Illek. (Olmütz. Selbstverlag. 1886.)

Für kleine Leute. Eine mannigfaltige sorgsame, aus alten und ganz neuen Quellen geschöpfte Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser. Herausgegeben von Maximilian Bern. Mit zahlreichen Illustrationen von Fedor Flinzer, Oscar Pletsch, Ludwig Richter, Paul Thumann u. A. (Leipzig. E. Twietmeyer.)

Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit von Wilhelm Meyer (zweite Auflage). (Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1886.)

Werkstücke zum Aufbau des Arbeitsunterrichts. Gesammelte Vorträge und Aufsätze über die Erziehung der Jugend zur Arbeit von Dr. Woldemar Götze. (Leipzig. Heinrich Matthes. 1887.)

Physiologie, oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper von Dr. S. Rahmer. Mit zahlreichen Farbentafeln und Holzschnitten. (Stuttgart. Otto Weisert.)

Die Mystik im Irrsinn. Von Karl du Prel. (München. Verlag von K. du Prel. 1886.)

Londinismen. — Seang und Cant-Alphabetisch-geographische Sammlung der

eigenartigen Ausdrucksweise der Londoner Volkssprache, sowie der üblichen Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Von Heinrich Baumann. (Berlin. Langenscheidt. 1887.)

Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lectüre und Conversation. IV. Theil: Land und Leute in Amerika. Zusammengestellt von Karl Naubert. (Berlin. Langenscheidt.)

Das Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. E. M. Schranka. Zwei Bände. (Berlin. Waldmann. 1886.)

Otto Spamers Illustriertes Conversations-Lexikon, zweite, gänzlich umgestaltete Auflage, liegt uns jetzt bis zur 10. Abtheilung vor. Dieselbe umfaßt die Artikel von Chodzko bis Daniell und bringt circa 850 Stichwörter. Ueberaus zahlreiche, geschickt gewählte Text-Abbildungen (außer den Tontafeln sind es deren 287) schmücken diese Abtheilung.

Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung von Dr. Adolf Stern. Vollständig in 12 Lieferungen (Stuttgart. Rieger's Verlagsbuchhandlung.)

Das Turnen, insbesondere das Mädchen-Turnen unter Berücksichtigung der orthopädischen Gymnastik. Ein Wort zur Anregung und Aufklärung an Eltern und Erzieher von G. Gerlitz. (Graz. Franz Pechel. 1886.)

Ueber Scoliose. Vortrag, gehalten im Vereine der Aerzte Steiermarks von Dr. Hermann v. Coltelli. (Graz. Verein der Aerzte in Steiermark. 1886.)

Der häusliche Herd. Neues geprüftes Kochbuch für junge Hausfrauen, erfahrene Köchinnen und solche, die es werden wollen. Enthält: Anleitungen zur Bereitung guter, einfacher, wie auch feiner Speisen jeder Art, zum Einmachen des Obstes und Gemüses, zur Bereitung verschiedener Getränke, nebst praktischen Winken aus der Haushaltungskunde. Nach eigenen Erfahrungen gesammelt von Emma Eckhart. Zweite, bedeutend vermehrte und zeitgemäß umgearbeitete Auflage. (Wien. Hartleben.)

Die Liqueur-Fabrication, wie sie ist und wie sie sein soll. Von R. W. 166. (Bochum in Westphalen. 1886.)

Monatsschrift des Gewerbevereins „Eintracht" in Czernowitz. Redigiert von C. A. Romstorfer.

Großer Bauernkalender mit Bildern auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi 1887. Herausgegeben von Franz Schlinkert. (Wien. Karl Fromme.)

Illustrierter katholischer Volkskalender 1887. Zur Förderung des katholischen Sinnes von Dr. H. A. Jarisch. (Wien. Moriz Perles.)

Deutscher Volkskalender für die Iglauer Sprachinsel. 1887. II. Jahrg.

Trewendt's Hauskalender 1887. (Breslau. E. Trewendt.)

Postkarten des Heimgarten.

✕✕ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

E. J. Z. Deckau: Wackere Gesinnungen, weiches Gemüth, aber nicht originell. Etwas drucken wir ab, wird Ihnen zwar nichts nützen.

G. St. Wien: Ebenso.

L. N. St. Pölten. Form nicht correct, Inhalt zu gewöhnlich. Eignet sich nicht zur Veröffentlichung.

L. W. Wien. Poesien gelegentlich. Aufsatz über Dialect vom heutigen Standpunkte aus erwünscht.

O. T. Wien: Die beliebte illustrierte Monatsschrift „Ressels Familienfreund" ist in den Besitz von Ed. Strache in Warnsdorf übergegangen, welcher sie unter der Redaction Wilhelm Ressel's weiterführen wird.

L. A. P. Chemnitz: Es ist ja selbstverständlich, daß wir für die Poesie im „Poetenwinkel" nicht verantwortlich sind. Diese Rubrik ist eben eine Art öffentlicher Singhalle oder vielmehr im Heimgarten ein Baum, auf welchem allerhand Vögel durcheinander singen, trällern, pfeifen, zwitschern und kreischen. Zur Winterszeit geht man nicht auf schönen Gesang, sondern ist froh, wenn man überhaupt noch ein wenig Leben wahrnimmt auf den Wipfeln.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

4. Heft. Januar 1887. XI. Jahrg.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

Frohe Sonntagsruh', und —

Das war am heiligen Pfingstsonntag nach der Mahlzeit.

Jakob, der Hausvater, saß in der wohldurchwärmten Stube und las in einem alten Buche. In weißen Hemdärmeln, wie er war — der durchnäßte Lodenrock trocknete am grünen Kachelofen — stützte er seine Arme breit auf den Eichentisch und die Finger über dem Buche ineinandergeschlungen, laß er das „G'sätzel" vom heiligen Geist. Bisweilen that er einen Blick zum Fenster hinaus in das Schneegestöber. Die Flocken wirbelten so dicht, daß die Linde, die dort an der Wegthorschranke war, als dunkle verschwommene Masse im flimmernden Grau stand. Die hohen Fichtenbäume vor dem Haus, die kaum über die Hälfte hinauf sichtbar waren, beugten ihre langen Aeste unter den Schneelasten, die jungen Lärchen auf dem Anger standen wie Zuckerhüte und statt den Hollundersträuchern, die gestern noch so maienhaft geblüht und geduftet hatten, waren Schneeberge da. Die Pfosten der Thorschranke hatten hohe Hauben auf, wie der Bischof, wenn er draußen zu Sandeben die Firmung hält. Die Zaunstecken hatten spitze und stumpfe Hütlein, Schnäbel, Kissen, Bänder von Schnee. Wenn das Pfingststaat sein soll! Jetzt kam der Wind und fegte den Schneestaub von den Bäumen, Sträuchern und Dächern des Hofes, und ließ ihn tanzen und wehte ihn an die Fenster, wo er sich in die Ecken und an die Rahmen schmiegte.

„Gott sei Dank," sagte der Jakob, „daß der Wind kommt, sonst wollt's bald Fetzen geben in den Kirschbäumen und Linden. Die Elessen- (Traubenkirschen)stauden hat's schon zerrissen."

Auf den Dachgiebeln und unter den Vorsprüngen der Dächer hüpften

und schwirrten Vögel umher, die Finken und Drosseln waren vom Walde, die Zeischen und Lerchen vom Felde hergekommen, daß sie es heute mit den Schwalben hielten, Schutz und Unterstand fänden im Reuthof, und der wilde Knabe war aus dem Hause gestürmt, um mit Schneeballen nach ihnen zu werfen. Der Jakob blickte dem in Schneegestöber umlaufenden, von jungen Bäumen den üppigen Flaum auf sich niederschüttelnden und das rathlose Geflügel verfolgenden Jungen schier mit Wohlgefallen zu: Das wird auch einmal ein rechter Altenmooser-Jodel! Dann öffnete er das Fenster und rief scharf hinaus: „Jackel, laß' mir die Vögel in Ruh' und geh' herein, es ist zum Beten!"

Jetzt stand der Hausvater aufrecht. Was er in seiner Gebirgstracht für ein strammer, stattlicher Mann war! Das frische jugendliche Gesicht glatt rasiert bis auf den Schnurrbart; die Nase scharf und kühn gebogen, die Augen unter dunklen Brauen etwas tiefliegend und freundlich blau. Bart und Haar waren lichtblond und schimmerten schier ein wenig golden. Letzteres war rückwärts kurz geschnitten und vorne quer und locker über die Stirne gelegt. An der Stirne waren, wer genau sehen wollte, einige Blatternarben. So aufrecht der Mann dastand, der Kopf war etwas vorgeneigt — das ist kein Wunder bei einem hochgewachsenen Hausvater, der auf die Seinen immer nur herabschauen muß, der auch das kleinste zu seinen Füßen kriechende Wesen nicht übersehen darf, der seine Kraft und seine Sorge und seine Liebe aus dem Boden zieht, auf dem er steht und von seinem Haupte wieder niedergibt auf diesen Boden und auf Alles, was daraufsteht und ihn umgibt.

Nun spitzte der Jakob die Lippen und that einen hellen Pfiff. Alsbald kamen die Hausleute aus den Kammern, aus der Küche, auch aus den Stallungen herein zusammen, zur Pfingstandacht am Nachmittage, die heute nicht wie sonst draußen in der kleinen Kapelle abgehalten werden konnte. Es waren derbe, eckige Knechte und schäkernde Mägde; es war ein buckeliges Männlein dabei und ein paar halberwachsene Jungen. Es kam die Hausmutter herein, ein etwas schmächtiges, blasses Weib, welches allen Uebermuth und alle Bausbackigkeit ihren Kindern abgetreten zu haben schien. Nur ein Knäblein hieng an ihrer Kittelfalte, das noch blässer als sie selber war, aber große kugelrunde, ganz vergißmeinnichtblaue Augen hatte. Auch der Jackerl war zur Thür hereingetollt, über und über voller Schnee, wurde aber in solcher Gestalt vom Vater zurück in die Küche gescheucht, wo er, den Hut ausschlenkernd, der alten am Herde kauernden Einlegerin Schnee und Wasser aus Gewand warf.

Die Leute giengen an die Sitzbänke, die rings um an den Wänden gezogen waren und knieten auf dem Fußboden davor nieder, so daß sie ihre Ellbogen auf die Bänke stützen konnten. Der Jakob nahm vom Hausaltar, der hoch in der Wandecke angebracht war, das kleine messingene Crucifix herab, stellte es mitten auf den Tisch und zündete davor eine Wachskerze an. Dann langte er vom Wandnagel die große Rosenkranzschnur, kniete damit auf einen Schemel an dem Tisch, machte unter lautem Ausruf der Worte mit dem Daumen über Stirn, Mund und Brust das Kreuzzeichen und begann zu beten. Sie beteten den „glorreichen Rosenkranz;" der Hausvater sprach stets den ersten Theil des Vaterunsers, das Gesinde sprach im Chore den zweiten Theil desselben, und so auch das Ave-Maria.

Während des Gebetes wollte ein vorwitziger Knecht seiner schalkhaften Nachbarin mit dem Zeigefinger ein wenig den entblößten Arm kitzeln; der Hausvater hörte das Kichern der Angegriffenen, setzte einen Augenblick im Gebete aus und warf einen ernst-

haften Blick auf das schäkernde Pärchen, sofort ward es ruhig, und die Andacht nahm ihren würdigen Verlauf.

Da polterte zur Thür ein Mann herein, klopfte an der Schwelle den Schnee von den Füßen, schüttelte den Schnee von Hut und Rock, kniete dann wie die Anderen an eine Bank hin und betete mit. Er wurde weiter nicht beachtet. Als aber die Andacht, die in einer Anrufung des heiligen Geistes „um Weisheit und Beständigkeit“ ausgeklungen, zu Ende war und der Hausvater das Kreuz gemacht hatte, sagte dieser: „Schau, der Knatschel! Wir haben Dich ein wenig zum Beten gebraucht!“

„Schadet mir eh nicht,“ antwortete der früher Eingetretene, während er steif und unbehilflich aus der knieenden Stellung aufstand. Der Nachbar wars, der auf dem Heimweg aus Sandeben im Reuthofe ein wenig zusprach, um zu rasten.

Er war ein untersetzter Mann mit kurzem Hals und breitem, stets gutmüthig lachendem Gesicht, das heute vom Frost und vielleicht auch noch von etwas Anderem hochgeröthet war.

„Ein sauberes Pfingstsonntagwetter, heut!“ sagte der Knatschel.

„Eh hasen frei wahr,“ redete der buckelige Alte in seiner eigenen Ausdrucksweise drein, „so fein weiß haben die Kirschbäum' schier völlig lang nimmer geblüht, als wie dasmal. Hell gewiß auch.“

„Wird schon wieder aper werden,“ meinte der Jakob.

„Drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt,“ sagte der Alte, „namla wuhl, so gehts hisch zu, bei uns zu Altenmoos im Gebirg.“

„Geh her zum Tisch,“ lud der Nachbar ein, „und schneid' Dir ein Brot ab,“ damit legte er einen großen Laib mit Schneidmesser auf den Tisch und setzte sich selber hin.

Der Knatschel setzte sich an die Tischecke, füllte aus der Tabaksblase seine Pfeife, zog ein zierliches Stahlzänglein aus dem Hosensack, hielt es einem Mädchen hin und sagte: „Geh, Dirndl, bring mir Feuer!“

Während die Kleine zur Herdglut hinauslief und bald mit einer glühenden Kohle im Zänglein zurückkam, sagte der Knatschel: „Ich hab' mir's anders gemacht. — Brav, Dirndl, kriegst zu Lohn einen sauberen Mann, wenn Du groß bist.“ Blies die Kohle rothglühend und steckte sie in die Pfeife. „Ja, Nachbar,“ fuhr er paffend fort, „ich hab' mir's anders gemacht. Mir ist's zu dumm worden in Altenmoos. Wer sichs besser machen kann — ein Narr, der's nicht thut.“

Der Jakob sah ihn fragend an.

„Mein Haus hab' ich heut' verkauft,“ sagte der Knatschel und belauerte den Eindruck, den diese Nachricht auf den Jakob machen würde.

Dieser hatte ein bißchen mit den Augenwimpern gezuckt, des Weiteren war er ganz ruhig geblieben, blickte den Knatschel immer noch fragend an.

„Ich rath' Dir's auch, Jakob,“ sagte der Knatschel, „wirfs hinter Dich, das kümmerliche Altenmoos, wo sich der Mensch sein Lebtag lang rackern muß, daß er in seinen alten Tagen ohne Sorg verhungern kann. Laß das Fretten sein. Verkauf' den Bettel. Der Kampelherr zahlt gut. Den Reuthof nimmt er, hat er gesagt, aus Gefälligkeit nimmt er ihn, wenn Du hergibst. Meinen Grund kennst. Siebzig Joch, just genau, wenn man die Haid und Weid dazuthut. Rath' einmal, was er mir dafür gegeben hat, der Kampelherr!“

„Leicht etwan gar hasen einen Hut voll Thaler,“ redete der buckelige Alte drein.

„So viel gibt der Teufel für eine arme Seel,“ versetzte ein anderer Knecht, wie sie jetzt auf den Bänken herumsaßen. Der Knatschel beachtete diese Bemerkungen nicht, sondern sagte noch einmal: „Rath', Jakob, wie viel hat er mir auf die Hand gethan?“

„Gar im Ernst, Nachbar?“ fragte jetzt der Jakob, „und Du hättest Dein Haus verkauft?“

„Hast schon einen Tausender gesehen?“ schmunzelte der Knatschel und machte seine kleine, stark abgenützte Brieftasche auf.

Der Jakob starrte auf den großen nagelneuen Geldschein, der jetzt auf dem Tische lag. Die Knechte machten lange Hälse und blinzelten schier stumm vor Ehrfurcht auf die Erscheinung hin.

„Möcht ichs doch wahrlich frei ein ganz klein Eichtel angucken, das Sündenpflaster,“ bemerkte der alte Knecht und kam ein wenig gegen den Tisch gebuckelt.

„Das Pflaster wollt' uns nicht schaden,“ witzelte ein Anderer, „vielleicht thäts auch Dir Deine Gicht und Gall ausziehen, Luschel-Peterl.“

„Dasselbe kunnt eh aft sunst wuhl frei sein ah, ja,“ sagte der Alte.

„Ist gut, daß wir schon den Rosenkranz gebetet haben,“ sagte eine Magd, „nach so einem Bildel da!“ sie deutete auf den Tausender, „wär's mit aller Andacht vorbei.“

„Gehts, gehts,“ meinte ein altkluger Bursche, „immer Einer kauft sich die Höll' mit so einem Fetzen. Die krieg' ich wohlfeiler, wenn ich sie haben will.“

„Dasselbe wird eh leicht eppa namla hisch wahr auch sein,“ gab der Luschel-Peterl bei, indem er sich wieder in seinen Ofenwinkel hockte.

„Wenn der Mensch gescheit ist,“ sagte jetzt eine Magd, „so denke ich, wird er sich wohl auch den Himmel damit kaufen mögen. Nit?“

„Hisch wahr ist's fruadla wuhl ah, ja,“ stimmte der Alte zu.

„Ich hab' noch einen!“ schmunzelte der Knatschel und hieb mit Wucht, wie der Spieler einen scharfen Trumpf ausspielt, den zweiten Tausendguldenschein auf den Tisch.

„Sapperment!“ sagte der Jakob.

„Gelt!“ rief der Kautschel. „Gelt, Nachbar, das ist ein gutes Jahr, trutz daß es schneiet am Pfingstsonntag!“

„Zwei hat er Dir gegeben für Dein Haus und Grund?“ fragte der Jakob leisen Tones.

„Du kannst d r e i haben für Deines!“ sagte der Knatschel. „Besinn' Dich nicht, Nachbar, thu' Deine Wasserstiefel an und geh' eilends auf die Sandeben. Beim Fleischhacker sitzt er, der Kampelherr. Seine Geldtaschen hat einen schauderhaften Bauch, kann ich Dir sagen. Als Winkelbauer gehst jetzo fort, als gemachter Herr kommst heim.“

„Heim?“ fragte der Jakob kopfschüttelnd, „wie kann der Mensch sein Haus verkaufen?“

„Geh, geh, Knatschel,“ sprach jetzt einer der Knechte, „steck' Dein Fliegenpapier nur wieder ein. Her gibst eh nichts davon.“

Draußen war ein Prasseln und Krachen, daß die Wände des Hauses ächzten, finstere Schneestaubwolken wirbelten an den Fenstern vorüber. Die Leute schauten sich an. Bald jubelte der Wildfang Jackerl mit der Nachricht herein: Von der Linde sei ein großer Ast niedergebrochen und habe die Kapelle in Scherben geschlagen.

Als der Jakob dieses hörte, sprang er von seiner Bank auf und wurde todtenblaß im Gesichte.

„Wenn d a s kein Wink vom Himmel ist!“ rief der Knatschel und klatschte die Hände zusammen. „Der Sankt Jakob ist hin, Reuthofer! verkauf Dein Haus!“

Der Hausvater gieng in Hemdärmeln wie er war zur Thür hinaus und durch den wogenden Schneesturm der Linde zu.

In den Lüften tanzten die Schneeflocken und die Schwalben.

Das liebe Altenmoos.

Am Vorabende zu Frohnleichnam, das war neun Tage nach dem Schneesturm, leuchtete über den Bergen von Altenmoos der helle glühende Sommertag. Die frischgrünen Lärchen, die drüben am Hange in ganzen jungen Beständen prangten oder eingesprengt

waren in die dämmernden Fichtenwälder, hatten auf allen ihren Zweigen purpurrothe Kätzchen. Aber die Fichtenwälder waren zu solcher Zeit nicht so dämmernd als sonst, die weichen frischen Triebe aller Aeste und Wipfel, an denen auch manch rothes Blüthenzäpfchen stand, hatten ein helleres Grün über die Wälder gehaucht. Auf den Wiesen, in deren Furchen unter Ampfer- und Lattichblättern schämige Wässerlein dahingurgelten, standen in Gruppen Ahorne und Eschen, die erst auszutreiben begannen. An den Rainen und Gehöften schimmerte das weiße und rosige Geflocke der blühenden Kirsch- und Wildäpfelbäume, und der Duft von den weißen Blüthenzapfen des Traubenkirschenstrauches erfüllte weitum die harzige Luft mit seiner berauschenden Süße. Die Hafer- und Roggenfelder an den weiten Lehnen schauten in ihrem schönen bläulichen Grün auf die stillen Wiesengründe nieder. Dazwischen lagen Weideblößen, auf welchen weiße und scheckige Herden weideten und glockten, in eingezäunten Angern Schafe und Ziegen, die zu solcher Stunde schon satt waren und mit einander scherzten oder sich ein wenig faul auf dem Rasen sonnten.

Auf freien Höhungen und in traulichen Thalmulden, aber auch an steilen Lehnen, am Waldrande oder in schattigen Schluchten standen Gehöfte, größere und kleinere, theils von Kirschbäumen, Linden und Eschen schier überwuchert, theils frei mit ihren Bretterdächern wie Taubengefieder in der Sonne schimmernd, theils auch bestanden von einer Gruppe wuchtiger, in Stürmen starr und unbesiegbar gewordener Schirmtannen. An den Häusern kleine Gemüse- und Ziergärtlein, in welchen Reseden dufteten und Pfingstrosen flammten, und die zwischen auch, selbst eine Blume, dabei Blumen pflegend, manch ein fröhlich Mägdlein. Von einem Gehöfte zum andern führten Wege, die mit Büschen und Bäumen bestanden waren, und über Feldlehnen hin auch die weißen Fäden der Fußsteige, auf welchen jetzt, zur Feierabendzeit, junge Bursche zu zweien, oder auch zu mehreren gesellt, langsam dahingiengen und Jodler sangen.

Von dem freien Hügel aus, auf dem das Haus des Jakob, der Reuthof, stand, konnte man in weiter Runde all diese Dinge und auch noch andere übersehen. Man hörte aus der Ferne den Reigen der weidenden Herden und den halb von Lüften verwehten Hall der Sänger. Man hörte auch aus dem engen Thalgrunde herauf das ewige traumhafte Rauschen der Sandach. Diese Gründe und dieses rauschende Wasser kamen aus hochgelegenen Wildschluchten, zogen sich hier in weitem Halbrund um den Hügel des Reuthofes, durchschlängelten die Gegend, Altenmoos genannt, um dann durch endlose Enggräben zu ziehen und bei dem Pfarrdorfe Sandeben in das Thal der Riesing auszumünden. An der Sandach standen Getreidemühlen, an den höher gelegenen Halden lag dort und da das graue Würfelchen eines Sommerstadels oder einer Holzhauerhütte.

Auf dem Hügel des Reuthofes stand man wie mitten in dem weiten wiesen- und wälderreichen Bergkessel, und ein wellenliniges, blauendes Waldrund schloß den Gesichtskreis. Wo sich so die Linie zog zwischen Erde und Himmel, da stand hier und dort aus jüngerem Waldwuchs das scharfe Zähnchen eines verknorrten Tannenbaumes oder eines struppigen Lärchenwipfels in das Firmament auf, gleichsam wie Lanzen, die auf der Hochwacht die stille Berggemeinde Altenmoos einfriedeten. Von dem Dachfenster des Reuthofes aus konnte man eine Felsenspitze sehen, die hinter dem westlichen Höhenzug emporragte — ein Zeichen des nahen Hochgebirges.

Altenmoos war eingepfarrt zu Sandeben, und hatte selber keine Kirche.

Wohl aber stand fast bei jedem Hofe ein kleines Kapellchen, oder wenigstens eine Kreuzsäule, davor die Leute, welche nicht zur Pfarrkirche kommen konnten, ihre Andacht zu verrichten pflegten. Die Gemeinde Altenmoos war mit den Vorgegenden durch einen einzigen Fahrweg verbunden, der, an Hängen und Wänden hin angelegt, über zahllose Stege und Brücklein führte.

Wenn man vom Reuthofe aus der Sandach entlang aufwärts gieng, so kam man durch Wald und Geschläge, an welchen rauchende Kohlstätten standen, dann kam man in Haselnuß- und Erlgebüsche, in Himbeer- und Brombeergesträuche und dann kam man in Sand- und Steinhalden, wo zwischen der wilden, wuchernden Pflanzenwelt große, moosige Felsblöcke lagen, die von dem hinter diesen Vorbergen gewaltig sich erhebenden Hochgebirge herabgekommen sein sollen. An den beiden Hängen ziehen sich einengende Felsrippen nieder. Hier klettert der Fußsteig über einen Steinwall, der mit Wildfarren, Dornsträuchern und Schierling überwachsen ist. Das Wasser gräbt sich unten schäumend und schreiend vor Wuth durch eine Kluft, die tief und finster und so eng ist, daß ein Mann mit ausgespreizten Beinen zugleich an beiden Rändern stehen könnte. Heute greift das Geflechte und Gefilze der Baumwurzeln, Sträucher und Moose der beiden Ufer schon so sehr in einander, daß die Sandach auf dieser Stelle kein Tageslicht mehr hat.

Hinter diesem Steinwall weitet sich plötzlich die Schlucht und der Fußpfad schlängelt von dem rauhen Steinwall nieder in einen stillen Grund, der von nackten Felswänden umstanden ist. Auf der kleinen, sandigen Ebene wuchert kein Gestrüppe, stehen nur in Gruppen herrliche Fichtenbäume. Das Wasser rieselt im breiten Bette fast lautlos und ist so klar, daß man jedes Goldfünklein sprühen sieht in seinem Grundsande. Forelle sieht man keine, im Gefelse hört man keinen Vogel; die Eidechschen aber pfeifen, wenn man ihnen auf den Schweif tritt. Wenige Schritte noch und es ist ein See da. Er ruht in einem Kessel und hat mehrere Buchtungen. An seinem Rande, wo bemooste Felstrümmer liegen, ist er durchsichtig und grün, wie der reinste Smaragd; gegen die Mitte hin dunkelt sich die Farbe, und das Wasser — so spricht die Sage — soll unermeßlich tief sein. Hinter dem See hebt ein dumpfes Tosen an; wer zehn oder zwölf Minuten lang dahin geht in diesem kühlen Grunde, dessen Kleider werden feucht in einem feinen Wasserstaub; auch an allen Bäumen hängen Tropfen. Endlich steht er vor dem Wasserfall. Der springt thurmhoch in zwei Absätzen von einer Felsrinne nieder in einen Tümpel, in welchem die Wellen schäumen, kreisen und kochen, daß ein thauender Qualm aufsteigt aus den eisigen Fluten. Der ebene Sandgrund ist hier zu Ende, hinter dem Wasserfall heben die hohen Steinwüsten an.

Das kleine Hochthal war von den letzten Häusern des Altenmoos nur eine Stunde entfernt, aber selten kam ein Bauer hinauf. Es hatte Niemand dort etwas zu suchen, und wer doch einmal über das Hochgebirge mußte, der rastete wohl auf einem Stein am See, aber nicht lange. Der Grund war ihm zu leblos und still. Das Hochthal war benannt: Im Gottesfrieden.

So ist die Berg- und Waldrunde beschaffen, die unsere Gemeinde umgibt, in welcher der Jakob Steinreuter sein Haus hat. Das liebe Altenmoos.

Der Mann mit den Tausendern siedelt ab.

Der Jakob hielt heute, da alle Anderen schon Frohnleichnam zu feiern begannen, noch nicht Rast. Er hämmerte noch die letzten Dachbrettchen fest an der Kapelle, die der stürzende

Lindenast geschädigt hatte. Die Linde prangte darüber in vollster Pracht und man merkte im finstergrünen Buschwerk kaum mehr die Scharte, wo der Ast herabgebrochen war. So hatte der Sommer rasch und ruhmreich gesiegt über jenen tückischen Eindringling zu Pfingsten, wie solcher zur Frühsommerszeit ja manchmal anrückt in der hochgelegenen Gegend von Altenmoos.

Zu wahrem Troste gereichte es dem Reuthofer, daß dem Bildnisse der Kapelle nichts geschehen war. Der ziemlich roh geschnitzte, hingegen aber mit hellen Farben bemalte heilige Jakobus war unversehrt auf seinem Altare gestanden, während der gebrochene Ast unter Schnee und Dachsplittern zu seinen Füßen lag. Dieser Heilige war der Schutzpatron des Hauses. Jakobs Vater hatte Jakob geheißen, so auch sein Großvater und Urgroßvater, und Jeder Hausvater auf dem Reuthofe hatte Jakob geheißen, weil vor Jahrhunderten der Mann, welcher den Grund urbar gemacht und die Steine ausgereutet, Jakob geheißen hatte. Jakob Steinreuter. Von dem frommen Sinn und der kunstreichen Hand dieses ersten Jakob soll auch das Bildnis stammen, und so war die Statue und der Name ein besonderes Band, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herabflocht und jeden Jakob Steinreuter enge mit seinen Vorfahren und seiner Scholle verknüpfte.

Heute soll der Heilige, gleichsam zur Urständfeier, besonders geschmückt werden. Die kleine Angerl mit den langen, schwarzen Haarsträhnen, die eben aus der Schule zurückgekehrt war, kam und brachte ein gefülltes Wasserglas, in welchem zwei Pfingstrosen staken. Der kleine Friedel mit den kugelrunden Vergißmeinnicht-Augen kam, der brachte das andere Wasserglas, in welchem zwei weitere Pfingstrosen staken. Der Jakob sagte zu den Kindern: „Brav seid Ihr!" und stellte die Rosen an beiden Seiten der Statue auf. Er dachte dabei freilich weniger an den heiligen Apostel, den das geschnitzte Holz vorstellen sollte, als vielmehr an seine Voreltern, die das Bild gestiftet hatten und die er in ihm verehrte. Vom Schachen herüber, barfuß, in zerfaserten Höslein, mit struppigem Haupt und glühenden Wangen, kam der Jackerl, er zerrte keuchend an zweien Lärchenbäumchen, die er abgehauen hatte und die nun an beiden Seiten der Kapelle aufgestellt werden sollten. Als er damit an Ort und Stelle war, erfaßte er das Beil und hieb es in die Holzwand der Kapelle, daß sie darin stecken blieb. Das verwies ihm sein Vater, der Knabe riß das Beil wieder an sich, schleuderte es über den Angerzaun, daß es Funken gab in den Steinen, und lief davon.

Als an der Kapelle dann Alles in Ordnung war, nahm der Jakob den kleinen sanften Friedel an der Hand und gieng mit ihm den ebenen Fahrweg hin gegen das Nachbarhaus des Knatschel, das dort drüben am Rande des Waldes stand. Seit acht Tagen that der Knatschel mit seinem Weib und seinen Ochsen sonst nichts mehr, als übersiedeln. Das ganze alte Haus räumte er aus und die rußigen Kästen und Kübel und Pfannen und Bettstätten schleppte er auf großen Karren davon.

„Vater," sagte unterwegs der kleine Friedel, „wie heißt es dort oben?"

Er deutete auf die gegenüberstehende Berglehne, an welcher drei oder vier Bauernhäuser in einiger Entfernung voneinander standen.

„Dort heißt es bei den Grubbauern," antwortete der Vater.

„Und auf der andern Seite, ganz oben auf dem Berg, ganz oben, wo das Weiße ist, wie heißt es dort?"

„Dort heißt es beim Guldeisner," sagte der Vater, und er sagte es mit fast feierlich getragenem Ton. Der Guldeisner war der größte Bauer in Altenmoos, sein Grund war so weit, daß man — wie der Luschel-Peterl sich ausdrückte — mit einem guten

Schustermesser daraus fünf Bauerngüter hätte schneiden können. Der Guldeisnerhof lag oben auf der Hochfläche wie ein kleines Dorf da mit seinen vielen Wirtschaftsgebäuden. Das Wohnhaus war zur Hälfte gemauert und schaute mit der weißgetünchten Wand hochmüthig freundlich herab auf die zerstreuten Nachbarn.

„Vater," fragte der Friedel, „wie viele Häuser sind auf der Welt?"

„Kind," antwortete der Vater, „die Welt ist weit, nur Gott kann sie durchwandern und die Häuser und die Menschen zählen. Ich kenne nur das Altenmoos."

„Wie viele Häuser sind in Altenmoos?"

„In Altenmoos sind — wenn Du der Lunsel-Stina ihre Höhle dazu zählst — genau einundzwanzig Häuser."

„Wie viel ist das?"

„Wenn Du Deine Finger zusammenzählst an beiden Händen, und Deine Zehen an beiden Füßen, und noch die Nase dazu im Gesicht, so hast Du einundzwanzig," belehrte der Vater.

„So viele Häuser!" rief der Kleine aus.

„Pst!" machte der Vater plötzlich, blieb stehen, legte die Hand dem Söhnlein auf die Achsel, beugte sich vor und flüsterte: „Siehst Du dort? Guck' einmal zwischen die Eschen, an den Waldrand hin — siehst Du?"

„Eine rothe Geiß!"

„Das ist ein Reh!" sagte der Vater.

Das Thier hatte ein wenig grasen wollen auf der Wiese, aber es witterte Menschen. Hoch hob es das Haupt, lauerte und sprang dann mit großen Sätzen in den Wald zurück. Der kleine Friedel hatte sich schier seine großen Augen herausgeschaut; es war das erste Reh, das er gesehen. Selbst für Jakobs Auge waren solche Thiere eine Seltenheit. Der Guldeisner, dem die Jagd gehörte, war ein grimmer Schütze und ließ nicht viele laufen.

Nun kam den Hohlweg heraus die Fuhre des Knatschel, es war die letzte; er saß selber darauf und leitete das Ochsenpaar, hinter ihm auf einem Kornsack saß sein Weib und seine taubstumme Schwester. Die taubstumme Schwester schaute sehr befremdet um sich, sie wußte nicht, was das bedeuten soll: jetzt wagenfahren, und vom Haus weg, da es doch schon bald Nacht wird! Und die Schwägerin neben ihr, die hat das Vortuch im Gesicht und weint, und der Bruder voran, der hat eine Cigarre im Mund und schmunzelt. Was das bedeuten mag!

„Du machst es eilig, Knatschel," redete ihn der Jakob zum Gruße an. „Ich denke, Du kommst für heute zu spät, für sonst immer noch früh genug in die Sandeben."

„Heut' lieber wie morgen," antwortete der Knatschel. „Bedien' Dich, Steinreuter!"

Er hielt ihm vom Karren herab eine neue, feinjuchtene Cigarrentasche hin. Und den Spruch dazu: Bedien' Dich! Wie vornehm er sich gehaben kann! Und auch schon beim Schreibnamen ansprechen, wie der Amtmann! — Der Jakob gieng mit seinem Knaben neben der knarrenden Fuhre des Auswanderers her.

„Gelt, mir merkst den Altenmooser nimmer an!" sagte der Knatschel, „na, nimm Eine! Sind Amerikanische!"

„Vergelts Gott!" lehnte der Jakob ab. „Mir thät' übel werden davon. Aber schau, ich kann alleweil noch nicht glauben, daß es Ernst ist bei Dir?"

„Jakob!" rief der Knatschel, „Du kommst bald selber nach! Denk' dran, da bei der Thorschranke hab' ich Dir's gesagt: Du kommst bald selber nach!"

„Ich wünsche Dir ein langes Leben," entgegnete der Jakob, „aber das wirst Du nicht erleben."

„Hast Du schon gehört, daß der obere Rock auch fliegt?" fragte der Knatschel. „Den vertreiben die Schulden und muß er noch froh sein, daß ihm der Kampelherr Haus und Grund abgelöst hat. Besser verkaufen, als verganten. Allemal besser."

„Für den Rock hätte sein Schwager, der Guldeisner was thun sollen,“ meinte der Jakob.

„Der Guldeisner wird selber verkaufen.“

„Was sagst Du?“ fragte der Jakob und hielt sein Haupt gegen den Fuhrmann hin.

„Der Kampelherr steht schon im Handel mit ihm. Der Jagd wegen, heißts. Ihr kommt mir Alle nach, Altenmooser-Leut', Alle!“

Der Jakob schüttelte den Kopf.

„Besuch' mich einmal,“ lud ihn der Knatschel ein, „In der Sandeben, gleich hinter der Kirchen. Kennst es ja, das Haus, was der Kreuz-Bäck hat gehabt. Wirst einen guten Tropfen finden bei mir.“

„Ein Wirtshaus?“

„So was. Etwas ein Geschäftel muß der Mensch doch haben, sonst wird ihm Zeit und Weil lang.“

„Knatschel,“ sagte der Jakob, „gib Achting, daß Du Dich nicht verraitest! Auf der Sandeben ist der Tausender nicht so viel wert, wie in Altenmoos. Dort kostet der Brotlaib einen halben Gulden, dahier kannst einen um zwei Sechser haben, und einen größeren.“

„Bauernbrot gefressen hab' ich mir genug, mein Lebtag,“ lachte der Knatschel. „jetzt will ich einmal Gugelhupf haben.“ Und er versetzte den Ochsen Eins mit der Peitsche.

„Thomas!“ sagte jetzt das Weib und stupfte den Knatschel am Rücken, „thu mir den Gefallen und halt' ein Bissel still. Wir sind bei unserer letzten Feldschranke. Wenn sie eine Leich' haben hinausgetragen vom Knatschelgrund, dahier haben sie die Truhen abgesetzt. Und da will ich auch absteigen und dem Heimboden behüt' Gott sagen.“

„Flausen!“ gab der Knatschel zurück und hieb noch schärfer auf das Ochsenpaar drein. Da waren sie auf fremdem Boden.

„Fahret gut!“ rief jetzt der Jakob und hielt seine Hand über den Karren hin, „ich wünsche Euch tausend Glück!“

Ohne anzuhalten schüttelte der Knatschel die gebotene Rechte kurz, das Weib wollte sie aber nicht loslassen, so daß der Jakob noch eine Weile nebenher laufen mußte. Als er endlich ledig war, still stand und dem Gefährte nachblickte, sah er es, wie das Weib, das Gesicht in die Schürze pressend, heftig schluchzte. Der Knatschel knallte mit der Peitsche, daß es wiederhallte in den Wäldern.

„Ist das der Mann mit den Tausendern gewesen?“ fragte der Knabe, als das Gefährte in der Thalbiegung verschwunden war.

Der Jakob wendete sich und gieng mit dem Knaben zwischen den grünenden Haferfeldern hin. Er war verstimmt. Dort hob er eine Erdscholle auf und betrachtete sie sinnend.

„Was ist denn das?“ fragte der Friedel.

„Das ist unser Tausender, mein Kind,“ sagte der Vater, „der kann nicht zerreißen und nicht verbrennen. Zu Mehl kann ich ihn wohl zerreiben, aber er ist nicht umzubringen, und wenn ihn der Mensch pfleget und Gott gibt Sonnenschein und Regen vom Himmel, so ist er ein wohl versichertes Gut und bringt alle Jahr seine Zinsen, es mag im Land Krieg oder Frieden sein.“

„So einen Tausender hat der Jackerl gestern der Kuh nachgeworfen, daß er auseinandergespritzt ist,“ sagte jetzt der Kleine nicht ohne Schalkheit.

„Dem Erdklumpen hat das nicht geschadet, der thut sich schon wieder zusammen,“ sagte der Vater, „aber der Kuh kann es geschadet haben. Und dem Jackerl wird es geschadet haben. Ja! Dein Bruder wird neuding ein so arger Wildfang, daß ich ihn morgen auf den ganzen Tag in den Moosbarren speren muß.“

Nun kam aber der Wildfang an jenem Abende nicht ins Haus. Zuerst wurde nach ihm gepfiffen, dann gieng

die Angerl hinaus auf den Hügel und schrie „Jackerl!" so laut sie konnte, und der Wald am jenseitigen Hange half ihr schreien, aber der Knabe kam nicht. Als es schon finster war, gieng der Jakob mit einem Haselstock bei den Nachbarn um und fragte, ob man seinen Buben nicht gesehen hätte? Die Dreisambäuerin schlug ihre Hände zusammen und jammerte, das arme Kind sei sicherlich ins Wasser gefallen, und wollte ganz Altenmoos aufstöbern, um den Knaben zu suchen. Dem Jakob machte der Jammer des Weibes kein Herzleid, er kannte seinen Jungen besser.

Beim Stindel im Stein -- im Hause, das unter einem thurmartigen Felsblocke stand, welcher kurzweg der Stein genannt wurde — erfuhr der Jakob als Neuigkeit, der Guldeisner sei mit dem Kampelherrn in Unterhandlung und wolle sein Gehöft verkaufen.

Der Jakob konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Wenn der Guldeisner verkauft, dann verliert die Gemeinde Altenmoos ihren Grundstock. Wenn die Guldeisner-Leute mit Mann und Magd, mit Kind und Knecht auswandern, dann wirds etwas langweilig werden hierum; wenn die Guldeisner Gründe zu Wald anwachsen — und die hohen Herren lassen Alles Wildniß werden, dann — —

Es wird nicht wahr sein, tröstete sich der Jakob, es kann nicht wahr sein. Daß ich doch ein Stündel schlafen möcht', bevor es tagt!

Eine Betrachtung.

Während die Begebenheit, die in diesem Buche dargestellt werden soll, sich vorbereitet und entwickelt, drängt sich dem Erzähler eine Betrachtung auf. Die liebe Leserin, der es nur nach Handlung geht, mag dieses Blatt füglich überschlagen.

Es ist ein an sich altes, aber in unseren Tagen vertieftes Vorurtheil, daß der Bauer keine Bildung habe. Diese Anschauung kann nicht darin ihren Grund haben, weil im Allgemeinen der Bauer unvernünftig lebt und vielen Vorurtheilen ergeben ist; denn jene Leute, die sich vorzugsweise die gebildeten nennen, nämlich die Städter, leben noch unvernünftiger und sind noch größeren Vorurtheilen unterworfen. Man denke nur einmal nach. Vielmehr gilt der Landmann für ungebildet, weil ihm das Schulwissen fehlt, weil er nicht höhere Mathematik treibt, die Naturgeschichte nicht aus Büchern gelernt hat, nicht mitsprechen kann über Politik und Theater und keine gelehrten Abhandlungen zu schreiben versteht.

Wenn nun Jemand die Meinung aufstellte, gebildet solle Jeder sein, aber Jeder brauche nicht das Gleiche zu wissen; die Bildung müsse erstens dem Charakter eines Menschen, zweitens seinem Berufe angemessen sein. Als gebildet könne Jeder gelten, der seine ethischen Eigenschaften entwickelt habe, seinem Stande gerecht werde, indem er das Seinige leiste, sich in seine Verhältnisse zu fügen wisse, den näheren Mitmenschen zum Wohlgefallen und sich selbst zur Befriedigung sei. — Wenn Jemand diese Meinung aufstellte, ich könnte nicht anders, ich müßte ihr Recht geben. Jeder Beruf jeder Stand fordert seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten und seine besonderen Tugenden; wenn der Bauer als Bauer tüchtig ist, nachbarlich und zufrieden in seinen engen Grenzen, dann hat's keine Noth, dann ist er in seiner Art eben so gebildet, als der Philosoph auf seinem Lehrstuhl, von dem kein Mensch verlangen wird, daß er den Pflug zu führen und den Dünger zu schätzen verstehe.

Das allgemeine gesellschaftliche Wohl verlangt Theilung der Arbeit. Da möchte ich mich bedanken, wenn gerade der älteste Beruf des Menschen und die wichtigste Arbeit nicht mindestens

eben so hoch geachtet sein sollte, als die minder wichtigen, etwa jene Beschäftigungen, die erst durch die menschlichen Gebrechen und Leidenschaften nothwendig werden, als die Arzneikunde, die Rechtskunde, oder Leistungen, die der materielle oder geistige Luxus verlangt. Wenn man einwendet, daß zu letzteren eine größere Fähigkeit nöthig sei, als zum Bauernstand, so ist darauf zu entgegnen, daß heutzutag schon ein sehr kluger Kopf sein muß, wenn er als Bauer tapfer bestehen will.

Aus einem andern Grund wäre dem Bauer heute die Bildung abzusprechen. Der Landmann mag sich nicht mehr schicken in seinen Stand, er schämt sich desselben, der Größenwahn hat ihn erfaßt, er will etwas „Besseres" sein als Bauer. Er trachtet zu lernen, aber nicht für seinen Stand, sondern um ein „Herr" zu werden. Das ist nicht ein Zeichen von Bildungsbedürftigkeit, es ist ein Zeichen von Verrohung des Gemüthes, vom Schwinden der Pietät und Treue und von Hunger nach materiellen Genüssen. Es wäre ja kein Wunder, daß man von einem Stande abspringen will, der von allen Seiten ausgesogen, übervortheilt und noch dazu verspottet wird. Aber recht besehen ist das, was den Bauer erfaßt hat, derselbe pathologisch interessante, moralisch und gesellschaftlich tief bedauerliche Größenwahn, von dem heute Alles gehetzt wird. Es vollzieht sich gegenwärtig eine Flucht vom Pfluge zum Hammer, vom Hammer zum Zirkel, von diesem zur Feder, zum Doctorhut, zum Adelsdiplom. Nach allen Richtungen der Windrose hin eilt der schollenflüchtige Landmann; von zehn Flüchtlingen versinken auf fremdem Boden neun. . . .

Das wird auch anders werden. Der Bauernstand mag heute in unseren Alpengegenden überflüssig erscheinen, „weil mit der Einfuhr von Feldfrüchten keine Concurrenz möglich ist." Es wird sich aber schon zeigen, ob bei dem Wachsthume der Bevölkerung unsere Erdscholle verachtet werden darf. Die wohlhabenden „Herrenleute" werden sich Bauerngründe kaufen, oder solche aus der Wildniß roden und reuten, die Klügsten werden die Wirtschaften den Verhältnissen anzubequemen wissen und sich entsprechende Gesetze schaffen; sie werden auf die Vielwisserei verzichten und körperlich arbeiten, es wird wieder ein festständiges, ehrenreiches Bauernthum werden und das Schlagwort vom „ungebildeten Bauer" wird verstummt sein.

Dann mag über die Wandlung ein erfreulicheres Buch geschrieben werden, als es mir heute gegönnt ist, zu schreiben. Ich schreibe es wahrlich nur der Treue Willen, die in meinem Jakob lebt.

Der Kirchgang nach dem Gelde.

Am Morgen des heiligen Frohnleichnamstages kamen die Leute, in schmuckem Feiertag angethan, aus ihren Häusern hervor, stiegen die Lehnen nieder zu den Wiesenpfaden, giengen an denselben dem Hauptwege zu, wo sie sich in Gruppen vereinigten, um selbander unter munterem Geplauder gegen die ferne Pfarrkirche zu wandern. Es waren ihrer heute viele. Die jüngeren Weibsleute hatten hellrothe Busentücher um und vorne am Joppenlatz stak stets ein Sträußlein von Herzenstrost und Rosmarin. Oder sie trugen das Sträußchen zwischen dem Gebetbuch und dem weißen, viereckiggefalteten Taschentüchel in der Hand. Die Burschen hatten grüne Zweige und Reseden auf den Hut gesteckt bekommen — von wem, das sagt keiner. Selbst die alten Männer trugen auf ihren schwarzen breiten Filzhüten große Pfingstrosen, denn irgendwo und irgendwie muß an solchen sonnigen Feiertagen die Lebensfreude der Waldbergbewohner hervorblühen.

Das junge Volk gesellte sich zusammen zum Schäkern und Necken

und der junge Sandler-Sebast behauptete dreist, der Bachhäusel-Dullerl wäre das Rosmarinstammel locker geworden am Busen und er wolle ihr den Freundschaftsdienst erweisen, selbiges zu befestigen.

„Bist brav, Sebast, daß Du auch auf so was denkst," redete der alte Luschel-Peterl drein, der mit seinem wulstigen rothen Regenschirmstock hinten nachhumpelte. Er trug noch ein recht altweltisches Gewand, der Luschel-Peterl, einen vergilbten lodenen Frack mit großen Messingknöpfen und einen ausgeschweiften grünen Cylinderhut mit breitem Band und der großen Schnalle. War aber Alles hübsch mit grünem Tuche ausgebrämt, aus diesem allerlei Bäumchen und andere Zierrathen geschnitten und auf die Aermel, Brustflügel, Taschen und Schößel genäht, was zu dem verwitterten Gesicht des Alten mit dem weißen Schnurbart gar nicht übel stand. „Festmachen das Stammel, das Rosmarinstammel, eh wahr auch. Brav bist, Sebast."

Die Dullerl aber schlug den Burschen auf die Finger: „Da hast nichts herzugreifen, Bübel!"

„So wohl, so wohl!" stimmte der Luschel-Peterl bei, „bist ein braves Dirndel Du, eija, gwiß wada leicht wuhl, ja!"

Weit hinterdrein gieng eine Gruppe von Männern. Darunter der Sepp in der Grub, der Rodel, der Stindel im Stein, der Oberstöckel und der Jakob.

Sie waren fast zu ernsthaft für den sonnenfunkelnden Frühsommermorgen, der über den Waldbergen und thauenden Wiesen lag.

Auch der Jakob redete heute. Er pflegte außer Hause ohne besonderen Anlaß nicht viel zu sprechen, er stotterte auch ein klein wenig, aber man horchte doch stets auf, wenn er sprach, es war allemal der Mühe wert.

„Es darf nicht sein," sagte der Jakob, „wir müssen es abwenden."

„Wir müssen dem Guldeisner zureden was wir können. Er darf nicht verkaufen," so der Stindel im Stein.

„Seid Ihr einverstanden, Nachbarn," sagte der Jakob, „daß wir heut' Abends, wenn wir heimkommen, miteinander zum Guldeisner gehen und ihm die Sach' vorstellen? Wenn der Guldeisner losgeht, nachher wird Alles rutschend in Altenmoos."

„Wenn das viele Geld nicht wär'!" meinte der Oberstöckel.

„Das Geld, und jetzt auf einmal das Geld!" rief der Jakob völlig aufbrausend. „Haben wir Altenmooser jemals nach Geld so viel gefragt? Haben wir eins, ists gut, aber leben mögen wir auch ohne Geld, und vielleicht zufriedener. Was wir brauchen, das wachst auf unserem Grund. Das Brot auf dem Feld, Milch und Butter auf den Wiesen, die Leinwand auf dem Flachsacker, die Wolle auf den Schafen, das Leder auf den Rindern. Fleisch haben wir noch dazu in den Schweinen. Die Handwerker haben wir im Haus. Salz und Tabak und sonstiges Kleinzeug, auch den Steuergulden zahlen wir von den paar Stückeln Vieh, die wir verkaufen. Was brauch' ich denn sonst noch? Und die Leute jetzt alleweil nur Geld, mehr Geld, viel Geld! Verkaufen gar noch ihre Häuser und Hosen um's Geld. Mir graust!"

„Wirst wohl recht haben, Jakob," versetzte nun der alte Rodel und machte eine Bewegung mit der rechten Hand, als wollte er etwas in der Luft fangen. Wenn er diese Geste machte, da wußte man schon: er hat was Gescheites zu sagen. Und dumm war er just nicht, der alte, hagere Mann, der, obgleich einäugig, Manches klarer und richtiger sah, als Andere mit zwei Augen. „Aber," rief er jetzt, „aber Geld ist ansteckend."

„Das wird wohl nicht wahr sein," sagte der Klachelhofer. „Bei meinem Nachbar Knatschel sind seit vierzehn Tagen zwei Tausender gelegen. Wenn Geld ansteckend wär', so hätt' ich davon

kriegen müssen. Ich habe mich nicht ausräuchern lassen und auch sonst kein Gegenmittel angewendet."

Der Rodel faßte den Klachelhofer am Rockflügel, blieb mit ihm stehen und sagte: „Die Anderen haben es verstanden, Dir sage ichs deutlicher: Die Geldgier steckt an. Dagegen magst Dich wohl brav ausräuchern lassen mit Wachholderstauden und Johanniskraut!"

„Da lass' ich mich mit Tausendguldenkraut ausräuchern," darauf lachend der Klachel.

„Hat denn dieser Kampelherr gar so viel Geld?" fragte der Stindl.

„Gottslästerlich viel soll er haben," antwortete der Rodel, „ich hab' gehört, wenn der seinen Reichthum in lauter Zehnerbanknoten hätt', und thät' nach einer guten Mahlzeit anfangen, die Zehnerbanknoten zu zählen, und thäte Tag und Nacht zählen, und rasch zählen, und nichts als zählen, und keinen Bissen essen, ehevor er mit dem Zählen fertig wäre, so müßte er bei dem Geldzählen verhungern."

„Verdammter Kerl!" knurrte der Sepp in der Grub.

„Wer ist er denn eigentlich, dieser Kampelherr?" fragte der Stindl.

„Sein Vater soll ein ungarischer Kornhändler oder Saulieferant gewesein," wußte der Rodel.

„Und was hat der Sohn für ein Geschäft?"

„Kein schlechtes, er ist Millionär. Von Staatsschuldbriefen Papierschnitzel abschneiden ist das einzige Handwerk, das in Wahrheit einen goldenen Boden hat. Früher hat er viele Gewerkschaften gehabt, der Kampelherr, und sogar eine ganze Eisenbahn. Aber weil die Zeiten so unsicher werden, so hat er sie verkauft und will sich hingegen rechtschaffen breit auf Grund und Boden festsetzen; Grund und Boden kann nicht zerstört werden und nicht davonlaufen. Das Ding kostet nicht viel, weil man Wald wachsen läßt, statt Korn. Der Staat verliert viel Steuergulden, aber das macht nichts. Einmal wird der Wald doch was wert, und viel wert. Kurz und gut, es ist ein sicher angelegtes Geld. Dazu das große Jagdrevier, macht auch Spaß."

„Du kannst Dirs halt ausdenken, Rodel," zollte der Sepp im Schlag sein Lob.

„Wissen möcht' ichs doch, wie er ausschaut, so ein Millionär," meinte der Klachel.

„Ist zu sehen," belehrte der Sepp. „Beim Fleischhacker zu Sandeben soll er sich jetzt aufhalten."

„Was gilts," rief der Klachel, „was gilts, ich meld' mich heut' bei ihm. Kosten thuts nichts. Vielleicht schenkt er mir einen Hunderter. Bei so Einem ist ein Hunderter so viel, wie bei Unsereinem ein Groschen, wenn man ihn dem Bettelmann schenkt. Vergelts Gott sag' ich gern dafür, und wirft er mich hinaus, so machts nichts, denk' mir halt: bin eh auch draußen gewesen."

„Wär' wohl eine Schand," bemerkte jetzt der Jakob, „wenn sich ein Altenmooser Bauer von so einem fremden Herlaufer da bei der Thür hinauswerfen lassen müßt'! Was geht uns der Kampelherr an!"

„Wenn Du glaubst, mein lieber Klachel," sagte der Rodel, „der Kampelherr selber sitzet draußen beim Fleischhacker, so bist wieder auf dem Holzweg. Der Kampelherr weiß sich was Besseres, als tagelang in einem Dorfwirtshaus warten auf die Gimpel, die ihm zufliegen sollen. Der da draußen, das ist nur sein Agent, mußt Du wissen."

„Agent oder Kampelherr!" sagte der Klachel, „ist mir alles eins, wenn er nur Geld hat."

Unter solchen Gesprächen waren sie hinausgekommen durch den Steppenwald; dieser gehörte nicht mehr zu Altenmoos, sondern der Herrschaft Rabenberg. Als sie zur Hirschenklamm kamen, wo an beiden Seiten die Wände aufsteigen, mußten die Männer still sein. Die hier schon gar stattliche

Sandach rauschte in ihrem wilden Bette, und das Rauschen gellte so sehr im Gewände, daß keiner sein eigenes Wort verstand. Der Jakob war deß schier froh, ihm hatte das Gespräch schon lange nicht gefallen.

Weiter hin begegnete ihnen der Rabenberger Waldmeister mit der Büchse. — An solch einem Festtage, wenn der ordentliche Christenmensch in die Kirche geht, steigt so Einer im Wald um. Die Bäume, wenn sie wachsen sollen, brauchen den Förster mit dem Stutzen nicht, wohl aber den Segen Gottes! — So war die Meinung des Sepp in der Grub und die Anderen gaben ihm Recht.

Endlich lichteten sich die Berge und hinter einem grünen Hügel reckte ein ziegelrother Riesenzwiebel seine Spitze in die Luft. Das war der Kirchthurm zu Sandeben. Das Dorf steht auf einer sachten Anhöhe, denn der ganze Thalgrund ist ein graues Sandmeer, über das sich die Sandach in zahlreichen Bächlein ergießt. Ueber den Sand sind Holzrechen gezogen, um das aus den Steppenwäldern hervorgeschwemmte Holz aufzufangen. Am jenseitigen Gelände stehen rauchende Kohlstätten, die ihr Rauchen und Rußen freilich auch an diesem Frohnleichnamstage nicht unterbrechen konnten. Vom Kirchthurme der Pfarre zum heiligen Michel her klangen drei Glöcklein so hell und lustig, daß der Klachel den Spaß sagte: „Schau, schau, der heilige Michel jodelt uns schon entgegen!"

Die Dorfgasse war zu beiden Seiten mit frischen Birkenreisern geschmückt, das Kirchhofsthor mit einem Reiserkranz geziert; die Treppe hinauf war schwarz von Menschen, darüber wehten rothe Fahnen und auf schwankenden Stangen brennende Laternen. Vom Steinbühel her knallten Pöller.

Nach dem Gottesdienste kam der Stindl im Stein zum Jakob, der auf dem Kirchhof am Grabe seiner Voreltern eine stille Andacht verrichtete, und fragte ihn, ob er mitgehe zum Fleischhacker, dort wären heute alle Altenmooser beisammen.

„Sollen sich nichts abgehen lassen," antwortete der Jakob unwirsch. Er dachte sich's nun, warum ihrer heute so Viele aus Altenmoos nach Sandeben gekommen waren. Nicht die Kirchenfahnen hatten so sehr gewinkt, als vielmehr die Tausender des Knatschel, die gestern vorausgegangen waren.

Der Reuthofer sollte aber an diesem Tage einen weit größeren Aerger zu verwinden haben. Gieng ihm jetzt der Knatschel aus seinem weißgetünchten, erst erworbenen Häuschen zu und sagte, das wäre schön vom Jakob, daß er sich auch wieder einmal heraussgetraue aus dem ödweiligen Graben. Er könne heute zwar noch keine Einladung machen, es sei noch Alles drunter und drüber, habe vom Amte auch noch nicht die Erlaubnis zum Weinausschenken; aber einen guten Bekannten, wenn er sehen wolle, der Jakob, er, der Knatschel habe einen im Haus.

„Er soll sich zeigen, wenn er was will von mir," sagte der Jakob.

„Ich denke aber, er wird nichts wollen von Dir. Wir haben ihn einsperren müssen, sonst wäre er gleich, wie er Dich vom Fenster aus gesehen hat, davongelaufen. Und einholen wirst Du den nicht; Du hast zwar längere, aber er jüngere Füß'."

„Sollteſt von meinem Buben reden?" fragte der Jakob, „ist er bei Dir?"

„Ist ihm halt auch langweilig worden bei den Waldbären drin. Ist mir gestern nachgelaufen und hat sich auf den Wagen gesetzt. Er geht nimmer heim, sagt er."

„Alsdann werden wir ihn heimtragen," sprach der Jakob.

„Da wirst Du ihm wohl früher die Knochen zerschlagen müssen."

„Schlagen werden wir nicht. Lass' ihn heraus."

Nicht lange hernach schoß der Jakob aus der Hausthür des Knat-

schel. Als er den Vater sah, duckte er sich an die Wand. Die langen Haare hiengen ihm wüst über das Gesicht, den Blick ließ er ein paarmal wild auf den Vater schießen, die Fäuste hatte er geballt, so stand er da und stemmte den Kopf seitlings an die Wand.

„Jackerl!“ redete ihn der Vater ruhig an, „wir gehen jetzt heim.“

Der Knabe rührte sich nicht.

Der Jakob wollte ihn beim Arme nehmen, den riß er aus und kreischte: „Ich mag nicht heimgehen.“

„Sei nicht störrisch, Kind,“ sagte der Vater; „sage mir, warum Du nicht heimgehen willst.“

„Weil Ihr mich einsperren werdet!“ stieß der Knabe heraus und begann laut zu weinen.

„Aber Du zwingst mich ja, Dich zu strafen. Du könntest es so gut haben, wie der Friedl, der folgt in Güte. Du hast mir schon viel Kummer gemacht, ich soll Dir's gar nicht sagen, wie weh' es mir thut, daß ich Dich strafen muß. Jackerl, schau', gib her die Hand, ich hab' Dich lieb. Und wie kannst Du Deinen Eltern davonlaufen! Deine Mutter hat die ganze Nacht geweint.“

Große Thränen perlten dem Jungen über die Wange, er schämte sich ihrer, strampfte den Fuß in den Erdboden und schrie: „Nein! Nein! Nein!“

„Also willst Du nicht freiwillig mit mir gehen?“

„Ich werde gehen, aber allein. Ich werde den Weg finden.“

„Gut, versprich mir, daß Du heute am Abend daheim sein wirst!“

Der Knabe schwieg.

„Ich brauche jetzt keine Gewalt, mein Kind!“ sagte der Vater mit gedämpfter Stimme. „Ich will Dir vor aller Leute Augen keine Schmach anthun. Aber versprich mir, daß Du heute Abends daheim sein wirst!“

„Das werde ich!“ stieß der Knabe heraus und strampfte die Erde.

„So sind wir jetzt miteinander fertig.“ Damit gieng der Jakob seines Weges. Er hatte ja noch sonst eine wichtige Aufgabe an diesem Tage. Der Junge blieb lehnen an der Mauer, schloß die Augen und schloß die Fäuste.

(Fortsetzung folgt.)

Irrlicht.

Skizze von Hans Fraungruber.

Mein Freund! Seit Wochen sehe ich mit Besorgnis, daß Du Dich von uns abgewandt und Deine Gesellschaft in den sogenannten feinen Kreisen suchst, in denen Du nicht geboren bist. So sehr ich den Grundsatz „Strebe aufwärts!“ billige, so sehr muß ich Dich auf Deinem Wege vor bitterer Enttäuschung warnen. Höre die Geschichte Deines Freundes, der einst denselben Pfad gegangen.

Vor Jahren lernte ich in einer frohen Gesellschaft eine junge Dame kennen. Ihre Schönheit, ihre tadellosen Manieren und der seltsame Reiz ihrer Ausdrucksweise, die von guter Erziehung und feiner Bildung zeugte, machten sie zum Gegenstande allgemeiner

Huldigung, welche sie mit Zurückhaltung aber wie eine gewohnte, selbstverständliche Sache entgegennahm. Ihre Antworten waren treffend, ihr Gespräch interessant, und als im Laufe des Abends die Unterhaltung ungezwungener wurde, zeigte sie eine so natürliche Fröhlichkeit und anmuthige Gabe Andere zu guten Einfällen anzuregen, daß die anwesenden Damen bald guten Grund hatten, auf die schöne Fremde, deren silberhelles Lachen uns entzückte, eifersüchtig zu sein.

Ich war stets ein übermüthiger Theilnehmer der Gesellschaft, und bei der gewöhnlichen Lebhaftigkeit meines Wesens fiel es nicht sonderlich auf, daß ich ernstlich daran war, dem interessanten Gaste den Hof zu machen. In der Unterhaltung über ein in Künstlerkreisen eben vielbesprochenes Thema vertheidigten wir verschiedene Meinungen. Ich freute mich innerlich über die Wahrnehmung, daß meine schöne Partnerin meinen Worten mehr Gehör schenkte als andern; ihre beredten Augen schienen in meiner Seele zu lesen, ein magnetisches Fluidum gieng von ihr auf mich über, dessen Kraft mich allgemach übermannte, meine Sinne verwirrte, mein Blut erhitzte und — kurz und gut — mich schließlich zu der tollen Scene hinriß, die ich später vom Heimwege erzählen will.

Minnie Sanders, die Braut meines Freundes N., hatte die junge Dame als ihre Freundin Juliette von Paris, Rue Saint Denis, vorgestellt, ohne den Familiennamen zu nennen, doch schlossen wir aus der tadellosen Kleidung und ihrem Auftreten, daß sie einer vornehmen Familie angehören müsse. Sie war in einem eleganten Wagen vorgefahren und hatte der sie begleitenden Person aufgetragen, sie in zwei Stunden abzuholen. Das geheimnisvolle Auftreten reizte mich noch mehr, und als Juliette aufbrach, bat ich artig, sie begleiten zu dürfen, in der geheimen Absicht, zu erforschen, wer sie sei. Sie nahm nach kurzem Zögern meinen Arm, ließ den Wagen, der sich eingefunden hatte, zurückfahren und theilte ihre Absicht, eine Strecke zu Fuße zurückzulegen, kurz der theilnahmslos neben uns hergehenden Dienerin mit. Ihr Entschluß war eine schweigende Erklärung der Zuneigung, worüber ich alle Bedenken vergaß; meine Schläfen pochten, ich verlor alle Ueberlegung, mein Mund strömte über und begann in leidenschaftlichen Worten den Eindruck zu schildern, den Juliettens fesselnde Erscheinung auf mein Herz geübt. Ich war jung, ehrgeizig und von jener feurigen Gemüthsart, die, rasch in's Phantastische umschlagend, ihren Besitzer in vielen Fällen unglücklich macht. Mein Ehrgeiz sehnte sich in Kreise, die über meiner gesellschaftlichen Stellung lagen und in denen ich ein hohes Glück zu finden glaubte. Juliette stammte aus jener Welt. Daher kam es, daß ich zwei Stunden, nachdem ich ein so einnehmendes Weib zum erstenmale in meinem Leben gesehen, sinnlos verliebt war und meinem Gefühle offenen Ausbruch erlaubte. Es war das erstemal in meinem Leben, wie es das erstemal war, daß ich Stolz, Schönheit und natürliche Begabung in einem Mädchen so zu meinem Frauenideale vereint fand.

Ich hatte als Student alle unausbleiblichen Jugendthorheiten durchjagt und ahnte nicht, daß ich im Begriffe stand, den abgethan geglaubten Jugendeseleien die Krone aufzusetzen. Es war ein bezaubernder Abend und wie für die romantische Scene geschaffen. Als ich den Strom meiner Rede unterbrach, halb unbewußt, was ich gesagt, da fühlte ich den Arm des Mädchens zittern, ich sah, wie ein fieberhaftes Erbeben ihre süße Gestalt überlief, sie richtete ihre verwirrenden Augen voll auf mein glühendes Gesicht und ihre Worte schlugen beschämend in mein Herz: „Ich sollte Ihnen nicht antworten, mein Herr, der Sie eine Liebeserklärung an ein Mädchen richten,

welches Sie zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale gesehen. Sie kennen mich nicht und sollen mich nicht kennen lernen, denn Sie werden mich nie mehr in jener Gesellschaft sehen, die ich aufsuchte, weil ich meines Umganges überdrüssig geworden und mich nach Menschen sehne. Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, das ich in Sie setzte, da ich Ihnen zu erkennen gab, daß Sie mir mehr Interesse einflößten als Sie in Wahrheit verdienen. Bewerben Sie sich nicht um meine Liebe, denn Sie können nie den Grund betreten, den ich gehe. Ihre Worte sind die innerer Erregung, was mir beweist, daß Sie der Falschheit ferne stehen, darum verzeihe ich Ihnen. Doch hören Sie meinen Rath! Wenn Sie schon thöricht sind — bewahren Sie Ihr Herz! Und nun scheiden wir." — Ich stand gelähmt, Eis rann durch meine Adern. Ein zu stürmisches Gefühl hatte meine Worte aus der innersten Herzenstiefe emporgetrieben. Ihre räthselhafte Antwort ernüchterte mich nicht; innige Bewunderung erfüllte meine Seele und spornte mich Verzeihung zu erstreben. War meine Rede Glut gewesen, so brach nunmehr meine Leidenschaft in Flammen aus, und in ungeduldiger Hast beschwor ich das Mädchen, ihre strenge Antwort zu mildern. Ich schilderte mein Glück, ein Mädchen gefunden zu haben, wie es mir aus dem Schleier meiner Phantasie entgegendämmerte, wie ich nur ihr leben, für sie streben wolle, um ihrer wert zu sein, daß sie mir allen Halt raube, wenn sie mit Geringschätzung von mir auf immer scheide.

Sie sprach kein Wort mehr bis wir an einer Straßenecke den Wagen erreichten, der langsam vorangefahren war. Juliette winkte dem Kutscher und verabschiedete sich mit wenigen Worten. Ehe das Gefährte davon rollte, beugte sie sich noch einmal grüßend zurück mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke im Auge, den ich nicht verstand. Ich hoffe jetzt für sie, daß es Mitleid gewesen. Noch sah ich die Pferde in eine der elegantesten Straßen einbiegen, dann schritt ich wie im Traume durch die prächtige Nacht bis der Morgen graute und mich aus dumpfem Brüten weckte. Das nennt man Liebe? Tag und Nacht verfolgte mich das Bild der räthselhaften Fremden bis zu der Stunde, in der ich von Minnie Sanders, die sie unserer Gesellschaft zugeführt, ein Paket erhielt, in dem ich jubelnd das Bild meiner Schönen fand. Was waren mir alle Schätze gegen das Zeichen ihrer Gunst!

Soll ich schildern, daß ich kein Mittel unversucht ließ, Julietten zu finden, daß ich durch Vermittelung ihrer Freundin Briefe an sie richtete, deren Eins und Alles Sehnsucht war? Genug verlange ich von Dir, milde Göttin Erinnerung, wenn Du mir neu erzählst, daß ich mein theures Mädchen wiedersah, daß eine Stunde kam, in der ich die Widerstrebende in meinen Armen hielt und alle Wonnen junger Liebe mit ihr theilte. Ich fragte nicht, wer sie sei, war blind gegen den Luxus, der sie umgab, taub gegen die Vorstellungen Minnie's welche mich beschwor, ein Verhältnis zu lösen, welches Unbedacht geschlossen und zu keinem guten Ziele führen könne. Doch welches Ziel fordert leidenschaftliche Neigung als den Besitz der Geliebten, ihr freundlich Wort, ihren liebevollen Blick und ihren Kuß? Was sind ihr Zukunft, klügelnde Bedenken! Es konnte mir endlich nicht entgehen, daß Minnie Sanders die Geister, die sie gerufen, los sein wollte, daß Intriguen mich von meiner Schönen trennen sollten; da begann ich mit Erbitterung den Kampf meine Liebe, bis endlich der Zufall gleich einem Blitzstrahle Licht in meine Liebeswirrnis schleuderte und meinen schönen Traum zerstörte.

O warum schloß ich mich nicht liebend an ein stilles, unschuldsvolles Mädchen, dem die glänzenden, gefähr-

lichen Pfade des lauten Lebens unbekannte Märchen sind, warum mußte ich mein Schicksal in die Kreise der leuchtenden Macht Juliettens ziehen! Jetzt dünkt mich jene Zeit ein schwerer Traum und Juliettens Züge sind die der bösen Märchenköniginnen, deren Schönheit oft so unheilvoll gewesen.

Der ernste, erfahrene Charakter fällt selten in die Schlingen gefährlichen Umganges, ein Phantast, deren jede Jugendperiode leider viele zählt, folgt nur zu gerne wie bezaubert jenen lichten Phantomen, deren problematische Existenz der Gereifte durchschaut. Doch so sehr philosophische Betrachtungen sich mühen, mich von meinem Thema freundlich abzuleiten — es sei meine Buße, die Geschichte zu Ende zu führen, mag es auch vor meinen Augen flirren und mein Herz krampfhaft beben bei dem Gedanken an das Ende jener ersten Liebe. Man vergißt so gerne, aber leider so unsäglich schwer.

Zu meinen Bekannten, die ich theils auf Reisen, theils durch Zufall gewann, zählte ein reicher, alter Gutsherr, der in den rauschenden Wonnen der Großstadt sich über das Ende seiner Jugend zu täuschen versuchte. Es war zur Zeit, als meine Leidenschaft für Juliette, durch die unerträglichen Bemühungen Minnie Sanders uns zu trennen, auf die Spitze getrieben war. Da begegnete mich Renard eines Abends am Boulevard, faßte mich am Arme und zog mich in eines der luxuriösesten und berüchtigtsten Restaurants der Highlife. „Junger Freund,“ sagte er, „Sie sind ein vernünftiges Haus (hätte er gewußt, wie sehr er sich verkannte!), es ist Zeit, daß Sie in die Welt eingeführt werden; ich will Ihnen zeigen, wie man lebt.“ Ich gieng den Weg durch die glitzernden Wunder der Ausschweifung zum erstenmale und gieng ihn nie wieder. Meine Augen waren wie geblendet und der Boden wankte unter meinen Füßen.

Renard zog mich durch glänzende Säle voll ausgelassener Menschen beiderlei Geschlechtes, die in bacchantischem Jubel die Sorgen des Lebens und den Kummer zweifelhafter Existenz betäubten, ihr Gelächter und Geplauder, die schmetternde Musik, die funkelnden Lustres, all' das weckte einen gewissen Taumel der Lust in meiner Seele; Renard war witzig und ich stimmte lachend in seine Schwänke ein. Wohl empfand ich zuweilen ein Schaudern, als gienge ich durch einen Urwald, in dessen prächtigen Baumkronen schillernde Schlangen lauerten, aber ich fühlte auch, wie leicht es sei, hier ein Opfer zu werden. Wir schritten durch tanzende Paare in Säle, in welcher die Bälle rollten und Karten auf das grüne Tuch schlugen und gelangten zuletzt in eine Flucht von Zimmern, in denen kleine Gesellschaften die Champagnerpfropfen an die Decke knallen ließen. Da fand ich neben marcanten Physiognomien, aus denen ein Weltkluger mehr lesen konnte als der Astronom am Himmelszelte, die interessanten Künstlerköpfe, deren Abbildungen das Volk vor den Schauläden mustert, die kleine Soubrette N., die ihre Rivalin mit der Peitsche regalierte, Charles R., der vor acht Tagen die erste Berühmtheit gewesen, weil er es in der hohen Kunst, ein Fiakerlied mit Peitschenbegleitung zu singen, so weit gebracht hatte, als ein halbverhungerter Classiker in der Kunst ein Drama zu schreiben. Die ganze vornehme Welt hatte sich gerauft, ihn zu hören — acht Tage später aber begeisterte Jean St., einst ein Fleischerknecht, die haute volée durch die unvergleichliche Art und Weise, die Compositionen diverser Componisten zu — pfeifen. Ich fand ihn ebenfalls in einem Zimmer mit einer hochgestellten Persönlichkeit, welche soeben mit Demuth dem großen Manne die eigene Geliebte in die Arme legte.

Wäre ich nicht weitergegangen, hätte ich Renard, der aller Orten

freundlich begrüßt wurde, gebeten, mich hier zu lassen, damit ich in andächtiger Bescheidenheit das Thun und Treiben dieser Eintagsgrößen und ihrer Verehrer als leuchtendes Exempel studieren könnte! Gottlob, die wahre Kunst und den echten Adel fand ich in jenen Räumen nicht! Doch weiter. Ich hatte den Becher an den Lippen, und ein unbeschreiblicher Durst ihn zu leeren erfüllte mich.

Köstlicher Blumenduft drang uns entgegen, süße Musik schien aus den Wänden zu erklingen, als wir dem letzten mit dem raffinirtesten Luxus ausgestatteten Gemache entgegenkamen. Gläser klirrten, mehrere Stimmen sangen den modernsten Walzer und dazwischen — dazwischen schallte ein silberhelles Lachen, das mir das Blut erstarren machte. Ich stand einen Augenblick still und lauschte, mit einemmale war mir seltsam zu Muthe, als ob die Adern bersten wollten, ein unerklärliches Gefühl banger Ahnung beklemmte mein Herz; die Schwüle des Raumes und die Aufregung lasteten schwer auf mir. Renard schlug mich auf die Schulter und sagte: „Mein süßer Junge, wappne Dein Herz, ich höre die schöne Juliette. Wenn Du nicht aus Stein geformt bist, werde ich Dich heute noch zerschmelzen sehen in Wehmuth und in Lust.“ — „Wer sie ist?“ — „Die Königin des Carnevals, vor der sich jedes Knie beugt, bereitwillig jede Börse öffnet und für die manche Revolverkugel ihren kurzen Weg zurückgelegt.“ Wieder erschallte jenes silberhelle Lachen des Uebermuthes. „Was ist Ihnen?“ fuhr Renard fort, „Sie sind ganz bleich, Sie zittern? O, Juliette wird Ihre Wangen wieder färben, vorwärts!“ Er zog mich fort, wir traten über die Schwelle, man gewahrte uns. Jubelnde Stimmen bewillkommten meinen Begleiter, ein Debardeur in verführerischer Gestalt erhob sich ihm entgegen — da brach das Lachen, das mich so innerst erregte, plötzlich ab, zwei Augen leuchteten mir entgegen — und die Wände begannen sich rund um mich zu drehen, auf meine Lider sank tiefes Dunkel, durch welches nur zwei brennende Sterne glühten, alle Kraft verließ meine Glieder und ohnmächtig brach ich auf dem üppigen Teppiche zusammen. Das berückende Weib in der frechen Maske des Debardeurs war die berüchtigte Juliette Renard's, und es war auch meine Juliette, meine erste Liebe. —

Renard, der keine Ahnung hatte von dem wahren Beweggrunde meiner Erregung, war ärgerlich über meine schwachen Nerven, ließ mich zu einem Arzte und dann in meine Wohnung bringen und kümmerte sich fortan nicht weiter um mich. Er hat wohl zu wenig Talent für einen Lebemann in seinem Schützling entdeckt. — Ich aber holte nach einigen Tagen, die ich in brütender Betäubung einsam verbrachte, ein Bild von der Wand, deren größte Zierde es bisher gewesen, küßte das schöne Antlitz, das es wiedergab und legte es auf die Glut im Kamine. Die Flammen umzüngelten es, einen Augenblick schien es sich zu beleben, dann hob sich die Silhuette Juliettens plötzlich empor und die Flammen schlugen hoch auf. Mehr sah ich nicht, meine Augen waren zu trüb.

Seit jenen Tagen mied ich die Welt des Glanzes und suchte Freundschaft und Frieden bei meinesgleichen, bei Menschen, die mich verstehen und die ich kenne. Ich glaube, daß ich es nie bereuen muß.

Der junge Volksschullehrer.

Eine Erzählung aus dem Leben von R.

„Dritte Classe! Nichtrauchcoupé!"

„Wohin?"

„Nach Oberarch."

„Hier, bitte!"

Der junge Mann sprang flink in das ihm angewiesene Coupé, der Schaffner machte den Schlag zu. „Fertig!"

Der Eingestiegene war ein etwa zwanzigjähriger Bursche in dunklem Anzug, welcher ein wenig ärmlich, aber sorgfältig gehalten war. Ein breitkrämpiger Filzhut hatte das dunkle Haar und die großen braunen Augen verdeckt, jetzt zog er aus Höflichkeit vor einem ihm gegenübersitzenden alten Mann den Hut vom Kopf und legte ihn neben sich auf die Bank. Ein blasses, schmales, treuherziges Gesicht, ein leichter Schatten auf der Oberlippe, den glänzenden Riemen des Seitentäschchens über der Schulter, die eine Hand mit den wohlgepflegten Nägeln an den Riemen gelegt, so saß er da und schien nach einer Gelegenheit zu suchen, um mit dem alten Mann ein Gespräch anzuknüpfen. Wenn ich rathen müßte, wer der alte, klug und doch etwas gedrückt dreinschauende Mann mit dem grauem Haar und dem glattrasierten Gesicht sein möchte, ich würde sagen, er gehört jenem Stande an, der mitten im Volke lebend, durch Erfahrung gebildet und geklärt, für die Zukunft wirkend, viel bedeutet und wenig beachtet ist, viel leistet und gering belohnt wird.

Die Gesichtszüge sind in unbewachten Augenblicken ein wenig leidend und in ihrem gutmüthigen Ausdruck vertrauenerweckend. Das mochte den jungen Mann anziehen, der schien ein freudig gestimmtes Herz auf der Zunge zu tragen, welches, der Fesseln entlastet, Jedermann an die Brust springt.

„Guten Tag!" sagte er, sich höflich vor dem Alten verneigend, „wenn ich fragen darf, wie weit fahren wir mitsammen?"

„Ich fahre nur zwei Stationen weit," antwortete der Reisegenosse mit sanfter Stimme; „Sie scheinen einen größeren Ruck in die Welt machen zu wollen."

„Ich reise nach Oberarch, wo ich als Unterlehrer angestellt bin. Hier —" er zog eine sorgfältig in graues Papier eingeschlagene Schrift aus der Brusttasche, „hier mein Decret."

Der Alte las es mit freundlichem Kopfnicken durch und indem er es zurückgab, sagte er: „Ich wünsche Ihnen recht viel Glück."

„Uebermorgen trete ich mein Amt an," berichtete der junge Mann mit lebhaftem, fast erregtem Tone, „ich bin selig, endlich das Ziel erreicht zu haben."

„Welches Ziel?" fragte der alte Mann, „Schullehrer zu sein? Das ist kein Ziel, das ist ein Weg. Ja, es ist ein schöner Beruf."

„Es ist ein herrlicher Beruf!" stimmte der junge Mann bei, „ein Erzieher des Volkes zu sein! Mitzuarbeiten, daß die Menschheit weiser, tüchtiger, besser werde!"

„Es ist ein schwerer Beruf," sagte der Alte mit leiser Stimme.

„Gewiß, ein schwerer, verantwortungsvoller Beruf. Aber ich bin entschlossen, ihm mein Leben zu weihen. Ich will ihm meine persönlichen Vor-

theile gern opfern, ich will gerne arm sein und unermüdlich wirken in der Schule, in der Gemeinde, will unablässig lernen und lehren und nicht allein die lieben Kinder leiten und erziehen, sondern auch die Erwachsenen geistig anregen, ihr Rathgeber und Freund sein. Ein Lehrer vermag viel! Als hochgeachtete Person in der Gemeinde hat er großen Einfluß auf Klein und Groß. Ich werde auch nicht heiraten, damit ich vollkommen unabhängig bin. Das Volk ist meine Liebe und mein Beruf geht mir über Alles, und ich will mir einstens mit grauen Haaren sagen können: Du hast nicht umsonst gelebt."

„Die grauen Haare," entgegnete nun der Alte lächelnd, „die werden freilich einst kommen." Dann schwieg er.

„Ich bin ein Kinderfreund," fuhr der junge Lehrer fort, „unter Kindern bin ich am glücklichsten. Kinderherzen sind wie Wachs. In der Schule will ich ihr Weiser, außer der Schule ihr Gespiele sein. Nicht wie ein herrischer Vorgesetzter will ich zu ihnen stehen, sondern wie ein Bruder; ihre Liebe will ich gewinnen, dann habe ich sie ganz. Ihre Liebe, das ist das ganze Geheimniß!"

Der Alte nickte mit dem Kopf. „Sie denken da an weiche, gutartige Kinder," bemerkte er, „es gibt ihrer ja."

„Es gibt auch ungezogene Kinder, ich weiß es," sagte der junge Mann, „man bessert sie nur durch Güte. Selbstverständlich werde ich Trotz und Bosheit strenge bestrafen, aber nur moralisch, das wirkt weit empfindlicher, als etwa körperliche Züchtigung. Von selbst müssen sie dann kommen und um Verzeihung bitten und Besserung versprechen. Das Kind ist von Natur gut; Aufgabe der Erziehung ist, darüber zu wachen, daß kein böser Same in das Kind fällt, und schädliche Keime mit milder Hand auszurotten. Wenn der Lehrstand sein Ziel fest im Auge behält, so werden in hundert Jahren die Kranken-, Irren- und Strafhäuser vermindert sein, die Advocaten und die Demagogen keine Geschäfte machen und die Kriege aufhören. Ganz gewiß!"

„Sie sind jung, lieber Freund!" sagte nun der alte Mann und legte seine Hände jenem auf die Achseln, „ich bin auch einmal so jung gewesen."

Unter solchen Gesprächen war die Station erreicht, wo der Grauköpfige ausstieg. Er reichte dem jungen Lehrer die Hand: „Ich gebe Ihnen meinen Segen. Ich bin ein alter Schulmann und sage Ihnen nur das: Seien Sie stark. Verzagen Sie nicht!"

Der junge Mann blickte dem über den Kies hinwandelnden gebückten Greise nach und dachte: Wohl noch Einer aus der alten Schule. Die haben nicht die richtige Energie gehabt. — Sein Muth stand aufrecht und als er nach drei Stunden den Boden von Oberarch betrat, war er in einer feierlichen Stimmung, die zwischen Zuversicht und Bangen schwankte.

Am Raine der Eisenbahn spielten Knaben und Mädchen.

„Grüß Euch Gott, liebe Kinder!" rief ihnen der Ankömmling zu. Sie glotzten ihn an und kicherten. Einen Jungen fragte er, wo das Schulhaus sei? Der schlenkerte den Arm gegen die Häusergruppe des Dorfes hin: „Da!" und lief davon. — Etwas verwahrlost, dachte der junge Lehrer, nun, das wird sich bald geben.

Nach längerem Umfragen fand er endlich das Schulhaus. Es war ein altes Gebäude, welches zwischen Scheunen und Ställen stand. Es hatte nur wenige enge, starkvergitterte Fenster, denn es war vor Zeiten das Getreidemagazin eines Klosters gewesen. Ueber einige morschende Stufen stieg er hinauf zum Eingang. Eine alte, etwas zerfahrene Frau, welcher ehrwürdige Haarsträhnchen über die Stirne herabgiengen, fragte ihn, was er begehre?

Der junge Mann nannte seinen Namen Albin Tegner und stellte sich als den neuen Unterlehrer vor.

„So!“ versetzte die Frau und musterte ihn vom Fuß bis zum Kopf. „Mein Mann ist jetzt nicht da.“

Sie ließ ihn stehen an der Thür. Er stand längere Zeit an derselben und zählte die Sprünge an der Mauer. Nun kam der Bahnbedienstete, der ihm den Koffer nachgeschafft hatte; diesen stellte der Mann auf den Erdboden, nahm seine Löhnung und gieng davon. Da Tegner merkte, daß sich Niemand um ihn kümmere, so trat er in die Küche.

„Mein Mann ist jetzt nicht da, habe ich gesagt!“ schmetterte ihn die Frau an.

„Ich wollte nur bitten, daß vielleicht — meine Wohnung —“

„Um Gottswillen!“ rief die Frau, „eine Wohnung? Im Schulhaus? Wüßte nicht, wie das zugehen sollte. Da müssen Sie schon zum Ortsschulrath gehen.“

Nach mannigfaltigen Forschungen war Tegner so weit, daß er in einem Kuhstalle stand, vor einem rothbärtigen Mann, der Dünger aushob. Das war der Obmann des Ortsschulrathes zu Oberarch. Der junge Mann stellte sich vor.

„Ein verdammtes Gefilz, wenn man Erlstauden gestreut hat!“ knurrte der Bauer und stach mit der dreispießigen Gabel in den Stallboden ein. Tegner blieb ruhig stehen und schaute dem Bauern bei der Arbeit zu. — Die Jauche läßt er draußen den Weg hinabrinnen in den Bach; die dürre Streu will er als Dung aufs Feld führen. Und das ist der Ortsschulrath. — So hätte der junge Lehrer denken müssen, wenn er etwas weniger idealistisch angelegt gewesen wäre.

„Der Herr Oberlehrer ist eben nicht zu Hause,“ erlaubte sich Tegner nun zu bemerken, „und daher bin ich so frei, hier anzufragen, wo ich mich niederlassen soll.“

„Ihr seht ja, daß ich jetzt keine Zeit habe!“ versetzte der Bauer unwirsch und riß einen Fetzen halbverwester Streu aus dem Grunde. Da jedoch der Lehrer nicht vom Fleck gieng, so schleuderte der Bauer endlich die Gabel von sich und führte den Ankömmling zum Schulhause zurück. Vor demselben war eine Rotte von johlenden Knaben eben beschäftigt, den an der Treppe stehen gebliebenen Koffer über den Rain hinabzuwälzen. Noch rechtzeitig kam Tegner herbei, um sein Eigenthum zu retten.

„Was ists denn?“ schnarrte der Herr Ortsschulrath die Frau Oberlehrerin an, „ist die Kammer nicht gerichtet?“

„Was für eine Kammer?“

„Für den neuen Lehrer. Der kriegt im Schulhaus eine Kammer.“

„Das ist sauber!“ rief die alte Frau, „so soll Unsereins die Milchtöpfe und das Obst auf die Gasse werfen!“

Das geschah zwar nicht, jedoch die Milch- und Obstkammer ward ausgeräumt und der junge Lehrer konnte einziehen.

Ein Strohschaub zum Lager, ein für die Milchtöpfe aufgerichtetes Brettergestelle als Tisch; ein tiefäugiges, vergittertes Fenster, in dessen Höhlung der neue Inwohner seine Bücher aufstellte, ein Vorhang aus Spinnengewebe, der von dem moderigen Plafond niederhieng, das war das Innere der Wohnung, die dem jungen Manne eingeräumt worden. Als er nun zwischen den feuchten Wänden den Frost wahrnahm, dachte er auch an einen Ofen. Anstatt eines solchen stand in der Ecke der viereckige Schornsteinschlauch aus der Küche, und der gäbe — behauptete die Hausfrau — Wärme genug.

Als sich Tegner zur Noth eingeheimt hatte, gieng er ins Freie. Es war schon die Abenddämmerung, und jetzt kam auch der Herr Oberlehrer heim. Der führte eine Kuh am Strick, er hatte sie draußen am Waldrande geweidet. Er war sehr erfreut, den neuen Gehilfen zu sehen. „Man hat

ja kaum mehr Zeit gehabt, sich um die eigene Sach' zu kümmern," sagte er, „sie ist ohnehin armselig genug. Nur die paar Ackerfleckeln da. Früher hat wenigstens die Bachwiese da draußen dem Schulmeister gehört. Seit der Neuschule ist das auch nicht mehr und heißts schier betteln um jeden Grasschopf, den die Kuh fressen soll. Und alles kaufen! Bei der theuren Zeit! — Ei, Herr Tegner, Sie sind gewiß so gut, mir vom Acker das Säckel Rüben hereinzutragen. Unter der Esche liegt es, Sie sehen es gleich, sobald Sie dort um die Scheuer biegen."

Zum Abendbrot gieng Tegner ins Wirtshaus, denn verköstigen mußte er sich selber. Es war ihm fast, als thäte heute auch ein Gläschen Wein noth, daß ihm ein wenig warm werde innerlich. Es fröstelte ihn. Im Wirtshaus „bei der Bandelkramerin" hieng mitten in der Decke der großen Stube eine Lampe, welche die Tische in den Ecken nur düster beleuchtete. An einem der Tische saßen mehrere Dorfleute, die — während in einer andern Ecke zwei Fuhrleute über Rösser stritten — im Flüsterton von einer gewissen Person sprachen. Tegner saß allein und wollte auf das Gespräch der Nachbarn nicht achten. Als er jedoch merkte, daß es sich um eine Lehrerin handle, wurde er aufmerksam. Da hörte er nun, was in diesem Orte seine Collegin, die ihm noch gar nicht zu Gesicht gekommen, für eine unerfreuliche Person war.

„Ich sag's ein- und sag's allemal!" rief Einer, „das schickt sich nicht für ein junges Mädel! Mutterseelenallein umherstreichen in Feld und Wald. Nachher zu den Mahlzeiten im Wirtshaus! Mit den Mannsbildern scherzen! Geht sie allein nach Haus in finsterer Nacht? frage ich."

„Der Kaplan hat denselben Weg," warf ein Anderer ein.

„Und das soll eine Lehrerin sein! Ich dank' schön."

Sie munkelten weiter. Tegner bezahlte seine Sach' und gieng nach Hause. Als er auf dem Stroh lag, sann er nach über Alles, was er auf seinem neuen Bestimmungsort an diesem einen Tag schon erlebt hatte. Er that einen tiefen Seufzer. Es kam über ihn wie Heimweh nach der Stadt, in der er doch keine Heimat hatte, weil all seine Verwandten ihm gestorben waren, wie Heimweh nach der Lehranstalt, aus der er sich doch so lebhaft fortgesehnt hatte. Noch bevor sich seine Augenlider schlossen, brachen Thränen hervor. . . .

Der Lehrer Albin Tegner hatte in der Schule zu Oberarch die dritte Classe überkommen. Sie bestand aus Kindern beiderlei Geschlechtes, theils aus den umliegenden Bauernhöfen und Kleinhäusern, theils aus dem „Bürgerthum" des Dorfes, unter welchem die Kleingewerbsleute und Handeltreibenden zu verstehen sind, und aus den Kindern der nahen Fabrik, welche an dreihundert Arbeiter beschäftigte. Dieses gemischte Volk in den Schulbänken benahm sich auch darnach. Die Großbauernkinder plump, trotzig, gedankenträge; die Häuslerkinder furchtsam, kriecherisch, verschmitzt; die Bürgerskinder rechthaberisch, empfindsam, findig; die Arbeiterkinder verschlagen, listig und tückisch, und viele bei einer gewissen Geschmeidigkeit grundverdorben. Da war es manchmal, als ob die Kinder gerade ihre schlimmen Eigenschaften mit in die Schule brächten um sie dort, wie auf offenem Markte, gegenseitig auszutauschen. Der Herr Oberlehrer in der ersten Classe gab sich zufrieden, wenn sie zur Noth lesen, Buchstaben und Ziffern schreiben konnten; er mochte den weiteren Kampf mit der Welt aufgegeben haben und sich eigentlich nur noch um seinen Gemüsegarten, um seine Kuh kümmern, und um die Hereinbringung gewisser Naturalien, die ihm als angenehmes Ueberbleibsel alter Gepflogenheit von

einem Theil der Bauernschaft noch willig ausgefolgt wurden. Die Lehrerin in der zweiten Classe that zwar ihr Möglichstes, um die Jugend zu zügeln, allein die wilden Rangen wuchsen ihr über den Kopf und mancher legte es eigens darauf an, das Fräulein recht in die Hitze zu bringen, weil ihnen ihre Zornausbrüche und Drohungen Spaß machten. In solchem Zustande kamen die Kinder in die dritte Classe. Hier fanden sie den neuen Lehrer, der ein so ernstes Gesicht machte und eine so sanfte Stimme hatte. Er reichte jedem der Kinder die Hand und sagte, daß sie zusammen gute Freunde werden würden, weil er hoffe, daß sie brav und aufmerksam seien. Ein paar verwahrloste, an Gestalt verkrüppelte und häßliche Kinder waren darunter, mit denen war er doppelt liebreich; er dachte, solche Kinder seien darum in besonderer Gefahr, falsch und schlecht zu werden, weil sie von Allen zurückgestoßen und verhöhnt würden. Allen empfahl er, daß sie miteinander gute Kameradschaft halten und zu ihm Vertrauen haben sollten; stets heiter sein und ohne Hinterhalt, das habe er gern und so solle es eine frohe Zeit werden, die sie miteinander zu verleben hätten.

Der erste Schultag gieng ziemlich glatt ab, und obzwar Einige im Hintergrund der Stube ihre Mätzchen machten, kehrte die junge Gesellschaft doch ihre Wohlgesinnung hervor, so gut es angieng. In den nächsten Tagen wurde das Benehmen in der Classe bedeutend ungezwungener und nach einer Woche nahm es hie und da eine bedenkliche Form an. Der Lehrer rügte, da gab es gedrehte Nasen. Eines verschergte das Andere und wenn er dann den Kläger wie den Verklagten „hinausstehen" ließ, so schnitten sie hinter seinem Rücken derartige Gesichter, daß die ganze Classe vor Gelächter aus Rand und Band zu gehen drohte. Der Lehrer hatte es anfangs wie die Schlangenbändiger versucht, sie mit strengem, gewaltigem Blick zu bändigen; das war nichts, sein Auge war so sanft und flehte, wo es drohen wollte. Vor Boshaften warnte er die Uebrigen, stellte Beispiele auf, wie die Bosheit bestraft wird und drohte den Schlimmen, den Verkehr mit ihnen abzubrechen. Es war nichts; sie fühlten sich um so wohler, daß sie dann gewissermaßen außerhalb des Kreises standen, in welchem es so viel Zwang und Rücksichtsnahme gab. Die Braven und Fleißigen stellte er als Muster auf, gieng mit ihnen spazieren, erzählte ihnen aus dem Naturleben, ergötzte sie durch Märchen, beschenkte sie mit gepreßten Pflanzen, selteneren Steinen, präparierten Schmetterlingen und Käfern. Es war nichts. Die Bevorzugten schauten hochmüthig auf die Andern und diese Anderen spotteten ihrer und suchten ihnen allerhand Tückisches anzuthun. Besonders das Schakal war erfinderisch im Necken und in Bösartigkeiten gegen die Mitschüler und den Lehrer. Das Schakal, das war der Sohn des Dorfkaufmanns Berger, der sich gern auf einen Großhändler hinausspielte, seinen Namen Bergé schrieb und wie Berschee aussprach und sein Söhnlein Jakob: Jacques nannte. Aus Jacques ward im trauten häuslichen Verkehr ein Schakerl und in der Schule ein Schakal. Das „Schakal" vergalt der Junge zehnfach durch Tücke und Bosheit, aber auch, wenn der Lehrer mit ruhigem Ernste ihn Jakob nannte, wars ihm nicht recht und wo er zur Vergeltung einen Tintenklecks anbringen, einen Kleiderzipf in die Thür klemmen, einen Stoß versetzen, einem Mädel die Haare zerzausen, einen Schimpf sagen konnte, da that er's.

„Jakob!" sprach der Lehrer einmal zu diesem Knaben, „es thut mir leid. Nicht darum, daß Du mich betrübst, sondern darum, daß Du Dir schadest. Alles strebt dem Wohlergehen zu; der Weg, den Du einschlägst, führt Dich weit davon."

„Hungerleider!“ kreischte ihm der Junge nach, „iß mehr und predige weniger, schlägt Dir besser an. Auch meine Mutter sagts!“

Seine Mutter, die Frau Kaufmännin Bergé lud bald darauf den Herrn Lehrer zu Tische ein. Er schrieb ein nicht ganz harmloses Absagebriefchen, zerriß es aber wieder. Nicht der Hunger hieß es ihn zerreißen, sondern das Bestreben, in Frieden und Freundschaft mit den Leuten seines Ortes zu leben. Es mundete ihm aber nicht recht beim Kaufmann, so köstlich die Mahlzeit auch war. Die Frau Kaufmännin versicherte ihm bei der Suppe und bei den Forellen und beim Braten und beim Pudding und noch beim schwarzen Kaffee, daß ihr Jaques ein überaus lieber, herziger, genialer und vortrefflicher Junge sei. Und der vortreffliche Junge blickte triumphierend auf den Lehrer und zerkaute dabei den Zipfel des Tischtuches.

Albin Tegners Natur war eine gesellige und er hatte sich noch besonders vorgenommen, mit seinen Dorfgenossen in Freud' und Leid gemeinsame Sache zu machen. Nun fehlte ihm aber die Neigung dazu, sein Gemüth war so plötzlich und fast gewaltsam abgekühlt worden. Auch mit dem ganz verbauerten Oberlehrer war kein näherer Verkehr möglich, weil die Berührungspunkte fehlten. Wenn ihm der ältliche Herr so nebenhin doch einmal Wort gab über Pestalozzi oder Diesterweg oder einen andern Pädagogen, so geschah es, um den Unterlehrer willfährig zu machen für Laubsammeln, Brennholzschneiden oder andere häusliche Verrichtungen. „Wenn der Herr Lehrer so gut ist, erspart man den theuren Hausknecht!“ Die Leute waren auch erkenntlich und luden ihn manchmal zu einer Fisolensuppe oder zu gedünsteten Aepfelspalten ein.

Auch um die Lehrerin hatte sich Tegner nicht viel gekümmert; sie war gar jung und munter und er hielt sie für ein kindisches Ding. Bei der Bandelkramerin wurde einmal über die Farbe ihrer Augen gestritten; der Commis des Kaufmanns Bergé behauptete, sie habe blaue Augen, der Bahnbeamte versicherte, sie wären nußbraun; der Kaplan sollte entscheiden, der fragte entgegen, was ihn die Augen der Lehrerin angiengen? stand auf und verließ die Gesellschaft. Der Unterlehrer wußte, daß Fräulein Wallner lichtblondes Haar, rothe Wangen und milchweiße Zähne hatte, mehr wußte er nicht. Die Ursache dieser allgemeinen Unwissenheit mochte sein, daß die Lehrerin stets Augengläser trug und sich Keiner rühmen konnte, ihre Augen ohne diese Waffe gesehen zu haben. Die Folge des Gespräches war aber, daß Tegner dem Fräulein demnächst etwas schärfer in die Augen schaute. Sie hielt das für einen vorwurfsvollen Blick und meinte, er sei mit ihrem Unterricht nicht zufrieden.

Bei einer nächsten Gelegenheit, als nach der Schule der Lehrer und die Lehrerin an der Thür standen und den davonjohlenden Kindern nachblickten, sagte sie: „Es ist ein Unglück, ein Weib zu sein — besonders für einen Schulmeister.“ Bei den Mädchen, meinte sie, gienge es noch, aber die Knaben! Dann erzählte sie, wie sie dem gelbhaarigen Jungen dort heute eine Strafaufgabe, die er zu Hause hätte schreiben sollen, abverlangt habe. Der Junge hätte sich, die Hände in den Taschen und ein Liedel pfeifend, vor sie hingestellt und nach Schluß des Liedels gesagt, die Aufgabe mache er nicht. So wirst du über Mittag in der Schule bleiben, habe sie gesagt, und das jeden Tag, bis du die Strafaufgabe geleistet hast. Darauf hätte ihr der Knabe ins Gesicht gesagt, daß — weiter erzählte die Lehrerin nicht, es versagte ihr die Stimme; rasch wendete sie sich ab; Tegner sah es

aber doch, wie sie sich mit einem Tuch über die Augen fuhr.

Er wollte sich nicht weiter um das Anliegen der Lehrerin kümmern; da hat Jedes selber zu sehen, wie es mit seiner Classe fertig wird. In der nächsten Nacht, im Traume sah er das Mädchen hinter dem Schulhause am Birnbaum lehnen und bitterlich weinen. Sie schluchzte so sehr, daß auch ihm wehe ward ums Herz, und als er darauf erwachte, waren seine Wangen thränenfeucht.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als Tegner auf einem Spaziergang am Hause des Schuhmachers Gollinger vorübergehen sollte, fiel es ihm ein, ob es nicht am Ende doch die Sitte verlange, daß er bei seiner Collegin, die hier wohnte, einmal einen Besuch mache. Er trat ein. Fräulein Wallner war zu Hause; ihre Sonntagsfeier bestand im Durcharbeiten der Schulhefte, wobei sie mehrmals wehmüthig auf Scheffels „Ekkehard" blickte, der auf dem Tische lag und für den sie auch an diesem Tage keine Zeit finden konnte. Als Herr Tegner eintrat, schob sie freilich die blauen Hefte von sich und bot ihm ihr gegenüber einen Platz an. Es war traulich da. Ein sonniges Zimmerchen mit schneeweißen Vorhängen. Alles einfach aber ordentlich, und an den lichtgemalten Wänden hiengen Kupferstiche zu Dichtungen von Goethe und Shakespeare.

„Sie haben sogar einen Ofen!" bemerkte Tegner mit einem wehmüthig lustigen Gesicht. Sie blickte ihn fragend an. „Ich habe nur einen Schornstein," fuhr er fort, „und der bringt mir manchmal, wenn es recht frostig ist, ein wenig Rauch aus dem Ofen des Herrn Oberlehrers herauf, damit ich auch etwas vom Feuer habe. Ich pflege meine Correcturen im Schulzimmer zu machen, wo wenigstens auch nach der Schule, wenn schon der Ofen kalt ist, die thierische Wärme der Kinder eine Weile vorhält."

„Ja wohl," versetzte jetzt Fräulein Wallner seufzend, „die Kinder machen Einem freilich warm."

Jetzt sagte der junge Lehrer: „Mich beschäftigt immer noch eine Andeutung, die Sie gestern gemacht. Der gelbhaarige Junge — ich möchte doch wissen —"

„Sie sollen es wissen," sagte das Fräulein. „Als ich dem Knaben drohte, bei mir über Mittag in der Schule zu bleiben, gab er mir zur Antwort: Behalten Sie sich lieber Ihren Katecheten über Mittag in der Schule, läßt mein Vater sagen, ich wäre noch klein."

„Ist das möglich!" sagte Tegner und stand von seinem Sitze auf.

Die Lehrerin eilte an die Zimmerecke, als ob sie dort etwas zu schaffen hätte, und hub so heftig zu schluchzen an, daß ihr ganzer Leib erbebte. Jetzt war es um ihn geschehen. Er trat zu ihr hin, berührte streichelnd ihre Schulter, ihr Haupt und sprach ihr mit innigen Worten Beruhigung zu.

„Es ist eine so niederträchtige Verleumdung!" schluchzte sie, indem er sie wieder zurück an ihr Tischchen führte. „Ich bin etwas über ein Jahr in Oberarch und habe als junges Mädchen auf das Aengstlichste Alles vermieden, was nur den geringsten Anlaß zu schiefen Deutungen und Tratsch geben könnte. Es ist nicht möglich, man entgeht diesem Geschicke nicht. Ein Mädchen in meinem Alter sollte nicht in die fremde Welt hinausgestoßen, nicht in eine öffentliche Stellung gedrängt werden, wo sie mit allerlei Leuten zu verkehren hat. Abhängig von der Oberschulbehörde, die uns strenge Gesetze und Pflichten vorschreibt, abhängig von dem Ortsschulrath, der uns in der Erfüllung unserer Amtspflichten allerlei Hindernisse in den Weg legt; abhängig von der Geistlichkeit, die eifersüchtig auf uns, unser Wirken oft zu discreditieren sucht; abhängig von der Bevölkerung, deren unberechenbarer Willkür wir unterwor-

fen sind, sollen wir Frauen uns Respect verschaffen und das Volk erziehen. Das ist nicht möglich. Dazu kommen andere Verhältnisse. Wir müssen essen und bedürfen manchmal ein wenig Geselligkeit, wir sind auf's Wirtshaus angewiesen, müssen uns den freien Ton des Wirtshauses gefallen lassen, können es nicht hindern, wenn die Einen uns roh begegnen, die Anderen uns mit zweideutigen Aufmerksamkeiten verfolgen; unwillkürlich wird man in einen Kreis gezogen, in dem wir selbst zwar harmlos und rein stehen, um welchen aber bald die Scheelsucht und Verleumdung anfängt ihres Amtes zu walten. Ich spreche von Versuchungen und wirklichen Gefahren nicht . . . ."

Sie brach ab.

„Wie sehr ich Sie verstehe!" sagte Tegner und legte seine Hand auf ihren Arm, weil er nicht wagte, damit ihre weiße Rechte zu berühren. Er zitterte fast.

„Ich ließ mich," fuhr Fräulein Wallner fort, „vom Abendbrot im Wirtshause stets durch eine Magd nach Hause begleiten. Daß sich uns etliche Male der Herr Kaplan anschloß, der dieselbe Richtung zu gehen hatte.... Uebrigens schreibe ich heute das Gesuch um Versetzung auf einen anderen Posten."

„Sie wollen fort!" rief Tegner.

„Sie müssen mir verzeihen, Herr College, daß ich vertrauensselig geworden bin," sagte sie, dann setzte sie aber ganz unvermittelt bei: „Hier fühle ich mich überall von Feinden umspäht."

Der junge Mann verstand den Wink und empfahl sich. In seine Stube zurückgekehrt, war es heute dort doppelt düster und frostig.

Die nächste Neuigkeit des Dorfes war, daß der Kaplan versetzt werde. „Einen so menschenfreundlichen, braven Herrn bekommen wir sobald nicht wieder," sagten die Leute und bedachten nicht, daß ihre eigene Tratschsucht den Mann forttrieb.

Fräulein Wallner hatte zum Glück ihr Gesuch noch nicht abgehen lassen; jetzt durfte es keinesfalls geschehen, sonst müßten die Lästerzungen sagen: „Natürlich, weil der Herr Kaplan und galante Katechet nicht mehr in Oberarch ist, mag das Fräulein Lehrerin auch nicht länger bleiben. Natürlich!"

Dem Unterlehrer Tegner war die Wendung freilich wohl lieb. Und oft, wenn es gar zu unbehaglich wurde in seiner Wohnung und nur der blasse Widerschein der winterlichen Schneedächer zum Fenster hereinfiel, war es ihm, als müsse er ein wärmeres Stübchen und eine traute Gesellschaft suchen. Er bezwang sich lange, aber endlich bezwang er sich nicht mehr.

Am Christabend war's. Fräulein Wallner war daran gewesen, über die Feiertage ihre Tante in der Stadt — die einzige lebende Verwandte — zu besuchen. Nun hatte ihr am letzten Tage die Tante geschrieben, daß sie mit ihrem Manne einen Ausflug nach dem Süden mache und die liebe Nichte daher ihren Besuch bis auf Ostern verschieben wolle. Tegner dachte an die getäuschte Freude seiner Collegin und an die Einsamkeit, die sie nun empfinden mußte, während Alles der festlichen Geselligkeit zustrebe. Das Mitleid mit ihr und sein eigener Hang zu einem Wesen, das wie er die Leiden eines hohen Berufes trägt, das wie er einsam und verlassen ist, führte ihn zu ihr.

Er wollte sie eigentlich nur abholen zum Abendmahl bei der Bandelkramerin, aber er blieb im stillen Zimmerchen bei ihr länger sitzen als er sich vorgenommen. Der kurze schneiende Wintertag war allmählich in Dämmerung übergegangen, die Dämmerung in Dunkelheit und sie nahmen es nicht wahr, daß ihnen kein

anderes Licht leuchtete als der Schein der Straßenlaterne, welcher durch das Fenster auf die gegenüberstehende Wand eine verschobene Tafel goß.

Am nächsten Schultage führte in der dritten Classe ein Mädchen die Klage, daß ihr Nachbar in der rückwärtigen Bank sie mit dem Federstiel am Nacken kitzle. Der Lehrer schritt, das offene Lesebuch in der Hand, zwischen den Bänken auf und ab und verwies dem Schakerl — denn das war der neckische Nachbar — sein ungebührliches Betragen. Da streckte das „Schakal" dem Lehrer höhnend die Zunge heraus. Durch einen unglücklichen Seitenblick sah es Tegner, ein rascher Schritt und sein Buch klappte auf das Hinterhaupt des Knaben.

Jetzt gieng das Geheul los. . „Er hat mich geschlagen!" zeterte der Junge und den Kopf zwischen den Händen lief er davon, durch das Dorf in alle Winde schreiend: „Der Lehrer hat mich geschlagen!" und nach Hause, wo er eine fürchterliche Revolution anrichtete.

Am letzten Tage des Jahres saßen der junge Lehrer und die junge Lehrerin wieder beisammen im trauten Zimmer und versprachen sich treues Zusammenhalten für's ganze Leben. Lange wollten sie den Oberarchern das Pikante eines bräutlichen Liebesverhältnisses nicht gönnen, am Tage nach Heilig-Drei-König sollte die Trauung sein. Es war ja auch ungemein einfach. Sie hatten sich lieb, Ehehindernisse lagen nicht vor, der Gehalt der Beiden zusammengethan reichte auf einen ganz einfachen Haushalt. Wie hätten sie es vor wenigen Wochen noch ahnen können, daß sie so glückseliger Stimmung voll in das neue Jahr sollten hinübertreten! In neuem freundlichem Lichte erschien ihnen wieder ihr schwerer Beruf, jetzt sollten sie ihn ja gemeinsam tragen; die süße, gewaltige Liebe, die in ihren Herzen entbrannt war, gab ihnen auch wieder die Liebe zu den Kindern, zur Welt; voll Zuversicht leuchteten ihre Augen; voll Muth schlugen ihre Herzen.

Nun stand ihnen aber noch zum Jahresschluß eine niedliche Ueberraschung bevor. Zuerst klopfte es höflich an der Thür, dann kam der Gerichtsdiener zum Vorschein und brachte die Vorladung zur Gerichtsverhandlung am 7. Januar des neuen Jahres. Albin Tegner war angeklagt des Verbrechens der Gewaltthätigkeit, begangen an dem Schulkinde Jakob Bergé. Ich will die bitteren Empfindungen nicht zu schildern suchen, die das Gemüth des Lehrers in den nächsten Tagen peinigten. Seine Braut war unermüdlich, ihn zu versichern, daß er freigesprochen werde, freigesprochen werden müsse. Ein Klappschen mit dem offenem Schulbüchlein und in einem Augenblick, wo der Junge zur höchsten Empörung herausforderte! Nicht die geringste Spur einer Verletzung. Aber der Knabe hatte nach eigenem Geständnisse seit dem Klapps die fürchterlichsten Kopfschmerzen, seine Eltern bestätigten es, der Hausarzt bescheinigte es und der Staatsanwalt rief: Das Gesetz verbietet dem Lehrer körperliche Züchtigung. Der Schlag auf das Haupt war aber keine Züchtigung, sondern ein Act der Rache! Meine Herren Richter! Wenn Sie das Gesetz nicht respectieren, so beschwören Sie über Ihre eigenen unschuldigen Kinder große Gefahren herauf! sie sollen ungestraft mißhandelt werden dürfen? — An demselben Tage, an welchem dem Lehrer Albin Tegner das junge Weib angetraut wurde, verurtheilte ihn das Gericht zu achtundvierzig Stunden Arrest.

Tegner war stets ein entschiedener Gegner der körperlichen Züchtigung von Seite des Lehrers gewesen. Er gab nun dem Staatsanwalt nicht Unrecht, wenn dieser sagte, das, was er gethan, habe gar keine Züchtigung sein

wollen, sondern nur ein natürlicher Ausbruch des Zornes. Tegner war der Meinung, daß die körperliche Züchtigung nicht ganz zu entrathen sei, daß sie wohl auf Verlangen, aber nicht von der Hand des Lehrers, sondern etwa vom Schulknecht auf Beschluß und unter Gegenwart des Ortsschulrathes zu geschehen habe. Wenn der Lehrer Mittel hat, das bösgeartete Kind in solcher Weise der verdienten Strafe zu überantworten, so wird er sich persönlich beherrschen.

Die Frau Kaufmännin jubelte und trug Sorge, daß dem Lehrer das Urtheil unmittelbar nach der Trauung zugestellt wurde. Tegner war im ersten Augenblick tief niedergeschlagen, er genoß nichts von dem kleinen Mahle, mit welchem die Bandelkramerin das Brautpaar bewirten wollte. Sein junges Weib weinte sich die Augen roth. Plötzlich erhob sich Tegner und sagte: „Sei munter, Julie! Dieser Arrest ist mir die Ausgangspforte. Wir wenden uns einem andern Beruf zu, der nicht so enge an den Gerichtssaal stößt.“

Jetzt kam der Reisingbauer, der auf seinen breiten Schultern die Obmannswürde des Ortsschulrathes trug. Es war derselbe, bei welchem Tegner sich am Tage seiner Ankunft vorgestellt hatte. Er trug heute das Feiertagsgewand, beglückwünschte das Brautpaar aber nur so nebenbei. „Da hat Er was Sauberes angefangen!“ schnarrte der Mann dann dem Unterlehrer zu, „da hat Er eine rechte Dummheit gemacht!“ Daß der Bauer nicht das Heiraten meinte, ward erst bei den nächsten Worten klar. „Wenn Er diesen nichtsnutzigen Schlingel schon haut,“ fuhr der Herr Obmann fort, „so soll Er's thun, daß es eine Art hat. Zwischen die Füß' nehmen und einen dreidoppelten Schilling auf den Rücken, das gehört ihm! Jetzt sitzt Er in der Schlamaß' und wir werden zu thun haben, daß wir Ihn herauskriegen. Für's Erst' melden wir die Berufung an. Das wär' sauber, daß die Oberarcher ihren Lehrer mir nichts, dir nichts einsperren ließen! Das gibt's nicht. Wir werden schon Zeugenschaft finden, die es sagen, was dem jungen Herrn Schakerl gehört! Wir nehmen einen Doctor auf. Herr Tegner! Lustig sein! Von dem Spruch', den Ihm der Herr Pfarrer heut' gefällt hat, kann er nicht mehr freigesprochen werden. Das nicht. Aber vom heutigen Gerichtsurtheil wird Er freigesprochen. Ich hab's gesagt. So, und jetzt wünsch' ich gute Nacht!“

Ein wenig protzig, aber das Herz auf dem rechten Fleck!

Tegner sagte einstweilen nichts mehr davon, einen andern Beruf zu wählen und von Oberarch fortzuziehen. Nach vier Wochen war die Appellverhandlung. Tegner wurde freigesprochen und an demselben Abende brachten ihm die Musikanten von Oberarch ein Ständchen. Die Frau Kaufmännin Bergé schloß die Fensterläden; wahrscheinlich litt ihr liebes Söhnlein noch immer so sehr an Kopfschmerz, daß es keinen Trommel- und Trompetenschall vertragen konnte.

Der Sturm war vorüber. Ereignislos gieng nun das Leben unserer Lehrersleute hin. Mit strenger Pflichttreue übten sie ihren Beruf, die Beschwerden und Kümmernisse desselben mit Geduld ertragend. Das gieng in nüchterner Arbeit so alltäglich dahin und sie wußten es selbst nicht, daß sie Großes wirkten.

Später, als es dem alten Herrn Oberlehrer nahegelegt worden war, daß er den wirtschaftlichen Zielen viel besser nachkommen könne, wenn er nach seiner langen Dienstzeit in den Ruhestand trete, und als der Herr Oberlehrer den Wink auch verstanden hatte und in Pension trat, wurde Herr Tegner an seine Stelle gesetzt. Aber in die eigentlichen Fußstapfen seines Vorgängers trat Tegner nicht; obzwar auch er die kleine zum Schulhause gehörige Landwirtschaft verwaltete, so befaßte er sich immer noch mehr mit der Kinder- als

mit der Viehzucht. Er nützte seine Wirthschaft zu einer Art von Versuchshof, in welchem er in seinen freien Stunden die Schüler mit landwirtschaftlichen Vortheilen vertraut zu machen suchte.

Was die Züchtigung der Schulkinder anbelangt, so hatte der Oberarcher Ortsschulrath eine eigenmächtige Verfügung getroffen. Wenn ein Kind etwas wirklich Schlimmes angestellt, so hatte es der Oberlehrer dem Ortsschulrathe zu melden und dieser mußte die Körperstrafe bestimmen und in Gegenwart der Eltern oder deren Stellvertreter ausführen lassen. Zu dieser Maßregel kam's aber äußerst selten. Das öffentliche Gericht war selbst den wildesten Jungen zu schrecklich und in Hinblick darauf herrschte in der Schule Zucht und Ordnung. Zwischen Lehrer und Schüler hatte ein warmes Verhältnis platzgegriffen; die Kinder schlossen sich auch außerhalb der Lehrstunden gerne dem Lehrer an, und die später aus der Schule getretene Jugend blieb in guter Freundschaft dem Schulhause zugethan.

Die Ideale des Jünglings, als er aus den Studien in's Leben getreten, waren überschwänglich gewesen, so überschwänglich, daß jenem alten Schulmanne auf der Eisenbahn das Herz geblutet hatte in Anbetracht der Enttäuschungen, die den jungen Mann erwarten mußten. Und doch scheinen jene Ideale sachte in Erfüllung gehen zu wollen. Es sind eben nicht bloße Ideale. In ihnen liegt auch die Kraft des reinen, liebreichen und opferfreudigen Herzens. Und diese Kraft vermag viel.

Der Mensch in den Alpen.

Von Dr. Friedrich Umlauft.*)

Die Bevölkerung in den Alpen gehört den drei europäischen Hauptnationen, den Deutschen, Romanen und Slaven, an, und da sich die Romanen in den Alpen wieder in Franzosen und Italiener scheiden, so gibt es hier vier Hauptnationalitäten, deren jede sich in zahlreiche Unterabtheilungen und Schattierungen mit einer unglaublichen Menge von Mundarten gliedert. Die Betrachtung der die Alpen heute bewohnenden Nationalitäten läßt wohl die Frage auftauchen, zu welcher Zeit sich diese Stämme in dem großartigen Gebirgswalle Mitteleuropas seßhaft gemacht haben. Ueber die älteste Bewohnerschaft geben die in den dürren Sommern der Jahre 1853 und 1854 zuerst in den schweizerischen, später auch in den oberitalischen, bayerischen und österreichischen Seen entdeckten Reste der Pfahlbauten dürftigen Aufschluß. Man vermuthet, daß ihre Erbauer keltischer oder vielleicht finnischer Abkunft gewesen. An der Südseite des

---

*) Aus dessen neuem höchst empfehlenswerten Werke: „Die Alpen". Handbuch der gesammten Alpenkunde. (Wien. Hartleben. 1886.)

Hochgebirges, im Stromgebiete des Padus (Po) bis weit nach Italien hinein wohnten aber in der ältesten Zeit die Rhätier oder Rhäter, die vielleicht mit den Etruskern stammverwandt waren. Von den aus den Nordwesten, namentlich am Rhone, eindringenden Kelten oder Galliern angegriffen und größtentheils aus ihrem Besitze verdrängt, zogen sie sich von den fruchtbaren Po-Niederungen nach dem unwirthlichen Gebirgslande zurück und behaupteten sich in dem Gebiete zwischen St. Gotthard und Großglockner nördlich bis zum Bodensee und der Leechquelle. Die Kelten hingegen besetzten die südlichen Alpenthäler und ganz Oberitalien. Doch als sich Roms Herrschaft immer weiter auf der Apenninen-Halbinsel ausbreitete, wurden auch die padanischen Kelten unterworfen, später die Alpen überschritten und die Gebiete der jenseits des Hauptkammes wohnenden Gallier, unter diesen auch die Helvetier in der heutigen Schweiz, dann das östliche Gebirgsland unter dem Namen der Provinzen Rhätien, Noricum und zum Theile auch Pannonien, dem römischen Weltreiche einverleibt. Dies geschah kurz vor und nach Christi Geburt. Die Römer begründeten nun an den Flüssen feste Lagerplätze für ihre Legionen, welche sich bald zu Städten ausbildeten, führten Heerstraßen über das Gebirge und gewannen die Alpenländer römischer Cultur. Aber die von Norden her bis an die Donau vorgedrungenen Germanen setzten hier den weiteren Eroberungsgelüsten der Römer eine Grenze, und als das Cäsarenreich durch wachsende Anarchie immer mehr verfiel, überschritten die ersteren die Donau, ja sie zerstörten 476 v. Chr. gar das weströmische Reich und wurden so auch Herren in den Alpen. Diese sahen in den nun folgenden schrecklichen Zeiten der Völkerwanderung (375—573) die verschiedensten Völker auf ihrem Durchzuge, bis endlich wieder dauernde Verhältnisse herbeigeführt wurden. Nach der Völkerwanderung hatten den Südabfall der Alpen die germanischen, aber bald romanisch gewordenen Longobarden inne, den Westabhang die später ebenfalls romanisirten Burgunder, den größten Theil des hochrheinischen Gebietes die Alemannen oder Schwaben. Neben ihnen hielt sich mit Deutschen vermischt noch ein Rest halb römisch gewordener Rhäter im heutigen Graubünden und Vintschgau. Im heutigen Tiroler Gebirge und auf der Hochebene zur Donau zwischen Lech und Enns saßen mehrere Ueberreste durchgezogener Deutschen und vereinten sich zu einem Volke, den Bayern.

Alemannen und Bayern blieben bis heute rein deutsch oder haben sich — wie die Deutschtiroler — die fremden Volkselemente, Rhätoromanen und Slaven, assimilirt. Am Ostabhange der Alpen, an der Drau und Save, hatten sich nämlich slavische Völkerschaften, die Wenden, vorgedrängt, wurden aber von den Deutschen, da diese Länder an deutsche Fürsten kamen, zuletzt überwunden, so daß das slavische Gebiet auch im Osten heute ein beschränktes ist. Die Ortsnamen zeigen noch deutlich, wie viel in den Alpen einst von Rhätoromanen und Wenden besetzt gewesen. Das mächtigste unter den deutschen Völkern, die sich in's Römerreich getheilt, wurden die Franken. Sie eroberten das römische Gallien, machten die Burgunder und Longobarden abhängig, unterwarfen alle Stämme Deutschlands, so daß ihr König Karl der Große als römischer Kaiser um das Jahr 800 auch das ganze Alpengebiet beherrschte. Als unter seinen Nachkommen 843 das große Reich zerfiel, gehörten von nun an die Ostalpen und der östliche Theil der Centralalpen zum deutschen Reiche, das seine Herrschaft auch über Italien ausdehnte. Burgund blieb als arelatisches Reich bis 1034 selbständig, zu welcher Zeit es unter Konrad II. dem Salier an Deutschland kam. In der Folge trennten sich die romanischen

Theile Burgunds von den alemannischen; jene (die Länder am Rhone, an der Saone und Isère) fielen Frankreich zu, während diese (der Haupttheil der Schweiz) noch bis zum Schlusse des Mittelalters beim deutschen Reiche blieben. Der Grund zur schweizerischen Eidgenossenschaft ward zu Beginn des 14. Jahrhunderts gelegt, aber erst 1648 fand sie im westfälischen Frieden als eigene staatliche Gemeinschaft förmliche Anerkennung. Die östlichen Alpengebiete blieben fortwährend dem deutschen Reiche, so lange dieses bestand (bis 1806), unterthan. Die verschiedenen kleineren Herrschaften wurden durch das Haus Oesterreich zu einem geschlossenen Ländercomplexe vereinigt, der äußerste Norden war und blieb bayerisch. Die italischen Alpen waren seit langen Jahrhunderten unter die Handelsrepubliken Genua und Venedig, sowie das deutsche Reich getheilt, bis Mailand selbständig wurde.

Maßgebend für die Territorialverhältnisse in den Alpen waren die Bestimmungen des Wiener Congresses vom Jahre 1815, welchen die Umwälzungsperiode der Napoleonischen Gewaltherrschaft veranlaßt hatte. Der neue Kaiserstaat Oesterreich behielt nicht bloß die vormaligen österreichischen Alpenländer, sondern wurde definitiv durch das Erzbisthum Salzburg und das lombardisch-venetianische Königreich vermehrt, das sich im Norden an die Alpen anlehnt. Unglückliche Kriegsereignisse riefen jedoch 1859 den Verlust der Lombardei, 1866 den Venetiens herbei, die beide an das jungerstandene Königreich Italien kamen; für geleistete Hilfe wurden vom letzteren Nizza und Savoyen in den Westalpen an Frankreich abgetreten.

Somit haben heute folgende Staaten an dem weitausgedehnten Alpengebiete Antheil: 1. Frankreich mit Nizza, der Provence, der Dauphiné und Savoyen; von Frankreich eingeschlossen das kleine Fürstenthum Monaco an der Riviera; 2. die Schweiz mit den Cantonen Genf, Wallis, Freiburg, Bern, Unterwalden, Uri, Schwyz, Glarus, Zürich, Zug, Luzern, Thurgau, St. Gallen, Tessin und Graubünden; 3. das Königreich Italien mit Genua, Piemont, Lombardei und Venetien; 4. das kleine Fürstenthum Liechtenstein; 5. Bayern mit Schwaben und Oberbayern, und 6. die österreichisch-ungarische Monarchie mit Tirol und Vorarlberg, Salzburg, Ober- und Niederösterreich im Süden der Donau, Kärnten, Steiermark, dem nördlichen Krain, Görz und Gradisca, in den letzten Ausläufern auch mit Ungarn, Croatien und Slavonien.

Wenn man die Gesammtbevölkerung des Alpensystems auf etwa 7 bis 8 Millionen annehmen kann, so entfallen beiläufig je 3 bis $3\frac{1}{2}$ Millionen auf die Deutschen und Romanen, 1 Million auf die Slaven.

Suchen wir uns nun mit der Vertheilung der verschiedenen Nationalitäten im Alpengebiete näher bekannt zu machen, so finden wir, daß die Deutschen den ganzen Nordtheil des Gebirges bewohnen, nicht bloß die nördlichen Vorlagen, sondern auch ein beträchtliches Gebiet der Uralpen, ja daß sie selbst bis über den Südabhang der letzteren nach Süden hinausreichen. Sie scheiden sich in die dialectisch verschiedenen Schweizer, Tiroler, Salzburger, Ober- und Niederösterreicher, Steirer und Kärntner. Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen geht südlich über die Wasserscheide hinüber im Lysthal, wo sie bei Issime ihren südlichsten Punkt erreicht, und im Gebiete der Sesia-Zuflüsse, dann am Tosathal im Pommat und in Gurin an der Meggia, dem einzigen deutschen Dorfe im Tessin, ferner im Etschgebiete und bei Bladen im Piavegebiete und Tischelwang im Tagliamentogebiete. Italienische Sprache greift über die Wasserscheide herüber im Val de Lei östlich vom Splügen in's Rheingebiet und bei Livigno im Gebiete des dem Inn zuströmenden Spöl in's Donaugebiet.

Dagegen bleibt die deutsche Sprachgrenze erheblich von der Wasserscheide zurück im Oberrheingebiete, im Engadin und im Grödner- und Godethal, wo sich zwischen ihr und dem Gebirgskamme die Rhätoromanen erhalten haben. Von Sprachinseln kommen in Betracht die Ansiedelungen in Graubünden, Nachkommen der Alemannen, welche die fränkischen Kaiser zum Schutze der Alpenpässe dort anlegten; dann die südlich vom Monte Rosa, wo in Rimella sich die deutsche Nationalität außer Zusammenhang mit dem Reste der seit dem 13. Jahrhundert aus dem Oberwallis eingedrungenen Colonisten erhalten hat. Dann hauptsächlich die Sprachinseln in Südtirol, im Nonsberg, im Fleimser- und Fersinathal, wo die Bevölkerung bis auf geringe Reste verwelscht ist, endlich in den beiden bekannten Enclaven im italienischen Gebiete, in den sieben und dreizehn Gemeinden (sette und tredici communi).

Den Westen des Alpenterrains haben die Franzosen inne, Genf, Lausanne, Savoyen und das Rhonethal; auch sie sprechen verschiedene Mundarten. Den eigenthümlichsten Dialect haben die Provençalen zwischen Var, Rhone und Durance. Von Unter-Wallis aus dringt das französische Element immer mehr in das deutsche Ober-Wallis vor; im Grenzgebiete zwischen beiden Theilen wohnen Franzosen und Deutsche gemischt. Von den Franzosen östlich und den Deutschen im Süden benachbart wohnen die Aelpler italienischer Nationalität mit dem piemontesischen, mailändischen, bergamaskischen, trientinischen und friaulischen Dialecte. Die friaulische oder furlanische Mundart ist vom eigentlichen Italienisch am meisten entfernt, da die Furlaner romanisierte Karner sind. Nordöstlich von Monviso wohnen die Waldenser. In Südtirol ist das Welschthum im starken Vordringen gegenüber dem Deutschthum begriffen. Den Italienern mit Unrecht zugezählt werden häufig die Rhätoromanen, Churwelschen oder Ladiner, welche romanisierte Rhäter sind und im Engadin und im Münsterthal der Schweiz, sowie als Ostladiner im Grödenerthal, Abteithal (Badioten) und Enneberg Tirols wohnen. Den Südosten der Alpen endlich erfüllen die Slaven; diese gehören den Südslaven an und sind theils Winden oder Wenden, gewöhnlich Slovenen genannt, im südöstlichen Gebiete von Kärnten und Südsteiermark, in Krain und im Küstenlande; theils Croaten, welche von den vorigen östlich wohnen. Die Chorwaten haben einen schmalen Strich östlich von Graz zwischen Deutschen und Magyaren inne. In den östlichen Ausläufern der Alpen auf ungarischem Boden wohnen auch bereits Magyaren, doch ist hier vom Charakter des Alpenbewohners ebenso wenig zu finden, als das Bergland selbst noch Spuren der Alpenphysiognomie bewahrt hat.

Nachdem wir uns so über die verschiedenen Nationalitäten im Alpengebiete orientiert haben, mag es versucht sein, die Bewohner desselben hinsichtlich ihres Charakters und ihrer Beschäftigung, ihrer Tracht und Wohnung zu kennzeichnen.

Das hohe Alpengebirge mit allen ihm eigenthümlichen Erscheinungen, welches auf seine Bewohner, ihr Leben und Treiben einen bestimmenden Einfluß übt, gibt naturgemäß auch dem Menschen einen scharf ausgeprägten Charakter. Unter fortwährenden Gefahren und mit größerer Kraftanstrengung als der Flachländer gewinnt der Aelpler sein kärgliches Brot, die Mühe eines ganzen Jahres sieht er oft durch ein einziges Unwetter vernichtet, die Straße bergauf und ab ist ihm durch die Thalfurche deutlich vorgezeichnet. Hiezu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. Daraus erklären sich die hervorstechenden Charakterzüge der Alpenbewohner. Diese sind vor allem ein streng conservativer Sinn, ein

Festhalten am Althergebrachten und Ueberlieferten, Liebe zur Heimat, Anhänglichkeit an den Herrscher, Religiosität bis zum Aberglauben, Einfachheit, Genügsamkeit, Ausdauer, Kühnheit, Muth, Tapferkeit, welche oft in Rauflust ausartet, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist.

Wie aber in der Großstadt die Hauptstraßen als Hauptverkehrslinien das modernste Leben weisen, während wir in den entlegenen Seitengassen oft noch altvergangene Zeiten vertreten finden, so zeigen auch heute die Bewohner der inneren, vom Verkehr abseits gelegenen Alpenthäler zum großen Theile noch den oben gekennzeichneten Charakter; in den breiten, zur Ebene mündenden Thälern, welchen von der Natur des Hügel- und Flachlandes manche Seite zu Theil wurde, haben selbstverständlich nie echte Aelpler gewohnt und selbst die großen Hauptthäler im inneren Gebirge, durch welche jetzt die großen Verkehrslinien ziehen, verlieren unter dem Alles nivellierenden Einflusse unserer Zeit immer mehr von der Eigenart ihrer Bewohner.

Da die Volksdichtigkeit zunächst von der Ertragsfähigkeit des Bodens abhängt, so ist erstere in den verschiedenen Alpenländern eine sehr variable. Die hügeligen Vorländer haben die größte relative Bevölkerung, die eigentlichen Hochgebirgsländer die geringste. Wohnen im schweizerischen Canton Appenzell (Außer-Rhoden) 199, in Zürich 184, im niederösterreichischen Alpenlande 57 Menschen auf 1 Quadrat-Kilometer, so sinkt die Dichte in Tirol auf 30, in Salzburg auf 23, in Uri auf 22, in Wallis auf 19, in Graubünden gar auf 13 Bewohner auf 1 Quadrat-Kilometer herab.

Wie die Zahl der Bewohner, so hängt auch die Beschäftigung mit ihrer Heimat, der vielgestaltigen Alpenwelt, zusammen. In den großen Hauptthälern haben vielfach verschiedene Industriezweige im Fabriksbetriebe ihren Sitz aufgeschlagen; hier sind auch die Hauptstätten des Feld- und Gartenbaues, die Viehzucht wird als Stallwirthschaft betrieben. Mit dem Anstiege der schmäleren Thäler steigen wie die menschlichen Wohnungen auch die Aecker und Gärten höher hinan und dadurch erfährt auch die Arbeit des Menschen gewisse Modificationen. Dennoch weisen Feld-, Wein- und Gartenbau, Gewerbebetrieb, Bergbau in den Alpen im Allgemeinen kein eigenthümliches Gepräge auf, wenn auch der ackernde Pflug selbst auf 1300 bis 1900 Meter hohen Bergeshalden geführt wird oder der Bergknappe mitunter in einer Höhe von 2600 Meter und darüber einfährt. Was dem nordischen Flachländer in den südlichen Alpen mitunter als fremd auffällt, das ist zumeist nicht alpin, sondern vielmehr eben einer südlicheren Zone eigenthümlich. So wird z. B. die Rebe in den nördlichen Alpenländern überall nach rheinischer Methode knapp am Boden gezogen; überschreitet man den Brenner südwärts, so sieht man die Rebe fast durchwegs auf Bögen („Bergeln“, „Pontainen“) gezogen, welche in langen Laubengängen angeordnet sind, und am oberitalienischen Alpensaume rankt schon die Rebe oft hoch hinauf an den Bäumen. Es gibt aber Beschäftigungen der Alpenbewohner, welche für dieses großartige Gebirgssystem charakteristisch sind und diese werden in den inneren Alpengebieten, in den Thälern und auf den Bergabhängen, in Schluchten und auf den Gipfeln betrieben.

Der Holzschläger fällt die an steilen Berghalden, oft über jähen Felsabhängen stehenden Bäume und schafft sie dann zu Thale, in seiner gefährlichen und mühseligen Arbeit vom Flößer abgelöst, der die langen Stämme von den Bergwässern abwärts schwemmen läßt. Felsgetrümmer halten oft das Holz auf, und dann sucht der Flößer dasselbe mit Haken an langen Stangen wieder flott zu machen und oft schwebt er am langen Seile in die Tiefe einer vom Wildbach durchtosten

Felsenschlucht, um die auf ihrem Wege gehemmten Stämme zu erreichen. Ueberall im Gebirge begegnen dem Alpenwanderer Gedenktafeln und Kreuze, welche die Stellen bezeichnen, wo Holzschläger oder Flößer bei ihrer Arbeit verunglückend den Tod gefunden. Kann kein Wasser zur Beförderung des Holzes benützt werden, so bedient man sich mitunter der sogenannten „Holzriesen", großer, oft von außerordentlichen Höhen herabsteigender Rutschbahnen für die Balken und Baumstämme. Sie sind in Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Bayern häufig. Am großartigsten sind die Hauptriesen oder die „vollkommen gesattelten Riesen". Tausend Schritte lang und darüber gehen sie in die Tiefe. Oben am Anfange derselben befindet sich die sogenannte „Aufkehr", eine Art von Tenne oder Bassin, wo das Holz aufgestapelt wird, um dann von hier aus in den Canal hineingestoßen zu werden. Die Riese selbst ist aus langen, glatten Baumstämmen zusammengesetzt, die der Länge nach neben einander befestigt sind. Die, welche die eigentliche Unterlage zum Rutschen bilden, heißen die „Dachbaume", die zur Seite liegenden, welche das Ausweichen des abrutschenden Holzes vermeiden, die „Wehren", „Sattel", und dann noch bei einer ganz vollkommen gesattelten Riese die „Uebersattel". In der feuchten Jahreszeit wird das Holz „ausgekehrt", d. h. hinabgelassen. Es rutscht, springt und hüpft mit großem Gepolter die Berge hinunter. Auf der Seite, an den Ecken, wo die Riese „auswirft", d. h. wo das Holz leicht ausspringt, werden, um dies zu verhindern, sogenannte „Mäntel" errichtet aus starken Baumstämmen, welche man daneben in die Erde schlägt. Im Herbste, wenn die Wege bereift sind, kehrt sich's am besten. Da „spießt" das Holz tüchtig, d. h. wie die Wurfspieße in einer Feldschlacht kommen die Baumstämme herunter geflogen. Auch hier ist die Arbeit der Holzknechte, namentlich was die Körperanstrengung betrifft, eine höchst beschwerliche und nicht ohne Gefahr.

Der Wildheuer erntet im August und September das Gras auf jenen schwer nahbaren Halden im Hochgebirge, meist über der Waldregion gelegen, die ihrer steilen Böschung halber weder mit Schafen noch mit Ziegen, viel weniger mit schwerem Großvieh betrieben werden können. Die zu solchen Grasplätzen führenden Wege ziehen zumeist an steilen Abhängen hin; rechts wächst die Wand jäh, glatt, senkrecht in die Lüfte empor, links sinkt sie ebenso steil mehrere hundert Meter in die Tiefe nieder; dazwischen liegt der Felsenweg, abschüssig, schlüpfrig, bröcklig, oft nur wenige Spannen breit. Das sind die Pfade des Wildheuers, aber auch des Alpenjägers. Der Birschgang auf Alpenthiere ist mit der Weidmannskunst, wie sie im Hügel- und Flachland geübt wird, nicht zu vergleichen. Ist das gejagte Wild ein edleres, wie die flüchtige, weit witternde Gemse, oder ein gefährliches, wie Bär, Wolf, Adler und Geier, so droht auch dem Alpenjäger schon aus seinem Jagdrevier, der zackigen Gebirgswildnis, Gefahr und Verderben. Hier setzt er sein Leben gegen das des gejagten Thieres ein; aber er wird mit der Gefahr vertraut und gewinnt immer mehr an Unerschrockenheit, Sicherheit, Gewandtheit und Stärke. So erklärt sich, daß auch Alpenjäger ein hohes Alter erreichen, ohne zu verunglücken. Von dem berühmten Gemsenjäger Colani zu Pontresina im Oberengadin, der 1837 starb, wird berichtet, daß er in seinem Leben nicht weniger als 3000 Gemsen erlegt habe.

Alpenwirthschaft bleibt jedoch die Hauptbeschäftigung des eigentlichen Aelplers. Von den hochgelegenen Alpenwiesen unterhalb der Schneegrenze, die zwar keinen Anbau dulden, aber die besten, würzigsten Futterkräuter liefern, war bereits die Rede. Wie groß wäre

die Mühe, das Gras für die zahlreichen Herden, welche den Hauptbesitzstand des Gebirgsbewohners bilden, zu mähen und in die Thäler zu schaffen! Deshalb wird das Vieh zur Sommerszeit auf die Weideplätze des Hochgebirges, die sogenannten Alpen oder Almen, getrieben, und weidet in frischer Bergluft das kurze, dichte Gras ab. Während das Vieh, Kühe und Ziegen, die ganze Almzeit über im Freien bleibt, findet der Senne oder Hirt in der Sennhütte, die nur aus übereinander gelegten Balken besteht und deren Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert ist, nothdürftige Wohnung. Hier verarbeitet er aber auch die Milch zu trefflichem Käse oder schmackhafter Butter. Letztere gewinnt man namentlich in den östlichen Alpenländern, in Oesterreich und Steiermark, wo auch vorwiegend das weibliche Geschlecht mit der Sennerei beschäftigt ist (die Sennhütten heißen hier „Schwaigen", die Sennerinnen „Schwaigerinnen"); Käserei wird besonders eifrig in der Schweiz betrieben (namentlich im Greyerzerlande, im Saanen-, Emmen-, Maderaner und Urserenthal und im Tavetsch). Die Sennen sind größtentheils arme Leute, ihre Nahrung Milch oder Rahm, Käsmilch und magerer Käse, dazu grobes Brot, das häufig genug fehlt. Selten besorgen sie eigene Herden, und noch seltener auf eigener Alm; gewöhnlich stehen sie im Dienste der Alm- und Herdenbesitzer, oder sind Pächter.

Die Auffahrt auf die Alm, der Auszug einer Herde im Beginn des Sommers, ist ein Festtag für den Hirten und die Herde. Die Kühe sind mit Blumen und Bändern geputzt und mit Glocken behängt, und jubelnd und juchzend geleitet sie der Senn. Auf der Bergeshöh aber, da übt er erst recht seinen Gesang, die einfache, doch lieblich klingende Melodie des Kuhreigens, oder bläst sie auf dem Alphorn. Die Seele des Bergbewohners hängt an diesen Tönen so sehr, daß er, in der Fremde sie hörend, von Heimweh ergriffen wird. Die eigentlichen Sennerländer, wo die Alpenwirthschaft den besten Betrieb findet, sind die Schweiz, Tirol und Salzburg. In der Schweiz zählt man 4559, in Deutsch-Tirol 2482 Almen; in den östlichen Gebieten ist ihre Zahl stark in Abnahme begriffen.

In vielen Alpenthälern werden die Kühe nur zum Hausbedarf gehalten und Ochsen als Mastvieh gezogen, die dann statt der Kühe auf die Almen getrieben werden. Ein anderes, dem Aelpler sehr wichtiges Thier ist das Schaf, welches auf den Alpen noch seine Nahrung findet, wo sich keine Kuh hinwagt. Es liefert dem Gebirgsbewohner Wolle für seinen „Loden", geschätztes Leder, seine Milch verarbeitet er zu vortrefflichem Käse und das durch Alpenkräuter gewürzte Schaffleisch ist namentlich in den südlicheren Gegenden eine allgemeine Lieblingsspeise der Aelpler. Im Winter wandern große Schafherden aus Tirol in die abgebauten Fluren Italiens, um daselbst Weide zu finden, wie dagegen den Sommer über die Bergamasker Schafe aus den Thälern von Brescia und den Ebenen des südlichen Tessins nach den Engadiner Alpen getrieben werden.

Die Aelpler gehen gleich anderen Gebirgsbewohnern auch außerhalb ihrer Heimat dem Erwerbe nach. Zum Theil ist die Armut der hochgelegenen Thäler, zum Theil die lange Winterszeit, in der die landwirthschaftliche Arbeit feiert, der Beweggrund, sich in der Fremde nach Brot umzusehen. Namentlich die Savoyarden, Schweizer und Tiroler durchziehen so weite Länder, die meisten als Hausierer. Bekannt sind die mit ihren Murmelthieren wandernden Savoyardenknaben, die Tiroler Sänger, welche ihre einträglichen Kunstreisen in neuester Zeit bis jenseits des Oceans ausdehnen, während kleine Jungen aus Südtirol den Winter über als „Spazzacamini" (Kaminfeger) in Italien ein armseliges Brot verdienen. Die Tessiner

(„fratelli Ticinesi") sind als Straßen- und Bahnarbeiter oder Maurer in der flachen Schweiz geschätzt. Aber gienge es ihnen in der Fremde auch noch so gut, fast alle kehren sie wieder in ihre rauhen Thäler zurück, wohin sie ein unstillbares Heimweh zieht. Der Graubündner, der Tiroler aus dem Passeier, dem Zillerthale bringen oft lange Jahre in der Fremde zu, gewinnen Vermögen, lernen all die Bequemlichkeiten eines verfeinerten Lebens kennen und kehren doch schließlich wieder häufig in ihr entlegenes stilles Heimatthal zurück, in ihre rauhere, aber so majestätische Gebirgswelt, welche sie auch in der Ferne wie mit Zaubergewalt festgebannt erhielt. Daher kommt es, daß die Alpenbewohner zu der großen Zahl europamüder Auswanderer ein so kleines Contingent stellen.

In früheren Jahrhunderten verdangen sich die Schweizer viel als Leibgarden an die Höfe von Wien, Versailles, an den Papst zu Rom u. s. w. Daß die Regenten früherer Zeit ihre persönliche Sicherheit dem Schutze der „Schweizer Garden" anvertrauten, erklärt sich aus dem Rufe großer Tapferkeit, den die Schweizer mit Recht genossen. Wie bewunderungswürdig sind die Kämpfe, mit denen die Schweizer und Tiroler wiederholt ihr Vaterland vertheidigten. Diese Tapferkeit des Aelplers wird nicht bloß durch seine Heimatsliebe erzeugt, sie ist auch eine Folge seines steten Kampfes mit den überlegenen Naturgewalten, die ihn fortwährend in banger Ungewißheit bezüglich seines Besitzes erhalten. In diesem Kampfe bietet ihm ein starkes Gottvertrauen, ein echt religiöser Sinn festen Rückhalt. Seine Frömmigkeit wird freilich häufig auf falsche Bahnen gelenkt und Aberglaube aller Art hat noch immer in den Alpenthälern seinen Sitz, und selbst traurige Erfahrungen öffnen den Aelplern nicht die Augen, wie z. B. der noch heute bestehende Gebrauch des sogenannten „Wetterläutens" in Tirol beweist. Mit diesem Aberglauben, der sich ja auch aus dem Festhalten am Althergebrachten erklärt, hängt auch das Fortleben zahlreicher alter heidnischer und christlicher Gebräuche, Sagen und Mythen zusammen. Aus heidnischer Zeit haben sich die Sonnwendfeuer und die Sonnenfeste des Frühlings erhalten, aus erster christlicher Zeit stammen die Weihnachts-, Hirten- und Hl. Drei König-Lieder und seit dem Mittelalter ist das Absingen derselben von sogenannten „Sternsängern" oder „Sterntreibern" in den österreichischen Alpenländern in Uebung. Ungemein reich an altheidnischen Mythen ist Tirol, wo Hulda als Königin der „seligen Fräulein", die Riesen, die „Holden" und „Unholden", „Perchtl-Berchta" mit Perchtentag und Perchtlspiel, die „Faien", Gnomen, Kobolde, Wichteln, Nörggeln und Eismandeln in der Phantasie des Volkes noch ihr Wesen treiben. Hier sei auch der alten Osterspiele gedacht, die als kunstmäßig verfeinerte „Passionsspiele" sich in Oberammergau in Bayern und zu Brixlegg in Tirol bis heute erhalten haben.

Wie der Charakter des Aelplers etwas Originelles hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Federn und Gemsbart geschmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe, in einigen Landestheilen bunt durcheinander, in anderen thalweise gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geschlechter. Ein lodener Rock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform des Aelplers, welche er sich selbst bereitet. Dazu kommt in der Schweiz ein langes Beinkleid, während in den Ostalpen eine kurze Lederhose, Strümpfe, welche das Knie unbedeckt lassen, und derbe Schuhe den äußeren Anzug vollenden. Ein lederner Gürtel umschließt den Leib, der gewöhnlich grüne Hosenträger bedeckt einen Theil der Brust. Namentlich in manchen Thälern Tirols ist die Tracht der Männer malerisch zu nennen, phantastisch nahezu das Costüm der sogenannten „Saltner",

der Weinhüter in der Gegend von Meran und Bozen. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt. Doch gibt es auch genug Gegenden, in denen auch das weibliche Geschlecht in vortheilhafter Tracht sich zeigt.

Seine eigenthümliche Tracht kleidet den Aelpler um so besser, als er zumeist nicht bloß von starkem, sondern auch häufig von schönem Körperbau ist. Allerdings verliert das Weib fast überall in den Alpen sehr früh den schönen Schmuck der Natur, da es von Kindheit an die anstrengendsten Arbeiten zu verrichten hat. In armen und dicht bevölkerten Gegenden ist die äußere Erscheinung der Alpenbewohner wegen ungenügender Nahrung eine nicht sehr günstige, wie z. B. im Wallis oder in einzelnen Theilen Steiermarks und Niederösterreichs. In den schattigen und feuchten Engthälern zeigen sich zahlreiche Krankheitsanlagen und viele Krüppel, namentlich zwergenhafte, taubstumme Mißgestalten mit blöder Miene und stieren Augen, ungeheuren Kröpfen und krummen Beinen, welche in den Alpen Fexen, Cretinen, Trotteln, Torken oder Tosten genannt werden. Neuere Untersuchungen scheinen als unzweifelhaft darzuthun, daß der Cretinismus der Urgebirgsformation folge und dem Diluvium der Flüsse, deren Quellengebiet im Urgestein liegt, daß er ferner auf Kalkboden sehr selten ist und daß die größten Herde sich in den Thälern finden. Er ist in hohem Grade erblich und in den isolierten Gebirgsthälern wird die Vererbung sicherlich durch die häufigen Familienheiraten begünstigt. Der Cretinismus ist zunächst in den Thälern des südlichen und westlichen Alpenabhanges anzutreffen, wo die Hauptherde der Krankheit um Mont Cenis und Montblanc lagern. In der Schweiz bilden die vom St. Gotthard auslaufenden Thäler die Hauptherde. Der Cretinismus fehlt aber den nach Nord und Ost geöffneten Thälern keineswegs, wie sein häufiges Vorkommen im Inn-, Salzach-, Traun-, Enns-, Murthal, in den Thälern Kärntens zeigt.

Wie der Aelpler in seiner eigenthümlichen Tracht einhergeht, so zeigt auch sein Wohnhaus etwas Originelles. Der Grundtypus ist unter dem Namen des Schweizerhauses allgemein bekannt. Dieser drückt sich vor Allem in der herrschenden quadratischen Form aus, welche verbunden mit dem Aufgang auf Freitreppen eine große Mannigfaltigkeit der inneren Eintheilung gestattet. Dazu tritt das flache Dach mit breiten Ueberhängen, dessen Latten oder Schindeln mit Steinen beschwert sind, und mit darunter fortlaufenden Gallerien oder Altanen, die sich, wenn auch verkürzt, in einem oberen Stockwerk wiederholen. Das Haus ist entweder ganz aus Holz gezimmert oder der Unterbau ist gemauert. Man spricht von einem allemannischen, burgundischen, rhätischen, Tiroler, Steirer, Vorarlberger Hause, doch sind die Unterscheidungen unsicher. Wo an die Stelle des Holzbaues der Steinbau tritt, entstehen schwere mehrstöckige, cubische Häuser mit flachem Dach, die von den aus dem Süden in die Alpen hereintretenden italischen Stadthäusern schwer zu unterscheiden sind. Im niedrigeren Theile Oberösterreichs und dem Wiener Walde herrscht das fränkische Haus.

Auch die Ansiedlungsformen in den Alpen erfordern eine kurze Betrachtung. Abgesehen von einzelnen Städten, finden wird im Alpengebiete drei Arten von Wohnplätzen: Dörfer, Weiler und Einzelhöfe. Das reine Hofsystem erscheint fast ausschließlich auf den Höhen. In der Schweiz, im Algäu, in Tirol. Kärnten, Steiermark finden wir viel reichlicher die Einzelhöfe auf der Schattenseite, die Dörfer auf der Sonnenseite der Thäler. Bemerkenswert ist die Häufigkeit der Höfe in deutschen Gebieten, gegen-

über den romanischen und slovenischen Districten.

Zum Schlusse müssen wir noch der Kunstfertigkeit und Kunstbegabung der Aelpler gedenken. Die vielen Gefahren, welche ihnen fortwährend drohen, der Kampf, in dem sie mit der Natur leben, um ihr Alles abzutrotzen, was möglich ist, macht sie nothwendigerweise erfinderisch. Dies äußert sich zunächst dort, wo es auf Mechanik ankommt. So wie der Aelpler durch die Natur gezwungen wird, sie zu beobachten und den größtmöglichen Nutzen von ihr zu ziehen in seinen Gewerben, so führt ihn diese Beobachtung auch ebenso leicht zu Wissenschaft und Kunst. Viele Söhne der Alpen, oft den dürftigsten Verhältnissen entstammend, sind geschätzte und selbst berühmte Bildhauer geworden.

Groß ist die Liebe zur Musik in den Alpen. Auf den hohen Schweizerbergen bläst der Hirte das Alphorn, in der niedrigsten Bauernhütte ertönt Gesang, dazu in den östlichen Alpenländern die Zither, begleitet von dem Takte der Füße, dem Tanze. Diese jauchzende Freude der Alpen hat sich verfeinert zum Ländler und dieser ist der allbekannte Walzer, der eigentliche, aber ausgeartete Alpentanz. Mit der Liebe zur Musik verkündet der Aelpler oft auch poetischen Sinn und die Volksdichtung hat an Liedern und Vierzeiligen (Gstanzeln, Schnaderhüpfeln) einen reichen Schatz aufzuweisen. Daneben geht auch eine kunstmäßige Alpendichtung, an deren Schwelle der Berner Albrecht von Haller († 1777) mit seinem berühmten Lehrgedichte „Die Alpen" steht. Heute, da die Alpen immer mehr der Anziehungspunkt für den des verfeinerten städtischen Lebens müden Flachländer werden, schöpfen auch immer mehr Dichter ihren Stoff aus den Naturbildern des Gebirges und dem Leben seiner Bewohner und bieten uns alpine Lieder, Erzählungen und Volksschauspiele in reicher Fülle.

Ein Capitel über den Hochmuth.

Nach Eduard Reich.*)

Bei einer großen Zahl von Zweihändern herrscht der Glaube an den Besitz ganz besonderer Vorzüge. Dieser Glaube bewirkt, daß den Betreffenden der Kamm mächtig anschwillt und dieselben dafür halten, es sei ihre Organisation besser gelungen und werthvoller, als jene ihrer Mitmenschen. In wie weit sie zu solcher Annahme berechtigt sind, ob sie dazu überhaupt berechtigt sind, darüber nachzudenken liegt ihnen ferne; denn die meisten Individuen, welche sich satt essen, ohne maßlose Sorge um die Nahrung sich gemacht zu haben, glauben an ihre Vollkommenheit und erkennen sich das direct von der Gottheit ihnen verliehene Recht zu, auf ihre weniger glücklichen Mitmenschen mit Geringschätzung, ja mit Verachtung herunter zu sehen.

Ja, nicht allein von Rechten träumen

---

*) Aus dessen Werk: Blicke in das Menschenleben. Schaffhausen bei Fr. Rothermel. 1886.

sie, sondern halten jede geistige Berührung mit Menschen, welche sie wegen Armut geringschätzen, für Verunreinigung, setzen die Armen selbst als Gesindel in eine Kategorie mit den Verbrechern, und überschütten Jeden, der in einem nicht mehr ganzen Rocke ihnen naht, mit Schmach und Grobheit. Hochmuthspinsel solcher Art sind empört, wenn der minder Wohlhabende sich erdreistet, dieselbe Luft zu athmen, wie auch sie, das gleiche Wasser zu trinken, sich zu vergnügen. Sie wünschen, daß alle Welt vor ihnen auf dem Bauche kriече, demüthig ihre Gnade anflehe und für sie nicht bloß die Kastanien aus dem Feuer hole, sondern pflichtschuldigst auch sich braten lasse. Dies sind die Hochmüthigen in der Welt der Masse, dort, wo bloß Reichthum gilt und Macht.

Aber auch auf dem Gebiete des Geistes sehen wir Hochmuth, bei den Denkern, Forschern, Dichtern, Künstlern. Und dieser Hochmuth ist ebenso lächerlich in seiner Erscheinung, ebenso gefährlich in seinen Wirkungen auf die Person und die Gesellschaft, wie der Hochmuth derer vom Mammon und von der Gewalt, wenn auch die socialen Wirkungen nicht so weit gehen und nicht so tief greifen.

Ein solcher Tropf von Geistes-Hochmüthigem ist eigentlich noch verächtlicher, als der Philister und Gewaltmensch mit angeschwollenem Kamm; denn von ihm fordert man, und mit vollster Berechtigung, ein höheres Maß von Vernunft und Herzensbildung, während man Philister und Gewaltmenschen mit Unvernunft in nahe Beziehung bringt.

Mangelhafte Gemüths- und einseitige Geistesentwicklung auf Grundlage unharmonischer Leiblichkeit sind die Quellen, aus denen Hochmuth überhaupt, bei denen von der Profession der Wissenschaft und Kunst insbesondere, entspringt. Kerngesunde, harmonische, geistig und gemüthlich voll entwickelte Naturen haben nichts von Hochmuth. Dieser letztere gehört den Persönlichkeiten der unteren Classen des Ranges der Entwicklung an und weist niemals auf eine wirklich große Seele hin.

Gewöhnlich findet man den Theil der Gelehrten auffallend hochmüthig, der professionell mit Erforschung großer Kleinigkeiten und mit höherer oder niederer Schulmeisterei sich beschäftigt. Zu glauben, diese Art von Hochmuth sei ohne nachtheilige Wirkung auf persönliche und gesellschaftliche Verhältnisse, wäre irrthümlich; denn diejenigen Menschen, gegen welche der Hochmuth offenbart wird, werden durch den widerwärtigen Einfluß desselben nicht allzu selten in ihrer Laufbahn gestört, und verlassen oft genug ihr eigentliches Fahrwasser, um auf fremde Gebiete getrieben zu werden, in deren Boden sie niemals recht Wurzeln fassen können.

Leute, die wenig mit der eigentlichen Welt in Berührung kommen und einerseits viel studieren, andererseits allerhand großen und kleinen Eseln ununterbrochen als Weisheitskrämer imponieren; Leute, die viel mit der Welt in Berührung kommen und die gewöhnt sind, daß der gesammte Pöbel zu ihnen emporblickt und vor ihnen im Staube kriecht — alle diese werden ohne Zuthun hochmüthig; weil sie von sich selbst eine zu hohe und von den Andern eine zu geringe Meinung annehmen. Und was den Hochmuth dieser Menschen vermehrt, ist die elende Erniederigung der Stellenjäger, Heuchler und Schmeichler, die etwas erreichen wollen.

Gottfried August Bürger verschreibt folgendes Recept gegen den Hochmuth:

„Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt;
Der Großen Hochmuth wird sich geben.
Wenn uns're Kriecherei sich gibt."

Es gibt auch eine Art von Hochmuth, welcher religiöse Fanatiker und solche Pfaffen kennzeichnet, die übermüthig, unvollkommen ausgebildet und einflußreich sind, oder den Schafen zweihändiger Art imponieren, zu deren

Hütern sie von irgend einem Menschen oder irgend einem Collegium von Menschen ernannt und bestellt wurden. Die erste dieser beiden Gattungen des Hochmuths ist der religiöse, die zweite der hierarchische Hochmuth. In beiden Fällen ist der von der Leidenschaft Ergriffene ein Sclave; nur besteht der Unterschied, daß der religiöse Hochmuth seinen Inhaber zum Geisteskranken stempelt, der hierarchische jedoch seinen Inhaber zum Schafskopf. Den Geisteskranken bedauert, den Dummkopf bemitleidet der Einsichtsvolle.

„Der religiöse Hochmuth," bemerkt K. W. Ideler, „hat mit jedem andern Ehrgeiz, welcher die Vorzüge des Wissens, des Ranges, der Geburt u. s. w. geltend macht, den charakteristischen Zug gemein, daß er alle Kraft des Geistes und Gemüthes an den ausschließlichen Zweck setzt, das Bewußtsein des persönlichen Wertes höher zu stellen, als jedes noch so ausgezeichnete Verdienst, also in der übertriebensten Selbstschätzung sich für den Inbegriff alles Vortrefflichen, gleichsam für das vollkommenste Urbild des Menschengeschlechts zu halten. Unstreitig der Superlativ der Selbsttäuschung, welche, auf das religiöse Bewußtsein übertragen, geradezu dahin führen muß, daß der Bethörte sich mit der Gottheit indentificiert, deren Weisheit und Heiligkeit überkommen zu haben wähnt, und in deren Namen unter den Menschen aufzutreten begehrt. Wenn er diesen maßlosen Dünkel nicht mit dürren Worten auszusprechen wagt, da er des unbedingten Widerspruches von allen Seiten gewärtig sein muß, vielmehr seine Anmaßungen aus Klugheit oft hinter einer affectierten Demuth zu verstecken sucht, so schwelgt er doch in seinem berauschenden Selbstgefühl, um sich für alle erduldeten Kränkungen überflüssig schadlos zu halten."

Der weltliche Hochmuth begnügt sich damit, den Nebenmenschen allen Anspruch auf äußere Ehre streitig zu machen; der geistliche dagegen spricht ihnen allen sittlichen Wert ab, um diesen sich allein beizulegen, wobei denn keine gehässigen Insinuationen, Anschwärzungen und Verleumdungen gespart werden.

Wenn es schon ungemein schwierig ist, Hochmüthige gemeiner Art von ihrem moralischen Uebel zu befreien, so wird dies bei religiös Hochmüthigen fast unmöglich; denn, während jene nur moralisch Kranke sind, gehören diese bereits zu den sittlich Entarteten. Leichter wird es sein, religiösem Hochmuth vorzubauen. Hierzu bieten sich uns die Hilfsmittel der Gesundheits- und Erziehungspflege auf der Grundlage des staatlichen und gesellschaftlichen Systems der Allgemeinverbindlichkeit und Nächstenliebe.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß Hochmuth ausgeprägteren, aber einseitig entwickelten Individualitäten eigenthümlich zukomme. Die Physiognomie solcher Leute hat etwas Besonderes; Hochmuth zeigt niemals die Merkmale edlen Stolzes. Dieser letztere ist etwas Erhabenes und hat nichts mit Hochmuth gemein. Edler Stolz ist etwas Natürliches, das mit Nächstenliebe und Hochachtung seiner Mitmenschen vorzüglich sich vereinigt, und die vollkommen entwickelte Persönlichkeit kennzeichnet.

Eine Bergpredigt.

Gemach, gemach, es ist keine. Es ist nur die kleine Besprechung und Würdigung einer solchen. In der ausgezeichneten, in unserem Schriftthume vielleicht Epoche machenden Flugschriftenreihe: „Gegen den Strom", (Wien, Carl Graeser) ist eben eine Broschüre erschienen: „Wie wir wirtschaften." Diese Schrift sagt Dinge, die Niemand gerne hört — nämlich die Wahrheit. Sie ist voll herben Ernstes, und doch wieder durchhaucht von wahrer Liebe zur Gesellschaft. Strenge wird der wirtschaftliche Leichtsinn, besonders der Wiener gegeißelt, ehrlich wird ihnen das furchtbare Ziel gezeigt, dem sie zueilen. Man glaubt, eine solche Schrift müßte wirken, der Leser müßte auf seine Brust schlagen, anstatt immer zu denken: das geht die Anderen an, und er müßte sich und seinen Haushalt wenigstens seiner Familie zu Liebe ändern. Der Erfahrung gemäß aber wissen wir, daß Worte nichts nützen, Bücher nichts helfen, daß wohlmeinende Warner verlacht und verspottet werden. Die Gesellschaft von heute will in den Abgrund springen. Dann wird sie dem Abgrund die Schuld geben und nicht sich selber. Aber sie soll wissen, wovon ihr Unheil herrührt.

Der Oesterreicher, vollends der Wiener, ist ein liebenswürdiger, aber verstockter Sünder. „Er will sich" — sagt die oben genannte, sehr ernst zu nehmende Schrift, die wir hier in ihren verschiedenen Theilen auszugsweise zu citieren uns erlauben — „er will sich seines Lebens freuen, er will »sein Dasein großartig genießen«, und harte Arbeit und strenges Sparen passen eben nicht in sein Programm. Er besitzt nicht die Selbstüberwindung, sich den veränderten Zeitumständen anzupassen. Er beruft sich auf seinen Vater, der mäßig gearbeitet habe und ohne Plage reich geworden sei, und kann nicht begreifen, warum ihm selbst das gleiche Maß an Arbeit nicht das gleiche Maß an Ertrag liefern solle. Man lebe doch nicht bloß, um sich zu schinden und zu rackern. Er scheue ja die Plage nicht, aber zu viel sei ungesund, und er dürfe für seine Mühe auch einen Lohn begehren. Das Wohlleben sei ihm Bedürfnis, das Knausern aber verhaßt, und wenn es ihm versagt wäre, seinen Handel und Wandel nach eigenem Gefallen und gutem Väterbrauch zu treiben, so wolle er lieber zugrunde gehen, als solche Hundeexistenz weiterzufristen. Aber Gott sei Dank, so weit wäre es noch nicht gekommen, denn »der Wiener geht nicht unter«. Und dann klagt er die Zeit an, die vermaledeite Zeit, die alle Fröhlichkeit aus der Welt vertreibe, die Guten und Braven nicht aufkommen lasse und nur die schlechten Kerle begünstige . . .

Die Sparsamkeit dünkt dem Wiener eher ein Fehler als eine Tugend. Allein die landläufige Vorstellung von der Sparsamkeit bedarf dringend einer Berichtigung. Die Sparsamkeit besteht nicht im gierigen Zusammenscharren von Geld und Gut, auch nicht im knickerigen Dreimalansehen jedes Kreuzers vor dessen Verausgabung, am allerwenigsten aber darin, daß man sich etwa die Befriedigung wahrer Bedürfnisse versage, um den dafür entfallenden Betrag bei Seite zu legen. Nicht die Kunst, das Geld im Kasten zu behalten, sondern die Kunst, seine

wirthschaftlichen Kräfte zweckmäßig zu verwenden, ist Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist die Grundlage alles Reichthums und damit alles Fortschritts und aller Cultur. Sie ist es, die aus dem Abgrunde der Knechtschaft zur lichten Höhe der Freiheit emporführt. Sie ist es, die dem Bürgerthume seine hervorragende Stellung in der modernen Gesellschaft erobert hat. Und wehe der Stadt, und wehe dem Staate, dessen Bürger dies vergessen könnten!

»Wien geht zurück.« — Die Ursachen dieser Erscheinung? Es gibt deren in der That mehr als genug und je nach dem Parteistandpunkte wird der Eine diese, der Andere jene zu betonen wissen. Aber Eine dieser Ursachen, und wahrhaftig nicht die geringfügigste, wird man nie und nirgends nennen hören. Es ist, als ob man stillschweigend übereingekommen wäre, diesen wunden Punkt nicht zu berühren. Und doch wäre es Sache der sonst so zungenfertigen Wortführer der öffentlichen Meinung, sich einmal auch über das Capitel des Wiener Privathaushaltes vernehmen zu lassen.

Man ißt, trinkt, wohnt, heizt und beleuchtet in Wien theurer als in jeder anderen europäischen Großstadt. Erfreuen wir uns doch einer Besteuerung, die gerade die nothwendigsten Lebensbedürfnisse am härtesten trifft! Das hindert uns aber nicht, unser häusliches Budget derart einzurichten, als ob wir in einem Paradiese der Billigkeit lebten. Wir sind gewaltige Feinschmecker, wir sind im Trinken erprobte Sachverständige, wir schwärmen für hübsche, geräumige, nicht allzu hochgelegene Wohnungen. Die Ausschmückung unserer Wohnräume läßt in der Regel, wenigstens was Kostspieligkeit betrifft, nichts zu wünschen übrig. — Besonders auffallend ist die Ueberladung mit allerlei zwecklosem Tand, die unseren Zimmern mitunter ein fast schaubudenartiges Gepräges gibt. Das rührt wohl zum guten Theile von einer wunderlichen Leidenschaft her, die uns seit Olim's Zeiten eigen ist, der Leidenschaft, Geld auszugeben und unnöthige Einkäufe zu machen.

Fünf Mahlzeiten täglich — das bedeutet einen Geldaufwand und Zeitverlust, den das reichste Volk der Erde, die Engländer, sich nicht gestatten. — Obendrein huldigen wir noch dem schlimmen Brauche, den größten Theil unserer freien Zeit — und wann fehlte es uns an solcher! — in Gast- oder Kaffeehäusern zuzubringen.

Bei anderen Menschen hört die Gemüthlichkeit in Geldsachen auf, beim Wiener beginnt sie ebenda. Durch nichts kann man ihn so sehr in Harnisch bringen, wie durch die Anpreisung jener Berliner Sparsamkeit, die er als »Schmutzerei« bezeichnet. Doch wie? Hat nicht die »Schmutzerei« Friedrich Wilhelm's I. seinen großen Nachfolger in den Stand gesetzt, einer Welt in Waffen zu trotzen und ein kleines unbedeutendes Land zu einer europäischen Großmacht zu erheben?

Es ist nun merkwürdig und zugleich überaus charakteristisch, wie mit der Unterschätzung des Wertes und der Bedeutung des Geldes bei dem Wiener eine Ueberschätzung desselben Factors Hand in Hand geht. So wenig er im Stande ist, zu wirtschaften und zu sparen, so sehr imponiert ihm andererseits der fertige Besitz. Er wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, um sich dann vor Demjenigen, der es aufhebt, ehrfurchtsvoll zu beugen. Er läßt sich prellen, ausbeuten und betrügen, denn er findet es unter seiner Würde, dem Nebenmenschen gar zu genau auf die Finger zu sehen; vor Demjenigen aber, der ihn geprellt, ausgebeutet, betrogen hat und dadurch reich geworden ist, fühlt er den tiefsten Respect.

Als „Idealisten“ bezeichnet man heutzutage schlechtweg jeden anständigen Menschen. Die Verderbnis ist so weit gediehen, daß sie — und dies ist das Schrecklichste an der Sache —

kaum mehr Beachtung findet. Was gegenwärtig als natürlich und selbstverständlich hingenommen wird, das hätten und haben die Sittenschilderer anderer Epochen als unerhörten Frevel gebrandmarkt.

Weil wir unsere Lebensweise nicht nach Maßgabe unserer wirtschaftlichen Verhältnisse einzurichten verstehen, darum sehen wir uns genöthigt, alles, was wir unser Eigen nennen, zu verwerten und zu „fructificieren“, nicht nur unsere materiellen, sondern zuletzt auch unsere geistigen und sittlichen Güter. Wir beginnen zu fragen, wie viel denn unser reines Gewissen, unsere Redlichkeit, unsere Ehre wert sei, und endlich setzen wir das Alles in Geld um und verkaufen unsere Seelen dem Bösen. So findet die alte Sage von Satanas, dem Seelenkäufer, ihr modernes Gewand.

Der »Männerstolz vor Königsthronen« ist zur Sclavendemuth vor Geld und Titeln geworden. — Wir leben zu viel nach außen und zu wenig nach innen. Von der Wiege bis ans Grab, von der Erziehung, die uns ins Leben einführt, bis zu den Erfahrungen, die uns daraus vertreiben, wird uns unablässig die Lehre eingeprägt, daß es in der Welt nicht auf das ankommt, was man ist, sondern auf das, was man vorstellt. Von einer Schätzung geistiger Arbeit um ihrer selbst, um ihrer reinen Freuden willen ist keine Rede mehr. Alles und Jedes soll einen Ertrag liefern, soll Geldeswert haben und sich verzinsen. Hat doch ein englischer Nationalökonom herausgebracht, daß jeder erwachsene Mensch als eine Maschine zu betrachten sei, die zwanzig Jahre emsiger Arbeit und eine beträchliche Summe von Bauausgaben gekostet habe! Ist das nicht reizend? Der Mensch eine Maschine — so weit ist unser Fortschritt schon gediehen!

Wir leben zu viel in der Gesellschaft und zu wenig innerhalb unserer vier Wände. — Eine Stunde der Einsamkeit zu erübrigen, fehlt uns jedes Bedürfnis. — Wir denken nicht mehr schlicht und einfach genug, die Segnungen einer schönen Häuslichkeit, ihren herzerquickenden Frieden, ihre veredelnden Genüsse würdigen zu können. — Die Erziehung und den Unterricht unserer Kinder vertrauen wir dem ersten besten aus der Zeitung aufgelesenen oder uns durch irgend einen Bekannten empfohlenen Subjecte an, während wir selbst über die Lösung der orientalischen Frage mit unseren Nachbarn Berathungen halten oder in Wohlthätigkeitsvereinen über die Verbesserung des Loses der Sträflinge uns den Kopf zerbrechen. Welche Frau, deren Mittel es ihr nur halbwegs gestatten, eine Bonne oder Erzieherin zu besolden, würde es nicht lächerlich finden, sich mit ihren Kleinen auf öffentlichen Spaziergängen zu zeigen!

Ist der Wiener leichtlebig, so ist es die Wienerin nicht minder; versteht er es nicht seine Einnahmen zu vermehren, so versteht sie es desto besser, die Ausgaben zu erhöhen; fehlt es ihm an Ernst und Pflichtgefühl, so tritt bei ihr dieser Mangel dreidoppelt so stark hervor. Nicht etwa, daß es in Wien keinen mustergiltigen Bürger, keine sparsame Hausfrau mehr gäbe! Wer jedoch die Sitten eines Volkes, eines Gemeinwesens, eines Zeitalters prüft, der muß ein Gesammtbild erfassen und darstellen, auf die Gefahr hin, vielen Einzelheiten nicht gerecht zu werden.

Manche mögen den hier vertretenen Standpunkt kleinlich, Andere mögen ihn reactionär schelten. Aber wer am Rande eines Abgrundes steht, thut besser, drei Schritte rückwärts, als einen halben vorwärts zu gehen. Noch ist unser Wien eine schöne, blühende, lebenskräftige Stadt. Alles Alte sinkt in den Staub, neue Häuser, neue Paläste, neue Raths- und Parlamentsgebäude, neue Tempel der Kunst wachsen empor. Und nur ein neuer Geist sollte nicht erstehen können? — Das Geld, wir werden es achten und zu-

gleich verachten lernen müssen: achten als die sichtbare Verkörperung unseres Wohlstandes, als den Sparpfennig unseres späten Alters, als das Mittel, unsere Pflichten gegen Staat, Gemeinde und Familie zu erfüllen; verachten aber als den Versucher, der uns auf Abwege lockt, als den Götzen, der unsere Anbetung heischt, als den Tyrannen, der auf unsere Unterjochung sinnt. Kein Gut wird uns höher gelten als das Gute."

Zuflucht bei den Künstlern.

Eine Erinnerung an München von P. K. Rosegger.

Ja, lieber Freund, da ist Einem ganz eigen zu Muth, wenn man so einmal über die Grenzen hinauskommt in's Baiernland. Die gelehrten Geschichte-Erzähler sagen, unsere steirischen Vorfahren — die Ur-Ur-Urgroßvatersleute wären aus dem Baiernlande eingewandert; es mag was dran sein, mir ist, außer in meiner steirischen Heimat, auf der ganzen Welt nirgends so heimatlich traut, als in den oberbairischen Bergen.

Dazu kommen noch andere Sachen. In unserem geliebten Oesterreich sind die Leute aus Rand und Band gekommen; der nationale Hader, den Gott verdamme! Die wilde Gier nach Geld und Wohlleben, die der Teufel hole! Der Großen Gewissenlosigkeit, der Kleinen Nichtachtung des Gesetzes — die Gott verdamme und der Teufel hole! sie bedrohen unser Vaterland. Der Himmel schütze es! Der Wunsch ist ohnmächtig; wirksamer, um dem Banne, der unsere Herzen drückt, zu entkommen, ist eine Fahrt über Grenze. Dort finden wir eine hochentwickelte Freiheit, gepaart mit einer eisernen Ordnung. Dort finden wir in höherem Grade noch sittlichen Ernst bei den Großen und Reichen und Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel bei den Kleinen. Es gilt wohl auch dort, wie überall, als ein Glück, reich zu sein, aber es gilt auch für eine Ehre, brav zu sein; ein Ehrgeiz, der bei uns abhanden kommen will. Dort übervortheilt der Dienstmann den Lohngeber nicht auf der Gasse, der Kutscher beschwindelt seinen Fahrgast nicht, denn er respectiert die Vorschrift; er bettelt ihn nach Erhalt der Löhnung nicht an um ein Trinkgeld, denn er hat Ehre im Leib. Der Wirth weiß die Güte seines Hotels anders zu beweisen, als durch horrende Preise. Der Eisenbahnconducteur pfropft die Reisenden nicht in wenige Coupées zusammen, um mit den übrigen ein Miethgeschäft zu machen. Die Zeitungen — ach, lassen wir das. Man muß sich schämen, überall den Unterschied so sehr zu unserem Nachtheile zu sehen.

Die Münchner werden ob ihrer Vorliebe für Bier und „Radi" verspottet. Viel trinken sie, aber wenig vertrinken sie und ich könnte meine Landsleute in Wien und anderswo beglückwünschen, wenn sie dieselbe Genügsamkeit hätten, als die Brüder an der Isar. Wer genügsam ist und ein einfaches Leben gewohnt, der läuft viel weniger Gefahr, ein Spitzbub zu werden, als der Schwelger und Prachtliebhaber.

Auch zu München gibt es Prachtliebe, aber im edlen Stile, es ist Kunst-

liebe. Eigentlich vom Volke stammt die Kunstliebe nicht, das Volk im Allgemeinen hat mehr Verständnis für das Gute, als für das Schöne. Die Kunst gedeiht am besten im Fürstenglanze, und die bairischen Fürsten haben stets ihren Stolz darauf gesetzt, das menschliche Können auf die Pfade des Schönen und Idealen zu leiten, und so in ihrem Volke eine göttliche Mission zu erfüllen. Daß der letzte dieser Könige an solchem Bestreben zugrunde gehen mußte, beweist, daß die moderne Welt mit dem Schönen officiell gebrochen hat, daß die Staaten nicht mehr Lust und Muße haben, für ideale Dinge Geld auszugeben, sondern all' ihre Kräfte auf den immer gewaltiger entbrennenden Kampf um die Existenz vereinen müssen.

Trotzdem leben in der bairischen Königsstadt hunderte von Künstlern, und die meisten derselben leben sogar recht gut. Vom deutschen Volke werden die wenigsten der Maler gestützt, dieses kauft die Gemälde höchstens in guten Photographien, schlechten Farbendruckbildern, jämmerlichen Holzschnitten oder anderen Reproductionen. Die Originale gehen an kunstfreundliche Fürsten, an reiche Liebhaber und Sammler des Auslandes. Hier ist vielleicht wirklich der Kunstsinn Käufer, dort die Eitelkeit, und diese ist heutzutage der beste Mäcen der Künste. Möge das noch lange so bleiben, ich wünsche es den Meistern vom Herzen.

Wohl noch immer genießen die Münchner Künstler die Gunst des Fürstenhauses, die traditionell geworden ist. Werden sie von dieser Seite auch nicht materiell gefördert, was die großen Meister auch gar nicht nöthig haben, so erfreuen sie sich doch der höfischen Ehren, sie gehen bei den Prinzen aus und ein, wie diese bei ihnen, sie speisen an der fürstlichen Tafel, sie erhalten Titel und Orden und die mannigfaltigen Auszeichnungen, die sie von oben genießen, geben ihnen jene Achtung und Würde nach unten, die der Kunst geziemt, und die der Künstler für sein freies Schaffen bedarf.

Es ist ein Genuß, in das Haus eines Münchner Malers zu treten; ein solches ist zumeist an und für sich schon ein Kunstwerk und die Meister haben es nicht versäumt, ihr Heim mit jener edlen Pracht, mit jenem feinen Geschmack auszustatten, wie es ein künstlerischer Sinn verlangt. Ich habe in einführender Begleitung meines edlen Freundes Dr. Svoboda die Kunststätten der drei volksthümlichen Meister: Eduard v. Grützner, Mathias Schmid und Franz v. Defregger besucht. Jeder dieser drei weltberühmten und jetzt im besten Mannesalter stehenden Meister ist aus kleinen Verhältnissen heraufgestiegen; Schmid und Defregger waren bekanntlich in ihrer Jugend Bauern.

Grützner's Wesen und Heim gemahnen am meisten an aristokratische Verhältnisse, so wohlthuend einfach der Meister seine Besucher auch zu empfangen pflegt. Ein mittelgroßer Mann mit rundem, wohlgefärbtem Gesicht, einem kecken Schnurbärtchen und einer Stirne, die sich schon ein wenig rücksichtslos in die Domäne des Haupthaares hineindrängt, hat etwas von jener sonnigen Gemüthlichkeit, die in seinen berühmten Fallstaffiguren und in seinen bekannten Mönchs- und Jägergesichtern sich ausdrückt. Gegenwärtig arbeitet Grützner an einem neuen Mönchsbilde: „Die Klosterküche,“ in welchem aller Humor, der dem Künstler für ähnliche Stoffe zu Gebote steht, sich Stelldichein gibt. Grützner faßt die Priester echt gläubig auf, nämlich wie sie Gott einen guten Mann sein lassen, und das ist in hohem Grade erfreulich. Der Nachbar Gutsherr hat einen fetten Hasen geschickt, auf allen Gesichtern der sich um den Ankömmling drängenden Mönche ist zu lesen, wie gut der Braten schmecken wird. Nur der Bruder Gemüseputzer sitzt abseits bei dem Grünzeug; seinem Gesichtsausdrucke nach zu schließen

scheint er keine große Hoffnung zu haben, daß der gutsherrliche Hase sein vegetarisches Dasein wesentlich unterbrechen werde. Das beiläufig der Vorwurf von Grützner's neuestem Bilde: „Die Klosterküche." — Welchen Reiz es doch hat, ein Kunstwerk in seinem Werden zu sehen! Die ersten Umrisse. die Farbenskizzen, die Lichtstudien, die Skizzirung einzelner Gestalten und Physiognomien, bis zum Bilde, in welchem nur mehr wenige Pinselstriche fehlen, deren Mangel dem Laien gar nicht auffällt.

Eine Fülle von solchen Vorarbeiten und höchst interessanten Skizzen sah ich bei Mathias Schmid. Bei unserem Eintritt in das Atelier dieses Meisters scheuchten wir ein Modell auf, einen Burschen in Knielederhosen, der eben damit beschäftigt gewesen war, zu einem kernigen Tiroler, der auf dem Dreifuß sitzend mit frohem Behagen seine schöne Maid betrachtet, das Urbild abzugeben. Schmid selbst ist eine biederbe Tirolergestalt, in dessen blondem Bart bereits graue Fäden weben. Sein munterblinzelndes Auge leuchtet in hellem Feuer, wenn er seine Lieblingswerke aufzeigt und dazu erklärend, oder die Genesis erzählend geistvolle Bemerkungen macht. Ihm zur Seite steht eine liebenswürdige Frau und ein holdes Töchterlein, deren Theilnahme und Kunstverständnis den Meister stets ermunternd und fördernd begleitet.

Mathias Schmid's Pinsel hat eine scharfe Spitze, welche gegen die Schattenseite der Geistlichkeit gekehrt ist. Der volkstreue Priester findet in mehreren Bildern Schmid's einen warmen, liebevollen Anwalt; aber Einem, der sich etwa auf Kosten des Volkes gütlich thut und in fanatischem Schwunge den Himmel verspricht oder mit der Hölle droht, um von den Gläubigen manch' ein fettes Stück irdischer Seligkeit zu erhaschen, dem ergeht es schlecht, er ist furchtbar gezeichnet auf der Leinwand dieses Tiroler Bauernsohnes. Schade, daß die Priesterschaft Tirols gegen die Bilder dieses Meisters demonstrirt, und sich also in den Verdacht bringt, als fühle sie sich getroffen, was doch gewiß nicht der Fall sein wird. Die meisten Bilder von Mathias Schmid dürfen in Innsbruck nicht ausgestellt werden, und auch in anderen Städten Tirols thut sie der Kunsthändler nicht in den Auslagkasten, wenn ihm das Glas desselben lieb ist. Den „Lederhosen-Maler" nennen ihn spottend die geweihten Herren, und den Kutten-Maler meinen sie.

Unter Schmid's höchst interessanten Bildern, die uns der Meister mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit zeigte, waren mir die liebsten zwei echt menschlich gedachte, tiefsinnige Darstellungen. Ich meine für's Erste das erschütternde Bild: „Verlassen." Im Hochgebirge, aus dessen Hintergrund Gletscher starren, ein Kreuz. An den Stufen desselben hingestreckt, das Antlitz an den Stein gepreßt, eine junge Maid mit einem Kinde. Man ahnt das dämonische Geschick, welches, wie ein heißer Sturm in der Sommernacht, das Röslein entblättert hat. Und jetzt verlassen! In Schand' und Elend verlassen! Und der Knab' geht an der Seite einer Andern stramm an ihr vorüber und neuen Freuden entgegen. Diese Andere sieht mit lebhaftem Befremden das in starrer Verzweiflung hingestreckte Mädchen. Der Bursche wendet sich ab, zieht seine neue Freundin rasch mit sich fort und die Verlassene bleibt in der Bergwildnis liegen auf dem kalten Steine. Ahnt es das blühende Wesen an der Seite des hübschen Begleiters, daß es demselben Schicksal entgegengeht? — Das andere Bild — ich möchte es das versöhnende Gegenstück nennen — ist voll herzerquickender Wärme. Eine junge Mutter hebt das liebe, wiedergenesene Kind zu einem Muttergottesbild empor, dem sie die Rettung zuschreibt. Daneben steht der junge Vater. Auf den Gesichtern des Paares ist Dankgefühl gegen die himm=

lische Retterin und Liebe zum Kinde in unbeschreiblicher Innigkeit wiedergegeben. Es ist ein rührendes hochpoetisches Bild. Ein Mann, der die Religion des Volkes in so wahrhaft frommer Weise feiert, wie es hier geschieht, hat wohl auch das Recht, die confessionellen Auswüchse derselben in scharfer Weise zu beleuchten, wie es Schmid in anderen seiner Bilder erklecklich unbefangen thut.

Wir gehen jetzt noch zu einem andern „Lederhosen-Maler," zu Professor Franz von Defregger. Am Thore seines Hauses steht die Tafel mit der schlichten Aufschrift „Franz Defregger." So hat er geheißen, als er auf den Bergen bei Dölsach die Schafe hütete, so wird er heißen nach hundert Jahren. Und auch jetzt wäre er ohne „Professor" und ohne „von" der Größte zu München.

Wir drücken am Glockenknopf, das Thor geht langsam, wie von Geisterhand erschlossen, auf. Wir treten in den Hof, begrüßen eine schöne Frau, die am Geländer der Treppe steht, bei drei reizenden Knaben, die sich im freien Raum munter herumtummeln; da tritt aus dem gegenüberliegenden Atelier auch schon der Meister heraus. Es ist die edle, liebe Gestalt, noch fast ganz wie vor eilf Jahren, als ich ihn das erstemal gesehen. Nur um ein Weniges blässer scheint mir sein ernst-freundliches Antlitz, um einen Schatten schmäler dünken mich seine Wangen, aber üppig ist noch der dunkle Bart und die Mähne des Hauptbaares, und sein kluges, treuherziges Auge lächelte uns entgegen: Grüß Gott! So nahm er mich am Arm und führte uns in's Atelier. Als ob das Atelier eine Nebensache wäre, machte er Miene, uns ohne Weiteres durch dasselbe in das altdeutsche Nebenstübchen zu führen, in welchem ich kunstvolle Krüge und herrliche Römer blinken sah. Darauf gieng ich nun nicht ein, sondern sagte dreist, er möge unstreitig die köstlichsten Weine haben, ich bliebe im Atelier. Mit keuscher Bescheidenheit — ich kann es nicht anders sagen — stand der große Meister da und mußte es über sich ergehen lassen, wie ich nun seine zwei neuesten, noch unfertigen Bilder auf der Staffelei kühnlich betrachtete und in Jubel ausbrach, weil ich eben nicht im Stande war, meine Empfindung zurückzudämmen. Defregger's Leben selbst schon ist ein Kunstwerk, in der Jugend so reich an Idyllischem, jetzt so groß und bewundert — eine seltsame und doch so einfache Entwicklung. Ein Kunstwerk von Gotteshand ist sein persönlicher Charakter, schlicht und edel — ein Liebling der Götter und der Menschen. Defregger's Bilder regten mich stets an wie das lebendige Leben, sie stellen das Volksthum stets von seiner heitersten Seite dar. Selbst seine historschen Gemälde zeigen immer nur die Kraft und Größe des Volkes und wirken auf den Beschauer befreiend und erhebend. Weil Defregger den Menschen also feiert und adelt, deshalb ist er der Liebling der Welt geworden.

Defregger arbeitet gegenwärtig an zwei heiteren Genrebildern. Das eine stellt dar, wie ein Maler in die Sennhütte tritt, um sich Modelle zu suchen. Die hübschen Sennninnen, die theils schämig, theils keck dreinschauen und nicht recht wissen, wie sie sich aus dieser unvorhergesehenen Affaire ziehen sollen, sind zu der komisch aufgefaßten Malergestalt ein überaus wirksamer Gegensatz. Die Dirnlein sperren sich stark, aber jedem merkt man es an, wie es bedacht ist, in guter Art auf die Leinwand zu kommen. — Auf dem anderen Bilde sitzt ein Familienvater — ein bildsauberer Bauer — am Tisch und versucht einmal, wie seinem jüngsten, etwa zweijährigen Sprößling das Tabakspfeiflein stehe. Die Mutter schaut dem Unfug ein wenig schmollend zu, und doch schmunzelnd, denn das Pfeiflein steht dem Kleinen gar zu possierlich. Es ist wieder ein Bild jener lachenden Harmlosigkeit, die uns

bei diesem Meister so unsäglich anmuthet. Ganz wunderbar und doch so ungesucht — denn die Gruppe sitzt einfach am Fenster — sind die Lichteffecte dieses Bildes, welches wahrscheinlich unter dem Namen: „Das erste Pfeiferl“, in guten und schlechten Nachbildungen die Reise um die Welt machen wird.

Während unseres Plauderstündchens berührte die Gemahlin des Malers die zahllosen unberechtigten Vervielfältigungen und grauenhaften Nachbildungen seiner Bilder und daß er sich denn endlich gezwungen gesehen habe, einem norddeutschen Nachmacher durch gerichtliche Einschreitung das Handwerk zu legen. — Zu meiner Freude bestätigte Defregger, daß demnächst im Grazer Kunstverein sein Bild „Zur Gesundheit“ zur Ausstellung kommen wird. Er hätte, meinte er, auch sein neues großes Muttergottesbild gerne geschickt, aber das sei bereits nach Amerika abgedampft. Ein reicher Amerikaner wollte es noch bis zum Weihnachtsfeste haben und so habe es sich bei Zeiten auf den Weg machen müssen. Ich mußte mich also mit dem Ansehen der Skizze befriedigen. Das Angesicht Mariens und des Jesukindleins ist von einer himmlisch-verklärten Innigkeit und ich beneidete den Amerikaner, der seiner Frau eine solche Weihnachtsgabe machen kann.

Mir war es gegönnt, in Defreggers Hause Zeuge seines Glückes zu sein. Ein anmuthsreiches, geistvolles Weib, vier herzige Knaben, wovon der jüngste noch in der Wiege liegt, und ringsum Schönheit und Ehren überall! — Endlich auf die lärmende Gasse getreten, war es mir wie ein Traum, daß es auf dieser Erde doch auch noch Menschen gibt, welchen es gegönnt ist, im Bereiche des Schönen und des Edlen, angemessen ihrer Persönlichkeit ein wahrhaft harmonisches Leben zu führen.

Der Eindruck, den die drei großen Maler auf mich gemacht haben, zeigt sich mir nun beiläufig so: Grützner ist nebst Maler ein sich dessen bewußter Humorist; Schmid ist nebst Maler manchmal ein sich dessen bewußter Revolutionär; Defregger ist nur Maler, nur Künstler allein. Er kümmert sich nicht um gesellschaftliche Beziehungen und Strömungen, sein Ein und Alles ist das Schöne. Er denkt im Schaffen nicht einen Gedanken, er empfindet eine Erscheinung. Ohne Reflexion, ganz unmittelbar stellt er diese Erscheinung dar, und eben so unmittelbar wirkt sein Bild auf den Beschauer. Er fesselt seine Kunst weder an Politik noch andere Tagesinteressen, sein Ziel ist das menschlich Schöne und Ewige, und das sichert ihm seine beispiellosen Erfolge und seine Unsterblichkeit.

Briefe über die Ehe.

Von Raymund Mayr.

I.

Sie hatten stets ein überlegenes Lächeln auf den Lippen, gnädige Frau, wenn wir auf die Ehe zu sprechen kamen; Sie pflegten dann auch regelmäßig, das Gespräch abbrechend, zu sagen, ich sei ein Schwärmer, ich solle nur erst Erfahrungen sammeln und auf diese mein Urtheil gründen.

Das hab' ich redlich gethan: ich habe mir so viele Ehen in allen Regionen des Lebens, beim grellen Son-

nenlichte derber Ungeniertheit und auch beim ungewissen Dämmerschein des äußern Decorums, angesehen, daß ich die Resultate meiner Beobachtungen in diesen Briefen niederlegen darf, ohne befürchten zu müssen, daß Sie mich wieder einen Schwärmer schelten, wenn ich es im Grunde auch geblieben bin; — ich habe sogar geheiratet und führe mit meinem Weibe vorläufig eine Musterehe. Nun lachen Sie gar und nennen mich einen Narren! Aber Sie werden mir bald im Stillen Abbitte leisten, ja mir begeistert zustimmen. Vorher jedoch muß ich Sie bitten, eine kurze Einleitung über sich ergehen zu lassen. Ich werde Ihre Geduld auf keine allzu harte Probe stellen; ich könnte freilich, wollte ich mein Thema gründlich erörtern, ab ovo beginnen, mich auf das culturgeschichtliche Gebiet begeben und der historischen Entwicklung der Ehe nachspüren, könnte von der Geltung der Frau bei den Morgenländern, Griechen, Germanen sprechen, könnte eine Wanderung durch das republikanische und kaiserliche Rom unternehmen und Sie mit einer Fülle interessanter Details überschütten: aber ich will, einige historische Seitensprünge abgerechnet, in der Gegenwart bleiben und Ihnen nicht aus Büchern zusammengetragene Notizen auftischen, sondern mein Skizzenbuch öffnen mit den Beobachtungen und Zeichnungen nach der Natur.

Das Substrat der Ehe ist die Sinnlichkeit; deshalb sind ihre Wandlungen und Entartungen, ihre Entwicklungsphasen im Leben der Völker wie der Individuen an deren sinnliche Verfassungen gebunden. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, daß eine starke, gesunde Sinnlichkeit immer auch der Ehe eine feste Form, Reinheit, Innerlichkeit und Opferwilligkeit gegeben hat. Darin unterscheiden sich schon unsere heidnischen Vorfahren, die mit der frischen Kraft ihrer Jugend auf die Weltbühne traten, höchst vortheilhaft von den Römern, dem alternden, weltbeherrschenden Culturvolke. Tacitus — es ist nun schon modern, ihn zu citieren — sagt in dem Sittenspiegel, den er seinen entarteten Zeitgenossen vorhielt, von den Germanen, daß sie in ihren Frauen etwas Heiliges, Prophetisches, verehrten, daß sie fast die einzigen Barbaren seien, die monogamisch lebten. Es ändert an der Volkstugend nichts, wenn einige Fürsten davon eine Ausnahme machten. Tacitus bemerkt, daß diese standeshalber mehrere Frauen hielten; dies ist aber wohl so zu verstehen, daß sich hierin die Fürsten mehr oder weniger alle gleichen: die Gewalt verleitet zu Ausschreitungen und ist immer geneigt, sich mit fremden Sitten und Luxus zu umgeben. Wenn der römische Geschichtschreiber ferner an den Germanen die außerordentliche Seltenheit des Ehebruchs, der mit den härtesten Strafen belegt wurde, den reichen Kindersegen, auf den man stolz war, kurz, die Einfachheit und Reinheit des Lebens rühmt, so ist von all diesen schönen Dingen immerhin Einiges an den Deutschen hängen geblieben, soweit es mit dem schwindenden Nationalstolze, d. h. mit der Nachahmung fremder Sitten verträglich ist.

Während die weiche, wollüstige Sinnlichkeit des Orients in der Vielweiberei versank, erhob das Christenthum, das seine ersten und kräftigsten Wurzeln im deutschen Gemüthe schlug, das Weib auf eine ideale Höhe und durchgeistigte die Sinnlichkeit. Die Völkerstürme ließen die zarten Keime des christlichen Ideals nicht zur ruhigen, vollen Entwicklung kommen und dieses trieb im Mariencultus die liebliche Blüte für das religiöse und künstlerische Bedürfnis; im Leben aber stand waffenumlärmt der Minnedienst, die ritterlich-poetische Verehrung des Weibes im üppigen Flor und jenem folgte als letzte christliche Nachblüte die bürgerlich-ehrsame deutsche Ehe seligen Angedenkens.

Ich sehe Etwas wie Erwartung in

Ihren Augen aufblitzen, gnädige Frau — aber ich muß der Versuchung, in die sanges- und liebelustige Zeit des ersten Ritterthums, in die Thäler der Provence, abzuschweifen, um mir ein süß dankendes Lächeln zu erobern, widerstehen und Sie, wenn Ihnen nach Minnengeschichten gelüstet, auf Paul Heyse's Troubadour-Novellen verweisen. Lieber möcht' ich, wenn dies in meinem Plane läge und mich nicht zu weit abführen würde, bei der genannten bürgerlich-ehrsamen deutschen Ehe verweilen, um diese cum ira et studio den entarteten Zeitgenossen als taciteischen Sittenspiegel vor Augen zu halten. Ich begnüge mich, meine obige historische Reminiscenz bezüglich des Minnedienstes dahin zu vervollständigen, daß derselbe mit seinem Zwillingsbruder, dem Minnegesang, in seiner ganzen leichtlebigen Herrlichkeit vorzugsweise in Frankreich, im alten Keltenlande, blühte. Dort sind auch jene Fabliaux und Contes zuhause, jene frivolen Liebesbücher, die die französische Literatur bezeichnend einleiten. Nirgends sind die Dichter so sehr die Kinder ihrer Zeit und die Herolde der Gesellschaft, als in Frankreich, in Paris. Heute florieren dort das Ehebruchsdrama und der naturalistische Roman, erschrecklich getreue Photographien der Gesellschaft, aber keine Kunstwerke, keine mild versöhnenden, heiter schönen Dichtungen. So kann man von der Beschaffenheit der geistigen Production und dem herrschenden Geschmacke mit fast untrüglicher Sicherheit auf das gesellschaftliche Leben und dessen bewegenden Puls, die Ehe, schließen. Ich sehe Sie ungläubig lächeln, gnädige Frau; leider muß ich es mir versagen, dies weiter auszuführen und den bestehenden Zusammenhang darzulegen, indem ich die logische Brücke vor Ihnen aufbaue; aber ich kann es nicht unterlassen, zur Beleuchtung obiger Behauptung auf den in deutschen Landen herrschenden Geschmack hinzuweisen, dem die frivolen, nervenreizenden Effecte im Drama und Roman gefallen, weil er für die hehre, keusche Schönheit keine Empfänglichkeit mehr besitzt, der sich am Blödsinn lasciver Operetten ergötzt, weil der gesunde heitere Humor ihm nicht mehr genügt. Und welche sind, um wieder auf ein Thema zu kommen, die Ursachen dieser für alle Richtungen des Lebens bedenklichen Erscheinung? Die entkräftete Sinnlichkeit, das heruntergekommene Empfinden, das nüchterne, realistische Denken. Und kann der moderne Mensch unter den Einflüssen einer nach Genuß und Gewinn hindrängenden Cultur sich harmonisch entwickeln? Sein Wissen bereichert sich, aber sein Empfinden verarmt, sein Verstand gelangt zur absoluten Herrschaft, aber diese bedeutet das Raffinement des Egoismus. Dieser souveräne Egoismus ist es, der alle Lebensblüten zerstört: er tödtet die Freundschaft, er profaniert die Liebe, er erniedrigt die Ehe. Im Bunde mit dem Materialismus belächelt er die Aeußerung des warmen, enthusiastischen Gefühls und bespöttelt sie als nationalökonomische Vergehen. Freilich, das Wissen läßt sich in gutes, gangbares Geld umsetzen, das Empfinden ist Märchengold, eine Papierkrone in den Locken eines Kindes, ein Edelstein in der Hütte eines Einsiedlers, ein Scepter in der Hand eines Narren .... Verzeihen Sie, gnädige Frau, diese bittere Aufwallung — ich wollte sagen, daß das Wissen und der rechnende Verstand allein nur „tönendes Erz" sind, das reine, schöne Empfinden gibt erst den Adel des Charakters. Und diesen Adel muß der Mann besitzen, damit das Weib vor der schlimmsten Enttäuschung: der Geringschätzung des Gemüthes, und die Ehe vor ihren größten Feinden: der Leerheit und Gleichgiltigkeit bewahrt bleibe. Es gibt wohl geistreiche Lumpe, aber keine niederträchtigen Gefühlsmenschen. — Ich möchte, angesichts der entwürdigenden und entsittlichenden Losung

der Gegenwart: Zeit ist Geld, angesichts unserer Großstädte, deren Geschäfte zur Einseitigkeit, zum brutalen Erwerb hindrängen und deren Genüsse mehr entnerven als verfeinern, die Behauptung aufstellen, daß die derbe, gesunde Sinnlichkeit, wie sie unsern Altvordern zu Eigen war, eine bessere Grundlage für die Ehe abgab, als die blutlose, nervöse unserer Tage es im Stande ist. Das Ideal wäre die durchgeistigte, schöne, gesunde Sinnlichkeit. Wenn der Mann heutzutage immer nüchterner, prosaischer wird, so bewahrt des Weibes passive Natur hingegen, wenn auch schon von den gleichen Einflüssen angekränkelt, länger ihre Empfänglichkeit für das stille Glück des Herzens. Und findet sie die herzliche, zärtliche Liebe nicht, die sie verlangt, die sie allein ausfüllt, so wird sie entarten und dadurch verliert das Weib wieder den wohlthätigen Einfluß auf den Mann. So droht das natürliche Verhältnis zwischen Mann und Weib in der ungesunden Atmosphäre unseres socialen Lebens zu verkümmern, denn der bisherige Träger desselben, der Mann, besitzt nicht mehr das weiche, innige Wesen, um es zu verschönern und die Frauenemancipation mit ihren ekeln Auswüchsen wird es auch kaum zu regenerieren im Stande sein. Die Klage um die Einfachheit des Lebens, die längst entschwunden ist, wird man heute selbst einem Idyllendichter nur schwer mehr verzeihen, aber den Verlust der Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, jenes Glückes, das in der Reinheit und im Reichthum des Gemüthes liegt, dürfen wir tief beklagen, vor Allem deshalb, weil dadurch die Ehe am empfindlichsten getroffen wird.

Wenn ich nun nach den nächsten Ursachen forsche, die die Misère der modernen Ehe — denn diese ist zweifellos vorhanden — bewirken, so finde ich dieselben — ich spotte weder, gnädige Frau, noch schmeichle ich — zumeist beim Manne. Meine Behauptung ist das Resultat ernsten Nachdenkens und eingehender Beobachtungen. Ein Dichterwort sagt: Des Weibes Fehler sind die Schuld des Mannes. Wenn es nun auch ein spanischer Dichter ist, dessen Ritterlichkeit so hohen Flug nimmt, so hat sie doch den Boden der Wirklichkeit nicht ganz verloren. Ja, ich gestehe, daß obige Worte mir eine feine Wahrheit zu enthalten scheinen und als ich dieselben las, war's mir, als sähe ich dem Uebel der Ehe auf den Grund. Ist dem Manne nicht schon von der Natur — vergeben Sie diesen naturwissenschaftlichen Ausdruck — die Herrschaft über das Weib gegeben? Und hat er nicht als der Stärkere, thatsächlich Herrschende von jeher das ganze — politische, sociale und geistige — Leben nach seinem Begehren geformt, somit auch dem Institute der Ehe seinen Geist eingehaucht? Der Mann hat zu allen Zeiten das Wesen des Weibes bestimmt: wo er stark und unverdorben war, da war es auch das Weib; ihre Erniedrigung und Feilheit entsprechen seiner geistigen Roheit und sinnlichen Entartung, und wo er schwach und knechtisch gesinnt war, da überhob sich das Weib und herrschte wie — ein Weib. Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Gesellschaft bezeugen dies zur Genüge. Heute ist es die nüchterne Verstandesrichtung, die materielle Weltanschauung, der auch das zartere Geschlecht schon zu erliegen droht und der gemeine Geschäftsgeist ist es, der seinen geldmachenden Stab über alles Leben und Streben schwingt. Der Mann steht heute der Ehe blasiert oder berechnend gegenüber, weil er für die Würde und Schönheit derselben keinen Sinn mehr hat, und so kann er ihr auch die Seele nicht geben, die Bürgschaft für ihre Wohlfahrt, ihr Glück. Der Mann hat die Genußsucht in die Ehe gebracht, denn als das Weib noch in den engen Kreis des Hauses gebannt war, als es ihr die Sitte verbot, an öffentlichen Vergnü-

gungen theilzunehmen, war er der allein Genießende, der sie, die Entbehrende, knechtete, bis die Stunde der Freiheit für sie schlug; da durchbrach die lang gehemmte Lebenslust alle Schranken — und seitdem ist das Weib in der Genußsucht des Mannes ebenbürtige Genossin.

„Auf den Trümmern seines Lebens sitzt schon nach Jahresfrist dasselbe Weib, das auf starke Säulen der Hoffnung es gründete; verdüstert, vereinsamt, oft verwildert steht der Mann daneben, und trüben Auges suchen Beide in dem Schutte nach der zerstörenden Gewalt und nach einem Goldflimmer aus der gestürzten und ausgebrannten Prachthalle."

Mit diesen Worten Weinhold's gehe ich an die Schilderung der modernen Ehe.

(Fortsetzung folgt.)

Vision.

Von Leontine Groß.

Wir hatten einander gar bitter gekränkt,
Und waren in Zorn und in Groll d'rauf geschieden;
Darüber hat schwarz sich die Nacht dann gesenkt,
Als ob sie begraben wollt' all' unser Lieben.
Und als ich in Thränen mein Lager gesucht,
Und als mich der Schlummer noch lange gemieden,
Da hab' ich voll Herzleid der Liebe geflucht,
Und hab' ihr im Geiste den Abschied geschrieben.

Da neigte der Traumgott sich gnädig mir zu
Und schloß mir die Augen, die müden, die kranken,
Und lullt das bekümmerte Herz mir zur Ruh' —
Erbarmend hielt endlich der Schlaf mich umfangen;
Allein noch im Traume war nah' mir mein Leid
Und sehnsuchtsvoll kehrten zurück die Gedanken
Zum Liebsten, von dem ich geschieden mich heut',
Zur Stunde, da wir von einander gegangen.

Doch nimmermehr war es sein liebes Gesicht,
Das jetzt ich im dämmernden Traumbild erschaute;
Es fehlte den Augen das Leben, das Licht,
Das strahlend entgegen mir sonst daraus blaute.

Das theuere Antlitz, das froh mir gelacht,
Nun sah' ich es bleich und erstarrt vor mir liegen —
Die Lippen, die mancherlei Scherzwort erdacht,
Sie schienen für immerdar stumm und verschwiegen.

Was einstens entzückte mein liebend Gemüth,
Was sonst mich mit Freude und Wonne erfüllte,
Ich mußt' es erblicken verdorrt und verblüht,
Da bitterer Tod nun mein Liebstes verhüllte.

Da faßte entsetzliches Grauen mich an —
Erstarrend es krampfte das Herz mir zusammen;
Ich sah', um mein Glück war's für immer gethan,
Voll Angst rief ich schluchzend den theueren Namen.

Vergebens! — Schon züngelt gar gierig empor
Der Vorwurf mit lodernd versengenden Flammen
Und träufelt sein marterndes Gift mir in's Ohr,
Und streut in mein Herz den verderbenden Samen:

„Du hast Deinen Liebsten zu Tode gequält,
Im Zorn und im Groll bist Du von ihm gegangen,
Hast grausam und stolz Deine Lieb ihm verhehlt,
Mit Spott ihm gelohnt sein glühend Verlangen.

„Du hast Deinen Liebsten zu Tode gequält,
Nun ist er für immer von hinnen gegangen ...
Du hast Dich versündigt und bitter gefehlt,
Die Todten erwecket kein heißes Verlangen!“

So tost es und brandet es rings um mich her
Von martervoll quälenden, tückischen Stimmen,
Die Seele belastet es drückend und schwer,
Bis mählich des Traumbildes Nebel verglimmen.

Da fahr' ich vom Lager empor voller Qual
Und kann mich, erwachend, vor Schmerz kaum noch fassen.
Und Eines nur fühl' ich: ein einzigesmal
Wollt' liebend, wie sonst, ich den Liebsten umfassen.
Wie wollt' ich ihn küssen zu tausendmal
Und nimmer in Leid und in Lust von ihm lassen,
Wie wollt ich entsühnen die frühere Qual,
Bis daß all' sein Glück er nicht wüßte zu fassen!

Daneben hat leise ein Riegel geknarrt,
Und vor meiner Kammerthür' bleibt wohl was stehen.
Das klingt, als ob Jemand auf Einlaß beharrt ...
Nun hör' ich ganz deutlich ein inniges Flehen.
Weiß Gott, seine Stimme, so lieb und so traut —
Ich muß durch die Ritzen ein wenig nur spähen ...
Jetzt hab' ich den Liebsten lebendig erschaut —
Vor Wonne und Seligkeit möcht' ich vergehen!

Die Gschicht vom Stanglputzer.

Bauern-Mähr, im niederösterr. Gebirgs-Dialect erzählt von **Ed. Jg. Freunthaller.**

Do is amol a Voder gwest, der hot droni Buabn ghot: en Wost, en Jogl und en Polt.

Sogt der Voder amol zan Wost: „Bua — Du muaßt hiazt in d Fremd — ih mog Di neama daholtn!“

Der Bua bindt sih sei Binggerl zsomm und geht.

Uewer's Johr drauf sogt der Voder zan Jogl: „Bua, hiazt muaßt Du ah in d Fremd, i hon koa Brot mehr für Di!“

Der Bua nimmt sei Binggerl und marschiert.

Vergeht wieder a Jahrl. Sogt der Voder zan Polt: „Hiazt muaßt Du wohl ah gehn, i mog mi selbn kam daholtn!“

„Geh schon!“ sogt der Polt und geht.

Interwegn begegnt eahm a Monn.

„Wohin so schleuni?“ frogt der se.

„Auf Trippstrill, wo die krumpn Rosenlöcher wogsn!“ trumpft u der lusti Polt o und geht vir.

„Oft kriag i jo an Kommarodn?“ locht der Monn; „i bin a Stanglputzer und hon a guats Gschäft — geh mit mir, Bua, s wird Dei Schodn nit sein!“

„Stanglputzer?“ frogt der Polt und bleibt stehn. „Stanglputzer? Wos is däs für a Gschäft?“

Sogt der Monn: „Mir putzn olle Fensterstangln weg, die ins irrn; g'orbat wird bei der Nocht, ausgschlofa ban Tog — Lohn dos, wos mir findn!“

„I bi dabei!“ sogt der Polt und geht mit.

Und oft sand viele, viele Johr vagonga.

Erscht is der Tischler hoam — da Wost; oft der Jogl, der Weber; z ollerleßt is der Polt hoam.

„Wos host für a Profession?“ frogt u der Voder.

„Stanglputzer!“

„Dös Hondwer kenn i net!“ sogt drauf der Voder, daweil kemman Monner von Gricht und holn en Vodern und die zwen Brüader in u Schuldnarrest. Krida holber, hoaßt's, in's Gmoanloch eini. Pfändt is eahr gonz Sacherl ah no worn.

Der Stanglputzer-Polt loßt olle Fünf grod sein und is olloane in's Wirtshäusl owi. Huckt ebn der Vawolter ban an Schibl Baurn und vazählt die Mahr.

Vakimmt en Vawolter auf jo und na die goldne Spindluhr. Der se suacht und suacht und hebt zan ohausn on wia-da-wöll. Zan a Raserei war s kemma, wonn nit da Polt urgach soget: „Gstreng Gnodn — d Uhr hobt's jo eh!“

Und richti — d Uhr hot er om Buggl obn hänga ghot.

„Wia denn dos?“ frogt er, und daweil er so frogt, vakimmt eahm d Uhr nohmol.

Er hot s oft wieder gfundn — in Bierglasl drein.

„Wirscht, zohln!“ schreit nochet der Vawolter springgifti, daweil mog er sei Briaftoschn nit findn.

Sogt der Polt: „Gstreng Herr Vawolter, d Uhr muaß sih findn lossn, eppan hobt sie's intern Huat?“

Richti, dselbn wor s drein.

„'s muaß a Schworzkünstler inter ins sein oder es hot a Hex ihr Teurlgspiel!“ moan'n die Baurn und mochan sih hoamzua.

Mitln in der Nocht wird's in Dörfl lewendi.

„A Brond, a Brond!“

„Wo denn?“

„In Gmoanhaus brennt's!“

D Leut sand oll zsomm grennt, hobn owa ninascht a Fuir gseha. Olls hobn s ausgsuacht, gor in's Gmoanloch sand an etla eini.

„Geht's aussi, Leutl, brenna soll's wo!“

„Oft vabrennt inser gonzs pfändts Socha!“ schreit en Stanglputzer Poltn sein Voder und rennt aus. Der Wost und der Jogl rennen glei in d Gmoan-Rumplkommer umi und retln eah gonz Sacherl hoam.

Der Polt owa hot rechtschoffa glocht und gsogt: „Hon s ja gwißt, daß i en Vodern und d Brüader heunt noh aus n Loch kriag und s pfändte Sacherl ah noh dazua!“

Guat üwa dos. Togs drauf kimmt der Vawolter in oan Gong und begehrt auf. Er will en Poltn ah noh in Arrest drein hobn, den Unheilstifter!

Sie redn hin und her und zleßt sogt der Vawolter: „Meintzwegn, s gilt! Drui Stückl gib i en Poltn auf und die müassn eahm grotn, oft gam i durch d Finger!“

Der Polt frogt sih gleih on um s erste Stückl.

„Mein'n Reitschimml müaßt s mar aus n Stoll schnipfa, ohne daß wer wos gwohrt!“

„Wern mar schon segn, wen der Voder en Schimml schenkt!“ denkt sih der Polt und schleicht sih um Mittn-Nocht ols an olts Muaderl vakloadt zan Herrnstoll zuwi und gamt durch s Stollfenster. Jessas na — der Schimml is um-und-um onkett't, om Roß reit't der Moar und ba der Thür loahnen a sex Knecht, an iader hot a Trumm Scheit in der Hond, und sie losn und passn.

Hiazt mocht sih der Polt a weng laut und geht eini.

„Wer do?“ hoaßt s.

„An olts Weibl!“ sogt drauf der Polt und mocht sih a woiselete Stimm on; „i muaß Eng hiatn helfa!“ Und stellt sih glei on.

„Hobt s koan Schnops?“ frogt der Polt noch an Rond und kimmt mit r-an eslhoftn Floschn „Sauhäutnern“ vira und mocht an Norrnszug aus der Floschn.

„Mir ah a Schlüpferl!“ schrein die Ondern und bis in a Stund sollt schon der Moar von Roß und die sex Knecht auf eahm und schnoachen eah kreistete Not.

In der Fruah kimmt der Polt om Schimml gritten zan Vawolter.

„Es hot Eng grotn,“ sogt der se, „weil meine Leut en Schnops nit grotn hobn kinna!“

Der Polt begehrt die zweit Aufgob.

„Bringt s mar heunt Nocht en Pforra, en Schulmoaster und en Richter in oan Sock daher!“

„Wos a guater Schimml is, zuigt zwoamol!“ denkt sih der Polt und geht a weng vor Mittn-Nocht in Freithof, steckt auf an iads Kreuz a brinnade Kirzn und sih selbn in a Gruabn. Durscht drein hebt er oft a Jammerwer on, grod zan daborma.

Kimmt der Schulmoaster in oan Saus.

„Olle guatn Geister lobn den Herrn —“

„Murgn fruah is der Wellintergong, wer in Himml kemma will, soll jetzund her zu mir!“ So der Polt. Der Schulmoaster ower in oaner Flucht gleih in s Pforrhöfl und vazählt die Mahr olßer brinnhoaße.

„Holt s mir en Richter!“ schreit der Pforrer und laft in Freithof. Der Erst in Himml will Er sein.

„Nur lüfti in den Sock eini!“ mohnt der Polt und holt en Sock auf. Der Pforrer is noh nit drin, so kimmt schon der Schulmoaster mit n Richter. Wia die drui drein sand, bindt der Polt gschwind en Sock zua, haut n üwa d Ogsl und fohrt o damit.

Interwegn schlogt er durscht und do en Sock on.

„Auweh!“ schreit der Pforrer.

„Jo mein, weil der Weg zan Himml holt gor so stoani is und dorni!“ pfugazt der Polt, haut en Sock erst recht auf d Feuchtngstomm, zleßt ziagt er n gor durch a Hetschnstaudn.

So kimmt er endli zan Vawolter.

Der se beutlt en Kopf und sogt oft: „Loahn n daweil wo doni, bis der Tog auffa kimmt!“

In der Fruah sogt oft der Verwolter zan Polt: „Gehts heunt Nocht zan Grofn und bringts mar um Mittn-Nocht s Leintuach von der Gräfin ihrn Bett und en Ring von Grofn!“

Guat üwa dos. Der Polt mocht sich häufti z thoan in Gschloß, geht ols Gstondarr vakloadt um-ranond und vasteckt sih inter der Frau Gräfin ihrn Bett.

Spot in der Nocht, so um an oanlafe, gengan die Herrnleut schlofa. Sogt noh der Grof: „Heunt Nocht sollt a Raubersterl kemma, loßt mar der Vawolter sogn!“ In a holbn Stund drauf schnorchen s schon wia d Rotzn. Da schliaft hiazt der Polt aus n Vasteck, nimmt sein Kleisterhäferl, hüllt d Bettdackn auf und schütt olln Kleister mittn auf die Zwoa. Kam is der Polt wieder intern Bett, so draht sih die Grofnfrau üwa, mocht an Schroa und weckt ihrn Herrn.

„Du Mann, do schaut s aus!“

Der ſe ſteht auf, mocht a Liacht, ziagt s Leintuach weg und ghänt s inter s Bett.

„Du Monn, hol an onders Leintuach!“

Daweil der Grof um a Leintuach geht, kimmt der Polt ſchon wieder vira, mocht ſih en Grofn ſei Stimm on und ſogt: „Du Wei, hiazt is der Tiab ſchon do ah; ziag denna ſchleuni deine Ring o, ſinſt kimmſt heili drum!“

Die Grofnfrau zuigt richti ihre Ring o und gibt ſ en Polt. Der nimmt s Leintuach und d Ring und ſchleicht ſih damit aus n Gſchloß und hin zan Bawolter.

„Do war i holt!“

Daweil kimmt ſchon der Grof ah daher, wird die Gſchicht inna und gift ſih wia=r a Wonzn.

„s gſcheidterſt is,“ ſogt er zan Bawolter, „ös thoat s Enga Gſchäft tauſchn!“ Und mocht en Stanglputzer=Poltn zan Bawolter.

Da Bawolter is ogſchobn, gonz aus der Gegnd. Da Polt owa=r is a guater Bawolter worn, weil er s Stanglputzn von Grund aus glernt hot, und is zleßt noh a ſtoanreicher Monn worn.

Volksſtück=Koſtüme,

und was darüber ein Kaiſerlicher ſeiner Schweſter ſchreibt.

„Liebe Schweſter!

Endlich war ich wieder einmal im Theater. Eine Nachmittagsvorſtellung für das Volk: „Der Pfarrer von Kirchfeld“. Volksſtücke, die ſind mir die lieberen. Vor ſechs Wochen war ich in einem Schauſpiel von dem berühmten Schiller, habe aber nicht Alles verſtanden, und da gefreuts mich nicht. Verſtanden hätte ichs diesmal, es iſt ein ſehr intereſſantes Schauſtück von einem verliebten Pfarrer, und wie er das Mädel mit einem Andern trauen muß. Und iſt Dir ein Wildling da, der Wurzel=Sepp, vor dem Einem manchmal ordentlich angſt und bang wird, iſt aber im Grund ein guter Menſch. Aber ſonſt bin ich nicht zufrieden geweſen und habe an Dich gedacht, Schweſter, und an Deine Paſſion, ins Theater zu gehen. Iſt oftmals nicht ſo viel dahinter, wie Du meinſt. Du würdeſt Dich oft recht ärgern, wie ſie uns Bauersleute ſpielen — glauben, wenn ſie „Bua“ und „Liab“ und „Soakra“ ſagen, ſie hätten die Bauernart ſchon mit Löffeln gefreſſen. Und ſtatt n i t ſagen ſie „niat“ und ſtatt n a „noa“, und alle Augenblick möchte unſereiner dreinreden und verbeſſern. Aber das Schlechtreden wollt' ich den Komödianten noch verzeihen, ſo eine andere Sprachart lernt man nicht ſo leicht, das weiß ich recht gut, wie es mir geht, wenn ich einmal vornehm reden will, ſo ich bei der Frau Hauptmännin was auszurichten habe, ganz nach dem Spruch: „Auf der einen Seite iſt er hinaufgeſtiegen, auf der oan oibi plumſt“.

Wie aber ſonſt ein Theaterbauer oder eine Theaterbäuerin ausſchaut, das iſt ſchon aus der Weis. Wo iſt ein Bauer, der den Hut vor ſeinesgleichen rückt? Auf dem Land draußen

nicht. Oder hast Du einmal ein Bauernmädel gesehen, das eine Kniebeugung macht, wenn es den Herrn Pfarrer grüßt? Ich nicht. Oder beugt Einer das Knie, wenn er auf einen Gruß „In Ewigkeit Amen“ sagt? Ich glaub' nicht. Im Theater kannst Du derlei bei allen Volksstücken sehen, und das nimmt sich nachher just so aus, als ob sie mit heiligen Sachen Gespött treiben wollten. Das gefällt mir nicht.

Und erst gar das Gewand! Du glaubst es gar nicht, Schwester, was die Theaterbauern für ein Gewand anhaben! Bei den Mannsbildern gehts noch, die Alten haben ihre langen Kittel, wie sie bei uns daheim vor vierzig Jahren die Urgroßväter getragen haben. Die jungen Burschen allemal ihre kohlschwarzen Kniehosen, aber nicht etwan aus Leder, wie die Bauern, sondern aus Sammt. Die Haare sind frisiert und geschmiert, als ob sie just aus dem Balbierladen kämen. Kommt auch bei den Bauern vor, aber ein rechter Bursch thuts nicht.

Nun erst die Weibsbilder! Ich hab gemeint, ich müßt davonlaufen, wie das erste Bauerndirndel auf dem Theater dahertrappelt. Ein armes Dirndl solls vorstellen. Feuerrother Kittel, der nicht viel über die Knie geht, ein paar handbreite schwarze Sammtstreifen ringsum genäht. Um die Mitten ein helles Seidenband, das weit hinabflattert. Plüschmieder, wie es daheim bei uns nur die Kaufmännin beim Bürgerball trägt, und alsdann auf der Brust so weit ausgeschnitten, daß man sich ihrerstatt schier schämen möcht! Ein buntes Häuberl auf dem geschnirgelten Kopf, an den Händen güldene Armbänder, an den Füßen blutrothe Strümpfe oder gestreifte, und Ballschuherln; die Unterröcke und Hoserln mit feinen Spitzen besetzt — und das will ein Bauerndirndl sein! Auf der ganzen Welt tragen die Bauernweiber kein solches Gewand. Und so 'was wird in einem Stück gemacht, wo der Dichter — wie es heißt — das Gewand doch genau vorschreibt! und so was wird in unserem Bergland vorgestellt, in einer Stadt, wo alle Tag die Landleute auf dem Markt zu sehen sind! Und die Zuschauer lassen sich das gefallen. Ich hätt' am liebsten mögen aufschreien: Ich will mein Eintrittsgeld wieder zurück haben, das ist Alles erlogen. So schaut kein Bauersmensch aus! So dumm ist er nicht. Ja, wenn so ein Bauerngewand, wie sie es haben sollten, mehr thäte kosten, als wie das herrische Fetzwerk, ich wollt' nichts sagen; die Theaterleut, so viel ich gehört, haben nicht gar viel Geld. Aber das Richtige thäte hier weit weniger kosten, als das Unrichtige, und thäte den hübschen Theaterfräulein oftmals auch viel besser stehen. Denn wie sauber das einfache Bauerngewandel den Dirndln steht, das weiß ich von daheim. Ich kann mir's also gar nicht denken, weswegen die Theaterleut' es nicht wollen einsehen, daß sie mit ihrem unsinnigen Anzug in Bauernschaustücken das ganze Zeug verderben. Ich glaub' einer solchen Zierpuppen nichts, sie mag noch so schön daherreden.

Da sollt' nur ich einmal Theatermeister sein. „Weibeln! oder Fräuleins!“ wollt' ich sagen, „das gibt's nit! Wer in einem Bauernspiel mitthun will, der muß mir auch darnach angezogen sein. Das lass' ich Keiner gelten, daß sie aus Eitelkeit alle beliebigen Fetzen und Farben auf sich hängt und mir das Stück verdirbt.“ — Wenn sie schon Schauspieler sein wollen, so sollen sie es ganz sein und was Ordentliches machen, daß es kein' Schand und Spott ist. Ich scher' mich beim „Pfarrer von Kirchfeld“ den Teufel um das Fräulein so und so und ihr Leibgewandel, ich will die Anna Birkmeier sehen für mein Geld, oder es soll mich der ganze Krempel —“

— Was der Brief weiter enthält, geht nur die Schwester an. Ich habe das Schreiben soweit abgedruckt, um unseren geschätzten Schauspielern, Theaterdirectoren und Regisseuren zu zeigen,

daß sie selbst vor so einem Landsoldaten des 27. Infanterie-Regimentes nicht sicher sind, gezaust zu werden. Ich an ihrer Stelle möchte es aber nicht d'rauf ankommen lassen; ich thäte im Gottesnamen diesen Leuten nach ihrem Willen und stellte ein Volksstück ordentlich und auch in der Kleidung dar, wie sich's gehört.

Wenn dann Der von der Infanterie noch raisonnieren wollte, ließe ich ihn hinausführen. R.

Der Dichter und die Zeitgenossen.

Das Mädchen:

, wie er tief in's Herz mich traf!
Ich bitt' ihn um ein Autograph.

Der Jüngling.

Scharf wie ein Schwert weiß er zu singen,
Wir wollen ihm ein Prosit bringen.

Die Frau.

Ein Minnerausch ist sein Gedicht,
Sieht man ihn an, man glaubt's ihm nicht.

Der Mann.

Kein Amt? Nur Dichter in der Welt?
Der Mensch hat den Beruf verfehlt.

Der Theater-Director.

Mit Sturm und Drang laßt mich in Frieden!
Ich inscenier' nur Invaliden.
Bricht sich auch einer das Genick,
Nur besser für mein eig'nes Stück.

Der Regisseur.

Ihr greift in's Leben zwar, in's volle,
Jedoch für mich gibt's keine Rolle.

Der Theater-Baron.

Ein Trauerspiel? Langweilige Proben!
Kein Boudoir und keine Roben!

Die Berufsgenossen.

Nicht schlecht! Nur müßte man die Sachen
Erst welt- und bühnenfähig machen.

Die Polizei:

Franzosen, Türken, Römer, Griechen —
Schon gut! doch deutsch — das wird gestrichen.

Der Meister.

Nur muthig! laß den Kopf nicht hangen!
Wir haben Alle angefangen.

Der Urtheilspächter.

Man hat Dich zwölfmal applaudiert,
Geduld! das wird verhallen;
Du bist bei uns nicht abonniert,
So bist Du durchgefallen.

Der Poet.

Was ist denn gescheh'n?
Laßt sie schwätzen und schreiben!
Die Blätter vergeh'n,
Die Werke bleiben.

Franz Keim.
(„Sturmgesang des Lebens.")

Kleine Laube.

Wenn Du gehst von mir, mein Lieb.

Wenn Du gehst, wenn Du gehst von mir, mein Lieb,
Von mir mein Lieb,
So ist es aus mit mir,
Ich wand're Dir nach durch die halbe Welt,
Die halbe Welt,
Und such' und ruch' nach Dir.
Ich frage den Jäger im grünen Wald,
Den Schäfer auf blumiger Au:
Hast Du nit gesehn eine schöne Maid,
Mit hellen Aeuglein blau?

Ich frage den Vogel im Buchenhag,
Im Buchenhag,
Den Fisch im Meeresgrund,
Hast Du nit gesehn eine holde Maid,
Eine holde Maid,
Mit rosenrothem Mund?
Ich frage den Gräber am Kirchhofsthor,
Den Priester am hohen Altar:
Hast Du nit getraut eine schöne Braut
Mit krausem guldnen Haar?

Und weiß ich Dich schlafen im tiefen See,
Im tiefen See,
So jauchz' ich mit hellem Muth,
Und tauche, mein Lieb, zu Dir hinab,
Zu Dir hinab,
In die weiche kühlende Flut.
Und weiß ich Dich eines Andern Braut,
Mit runden Wängelein roth,
So leg' ich mich auf die Erden hin
Und weine, und weine mich todt.

Und wenn ich an Lieb' gestorben bin,
Gestorben bin,
So graben sie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz mir auf die Brust,
Wohl auf die Brust,
Und senken mich still hinab,
So hast Du Dich, Kind, von mir gewendt,
Und ich bin blieben Dein,
Gott mit Dir, Gott mit Dir, Du hartes Lieb,
Es hat so müssen sein.

Krieglach-Alpel, 1859. Peter Rosegger.

Wintertage in der Stadt.

Es nutzt Alles nichts. Bald nach dem Eintritte der Tag- und Nachtgleiche im Herbst, wenn der Thau der Wiesen nicht mehr trocknen will tagsüber, wenn der graue Nebel die Thäler zudeckt bis hoch in den Mittag hinein, wenn die Wälder gilben und schweigen, an den Brunnen krystallne Eiszäpflein hängen, die Wege schlammig werden und die langen Abende herniedersinken auf die Dörfer und waldumfriedeten Heimstätten der Menschen, und wenn es frostig wird im Sommerhause und doch das Ofenfeuer noch nicht stilgerecht sein will in der Nachmittagssonne — da hebt das Gift an zu wirken — das Gift unserer Cultur, die Sehnsucht nach den Stadtmauern, dem Straßenpflaster und den Gasflammen.

Und doch gäbe es für ein beschauliches Menschenherz nichts Trauteres und Erquickenderes, als den ländlichen Frieden des Herbstes. Der Hochsommertag hat zwei Nächte, eine dunkle, kühle und eine helle, glühende. Die letztere dauert von neun Uhr früh bis fünf Uhr abends, sie bannt Dich in's schattige Zimmer, denn die Hitze in einem Sommermittag ist unwirtlicher, als der Sturm in einer Winternacht. Im Herbst hingegen gehört der ganze Tag Dein und auch in der Mittagssonne läßt sich's fröhlich wandern über Berg und Thal. Am Morgen und am Abend ist wohlgemuth zu sein, und der Herbsttag ist zusammengesetzt aus einem Morgen und einem Abend. Im Walde mit den träumenden Wipfeln weht der kühle Erd- und Moosduft und die abfallenden Blätter des Laubgehölzes und des Heidekrautes würzen die stille Welt mit erfrischendem und zugleich betäubendem Hauch. Alles heiße, leidenschaftliche Leben und Weben des Sommers ist vergangen, Du bist geruhigt wie der Wald, ein sanftes Gleichgewicht ist in Dir, wie sonst das ganze Jahr nicht — und nun willst Du fort. Lebhafter werden in Deinem Haupte die Vorstellungen von Theaterbildern und Concertsälen, von geselligen Zirkeln und Wintermoden, von den schweren Seidengardinen und bunten Fußteppichen Deiner Stadtgemächer, und dieselben Dinge, die Dich im Frühsommer angewidert und fortgetrieben hatten hinaus in die ländliche Natur, dieselben Dinge locken Dich jetzt wieder zurück in die Mauern.

Und eines Abends trottest Du wieder auf dem glatten Trottoir zwischen der Menge dahin, wirfst gleichgiltige Blicke auf die glitzernden Auslagkästen, es ist Dir so, als ob Du nie fortgegangen wärest, und als ob die langen seligen Sommermonate nur ein Traum gewesen wären.

Kaum Du Deine Stadtwohnung in Stand gesetzt hast, um darin in stiller Winterbeschaulichkeit zu hausen, hat sie Dir auch schon den Reiz verloren, Du suchest Zerstreuungen auswärts. Die ländliche Sammlung will in städtischer Zerstreuung ihr Gegengewicht haben, und Verhältnisse, die Dir vom Lande aus gesehen so kleinlich und nichtig vorgekommen sind, werden Dir jetzt auf einmal wieder so groß und wichtig. Die Wirtshauscirkel, der Kaffeehaustratsch! Du gehst in's Theater, um die neuen „Kräfte“ zu bekritteln, nicht aber um ein Kunstwerk zu genießen. Du gehst in's Concert, nicht sosehr um die Sängerin zu hören, sondern vielmehr um sie zu sehen. Du besuchst Kunstausstellungen, um in Gesellschaften darüber mitsprechen zu können, Du wohnst Vorlesungen bei, um Dich hernach über die Tortur derselben auslassen zu können. Dann erst die Clubangelegenheiten, die Sportsachen, die Bälle! Ja, es ist ein großes Leben, das Stadtleben! Wegwerfend spricht man von der kleinen beschränkten Welt draußen auf dem Lande.

Jetzt die Politik! Jeder sieht nicht allein ganz genau die Ursachen der politischen Erscheinungen, er prophezeit auch haargenau, was da kommen muß. Jeder hat den Plan zur Rettung des Staates fix und fertig bei sich und so viel Köpfe, so viel Politiken. Ich übertreibe ein wenig, es gibt thatsächlich politische Parteien, wovon eine aus mehreren Köpfen

besteht und sich wochenlang der lieben Einigkeit erfreut. Das Reich ist heute leicht zu regieren. Wären drei oder vier Parteien, es stünde schlimm um die Regierung, aber es sind zum Glück unzählige Parteien. Es will nämlich Keiner Mitglied einer Partei, sondern Jeder ihr Führer sein und wenn es sonst geheißen hat: viel Köpfe, viel Sinne, so heißt es heute: viel Köpfe, kein Sinn. Die Deutschen in unserem Reiche liefen bereits Gefahr zu siegen, da erscheint noch rechtzeitig der große Mann mit seiner unverfälschten Eitelkeit und ruft Zwiespalt und Triespalt in sein eigenes Volk, hetzt den Deutschen auf den Deutschen, daß sie bis auf's Messer miteinander raufen möchten. Und all' das thut der Mann uneigennützig, wenigstens wird versichert, daß er für sein Wirken weder von Slaven und Polen, noch von Juden, denen er indirect dient, irgend einen materiellen Beweis von Dankbarkeit annimmt. — Derlei gibt nun viel Ergötzung für Solche, denen ihr Volk gleichgiltig ist und die sich aus der traurigen lärmenden Zerfahrenheit eine Hetze machen.

Soweit hat es die rüde, ungezogen leidenschaftliche, um nicht zu sagen lümmelhafte Tonart mancher unserer Parteien doch gebracht, daß man sie nicht mehr ernst nehmen kann. Viele, die ursprünglich etwa mit der Sache der Partei einverstanden gewesen, wenden sich, von ihrer Kampfweise angewidert, von ihr ab. Freie Menschen wollen sich nicht terrorisieren lassen und Mancher thut justament das Gegentheil davon, wie's irgend ein wüthender faustmachender Schreier verlangt. Das ist gewiß nicht in Ordnung, denn die Sache ist zu wichtig, als daß man fahnenflüchtig werden dürfte, nur aus dem Grunde, weil die Fahne von tollen Fähnrichen getragen wird. — Das wiederhole ich, so viel Spaß haben die politischen Strömungen dem leider immer gleichgiltigen großen Publikum selten gemacht, als heute. Der Nationalismus ist zu einer Stierkampf-Arena geworden.

Solcherart sind die Freuden der Wintertage in der Stadt. Ich steige die zweiundachtzig Stufen hinauf in meinen Thurm, verkrieche mich in meine Stube und träume von den fernen Sommertagen im Waldland. Draußen fallen die Flocken und hüllen die Dächer dicht in flaumigen Schnee, das Grau des Himmels scheint immer tiefer und tiefer herabzusinken auf die Stadt; Schlittengeschelle schrillt und auf den Straßen brennen flackernd die Laternen. Ich schließe die Augen und sehe den lieben grünen Wald in den heimatlichen Bergen voll Blütenduft und Vogelsang, von Sonnenäther übergossen. Sachte hebt an mein Herz zu zittern vor Leid, daß dies Alles vergangen ist. — Da schlägt heller Lichtschein an mein Augenlid, ich öffne es und vor mir mitten im Zimmer steht im Flammenglanz ein grünender Tannenbaum.

So ist die größte, die wahre innige Freude des Winters vom W a l d e hereingekommen. Verdorrt und ausgelebt ist das Jahr. Im Feuerkranze des Weihnachtsbaumes sind alle kleinlichen Regungen des Stadtlebens verbrannt wie Mücken, im Thaue des Christbaumes hat sich das staubige Herz wieder gebadet und verjüngt und in neuer Kraft und Hoffnung schlägt es dem Mai und den sommerlichen Wonnen des Waldes entgegen.

R.

Schneealpe.

Ein Natursang von Marie Reinhard.

Ernste Schneealpe, wie blickst Du in ruhiger Majestät nieder auf das kleine Thal, auf den silbernen Fluß, der durch's blumige Alpenried lustig die grünen, krystallhellen Wellen wirft. Um Dein felsiges Haupt ziehen finster die Wolken, brausen gewaltige Stürme; auf zackiger Felswand klimmt flink der Berge stolze freie Tochter, die schlanke Gemse. Doch weich um den Saum Deines Kleides schmieget der lauschige Tannenwald die grünenden Arme und lieblich zu Deinen Füßen laden traut sammtene Matten zu sanfter Rast. — Wie oft hab' ich Dich geschaut in Deiner einsamen stillen

Pracht, in des Winters schneeigem Hermelinmantel und in dem holden Kranze des knospenden Frühlings, und immer hab' ich gegrüßet Dich aus dem tiefsten Herzensgrund, denn ich liebe Dich, mächtige Alpe! Wenn in des Frühmorgens erstem Dämmern der Morgenwind wehet so frisch um Dein Haupt und zerreißet kühn die nebligen Schleier, die Dich umwallen, wenn siegreich aus dem nächtlichen Grau Du steigest, die Felsenstirn leuchtend in dem Diadem der Sonne, wenn kühlend von Deinen duftigen Höhen des Aethers mildklarer Hauch um die heiße Stirne mir spielet: dann jauchzt es in meinem Herzen wie heller Lerchenschlag! Auf den Flügeln des Geistes möcht' ich in's lichte Blau entschweben und zaub'risch durchbebet die jubelnde Seel' ein himmlischer Morgengesang der Freude. Aber wenn heiß und drückend die Mittagsglut sich senket über die Fluren, wenn in dem steten Kampfe des Daseins ich schmerzlich seufze und die brennende Thräne des Leides netzet die Wang'; dann blicke ich sehnend zu Dir, Schneealpe, die Du in ewiger Klarheit schauest herab auf die Menschen, die ringen in bitterem Harm, vom dunklen Fittig der Leidenschaft ruhlos getrieben. Ach, der trübe Hauch des Erdenleides dringt nicht zu Deinen reinen Höhen; o daß ich könnte entfliehen auf Deine luftigen Zinnen und schlürfen mit fröhlicher, freier Brust die balsamische Luft! Und wenn in dem schwermüthigen, stillen Weinen des Herzens allmählich verblasset der freundlichen Sonne goldener Strahl, und milde und sänftigend nahet der Abend, siehe, im reizenden Schimmer des Abendroth's leuchtet und flammet purpurn die mächtige Alpe. Weich um verwitterter Felsen schroffe Gründ', um zerklüftet Gestein sich schmieget das lichte Roth, und auf rosigen Wolken gezogen kommen wie einst die seligen Träume der Liebe, die goldenen Hoffnungen erster Jugend, und in der Erinnerung Abendschein schau ich das entschwundene Bild der Vergangenheit, das in des Lebens schwülem Mittagsglanze erblaßte; leise verstummt der Seele düstere Klage, der herbe Schmerz in der Wehmuth sanftem Trauerliede verklinget. Ernste Schneealpe, klar und silbern zittert des Mondes leuchtende Sichel über Dein graues Gewände; aber trotz brausender Stürme sprießen freudig hervor aus Deinen Mauern die zarten, duftenden Blumen der Alpe, vom frischen Odem des Berges fröhlich geküßt, an Farbe und Duft wohl reizender als die Schwestern im Thale. Manch' Röslein hellrosig, manch' tiefblauen würzigen Enzian hab' ich gepflückt auf Deinen Matten und jubelnd sie an das Herz gedrückt; denn auch mir keimt in der Brust ein Gärtlein, d'rin heimlich sprossen des Liedes farbige Blumen. Aus dem frischen Grün der Jugend sind sie gesproßt, mit Jugendlust und Liebe zur Heimat getränket, vom Thaue ersten Wehes schimmernd bestreut. Den blühenden Kranz der jungen Knospen wind' ich um Deine felsige Krone. Schneealp! Dir, ernste Schöne, hab' ich gesungen mein erstes Lied, leb' wohl, nun scheid' ich von Dir. In die sonnigen Thäler steig ich hinab zu den Menschen, voll Haß und Liebe. Da sollst Du, meine Harfe, ein Lied erzählen, d'rin brausen des Lebens mächtige Wogen. Denn zaub'risch sind, o Natur, Deine Laute, welche die ringende Seele in süßen Schlummer einlullen; aber die wunderbarsten Accorde quellen doch einzig aus des menschlichen Herzens gewaltiger, unendlicher Tiefe.

Herr Macher.

Ein Porträt nach dem Leben gezeichnet von J. H. Wehle. *)

Alles konnte man von dem gefälligen Mann haben, von der Stecknadel bis zu einem vollständig eingerichteten Landhause. Er glich darin dem aus Schlemihl's Geschichte bekannten Herrn, der sich jener merkwürdigen Geschäftsspecialität zugewendet hatte, dem Ankaufe von neuen und gebrauchten Schatten. Nur fehlte bei ihm der grautaffentene, altfränkische Rock.

*) Aus dessen „Krethi und Plethi" (Wien, Hugo Engel.)

Auch war er weder dünn, noch hager, länglich und ältlich, sondern ganz im Gegentheil klein, dick und rund, mit einem vollen, lachenden Gesicht. Nicht das geringste Unheimliche war an ihm zu entdecken. Er war ein jovialer Kerl, der herzlich lachte, und, was noch mehr wert ist, Andere lachen machen konnte. Deshalb war er auch überall gern gesehen, im Ministerhotel, im Parlament, im Gerichtssaal und in den Redactionen. Ueberall war er zu finden und überall ließ er beim Fortgehen zufriedene und aufgeheiterte Gesichter zurück. Den Mißmuth konnte er nicht ertragen. Ein umwölktes Gesicht war ihm ein Greuel und er ruhte nicht eher, bis er nicht die Runzeln von der Stirne weggelacht und weggescherzt hatte. Lust und Frohsinn mußte sein, wo des „Spendier-Naz" Sterne strahlen sollten. Den Namen hatte er von seiner hervorstechendsten Eigenschaft, von seiner Freigebigkeit, bekommen, und es wußten nur wenige, daß er eigentlich Ignaz Macher hieß.

Es gibt Leute genug, die gern Präsente machen, aber in der Regel schenken sie nur was sie selbst nicht brauchen, ohne Rücksicht, ob es der Andere verwenden kann. Nicht so beim Spendier-Naz. Darin glich er wieder dem oben erwähnten grauen Manne, daß er immer das bei sich hatte, was gerade gewünscht oder gesucht wurde. Wenn alle Sitze zu einer ersten Vorstellung vergriffen waren — Spendier-Naz hatte immer noch einen für einen Freund zur Verfügung und wenn der Freund verheiratet war, sogar eine Loge. Hätte der Freund oder die Freundin des Freundes anstatt der Oper sich ein anderes Schauspiel gewünscht, z. B. den Eintritt in den Gerichtssaal, zu dem eben sich abspielenden Sensationsproceß, oder den Zulaß zu einer Hinrichtung, einen Tribünensitz zu einem öffentlichen Festzug, kein Anderer als der Spendier-Naz wäre im Stande gewesen, diese Wünsche zu befriedigen, denn ihm war nichts unmöglich. Ob es ihm leicht gewesen wäre, eine Krone zu verschaffen, das weiß man nicht, da ihn Niemand in dieser Beziehung auf eine Probe gestellt, aber daß er Orden, hohe und niedere, zu seiner Verfügung hätte, gerade so wie Sperrsitze, davon hat er Beweise geliefert. Ob nun die Geschenke in Eintrittskarten, Victualien oder Spirituosen bestanden, immer waren es Gegenstände, welche der Spendier-Naz seinerseits geschenkt bekommen hatte. Sein Wahlspruch lautete: „Schenken und schenken lassen!" Aber manchmal mußte er auf die Befriedigung dieses edlen Sports verzichten, das war dann, wenn er mit Amtspersonen zu thun hatte, die ihres Rufes wegen keine Geschenke vom Spendier-Naz annehmen können. Dann suchte er seiner großmüthigen Passion dadurch zu fröhnen, daß er Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Weine, Cigarren, Stoffe u. s. w., um einen wahren Spottpreis verschleuderte. Das Geschäft wickelte sich dann etwa in der folgenden Form ab. Der Spendier-Naz bietet dem Herrn Gerichtsassessor eine Cigarre an.

„Ein vorzügliches Kraut", sagt der Herr Assessor.

„Nicht wahr?" sagt darauf der Spendier-Naz, „und fabelhaft billig. Rathen Sie einmal, was sie kostet. Nicht mehr als zwei Pfennige."

„Nicht möglich!" ruft der Herr Assessor, „kostet ja diese verfluchte Stinkadores, welche ich täglich rauche, zehn Pfennige."

„Wollen Sie 1000 Stück zu zehn Mark haben? Sie brauchen Sie nicht gleich und nicht auf einmal zu zahlen."

„Topp!" ruft der Herr Assessor, und erhält am nächsten Tage seine 1000 Cigarren pünktlich zugestellt.

Oder der Spendier-Naz trifft den Herrn Rath mit einem alten Regenschirm.

„Aber Herr Rath!" sagt er, „welch altes Möbel haben Sie hier, wo doch diese Sachen jetzt so billig sind. Sehen Sie mal meinen Schirm, mit Seide überzogen, Patentfedern, echtes Bambusrohr."

„Ein Prachtstück," sagt der Rath, „kostet aber mindestens seine sechs, sieben Thaler."

„Warum nicht gar, drei Mark kostet er neu."

„Ach, Sie scherzen.“

„Wollen Sie sich überzeugen, dann geben Sie mir drei Mark, ich bringe Ihnen ganz denselben Schirm, oder noch besser, nehmen Sie gleich diesen hier, ich kaufe mir dann einen andern.“

Auch dieses Geschäft wird abgeschlossen und der Herr Rath zeigt zu Hause triumphirend die neue Acquisition und auch die Frau Räthin kann nicht umhin, zu gestehen, daß man nirgends so billig kaufe, wie beim Spendier-Naz.

Kein Wunder daher, daß der Spendier-Naz in Gerichtskreisen sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Vom Portier bis zum Herrn Präsidenten kennt ihn Jedermann und Jedermann ist ihm für irgend eine Gefälligkeit, für irgend einen Dienst verpflichtet. Er ist wie das Kind vom Hause, geht in den Bureaux ein und aus, weiß Alles, was vorgeht, in welchem Stadium sich ein Proceß befindet, wer der Referent ist u. s. w. Wenn man in Proceßsachen etwas zu fragen oder zu richten hat, ist es fast so gut, sich an den Spendier-Naz zu wenden, wie an eine Gerichtsperson, ja noch besser, da der Spendir-Naz, der Alles weiß, an keine Amtszeit gebunden ist und von seinen Freunden, den Herren Räthen und Assessoren, Alles erreichen kann, was zu erreichen ist. Natürlich geschieht dies Alles in Ehren, wie schon durch die Amtsdignität der Herren Richter jeder Gedanke einer unlauteren Beeinflussung ausgeschlossen erscheint. Niemals hat man Herrn Ignaz Macher eine Bestechung nachweisen können, auch damals nicht, als in einer bisher unaufgeklärten Weise ein wichtiges Actenstück in einem Millionenproceß aus dem Actenfascikel verschwand. Die Sache machte damals viel Aufsehen und der Beamte, dem dieser Unfall zugestoßen war, wurde im Disciplinarwege seines Amtes enthoben. Auch er war ein guter Freund des Spendier-Naz und noch am Abend zuvor hatte sich zwischen den Beiden die folgende Scene abgespielt: Der Beamte war trübsinnig, von düsteren Ahnungen beunruhigt. Ihm stehe ein Unglück bevor, eine amtliche Rüge oder gar der Pensionsbogen. Der Spendier-Naz, der, wie schon erwähnt, ein jovialer Mensch ist, suchte diese Sorgen seines Freundes wegzuscherzen, und als ihm dies nicht gelingen wollte, sagte er:

„Wissen Sie was, ich schlage Ihnen eine Wette vor. Ich setze 20.000 Thaler gegen Einen von Ihnen, daß Sie sich noch mindestens zehn Jahre des ungestörten Genusses Ihrer Stellung erfreuen. Schlagen Sie ein.“

Der andere gieng — natürlich im Scherze — darauf ein. Aber am folgenden Tage kam das Donnerwetter und der Spendier-Naz hatte die 20.000 Thaler zu zahlen.

Das war jedenfalls ein sehr gewagtes Geschäft vom Spendier-Naz, und wir müssen hinzufügen, es war nicht das erste und letzte dieser Art. Der Spendier-Naz hazardierte und er verlor immer, wenn er mit Leuten spielte, deren hohe Stellung ihm imponierte. Wahrscheinlich war seine Befangenheit daran schuld. Denn anders ist die Sache nicht zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß er absichtlich verloren, um sich die einflußreichen hohen Herren, welche über Orden, Privilegien, Eisenbahn-Concessionen u. s. w. verfügten, zu Freunden zu machen, was aber schon durch die hohe Würde der andern nicht glaubwürdig erscheint. Denn da bekanntlich Macht und Einfluß immer mit Einsicht und Redlichkeit gepaart sind, so hätten die hohen Herren bald das Spiel durchschaut und hätten es durchkreuzt.

Näher liegt die Erklärung, daß der Spendier-Naz nicht deshalb gegen Jedermann gefällig war, um sich beliebt zu machen, sondern daß er beliebt war wegen seiner Gefälligkeit und Herzensgüte. Es gab nichts, wozu der Spendier-Naz nicht bereit gewesen, nichts, was er nicht durchgesetzt hätte. Galt es einer jungen Debutantin die Wege zu ebnen, ihr Beifall beim ersten Erscheinen, eine günstige Kritik in den Blättern zu sichern — der Spendier-Naz war der Arzt für diese Krankheit, ebenso wie für die entgegengesetzte, wenn nämlich ein bescheidener Angeklagter oder

ein Zeuge vor Gericht in der Oeffentlichkeit in der Rolle des „unbekannt sein wollenden Wohlthäters" auftreten wollte. Auch dafür wußte der Spendier-Naz Mittel und Wege, und wäre es auch nur die Rettung durch einen unliebsamen Druckfehler gewesen, der im Verhandlungsbericht just den Namen des bescheidenen Angeklagten oder Zeugen entstellte.

Oder wenn es galt, Abgeordnete des Parlaments, Mitglieder einer Gemeindevertretung für irgend ein Project günstig zu stimmen — der Spendier-Naz war der Mann dazu. Er war der Mann für Alles und unternahm Alles, selbstverständlich aus reiner Menschenfreundlichkeit, denn hätte er sich diese Gefälligkeit bezahlen lassen, so würde er ja nicht der Spendier-Naz heißen, sondern der Profitmacher- und Kuppler-Naz.

Amerikanische Eigenheiten.

Wer sich über die Eigenthümlichkeiten von Nordamerika auf die kürzeste und verläßlichste Weise unterrichten will, der gönne sich von Langenscheidts „Notwörterbuch den IV. Theil: „Land und Leute in Amerika." Dieses von Karl Naubert in Form eines alphabetischen Lexikons zusammengestellte Werkchen unterweist über das Wichtigste und Interessanteste und ist besonders für Amerikareisende von höchstem Werte. Hier sollen einige auch für Daheimbleibende interessante Stichproben des Inhaltes und der Behandlung desselben Platz finden.

Das Annoncenwesen hat in den Vereinigten Staaten eine ungeheure Ausbreitung gewonnen, spielt eine wichtige Rolle im gewöhnlichen Leben und ist bedeutend höher entwickelt als in Deutschland. Viele Artikel finden ja nur Abnehmer, wenn sie ohne Unterlaß in der auffallendsten Weise angezeigt werden; die Patent-Medicinen, welche in dieser Gruppe eine hervorragende Rolle einnehmen, bringen manchem Blatte tagtäglich 2—3 Spalten voll Anzeigen; jüngere Aerzte und Anwälte, die nicht dauernd annoncieren, Eisenbahnen und Dampferlinien, die nicht tagtäglich ihre Fahrpläne bekannt machen, Wirte, die nicht sehr oft in den Anzeigespalten ihre „Freunde" zu häufigem Besuch ermahnen, existieren für das große Publikum gar nicht. Bis zu einem gewissen Grade herrscht in dieser Beziehung eine Anschauungsweise, die der deutschen geradezu entgegengesetzt ist. Es schadet einem Geschäft nicht, wenn es sich in einer marktschreierischen Weise anzeigt, die bei uns sofort Mißtrauen erwecken würde. Daß die großen Geschäfte jahraus, jahrein bestimmte Spalten für ihre Anzeigen gepachtet haben und ihre Empfehlung zum Ueberfluß noch auf jeden Zaun und Stein im Lande pinseln lassen, gereicht ihnen in den Augen der Amerikaner nur zum Lob und Vorteil. Es ist erstaunlich, wie gefüllt mit Anzeigen selbst die Winkelblättchen in den kleineren Städten sind. Viele würden sich ohne dieselben gar nicht halten können. Große Annoncenagenturen gibt es in Amerika nicht; die großen Blätter halten Reisende für diesen Zweck. Abgesehen von den förmlichen Annoncenbüchern, welche die Beilagen der großen Zeitungen füllen, leistet man auch in Bezug auf die Straßenplacate Unglaubliches, und da sind es Haaröl-, Zahnpulver-, Gurgelöl-Fabrikanten u. s. w., vor Allem die Theater, welche das Publikum durch auffallende Bilder und hausgroße Placate herbeizulocken suchen

Arbeit. Beim Amerikaner ist die Arbeit, das Geschäft (business) zu einer Art Wuth und die damit verknüpfte Aufregung zu einer unentbehrlichen Lebensluft geworden. Die Amerikaner arbeiten nicht bloß, sie überarbeiten sich, selbst dann noch, wenn sie schon tief im Reichtum sitzen, und die meisten verlieren dadurch den rechten Genuß des Lebens. Amerika hat seine ganz besondere Art zu arbeiten, namentlich finden höhere geistige Anlagen, falls sie nicht mit gegründetem Ruf oder tüchtiger Reclame herüberkommen, dort noch nicht so leicht wie bei uns ihren Markt, und da der Einzelne sich viel mehr als da-

heim auf sich und seine Arbeit angewiesen sieht, so mag sich das Vorwärtskommen sehr lange hinausziehen, sofern er sich nicht in amerikanische Verhältnisse hineinzuleben versteht. Nicht wenige amerikanische Politiker haben ihren Lebenslauf vom Stiefelputzer oder Zeitungsjungen begonnen, jenem jugendlichen Theile des „süßen Pöbels," der hier besonders stark vertreten ist. Wer aus Europa herüberkommt ohne die Fähigkeit zu arbeiten und ohne Energie, das Arbeiten zu erlernen, der wird in Amerika nur mit verdoppelter Geschwindigkeit seinem Untergangange entgegeneilen. Amerika ist kein Land des Vergnügens, kein Aufenthalt für müßige Junggesellen und Theaterfreunde; das offenbart sich jedoch nicht allein in der allgemeinen Geschäftigkeit und der verhältnismäßigen Seltenheit unserer in Deutschland und Frankreich so leicht zugänglichen Vergnügungen, sondern weit mehr noch in den Kosten, die hier durchweg viel höher sind als diesseits des Atlantischen Oceans. Wer nicht selbst arbeitet, wird seine Börse bald geleert sehen, weil es in Amerika außer der Arbeit keinen Zeitvertreib gibt, der kein oder nur wenig Geld kostete. Wer mit europäischen Ansprüchen nach Amerika kommt, wird die doppelte oder dreifache Anzahl von Dollars nötig haben, wo bei uns die Mark genügt, und doch wird er unbefriedigt von dannen gehen, denn es scheint ein Lebensgesetz zu sein, daß sich in Amerika langweile, wer nicht arbeitet.

Deutsche in Amerika. Man hat die deutsche Auswanderung nach den Ver. Staaten von Amerika nur zu häufig unterschätzt und sie als bloßes Material betrachtet, welches allerdings dem Lande durch Vermehrung der Einwohnerzahl und der dadurch gewonnenen Arbeitshilfe zugute gekommen sei. Man nahm an, der Deutsche habe sich nur in die bestehende Bevölkerung eingeschoben und sich so mit ihr verschmolzen, daß namentlich von einer geistigen Einwirkung auf die Bildung des Volkscharakters keine Rede sein könne. Aber die Deutschen sind in Amerika schon längst keine Fremdlinge mehr, sondern sie sind ein mächtiges und wichtiges Bevölkerungselement geworden, dessen mannigfacher Einfluß auf die Culturentwickelung ihrer neuen Heimat nun nicht mehr geleugnet, abgeschwächt oder verhindert werden kann. Von allen seit der Bildung der Ver. Staaten in dieselben eingewanderten Volkselementen gibt das deutsche allein einen wesentlichen Factor in der Culturentwickelung von Amerika ab, seine Einwirkung auf die Gestaltung des amerikanischen Volkscharakters wird zustehends stärker und bereits ist ein sehr merklicher Germanisierungsproceß in Gang gekommen. Und als durch die Erfolge in den Jahren 1870/71 die bis dahin nur dem Namen nach bestehende deutsche Nation an die Spitze der civilisierten Welt trat, und als das Kaiserreich mit seiner Macht und der Intelligenz seiner Leiter tonangebend bei den Mächten wurde, da vollzog sich auch eine gänzliche Umwandlung des Deutschthums in Amerika, welche von größter Tragweite für dessen Entwickelung geworden ist. Das Stammesbewußtsein wachte wieder auf. Leute, welche sich längst schon dem Deutschthum entfrembet hatten, kehrten zu demselben zurück, nahmen die Muttersprache auf's neue an und zeigten das wärmste Interesse an Deutschlands Kämpfen und Erhebungen. — Der Deutsche zeichnet sich vor den Angehörigen aller übrigen Nationalitäten namentlich als eifriger und vorbedachter Landbauer aus. „Die Erfahrung der westlichen Staaten beweist", erklärt die englische Zeitung „New-York Sun," „daß die Deutschen alle Anderen als Farmer weit übertreffen, und daß ihrem Einrücken in jedem Gemeinwesen ein stetiges Steigen der Bodenpreise folgt. In den Theilen von Missouri und Illinois", fährt jenes Blatt fort, „wo die Deutschen sich am dichtesten niedergelassen haben, ist das Land vier- oder fünfmal so viel wert, als in allen anderen Sectionen, wo die Farmen von geborenen Amerikanern cultiviert werden. Oft schafft ihre Bewirtschaftung einer Gegend Nachfrage nach

Land, die vorher nicht existierte, als der Boden noch keine Anzeichen davon gab, welche Reichthümer aus ihm zu gewinnen seien." Der Amerikaner braucht vornehmlich gern eine deutsche Kraft, aber nicht etwa aus Liebe zu den Deutschen, sondern nur, weil sie sich am vortheilhaftesten für seine Zwecke ausnutzen lassen; seine Zwecke sind aber nur Gelderwerb! Amerikaner verkehren wenig in deutschen Kreisen.

Europafieber. Die Reisen nach Europa sind ein wesentliches, beinahe ein unentbehrliches Element des socialen Daseins geworden. Wer Ansprüche erhebt auf Eleganz, muß die alte Welt besucht haben. Die Reisen der Amerikaner erinnern an die sogenannte große Tour der jungen Engländer von Stand im siebzehnten Jahrhundert. Besonderen Wert legen Frauen darauf. Es kommt nicht selten vor, daß reich gewordene Familien sich zugrunde richten, um dieser Mode zu fröhnen. Sie reisen mit Courieren, wohnen in den Prachtappartements der ersten Gasthöfe, fahren in den elegantesten Equipagen, kaufen Kunstgegenstände ein und kehren nach Amerika zurück, wenn ihr ganzes Vermögen vergeudet ist. Ihren Zweck haben sie aber erreicht. Sie fühlen sich gleichsam geadelt und innerlich befriedigt. In dieser gehobenen Stimmung beginnt man das Leben von neuem, steigt ohne Murren zu dem ersten, niedrigen Ausgangspunkte herab, wird wieder, was man ursprünglich war, Metzgergeselle, Aufwärter, Hausierer oder Portier, ein jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeit und physischen Kraft. Junge Leute, wenn sie ihrer Natur nach vorsichtig und sparsam sind, nehmen, ehe sie heiraten, darauf Bedacht, daß ihre Herzensflamme nicht von dem Europafieber ergriffen sei.

Die Juden, die eminenten Geschäftsleute Europas, verschwinden unter der handeltreibenden Bevölkerung der Union gänzlich. Der Yankee ist als Handelsmann viel geriebener, gewandter, tüchtiger und speculativer als der Jude; er ist ihm weitaus überlegen in jeder Beziehung, besonders wenn dieser noch green-horn ist. Die verhältnismäßig keineswegs zahlreichen Israeliten, die in der Union leben und es zu Wohlstand oder bedeutendem Vermögen gebracht haben, wie ja auch einzelne jüdische Firmen Weltruf besitzen, konnten es nur so weit bringen und vermögen sich nur dadurch auf dieser Stufe zu erhalten, daß sie sich die dortigen Verhältnisse vollkommen zu eigen gemacht, sich mit ihnen vollkommen amalgamiert haben. Der größte Theil der anderen dort lebenden Juden krabbelt im Staub des kleinen Mannes umher, bringt es nicht viel weiter, als bis zum kleinen storekeeper, ist froh, daß er sich in dieser Position erhält und sein Dasein fristet. Eine nicht unbeträchtliche Schar von ihnen hat sich leider, da sie kein besseres Erwerbsgebiet finden, die armen, frisch gelandeten europäischen Einwanderer dazu ausersehen, die sie nach besten Kräften, mit Aufgebot ihrer europäischen, höchst mangelhaften Sprachkenntnis, ganz nach früher in Europa betriebenem Schnitt, mit dem geschäftbegünstigenden Yankee-Uebergewicht und mit schlecht copierten Yankeemanieren, so viel sie nur können, über das Ohr hauen und gründlichst betrügen, wovon der thatsächliche Beweis klar vor Augen liegt, wenn man die Straßen und Landungsplätze der großen Einwandererhäfen betritt. Alle diese Straßen wimmeln von Läden jüdischer Emigrantenhändler, Söhnen Israels, die vor Jahren selbst aus Europa eingewandert sind, sich in Amerika mit ihrem Speculationsgeist dieses Handelsgebiets bemächtigt haben und hier, Dank der Dummheit oder baldigen Geldnoth der eben erst gelandeten Emigranten, recht hübsche Geschäfte machen. In diesen Straßen thront das Kleeblatt: der eingewanderte europäische, meist polnische Jude, die gnadenspendenden Emigranten-Gratis- und Belehrungsbureaus der christlichen Kirche unter je irgend einem höchst achtbaren Pastor oder Geistlichen und die Dienstvermittlungskeller, moderne Sclavenmärkte, deren Besitzer, ebenso wie die höchst ehrenwerten Diener der Kirche amerikanisierte, einstige Europäer sind. Alle drei: der polnische Jude, der

edle, menschenfreundliche, tief religiöse, christliche Geistliche und der infame herzlose betrügerische Menschenhändler, alle drei vertragen sich vortrefflich, lieben sich zärtlich und reichen sich geschäftlich brüderlichst die Hände, um die armen Emigranten, die verlaufenen, ängstlichen Schäfchen gründlichst zu scheren, ihnen das Fell über den Kopf zu ziehen und sie mit Leib, Seele und mitgebrachtem Besitz zu verkaufen. Der Eine schickt sie zum Andern, nachdem er ihnen genommen, was er ihnen nehmen konnte. Dieses Trio bildet in seiner Gesammtheit die erste Grube, in die der amerikasüchtige, europäische Emigrant gleich beim Betreten der gelobten neuen Welt fällt und sich meistens auch das Genick bricht, d. h. für seine ganze weitere Zukunft ruiniert, ein wirtschaftlich todter Mensch wird.

Gedichte.

Von J. Kiß, in's Deutsche übertragen von Dr. Josef Steinbach. *)

Liebessehnsucht.

Von Straße zu Straße unthätig zu lungern:
Was Süßeres, Holderes gibt's für mich kaum.
Das Hasten, das Lärmen, das Wogen der Menge
Bestrickt und versenkt mich in seligen Traum.

Als ob ich, auf grünen Gebirgskämmen wandelnd,
Voll Seligkeit lauschte dem rauschenden Spiel
Der klippernden-klappernden Mühle im Thale —
So fühl' ich mich mitten im Menschengewühl.

Den singenden klingenden Frühling im Herzen,
So steh' ich im leuchtenden Wunderrevier
Am Hügel der Dichtkunst — inmitten der Menge
Als träumt' ich, als träumt' ich nur ferne von ihr.

Die Seele so ruhig — ein See nach dem Sturme;
Nur manchmal, verirrt sich ein Mägdlein daher
Mit lieblichem Antlitz, da zittert's im Herzen:
Ach hätt' ich ein Liebchen! wie liebt ich's so sehr!

*) Aus Josef Kiß' eigenartigen Gedichten. 1868—1881. Deutsch von Dr. Josef Steinbach. Wien, Georg Szelinski, 1886.

Erwachen.

Ob in des Taumels Rosengärten?
Am Feenteich verbotner Lust?
Was weiß ich wo? als sie beisammen,
Da stand in hellen Liebesflammen
Des schönen, sündigen Mädchens Brust.

Dem Mann floß Honig von den Lippen,
Sein einzig Gut — wohl offenbar;
Auf's erste selige Ergötzen
Erwacht das Kind und mit Entsetzen
Sah's, ach — daß es verloren war!

Herr Redacteur.

Herr Redacteur! . . . . schön um Vergebung,
Gilt in der That mir die Notiz!
Ich greif' zum Blatt und schau und schaue . . . .
Ah, Herr, das ist ein schlechter Witz!
Sitz' ich den nun seit sieben Jahren
Und brüte, brüte über'm Ei —
Damit trotz meiner hundert Strophen
Mein Schicksal Ihr Papierkorb sei?

Was gibt's an meinem Vers zu mäkeln?
Fließt er nicht glatt? hat er nicht Klang?
Ist da nicht Alles Anmuth, Stimmung:
Der Ausdruck, Bild und Uebergang?
Mischt sich in andern Versen schöner
Der Sonnenstrahl mit Zephyrhauch . . . .
— Hol' mich der Teufel, wüßt' ich einen,
Nur einen einz'gen Einwand auch!

Nicht neu, nicht neu und Liebeslyrik!
Ja, auch die Liebe ist nicht neu;
Und liebend and're Dinge singen,
Das wär' die rechte Eselei!
Wenn mir der Liebsten Lilienantlitz
In ros'gem Purpur lächelnd glüht,
Da singe doch das Donnerwetter
Ein ander, himmelrüttelnd Lied!

Wenn Sie sie kennten! . . . ihre Tante
Ein Drache, der da zahnlos kriecht —
Und — gleich dem Alten aus dem Märchen —
Den Menschen auf neun Meilen riecht.
Da wird kein Brief, nur noch die Zeitung
Verdachtlos über'n Zaun spediert,
Nun und Marie — oh hart Verhängnis! —
Hat just ihr Blatt pränumeriert!

Ideenlos! — Abgenützte Phrasen!
Wie nun mein Herr und das Gefühl?
Ach denken! — das kann auch der Esel,
Nun so, im eignen Kirchenspiel.
Ich aber singe traumumwoben
Von flammendem Gefühl entfacht . . . .
— Oh bitte, bringen Sie die Verse,
Sie haben Schwäch'res schon gebracht.

Ob bringen Sie sie, ob verstümmelt,
Ob auch entstellt und ungenau! —
Marie strickt Ihnen eine Mütze
Sobald sie nur erst meine Frau.
Verwerfen Sie des Liedes Hälfte,
Bleibt nur mein Name d'runter steh'n,
Am Titel: „Meinem holden Engel ....“
Wird mich die Theure schon versteh'n!

Fliegende Blätter.

Der Kopf scheint doch nur eine Nebensache im Leben zu sein, denn während man mit einem schlechten Magen oder mit einer schlechten Lunge nicht lange leben kann, sehen wir recht Viele' mit einem „schlechten Kopf“ ein ganz respectables Alter erreichen!

* * *

Es kann einer Jus und Theologie
Und Medicin und Astronomie,
Botanik und Chemie betreiben,
Und doch dabei ein Esel bleiben.

* * *

Ist es nicht seltsam, daß die größten Meister
Verhungernd zieh'n in's Land der Geister,
Und sind im Elend sie entschlafen,
Noch Würmer nähr'n und Biographen?

* * *

Jede Dummheit findet Einen, der sie macht.

* * *

Mancher weiß den Stuhl in allen Sprachen zu nennen, und setzt sich doch daneben.

* * *

Manches Buch hat keinen Druckfehler und doch ist es ein Fehler, daß es gedruckt worden ist.

* * *

Man soll die Menschen nehmen, wie sie sind, aber sie geben sich, wie sie nicht sind.

* * *

Mit nichts auf der Welt sind die meisten Leute so sehr zufrieden, als mit ihrem bißchen Verstand. Je weniger sie haben, desto selbstzufriedener sind sie.

Narrheit ist immer ansteckend. Vernunft-Epidemien sind selten.

* * *

Nimmt wer das Buch verkehrt zur Hand,
Wird er von Jedem ausgelacht,
Doch bringt er's quer in den Verstand,
Heißt's: er hat originell gedacht.

* * *

Nur wer ungewöhnliche Thorheiten an sich hat, kommt in's Tollhaus; wer die gewöhnlichen, landesüblichen mitmacht, ist ein Mann, der Welt hat und zu leben weiß.

* * *

Pythagoras, der Philosoph, ersann
Ein neues Lehrgesetz und brachte dann —
Da er doch nur ein Heide war —
Den Göttern hundert Opferstiere dar.
Ist's da ein Wunder, wenn die Ochsen zittern,
Sobald sie eine neue Wahrheit wittern?

* * *

Warum der Schwindel so frank und frei,
Und die Leute so leicht zu betrügen?
Sie nehmen die Wahrheit wie Arzenei
Und fressen mit Löffeln die Lügen.

* * *

Wenige wissen, wie viel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weiß.

Ein wissenschäftliches Gespräch

in da steirischn Gmoansproch.

Da Schulmoasta, der mir schon als kloana Bua einidruckt worn is in mein Schädl, den bring ih holt deutsch nit mehr aussa. Und wan ih zan Sunta Nochmittog wo an Bauern hör, der noch seina Moanung wos Gscheidts daherredt, wos noch meina Moanung nit gonz richti is, gleih zwickt mih da Tuifel ban Gnack, ih sulltn belehrn und aufklärn.

Nau, so sitzn mar amol ban Gmoanwirt banond, ih und da Dauderer Hansl. Da Dauderer Hansl nimmt aus n Brotkörbl, däs afn Tisch steht, an Weggn, drahtn a weil um und um und beklogg sich über die k l o a n Semeln. Sogg da Gmoanwirt, der ah z gleich da Bäck is:

„Gestern håst as erst sechn suln, d Semeln, wia j mei Bäcknjung aus n Bochtrog aussabotzt hot, d o håst Dih wundern kinen üba die kloan Semeln. In Osen sein j eh grössa worn."

Do kimbb da Dauderer Hons drüba nochzgrübeln, wia dan däs sein kon, daß d Semmeln in Osn grössa wern. Do zwickt mih s Tuiferl. „Hons," jog ih, „wanst in d Schul gonga warst, ja müassast as wissn, daß d Hitz die Körper ausdehnt. Und die Källtn ziachts zsom."

„Ah, derawegn!" jogg da Dauderer Hons. „Hon mih eh ollaweil drüba gwundert, daß mei kloans Gsindl dahoam in Suma, wan s worm is, in olli Weitn ausanondalaft, und im Winta, wan s kolt is, schliafn j oll schön glod zsom ins wormi Nesterl."

„Host gleih a Beispiel," jog ih, „und denk da's, a Mensch, wan er olt und kolt wird, do geht er zsom, wird gonz buglad und kloanwinzi, weil die Källtn die Körper zsomziacht. Herentgegn, jungi Leut in Wirtshaus, wan j in d Hitz kemen, do fohrn j ausanonder und gleih gibts dicki Nosn und grossi Köpf. Weil d Hitz die Körper ausdehnt."

„So!" redt hiaz da Gwoanwirt drein, „hiaz woaß ih s ah, wegnwos die Grundausmessa grod in Sumer ausmessn und nit in Winta. Weil mei Krautgortn in Suma, wan s worm is, grössa doligg, wir in Winter, und daß j mar a grösseri Steuer vorschreibn kinnen."

„Freili," jog ih, „af de Weis kimpp oan ah da Weg länga für, wan ma schwar trogn muaß, daß mar in d Hitz kimpp und recht schwitzt, weil da Weg afn Bodn ligg, da Bodn a Körper is und d Hitz die Körper ausdehnt."

Da Dauderer Hons legg sih mit seini Ellbogn schön broat afn Tisch hin, woglt a wenk mitn Kopf und brumelt: „Stimpp oba doh nit gonz!"

Ih schau n on. War mar ah wos Neugs, daß a Naturgsetz, däs für die gonz Welt paßt, grod ban Dauderer Hons nit stimma sull. Er spreizt sein Kopf mitn Ellbogn auf; in dem Schädl denk ih ma, muaß heint amol rund wos drein sein, weil er ja schwar is.

„Stimpp oba doh nit gonz!" jogg da Hons und draht sih auf. „Ba da Nocht is s doh källta, wia ban Tog," jogg er, „is s nit aso?"

„Jo freili is s ba da Nocht källta, wia ban Tog", jog ih.

„Nau olßa, ja müaßad ba da Nocht da Weg kürzer sein, wia ban Tog," jogg er, „und mir kimpp da Weg ba da Nocht, wan ih von Wirtshaus hoamgeh, holt ollomol länga für."

Saggera, denk ih ma, hiaz hot er mih. Ober müad doh a Schond sein für an Mon da Wissenschoft, wir ih oana bin, wan ih mih nit aussi wutzlad.

„Mei liaba Freund!" jog ih zan Hons und legn d Hond af d Ochsl. „Mei liaba Freund! Wan ma wissenschäftli sein will, därf ma nit af Oans denkn und afs Onderi vergessn. Wan die Källtn die Körper zsomziacht, ja wirds nit grod in Weg alloan zsomziachn, ja wirds wul ah deini Fuaß zsomziachn und kürza mochn."

„Na!" schreit da Hons, „meini Füaß l o ß ih ma nit zsomziachn."

A so wartln ma, sitzn uns worm ban Wirt, keman bar unsern wissenschäftlichn Tischkurs jagor a wenk in d Hitz, und wia ma die Zech zohln wölln, hot sih akrat ah d Rechnung awenk ausdehnt ghobb.

—

Luther.

(Ein neues Lied von G u s t a v E d m u n d*)

Zu Worms vor vielen Fürsten
Der tüchtige Luther stand.
Viel Staub war aufgewirbelt
Im weiten deutschen Land.
Und Luther sprach mit Kraft und Muth:
Die Pfaffen thäten grinzen
Und mit den Augen blinzen.

*) Aus „Ergo bibamus". Neue Lieder für durstige Kehlen von Gustav Edmund. (Leipzig. A l b e r t U n f l a d.

Er schloß die Rede fest und gut:
„Hier stehe ich,
Ich kann nicht anders,
Gott helfe mir!
Amen!" —
Der Frundsberg spricht ihn an und lacht:
„Das, Pfäfflein, hast Du gut gemacht!"

Um's Unrecht zu verschmerzen,
Das man ihm zugefügt,
Gieng er d'rauf in den Keller,
Der unterm Rathhaus liegt.
Er saß dort lang, es ward ihm bang;
Mit sich so ganz alleine,
Bei seinem Schoppen Weine
Ließ leben er Wein, Weib, Gesang!
„Hier trinke ich,
Ich kann nicht anders,
Gott helfe mir!
Amen!" —
Der Frundsberg kommt herzu und lacht:
„Das hast Du besser noch gemacht!" —

Bücher.

Krug und Tintenfaß. Gedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig, Liebeskind, 1887.)

Es scheint schwer, etwas Neues zum Lobe eines Dichters zu sagen, der in seiner fest ausgeprägten frischen und fröhlichen Eigenthümlichkeit immer derselbe bleibt, und in dieser so allgemeine Anerkennung gefunden hat. Aber Eines ließe sich vielleicht doch geltend machen, was wenigstens in genügender Weise noch nicht hervorgehoben worden ist: dieser frische, fröhliche Liederdichter ist einer der trefflichsten Meister der Form, deren der deutche Parnaß sich im gegenwärtigen Augenblicke zu rühmen hat. Die formelle Glätte und der leichte Fluß Baumbach'scher Poesie ist schwerlich zu übertreffen. Seine Sprache und sein Vers sind von einer Reinheit, welche das feinste Ohr befriedigt und auch das unfeine, ungebildete erquickt, wenn dieses sich auch des Grundes seines Wohlgefallens nicht klar bewußt wird. Ein Vorzug, den ich, obgleich Deutscher, nicht so gar gering anschlage. Was den Inhalt des neuesten Bändchens anbelangt, so entsprechen wohl die Scherzlieder dem „Krug," und die Abtheilung „Lehrhaftes" dem „Tintenfaß." Baumbachs Dichtung erscheint hier, wie fast immer, weniger tief, als sie eigentlich ist, weil sie auch das Tiefere in das leichte Gewand des Scherzes kleidet. Man sehe nur, wie z. B. in dem vortrefflichen Gedicht „Es war einmal" eine tief elegische Stimmung sich zu reiner poetischer Heiterkeit verklärt und verflüchtigt! h.

„Mit lugg lo!" Mundartliche Gedichte allemannischen Stammes von Seeger an der Lutz. (Innsbruck, Wagner, 1886.)

Je weniger irgend ein Dialectgedicht vom componierten Bilde, je mehr es von der Naturstudie an sich trägt, desto mehr hat es culturgeschichtlichen Wert. So Karl Stieler in seinem kurzen, klaren Versuch über Dialectdichtung. Culturgeschichtlicher Wert kann hienach der vorliegenden Sammlung mundartlicher Gedichte nicht abgesprochen werden. Seeger componiert wenig und zeichnet in einfachen, bestimmten Strichen. Der vorarlbergische Bauer steht in seiner ganzen Eigenart vor uns. Die Mundart — es ist die hinterländische, wie sie im obern Walgau, im Blumeneggischen gebräuchlich ist — erscheint hie und da sogar allzu getreu, wird stellenweise dem hochdeutschen Leser schwer verständlich; eine Unzahl von Anmerkungen muß sich einfinden. Schon beim Titel: „Nit lugg lo!" wird Manchem die hochdeutsche Uebersetzung: „Nicht nachgeben, nicht locker lassen!" nicht sofort einfallen. Gerade an dieser Echtheit wird freilich der Freund und Kenner des Dialects seine größte Freude finden.

Geringer als der culturhistorische, aber noch immer nicht gering, ist der poetische Wert des Büchleins. Unter den „Gsätzln und Gsängln," die etwa die Hälfte des vorhandenen Raumes für sich in Anspruch nehmen, findet sich manch' urwüchsiges, packendes Epigramm. Ein gewisser Mangel neuer, eigenartiger Stoffe ließ sich für den getreuen Schilderer volksthümlichen Lebens in Vorarlberg nicht wohl vermeiden. Die Almfreude, wie sie in „Uf de Berga," die Processirsucht, wie sie in „D' Proceßkrämer" sich findet, die Trinklust, welche „Der dürstig Mo" oder „'s Ogaweh" verherrlichen, schnurrige Jagderlebnisse und keifende Ehefrauen, „'s Wildern" und „'s Schätzle" das Alles ist nichts Neues, bildet aber doch den wesentlichsten Bestandtheil im Denken, Thun und Treiben des Aelplers; und um so ausschließlicher beschäftigen ihn diese und ähnliche Dinge, je abgelegener die Bergfalte ist, in welcher er wohnt. In einigen Jahrzehnten, wenn die Hochbahn, welche vor Kurzem unter dem Arlberg durch und bis an den Bodensee hin gezogen wurde, ihren seltsamen Einfluß auf den Stamm, der jenes karge aber schöne Land bewohnt, wird geltend gemacht haben, dann mag auch der Dichter mannigfachern Stoff und reichern Gedankeninhalt unter seinen Landsleuten finden und, ohne in Unwahrheit zu verfallen, die Formen eines vielseitiger gegliederten Geistes- und Gefühlslebens gestalten können.

Als die Stärke von Seeger's Dichtungen erscheinen uns die schwankartig gehaltenen Stücke, die in ihrer reinen, naiven

Freude am Lustigen und in ihrer gesunden Derbheit an eine leider längst verloren gegangene Geschmacksrichtung unserer Literatur glücklich erinnern und anknüpfen. Ein Beispiel dieser Art mag hier Platz finden.

D' Pudelsträmpf.

Es ist im Walserthal a Mändle gsi,
Das hat en schöna wißa Pudel gho,
Mit finer Wolla wie vom besta Schaf.
Da set amal si Wible: „Christa los![1])
Den(n) Pudel sött Ja schera, das git Strümpf."
„Mithalb", set s Mändle und am andra Tag
Kardatschet s Mreiele scho s Pudels Haar.
Ganz prächtig isch es ganga und nit lang,
So schnurret s Rädle und es git a Garn
So glatt und fi, was wett[2]) nu Wolla si.
Dernach hat s Wible gstrickt und stolze[3]) Strümpf
Dem Christa[4]) fertig gmacht. Das Ding ist guet.
Ma bhalt die Strümpf uf d rücher[5]) Jahrszit uf.
Da kunt der heilig Abed und der Ma
Hat Gschäft und mueß ge Bludez uf e Markt.
's ist boda kalt, da holet s Wible gnot[6])
Die neua Strümpf: „Legs a, die heben[7]) warm.
Und welle[8]) zücht er's a, sie tugen guet.
Er knöpft sie Lederhosa drob[9]) und set:
„Die hast jez prächtig gmacht, i bring der oh
Dafür, was gilt's, a Krämle us der Stadt."
Druf ist er furt a's Land und Bludez zue.
Und, as er uf em Markt bem schönsta Stand
A sidis[10]) Halstuech, s Krämle[11]), kofa will
Und marktet[12]) mit dem Krämer, sind da Hünd
En ganza Fasel[13]) hintr em gsi und hond
A dena Strümpf—a—umma gschmeckt[14]), das hat(s)
Verdächtig und recht arlig[15]) dunkt, a Theil
Sind wieder furt und wieder gho und enen[16])
Viel gnöter bschlossa[17]) as die andra—n—All.
Der stellt si(ch) uf drei Füeß und grüeßt die Strümpf
Wie's Bruch ist be de Hünd. Der Christa denkt
Die neua Strümpf sind nu so gspäßig warm.
Er zahlt de(n) Krämer us, s ist nümma z früeh
Und goht de witer uf em Markt und trifft
En gueter Fründ, und wie n—er mit em schwäzt,
So werren d Strümpf vo Neuem bsessa[18]) warm.
Da dreht er si und lueget drüber ab;
Die rüchen ros[19]), und groß und kleine Hünd
Hat's da, die luegen all de Christa—n—a.
„Botz Sacerement! sind das jez Malefiz."
Er nümmt de Stecka und verjäucht[20]) die Waar.
's ist aber spat, und wo—n—er goht und stoht,
So konn s'em[21]) nach und niena[22]) hat er Ruch.
Da goht er im Verdruß zum Krützer-Beck[23])
Und lat a Schöpple gueta Krätzer ko.
Und wie—n—er s fründle bringt dem Nachber Lenz
So murret's unterm Tisch, lue, wieder Hünd,
Sie kiben[24]), weller[25]) besser uf de Strümpf.
Jetz hat er gnue, us isch es und verbei,
Er kunt de Koga[26]) z Bludez nümma—n[27]) ab
Und mueß noch vor der Zit zum Städtle us.
Da schwört[28]) er wüethig uf em Weg und set:
„Jez ho—n—i so—n—a köstlis Krämle kost,
Und was ho—n—i dafür? hochgfrorne Strümpf,
A Gwimsel und en Biß[29]) a beda Füeß
Und s Gspött und s Gläcter no vo Groß und Kli.
Oh! Mreiele, das ist nit pfiffig gsi.

Erklärung: [1]) höre, horch. [2]) wollte. [3]) schöne, vornehme. [4]) Christian. [5]) rauhere. [6]) schnell. [7]) halten. [8]) rasch. [9]) darüber. [10]) seidenes. [11]) Marktgeschenk. [12]) handelt. [13]) Rudel. [14]) gerochen. [15]) sonderbar. [16]) einer. [17]) rascher besonnen. [18]) besessen, höllisch, sehr. [19]) viel stark. [20]) verjagt. [21]) sie ihm. [22]) nirgends. [23]) Benennung des Wirtes. [24]) streiten. [25]) welcher. [26]) Ludern. [27]) nicht mehr. [28]) flucht. [29]) Kribeln und Juden.

Frauen-Literatur.

Liegen da drei Bücher vor uns, von denen jedes ein anmuthiges Talent zum Fabulieren bekundet. Nähert sich das eine der neuen realistischen Art, so vertieft sich das andere, ohne dem idealistischen Romane untreu zu werden, in seelische Zustände, und ist endlich das dritte vom zarten Hauch der Poesie begeistert und schiert sich nicht allzuviel um die Wirklichkeit. Es ist für den Berichterstatter erfreulich, wenn er es mit einem wirklichen Talente zu thun hat — das vorausgeschickt, wird ihn diese oder jene Verfasserin nicht kleinlicher Nergelei oder gar der Bosheit zeihen, wenn er nicht in Bausch und Bogen Alles lobt — sein Lob vielmehr nur bedingungsweise ausspricht. Die ganze weibliche Art — so dünkt uns — weist mehr nach der idealistischen als nach der realistischen Richtung hin. Wenn B. v. Suttner jedoch die letztere goutiert und die Kritik und der Erfolg ihr Recht geben, wer würde ihr dann zumuthen wollen, vom einmal eingeschlagenen Wege abzuweichen? Daß es aber auf diesem Wege noch Klippen gibt, die eine Frau, ohne das feine Gefühl zu verletzen, nicht bewältigen kann — ob sie sich dessen bewußt ist?

Der neueste Roman der Frau Baronin v. Suttner, der bereits in das Dänische übertragen wurde, heißt „High-life" und ist im Verlage von Otto Heinrichs in München erschienen. Die Geburts-Aristokratie, insbesondere die österreichische, kommt in diesem Buche nicht gut weg und wir müssen das Urtheil der Verfasserin in diesem Falle wohl respectieren. Bis auf einige Längen schildert sie farbenreich das Leben und Treiben des Adels in Paris, in Nizza und auf einem Feudalsitze in Böhmen in seiner ganzen Hohlheit. Die Lichtgestalten in diesem Buche sind ein verliebtes „Komtessel," ein liberaler deutscher Herzog und ein Amerikaner, der letztlich noch in die Handlung selbst eingreift und das Buch gedeihlich abschließt. — Wir fanden einige treffliche, ja geistreiche Sentenzen — aber wir vermißten den Eindruck eines in sich abgeschlossenen, wohlgerundeten Kunstwerkes, denn offenbar hat die Verfasserin das Einzelne sorgfältiger bedacht, als das Ganze. Die vielen, oft allzukühn zusammengesetzten Beiwörter erinnerten uns lebhaft an jene glückliche Zeit, wo uns die kühnen Adjectiva in der Iliade oder in der Odyssee höchlichst ergötzten, aber auch manchen Schweißtropfen erpreßten. — W. Heimburg zeichnet in ihrem bei Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig erschienenen Romane „**Die Andere**" zwei grundverschiedene Schwestern mit feinem Stift und gießt ihre ganze eigene Liebenswürdigkeit in die Seele der „Anderen." Die Schreibweise ist eine sehr glückliche und gewandte und die Erzählung selbst ist in eine dem Stoffe angemessene schwüle Atmosphäre getaucht, wie wir sie hie und da bei Mei-

stern deutscher Erzählungskunst fanden. Weniger spricht uns die Charakterzeichnung des Helden an, der schließlich nach einer radicalen Cur statt der heiß geliebten Einen die „Andere" kriegt. Gegen den Schluß zu häuft sich Spannung auf Spannung, was den Leser endlich ermüdet. — Die im gleichen Verlage erschienene Novelle „**Die Lora-Nixe**" von Stefanie Keyser ist sinnig und gut erfunden und hübsch durchgeführt. Die Charaktere sind wohl nicht dem Leben abgelauscht, so daß die Erzählung dem Leser nicht so recht glaubwürdig vorkommt; man wird sie trotzdem nicht mit geringem Interesse lesen. Und wenn wir zum Schlusse meinen, daß die Novelle etwas flüchtig geschrieben und nicht allzu fein gefeilt scheint, so soll das nichts Anderes besagen, als daß Fräulein Stefanie Keyser noch besser zu schreiben versteht. — Wir empfehlen alle drei Bücher als gute Lectüre — die letzten zwei auch jungen Leuten. —tt—

Neue Gedichte.

Die Ausbeute an guten neuen Gedichten ist so spärlich, daß man Gedichtsammlungen, die nur halbwegs etwas versprechen, gerne in das kritische Sieb wirft, um unter der reichlichen Spreu nach Körnchen zu suchen. Da ist es oft, leider allzu oft, als ob man Wasser in das Sieb faßte. Heute liegen uns sechs Bücher vor, der Mehrzahl nach von Neulingen am deutschen Parnaß, die zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit ihrem Pegasus die Sporen geben. Man sieht es ihnen an, wie sie sich krampfhaft in der Mähne festkrallen. Doch auch manches Korn ward bloßgelegt. Nehmen wir zuerst das Erfreulichere vor.

Aus ungleichen Tagen nennt S. Fritz — Pseudonym für Friedr. Singer, der uns kein ganz Unbekannter ist — seine neuen, im Verlage von C. Konegen in Wien erschienenen Gedichte. „Auf der Hochzeitsreise" und „Am Jour" zeigt er uns in leicht geschürzten Strophen die heitere und humoristische Seite des Lebens, um durch die „Vermischten Gedichte" zur bitteren Kehrseite „Am Grabstein" zu kommen. Wir empfehlen das hübsche Büchlein, in dem sich so recht das liebenswürdige, heitere, dabei gemüthstiefe Wienerthum ohne Aufdringlichkeit äußert, jungen Ehegatten als sinnige Lectüre. — **Wilde Ranken.** Gedichte von Edmund Lichtenstein. (Cottbus. Verlag von H. Differt's Buchhandlung.) Ein Talent, das niemals trivial wird, nirgend zu verneinen und keine tiefsinnigen Probleme zu ergründen strebt, vielmehr das, was ihm der Himmel beschert, heiteren und dankbaren Gemüthes genießt, dabei die gebundene Sprache gewandt und zwanglos behandelt und — bescheiden ist.

„Was glutenvoll in meinem Geiste lebte,
Zu schwach, es zu erreichen, blieb die Kraft,
Ob auch mein Herz zum Höchsten aufwärts strebte."

In **Dewin und Hammersee** (eine heimatliche Sage in Versen) schildert R. Martin nicht ohne Geschick, gereimt und ungereimt, die gewaltsame Trennung und die durch den Beistand höherer Mächte wieder erfolgte Vereinigung zweier Liebesleute. Das immerhin lesenswerte Büchlein ist im Verlage von H. Differt's Buchhandlung zu Cottbus erschienen. — **Soralhi.** Epische Dichtung in 12 Gesängen von Fritz von Holzhausen. (Leipzig bei Gustav Brauns.) Wenn wir vom Epos verlangen, daß es einen Blick in das nationale Leben, den Geist und Charakter eines bestimmten Volkes erschließe, oder doch in der Zeit liegende Ideen veranschauliche, so denken wir zunächst an das Volk, dem der Dichter angehört oder an die Ideen, die dieses Volk bewegen. Allerdings erfordern die uns bereits bekannten, weil in unserem Volke wurzelnden Stoffe, um ihnen neue Gesichtspunkte abzugewinnen, und da die Zeit der Epen für unsere Welt- und Culturzustände vorüber zu sein scheint, große dichterische Kraft. Leichter ist es, in nebelhafter Ferne, in dem den Orgien unserer Phantasie so günstigen Orient den Stoff zu suchen. Die vorliegende Dichtung führt uns bis an den Strand des Indus und sättigt unsere Phantasie mit farben- und abwechslungsreichen Bildern, und wenn wir auch den Eindruck eines in sich abgeschlossenen, einheitlichen und vollendeten poetischen Werkes vermissen, so zeigen doch immerhin hübsche Einzelheiten von dichterischem Gestaltungsvermögen. — Die im Selbstverlage (Reudnitz-Leipzig 1887) herausgegebenen **Gedichte** von Franz Tetzner lassen hingegen keine dichterische Begabung erkennen und gehören zu jenen Arbeiten, deren Drucklegung einem Herzensbedürfnisse der Verfasser entspricht. Solche Bücher können einem engeren Freundeskreise genügen — eignen sich aber nicht für den Büchermarkt. — Einen kritischen Maßstab vertragen auch nicht die „**Rabengesänge**" von Ferd. Illek (Olmütz. Selbstverlag.) Wer dächte nicht an Rabenstein — und schaurig wie der Titel ist auch der Inhalt. Wir kamen nicht über Seite 29 hinaus; aber was wir lasen, war originell. Hier einige Pröbchen:

An den Mond:

„Antworte mir und starre nicht so blöd,
Als sollte einst der astronom'sche Ochs,
Des Himmels Milchstraß' in allmächt'gem Durst
Aussaufend, eine Ewigkeit hindurch
Das All verdaun, daß viehisch es vergeb'.

Da heißt's von Rabenludern, Rabenmüttern, —
Hat Ammen wohl der Rab', beraubt er die Chemie,
Wer klagt die Raben auf Polygamie?
Da heißt es Rabenvieh und Rabenaas,
Als wäre Raben eigen nur Cadaverfraß,
Indeß u. dgl.
Einst kam der heil'ge Geist herab als Taube,
Und Eure Weisheit rupfte, briet ihn, fraß ihn auf."

Gut gebrüllt, Löw — — pardon, gut gekrächzt, Rabe! —tt—

Vater Radetzky. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. (Stuttgart bei Karl Krabbe.) In einer Zeit, da dem volksthümlichen Feldherrn ein Denkmal in der Kaiserstadt an der Donau errichtet werden soll und der Name Radetzky in Oesterreich viel genannt wird, hielt es Hackländers Sohn, der k. k Rittmeister W. v. Hackländer, für angezeigt, „ein paar Blätter neuerdings in die Welt hinauszusenden, welche ja früher schon dem Vater Radetzky gewidmet waren." Und gewiß wird sich dieses Werk auch unter den Epigonen jener siegreichen Armee rasch viele Freunde erwerben, denn es erzählt ja von einem glorreichen österreichischen Feldzuge und der Verfasser ist Hackländer, „der den Siegesflug des österreichischen Doppelaar's mit seiner Feder begleiten durfte, von den Thoren Mailands an bis auf die Wälle von Novara." Hackländer's Werke sind schon hinreichend gewürdigt, so daß wir unserer Pflicht genügen, wenn wir auf das Erscheinen dieses Buches, das mit dem Bildnisse des „Vater Radetzky" geziert ist, einfach hinweisen. —tt—

Der Frauenfeind.

In Wien erscheint seit Kurzem eine Monatsschrift unter dem heldenmüthigen Titel: „Der Frauenfeind". Der Herausgeber ist ein noch jugendlicher, fügsamer Ehemann. Genade ihm Gott! und Genade Gott dem Abonnenten, der ein angetrautes Ehegemal hat! ruft der Leser. Warum? Jede Ehefrau sieht es gern, wenn ihr Mann ein Frauenfeind ist und beansprucht nur eine einzige Ausnahme.

Die Monatsschrift hat aber in der That ein streitbares Programm, sie will Front machen gegen den auf die Spitze getriebenen Frauencultus. Sie sagt, es sei ein Widerspruch in der Strömung unserer Zeit, wenn einerseits dafür gekämpft wird, der Frau die volle Gleichstellung mit dem Manne im praktischen Leben zu verschaffen, andererseits aber die verlogene Ueberlieferung bewahrt bleibt, als sei die Frau ein Wesen, das bedingungslos Verehrung und Anbetung beanspruchen darf, ohne sich erst ein Recht auf beide erwerben zu müssen.

Der „Frauenfeind" will mannhaft dagegen auftreten und hofft sich dadurch die Freundschaft der Frauen zu gewinnen. Nun verschweigt aber das Programm, ob die Frauen nur die Leserinnen des „Frauenfeindes", oder nur die Mitarbeiterinnen sein sollen. Wird auf die Männer speculiert oder auf die Frauen? Vielleicht calculiert der Herausgeber so: Die Frauen können einander nicht leiden, finden sich nur in Männergesellschaft angeregt und werden gerne ein Blatt abonnieren, das nur von Männern geschrieben wird; den Titel werden sie eben nur für eine kleine Koketterie halten. Oder so: Wenn ich gegen die Frauen zu Felde ziehen will, da kann ich männliche Soldaten nicht brauchen, da recrutire ich meine Streiter aus der Frauenwelt und engagiere lauter weibliche Mitarbeiter. Jedenfalls ist eine ernste Feindseligkeit zwischen dem galanten Herausgeber und der Frauenwelt nicht zu befürchten. Eher ist es auf das Gegentheil abgesehen. Aber traurig ist es, daß solche Mittel, wie der Titel „Frauenfeind" nöthig sind, um eine neue Zeitschrift einzuführen. Der Titel und Stoff wäre höchstens für ein pikantes Feuilleton von Ferdinand Groß zu verwerten. Im Ernste halten wir es mit einem Frauenfeinde nicht, die Frauen sind das Beste, was wir haben und demnach behaupten wir, der Frauencultus muß auf die Spitze getrieben werden! M.

Aus den Sommertagen, von Emil Rittershaus. (Oldenburg, Schulze'sche Verlagsbuchhandlung.)

Diese neue Auslese umfaßt die Jahre 1871 bis heute und zeigt uns das vollendete, in sich abgerundete Bild der ganzen Persönlichkeit des beliebten Poeten in der Vollkraft. Da ist Alles harmonisch durchdrungen: geläuterte Klarheit und sonnige Lichtfülle des Empfindens und der Gedanken, in edle, vollendete Form gegossen. Wir schauen die schönen, glanzvollen, oft sturmbewegten Sommertage des hochstrebenden, kraftbewußten Mannes, die Sommertage eines reichen, liebebeglückten Dichterlebens, welche wir an der Hand des liebenswürdigen Poeten durchwandeln und deren herrliche Blütenfülle wir in vollen Zügen genießen. Ein von Meisterhand gezeichnetes Porträt des Dichters in vortrefflichem Photographie-Druck, ein wahres Cabinetstück des Malers Knaus, gereicht den „Sommertagen" zur großen Zierde. O. A.

Im Verlage von F. Pechel in Graz ist soeben ein „**Steiermärkisches Dichterbuch**" erschienen. Der Herausgeber desselben, Karl W. Gawalowsky, verfolgte die Absicht nur Originalbeiträge von allen zeitgenössischen Dichtern, die in unserer grünen Mark geboren und daselbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, zu bringen und auf diese Weise dem deutschen Publikum ein Bild des gegenwärtigen Standes der schönen Literatur in diesem Theile des deutschen Sprachgebietes darzubieten. Von den 24 im Buche vertretenen Dichtern seien nur genannt der würdige Nestor C. G. R. v. Leitner, Robert Hamerling, der eine ältere Bearbeitung seines herrlichen Schwanenliedes der Romantik veröffentlicht, P. K. Rosegger, W. Fischer, F. Pachler, S. v. Khuenberg, F. Marx, A. Graf Wickenburg, E. Ertl, H. Grasberger u. a. m. Der Reinertrag des Buches ist vom Herausgeber und Verleger dem Grazer Zweigvereine der deutschen Schillerstiftung zugedacht. Für diesmal sei nur noch erwähnt, daß sich dasselbe in Folge seiner überaus feinen Ausstattung, welche der heimischen Industrie zu hoher Ehre gereicht, auf's trefflichste zu Festgeschenken eignet. —i

Die deutsche Handwerkerbraut. Von Karl Weise. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Verlags-Conto 1886.)

In seinem herrlichen Büchlein „Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie" (Wittenberg. R. Herrosé), dessen Kenntnis wir nun wohl bei den meisten Heimgartenlesern voraussetzen dürfen*) erzählt Karl Weise den Ursprung der vorliegenden Dichtung, welche den kühnen Titel „Die deutsche Handwerkerbraut" führt. Den Anstoß dazu hat jenes Goethe'sche Wort gegeben, das für Weise's dichterisches Schaffen von so großer Bedeutung geworden ist: „Gehe vom Häuslichen aus und verbreite Dich, so Du kannst, über die ganze Welt. Schlicht, innig und wahr besingt der Dichter, wie er als Handwerksbursch in die weite Welt hinauszieht, „ein dienend Mädchen", eine herzliebe Schlesierin, liebgewinnt und mit ihr, aller Sorge zum Trotz, Hochzeit hält. Das Heiratsgut der Braut besteht aus einer — Wäschelade; aber diese ist wohlgefüllt:

„Ach, Freund, in dieser Lade Räumen
Ruht vieler Jahre Müh' und Fleiß."

„Den Deckel von bemalten Brettern
Hob auf die Braut, ein süßer Duft
Von eingestreuten Rosenblättern
Erfrischte rings des Stübchens Luft.

Mit Aeuglein, innig, freudig glühend,
Sah sie der Lade Inhalt nach,
D'rin Alles schmuck, in Reinheit blühend,
So schön, so wohlgeordnet lag."

Dies einzige Gut hat die Braut indes in späteren Jahren der Not zum Opfer bringen müssen; als man ihr den Silberkranz in's Haar drückt, sagt sie zu ihren Kindern:

„Was ich verlor, ist neu erstiegen,
Es blüht in schönster Reinheit Glanz:
Ihr seht es leuchten, seht es liegen
In Eures Vaters — Liederkranz."

Mag man auch dies und das an der Dichtung auszusetzen haben, so wird man mir doch zustimmen, wenn ich sage, daß Karl Weise's „Handwerkerbraut" hundert Goldschnittbändchen einer gewissen Lyrik unserer Tage aufwiegt, daß sie eine Volksdichtung von Wert ist.

Weise dichtete die „Handwerkerbraut" bereits vor vielen Jahren und gab sie einem Berliner Buchhändler in Verlag, der sie in mehreren Auflagen absetzte, dann jedoch im Winkel seines Hauses verkommen ließ. Die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar, welche nicht ohne erhebliche Opfer diese neue Ausgabe veranstalten konnte, verdient unsern wärmsten Dank, der sich in fleißigem Kaufen des Buches äußern möge.

Heinrich Sohnrey.

*) Es sei mir gestattet, ihnen meinen in (Jahrg. X., Seite 118) veröffentlichten Artikel „Karl Weise" in Erinnerung zu bringen.

Krethi und Plethi. Porträts aus dem Leben, gezeichnet von J. H. Wehle. (Wien, Hugo Engel.)

Wer einmal ein Büchlein voll liebenswürdiger Bosheit lesen will, die Adresse ist hier oben angeführt. Wir haben uns köstlich damit ergötzt. Wiener Bilder, die meisten aus der Krachzeit und aus Geldkreisen; wir nennen den „Bankdoctor", „Millionär aus Vaterliebe", „Wie man Präsident wird", „Zur Naturgeschichte des Verwaltungsrathes" „Bankdirectoren". Aber auch harmlose Gestalten und Originale, wie der „Herr Macher" und Andere. Manches mag wohl hübsch übertrieben sein, aber mit Geist und Humor übertrieben. Das steht nicht übel. M.

Am eignen Herd. Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben von Maximilian Bern.

Motto: In einem Menschen erfüllt sich die Welt,
Die ganze, die ewige Zeit;
Er stellt sie dar, sein Leben enthält
Das Morgen, das Gestern, das Heut'.
Leopold Schefer.

Inhalt: 1. Lieben und Werben. 2. Der junge Hausstand. 3. Der Ehe Lust und

Leid. 4. Aus dem Kinderleben. 5. Zur Erziehung. 6. Auf der Höhe des Lebens. 7. Dem Ende zu. — Diese, mit keinem vorhandenen Werke vergleichbare, weil in Anlage und Durchführung von Allen grundverschiedene Sammlung des bekannten Novellisten Maximilian Bern ist eine sinnige Auswahl deutscher Hauspoesie. Die reichhaltige Anthologie gibt in ihrem Zusammenhange eine erhebende Anschauung vom Familienleben und sollte — schon um ihrer veredelnden Wirkung willen — in keinem Hause fehlen. V.

Weihnachtsbücher aus Otto Spamer's Verlag in Leipzig:

Wohlthäter der Menschheit. Hochsinnige Bekenner der Duldung, Barmherzigkeit und Menschenliebe. Vorbilder für Alt und Jung. Herausgegeben von Franz Otto. Dritte erweiterte und verbesserte Auflage. Mit 108 Text-Abbildungen und einem Titelbilde.

Das Walten der göttlichen Vorsehung. Eine Darstellung mannigfacher wunderbarer Fügungen in den Schicksalen der Menschen. Zur Belehrung und Erhebung für Jung und Alt, auf Grund wirklicher Begebenheiten erzählt von L. Mittenzwey. Mit 10 Vollbildern, Kopfleisten und buntem Titelbilde.

Aus allen Gauen des Vaterlandes. Historische Erzählungen und Sittenschilderungen aus deutschen Städten. Von Dr. Karl Oppel. Mit 40 Text-Abbildungen und einem Titelbilde.

Diese Erzählungen schildern in lebensfrischer Darstellung die Ereignisse und das Treiben in Frankfurt zur Zeit des Einbruchs der Franzosen, — das Leben in den deutschen Städten vor 400 Jahren, — die heldenmüthigen Verfassungs- und Freiheitskämpfe der Hamburger, — den Kampf zwischen Ritterthum und Bürgerthum zu Zeiten des Fehmgerichts, — die grauenvollen Zustände in Wien während der Pest 1679, — die feindliche Invasion Berlins im October 1760 und den Patriotismus der Berliner, — Alles in anschaulichen, fesselnden und spannenden Scenen vorgeführt.

Mädchen-Philosophie auf der Hochschule des Lebens. Aus Erinnerungen aus der Jugendzeit in gereimter und ungereimter Briefform dargestellt von B. Schweikart und M. Hoffmann. Mit vielen Bildern. Diese Bücher sind sammt und sonders sehr empfehlenswert. V.

Karl Fromme's Kalender. Wir glauben zum Jahreswechsel unsere Leser aufmerksam machen zu sollen auf den großen Kalenderverlag Fromme's in Wien und nennen aus demselben folgende elegant ausgestattete und stets praktisch eingetheilte Kalender:

Vogl's Volkskalender für 1887. 43. Jahrgang. Redigiert von August Silberstein. — Fromme's Elegante Welt. Notizkalender für 1887. Deutsche Ausgabe. 27. Jahrg. — Bienen-Kalender. — Clerus-Kalender, 9. Jahrgang. — Feuerwehr-Kalender. 14. Jahrg. — Forstliche Kalendertasche. 13. Jahrg. — Forstliches Vademecum. Von C. Petraschek. — Garten-Kalender. 12. Jahrg. — Handels- und Börsen-Kalender. 27. Jahrg. — Juristen-Kalender. 15. Jahrg. — Landwirthschafts-Kalender. 13. Jahrg. — Mädchen-Kalender. Neu. — Maß- und Gewichts-Taschenbuch. — Medicinal-Kalender. 42. Jahrg. — Montanistischer Kalender. 11. Jahrg. — Musikalische Welt, Notiz-Kalender. 12. Jahrg. — Pharmaceutischer Kalender. 24. Jahrg. — Professoren- und Lehrer-Kalender. 19. Jahrg. — Richard Wagner-Kalender. Zweite Auflage. — Schematismus der Mittelschulen. 19. Jahrg. — Studenten-Kalender für Mittelschulen. 6. Jahrg. — Blatt-Kalender. — Pult-Block-Kalender. Neu. Für jeden halben Monat ein Abreiß-Notizblatt. — Comptoir-Kalender. 19. Jahrg. — Schreibtisch-Kalender, kleiner. 9. Jahrg. — Universal-Wand-Kalender für Christen, Juden und Türken. 9. Jahrg. u. s. w.

Die „**Deutsche Wochenschrift**", welche in Zukunft von Dr. E. Russel herausgegeben und von Dr. Karl Reisser in Wien geleitet werden wird, beabsichtigt von nun an ihr auch bisher anerkannt tüchtiges Programm zu erweitern; sie wird als eine Zeitschrift für die gesammte Weltstellung der Deutschen in Cultur und Politik ehrlich und treu wirken, stets zur großen nationalen Arbeit, zur Ausdauer, zur Einigkeit mahnend.

Die Absichten des Blattes sind von edlem Ideale getragen. Wenn die Neigung des Publikums ihm entgegenkommt, so werden die großen Ziele, ein Organ der Cultur der Deutschen in allen Ländern zu sein, erreicht werden. Unseren aufrichtigen Glückwunsch! M.

Schauenburg's **Marmor- und Alabaster-Baukasten** in verschiedenen Größen. Schauenburg's Verlagsanstalt, Lahr.

Die neuen und eigenartigen Baukasten der Firma Schauenburg in Lahr haben in hohem Grade Interesse erregt. Es handelt sich in erster Linie dabei darum, dem fortgeschrittenen Kunstbedürfnis unserer Zeit, mehr als bisher geschehen, entgegenzukommen. Dadurch, daß die Schauenburg'schen Bau-

kasten die Hauptbauformen ganz bestimmt andeuten (Sockel, Gurt, Hauptsims, Fensterbögen, Quaderung, Baluster, Säulen &c.), fügen sie den bisherigen Baukasten ein wesentliches Bildungselement hinzu und sind wohl geeignet, intelligentere und begabtere Kinder zu einem ernstern Studium hinzuleiten, während sie auch den kleinern durch größere Natürlichkeit eine weit größere Freude bereiten werden als die bisherigen. Diesen letztern Effect aber wird mit Jubel das Material erzeugen! Wirklicher edler Marmor und Alabaster. Welchen Glanz wird das aufgebaute große Haus auf dem Weihnachtstisch hervorbringen! V.

Von jeher schon gilt das Buch als das Beste, edelste und sinnreichste aller Weihnachtsgeschenke, das Alt und Jung in gleicher Weise erfreut und befriedigt. Wir haben ein allerliebstes kleines Büchlein vor uns, einen „**Illustrierten Weihnachts-Almanach**" von A. Hartleben's Verlag in Wien, der mit 45 reizenden Illustrationen geschmückt, eine Menge von prächtigen Büchern nennt, die alle Zierden für den Weihnachstisch abgeben. V.

Aesthetik. Von Dr. Max Schasler. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. Leipzig: G. Freytag. – Prag: F. Tempsky.

Der erste Theil beschäftigt sich mit der Idee des Schönen in ihrer Allgemeinheit und Besonderung, der zweite Theil führt uns in das Reich der Kunst; er weist uns die Elemente des Kunstschönen nach und bietet dann eine ästhetische Betrachtung der Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Mimik und Poesie in all' ihren Unterabtheilungen. V.

Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldachra, Komoren und Maskarenen. Von Prof. Dr. R. Hartmann. (Leipzig: G. Freytag. — Prag: F. Tempsky.)

Dieser Band ist der V. Theil des Werkes: Der Welttheil Afrika in Einzeldarstellungen. Es sind uns die obgenannten Inseln in ihren Bodenverhältnissen und Producten, ihren Einwohnern, deren Sitten, Gebräuchen und Lebensverhältnissen geschildert. Die Fauna und Flora der einzelnen Inseln ist gründlich behandelt, aber auch die national-ökonomische und culturhistorische Seite wurde in ihren charakterischen Erscheinungen aufgefaßt. Ebenso erscheinen die socialen und religiösen Einrichtungen mit Klarheit dargestellt. V.

Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. Von J. Löwenberg. (Leipzig: G. Freytag. — Prag: F. Tempsky.)

Nach einer sehr übersichtlichen geographischen Rück- und Rundschau belehrt der Verfasser uns über die Wiederaufnahme der Polarreisen im Jahre 1818. Wir begleiten Franklin und später die Franklinsucher auf ihren Fahrten, steuern neuerdings durch das offene Meer zum Pol, reisen mit den „deutschen arktischen Argonauten" Koldewey, Dorst, Bessel, v. Henglin, v. Zeil, Weyprecht, Payer, Roß, Challenger u. a. m. nach dem äußersten Norden und Süden; auch Nordenskjölds berühmte Unternehmung machen wir mit. Hochinteressante Erörterungen über Ballonexpeditionen zum Pol und die Polarforschung der Zukunft schließen das Werk ab, welches mit instructiven Karten und ausführlichem Register versehen ist. V.

Die Kunst sein Glück zu machen. (Bern. H. Köhler.)

Bei dieser Lectüre fanden wir uns angenehm enttäuscht. Der etwas hochtrabende Titel machte uns mißtrauisch gegen den Inhalt. Dieser ist aber erfreulicher Weise durchaus gediegener Art. Das Buch ist mit sittlichem Ernst geschrieben und enthält manchen praktischen Wink und guten Rath. Es darf daher wohl empfohlen werden. V.

Die Lieder der Mormonin. (Hermann Dürselen, Leipzig.)

Ein originelles Werk auf Rollen, dessen Inhalt durch Drehung letzterer dem Leser vorgeführt wird. „Die Lieder der Mormonin" sind die poetischen Ergüsse einer Aristokratin der Gegenwart. So originell wie die Ausstattung ist auch der Inhalt des Werkes, das als passendes Geschenk für Damen und Herren empfohlen werden kann. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1886.)

Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1887.

Die Nilbraut. Roman von Georg Ebers. Drei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1886.)

Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Uebersetzt von E. Dunker. Vierte Auflage. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1887.)

Aus dem Sturmgesang des Lebens. Gesammelte Dichtungen von Franz Keim. (Minden i. Westf. J. C. C. Braun's Verlag. 1887.)

Der junge Goldschmied. Dichtung von Karl Ernst Altena. (Berlin. Wilhelm Friedrich Nachfolger. 1887.)

Penlidia. Eine Dichtung von Ludwig Anders. (Frankfurt a. O. B. Waldmann.)

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. Zweite vielfach veränderte Auflage. (Leipzig. W. Friedrich. 1887.)

Horand und Hilden. Gedicht von Rudolf Baumbach. Neue veränderte Ausgabe. (Leipzig. A. H. Liebeskind.)

Weltpfingsten. Gedichte eines Idealisten von Heinrich Hart.) Neue Auflage. Norden. H. Fischer Nachfolger.)

Sansara. Ein Gedichtbuch von Julius Hart. (Norden. H. Fischer Nachfolger.)

König Hübich. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. (Norden. H. Fischer Nachfolger.)

Deutsche Lyrik seit Goethes Tode. Ausgewählt von Maximilian Bern. Zehnte verbesserte Auflage. (Leipzig. Ph. Reclam junior.

Geburtstagsgrüße. Mit Citaten aus Rückert's und Longfellow's Werken. Gesammelt von Jules Schuchardt. (Tübingen. H. Laupp'sche Buchhandlung.)

Weber-Gedenkbuch. Erinnerungsblätter zum 100jährigen Geburtstage Karl Maria Webers am 18. December 1886. Von Dr. Adolf Kohut. (Leipzig-Reudnitz. Oswald Schmidt. 1887)

Zum fünfundzwanzigsten Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzogs zu Sachsen. Von Emil von Schelhorn. (München. Th. Ackermann. 1886.)

Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Dr. Alwin Schultz Bis zur 9. Lieferung gediehen. (Prag. F. Tempsky. 1886.)

Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Karl Ruß. Bis zur 9. Lieferung erschienen. (Prag. F. Tempsky 1886.)

Marlitt am Clavier. Oder musikalische Befähigung der Marlitt'schen Romangestalten. Eine harmlose Plauderei von *.* (Karlsruhe. Gebr. Pollmann. 1887.)

Ein Kampf mit der Gartenlaube. Von Franz Siking. (Zürich. Verlagsmagazin. 1887.)

Ein buddhistischer Katechismus. Nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens bearbeitet von Henry S. Olcott. (Leipzig. Th. Grieben. 1887.)

Der Hausschatz. Ein Freund und Rathgeber für die Frauenwelt von Anny Wothe. Unter Mitwirkung hervorragender Männer und Frauen. (Oranienburg. 1886. Ed. Freyhoff.)

Wilkowitzer Kalender für Berg- und Hüttenleute. 1887. V. Jahrg. (Witkowitz.)

Glück auf! Kalender für die deutschen Berg- Hütten- und Salinenleute. 1887. (Zwickau i. S.)

Illustrierte Zimmer-Flora. Praktische Winke zur Anzucht und Pflege der Pflanzen, besonders der Blumen im Zimmer, in der Veranda als Wintergarten und im Freien. Von O. Hüttig. (Oranienburg. Freyhoff.)

Wörterbuch der Bekleidung. Erklärung der auf die Costüme, Volkstrachten und Moden aller Zeiten und Völker bezüglichen Namen, sowie aller die Herstellung der Web- und Wirkwaaren, der Putzgegenstände, der weiblichen Handarbeiten 2c. betreffenden Bezeichnungen. Zusammengestellt von Theodor Eckard. (Hartleben. Wien.

Lehre der Obstcultur und Obstverwertung. Theil III. Die Beerenobstcultur und Verwertung des Beerenobstes zur Weinbereitung 2c. von Johannes Boettner. (Oranienburg. Freyhoff.)

Von den uns regelmäßig zugehenden Zeitschriften nennen wir (mit Ausnahme der politischen) folgende als empfehlenswert:

Monatsschriften zur Belehrung und Unterhaltung:

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. (Braunschweig. George Westermann.)

Vom Fels zum Meer. Spemanns illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus. (Stuttgart. W. Spemann.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Berlin. Gebrüder Paetel.)

Familienschriften.

Schorers Familienblatt. Eine illustrierte Zeitschrift. Wöchentlich. (Berlin. J. H. Schorer.)

Neue Illustrierte Zeitung. Herausgeber Balduin Groller. Wöchentlich. (Wien.)

An der schönen blauen Donau. Unterhaltungsblatt für die Familie. Herausgegeben von Dr. F. Marmroth. Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. (Wien. C. Konegen.)

Kessels Familienfreund. Illustrierte Blätter zur Unterhaltung und Belehrung. Monatl. zweimal. (Warnsdorf.)

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von K. E. Franzos. Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. (Stuttgart, A. Bonz u. Co.)

Leobener Rundschau. Wöchentl. (Leoben.)

Siegfried, Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. Redigiert von Paul Lindenberg. Monatlich. (Beerfelden, Meinhard.)

Zeitschriften für die Jugend, für Jugendfreunde und Lehrer:

Deutsche Jugend. Neue Folge. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Monatlich ein Heft. Mit färbigen Bildern illustrirt. (Berlin, Leonhard Simion.)

Oesterreichs deutsche Jugend. Monatshefte mit Bildern. Herausgegeben vom deutschen Landeslehrerverein in Böhmen (Reichenberg.)

Schule und Haus. Zeitschrift zur Förderung und Erziehung des Unterrichtes. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Josef Eichler und Eduard Jordan. Monatlich eine Nummer. (Wien, Reisnerstraße 2.)

Pädagogische Zeitschrift. Organ des steiermärkischen Lehrerbundes. Herausgeber der Grazer Lehrerverein. Leiter: Ferdinand Fellner. Monatlich drei Nummern. (Graz, Leykam.)

Musikalische Jugendpost. Illustrierte Jugendschrift. Vierteljährig sechs Nummern. (P. J. Tonger, Köln.)

Zeitschriften verschiedener Fächer, Genossenschaften &c.

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Wöchentlich. (Leipzig.)

Allgemeine Kunst-Chronik. Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik und Literatur. Mit einer Beilage „Theater Chronik". Wöchentlich. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lauser. (Wien.)

Bayreuther Blätter. Monatsschrift unter der Redaction von Hans v. Wolzogen. Herausgegeben vom allgemeinen Wagner-Verein. Monatlich. (Leipzig.)

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemäße Lebensweise. (Berlin.)

Meister Konrads Werkstatt. Herausgegeben von Franz Woas. Illustrirt. Wöchentlich. (Leipzig.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Herausgegeben von D. F. Umlauft. Monatlich. (Wien.)

Oesterreichische Touristen-Zeitung. Herausgegeben vom österreichischen Touristen-Club. Redigirt von A. Silberhuber. Zweimal monatlich.

Wiener Hausfrauen-Zeitung von Adolf Tausig. Wöchentlich. (Wien.)

Fürs Haus. Praktisches Wochenblatt für alle Hausfrauen. (Dresden.)

Postkarten des Heimgarten.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

J. Ch., Paris: Uebersetzungen aus diesem Blatte in fremde Sprachen bedürfen specieller Bewilligung des Autors und des Verlegers.

H. A., Wien: Eine schöne und gerechte Würdigung Anzengrubers finden Sie in den „Illustrierten deutschen Monatsheften" (December 1886.) Der betreffende geradezu glänzend geschriebene Aufsatz stammt aus der Feder Anton Bettelheim's.

J. F. A., Graz: Die im vorigen Jahrgang des Heimgarten veröffentlichte Erzählung: „Die Christvesper", begründet sich auf eine Sage, welche das Judenerschlagen in Judenburg zum Gegenstande hat. Die Sage findet sich in mehreren steirischen Geschichtswerken verzeichnet.

F. M., Wien: Freundlichen Dank. Für ein großes Publikum aber doch nicht recht geeignet.

R. W., Klagenfurt: Werden es gelegentlich versuchen.

N. N., Prag: Haben Sie bei der schlechten Behandlung, welche Verse vom Publikum im Allgemeinen erfahren, Ihren Muth noch nicht verloren?

Das „Schluß" bei Hamerlings autobiographischem Artikel im Novemberheft bezog sich nur auf diese Abtheilung der Biographie („Lehrjahre und Wandertage"), keineswegs aber auf die „Stationen der Lebenspilgerschaft" selbst. Diese werden im Gegentheil im „Heimgarten" fortgesetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

5. Heft. Februar 1887. XI. Jahrg.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung).

„Franz, bleib' daheim!"

Die Schirmbäume am Guldeisnerhof warfen über die Felder hinab und sogar etliche Klafter jenseits der Bergblöße hinan ihren Schatten, als die drei Bauern zum Hofe herankamen. Es waren der Sepp in der Grub, der Rodel und der Jakob vom Reuthofe. Sie waren der Verabredung nach heraufgestiegen, weil sie den Großbauern zu Altenmoos von der Absicht, das Gut zu verkaufen, abbringen wollten.

Der Hof bestand in zahlreichen Ställen, Scheunen, Schoppen, Fruchtkästen und zwei Wohnhäusern, Alles stattlich und im besten Stande erhalten. Das eine kleinere Haus, welches schier verdeckt unter Kirschbäumen stand, war das Ausgeding, welches jetzt keine Insassen hatte, da keine „Alten" vorhanden waren. Das andere große Haus, welches fast mitten in den Gebäuden stand, aber doch so, daß es mit seinen vielen Fenstern frei in die Gegend ausblicken konnte, trug an einer seiner Wände weiße Schußscheiben; weil der Guldeisner auf Scheiben zu schießen pflegte, wenn kein Reh im Revier war. Vor diesem Hause blieben die Männer stehen, um sich auszuschnaufen und hinauszuschauen ins weite Land. Von keinem Hause der ganzen Gegend hatte man eine so weite Aussicht, als vom Guldeisnerhof. Ueber die Waldbäume hinweg, die unten den Gesichtskreis engten, konnte von hier aus das Auge auf ferne blauende Berge fliegen, die in sanften Linien oder stumpfen Spitzen in der Fremde draußen standen. Im ersten Augenblick, als die Sonne dort aufgieng, leuchtete sie dem Guldeisner schon zu den Fenstern hinein in sein Bett, oder in die Kaffeeschüssel, wenn solche schon auf dem Tische stand. So gut hatten es die tiefer liegenden Häuser

nicht; der Reuthof hatte gar keine Kaffeeschüssel und die Leute dort mußten ihre sauere Milchsuppe im feuchten Schatten essen, während hier schon der goldige Sonnenschein lag.

„'s ist wohl ein schöner Platz, da heroben," sagte der Sepp.

„Der Roggen wird aber doch um acht Tage später zeitig als bei uns unten," entgegnete der Rodel.

„Hingegen ist er schwerer im Körndl", meinte der Jakob. „'s ist Alles fester und kerniger, was da heroben wachst. Hätt' ich das Gut, ich wollt's nicht verkaufen."

Gegenüber dem Hause, am Holzschoppen stand, mit versilbertem Halsband geschmückt, der große schwarze Kettenhund. Er riß an seiner Kette nicht, er keifte und bellte nicht leidenschaftlich, wie die kleinen Kläffer, die an anderen Häusern hiengen, er rasselte nur ein wenig und ließ in gemessenen Zwischenpausen ein würdiges Knurren hören.

Die Männer traten nun in das Haus und ohne viel Umstände in die große Stube. Da war Niemand. Sie setzten sich an die Wandbank und der Sepp und der Rodel stopften ihre Pfeifen an. Der Jakob rauchte nicht, schaute für sich in der Stube umher und dachte: Schöner als die meinige ist sie auch nicht. Aber größer ist sie; Tische stehen hier zwei, weil einer für die vielen Leute zu klein wäre. An der Stubenecke sind die Heiligenbilder wie bei mir, an der Wand in Lederhaftlein herum stecken die Löffeln wie bei mir. Sechsundzwanzig Löffeln, und große! Das braucht was, jeden Tag in so einem Haus! Sechsundzwanzig Löffeln! Und was sie erst mit der Gabel essen! Und mit den Fingern! Und was sie trinken! Schlecht, hört man, wird nicht gelebt beim Guldeisner. Er selber verstehts, und seinen Leuten gönnt ers auch. Soll unter seinem Gesinde, dem jüngeren, ja viele nahe Verwandte haben, der Guldeisner. —

So warteten sie in der geräumigen düsteren Stube; alle Fenster waren geschlossen, und daß die Luft in so einem Raum etwas mirfelt, das bemerkt ein Bauer nicht. Die alte langweilig tickende Wanduhr hinter dem großen Kachelofen zeigte schon die siebente Abendstunde. Von den gegenüberliegenden Waldbergen leuchtete das Sonnengold so hell zurück und zu den Fenstern herein, daß in der Stube eine Art von grünlicher Dämmerung war.

Jetzt kam von der Küche herein eine rundliche Magd mit feingeflochtenen Haarzöpfen, freundlichen Augen und zarter Gesichtsfarbe; sie bedeutete den Männern, wenn sie etwa bei dem Bauern was zu thun hätten, so sollten sie so gut sein und ein ganz klein wenig warten, dann sollten sie ins Stübel kommen. Er sei just aufgestanden.

Als die Magd wieder zu ihrem prasselnden Herdfeuer hinausgegangen war, bemerkte der Sepp mit einem vielsagenden Schmunzeln: „Das ist sie gewiß gewesen, Dieseinige!"

„Mag wohl sein," versetzte der Rodel und tastete mit der Hand in die Luft hinein. „Schau einmal beim Fenster hinaus zum Brunnen. Dort steht Eine mit dem Wasserzuber."

„Richtig," sagte der Sepp, „die schwarzaugige Julerl! Und wie sie unterhalten kann! Die ist nicht übel".

„Jetzt schau auch einmal dort in den Garten hin."

„Dort thut Eine Salat gießen. Flink und sauber! Ihre Kittel tragen hier oben die Weibsbilder nicht zu lang. Das macht aber nichts, sie haben keine zerrissenen Strümpfe an."

„Sie haben halt gar keine an."

„Der Guldeisner hats gern so; essen können seine Weibsbilder, so viel sie wollen, aber mit dem Gewand sollen sie sparsam sein, sagt er."

„Thuts eh leicht, wenns so schön warm ist."

So tratschten sie, auch Männer können es, wenn sie Langweile haben.

Der Guldeisner war unverheiratet, wußte die fleißigsten und frischesten Dienstboten in seinem Hofe zu versammeln und so gieng die Arbeit allzeit munter von statten.

„Das ist halt das Schlimme!“ seufzte nun der Jakob auf, der heute schwermüthig war.

„Was meinst, Nachbar? Der Sparsamkeit mit dem Gewand wegen?“

„Wenn er Kinder thät haben, der Guldeisner, rechtmäßige Kinder, er wäre festgenagelt an Haus und Grund.“

Jetzt kam die Magd wieder: Sie könnten schon ins Stübel gehen.

„Packen wir ihn halt an, im Gottesnamen!“ sagte der Rodel, und sie giengen in das Nebenstübel, das voll Sonnenlicht war, weil das große blanke Fenster gegen Sonnenuntergang hin stand. Und wie vornehm eingerichtet! Am Fenster rosenrothe Vorhänge, an den Wänden, über alten kunstvoll geschnitzten Schränken, Porzellankrüge und Teller; gegenüber der Thür ein Spiegel, vorgeneigt an der Wand hängend, so daß die Eintretenden darinnen ihre eigenen Füße wie über einen schiefen Fußboden herabsteigen sahen. Ferner an der Wand ein paar Hirschgeweihe, ein Schießgewehr und ein Weidmesser. Auf Bett und Stühlen war die vollste Unordnung und der Guldeisner saß in Hemd und Unterhose am unbedeckten braunen Tischchen und schlürfte just seinen Morgenkaffee, so daß die Eintretenden der Schale wegen von seinem Kopfe nichts sahen als den schwarzen, wirren Haarwust.

„Gehts nur her, Nachbarn!“ rief er mit schnarrender Stimme noch zuhalb in das Kaffeegefäß hinein. Als er dieses endlich auf den Tisch gestellt, sah man den Großbauer zu Altenmoos von Angesicht zu Angesicht. Auf breiten Achseln saß kurzhalsig ein runder Kopf. Ueppiges verfilztes Haar, kleines blasses Gesicht mit stark hervorstehenden Wangen- und Backenknochen, buschige Augenbrauen, große schwarze Augen, plumpe Stumpfnase, an der sich die Nüsternflügel weit aufzogen, wenn er in Erregung kam. Das Einzige, was an dem Manne wohlgepflegt war, mußte wohl der Schnurrbart sein. Der war so kohlschwarz, daß man ihn für gefärbt hätte halten können, so dicht und kurzgeschnitten und mit dem Schermesser scharf abgegrenzt, daß es aussah, als hätte der Guldeisner zwischen Mund und Nase ein wulstiges Filzlein geklebt. Alles Uebrige war sorgfältig rasirt, was an der sonst verwahrlosten Gestalt das einzige Anzeichen stellte, daß der Mann kein gewöhnlicher Waldbär sei. Er war in der That ein ungewöhnlicher.

„Gehts her, gehts her!“ schnarrte er mit einer breiten, schmetternden Stimme; man merkte wohl, der Mann war gewohnt, scharf in die Welt hineinzureden ohne die Worte viel zu mustern.

„Man kennt sich frei nicht aus,“ bemerkte der Sepp in der Grub, „stehst erst auf, Nachbar, oder gehst schon schlafen.“

Er stand freilich erst auf, und ein Guldeisner kann die Tageszeiten umkehren wie er will, darüber hat er Niemandem Rechenschaft abzulegen. Er überhörte also die Bemerkung. Sie sollten die Hosen, Leibeln und Pfaiden von den Stühlen werfen und sich selber draufsetzen, war sein Rath, den die drei Männer sofort auch befolgten. Hierauf griff er, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, mit einer langen Hand in's Wandkastel, nahm einen Thonplutzer heraus, schenkte damit vier Glasstümpchen voll und rief: „Mögts ein' Schnaps?“

„Du kannst Dirs halt anschicken, da heroben,“ sagte nun der Rodel einlenkend, nachdem er vorher ein paarmal mit der Hand in die Luft gefahren war, als wollte er Fliegen fangen, „Du laßt Dir nichts abgehen auf Deinem Berg da heroben, und recht hast. Ich thäts auch, gunn' Dir's. Du kannst besser leben, als wie etwan so ein Kampelherr, der in Land umfährt, um sein Geld loszuwerden, und

sich damit wohl Bauernhäuser kaufen kann, aber nicht das Ansehen und die Altgesessenheit vom Guldeisnerhof."

„Hei, der Kampelherr!" schmetterte der Guldeisner heraus und lachte.

Der Sepp blies von seiner Pfeife rasch nacheinander Rauch aus; „die neueste Lug," sagte er dann und paffte wieder, „die neueste Lug wird Dir Spaß machen, Nachbar, die in Altenmoos umgeht."

„He, Lug! So!" schnarrte der Großbauer.

„Ja, sie sagen, der Guldeisner wollt' sein Haus und Hof verkaufen, sagen sie."

„Sagen sie das?" lachte der Guldeisner laut.

„Es wird nicht wahr sein," versetzte nun der Jakob.

„Warum solls nicht wahr sein!" schnauzte ihn der Großbauer an. „Morgen laß ich einspannen und fahre nach Sandeben zum Kampelherrn. Ein Narr müßt' man sein!"

„Nachfahren," meinte nun der Sepp, „nachfahren möcht' ich ihm schon gar nicht, wenn ich Guldeisner wär'. Der Guldeisner ist, so viel ich weiß, noch keinem Bauern und keinem Herrn nachgefahren. Wenn dem Herrn an Deinem Hof gelegen ist, so wird er schon selber kommen."

„Ein Guldeisner weiß, was Höflichkeit ist," rief der Großbauer, erfaßte eines der Gläschen, die er für seine Gäste vollgeschenkt hatte und goß dessen Inhalt in seine eigene Gurgel.

„Nachbar," sagte der Jakob, „Du machst Spaß. Wenn unsereiner armer Kleinbauer sein klemmiges Gütl weg haben wollt' — Gott bewahr' mich vor dem Gedanken! — es wäre zu begreifen. Aber Du, der da in Gebirg seit Alters her angestammt besser und freier lebt, als ein Graf, den Alle gern haben da herum, dem Alles nach Wunsch und Willen geht, vor dem sich jeder Baum voller Achtung verneigt und jeder Stein schier selber aus dem Weg springt — Du dein Gut verkaufen, auswandern, nein Guldeisner, das ist nicht! Das ist nicht!"

„Und es wird doch schier sein," sagte der Großbauer. „Ein Bauerngut macht Sorg' und Aerger, und wenns noch so gut geht. Was soll ich mich sorgen und rackern im Gebirg, ich hab's nicht noth. Ich ziehe mich ins Thal hinaus, habe keine Scherereien mit den Dienstboten und Nachbarsleuten, wo doch alle Augenblick einer betteln kommt, der um Holz, der um Kornsamen, der um Heu oder Stroh, der um Fuhrwerk, der um Tagwerker! Und alle Jahr die Kümmernis: im Frühjahr um Regen, zur Mahdzeit um Sonnschein, zum Krautsetzen wieder um Naß, nachher um Wind, daß das niedergeweickte Korn aufstehen mag, im Schnitt um Schönwetter, im Herbst fürs keimende Winterkorn um Regen, im Winter fürs Holzschleifen um Schnee; ganz und gar abhängig ist man vom wetterwendischen Herrgott. Ein Narr müßt man sein!" Er trank in der Hitze seiner Rede das zweite Gläschen aus.

„Dasselbe ist freilich wahr," meinte der Jakob in seiner bescheidenen Weise, „vom Herrgott ist der Mensch allemal abhängig."

„Wenn ich draußen in meiner Villa sitze und Coupons abschneide, da kümmere ich mich einen rothen Teufel um Wind und Wetter."

„Darf man fragen, wie viel er Dir geben will?" sagte der Rodel.

„Ist kein Geheimnis," versetzte der Guldeisner kurz und bestimmt. „Wie es liegt und steht — Dreißigtausend Gulden kugelrund."

Die Bauern schauten sich an.

„Guldeisner," sagte hernach der Rodel, „jetzt hab' ich keine Schneid' mehr, daß ich dir abrath. Es ist viel Geld! Sapperment 'nein, es ist viel Geld!"

„Ein Narr müßt' man sein!" schnarrte der Großbauer.

„Und ich rathe doch ab," versetzte der Jakob. „Guldeisner, bedenk's. Wenn Du von Deinem Hochwald einen frischen

Lärchbaum versetzest hinaus ins Thal, mitsammt der Wurzel versetzest, und ihm dort die beste Erden gibst und den fettesten Dung, und Naß und Sonne wie Du willst — der Lärchbaum wird Dir hin. Ein Gebirgsbaum laßt sich nicht versetzen. Wenn er ausgewachsen ist, schon gar nicht. Ein Gebirgsmensch auch nicht."

„Larifari!" schrie der Guldeisner, „Vom Schlechtern aufs Bessere, das hat der Mensch noch allemal ertragen. Wenn unsere Buben Soldaten werden, da gefällts ihnen freilich nicht draußen, das glaube ich. Der Holzknecht Simon ist auch vierzig Jahr alt worden in Altenmoos; jetzt ist er Werksverwalter in der Krebsau. Der verdorrt gar nicht dorten, wie ein versetzter Lärchbaum, der wird dick und fett und verlangt sich nicht mehr zurück ins Altenmoos. Ein Narr müßt man sein!"

„Wer sich's besser machen kann," sagte der Rodel achselzuckend, „ein Jeder thut's."

„Mit Altenmoos wird's traurig hergehen, wenn der Guldeisnerhof eine Herrenhube wird," sagte der Jakob nicht ohne Beklommenheit.

Darauf antwortete Keiner was.

„Nachbar," fuhr der Jakob fort und legte seine Hand auf den Tisch hin gegen den Großbauer, „Nachbar, bleib' da! Du gehörst zu uns. Deine Vorfahren sind auf diesem Fleck geboren worden und gestorben, haben ein zufriedenes Leben geführt, sind alt geworden, wie draußen selten Einer wird. Mit Geld und Herrenhuld hat sich kein Guldeisner wenden lassen, seit die Schirmtannen stehen, da draußen vor Deinem Haus. Weit und breit ist dieser Hof bekannt und geachtet, erbgesessen und ehrenfest! Das Guldeisnerblut ist ein frischer Brunnen, draußen thät' er im Sand verrinnen. Und auch unsertwegen, Franz, verlaß uns nicht. Viele Verwandtschaft hast in Altenmoos; Leute, die sich bei Dir anlehnen müssen, ihnen bist ein Halt, Dir macht's nichts, Du bist stark, Dir geht's gut, bleib' bei uns. Wir halten zusammen, und sollt' Dich auch einmal was Hartes treffen — Gott verhüt' es! — so sind wir Dir brave Kameraden, wie Du es uns bist. Nein, es ist nicht möglich. Du kannst nicht fort, versuch's, Du kannst nicht, Du wirst sehen, wie der Mensch verwachsen ist mit seiner Erden, mit allen Kräutern und Bäumen, die darauf stehen, selbst mit dem Käfer auf dem Grashalm und mit dem Vogel auf dem Wipfel, geschweige mit dem Vieh auf der Weid'. Du wirst es sehen! In den besten Jahren, wie Du bist, kann ein solches Anwesen den tüchtigen, rechtschaffenen Mann nicht entbehren. Nimm Dir eine brave Hausfrau. Du hast die Wahl, und mit lieb Weib und Kind wirst Du erst erkennen, was Dein Guldeisnergut bedeutet. — Franz, versprich es uns! Bleib' daheim!"

Der Großbauer hatte während diesen Worten auch das dritte Gläschen Schnaps ausgetrunken. Jetzt stauten sich seine Nasennüstern auf. „Bedank' mich!" keuchte er, „keinen Vormund brauch' ich nicht. Ob ich ledig bin oder verheiratet, das geht Dich nichts an, Graben-Dodel, verdammter! Der Zimmermann, dort hat er das Loch gemacht, dort! dort!"

„Na, na, Guldeisner," versetzte der Sepp, indem die drei Bauern aufstanden, „brauchst Dich nicht so anzustrengen mit dem Hinauswerfen, wir gehen schon freiwillig. Gute Nacht oder guten Morgen! wie Du's brauchst."

So viel hatten sie ausgerichtet, die Bauern, beim Guldeisner. Als sie die bezäunte Gasse zwischen Gemüsegarten und Hauswiese hinabgiengen, sahen sie, wie ein junges, wohluntersetztes Weib beschäftigt war, die zum Bleichen über die ganze Wiese hin aufgespannten Leinwandfächer zusammenzurollen.

„Auch eine Guldeisnerin," murmelte der Rodel, „ob er sie alle mitnehmen wird, auf seine Herren-Villa?"

„Ich denke," schmunzelte der Sepp in der Grub, „die laßt er uns da. Daß doch die Gattung nicht ganz ausgeht in Altenmoos."

Weiter unten, wo der Weg durch jungen Anwachs gieng, begegnete ihnen der Waldmeister oder Förster. Das war ein großer knochiger Mann in Jägertracht und stets mit dem Gewehr auf dem Rücken. Ein schöner rother Vollbart machte Alles gut, was die kleinen stechenden Augen und die unförmig lange Nase im Gesicht verdarben. Er war ein Ausländer, seit wenigen Jahren erst bei der Herrschaft Rabenberg angestellt, gieng er jetzt viel in Angelegenheit des Kampelherrn um, von dem es hieß, daß er auch die Rabenbergischen Waldungen ankaufen wolle.

„Ob derr Guldeisnerr zu Hause ist!" fragte er mit seiner eigenthümlich scharfen Aussprache, die Selbstlaute etwas näselnd.

„Nein!" antwortete der Rodel, „da geht der Waldmeister umsonst hinauf!"

„Will ich lieberr umkehren," antwortete der Förster und schlug einen Waldweg thalwärts ein.

„Warum hast Du den Mann angelogen?" fragte der Jakob seinen Nachbar.

„Der wäre jetzt schnurgerade hinaufgegangen und hätte ihm das Gut abgekauft," antwortete der Rodel.

„Mit der Lug werden wir's nicht hintertreiben," sagte der Jakob, „ich mein' aber, er verkauft nicht. 's ist lauter Trutz, was er sagt."

„Und auch Trutz, was er thut. Nachbarn, der Guldeisnerhof ist hin." So der Rodel. Bald darauf trennten sich ihre Wege.

Wie der Jackerl bewogen wird, daheim zu bleiben.

Als der Jakob nach Hause kam, funkelten am Himmel schon etliche Sterne und über den schwarzen Baumzacken des Hochwaldes stieg der Mond auf.

An der Hausthür stand der Jackerl.

„Geh hinein!" befahl ihm der Vater kurz.

„Nein!" antwortete der Knabe bestimmt.

„Alsdann bleib' stehen da, so lange Du willst!"

„Nein!" knirschte der Knabe. „Ich will Schottensterz haben, dann geh' ich fort. Ganz fort! Ich bleib nimmer da!"

„Warum bist Du denn nachher von Sandeben her heimgegangen?"

„Weil ich's versprochen hab'."

„Alsdann muß auch ich mein Versprechen halten," sagte der Jakob, ergriff den Jungen mit festem Arm und führte ihn in den Moosbarren.

Der Moosbarren war ein Hintergelaß des Wirtschaftsgebäudes, eine kleine Kammer, in welcher Streumoos getrocknet und aufbewahrt zu werden pflegte. Er hatte zwei kleine glaslose Fenster und eine feste Bretterthür, die von außen durch ein Kettlein zugehängt werden konnte, so daß sie von innen nicht zu öffnen war.

Dieser Barren war im Reuthofe das Zuchthaus.

Und da drinnen lag der wilde Jackerl nun wieder auf dem Moosbaufen, wo er schon recht oft gelegen war. Die Thür von innen aufzubrechen, zu einem Fensterlein hinauszukriechen, ein Fletzbrett zu heben, um unterhalb hinauszukommen, diese unfruchtbaren Versuche waren längst aufgegeben worden. Jetzt lag er rücklings auf dem Moos und ließ den Mond auf sein Gesicht scheinen und war ganz ruhig. Es war ihm ja nichts Neues, im Kriege mit seinem Vater zu unterliegen, und er fand es eigentlich auch in Ordnung so. Er hielt den Vater im Ganzen für einen braven Mann, dem man nun eben einmal zu gehorchen hätte. Aber der Jackerl will nicht gehorchen, und denen just am

wenigsten, die es scharf von ihm verlangen. Schlecht genug, daß es fast allemal was Vernünftiges ist, was der Vater begehrt. Das aber ist nichts Vernünftiges, für alle Ewigkeit im Altenmooser-Winkel sitzen zu bleiben, und die Welt ist so weit und ist so schön und hat so viel Geld und Gut! Wir — der Jackerl — sind nun einmal zwölf Jahr alt. Leichter lauft der Mensch sein Lebtag nie, als in diesem Alter, wenn er da nicht davonlauft, wann soll er's denn thun? — Einstweilen möchten wir einen Schottensterz haben.

„Jackerl!" rief es draußen in der Nacht, es war die Stimme der Schwester Angerl, „da greif' an, wenn Du hungerig bist!" Sie hielt ein Stück Brot zum Fensterchen herein. „So greif' an, Jackerl!"

„Nein!" knirschte der Junge.

Sie hielt immer noch geduldig herein, weil aber der Jackerl fürchtete, daß sie die Hand doch zurückziehen könnte, nahm er seinen Filzhut und hieb ihn mit aller Gewalt auf die Hand los. Das Brod fiel in der Kammer zu Boden, das Schwesterlein draußen gieng schluchzend davon. Der Jackerl hub das Stück Brot auf, als er jedoch ihr Weinen hörte, schleuderte er es wieder in den Winkel. „Ich will Dich nicht! Sie soll still sein! Ich mag sie nicht weinen hören! Ich mag nicht!" — Ein gutes Wort wollte er Ihr nachrufen, aber statt dessen schrie er zum Fenster hinaus: „Du Teufel! Du Teufel!" und schlug mit der Faust auf die Wand los und ächzte vor Wuth.

Durch die Wandfugen strich eine kühle Luft. Der Knabe grub sich in das Moos bis an den Hals und schlief ein.

Am nächsten Morgen kam seine Mutter zur Thür und rief: „Bist schon wach, Jackerl?"

Er war freilich schon wach, gab aber keine Antwort.

Mit einem Tone, der voll Güte und Herzinnigkeit war, sagte draußen die Mutter: „Kind, die Suppe steht auf dem Tische und Du mußt was Warmes essen. Der Vater laßt Dir sagen, wenn Du brav bist, so darfst Du kommen, wenn Du aber noch trutzig wärest, so sollt' ich nicht aufmachen. Ich bitte Dich, mein liebes Kind, thue mir das Leid nicht an, sei wieder ordentlich und folgsam wie Deine Geschwister, wir haben Dich ja lieb und Alles ist wieder gut. Geh', komm her, sei gescheit, versprich mir, daß Du brav willst sein!"

Da sie im Barren gar kein Lebenszeichen vernahm, so kam ihr die Angst, es möchte ihm etwas widerfahren sein. Sie gieng um die Ecke und schaute zum Fenster hinein. Dort im Winkel stand er, strampfte jetzt den Boden und kreischte: „Nein!"

„So kann ich Dir nicht helfen," sagte das Weib, „der Trutz ist noch stärker wie Du, den müssen wir so lange aushungern, bist Du ihn unterkriegst. Bleib' in der Schupfen."

Der Junge fügte sich in's Unvermeidliche. Er sann auf Zeitvertreib.

Auf dem Rücken lag er im Moos und hub an Liedchen zu trällern, wie er sie von den Knechten gehört. „Hi ho! hi ho!" begann er und:

„Tulli ho!
Follt ma da Huat in Boch,
Tulli ho!
Ih lauf eahm noch, jo noch.
Tulli ho!
Er is scha weit, viel z'weit,
Tulli ho!
Hon gor ka Freud!"

Dann spitzte er die Lippen und pfiff, und bald darauf sang er ein anderes Liedel, woran ihm besonders der letzte Theil in die Stimmung paßte:

„Vormittag buß ih —
Wos buß ih?
Mei Dirndl in da Ghoam (im Geheimen),
Nohmittog bin ih —
Wo bin ih?
Aufn Tonzbodn dahoam.

Aft won mih mei Boda —
Zan Koder
In d'Schupfn einspirt,
Tulli, do slick ih —
Wos slick ih?
Mei Hosn ban Knia,
Und daß ma,
Jo daß ma
Die Zeit nit long wird."

Dabei hub er an zu jodeln, bis er heiser war und sann auf neuen Zeitvertreib. Flink sprang er auf, kletterte an der Wand empor und hüpfte wieder auf das Moos herab; dann stellte er sich auf den Kopf und spreizte die Beine in die Luft. Dann begann er mit Händen und Füßen das Moos aufzumischen, daß die Fetzen nach allen Richtungen an die Wand und bis zu Decke flogen, dann fiel er in's Gestreu, reckte alle Viere von sich und stellte sich todt.

Der Oberförster schüttelt den Baum.

In denselben Tagen war's, daß der Waldmeister Ladislaus und der Bauer Dreisam aneinander geriethen.

Der Waldmeister war ganz Kampelherr'scher Beamter geworden und hörte seither nur mehr auf den Titel: Herr Oberförster.

Der Dreisam hatte an seinem Waldrain mit der Haue den zähen Rasen umgekehrt, weil man mit dem Pflug dem Rain nicht beikonnte, und doch auch dieser Streifen als Kornacker benützt werden sollte. Der Dreisam hatte eine große Glatze, dafür aber einen sehr langen, flachsfalben Bart, der schier bis an den Gürtel hinabgieng. Damit dieser Bart beim Graben nicht hindern konnte, so steckte er ihn am Halse hinter den braunen Brustfleck hinab. Da kam der Waldmeister gegangen. „Ihrr Altenmooserr Bauerrn seid Trotteln!" Mit diesem schönen Wort grüßte er den arbeitenden Mann.

„Auch so viel, Herr Waldmeister," dankte der Dreisam, „gescheiter wäre es freilich, alleweil im Feiertag umgehen mit der Büchsen und sich das Futter von anderen Leuten vorsetzen lassen, als sein Brot selber mit harter Müh'. aus dem Boden graben."

„Korn anbauen, das ist dumm," belehrte der Oberförster, „seit durch's Land draußen die Eisenbahn geht, könnt Ihr Bergbauern im Getreidebau mit den Ungarn und Croaten nicht mehr concurrieren."

„Die Croaten wollen wir auch nicht curieren," verdrehte der Dreisam, „wir wollen unseren Magen curieren."

„Viehzucht!" rief der Waldmann, „Viehzucht müsset Ihr treiben. Den Pflug in Scherben schlagen, das Korn kaufen. Lauter Viehzucht. Das Gras wächst von selbst, da braucht Ihr keine Dienstboten."

„Schau," meinte der Bauer so halb für sich, „das wissen meine Ochsen besser, wie der Herr Waldmeister. Die Ochsen wollen kein Gras fressen von einer Trift, die jahraus jahrein nicht umgebrochen wird mit dem Pflug und nicht manchmal Hafer oder Korn darauf angebaut. Die Ochsen sagen, so ein Oedgartgras sei sauer und voller Moos. Nun, dem Herrn schmeckt's vielleicht besser."

„Mein lieber Bauer," versetzte der Oberförster nun in höflicher aber sehr überlegener Weise, „wenn Ihr über Landwirtschaft mit mir reden wollet, da müsset Ihr ein wenig weiter in der Welt herumgekommen sein, als von Altenmoos bis Sandeben! Ein wenig weiter, mein lieber Bauer!"

„Glaub's schon," versetzte der Dreisam, „daß der Herr recht weit gelaufen ist!"

„Bin an einem Tag weiter gekommen als so ein Bauer sein Leben lang springt!"

Dachte sich der Dreisam: Mit Dem ernsthaft zu streiten ist mir zu dumm. So warf er lustig das Wort hin: „Weiter, als der Herr Waldmeister an einem Tag laufen kann, weiter ist mein Bart schon gewachsen!"

Wie das gemeint sei?

„Nicht schlecht. Wetten wir Eins miteinander, Herr, mein Bart ist länger gewachsen, als Er an einem Tag laufen kann! Messen wir einmal! Gilt's? Abgemacht. Am Sonntag beim Steppenwirt unten kommen wir zusammen. Ich hab' Zeugen. Zehn Maß Untersteirer, wenn's dem Herrn nicht zu viel ist!"

„Zwanzig Maß!" schrie der Oberförster, „abgezapft muß er einmal werden, euer Uebermuth;"

„Vielleicht zapfen wir auf dreißig Maß!" meinte der Dreisam.

„Gut! Auf dreißig, sehrr gut!" näselte der Förster. „Am nächsten Sonntag beim Steppenwirt. — Und jetzt adieu, Bauer! Es thut mir leid, daß ich das Geld wieder davontragen muß, was ich für Euch im Sack' habe. Vielleicht mag's der Reuthofer."

„Ja, ist schon recht," sagte der Dreisam und grub emsig weiter.

Der Oberförster gieng davon. Einen Fichtenbaum packte er und schüttelte ihn, daß dürre Zapfen herabfielen. — „Dieses Altenmoos muß man auch so schütteln," dachte er, „was reif ist, wird fallen. — Was heute nicht fällt, das fällt morgen. Fest anpacken." Er gieng gegen den Reuthof. Der Jakob war eben dabei, seinen Angerzaun, der das Gehöfte umfriedete, auszubessern. Er trieb frische Stecken, je zu zweien, in den Boden, legte lange Querstangen dazwischen und befestigte sie mit Weidenbändern. Eben rüttelte er an einem solchen Steckenpaar und sagte: „Halten mußt!" als der Förster vor ihm stand.

Dieser reichte ihm alsogleich biedermeierisch die Hand, in welche der Jakob die seine ohne viel Gegendruck legte. Zaunmachen, das könne der Reuthofer, lobte der Förster, indem er auch einmal und mit Kennermiene an den Stecken rüttelte. Und er denke, der Reuthofer werde auch in anderen Stücken klüger sein, als der Nachbar Dreisam, der so grob gewesen, daß er ihn, den Oberförster, mit dem Gelde wieder davongescheucht habe. Denn er trage Geld in der Tasche.

Er solle es nicht verlieren, meinte der Jakob.

Ob er es nicht dalassen dürfe?

„Bedank' mich schön," sagte der Jakob, „wir brauchen kein's."

Der Oberförster stutzte. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch auf der weiten Welt lebe, der kein Geld brauche; ja nicht einmal eines haben wolle. So einer müsse ein Cretin sein.

Für den Kampelherrn gehe er um, erklärte der Förster, vorhin sei er beim Klachelhofer oben gewesen. Der sei ein kluges Köpfel, der Klachel, und verstehe seinen Vortheil. Dem Klachel habe er das Haus abgekauft.

„Der Reuthof ist nicht feil. Behüt' Gott!" Mit diesen Worten des Jakob war der Mann abgefertigt, der nun kopfschüttelnd seines Weges gieng. Gieng aber in's Haus hinein, wo Maria, die Bäuerin am Herde das Mittagsmahl kochte. Zum Vorwand nahm er, daß er sich eine Cigarre anbrennen wolle, bald jedoch rückte er mit seiner Sache heraus. Sie, die Frau, solle vernünftiger sein als der Mann, der sich eben einmal in den steinigen Boden hinein verbissen habe. Die neue Zeit sei eine andere als die alte, Vieh und Hafer werde von Tag zu Tag billiger, Holz habe gar keinen Preis, die Dienstboten seien kostspieliger und ungeberdiger als je. Früher habe Haus und Grund den Besitzer von dem Soldatenleben befreit, das sei nicht mehr. Früher habe ein Bauerngut beisammen bleiben müssen und hätten die Kinder des Hauses ihr Leben lang darauf ein Heim gehabt; heute dürfe jedes Bauerngut zerrissen werden, wie man einen Papierwisch zerreißt, der nichts mehr gilt. Dazu die hohen Steuern, und wer rechtzeitig nicht zahlen könne, dem lasse der Staat das Haus verganten ohne Barmherzigkeit. Früher sei der Bauernstand ein Ehrenstand gewesen; der heutige Bauer

würde ausgelacht, weil er ja wahrhaftig ein Thor sei. Wenn der Reuthofer sein Gütlein verkaufe, so könne er das Geld in die Sparcasse oder auf Wertpapiere anlegen und davon alle Jahre seine Fexung machen ohne Müh' und Sorge. Wolle er sich nebenbei was erwerben oder wollen es die Kinder, so stünden Eisenwerke und hundert Fabriken in der Welt, wo der Mensch glänzenden Verdienst finde. Der Kampelherr wolle einen größeren Fleck beisammen haben und zahle die Häuser besser als gut. Das und Anderlei möge die brave Frau ihrem Manne begreiflich machen. Komme der Kauf zu Stande, so lege er ihr extra zehn nagelneue Ducaten auf die Hand.

„Sagen will ich ihm's schon," entgegnete Maria, „aber bestechen lass' ich mich nicht."

Damit war der Förster auch hier abgefertigt. Ueberlaut ein munteres Liedel pfeifend, insgeheim über den „dummen Bauernstolz" knirschend, so gieng er davon.

Als er hinter dem Gehöfte am Moosbarren vorüberschritt, hörte er sich rufen. Aus dem Fensterlein guckte ein schöner, aber verwilderter Knabenkopf.

„Lieber Herr Oberförster! Lasse mich frei, sie haben mich hier eingesperrt."

Der Förster blieb stehen. „Eingesperrt?" sagte er, „was hast Du wohl angestellt?"

„Fort will ich. Bleiben mag ich nicht mehr in diesem Altenmoos. Die Welt will ich sehen. Darum haben sie mich eingesperrt."

„Da hört sich doch Alles auf!" murmelte der Oberförster. „Die Jugend versteht ihre Zeit, und mit Gewalt wird sie gefangen gehalten im Gebirg! Alsdann bleibt sie freilich hocken. Und das heißen sie Heimatsliebe! Hundsfötter sind's. — Bist Du dem Reuthofer sein Sohn, Kleiner? Gut, ich will den Kerl so lange würgen, bis er Dich ausläßt."

„Nein," sagte der Knabe. „Meinem Vater sollst Du nichts thun. Geh' nur um die Ecke herum, dort ist die Thür, die ist auswendig mit einer Kette festgehängt. Die Kette mußt Du abhaken, sonst hast nichts zu thun."

Der Förster kam dem Auftrage nach, wie ein Knecht dem Befehl des Herrn. Nur war Bosheit dabei. Als er das Kettlein losgehakt hatte, wurde die Thür von innen aufgerissen, der Knabe fuhr heraus, rannte dem Oberförster den Kopf an die Beine und lief gegen den Wald hin.

Der Förster war durch den plötzlichen, so unvorhergesehenen Anprall zu Boden gestürzt. Als er sich fluchend erhob, um den wilden Knaben zu züchtigen, war dieser schon verschwunden in den Strüppen der Waldschlucht.

Der Guldeisner fällt.

Das letzte Haus unten an der Sandach, wenn man gegen Sandeben hinausgieng, hieß der Steppenhof. Es war der stattlichsten eines in Altenmoos. An der glatten Wand, deren Zimmerbäume nicht mit Aexten behauen, sondern in der Brettersäge geschnitten worden, waren große, längliche Fenster mit hellen Glastafeln, blauangestrichenen Balken und Fensterkränzen. Es hatte große Stuben, wovon eine sogar mit Eschenholz ausgetäfelt und braun, mit rothen Falzrändern bemalt war.

Weil der Steppenhof, der wie jedes Haus in der Gegend seine Felder, Wiesen und Waldbestände hatte, so nahe an der Straße stand und so nahe am Wasser, so hatte der Stepper ein Wirtshaus daraus gemacht. Er schenkte Aepfelmost, Branntwein und sogar zwei Gattungen echten Traubenwein, wovon die eine Gattung „der Ordinari", die andere „der Bessere" genannt war. Auch Eierspeisen und Kaffee konnte man haben und an Sonn- und Feiertagen Hammel-,

Hasen- oder gar Schweinsbraten. Einer oder der andere der guten Altenmooser saß immer in der Wirtsstube und trank, rauchte oder „duselte". Wenn's zu Hause Verdruß gegeben, war es hier schon höllisch fein sitzen. Und wenn ein vortheilhafter Viehhandel abgeschlossen worden, da saß sich's wie angegossen am Ahorntisch. Auch gab es in Altenmoos Quartallumpen, das waren solche, welche monatelang brav zu Hause blieben und arbeiteten, wenn sie aber einmal in's Wirtshaus kamen, tagelang darin festhockten, den einen Rausch auf der Wandbank ausschliefen und den andern am Tische tranken, bis ihr Geld, ihre Taschenuhr und oftmals auch ihr Rock verthan war. Dann kehrten sie heim und war ihnen wieder wohl auf lange Zeit. An Sonntagen Nachmittags waren die drei Tische der Gaststube voller Leute; der Stepper hatte seine weiße Schürze umgebunden, sein Sammtkäppchen auf die Kopfglatze gestülpt und sein Gesicht zu einer behaglichen Gemüthlichkeit auseinandergezogen — da war der Wirt fertig.

„Was magst, Dreisam?" fragte er heute den langsam wie unentschlossen in die Stube trottenden Bauer.

„Heut' soll mir Deine Alte ein feistes Pfannkoch machen und Pfeffer d'rauf!" begehrte der Eingetretene, setzte sich an einen Tisch, hob mit der umgekehrten flachen Hand seinen langen Bart von der Brust weg, weil er unterhalb desselben aus der Brusttasche sein Pfeifenzeug heraussuchen mußte.

„Pfannkoch und Pfeffer d'rauf?" fragte der Wirt kopfschüttelnd, „da wirst ja so viel durstig davon?"

„Alsdann werden wir halt trinken," antwortete der Dreisam und schlug Tabaksfeuer.

„Saggrament nocheinmal!" knurrte ein Holzknecht am andern Tisch, „Geld gibt's jetzt in Altenmoos, als ob die Guldenhäuterln auf den Haselstauden thäten wachsen. Sonst ist uns alleweil der Durst zu stark und der Geldbeutel zu schwach worden. Heut' geht's verkehrt."

„Eh wahr auch ja," stimmte der alte Luschel-Peterl an der Ofenbank bei. Auch der war heute in's Wirtshaus gegangen auf ein „Stamperl" Branntwein. Nichts Besseres für die Gicht, als manchmal ein Stamperl Branntwein. Ei ja, das leicht gewiß wohl auch!

Für die Stubengäste hatte übrigens der Steppenwirt heute keine Zeit. Draußen am Bachrand auf grünem Anger unter der Linde waren Tische und Bänke aufgeschlagen, noch vom Viehmarkte her; dort war es an diesem Nachmittage verwunderlich überfüllt. Der Bauer, der die ganze Woche im Freien ist, sitzt sonst Sonntags gern in der Stube, auch bei schönstem Wetter, ja vergißt sogar manchmal ein Fenster aufzumachen; die dumpfige, rauchige und von Wein und Menschendunst durchsetzte Luft muthet ihn sonntäglich an. Aber heute war Alles draußen. Es war dort das Unerhörteste zu sehen, was je in Altenmoos sich ereignen konnte. Der Guldeisner verkaufte sein Haus.

Breit an den Lindenstamm gelehnt saß der Großbauer da und stemmte die Fäuste auf den Tisch. Er hatte eine kohlschwarze pralle Lederhose an und grüne Strümpfe mit beschlagenen Bundschuhen; dann eine hellrothe Weste, über welche die breiten Bänder des grünseidenen Hosenträgers sich spannten, und er hatte eine kurze Jacke aus dunkelbraunem Tuche an und einen schwarzen, seidenwolligen Hut mit schmaler Krämpe auf. An seinen Ohrläppchen blinkten zwei goldene Scheiblein. Diese Gebirgstracht unten und diese Flachländlertracht oben wurde durch einen breiten, mit weißer Seide ausgesteppten Ledergurt abgegrenzt. Ihm gegenüber saß ein Herr mit blondem, gutmüthig lächelndem Gesicht, kurzgeschnittenem Vollbart und Augengläsern. Er hatte ein graues

Tuchgewand am Leibe und feine Wäsche an, die an Hals und Aermeln weiß und glatt hervorblinkte. Er war noch nicht alt, gab sich schlicht und zuvorkommend gegen Jeden. Dort unter dem Vordache der Stallung stand sein Wagen, an welchem Alles funkelte und der voran zwei Laternen aufgesteckt hatte. Ein Bauer bemerkte darüber: Da wäre es leicht bis in die Nacht im Wirtshaus sitzen, wenn man nachher in einem Wagen mit zwei Augen heimfahren könne. Da glaube er schon, daß kein rauschiger Herr in den Bach falle!

Die beiden Männer, der Guldeisner und der graue Herr, hatten schmale, hohe Flaschen vor sich stehen auf dem Tisch, aus welchen der Herr dem Bauer das Trinkglas füllte, so oft es hohl war.

Die übrigen Bauern hielten sich in einiger Entfernung, plauderten halblaut über Feld und Vieh, Wind und Wetter, spitzten aber insgeheim die Ohren den beiden Männern unter der Linde zu. Der Guldeisner und der Kampelherr! — Unter den Bauern war auch der Förster, was der Dreisam durch das Fenster heraus mit Wohlbehagen wahrnahm; es sollte hernach ja an den Bart gehen. Der Oberförster hatte eine kleine Gruppe um sich, der er allerhand Unterhaltung vormachte. Er konnte einen Thaler durch die Tischplatte stecken, ohne daß ein Loch war. Er konnte ein mitten entzweigeschnittenes Schürzenband wieder zusammenfügen, ohne daß die geringste Spur des Schnittes zurückblieb. Er konnte einen langen Karrenstrick verschlucken und bei den Aermeln wieder herausspinnen. Mit Spielkarten machte er unzählige Künste und bedurfte nur ein paar lateinischer Beschwörungsformeln, um die Zaubereien zu vollführen. Einige waren von diesen Dingen vollends gefangen genommen; mit lauter Verwunderung oder tiefnachdenklichem Kopfschütteln begleiteten sie die unheimlichen Thaten des Oberförsters. Anderen jedoch waren und blieben die Vorgänge am Lindentisch wichtiger und sie rückten immermehr um die beiden Männer zusammen.

Der Guldeisner hatte seinen schwarzen, struppigen Kopf noch tiefer als sonst zwischen seine Schultern eingezogen. Der Hut lag neben ihm auf der Bank. Manchmal fuhr er sich mit der Hand rasch ins Haar, zauste an demselben, ergriff dann eben so hastig das Trinkglas und goß es in die Gurgel.

„Teufel!“ brummte er jetzt, „es steigt mir der Graus auf!“

Es war ihm verdächtig geworden, daß der Kampelherr für sein Gut eine so hohe Summe geboten hatte. Er schloß daraus, daß es noch weit mehr wert sein müsse und daß ihn der Herr überlisten wolle.

„Ich habe niemals,“ sagte der Kampelherr gelassen, „auch draußen im Flachlande nicht, das Joch durchschnittlich theurer als mit sechzig Gulden bezahlt. Aber ich habe es mit dreißig Gulden bezahlt und mit fünfundzwanzig. Der Knatschel hat zweiundzwanzig Gulden bekommen und er steht noch im Vortheil. Das Joch zu dreißig Gulden trägt mir als Waldboden kaum ein und ein halb Percent, kaum! Auf den Guldeisnergrund dreißigtausend Gulden zu dreiviertel Percent anlegen ist eine Thorheit. Nur der Jagd wegen hätt's mir dafür gestanden. Mit Feldbau und Viehzucht haben Sie drei Perzent; so gut wie der Bauer selbst verwertet den Boden Keiner. Behalten Sie Ihren Hof, Guldeisner, behalten Sie ihn, ich rathe Ihnen gut, behalten Sie ihn! — Gefällig?

Da er sich während dieser Auseinandersetzung selber eine frische Cigarre in den Mund gesteckt hatte, so hielt er das Täschchen nun auch dem Bauern hin. Die Umsitzenden hatten mit gemischten Empfindungen und Geberden zugehört. Einerseits wurmte es sie, daß der Fremde ihre Grundstücke so gering anschlug, andererseits hofften sie, daß deswegen das Geschäft nicht zustande kommen würde.

„Herr Kampelherr," sagte der Guldeisner hastig, „da mögen Sie weitum gehen, einen Hof, wo Alles so beisammensteht, das Vieh, die Fahrnisse doppelt und dreifach, die Gebäude in gutem Zustand, sowas finden Sie nicht mehr." Fast im Flüstertone sagte er es, denn er war nicht gewohnt, sein Besitzthum mit Worten zu loben, er wußte zu gut, es lobte sich selbst.

„Die Gebäude," antwortete der Kampelherr, „schätze ich nach dem Holzwert; ich würde sie theils noch in diesem, theils im nächsten Jahre zu Kohlen brennen lassen."

Das zuckte dem Guldeisner schier ein wenig herb in's Herz. Seinen und seiner Vorfahren Stolz, den großen schönen Guldeisnerhof zu Kohlen verbrennen! — Allein, die Villa in Krebsau, die er sich bereits angesehen, ist noch vornehmer, die ist aus Backsteinen gebaut und mit Schiefern gedeckt, die kann nicht zu Kohlen verbrannt werden. Holz ist Holz und Geld ist Geld. Jeder ein Narr, der sichs besser machen kann und thuts nicht ....

„Herr Kampelherr!" sagte der Großbauer, und seine Stimme bog sich weicher, als ihm selber lieb war, „das einunddreißigste Tausend machen Sie voll! Sie werden nachher um so mehr Glück haben mit der Wirtschaft."

„Dreißigtausend siebenhundert Gulden und keinen Kreuzer mehr," sagte der Kampelherr.

„Wenigstens noch einen guten Leihkauf (Extrageld, Draufgabe für die Ehefrau) dazu!" flüsterte der Guldeisner.

„Pfui Teufel!" brummte Einer am Nebentisch, „der Großbauer bettelt!"

„Leihkauf?" fragte der Kampelherr, „für wen denn? Der Guldeisner hat, so viel ich weiß, ja keine Frau!"

„Das nicht, Frau nicht. Ist eh so," stotterte der Bauer und trank.

„Ich bitt' Sie, Steppenhofer," rief der Kampelherr den vorübergehenden Wirt an, „sagen Sie meinem Kutscher, daß er einspannen soll."

Der Guldeisner hatte sehr rothe Wangen bekommen, seine Nasennüstern zuckten stark, seine Augen rollten ruhelos und mit den Fingernägeln trommelte er auf dem Tische. Plötzlich riß er sein rothes Taschentuch aus dem Sack und trocknete sich damit die kalten Schweißtropfen auf der Stirne. Hoch von Bergesrand her winkten ihm die alten Tannen und Lärchen seines Waldes. Hinter jungem grünem Anwuchs ragten die Kronen auf von den Schirmbäumen seines Hauses. Einen Augenblick war ihm, als ob eine flehende Stimme durch die Luft weine: „Franz! Franz! bleib' uns getreu!" Die Stimme seiner Mutter, die schon seit vielen Jahren im Grabe schlief. Der Kampelherr zog die Geldtasche hervor, um dem Wirte die Zeche zu zahlen, und als der Guldeisner die großen Banknoten sah, die ganz unordentlich in ihr Lederfach hineingepfercht waren, da verlor er die Besinnung. „Gottswill, Kampelherr, der Guldeisnerhof gehört Dein!" rief er und schlug in die Hand.

Mehrere der Umsitzenden sprangen von ihren Bänken auf.

„Schade um die braven Voreltern, die Der gehabt habt!" bemerkte Einer halblaut. Das hörte der Guldeisner; sonst hätte er derlei mit stiller Verachtung bestraft, jetzt fühlte er die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen.

„Meine Vorfahren!" schmetterte er, „was habt Ihr mit Ihnen? Unsere Vorfahren sind selber nicht in Altenmoos geblieben. Keiner! Kein einziger!"

„Freilich sind sie nicht in Altenmoos geblieben," lachte der jetzt herbeigekommene Dreisam, „weil man sie hinausgetragen hat auf den Sandebner Kirchhof."

„Schon gut! Ganz gut!" rief der Guldeisner, aber jetzt war er heiser, „die mögen nicht einmal begraben liegen in Altenmoos, und unsereiner soll da lebendig versauern! Ein Narr müßt man sein!"

Der Kampelherr brach eine frische Flasche an, der Guldeisner hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Bretter surrten. „Aus ists und gar ists!“ rief er, „jetzt haben wir Feierabend, jetzt ists lustig! jetzt hebt der Festtag an!“

Der Kampelherr zählte ihm, gleichgiltig, als wären es Spielkartenblätter, die Banknoten vor. Dabei wollte sich der Wind einmischen, dieser war der Meinung, so viel Geld solle nicht einem einzigen Menschen zufallen und er suchte die Tausender ein wenig unter der Gesellschaft zu zerstreuen. Aber der Kampelherr beschwerte das gezählte Banknotenbüschel mit seinem Taschenmesser, daß er dem Bauer nun auch die Hunderter vorziffern konnte. Nun nahm der Guldeisner die Cigarre aus dem Mund, steckte sie aber sofort wieder zwischen die Zähne; die Leute sollen sehen, daß ein Guldeisner wegen des in den Sacksteckens von dreißigtausend Gulden das Tabaksfeuer nicht ausgehen läßt! Er bog den Papierbuschen mit scheinbarer Gleichgiltigkeit zusammen und schob ihn in seine Brusttasche.

Da hieb ihm auf einmal der alte Knecht des Reuthofers, der Luschel-Peterl, die Hand auf die Achsel: „Franzl, heut' zahlst Eins!“

„Seit wann?“ fragte der Guldeisner und wendete sich um, „seit wann sind denn wir zwei so gute Kameraden miteinand?“

„Gute Kameradschaft ist alleweil schön, gewiß auch, ja,“ versetzte der Knecht, „wenn ich auch älter bin als wie Du und ein Bauernknecht, desweg bin ich nicht hochmüthig und verachte Niemand. Bist auch einmal wer gewesen, Franzl, hisch richtig wahr!“

Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. War er denn der Guldeisner nicht mehr, vor dem alle Altenmooser Ehrerbietung oder Furcht haben? — Nein, er war es nicht mehr. Der Boden, auf dem er so fest und stolz gestanden, war plötzlich weggezogen unter seinen Füßen, er zappelte in der Luft. Aber er wollte zeigen, wo jetzt seine Stärke lag, nicht mehr auf dem Erdboden sondern in der Tasche. Das Geld riß er heraus und schrie: „Steppenwirt! Das große Faß vom Besten zapf' an. Die Altenmooser-Leut sollen trinken! trinken, so viel sie mögen! Ich zahl' Alles!“

Da beugte sich von seinem Sitz der Sepp in der Grub vor und sagte: „Wir Altenmooser-Bauern können freilich trinken, so viel wir mögen, das wissen wir und brauchts uns Keiner zu sagen.“ Er stand auf, Mehrere machten es nach und giengen in die Stube.

„Wir brauchen den abgehausten Guldeisner nicht dazu und das große Faß vom Besten wird heute doch angezapft.“ sagte dort der Dreisam. „Der Herr Waldmeister soll hereinkommen.“

Der kam und jetzt gieng die Geschichte mit dem Bart an.

„Derr Kerrl sagt!“ schnarrte und näselte der Oberförster, „sein Barrt wärr' längerr gewachsen, als ich an einem Tag laufen könnt'! Err soll den Ausspruch wiederrholen!“

„Mein Bart ist länger gewachsen, als der Herr an einem Tag laufen kann,“ sagte der Dreisam und zog den Bart mit seinen Händen auseinander, daß man dessen ganze Länge und Ueppigkeit sehen konnte.

„Altes Lügenmaul!“ begehrte der Oberförster auf, „der Rauber in Grätz hat den längsten Bart gehabt, und hat der nicht weiter als an die Zehen gereicht! Der Friedrich Barbarossa hat schon einen übernatürlichen Bart und kann nicht länger, als dreimal um den steinernen Tisch wachsen!“

„Und der meinige ist halt doch länger gewachsen,“ behauptete der Dreisam. „Manner, wie lang' trag' ich schon den Bart? Dreißig Jahr und länger. Wie voll? Weit über zweitausend Haar'. Jedes zu einer halben Elle — ists zu lang?“

„Eher zu kurz!“ bestätigten die Bauern.

„Gut," sagte der Dreisam und schmunzelte, „wachsen thut er stark. Zweimal im Jahr abschneiden, macht zweitausend Ellen Haar, macht in dreißig Jahren sechzig tausend Ellen. Kann der Herr in einem Tag sechzig tausend Ellen weit laufen!"

Jetzt brach das Gelächter los.

„Ja!" rief der Oberförster, „wenn Ihr die Haar' hintereinander legt! „ah, da glaub' ich's!" Er lachte, aber sein Lachen war säuerlich. Ueberdöppelt! Bauernwitz! Es ließe sich schon was entgegnen, aber die Lümmel sind zu schlagfertig.

„Dreißig Maß, hat der Herr Oberförster gesagt?" fragte der Dreisam mit einer ganz niederträchtigen Geschmeidigkeit.

„Sauf' Dich satt!" knirschte der Oberförster und verlor sich in der Menge.

Lehrreich wäre es gewesen, zur selben Stunde den Wegerer-Bauer zu beobachten. Der guckte, während der Verhandlungen des Kampelherrn mit dem Guldeisner, zwischen den Köpfen der Leute durch auf die Beiden hin und murmelte: „Wird er? Wird er nicht?" Und als der Guldeisner gefallen war, klatschte der Wegerer in die Hände und rief: „Gedacht hab' ich mir's! 's ist ihm schon so aufgesetzt gewesen, daß er sein Haus verthun muß!"

Bei dem Wegerer war nämlich Alles „aufgesetzt," das heißt, angeboren, vorausbestimmt. Man soll sich bei dieser Anschauung nicht schlecht stehen; man läßt alle Viere gerade sein oder auch krumm, läßt den Herrgott einen guten Mann sein oder auch einen schlimmen und hat keine Pflicht und keine Schuld. Jeder Hagelschlag aufgesetzt. Jede Krankheit aufgesetzt, jede Schlechtigkeit und jede Thorheit aufgesetzt. Als man dem Wegerer einige Zeit früher den feisten Widder aus der Halde stahl, verzichtete er auf die Verfolgung des Diebes; „dem Widder ist es halt schon aufgesetzt gewesen, daß er gestohlen werden muß." Als jetzt der Oberförster die Wette verloren hatte, sagte der Wegerer kopfschüttelnd: „Hätt' mir's nit gedacht, daß es so ausgeht. Aber dem Herrn Waldmeister ist es halt aufgesetzt gewesen, daß er den Wein zahlen muß."

Dem Guldeisner war nicht behaglich. Er rüstete sich zum Heimgang. Heimgang? An der Brücke blieb er stehen und that, als ob er in die Sandach hinabschaue, um eine Forelle zu suchen. Er dachte aber an Anderes und rief einen Holzknecht an, der des Weges kam: ob sie nicht miteinander gehen wollten?

„Wahr ist's," sagte der Holzknecht, „haben eh einen Weg selbander." Er war geschmeichelt, daß ihn heute der Großbauer so freundlich angesprochen hatte. Dem Großbauer aber war bange um sein Geld und darum wollte er den einsamen Weg nicht allein machen. Was war denn vorgegangen, daß er jetzt auf einmal die Furcht wahrnahm? Er war bisher all' diese Wege gegangen bei Tag und bei Nacht, daß ihn Jemand anpacken und berauben könne, war ihm nicht eingefallen. Den Guldeisnerhof und das weite Gebäude konnte keiner forttragen, und jetzt war jeder Wicht im Stande, den Griff nach seinem Vermögen zu thun und ihn zum Bettler zu machen. So schwach war er geworden.

Bei dem Hofe angekommen, verabschiedete er sich von dem Begleiter kurz und herrisch; es ärgerte ihn, daß er seiner bedurft hatte, obzwar er es nicht merken ließ. Herrische, selbstmächtige Leute haben vor Jedem Abneigung, von dem sie einmal eine Wohlthat nehmen mußten; sie fühlen sich am behaglichsten bei Leuten, die sie je nach Belieben aufrichten oder niedertreten können.

Im Guldeisnerhofe versammelte der Bauer noch an demselben Abend sein Gesinde; er theilte den Knechten und

Mägden mit, daß er den Hof verkauft habe und daß sie im Spätherbste nach eingeheimster Ernte ihren Jahreslohn erhalten würden und ihres Weges gehen könnten.

Die Leute schauten einander verblüfft an. Wenn der Winter kommt, sind sie obdachlos.

Müßten sich halt umsehen, war sein Rath. Der Kampelherr brauche vielleicht Holzleute. Auch sei draußen in den Fabriken Geld zu verdienen, oder in den Lettenbacher Kohlenbergwerken.

„Aha!" entgegnete einer der Knechte, „wir sollen jetzt lebendig hinab in die Erden. Schäm' Dich, Bauer!"

Der Guldeisner bäumte sich auf und schleuderte dem Frechen jenen finsterstolzen, drohenden Blick zu, der sonst die Keckheit und Widerhaarigkeit des Gesindes sofort in den Grund zu bohren pflegte. Heute lachten sie ihm in's Gesicht.

Er zog sich ärgerlich in sein Zimmer zurück, aber als er hinter sich die Thür zuschlagen wollte, klemmte sich ein Ellbogen dazwischen. Die Küchenmagd folgte ihm in das Zimmer und fragte, ob sie auch unter die Holzschläger oder Bergknappen gehen müsse?

Die derbe Antwort, die ihm auf die Zunge gesprungen war, verschluckte er — und wußte warum.

Noch spät Abends gieng ein Fenster auf und ein zusammengebogenes Papier flog herein. Die Oberstallmagd hatte es geworfen und diese fragte bei dem Bauer schriftlich an, was im Spätherbst, wenn Alle den Abschied hätten, mit ihr geschehen würde?

Der Guldeisner stand auf und gieng hinaus in die Stallkammer, um es ihr selbst zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer zahlt den Hammel?

Eine Schmugglergeschichte von Friedrich Kottenbacher.

„Die letzte Flasche!" sagte die Wirtschafterin mit einem Seufzer und stellte die Flasche etwas unsanft auf den Tisch. Der Pfarrer aber schob die Flasche dem Grenzjäger, seinem Gaste, hin, der sie kunstgerecht entkorkte. Der Kork knallte und der rothe Wein rann dick wie Oel in die Gläser.

„Ein köstliches Naß, kaj ne?" schmunzelte der Pfarrer und grub mit zwei Fingern in der Dose.

Der Grenzjäger kostete einmal, noch einmal und ein drittes Mal und schnalzte mit der Zunge.

„Ursa," sagte der Pfarrer zur unwillig dabeistehenden Wirtschafterin und führte die Prise zur Nase, „jetzt müssen wir dazuschauen, daß wir die zwei Faß über die Grenze kriegen!"

„Nur fleißig über das Zollamt, Hochwürden, Herr Pfarrer," ermahnte der Grenzwächter.

Der geistliche Herr aber zog sein Sacktuch hervor und schnäuzte sich umständlich. „Ueber das Zollamt meint

Ihr? He? — Wer trinkt den Wein? Ihr kriegt ihn zur Hälfte! Da soll Einen doch — gelobt sei der Herr, er verzeihe mir die Sünde! Also zweimal soll ich die Staatsmägen füllen, einmal in naturalibus mit meinem Refosko, das andere Mal in partibus mit klingender Münze, die Ihr Zöllner den Zoll nennt? — Nichts da! Die zwei Faß werden gepascht, punctum! oder ich müßte nicht der Pfarrer von Vodizze in der Tschitscherei sein!" — Das wollte schon etwas heißen: in der Tschitscherei, wo man nur Pascher und Grenzjäger sah!

Der Wein des Pfarrers war dem Grenzjäger zu Kopfe gestiegen. „Oho," sagte er feuerroth im Angesichte. „Ich faß Euch auf der Grenze — vielmehr Euren Wein und werde ihn früher kosten, ehe Ihr wißt, wie er schmeckt — oder ich müßte nicht der Oberjäger der Grenzwache von Vodizze sein!" Dabei stürzte er hastig das Glas aus.

Der Pfarrer hob die Flasche gegen das Licht. „Geh, Ursa, schau einmal in alle vier Ecken, ob nicht irgendwo noch eine verstaubte Flasche steckt! Ich will mich vierundzwanzig Stunden von der Bora durchbeuteln lassen, wenn nicht noch ein paar Flaschen in unverdienter Zurückgezogenheit dem Licht entgegenharren! — Ja," wandte er sich zu seinem Besuche, nachdem die Wirtschafterin murrend hinausgegangen war, „die hat noch mehr Flaschen versteckt, als wir zwei ausgetrunken haben. — Also, Ihr wollt mich ertappen? Wird nicht leicht gehen! — Hat da der Nachbar Gergo Barbaritsch einen fetten Hammel, gut seine 25 Pfunde schwer — den wollen wir schlachten — den Hammel, denk' ich, und am Feste des heiligen Stephani am Spieß braten und in communione verzehren. Pasch' ich den Wein und Ihr erwischt mich, id est den Wein — nun, so zahl' ich den Hammel; erwischt Ihr mich — id est den Wein nicht — nun, so zahlt Ihr den Hammel: er kostet drei Gulden." —

„Topp!" rief der Grenzjäger, hielt die Hand hin, bei sich denkend: nun gilt's pfiffig sein! —

Der Pfarrer schlug ein, seinerseits denkend: jetzt heißt es fein sein! Denn der Grenzjäger war weit und breit bekannt als schlauer Fuchs und der Pfarrer galt auch nicht als ein Dummkopf. Und als die Wirtschafterin mit einer Flasche zurückkam, lächelte jeder der beiden still vor sich in das wieder gefüllte Glas.

Der gastfreundliche Pfarrer stand auf leidlich gutem Fuße mit den Grenzjägern — nur wollte es ihn verdrießen, daß er den Wein, den ihm die Grenzjäger austranken, noch verzollen sollte. Das nannte er zweimal den nimmersatten Staatsmagen füllen. Darum bekamen auch die Grenzjäger manch' einen gepaschten Tropfen bei ihm. Das wußten sie zu ihrem heimlichen Aerger; trotzdem schmeckte ihnen des Pfarrers Wein und sie dachten sich, einmal würden sie es dem feinen Herrn Pfarrer schon heimzahlen. Sonderlich an Feiertagen, wenn sie zahlreich dem Gottesdienste beigewohnt und mit himmlischen Manna ihre Seele geatzt hatten, pflegte er sie auch leiblich zu atzen. Sie giengen auch gern in die Kirche und waren sehr andächtig: sie wußten warum.

Kam der Tag des heil. Stephani. Schier der ganze Posten war bei dem Meßopfer, so daß der Pfarrer seine helle Freude daran hatte und bei der Predigt recht auf die Tschitschen losdonnerte, sie unverbesserliche Sünder, Pascher und Räuber am Staatsgute nannte und ihnen androhte, wenn sie diesseits unverzollten Wein tränken, müßten sie jenseits eimerweise siedendheißes Pech saufen — so viel heißes Pech drüben als gepaschten Wein hüben! — Die armen Tschitschen schlichen zerknirscht nach Hause; die Grenzjäger aber marschierten hocherhobenen Hauptes, als hätten sie das

Bewußtsein, sie wären schon hier die Vollstrecker der göttlichen Strafe, durch das Dorf. Kam ihnen der Pfarrer nachgekeucht und commandierte: „Still gestanden! Rechts schwenkt Euch!“ — Rechts stand aber das Pfarrhaus.

Nun stellte sich der Pfarrer an die Tête und commandierte wieder — so gut er es eben verstand: „Vorwärts, marsch!“ —

Dieses Commando gefiel den Grenzjägern. Als sie im Vorhause standen, zählte der Pfarrer die Häupter und sagte: „Sintemal ein fetter Hammelbraten am Spieße steckt, den ich und meine Ursa mitsammt dem Schulmeister — der Herr erhalte ihm seinen Appetit und seinen guten Magen! — unmöglich bezwingen könnten, so seid Ihr — und nicht Ihr allein: der ganze Posten, ist zu diesem leckeren Braten eingeladen! Ursa hat noch einige von Spinnen eingesponnene Flaschen entdeckt.“

Wie er sich harmlos stellt, der gute Herr Pfarrer; aber die Grenzjäger waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Der Oberjäger zog die Augenbrauen hinauf. „Kommt uns zu statten — recht zu statten, Hochwürden, Herr Pfarrer! Bei uns ist Schmalhans Küchenmeister: unser Koch ist marode. So geh' ich denn nach Hause und hole die anderen Jäger, wenn Ihr nichts dawider habt!“ —

„Geh, mein Sohn und bringe die, so hungrig sind und durstig — aber alle — alle!“ —

Und der Oberjäger gieng in die Kaserne, indem er dachte: Heute gilt's! Ei, wie pfiffig, Herr Pfarrer! — In der Kaserne ertheilte er strenge Befehle, dann kehrte er wieder in das Pfarrhaus zurück, noch zwei Mann mit sich bringend. Bald saßen sie sieben Mann hoch und mit Pfarrer und Schulmeister neun Mann an der pfarrherrlichen Tafel, und die weißen, blanken Uniformknöpfe glänzten, und des Küsters rubinrothe Nase fuhr wie ein Irrwisch hin und her.

Da hob der Pfarrer stirnrunzelnd den Finger in die Höhe und zählte — und zählte nur sieben Grenzjäger. „Es sind ihrer nicht alle,“ sagte er.

„Der Koch ist krank,“ erwiderte der Oberjäger, „und ein Zweiter hat Kasernarrest.“ —

„So wollen wir ihrer gedenken,“ darauf der Pfarrer und erhob sein Glas. „Möge der Kranke bald gesund — der Gefangene bald frei sein!“ —

„Auf das stoße ich an!“ rief heiter der Oberjäger — aber siehe da, er hatte keinen Wein mehr im Glase!

Da winkte der Pfarrer seiner Wirtschafterin. „He, Ursa, sind die zwei Barili Wein schon da?“ —

„Noch nicht — aber sie müssen gleich da sein,“ flüsterte Ursa — der Oberjäger horchte hoch auf — „sie sind schon unterwegs.“ —

„Meine Jäger auch,“ dachte der Oberjäger, und während die Anderen scherzten, lachten und eitel guter Dinge waren, eilten seine Gedanken an die Grenze. In der Wirklichkeit aber lagen an der Grenze hinter Gestrüppe und Gestein versteckt zwei Grenzjäger, der Koch und der Arrestant, und harrten lauschend der Dinge, die da kommen würden.

Da kam es denn trapp! trapp! den Schleichweg herauf — die Jäger hielten den Athem an. Der Koch hob ein wenig den Kopf und sah zwei lange, rauhe Ohren, zu denen jedenfalls ein Esel gehörte — dann eine braune Mütze und noch eine, zu denen sicher zwei Tschitschen gehörten. „Sie sind da,“ wisperte er, „ein Esel und zwei Schmuggler!“ —

„Denk' ich,“ so der Andere, „die Schmuggler lassen wir laufen und den Esel fangen wir — so ein Esel hat doch ein Einsehen.“ — Beide sprangen auf, piff, piff! knallte es — natürlich in die Luft. „Halt! Halt! Grenzwache ist da!“ —

Die Tschitschen waren so erschreckt, daß sie gegen einander fuhren, mit den Köpfen zusammenstießen, zurück

prallten und dann eiligst davon liefen, einer links — einer reches. Die Grenzjäger thaten, als ob sie ihnen nachliefen, einer links — einer rechts, sie thaten nur so, denn bald kehrten sie zum Esel zurück, der zwei Barili trug. Dieser hatte nur einige Sätze gethan, war dann mit den Vorderfüßen bocksteif stehen geblieben, während er mit den Hinterfüßen ausschlug. Dabei hielt er den Kopf in die Höhe, zog die Nase zurück und schrie ia! ia! ia! Da sagte der Eine der Grenzjäger: „die Stimme kommt mir bekannt vor!“ —

Darauf der Andere: „Du, das ist kein gewöhnlicher Esel — corpo di baccho, das ist ja unser Kaserneſel!“ —

„Nicht so laut! Wenn uns der Oberjäger hörte, so würde er denken, wir redeten von ihm!“

„Bodenlose Frechheit, unseren Esel zu stehlen, um mit ihm Wein zu schmuggeln! Wir hätten sie doch fangen sollen!“

„Gut, wenn wir ihnen begegnen, wollen wir sie genau anschauen, damit wir sie kennen!“

Unter derartigen Gesprächen rückten sie mit ihrer Contrebande ein, und weil sich der Esel plötzlich in den Kopf gesetzt hatte — wahrscheinlich in Folge des Schreckens — nicht von der Stelle zu gehen, so zog ihn der Eine bei den Ohren, und schob ihn der Andere von rückwärts.

Während dem litten die, so an der pfarrherrlichen Tafel saßen, unter den Qualen des Durstes. Der Pfarrer sah zum öftern auf die Straße, ob der Wein käme und der Oberjäger mußte in Stillen lachen über des Pfarrers Zuversicht. „Hochwürden, Herr Pfarrer scheint nicht zu gedenken des Werkes der Barmherzigkeit, so da heißt: die Durstigen tränken!“ —

Der Pfarrer hingegen sagte. „Es heißt aber anderswo: Du sollst nicht kleinmüthig sein!“ und sah wieder zum Fenster hinaus. Da kam ein Knabe und brachte dem Oberjäger ein Schreiben. Dieser bat des Dienstes und der Dringlichkeit halber um Entschuldigung und las für sich den Rapport:

„Grenzjäger Sylvester Baxa, mit Arrest behaftet und Grenzjäger Franz Trampusch, mit aufhabendem Bauchweh marode — haben einen Vorpaß zwischen Vodizze und Jelovizze um ein Uhr bezogen und dortselbst einen Esel, zwei Barili Wein und zwei Tschitschen sämmtlich wegen Schleichhandels angehalten. Die zwei Tschitschen Standa-Peters die Flucht ergriffen und konnten trotz einstimmiger Verfolgung nicht handfest gemacht werden. Der Esel als unser guter Bekannter ließ sich ergreifen, es war nämlich unser Kasernesel, der uns unwissend abhanden gekommen war. Wir protestieren dagegen, daß wir etwa irgend eine Anspielung oder Zweideutigkeit beabsichtigen, wenn wir Kasernesel sagen, denn es war wirklich der langohrige, vierfüßige Esel Peter. Die Barili Wein befinden sich in der Kaserne sehr wohl. . .“

„Nun,“ rief der Oberjäger, vor Freude rothglühend im Angesichte, „nun, Herr Pfarrer, kommt der Wein schon?“

Da sagte der Pfarrer vom Fenster weggehend: „Endlich — ja. Geh Ursa, hilf dem Manne da unten die zwei Fässer ablegen!“ —

Der Oberjäger stürzte zum Fenster und erblickte ein Tragthier mit einem Fasse links und einem Fasse rechts; es war aber nicht der graue Kasernesel, den er sah. „Das ist nicht Euer Wein, Herr Pfarrer!“ schrie er.

„Das ist mein Wein!“ —

„Ich sage, das ist nicht Euer Wein aus Dane!“

„Und ich sage, das ist mein Wein aus Dane.“

„Wenn das Euer Wein ist, Hochwürden Herr Pfarrer, den Ihr heute früh noch in Dane beim Zupan liegen hattet, so zahle ich außer dem Hammel noch den Zoll für die zwei Fässer, ich, der Oberjäger von Vodizze!“

„Es gilt! Und wenn es nicht mein Wein ist, so schenk' ich Euch ein Faß von diesen zwei Fässern!"

Da kam schon die Ursa mit einem vollen Kruge herauf und credenzte vom herrlichen, perlenden Weine.

Der Oberjäger trank ein Glas des köstlichen Nasses aus. Ha, wie das hinabrann und erwärmte! (Einen solchen Tropfen hat nur der Pfarrer von Vodizze!) Alle seine Lebensgeister geriethen in Aufruhr — er stürzte zur Thür hinaus — die Treppe hinab — die Straße hinunter — zur Kaserne. Vor der Kaserne saß der mit „aufhabendem Bauchweh" marode Koch, ein Pfeifchen schmauchend mit dem stolzen Bewußtsein einer vollbrachten Heldenthat. Doch der Oberjäger schrie ihn ohne Rücksicht an: „Wo ist der Wein?"

„Gehorsamst zu melden, auf Ihrem Zimmer, Herr Oberjäger!"

„Nein, er ist beim Pfarrer!" —

„Gehorsamst zu melden, auf Ihrem Zimmer, Herr Oberjäger!" —

„Wenn ich sage, er ist beim Pfarrer!!"

„So ist er, gehorsamst zu melden, beim Pfarrer!"

Der Oberjäger lief auf sein Zimmer — richtig, da standen die zwei Fässer. „Der Wein ist ja hier!" rief er dem nachfolgenden Koch zu. „Warum sagt Er, der Wein sei beim Pfarrer?" --

„Weil Herr Oberjäger, gehorsamst zu melden, befohlen haben, daß der Wein beim Pfarrer wär."

„Esel!"

„Sehr wohl, Herr Oberjäger."

„Wenn ich sagte, die Sonne wäre dunkelrabenschwarz —"

„So ist die Sonne, gehorsamst zu melden, dunkelrabenschwarz."

„Er ist ein — gehorsamer Untergebner!"

Geschmeichelt fuhr der Koch fort: „Wenn Herr Oberjäger z. B. befehlen, ich soll Herrn Oberjäger ein Kameel nennen, so — —"

„So etwas befehle ich aber nicht!" unterbrach ihn heftig der Vorgesetzte.

„Sehr wohl! — Aber Gedanken sind zollfrei," setzte der Untergebene leise hinzu.

„Wenn ich nur wüßte, welcher Wein der wahre Wein ist! -- Was hat er vor sich hin gemurrt?"

„Daß man den Wein kosten könnte, gehorsamst zu melden!"

„Das läßt sich hören! — Den Pfropf hinein! den Heber her!"

Und der Oberjäger zog und zog — krystallhelle, klare Flüssigkeit heraus. „Das ist ja Wasser!" schrie er wie wahnsinnig und sich auf die Stirn schlagend. „Das sind ja unsere eigenen Wasserfässer! Ihr habt unsere eigenen Wasserführer, unseren eigenen Esel, unsere eigenen Fässer und das zollfreie Wasser beanständet! Das ist beispiellos! Unerhört! Oh! Oh! Oh!" —

Der Koch ließ die Pfeife aus der Hand fallen und riß sprachlos den Mund auf. Bald rannten Beide wie Narren im Zimmer auf und ab — jeder in der entgegengesetzten Richtung — alle Bande der Disciplin schienen gelockert.

„Das ist die Folge, wenn man einen Invaliden und einen Arrestanten in den Dienst commandiert!" murrte der Oberjäger — doch da kam ihm plötzlich ein kluger Einfall — er begab sich sogleich wieder in das Pfarrhaus und setzte sich dort zu Tische — als ob er gar nicht weg gewesen wäre

Nun nahm er ein Blatt Papier zur Hand und schrieb darauf:

„Der Gefertigte bestätigt hiemit, vom Herrn Pfarrer N. N. in Vodizze als vorläufige Straffichersſtellung für 2 Fässer geschmuggelten Weines drei Gulden erhalten zu haben."

N. N., Oberjäger.

Dann zog er aus seiner r e ch t e n Hosentasche drei Gulden und legte sie mit den Worten: „Ich habe Euch beim Paschen n i ch t erwischt, Hochwürden,

darum zahle ich den Hammel!" auf den Tisch. Und mit den weiteren Worten: „Ich confiscicre aber den Wein, da er doch geschmuggelt wurde und nehme diese drei Gulden als vorläufige Strafsicherstellung in Empfang!" steckte er die drei Gulden in seine linke Hosentasche. Die linke Tasche stellte nämlich den ärarischen Säckel, die rechte aber seine Privatschatulle vor. (Allerdings liegt da der Gedanke an eine Verwechslung nahe.) „Ferners gehört nunmehr der Wein nicht Euch, nachdem ich ihn nomine des k. k. Aerars confisciert habe — also habe ich auch die zweite Wette gewonnen!"

„Veni sancte spiritus," rief der Pfarrer gegen die Zimmerdecke blickend, „und erleuchte sie!" Dann schnupfte er mit Bedacht und fuhr zu reden fort: „Fürchterlicher Mensch, seid Ihr mit Eurer Strafamtshandlung und dem Wettengewinnen zu Ende?"

„Die Siegel habe ich an den Fässern anzulegen" —

„Erspart Euch die Mühe, amice, der Wein gehört mir; ich habe ihn rechtschaffen über das Zollamt geführt und verzollt. Hier ist die Zollquittung."

„Ihr hättet ihn —"

„Verzollt."

„Und nicht geschmuggelt?" Der Oberjäger rief es schier zum Tode erschrocken.

„Und nun, Herr Oberjäger von Bodizze, Ihr habt nicht nur die erste, sondern auch die zweite Wette verloren und zahlt den Hammel und zahlt den Zoll für den Wein. So greift denn wieder in Eure linke Tasche und entreißt dem, was Ihr Staatssäckel nennt, die drei Gulden für den Hammel! Dann fahrt item in die rechte Tasche, die Ihr mit sehr viel Phantasie Eure Privatschatulle heißt und ersetzt mir den — halben Zoll für den Wein! Die Hälfte sehe ich Euch nach, da ich mit Eurer Permission die Hälfte des Weines selbst zu trinken gedenke; denn ich habe gesagt, daß ich zweimal den Staasmagen nicht füllen will!"

Der Oberjäger staunte den Pfarrer wie ein höheres Wesen an und sagte nach einer Pause: „Nun will ich sogar an das glauben, was Ihr gepredigt habt, daß man jenseits so viel heißes Pech werde trinken müssen, als man diesseits geschmuggelten Wein trinkt."

„Denk' ich," schmunzelte der Pfarrer, „daß Ihr mehr heißes Pech trinken werdet, als Eurem Rachen gutthut und Euer Magen in Ehren verträgt!"

Abgebrannte Komödianten.

Von Josef Lewinsky.*)

Unter Führung eines weiblichen Oberhauptes hatten wir eine Anzahl Nester des baierischen Hochgebirges mit unseren Thespiskarren heimgesucht, waren überall mit demselben Enthusiasmus begrüßt worden, dessen eine Zigeunerbande bei ihrem Einzuge sich zu erfreuen pflegt, und uns endlich in G., einem Marktflecken des Allgäus, niedergelassen, wohin seit Menschengedenken noch kein Komödiantenfuß gedrungen war. Die Bewohner unterschieden sich in vortheilhafter Weise von den Bewohnern anderer Orte, indem sie — ein Zeichen großstädtischer Gesittung — gar keine Notiz von unserer Ankunft nahmen.

„Hier blüht unser Weizen, Kinder," rief Muckerl, der Heldenvater, als unser Leiterwagen über das holperige Pflaster durch den Flecken rasselte. „Hier machen wir ein Geschäft."

Er hatte einen richtigen Instinct, der gute Muckerl (wir nannten ihn auch den Barometer). „Wenn die Leut' bei unserer Einfahrt Thüren und Fenster aufreißen, auf der Gassen hinter uns drein laufen und uns wie Wundervieh angaffen, dann gehn's g'wiß nicht in's Theater," pflegte er zu sagen, und er hatte nun leider schon vier Monate lang recht behalten, denn das Publikum hatte sich allerorten darauf beschränkt, uns außerhalb der Grenzen unseres Wirkungskreises zu bewundern, war dagegen diesem selbst hartnäckig fern geblieben. So stiegen denn unsere bis auf den Nullgrad heruntergekommenen Hoffnungen, als unser heldenväterlicher Barometer der Theatercasse wieder besseres Wetter in Aussicht stellte, und die kühnsten Entwürfe für die nächste Zukunft wurden von dem leichtgesinnten Völkchen sofort in die Luft gebaut.

Und wir sollten uns nicht getäuscht haben. Unsere theatralischen Bestrebungen fanden in dem wohlhabenden Flecken eine größere Theilnahme als je zuvor. Das Theater, der Maschinensaal einer ehemaligen Kattunfabrik, für den Dienst der Musen umgewandelt, war jeden Abend gefüllt von einem Publikum, das unseren künstlerischen Darbietungen die glühendste Begeisterung entgegenbrachte, eine Begeisterung, die sich nicht etwa in Blumen- und Kranzspenden äußerte, sondern durch gelegentlich auf die Bühne geworfene Wurst-, Schinken- und Obstfragmente einen weit willkommeneren Ausdruck fand.

Unser Verhältnis zu dem primitiven Publikum von G. gestaltete sich täglich gemüthlicher. Das war ein heller Jubel im Saal, wenn in einer rührenden Scene plötzlich eine Stimme „von unten" dem Helden des Stückes zurief: „Daß Du mir mein' Rock nicht zerreißt," oder: „Macht mir kein' Fleck

*) Entnommen dem vor Kurzem bei Albert Unflad in Leipzig erschienenen Büchlein: „Aus dem Guckkasten. Heitere Bilder aus Musik und Theaterwelt" von Josef Lewinsky in Berlin. Die Leser dieses Blattes erinnern sich an manche liebenswürdige Humoreske, die wir im Laufe der Jahre von dem genannten Autor veröffentlicht haben. Dieselben, sowie viele andere launige Stückchen sind im vorgenannten Buche gesammelt, welches allen Freunden urwüchsigen Künstler- resp. Komödiantenhumors auf das Wärmste empfohlen werden kann. Die Red.

in die Hosen" — Bemerkungen, welche in dem Umstande ihre Begründung fanden, daß wir die wesentlichsten Bestandtheile unseres scenischen Apparats für den Abend stets kunstbegeisterten Bauern zu danken hatten, die sich nicht wenig darauf zugute thaten, daß ihr Rock, ihre Hose oder ihr Tisch „mitspielen" durfte.

Unsere Frau Directorin, ein langgestrecktes Knochengerüste mit Schmachtlocken und Brillen, groß wie Scheuklappen auf ihrer spitzen Nase, besaß die Virtuosität eines Universalgenies. In ihrer Person vereinigte sich Alles, was zum Theater nur irgendwie in Beziehung stand. Sie war Dichter, Regisseur, Souffleur, Decorateur, Requisiteur, Friseur, Garderobier, Inspicient, Maschinenmeister, Lampenanzünder, Cassier und Zettelschreiber. Was aber ihre Schauspielkunst anbelangt, so war dieselbe von einer Wandlungsfähigkeit, daß Proteus, mit ihr verglichen, ein Waisenknabe zu nennen war. Da gab es im weiten Bereich dieser Kunst keine Rolle, gleichviel ob männlich, ob weiblich, die darzustellen ihr unmöglich gewesen wäre, ja, wie oft kam es vor, daß sie drei bis vier der verschiedenartigsten Rollen an einem Abend zu verkörpern unternahm, wenn sie es nicht vorgezogen, dieselben zu einer einzigen zusammenzuschmelzen. So erinnere ich mich einer „Räuber"-Aufführung, in welcher die Frau Directorin die Amalia, den Spiegelberg, den Kosinsky, den alten Moor und Hermann, seinen Raben, übernommen, nachdem sie mit genialem Blaustift die überflüssigsten Scenen beseitigt und verschiedenen Personen den Garaus gemacht hatte. Auch eine Hamletaufführung, zu welcher wir uns einst verstiegen, besaß nach dieser Richtung hin den Vorzug der Denkwürdigkeit. In dieser Vorstellung hatte sich nämlich unsere Bühnenleiterin die Rollen der Königin, des Geistes und des Todtengräbers zuertheilt. Es war dies eine ihrer grandiosesten Leistungen. Da hatte man so recht Gelegenheit zur Bewunderung ihrer Gestaltungskraft. War es möglich, mit einfacheren Mitteln größere Wirkungen hervorzubringen als diese „Königin", die, um den „Geist" ihres ermordeten Gatten zu spielen, über ihren Hermelin ein fadenscheiniges, weißes Laken warf, und um den „Todtengräber" darzustellen, eine blaue Schürze darüber band, während sie in den Zwischenscenen in den Souffleurkasten kroch, um daselbst auch noch „alter Maulwurf" und Souffleur zu sein?! Wahrlich, diese „Königin" wäre es wert gewesen, daß ihr die Nachwelt bei Lebzeiten „Kränze" geflochten hätte! . . . Doch der Leser wird ja ihre sonstigen vortrefflichen Eigenschaften noch kennen lernen.

Nachdem einem paßlosen Theile unserer Gesellschaft in etwas gewaltsamer Anwendung des Dichterwortes: „Du glaubst zu schieben und wirst geschoben," polizeilicherseits eine unfreiwillige Trennung von uns auferlegt worden, ein anderer Theil aber durchgebrannt war, waren wir schließlich bis auf acht Mitglieder zusammengeschmolzen. Da sich unter diesen acht Mitgliedern zwei Theaterkinder und ein Pferd befanden, so mußten wir möglichst Stücke wählen, in denen auch sie zur Geltung gelangten. Welchen Jubel riefst Du stets hervor, letztgenannter Künstler, wenn Deine „große Scene" kam. Ach, wie oft, Graue, erregtest Du den Neid Deiner minder gefeierten Berufsgenossen, insbesondere den Neid Deines Heldencollegen Stöckerl, der, wenn er die Kraft seiner Lungen eben erfolglos geltend zu machen gesucht, hinter der Scene schmerzlich ausrief: „Beim Himmel, man möchte ein Pferd sein!" Ein Ausruf, welcher den boshaften Muckerl zu der Gegenbemerkung veranlaßte: „Da wünscht Ihr Euch eigentlich Etwas, Liebster, was Euch der Himmel längst gewährt hat."

In Anbetracht des Umstandes indes, daß die Zahl der Stücke, in

welchen ein Roß die Hauptrolle spielte, eine äußerst beschränkte, und in Anbetracht des weiteren Umstandes, daß die Zahl der Stücke, in denen zwei Theaterkinder Verwendung finden konnten, eine nicht minder beschränkte war, würde unser Repertoir wohl bald erschöpft gewesen sein, wenn unsere Directorin nicht auch Dichterin gewesen wäre.

„Ich schüttle mich bloß, und ein Stück ist fertig," rief die geniale Frau mit Emphase. Und es war dies nicht bloße Prahlerei; sie schüttelte ihre Stücke in der That „aus dem Aermel". Wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, so entsprangen ihre „Zugstücke", gleichviel, welchen Genres, vollendet dem Hirn der schöpferischen Frau. Bei dieser erstaunlichen Fruchtbarkeit fiel der Umstand gewiß nicht schwer in's Gewicht, daß es im Grunde die Stücke anderer Dichter waren, die sie, den Bedürfnissen ihrer Bühne entsprechend, mit verändertem Titel dem Publikum als ihre eigenen darbot. Aber wie bewundernswert zeigte sie sich darin; welche Menschenkenntnis offenbarte sie bei diesen geistigen Aneignungen! Wer von unseren Bauern kannte z. B. Shakespeare? — die Frau Directorin kannte alle Welt. Wer von ihnen wußte etwas von Hamlet? — „Die Mausefalle" war Allen vertraut. Wahrlich, auch in ihrer dichterischen Eigenschaft würde die unvergleichliche Frau unbedingt den „Klassikern" beizuzählen gewesen sein . . .

Aber damit nicht genug. Der schöne Inhalt verlangte auch eine schöne Form. Um nur bei dem mehrerwähnten Hamlet stehen zu bleiben — konnte es etwas dem Inhalte dieser Tragödie Entsprechenderes geben, als beispielsweise unsere Bühne? Sie war ein Werk kühnster Baukunst, diese von ihr erbaute Bühne. Sie entsprach in ihrer schwankenden Architektonik so durchaus dem Charakter des Hamlet, daß das Publikum auf das Erscheinen des Dänenprinzen gar nicht wirksamer vorbereitet werden konnte. Der „von des Gedankens Blässe angekränkelte", zweifelhaft rothe Vorhang verstärkte diesen Effect wesentlich. In der That, auf dieser Bühne war „Sein oder Nichtsein" sehr die Frage . . .

War es nun ein Wunder, wenn wir bei einem solchen Aufgebot alles dessen, was das Auge und das Herz zu entzücken geeignet war, die höchsten künstlerischen Triumphe feierten? Aber auch mit unseren materiellen Erfolgen konnten wir zufrieden sein. Wir erhielten wieder Gage. Die Directorin war in den Stand gesetzt, die Theatergarderobe, wir unsere geringen Habseligkeiten, die wir auf unseren vorherigen Kunstetappen verpfänden mußten, wieder einzulösen — kurz, wir hatten wieder zu leben.

Aus einer erträglichen Gegenwart unseren Blick in eine bessere Zukunft richtend, gaben wir den freundlichsten Hoffnungen Raum, als ein Ereignis eintrat, daß in seiner Furchtbarkeit alle unsere Träume, Pläne und Entwürfe mit einem Schlage vernichtete und uns dem schrecklichsten Elende preisgab.

Wir waren im Verlaufe unserer Darstellungen an einem Abend des Januar eben beim „Freischüß" angelangt, den die Frau Directorin zu „Freikugeln des Satans" umgedichtet hatte — ein Drama, in welchem den musikalischen Anforderungen insoweit Rechnung getragen wurde, als dies mit den Leistungen eines halbtauben Geigers (des Orchesters), eines stimmlosen Kaspar, eines heiseren Max, einer verschnupften Agathe und eines in Ermanglung einer Brautjungfer den „Jungfernkranz" declamierenden Eremiten möglich war. Die Vorstellung war vorüber und wir hatten uns in dem Bewußtsein eines wohlverdienten Erfolges eben zur Ruhe begeben, als wir durch den Schreckensruf Feuer! unsanft aus dem Schlafe gerissen wurden.

Wer einen solchen Ruf jemals in einem kleinen Orte vernommen, der weiß, welche Panik derselbe unter den Bewohnern hervorzurufen geeignet ist.

Ich bekleidete mich nur nothdürftig und stürzte in's Freie. Aus allen Häusern eilten die Leute auf die Straße, wo brennt's? wo ist Feuer? schreiend. Der ganze Ort war in Bewegung. Die Gegend, wo das Theater lag, war von Flammenschein übergossen. Ich wohnte nur eine Straße von demselben entfernt. Von banger Ahnung getrieben, lief ich der Richtung des Feuers zu. Die Nothglocke tönte eben schaurig vom Thurm. Und da, als ich um die Ecke bog — welch' Bild bot sich meinem entsetzten Blick! In hellen Flammen stand unser Musentempel. Die Directorin, die jugendliche Liebhaberin, Stöckerl der Held, die beiden Theaterkinder und Grane, das Pferd, bewohnten denselben. Mit einigen beherzten Männern stürmte ich die Treppe hinauf, um zu retten, was etwa noch zu retten war. Ein erstickender Rauch drang uns entgegen. Unser Oberhaupt, resolut wie immer, nur mit einem Unterrock bekleidet, mit verschobener Brille und einer wildbewegten Schmachtlocke — die andere war ihr in der Noth abhanden gekommen — war trotz der Lebensgefahr, in der sie stand, noch mit Bergung von Theaterutensilien beschäftigt. Die Liebhaberin und der „Held" hatten aber offenbar den Kopf verloren. Erstere im Hemde, mit aufgelösten Haaren, rang verzweifelt die Hände und warf in den Zwischenpausen Porzellangeschirr, daß sie „retten" wollte, laut jammernd zum Fenster hinunter, während Stöckerl, in Schlafrock und Pantoffel und Papilotten im Haar, statt Hilfe zu leisten, angesichts der hellen Flamme mit dem Suchen eines verlorenen Manchettenknopfes beschäftigt war. Die beiden Theaterkinder schrieen aus Leibeskräften; das eine warf in seiner Todesangst Bünkerl, den Mops der Frau Directorin, zum Fenster hinunter, das andere kam uns mit einem Versatzstück und einem Stiefelknecht entgegengestürzt, die sie gleichfalls dem Flammentode entreißen wollte. Zwischendurch klang die Stimme unserer Frau Directorin, die im Tone Richard III. uns zurief! „Mein Pferd! Mein Pferd!" (ein Königreich versprach sie nicht).

Grane war indessen glücklich gerettet und wieherte im Nebenhause; sonst aber war da nicht mehr viel zu retten. Das gierige Element hatte in den leicht entzündbaren Stoffen nur zu reiche Nahrung gefunden und bereits fürchterlich um sich gegriffen. Die Bühne, die Decorationen, die Garderobe, der Zuschauerraum, Alles stand in Flammen, und nur mit Mühe vermochten wir unsere tapfere Directorin, die mit Todesverachtung immer auf's Neue in die brennenden Räume drang, zu einem Verlassen derselben zu bewegen, wie unsere minder muthigen Genossen ihr theures Leben längst in Sicherheit gebracht. Während dieser Zeit hatte sich der ganze Ort an der Brandstätte eingefunden und berathschlagte, wie man wohl am besten Herr des Feuers zu werden vermöchte, ohne indessen zu einer Einigung darüber gelangen zu können. Das Theater war inzwischen niedergebrannt; das verheerende Element drohte sich auch der Nebengebäude zu bemächtigen, als endlich eine Spritze mit drei Rädern ankam.

Leider war aber seit mehreren Jahren kein Feuer im Orte gewesen; die „Löschanstalten" der Gemeinde hatten sich auf mehrere Bierlocale beschränkt, und als die Spritze in Aktion treten sollte, versagten die Schläuche und zum vollen Unglück, da der Fluß zugefroren, war zum Löschen nicht genügend Wasser vorhanden.

Der Himmel mag wissen, welche Dimensionen das Feuer angenommen hätte, wenn nicht der Pfarrer des Ortes noch rechtzeitig auf dem Brand=

platze erschienen wäre. Seinen vernünftigen Anordnungen gelang es, mindestens Plan in die Kopflosigkeit seiner Gemeinde zu bringen. Mit energischer Hand überall selbst eingreifend und der Gefahr nicht achtend, gieng der wackere Mann mit dem schönsten Beispiel Allen voran. Aus den benachbarten Bierbrauereien wurde zum Löschen warmes Wasser herbeigeschafft, Leitern, Schläuche, Eimer und andere Löschgeräthe herbeigeholt; alles griff jetzt herzhaft an und nach mehrstündigen gemeinsamen Anstrengungen gelang es endlich, das Feuer auf seinen Herd zu begrenzen.

Blutroth stieg die Sonne eines kalten Jannarmorgens über den rauchenden Trümmern unseres Musentempels empor. Sie leuchtete zugleich auf unsere zerstörten Hoffnungen hernieder. Auf den Ueberresten ihrer Habe saß unsere arme Directorin und starrte verzweiflungsvoll zur Erde. Mit düsteren Mienen umstanden wir unser Oberhaupt und keiner hatte den Muth, angesichts des so plötzlich über uns hereingebrochenen Unglücks, die Frage, was nun? auszusprechen. Eine Gruppe halb neugieriger, halb theilnehmender Menschen war um uns geschart und zur Vervollständigung des trübseligen Bildes wurde uns nun auch unser vierfüßiger Mitspieler zugeführt, der, als ob unser trauriges Schicksal auch ihn treffe, gesenkten Hauptes sich uns anschloß.

Im Unglück zeigte sich aber der trotz mancher Schrullen im Grunde tüchtige Charakter unserer Bühnenleiterin. Sie, die den schwersten Verlust von uns erlitten, war die erste, die unserem gesunkenen Muth wieder aufhalf.

„Zum Verzweifeln ist keine Zeit, Kinder,“ sagte sie, sich mit einem Ruck erhebend. „Denken wir lieber daran, uns wieder auf die Beine zu bringen. Wenn Ihr mich nicht verlaßt, dann spielen wir in acht Tagen wieder Komödie.“

„Und mag ich auch vierzehn Tage lang keinen Vorschuß von Euch bekommen, ich bleibe der Eure, Directorin,“ rief Muckerl.

„Ein Hundsfott, wer unsern Hauptmann verläßt,“ rief Stöckerl.

„Der Deinige auf ewig, theuerste Directorin, so lange diese Maschine ihm zugehört,“ declamierte Stromerl.

„Wir gehen nicht weg von Dir, Tantchen,“ riefen die Theaterkinder.

Alle drängten sich bewegt um ihre Führerin, und als ob auch Graue sein Einverständnis bekunden wollte, schüttelte er seinen klugen Kopf und scharrte im Sande.

„Nun, ich habe es nicht anders von Euch erwartet, Kinder,“ sagte die Directorin, uns gerührt die Hände drückend. „Wie es auch kommen mag, wir sind von dieser Stunde an unzertrennlich.“ In diesem Augenblick erschien der würdige Pfarren in unserer Mitte. „Verzagt nicht, meine Freunde,“ sprach der wackere Priester, „wir werden Euch in Eurer traurigen Lage nicht verlassen. Was seitens meiner Gemeinde möglich ist, soll für Euch geschehen.“

Und er hielt Wort, der herrliche Greis. Noch am selben Tage — es war ein Sonntag — munterte er von der Kanzel herab seine Gemeinde auf, ihrer Nächstenliebe werkthätigen Ausdruck für uns zu geben. Aber er begnügte sich nicht damit, für uns zu predigen. Von Haus zu Haus gieng der vortreffliche Mann mit einer Sammelbüchse, in die auch der Aermste sein Scherflein für die „abgebrannten Komödianten“ werfen mußte. Und wahrlich, die herzliche Theilnahme, die sich allenthalben im Orte für uns kundgab, erhob uns und gab uns wieder den Muth, heiter in die Welt zu blicken.

Mit dem leichten Blut eines echten Komödiantenvölkchens giengen wir unverzüglich an unsere Aufgabe, das den Flammen Entrissene zu ordnen, das

Vernichtete zu ersetzen und ein neues Theater in's Leben zu rufen.

Das war jetzt ein munteres Treiben in unserer Mitte. In einem Tanzsaale, den ein Gastwirt uns unentgeltlich zur Verfügung stellte, schlugen wir unsere Werkstätte auf. Da wurde nun von früh bis spät gehämmert, gezimmert, gepinselt und genäht. Von den gutmüthigen Einwohnern in jeder Weise unterstützt, wuchs unser Werk zusehends. Ein Jeder fühlte eine Architekten-, Maler- und Schneiderseele in sich, und unsere Directorin, die ihre Energie vollständig wiedergefunden und mit genialem Feldherrnblick unsere Operationen leitete, war wieder ganz in ihrem Elemente. In wenigen Tagen war eine Bühne erbaut, welche bei einer Concurrenz für ein achtes Weltwunder unbedingt den ersten Preis davongetragen hätte. Decorationen von einem Farbenreichthum giengen aus unserem „Atelier" hervor, daß selbst ein unmalerisches Auge auf den ersten Blick die großen Pinsel ahnen konnte, die sich hier verewigt hatten. Kurz, der ganze scenische Apparat, dessen wir zur Darstellung von Menschen bedurften, gieng aus dieser gemeinsamen Thätigkeit in der denkbarsten Pracht hervor, und mit vollster Bestimmtheit darf behauptet werden, daß in kürzererer Frist kein abgebranntes Hoftheater sich jemals in gleicher Herrlichkeit aus der Asche wieder erhoben hat als unser bescheidener Musentempel.

Der Lohn unserer Anstrengungen blieb aber auch nicht aus. Zehn Tage nach dem Brande verkündeten Trommelschlag und rothe Zettel die Eröffnung des neuen Theaters durch eine „außerordentlich große Vorstellung". Ein Münchener Künstler, an den wir, von unserem liebenswürdigen Pfarrer unterstützt, uns kühnlich wandten, hatte die Gelegenheit, „vor einem Parterre von Bauern," zu spielen, mit Freuden ergriffen und war zu einem Gastspiel nach G. gekommen. Durch das Engagement eines jungen Bären, welcher sich mit seinem Führer in's Gebirge verirrt, wurde der zoologische Theil unserer Gesellschaft um ein würdiges Mitglied bereichert, das die Aufführung von „Bär und Bassa" ermöglichte.

Mehrere Tage vorher schon wurde die Bewohnerschaft des Ortes durch das bevorstehende große Ereignis in Aufregung versetzt; die Kunde davon war auch in die Umgegend gedrungen, und am Abend der Vorstellung war das Theater von einem Premièrenpublikum gefüllt, wie es „glänzender" nicht gedacht werden kann.

Von diesem Momente nahm unser Geschick die günstigste Wendung. Unser Ruf hatte sich in sämmtlichen Dörfern des Gebirges verbreitet; überall wollte man die „abgebrannten Komödianten" sehen, überall von ihrer Kunst sich begeistern lassen.

Als wir nach kurzer Zeit das neueste Drama unserer Frau Directorin zur Aufführung vorbereiteten, war der Held desselben ein P f a r r e r.

„Kinder," sagte die geniale Dichterin, „es ist das beste, was ich bis jetzt geschrieben habe; das Stück wird Furore machen.

Und in der That, etwas Besseres war niemals aus ihrer Feder hervorgegangen. Sie hatte einen Act der Dankbarkeit gegen unseren geistlichen Wohlthäter in 6 Acten zu poetischem Ausdruck gebracht. Welches der Inhalt des Stückes war? Ich will's nicht verrathen; ich müßte befürchten, durch eine trockene Schilderung dieses Inhalts die unvergleichliche Schöpfung unserer Directorin ihrer dichterischen Schönheiten zu entkleiden und will lieber an dieser Stelle — den Vorhang fallen lassen.

Der Küster am Kreuze.

Eine Geschichte aus Sanct Jakob von P. K. Rosegger.

Auf den Hochweiden von Sanct Jakob, die über den felsigen Gebirgsstock der Sulmeralpen wie ein grünes Sammttuch hingebreitet sind, stundenweit, stand ein hohes, hölzernes Kreuz. Es war aber kein landläufiges Crucifix, auch keines jener sechsarmigen Wetterkreuze, wie sie in unseren gut katholischen Gegenden sonst vorzukommen pflegen, es war ein seltsames, unheimliches Kreuz. Es war an zwölf Schuh hoch, aus massivem, viereckig behauenem Holze gezimmert, hatte drei Querbalken, wovon einer nicht wie die zwei anderen gegen Ost und West, sondern gegen Nordost und Südwest stand. Diese Querstellung gab dem Kreuzbilde etwas Ruppiges, Unruhiges, ja Gespensterhaftes, und die Leute von Sanct Jakob und Umgebung hatten all' ihr Lebtag nichts gesehen, was mit diesem Kreuze zu vergleichen gewesen wäre.

Es war unter dem Namen Rudenkreuz bekannt und wenn man fragte, warum es so heiße, war die Antwort, weil es die Ruden aufgerichtet hätten. Und wenn man weiter fragte, wer die Ruden wären, wußten sie nichts, und wenn man fragte, ob denn einmal Leute in der Gegend gewesen seien, so die Ruden geheißen, meinten die Weisen von Sanct Jakob, das müßten sie doch wohl, sonst könnten sie das Rudenkreuz nicht aufgerichtet haben. Einer war, der wußte zu sagen, daß der neunzigjährige Jäger-Klausel, der vor etlichen Jahren gestorben, öfters erzählt habe von fremden Ansiedlern, die in den Sulmeralpen Häuser gehabt und die Viehzucht betrieben hätten. Selbige hätten sehr viele Aehnlichkeit mit menschlichen Wesen gehabt, seien aber Heiden gewesen! Von ihnen stamme das Rudenkreuz her. Es sei aber eigentlich nicht errichtet worden, sondern selbst aus der Erde hervorgewachsen, darum könne es auch nicht faulen. Man würde niemals sehen, daß ein Vogel oder ein anderes Geschöpf Gottes auf das Rudenkreuz fliege und sich darauf niederlasse.

„Und das ist heilig wahr," bekräftigte eines Tages der würdige Küster von Sanct Jakob, „ich bin zwar kein neunzigjähriger Greis, aber etwelches weiß ich doch zu sagen vom Rudenkreuz. Dreimal im Jahr, das wisset Ihr, fliegt der Belzebub über Land. Auf den Sulmeralpen hat er sonst gerastet, aber seit alljährlich mit dem Ostersegen der Boden geweiht wird in Sanct Jakob und weitum, verbrennt er sich den Hintern, sobald er sich niederlassen will auf die Erden. Setzt er sich alsdann auf's Rudenkreuz und rastet. Ja ja, meine Muhme, die Liesel in der Hecks, hat ihn einmal hocken gesehen auf dem obersten Kreuzbalken und den Schwanz hat er wie eine Schlange um das Holz gewunden, daß es ein Graus ist gewest!"

„Altweibergeschwätz!" rief der Steinbachmüller.

„So!" sagte der Küster und sein Wort war fast tonlos vor Entrüstung. „Du bist auch so Einer! Altweibergeschwätz! Natürlich! Neuzeit alle fromme Sach' Altweibergeschwätz!"

„Ist der Belzebub eine fromme Sach'?" fragte der Steinbachmüller.

„Der Belzebub nicht! Und das Rudenkreuz auch nicht! Aber der heilige Glauben ist eine fromme Sach'!

Der Glauben, daß der Teufel nur auf einem gottlosen Kreuz rasten kann, das ist's! — Müller, wenn Du einmal Deine Ochsen auf die Hochweiden treibst, paß auf, vielleicht begegnet Dir selber einmal was! Vielleicht siehst ihn doch einmal hocken auf dem Rudenkreuz, falls er nicht gar auf Deinem eigenen Buckel ausrastet."

So wurden heiß die Worte gewechselt in der Taferne zu Sanct Jakob. Und hoch oben auf den weiten Almen stand einsam das Kreuz. Weitum war kein Baum, kein Strauch, dort und da ragte ein weißer Stein hervor zwischen den grünen Matten. Nach einer Seite zog sich ein geröliges Kar hinab gegen die waldbestandenen Lehnen, wo die Schutzställe der Herden standen. Vom Rudenkreuz aus sah man nicht in's Thal, wohl aber die gegenüberstehenden hohen Berge mit ihren finstergrauen Wänden. Die Hochweiden waren ihrer fetten und würzigen Kräuter wegen an milden Sommertagen sehr gesucht von den Rindern und so stiegen auch die Leute gern hinan; mancher Burschen Uebermuth tummelte sich oben aus im Rangeln und Ringen; manch' üppiges Liebesleben sonnte sich dort oben an warmen Julisonntagen und über Allem hochaufragte das hölzerne Aergernis, das Rudenkreuz.

Dem Küster von Sanct Jakob konnte das nicht gefallen, denn er hatte ein warmes Herz für das Seelenheil seiner Pfarrgenossen. Was sagt ihr denn, wenn eines Tages ein Knab' und eine Maid ausruhen da oben auf dem weichen Grase und der Belzebub kommt geflogen, setzt sich auf das Rudenkreuz und schlingt seinen Schwanz schlangenartig um das Holz! Die Geistlichkeit nimmt's viel zu leicht. Schlecht genug, daß der Galgen immer noch steht mitten auf der grünen Alm. Aber er soll sich curios ausgestanden haben. Am ersten Julisamstag kommen von den Sulmerwäldern die Holzschläger her, die gehen über die Hochmatten und rasten gern dort. Da will der Küster oben sein und den Männern in's Gewissen reden, daß sie mit etlichen Axthieben dem Rudenkreuz ein Ende machen. Wohl wüßte auch er selbst, der Küster, die Axt zu führen, aber es ist besser, wenn's Andere thun. es ist besser .... Dann sollen die Almerinnen nur kommen und ihr Mehl streuen!

Es pflegten nämlich die Sennerinnen alljährlich am ersten Hundstag beim Rudenkreuz ganze Kübeln Mehl in die Winde zu streuen; sie nannten das „Wind füttern", damit er gesättigt und versöhnt sei und in Wetterstürmen nicht allzu grausam wüthe. Warum das gerade beim Rudenkreuze geschehen mußte, wußte weder die Sennerin noch der Küster; letzterem war aber — offen gestanden — gerade deswegen das Rudenkreuz so verhaßt geworden; — sie sollen das Mehl dem Küster zukommen lassen für's Wetterläuten, werden die Winde besser bedient, als durch das thörichte Mehlstreuen am Heidenkreuz.

Kurzum, der Galgen muß fallen. Und darum stieg am ersten Julisamstag der Küster das Gebirge hinan zu den Hochweiden. Als er über die Waldungen emporgekommen war und um den Schwarzriedel bog, sah er drüben auf der Hochebene schon das Rudenkreuz stehen. Es schimmerte in der Sonne wie Silber. Das Sakerments-Gerippel will auch gar nicht morsch werden! dachte sich der Küster. Wenn man sonst wo was aufstellt, bricht der Teufel in etlichen Jahren wieder zusammen. Das halt's. Na, aber nicht mehr lange, dafür stehe ich. — Da lag der Küster auf dem Boden, war über eine Knieholzwurzel gestolpert.

Von den Holzschlägern war noch nichts zu sehen. Eine Rinderherde weidete auf der Alm, das heimelte den Küster an und er schritt langsam die sanfte Höhe hinaus gegen das Rudenkreuz. — Plötzlich hörte er ein

Gedröhne, der erste Gedanke war, es sause der Belzebub durch die Lüfte, da sah er auch schon den Stier, der unweit von ihm mit den Vorderfüßen den Erdboden aufgrub und brüllte. Es war ein großes, schwarzes Thier, jetzt hob es den Schweif und stieß die Hörner in den Boden, daß der Sand stob. Der Küster merkte bald, was das zu bedeuten hatte und hub an zu laufen. Alsogleich folgte ihm der Stier in großen schweren Sätzen und mit mächtigem Schlottern seiner Halsfahne. Auch die anderen Rinder waren unruhig geworden und sprangen mit hochgehobenen Häuptern heran. Heiß erschrocken sah sich der Küster nach einem Zufluchtsort um, und es war nichts, kein Fels, kein Baum, kein Strunk, es war nichts ringsum als Noth und Gefahr. Immer näher kam der schnobende Rudel, in Todesangst lief der sonst so behäbige Küster, wie ein Junge, im nächsten Augenblicke kletterte er das Holz hinan und hockte auf dem Querbalken des Rudenkreuzes.

Da oben hockte er und klammerte sich fest an den Stamm, an dem er sah, daß er beim Fuße stark abgemorscht war.

Die Rinder umkreisten das Kreuz und der schwarze Stier rieb seinen Kopf schnobend an dem Stamme, daß dieser erbebte. Der Küster lachte grell und schrill wie ein Wahnsinniger und rief alle Heiligen an und nannte das Thier eine höllvermaledeite Bestie. Der Stier mochte das für eine Ehrenbezeigung halten und war demnach um so lebhafter bestrebt, seine Aufgabe zu lösen, den braven Mann vom Pfahl herabzubringen und ihm die Gedärme auszulassen.

Das Beten und Fluchen des Küsters am Kreuze wurde allmählich etwas weinerlich, der Mann blickte in die Runde nach einem Helfer; weit und breit keine Spur von einem Menschen. Dann versuchte er mit dem wüthenden Stier einen Ausgleich anzubahnen. „Geh, Vieherl," sagte er gütig zum Stier, „mach' keine Thorheiten! Schade um Deine Hörndeln, daß Du sie so strapazierst an diesem harten Holz. Wenn eins abspringt, hast den Stumpf dein Lebtag lang. Hi hi, nicht so hitzig, Schwarzer, um Gotteswillen! — Sollts Dich nach meinem rothen Halstuch gelüsten, da hast es, treib' Deinen Spaß damit, wie Du willst." Er ballte das Tuch zusammen und warf es weithin auf den Plan, aber im Winde flatterte es wieder gegen das Kreuz heran und dem Stier gerade an den Kopf. Darüber wurde dieser rasend vor Wuth, fürchterlich wühlte und brüllte er, den Hinterkörper hoch emporschnellend, sprang er hintan und kam wieder herbei; die übrigen Rinder sahen ihm etwas verwundert zu und wußten nicht, sollten sie mitmachen oder sich wieder aufs Grasen verlegen. Endlich stand der Stier ruhig da, glotzte das Kreuz an und schnaufte sich aus.

Der Küster setzte sich auf seinem Querbalken etwas bequemer, dann wurde er ganz zärtlich gegen das Thier und rief ihm zu: „Du bist ein verfluchtes Rindvieh! Habe ich Dir etwas gethan? Etwa, daß der Fleischhauer mein Bruder ist, willst Du mir nachtragen? Er ist nur mein Stiefbruder, ich hab's nie mit ihm gehalten, ich hab's immer mit den Vieh gehalten. Und Du willst mich umbringen! Trau' mir nicht, Schwarzer! Glaubst Du nicht, daß ich einen Revolver im Sack haben kunnt? Auf ja und nein hast Du die Bohne im Leib. Jammerschade um Dein junges Leben! Schau, Knabe, Du bist noch zu jung zum Hassen, Du hast was Besseres zu thun. Siehst Du dort drüben am Steinbüchel die graue Kalbin? Ein Gusto, wie die fein gewachsen ist! Und wie munter sie auf Dich her schaut! Du hasts ja gut auf der Alm, dir ist Alles erlaubt, geh, nutze Dein junges Leben und laß die Thorheiten sein! Winterszeit kommen wir unten im Dorf zusammen; ich habe gutes Heu in meinem Stadl.

Geh, Stierl, lauf' weg! Lauf' weg! Was siehst Du denn an diesem elendiglichen Galgen? Schau, Deine Kameraden heben alle wieder an zu grasen. Der prächtigste Klee, den ich mein Lebtag gesehen hab', wachst auf dieser Hochweid'. Eine wahre Passion, zuzuschauen, wie Die dorten grasen! Die Zähn' wässern Einem! Geh', lass' nicht Alles den Anderen! Sei gescheit!"

Das Rind dachte: Ich bin ohnehin gescheit! und blieb stehen vor dem Rudenkreuz, und schnob und grub mit dem Vorderfuß den Rasen auf.

So war der Küster eine Stunde und länger auf dem Kreuze gehockt, die Sonne sank hinter die Berge hinab. Da sah er endlich zwei Weibsleute über die Alm heranschreiten; jede trug auf dem Haupt ein mächtiges Futterbündel. Der Küster sah Erlösung, da that plötzlich eines der Weiber einen Schrei, warf das Bündel von sich und lief hinab in das Kar. Das andere folgte.

Unten im Getanne hielten sie an, strichen sich die wirren Haare aus dem Gesicht, und Eine fragte die Andere: „Hast Du ihn auch gesehen? Auf dem Rudenkreuz hockt der Belzebub!"

Den Waldweg heran kam der Steinbachmüller; er trieb zwei Oechslein, welche er die Woche über am Pflug gehabt, auf die Hochweide.

Dem riefen die Senninen zu, er möge um Gotteswillen heute nicht zum Rudenkreuz hinaufgehen, es sei der Belzebub oben!

„Was für ein Bub?" fragte der Steinbachmüller, der etwas schwerhörig war.

„Der Gottseibeiuns hockt auf dem Rudenkreuz!"

„Hockt er? Nachher ists recht. Hi, Ochsen!" Er trieb wegsan. Die Weiber bekreuzten mit flacher Hand die Richtung, nach der er gieng. „Schad' um seine arme Seel!"

Als der Steinbachmüller in der Abenddämmerung auf die Höhe kam, sah er, wie sich in die Balken des Kreuzes, um das sich die Herde gelagert, ein dunkler Knäuel fest geklammert hatte.

„Wer da? rief er.

„Laus tibi Christi!" jauchzte der Küster auf. „Nachbar! Müller! Bist es, oder nicht, sei so gut um Leben und Sterben und jag' mir die Bestien fort!"

Der Steinbachmüller erkannte alsbald den Küster von Sanct Jakob, aber er that nicht darnach. Fürs Erste gab er dem drohenden Stier mit dem derben Bergstock Eins in die Seiten; der Schwarze wich ein paar Schritte, aber sein Sinn stand immer noch nach dem Manne auf dem Holzpfahl.

„Im Namen Zebaoths!" rief der Steinbachmüller nun überlaut hinauf, „Fürst der Finsternis, mich betrügst Du nicht! Du hast zwar die Figur unseres braven Küsters von Sanct Jakob angenommen, aber ich kenne Dich wohl, Du bist der Belzebub! der Küster hat mich vor Dir gewarnt und darum bist Du ihm so spinnefeind, daß Du seine menschliche Gestalt entheiligst und in seiner Haut umkriechst auf dem Holzbalken, wie ein Affe! Pfui, Belzebub! Hast Dich wohl wieder arg angestrengt mit dem Seelenverführen auf der Welt, daß Dir jetzt das Rasten so noth thut auf dem Rudenkreuz. Leut' verschimpfieren und Altweiberglauben umtragen! Herrgott, wenn das der Küster wüßt, daß in seiner Haut dahier ein solcher Fant steckt! — Fahr' ab, Belzebub, oder ich lass' ein Ablaßgebet auf dich los, daß Dir Hören und Sehen vergeht, vernebelte Wasserkopfseele, verdammte!"

„Steinbachmüller!" wimmerte der Küster, denn seine Glieder waren steif und wollten ihn nicht mehr halten, „ich bitte Dich, sei christlich und spotte nicht. Ich sehe es ja schon ein. Gott, o Gott, ich wollte dieses Kreuz heute niederhauen lassen! Bin ich nur glücklich wieder auf dem Erdboden, meinethalben soll es stehen bleiben so lang es mag. Ich rede nichts mehr drein, es ist ein ganz unschuldiges Kreuz.

Im Pfarrbuch stehts ja drinnen, daß eine russische Ansiedlung da gewesen ist, die hat allhier das griechische Kreuz aufgestellt und hat dabei gebetet. Eine ganz unschuldige Sach, ich will sie nicht mehr schlecht machen. — Ich bitte Dich, Nachbar, jag' das Ungethüm davon!"

Das ist nun geschehen, die Herde mitsammt dem Stier trottete thalwärts in das Kar, der Küster sprang vom Kreuze, und seit jener Stunde — so erzählt sich das Volk — hat der Belzebub nicht mehr gerastet auf dem Rudenkreuz.

Am Himmelszelt die Sternlein steh'n.

Ein Ausflug.

Der „Heimgarten" ist im Ganzen keine hochfliegende Zeitschrift, aber den Flug, den wir heute unternehmen wollen, werden uns nicht Viele nachmachen.

Von den „Millionen Sternen" des Himmels plaudern, über dieselben Gedichte machen, ist keine Kunst, aber sie einmal zu zählen und ihre Entfernung von uns zu messen ist was Anderes. Wohlan denn, zur Sache! Daß wir etwa in einer klaren Winternacht Millionen Sterne sehen, das ist gar nicht wahr. Wir sehen weit weniger Sterne, als wir zu sehen glauben und es giebt unentlichmal mehr Sterne als wir wissen. Mit freiem Auge sieht der Mensch, soweit er den Himmel überschauen kann, beiläufig 4000 Sterne. Selbst in den beiden Hälften der Himmelsrunde kann das beste Auge nicht über 6000 Sterne sehen.

Wie Wilhelm Meyer in seinem neuesten Werke: „Kosmische Weltansichten, astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit" (Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur) nachweist, gibt es am Himmel für uns nur 20 Sterne erster Größe, 64 zweiter, 198 dritter, 460 vierter, 1496 fünfter und 6004 sechster Größe. Ferner giebt es etwa 20.000 Sterne siebenter, 68.000 achter, 530.000 neunter Größe. In weiteren Größen oder Formen hat man die Sterne bis jetzt nicht controlirt. Im Ganzen vermag der Mensch mit den heutigen optischen Mitteln etwa 30 bis 40 Millionen Sterne zu zählen oder vielmehr als sichtbar anzunehmen.

Nun halte ich aber keinen Heimgartenleser für so einfältig, zu glauben, daß etwa auch nicht viel mehr Sterne am Himmel stünden; jeder weiß, daß die Anzahl der sichtbaren Sterne nicht von der Anzahl der wirklich vorhandenen Sterne, sondern von ihrer Entfernung von der Erde abhängt.

Die Entfernung der meisten Sterne, selbst der nächsten, jener erster Größe, ist mit unserem irdischen Maße kaum zu messen, wir müssen, um sie annähernd anzudeuten, den ausgedehntesten und raschesten Abmesser, den Lauf des Lichtstrahles, benutzen. Wir wissen nämlich, daß der Lichtstrahl — etwa jener der Sonne — in einer Secunde 42.000 Meilen zurücklegt. Ein Lichtstrahl nun, der — wie der electrische Strom den Raum durchfliegend — in einer Secunde siebenmal

um die Erde laufen könnte, gebraucht $8\frac{1}{2}$ Minuten, um von der Sonne zu uns zu kommen. Der Lichtstrahl von den uns am nächsten stehenden, den Sternen erster Größe, braucht $15\frac{1}{2}$ Jahre, der Lichtstrahl von den Sternen zweiter Größe 28 Jahre, der Lichtstrahl von den Sternen sechster Größe 120 Jahre, um zu uns zu gelangen. So weit reicht unser bewaffnetes Auge noch hinauf — über 150 Billionen Meilen. Die Sterne neunter Größe sind schon etwa 500 Lichtjahre von uns entfernt und die letzten Sterne, welche Herschel in seinem Riesenspiegel noch sah, über 3500 Lichtjahre oder viertausendfünfhundert Billionen Meilen!

Man kann sich von der Größe eines „Sternleins“, das bei solcher Entfernung noch sichtbar ist, eine Vorstellung machen! Nein, man kann sich keine machen.

Bei diesen ganz ungeheuerlichen Fernen dürfen wir aber noch bei Weitem nicht anhalten; das waren ja erst die einzelnen sichtbaren Sterne. Nun giebt es aber am Himmel mattschimmernde Stellen, die Nebelflecke, von denen einige zwar in starken Fernröhren in eine Unzahl dicht nebeneinander gedrängter Sonnen zerfallen, andere aber, die selbst mit den stärksten Fernröhren nebelhaft und „unlöslich“ bleiben.

Von jenen unlöslichen Nebeln muß man annehmen, daß sie in demselben Verhältniß weiter von uns entfernt stehen, wie zum Beispiel die Milchstraße von der Region der mit bloßem Auge einzeln erkennbaren Sterne. Durch einen solchen Vergleich gelangte Herschel zu dem Resultate, daß sein Fernrohr den erstaunten Blick bis in Regionen des Weltalls zu tragen vermochte, von welchen her das Licht nicht weniger als eine halbe Million Jahre gebraucht, um bis zur Erde herab zu kommen. Was wir dort also am Himmel vor uns sehen, wäre ein Zustand, in welchem sich jene Himmelskörper bereits vor einer halben Million Jahre befunden hätten, und wir sehen dort in der Gegenwart Thaten einer weltschaffenden Kraft, die in einer undenkbar fernliegenden Vergangenheit geschahen.

Dann kommt die unübersteigbare Grenze unseres Wissens. Mag die Welt der Sterne noch über diese Grenze hinaus von Unendlichkeit zu Unendlichkeit weiter die Räume ausfüllen, keine Kunde kommt uns mehr von dort herüber; das wahrhaft Unendliche, das unwandelbare Attribut der Gottheit wird uns ewig verschleiert bleiben.

Aber eine Ahnung von jener unendlichen Allmacht dämmert uns doch durch diesen Nebel herüber. „Stellen wir uns — sagt Wilhelm Meyer in seinem geistvollen Buche — ein Wesen vor, das sich mit der Schnelligkeit des Gedankens von einem Stern zum andern schwingen kann und mit vollkommenem Sehvermögen begabt ist. Begibt sich dieses vollkommene Wesen auf einen Stern der ersten Größenclasse und schaut zu unserer kleinen Erde dort unten in den Tiefen des Weltgebäudes herab, so kommt eben der Lichtstrahl zu ihm empor, welcher die großen Ereignisse des Kriegsjahres von 1870 dem Weltall verkündete. Napoleon und Bismarck begegnen sich auf der Landstraße vor Sedan, und alle Einzelheiten der Begegnung sind ihm gegenwärtig, als geschähen sie eben jetzt. Weiter hinschwebend sieht dieses göttliche Wesen auf einem Sterne siebenter bis achter Größe die Schlachten des dreißigjährigen Krieges gegenwärtig; auf einem Sterne neunter Größe sieht er Gutenberg seine ersten Lettern setzen oder Columbus auf San Domingo landen. Von den Sternen der Milchstraße her sieht er unseren Heiland unter den Menschen wandeln, und auf den letzten Sternen, die wir kennen, erscheinen ihm die Anfänge der ersten menschlichen Cultur in den Colonien der Pfahlbauer. Alles ist

ihm gegenwärtig, die ganze Vergangenheit liegt entschleiert vor ihm, welche das strahlende Licht für alle Ewigkeiten unverlöschbar in den Annalen der Geschichte der Weltsysteme einschreibt. Unsere guten Thaten, welche das Licht nicht scheuen, sind in den Regionen der Sterne aufbewahrt. Und die stillen Sterne dort oben, die lichten Gedanken des Himmels, sehen Alles, was hier und Allerorten geschieht, sie sind Diener der Gottheit und allgegenwärtig, wie Gott selbst.

Sogar wir Menschen werden eines Theiles dieser Allgegenwart theilhaftig. Was wir dort oben vor Augen sehen, ist nicht die gegenwärtige, sondern eine vergangene Welt und aus vielen verschollenen Jahrhunderten sehen wir ihre Entwickelung gegenwärtig vor uns. Erst letzthin ist uns ja solch' ein Wunder aus den fernsten Regionen des Himmels verkündet worden. Im Andromeda-Nebel ist ein neuer Stern aufgeleuchtet. Das Ereignis selbst ist auf jener fernen Welt vielleicht vor mehreren tausend Jahren geschehen, und auf den Himmelskörpern ihrer nahen Umgebung, die das Wunder einstmals sahen, ist die Erinnerung daran vielleicht längst ausgelöscht, oder die Geschichtsannalen haben es mit jener märchenhaften Umkleidung ausgestattet, welche die Zeit um jedes große Ereignis wirkt. Wir aber, in unendlicher Entfernung von dem Schauplatze des Ereignisses aufgestellt, sehen es in seinen Abstufungen ganz genau; wir sind authentischere, besser unterrichtete Zeugen des längst geschehenen Wunders, als die Bewohner aller nächstliegenden Welten. Für uns ist gegenwärtig, was für Andere längst vergangen und vergessen ist."

„Am Himmelszelt die Sternlein stehn . . . ."

Ein schlechtes Buch.

Gewöhnliche Menschen pflegen den Dornen auszuweichen und Rosen zu pflücken. Und flechten sich aus Rosen Kränze und lassen die Sonne drauf scheinen und sind froh.

Aber es gibt auch Käuze, welche die Rosen verachten und die Dornen sammeln. Sie ritzen sich damit zwar die Finger blutig, trotzdem flechten sie sich auch ihr Kleid aus Dornen, füllen ihr Ruhekissen mit Dornen und schwelgen in der Wollust des Schmerzes. Und nicht genug an dem, sie fahren mit ihren Dornstümpeln auch anderen Leuten ins Gesicht, aus reinem Aerger darüber, daß jene sich an Rosen freuen können.

Da kommt uns ein Herr Max Seiling, der hat Galle im Leib und fühlt das Bedürfnis, die Welt zu verschandieren. Aus Eigenem scheint er nicht Gedanken und Worte gefunden zu haben, um seinen Unmuth über Himmel und Erde auszuschütten, so hat er ein großes Anlehen gemacht. Vieles, was große Männer aller Zeiten über das Elend der Welt, über die Armseligkeit des Glückes und über die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der Menschen gesagt haben, das hat er

mit Fleiß und Liebe gesammelt und daraus ein Buch gemacht. Aus harmonischen Dichtungen und philosophischen Werken hat er einzelne Sätze und Aussprüche herausgebrochen. Er hat nicht gefragt darnach, bei welcher Gelegenheit die Aussprüche gethan worden, wem sie ein Dichter in den Mund gelegt, er ist im Stande, die Aussprüche Mephistos, die Ergießungen eines Franz Moor als beherzigenswerte Weisheitsthesen von Goethe und Schiller hinzustellen. Er citiert nur die bösen Geister großer Dichter, die guten läßt er hinten liegen. Alles, was die Menschheit über Freundschaft, Liebe, Treue, Opferfreude, über Seelengröße, über Kunstgenuß und Naturschöne, über die Fähigkeit des menschlichen Herzens für Glücksempfindung aller Art je gesagt und hinausgejubelt hat in glühenden Liedern, in hehren Psalmen, in gewaltigen Kunstwerken, Herr Max Seiling vertuscht es. — Ueberhaupt sollte einmal über das falsche Citieren, oder vielmehr über das literarische Charakterfälschen ein ernstes Wort gesprochen werden. Durch willkürliches Herausreißen von Sätzen oder auch halben Sätzen kann man jeden Dichter oder Schriftsteller ganz beliebig zu allem Möglichen und Unmöglichen stempeln. Man kann Goethe zu einem blutigen Socialdemokraten, Schiller zu einem fanatischen Clericalen, Luther zu einem Cyniker, den heiligen Augustin zu einem Gotteslengner machen. Shakespeare wird sich dafür bedanken, mit seinen Bösewichtern, Cervantes wird sich dagegen verwahren, mit seinen Dummköpfen identificiert zu werden. Und wenn Goethe und Lessing und Jean Paul und Bodenstedt und Hamerling und Andere hier in Reih' und Glied als Pessimisten im modernen Sinne aufmarschieren müssen, so ist das eine öffentliche Gewaltthätigkeit, die nach dem literarischen Strafgesetze — wenn wir eins hätten — scharf gebrandmarkt zu werden verdiente. Doch Max Seiling hat sich eben einmal in den Kopf gesetzt, ein jämmerliches weltschmerzliches Buch zu machen. So macht man's.

Man frägt, wozu? Ist der Plunder, Welt und Leben genannt, wirklich so armselig, daß alle Creatur darunter verzweifelt, so ist ein Hinweis darauf überflüssig. Wer Zahnschmerz hat, den braucht man nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß man Zahnschmerz haben kann. Und wer da behauptet, daß die Zähne von Uebel sind, weil man Zahnschmerz haben kann, der wird von Allen, die sich eines guten Gebisses erfreuen, ausgelacht. Und ist es nöthig, die Lebensfreude der Menge durch pessimistische Douchen zu dämpfen, dann ist der Pessimismus schon auch nicht mehr gerechtfertigt.

Oder was will man? Sollen die Leute einsehen, daß Alles eitel, daß jedes Streben umsonst ist, daß kein wahrer Erfolg und keine Vervollkommnung möglich ist, daß die Menschheit immer tiefer in Sünde und Schmerz versinken muß, daß es also am besten wäre, nicht zu sein? Und wenn die Leute das wirklich einsehen, glaubt der Herr Pessimist, daß sie dann ihre Passion, das unselige Geschlecht weiter fortzupflanzen, aufgeben und sich selbst ehethunlichst aus der Welt schaffen werden? Will er — der die ganze Nichtigkeit dieses Lebens erkannt und documentiert hat — will er mit gutem Beispiel vorausgehen? Vielleicht will Max Seiling früher noch die gute Aufnahme und Wirkung seines Büchleins: „Perlen der pessimistischen Weltanschauung, in Meisterwerken der Literatur gefunden" und bei Theodor Ackermann in München herausgegeben, abwarten. Dann muß es aber mit seinem Pessimismus doch nicht so weit her sein, wenn er sogar an einem mit gutem Fleiß und Geschick gemachten Sammelwerkchen und der hübschen Ausstattung desselben Freude finden kann, und wenn er zu hoffen vermag, daß er durch seine „Perlen" etliche der Weltkinder zu seinem Pessimismus bekehren wird.

Indes fällt mir da Uhland's Epigramm ein:

„Das Leben ist der Müh' nicht wert,
So schrebt manch wack'rer Mann;
Und wozu läßt er's drucken dann?
Nun, daß er leben kann."

Aber natürlich, alle wahrhaft genialen Menschen sind Pessimisten gewesen, darum wollen auch wir alsbald ein pessimistisches Buch machen, damit wir nicht im Verborgenen bleiben. Wir wollen den Leuten sagen, was — ja was sie übrigens längst wissen müßten, wenn wir recht hätten.

Eben kommt auch eine neue Anthologie aus Leipzig: „Stimmen des Weltleides," herausgegeben von Zdenko Ferens (Leipzig, Otto Wigand), welche insoferne höher steht als die „Perlen," weil es nebst den willkürlich aus Dichtungen gebrochenen Sätzen auch selbstständige Gedichte enthält, und zwar eingetheilt nach den Völkern der Erde in ihrer pessimistischen Poesie. — Gewiß hat eine solche Literatur auch ihre Berechtigung, weil sie uns erstens mit dem Empfinden fremder Völker bekannt macht und weil sie den weltschmerzlichen Stimmungen, denen mehr oder weniger alle Culturmenschen unterworfen sind, schmeichelt. Aber diese krankhafte Anlage im Menschen besonders zu pflegen, den theoretischen Weltschmerz zu popularisieren, das ist verwerflich. Zum Weltschmerz gehört der Philosoph und etwa das verhätschelte Weltkind, aber nicht der Mann aus dem Volke. Der hat genug an dem Herben des Lebens und braucht das Elend nicht auch noch erst zu kaufen, den Band um 2 Mark 50 Pfennige.

Der Herausgeber der „Perlen" motiviert sein Werkchen gleich einem eingefleischten Optimisten, indem er sagt: „Dieser wahre, als Befreiung vom Weltschmerz (?) zu verstehende Pessimismus ist jedenfalls das wirksamste Mittel, um unser Streben hinweg von eitlen irdischen Gütern auf die idealen, die geistigen zu lenken."

Das ist schön gesagt, und ich glaube sogar, auch gut gemeint. Es wäre ein hohes Verdienst, die Kinder der Welt von der Eitelkeit der materiellen Güter und von der Niedrigkeit und Hinfälligkeit der grob sinnlichen Genüsse zu überzeugen. Aber unser professioneller Pessimist geht weiter, er führt in seiner Sammlung zahlreiche Aussprüche an, welche der Welt vorhalten, daß es keine wahre Sittlichkeit geben könne, keine selbstlose Treue, keine Eltern- und Kindesliebe im Sinne der Tugend, daß die menschliche Natur nur für das Böse geeignet sei, daß alle Menschen Lügner, ihre Erfolge im besten Falle Irrthümer wären. Aussprüche, welche die Vaterlandsliebe, die Opferfreude der Freunde, die Liebe der Kinder zu den Eltern, das Vertrauen der Eheleute zu einander, die Zuversicht an das Heil eines redlichen und menschenfreundlichen Lebenswandels, den Glauben an sich selbst, an die sittliche Kraft des Willens zu zerstören beabsichtigen. Und damit will man die Menge „von eitlen irdischen Gütern hinweg auf die idealen, die geistigen lenken?" — Was versteht man denn also unter „geistigen Gütern?" Vielleicht Sammlungen pessimistischer Aussprüche, tendenziös einseitig herausgezogen aus den Werken großer Dichter und Denker? Die großen Dichterwerke selbst wären dann nicht als solche anzuerkennen, denn sie verherrlichen Tugenden, die es ja gar nicht gibt, feiern die Größe der Welt, die ja gar nicht da ist, feiern die Liebe, die Treue, die Freude, die Schönheit, die in wahrem Sinne ja gar nicht vorkommt, diese Dichterwerke schildern den Kampf zwischen dem Bösen und Guten mit dem endlichen Siege des letzteren, sie schildern den Untergang durch die Schuld und sind Manifeste der Gerechtigkeit. All das wären falsche Propheten, wenn Welt und Menschen so beschaffen wären, wie der Pessimist sie wähnt.

Hätte Schopenhauer ein Weib ge-

nommen und Kinder gehabt, anstatt von der öden Gelehrtenstube aus in verbitternder Einsamkeit die Welt zu betrachten, sein großer Geist hätte eine andere Philosophie aufgebracht. Wer Gefahr läuft, an den Menschen zu verzweifeln, der soll nur einmal zu den Landleuten hinausgehen, und er wird sehen, welche Tüchtigkeit und Größe ursprünglich im Volke ist. Das hat viele Armut und Drangsal, aber wenig Pessimismus. Das Volk ist stark, es lebt und leidet, arbeitet und genießt und macht sich weiter nichts draus.

Es ist nicht zu leugnen, daß man in den Städten besonders unter den heutigen Zuständen, bei dieser mehr als je von dem Idealen, dem Ewigen abgewendeten Generation zeitweilig pessimistischen Stimmungen verfallen kann. Aber so lange noch Einer edler Empfindung fähig ist, Achtung vor dem Guten und Gerechten, Neigung zum Schönen hat, darf man nicht verzagen. „Alles umsonst!“ Diese Ausrede, nichts zu thun, ist bequem. Wenn wir den Kampf aufgeben, wenn wir uns von allen durch eine jahrtausendelange Cultur erworbenen Vortheilen verzichtend abwenden, wenn wir weltverachtend und an den Menschen verzweifelnd uns zurückziehen in die einsame Wildnis unseres verdüsterten Gemüthes, dann ist es aus mit den „idealen geistigen Gütern,“ dann gehen wir in kurzer Zeit zu Grunde, und zwar nicht in Ehren, sondern auf eine schmähliche Weise.

Unermeßliches Leid ist auf Erden, wer leugnet es? Aber anstatt durch Klagen und Verzweiflungsrufe die Leidenden nur noch mehr zu entmuthigen, sollte man ihnen rüstig beistehen und Muth machen. Die Menschen könnten sich Vieles verbessern, es ist Manches schon gelungen. Aber der Pessimismus ist dazu ein schlechtes Mittel. Wie sehr hat die Menschheit ihre geistigen Fähigkeiten ausgebildet! Stünden nur nicht immer philosophische Verführer auf. Unsere Zeit hat in der Absicht, zum guten Ziele zu kommen, manch schlechten Weg eingeschlagen, der Pessimismus ist der schlechteste.

Max Seiling soll uns doch demnächst mit einer etwas anders sortierten Sammlung erfreuen. Er mag recht viele Aussprüche bringen über den Unwert und die Gefahr von Reichthum und Macht, über die Nichtigkeit irdischer Ehren und sinnlicher Freuden, über die Vergänglichkeit aller Schätze, an die das Weltkind sein Herz zu hängen pflegt, aber nicht einen einzigen, der die sittliche Anlage im Menschen leugnet oder schmäht. Die Persönlichkeiten eines Richard III., Nero, Franz Moor und Mephisto können wir als Lehrmeister nicht brauchen.

R.

Arm in Arm mit einem Olympier.

Wir haben die Ehre, hier einen neuen, berühmten Mitarbeiter aufzuführen, es ist kein Geringerer, als Seine Excellenz, der Herr Geheimrath Wolfgang v. Goethe.

Der ist gestorben! Hören wir eine rüde Entgegnung.

Nein, sagen wir, er ist unsterblich, daher jeder Zeit zu haben.

Seine Excellenz, der Herr Geheimrath ist gestorben! ruft die Stimme.

Ja eigentlich, da habt Ihr Recht, der modert in der Fürstengruft zu Weimar. Von diesem großherzoglichen

Staatsminister ist nichts übrig geblieben, als — Goethe. Aber der ist uns gerade genug. Er durchgeistigt die ganze deutsche Literatur, wenn er auch nicht immer genannt wird; es gibt Vögel, die sich mit seinen Federn schmücken, und Federn, die aus seinen Werken abschreiben und nur den Stil etwas verhunzen, damit man es für ihr Original halten solle.

Obzwar Goethe schon länger als fünfzig Jahre im Elysium ist, so weiß er doch tapfer Bescheid in allen Fragen unserer Zeit, kennt jeden von uns in- und auswendig und hat für uns eine Fülle von Weisheit und Wohlwollen.

Leser! Der große Olympier bietet Dir somit den Arm zu einem traulichen Spaziergang. Wir beglückwünschen Dich! Er gibt Dir manches gute Wort mit auf den Weg, und Du kannst Dich später ja damit empfehlen: Goethe hat mir's gesagt.

Also höre, was er spricht:

* * *

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche Deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich was an Dir ist.

* * *

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken: denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen: er muß sich controlieren; der bloße nackte Instinct geziemt nicht dem Menschen.

* * *

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.

* * *

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt als man ist, und sich weniger schätzt als man wert ist.

* * *

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

* * *

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweis't sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

* * *

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

* * *

Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen, ohne productiv zu sein, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

* * *

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

* * *

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

* * *

Ich schweige zu vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen, da wo ich mich ärgere.

* * *

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

* * *

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle

ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

* * *

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen.

* * *

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

* * *

Wenn der Mensch Alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten als er ist.

* * *

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

* * *

Die Natur geräth auf Specificationen wie in eine Sackgasse, sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück: daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

* * *

Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.

* * *

Es bleibt einem Jeden immer noch so viel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt ist.

* * *

Die sogenannten Naturdichter sind frisch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, stockenden, manierierten Kunstepoche zurückgewiesene Talente. Dem Platten können sie nicht ausweichen, man kann sie daher als rückschreitend ansehen; sie sind aber regenerierend und veranlassen neue Vorschritte.

* * *

Es werden jetzt Productionen möglich, die Null sind ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt.

* * *

Man sagt: Eitles Eigenlob stinket: das mag sein; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

* * *

Der Roman ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das Andere wird sich schon finden.

* * *

Es ist schwer gegen den Augenblick gerecht sein: der gleichgiltige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

* * *

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

* * *

Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

* * *

Ich bedaure die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren: sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen: das kann ja nur dadurch geschehen, daß man beides zu schätzen weiß.

* * *

Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

* * *

Vom eigentlich Productiven ist Niemand Herr, und sie müssen es Alle nur so gewähren lassen.

* * *

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

* * *

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

* * *

Mannräuschlein nannte man im siebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

* * *

Man darf nur alt werden, um milder zu sein: ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

* * *

Der Handelnde ist immer gewissenlos: es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.

* * *

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

* * *

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch gienge, so blickt man auch wohl einer Schönen ins Gesicht, als wenn sie noch liebte.

* * *

Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

* * *

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens: deswegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.

* * *

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

* * *

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

* * *

Aufrichtig zu sein kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht.

* * *

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen: sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

* * *

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf ein oder die andere Weise unbegrenzt.

* * *

Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

* * *

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

* * *

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

* * *

Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken.

* * *

Das Absurde, mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

* * *

Wer viel mit Kinder lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

* * *

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescherten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dies allgemeine Fest zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

* * *

Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

* * *

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind. Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

* * *

Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

* * *

Der Verständige findet fast Alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

* * *

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

* * *

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

* * *

Vielleicht wird man mir einwenden: Man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch. Aber ich leugne, daß sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung: sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.

* * *

Chinesische, indische, egyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten: es ist sehr wohl gethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

* * *

Eine freie Seele kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

* * *

Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

* * *

„Ich glaube einen Gott!“ Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen wo und wie er sich

offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

* * *

Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

* * *

Welcher Gewinn wäre es für's Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht als wenn man seinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, — sie macht Euch zum Vertrauten, und Ihr überzeugt Euch mit Freuden, daß Ihr es seid, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn Ihr guten Humor genug habt, Andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

* * *

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: „Ich möchte sie heiraten, nur um sie prügeln zu dürfen.“

* * *

Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maße als die Menschen verdorbener werden.

* * *

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

* * *

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Feinde sinnen: dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

* * *

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen als was sie hören möchten.

Briefe über die Ehe.

Von Raymund Mayr.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Lassen wir vorerst die junge Männerwelt Revue passieren; „halb ist sie kalt, halb ist sie roh“. Schon der Student kühlt sein Müthchen an dem flüggen Fräulein: er knüpft zarte Beziehungen auf der Gasse an und macht ein Plaisir oder vielmehr einen Ulk daraus, wenn er es nicht vorzieht, sich ganz dem derben Kneipleben mit all seinen Ausschweifungen hinzugeben, aus dem er für sein Mannesalter in den meisten Fällen physische Gebrechen oder, was noch schlimmer ist, Gleichgiltigkeit, Stumpfheit, ja Mißachtung gegen das Weib davonträgt. Oder er ist ein eitler Schwätzer, der im Salon oder im Ballsaal den Mädchen alberne

Schmeicheleien, glatte Alltäglichkeiten sagt, ein Gefühl heuchelt, das er nicht empfindet, nicht zu empfinden vermag, an das er nicht glaubt, und sich für die interessiert, deren frivol-kokettes Wesen seine Sinne reizt oder deren reiche Mitgift ihm ein behagliches Leben in Aussicht stellt, die Schönheit der Seele kümmert ihn nicht. Diese blüht und duftet bescheiden und nur allzu oft verwelkt sie als die Blume der Entsagung. Es ist der brutal nüchterne, des idealen Aufschwungs bare Sinn der männlichen Jugend, der auch die weibliche entseelt. Die Unschuld, die zarte Blüte des Gemüthes, die im Manne zur Hochherzigkeit, zur edlen Treue reift, besitzt heutzutage oft der Knabe nicht mehr; eine begreifliche Erscheinung ist dann die blasierte Ueberlegenheit der Jünglinge.

Wer aber vom Weibe gering denkt, der mißbraucht es vor der Ehe und mißachtet oder mißhandelt es in der Ehe. Und wenn diese als Joch, als Gefängnis — natürlich nur für den Mann — verspottet wird, wenn er sie als den bequemen Hafen betrachtet, in dem er nach den Stürmen seiner Jugend, leck an Geist und Körper, Anker wirft, wenn unglückliche Ehen auf Schritt und Tritt wie Denksteine begrabener Träume, Wünsche und Hoffnungen warnend auf dem Lebenswege stehen, in welchem Lichte muß die Ehe der Jungfrau erscheinen? Sie sieht, warum die Männer heiraten: der Eine braucht eine Pflegerin, ein Anderer eine Haushälterin, der Dritte eine Frau zur Repräsentation, der Vierte die Mitgift für sein Geschäft, der Fünfte heiratet zum zweiten Male seiner Kinder wegen, der Sechste wird Thor in seinen alten Tagen und freit ein junges Weib, der Siebente will's einmal mit der Ehe probieren — die sacramentale Zahl ist voll. Ein oberflächliches Gefallen, das Strohfeuer der Verliebtheit, schließt in diesen und den meisten Fällen den Bund, selten der Herzensdrang, die tiefe, innige Neigung, die die Seelen verbindet. Daher treibt auch die Liebeszeit, von der die Dichter singen und noch Mädchen träumen, nur mehr die krankhaft verkümmerte Blüte der Sentimentalität und Exaltation oder sie bewegt sich im Alltagsgeleise hohler Convenienz. Ich kann Ihnen diese Zeit windigen Liebesglücks mit den wenigen Worten schildern: sie haben sich kennen gelernt, ohne sich zu kennen, sie haben sich verliebt, ohne sich zu lieben, sie haben sich dann verlobt, um sich vielleicht zu heiraten. Aus einer solchen Blüte wird dann auch eine kümmerliche Frucht; die im Taumel der Verliebtheit oder aus materiellen Gründen geschlossenen Ehen sind selten glücklich, ein langer Brautstand, der den Liebenden Gelegenheit giebt, die Echtheit und Beständigkeit ihrer Neigung zu erproben, zeitigt immer eine bessere Frucht; die Liebe, die durch Leiden und Kämpfe geht, erringt mit ihrem schmerzgebornen Glück zugleich die tiefe Innerlichkeit und Weihe und die Jugendliebe, die treu und freudig ausgeharrt, grünt auch in der Ehe frisch und fröhlich fort. Ich kann nicht umhin, Sie hier an die bekannten, oft citierten Worte Schiller's zu erinnern:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Sehen wir uns nun vorerst die vornehme Ehe an. Von der Hochzeitsreise aus Paris oder Italien, wie es die Mode verlangt, zurückgekehrt, tritt das Paar in seine neue gesellschaftliche Stellung ein; sie machen und empfangen ihre Besuche, je mehr, desto besser, er führt seine junge Frau in die Welt-Promenaden, Concerte, Theater, Soiréen, Bälle, ein Vergnügen jagt das andere. Wie freuen sie sich ihrer Jugend, ihres Glückes! Er ist stolz auf seine Frau, auf ihr gesellschaftliches Raffinement, auf ihre Schön-

heit, auf ihre Toiletten; sie schwelgt im eitlen Stolze, als Frau bewundert, umschwärmt, von den Mädchen beneidet zu sein. So verrauscht das erste Jahr, die schönste Zeit der Ehe. Aber ihre stillen, innigen Freuden, die im traulichen, häuslichen Beisammensein, im seligen Alleinsein des jungen Liebesglückes blühen, haben sie nicht genossen und so haben sie es versäumt, ihre Liebe dauernd zu begründen. Sie gehen in leeren Vergnügungen und Aeußerlichkeiten auf, und das innere Leben des Geistes und Gemüths, das allein die Bürgschaft ist für das Glück der Ehe, bleibt ihnen verloren. Sie, die mit Sorgen und Entbehrungen, diesen gefährlichen Feinden der Ehe, nicht zu kämpfen haben, die die Mittel besitzen, ihr Leben mit allem Schönen zu umgeben, in edlen, geistigen Genüssen ihr Empfinden zu läutern und in diesem Bestreben zugleich ihre Herzen immer fester aneinanderzuschließen: sie haben in den meisten Fällen kein Verständnis dafür; gewohnt, nach außen mit anderen Menschen zu leben, langweilen sie sich, wenn sie allein sind und werden so sich schließlich fremd. Sie versammelt ihre Freundinnen in ihrem Salon zu Kaffee, Thee und Medisance, er treibt allerlei Passionen. Bald entartet diese Zerstreuungssucht: sie gefällt sich in pikanten Liebesafferien, er souteniert Theaterdamen, Jedes geht seinen eigenen Weg, welchen sie nicht selten vom Altare weg nach gegenseitigem Uebereinkommen einschlagen. Selbst in dem Kinde, das ihnen der Himmel schenkt, finden sie nicht das Glück der Häuslichkeit, das Glück der liebevollen Elternsorge: die Mutter, die natürliche Pflicht einer falschen Convenienz unterordnend, hat es nur geboren, um es von bezahlten Menschen pflegen und erziehen zu lassen; sie will durch dasselbe in ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten und Rücksichten nicht gestört, sie will nicht Mutter sein. . .

Habe ich die vornehme Ehe zu — wahr geschildert? Bedenken Sie, gnädige Frau, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, daß man auf sie sieht und sie wie eine Mode nachäfft, wie eine noble Passion. Die Corruption verbreitet sich ja immer von oben nach unten, denn sie beginnt da, wo der Luxus herrscht, und so hat auch die bürgerliche Ehe ihr gesundes, kräftiges Wesen längst verloren. Die Sucht, es Andern gleich zu thun und mehr zu gelten, als man ist, schädigt tief ihr inneres Leben. Die Genußsucht ist auch der Krebsschaden der bürgerlichen Ehe, der die Zufriedenheit, die Freude an der Häuslichkeit, die Eintracht zerstört, und dadurch noch verderblicher wirkt, daß die Gatten auch in ihren Vergnügungen verschiedene Wege gehen. Vor Allem aber ist das Wirtshausleben des Mannes die Quelle ehelicher Zwietracht. Wenn er schon nach dem ersten Jahre, oft schon nach den Flitterwochen, seine alten Gewohnheiten, die im täglichen Besuche des Wirts- und Kaffeehauses bestehen, wieder aufnimmt und seine Mußestunden, die seiner Frau gehören, bei seinen Spiel- und Zechgenossen verbringt, wenn seine Zärtlichkeiten sich in Derbheiten, ja in Brutalitäten verwandeln, so führt er die Enttäuschung herbei, der dann Gleichgiltigkeit und Abneigung folgen. Diese lustigen Gesellschaften, in denen die Zote herrscht, die den Geist verflachen und das Gemüth verwildern! Kann der Mann, der die Gattin um solcher Vergnügungen willen vernachlässigt, sie beglücken, kann er sie stark und edel beherrschen? Er wird vielmehr, um würdig zu vollenden, Diejenige, die über seine Lieblosigkeit sich abhärmt, deren Kummer ein stiller Vorwurf für ihn ist, und die ihn langweilt, schlechter behandeln, als Diejenige, deren Leichtsinn ihm bequemer ist, die durch Verstellung und Koketterie seinen Launen und Sinnen zu schmeicheln weiß. Es ist eine traurige Thatsache, daß die unwürdigsten Männer die besten Frauen,

und die herzlosesten Frauen die besten Männer haben. Wenn wir dies nicht als ein brutales Naturspiel ansehen wollen, so gibt es nur die eine Erklärung dafür, daß die Ehen zu leichtsinnig geschlossen werden. Und dabei ist der Mann der aggressive Theil, es wäre denn, daß er sich aus leichtgläubiger Verliebtheit umgarnen läßt, und eh' er sich's versieht, im Joche geht; wie aber Gesetzesunkenntnis nicht entschuldigt, so ist der Mann auch für seine thörichte Heirat und das daraus folgende Unglück verantwortlich. Er kann sich darüber trösten und thut es auch gewöhnlich, während die Frau im Banne ihrer Häuslichkeit, bei ihren Kindern ihr Alleinsein doppelt schmerzlich empfindet. Die Frauen klagen also nicht mit Unrecht, daß die Männer in der Ehe sich sehr zu ihrem Nachtheil verändern, daß sie gleichgiltig, launisch, prosaisch werden, daß sie von dem, was sie als Bräutigame verheißen und versprochen, nichts erfüllen. Würden die Männer ihre Frauen zu ihren Lebensgefährtinnen im besten Sinne des Wortes machen dadurch, daß sie dieselben an ihrem innern und äußern Leben theilnehmen lassen, so würden sie Geist und Gemüth ihrer Frauen beschäftigen und befriedigen und diese würden nicht auf leere Vergnügungen verfallen, ja derselben sich vielleicht allmählich entwöhnen. Es kommt nur auf die richtige Behandlung an, und Sie werden mir gewiß zustimmen, gnädige Frau, wenn ich behaupte, daß das Weib, es müßte denn ein Ungeheuer an Hochmuth, Launenhaftigkeit und Oberflächlichkeit sein, immer zu bessern und für das wahre Glück der Ehe zu gewinnen ist, wenn der Mann mit stets gleicher Güte, Herzlichkeit und Liebe, der in manchen Fällen etwas von der kraftvollen Energie eines Petruccio beigemischt sein kann, an diesem Werke arbeitet. Ich kann es mir wenigstens nicht denken, daß ein ganzer Mann nicht sollte sein Weib zum Rechten lenken können — mir fällt dabei das Märchen vom Zornbraten ein. Zarter drückt sich der bekannte Bodenstedt'sche Spruch aus:

Frauensinn ist wohl zu beugen,
Ist der Mann ein Mann und schlau...

Man kann mit dem „beugen“ zufrieden sein. Freilich fehlt unserer heutigen Männerwelt das gesunde, kraftvolle Wesen, das das Weib zum anschmiegenden Gehorsam zwingt, und so sind sie entweder armselige Pantoffelhelden, von Ihren Frauen mehr bemitleidet als geliebt, oder frivole Lebemänner, brutale Philister und tyrannische Pedanten, von ihren Frauen mehr gefürchtet als verehrt. Das starke Geschlecht ist also auf dem besten Wege, seine Hegemonie über das schwache zu verlieren.

Wenn in der alten römischen Republik der Mann der absolute Herr seiner Frau war, und die Ehe als strenges Rechtsinstitut eine seltene, allerdings seelenlose Reinheit zeigte, so war das wohl ein Zustand, der sich mit einem aufgeklärteren Rechtsbewußtsein verlieren mußte, obwohl die Spuren der väterlichen Autorität sich bis ins vorige Jahrhundert verfolgen lassen. Der heutigen Ehe nun könnte, zum Vortheil ihrer Eintracht und ihrer ersten Pflicht: einer verständigen, einheitlichen Kindererziehung, ein größeres, dem humanen Charakter unserer Zeit entsprechendes Maß von männlicher Superiorität, ich möchte sagen ein männlicherer Geist nur förderlich sein. Freilich sind Ernst, Tiefe und Kraft, die männlichen Tugenden, aus dem gesellschaftlichen Leben geschwunden und es herrschen Eitelkeit, Egoismus und Eigensinn, die männlichen Schwächen, in demselben und daher auch in der Ehe; die weiblichen wuchern dabei ebenfalls in üppiger Blüte und so ist die Ehe der Tummelplatz aller Mißverständnisse und Verkehrtheiten, statt die Stätte reinen, zufriedenen, schönen Wirkens und Genießens.

III.

Sie sind meinen Ausführungen mit liebenswürdigem Interesse gefolgt, gnädige Frau, und ich sehe in Ihren Augen einen Schimmer freudiger Zustimmung — trotzdem fürchte ich des Guten schon zu viel gethan zu haben, denn obwohl Bücher über die Ehe geschrieben worden sind, so meine ich doch, die Quintessenz davon lasse sich in prägnanter Kürze am eindringlichsten zu Gemüthe führen. Es ist freilich dabei die Frage, ob überhaupt eine solche Wirkung ausgeübt werden könne, ob im Lärm und in der Genußsucht des heutigen Lebens die zur Einfachheit mahnende Stimme gehört werde. Man liest so viel, daß man die rechte Empfänglichkeit für tiefere Eindrücke schon verloren hat, und man ist so sehr auf Unterhaltung erpicht, daß man die heitere und pikante Lectüre jeder andern vorzieht. So würde ein frivoles Buch über die Ehe Auflage um Auflage erleben, aber den ernsten, die Corruption aufdeckenden Aufsatz darüber wird man langweilig finden. Man will ja nicht an das selbstverschuldete Unglück erinnert werden, man vermeidet es, in den Spiegel zu sehen, in dem man sein blasiertes und leidenschaftsverzerrtes Antlitz erblickt. . . . Vergebung für diese Abirrung! Nicht mit dem Mißton zorniger Erregung, sondern mit dem reinen Accord begeisterten Aufschwungs, mit dem erhebenden Ausblick in schöneres Gelände will ich meine Briefe schließen; ich will Sie aus der Wirklichkeit in eine Ideal-Ehe entführen. Denken Sie dabei nicht an eine romanhafte Liebe, die in ungesunder Sentimentalität hinschmachtet, oder alle Extravaganzen durchläuft, nicht an die im Treibhause elterlicher Fürsorge künstlich groß gezogene gehorsame „Liebe“ der für einander bestimmten Kinder, noch an jene schnellen, eine Heirat erzwingenden Verlobungen, sondern an die gesunde, innige Liebe, die die langsam reifende Frucht gegenseitigen Erkennens ist, die Herzen untrennbar verbindet — und noch zuweilen ihr goldenes Licht in das wüste Menschentreiben wirft.

Es heißt, daß in der Ehe alle Poesie hinschwinde und die nüchternste Wirklichkeit herrsche; aber es gibt eine Poesie, welche der Liebe das Herz und der Ehe die Seele gibt, die das Weib vom Manne verlangt, wie die Erde den Himmelsthau: es ist die Poesie des starken, hingebenden Gefühls, die Poesie der Treue. Aus ihr quillt alle Schönheit, alle Freudigkeit und Zuversicht.

Wenn Zwei, die sich in Freuden und Leiden erprobt und ohne Falsch gefunden haben, für das Leben verbunden aus der Kirche treten, so tragen sie die Seligkeit und Demuth als heilige Flammen im Herzen in ihr Heim. Da herrschen die Genien süßer Eintracht, heiterer Zufriedenheit und opferwilligen Pflichtgefühls. Ihr Haus, das nur trauliche Behaglichkeit erfüllt, ist ihre Welt; selten suchen sie Vergnügungen auf und immer gemeinsam. Sie nimmt an seinem geistigen Leben, an der Arbeit und den Sorgen seines Berufes verständnisinnig theil, er hört Ihr gerne zu, wenn sie von ihrem häuslichen Schaffen erzählt; sie begeistern sich an allen Hohen und Schönen in Kunst und Literatur; in weiten Wanderungen stärken sie ihren Körper und erfreuen und erfrischen sich an der Herrlichkeit der Natur. Wie eine Mutter ist sie um Ihn besorgt: sie hütet seine Gesundheit, bereitet ihm tausend Bequemlichkeiten; sie ist seine Freundin, die mit Zartgefühl und Feinsinn ihn zu behandeln weiß; sie ist sein guter Kamerad, der im Unglück ihm treu zur Seite steht. Er liebt und verehrt sie darum mit immer größerer Innigkeit; ihre kleinen Fehler übersieht er, seiner eigenen Schwächen gedenkend, die er einzugestehen gerecht genug ist. Sein männlich starkes, offenes Wesen ist ihr Hort, ihr Glück, ihre schöne, reine Weib-

lichkeit entzückt und erhebt ihn und so ergänzen und veredeln sich Beide.

In ihren Kindern aber leben sie ein höheres Leben. Der Segen der Elternliebe, die sie gebildet, ist der Genius, der an ihrer Wiege steht. Mit inniger Freude, mit liebevollem Ernst, einträchtigen und verständigen Sinnes erziehen sie ihre Kinder zu nützlichen, gemüthvollen Menschen. Durch ihr inneres, reiches Leben wirken sie segensvoll nach außen; aber ihre Familie ist ein streng geschloss'ner Kreis, unberührt von fremden Einflüssen, ein kleiner, doch blühender, mächtiger Staat.

Die Frau, die nur ihrem Manne und ihren Kindern lebt, mag in der Gesellschaft bespöttelt werden und für einfältig gelten, aber in Wahrheit ist sie gleich einer Königin mit allen weiblichen Tugenden geschmückt, vor denen die Damen der Gesellschaft mit ihrer koketten Liebenswürdigkeit und ihren glänzenden Toiletten bettelarm sind. Auch der Mann ehrt die Reinheit und Würde seines Hausstandes, sein Familiensinn und seine Treue mehr als allen äußeren Glanz und die bestechendsten Eigenschaften, und er wird im öffentlichen Leben nachdrücklicher und wohlthätiger wirken durch seinen in Gatten- und Vaterliebe geläuterten Charakter. Allen Anfechtungen und Tücken der Menschen begegnet er mit Gleichmuth, in den Stürmen des Geschickes steht er fest und ohne Wanken.

Mann und Weib in unerschütterlicher Eintracht, in körperlicher und geistiger Gesundheit, wie sie echte Liebe gibt — was kann da kommen, ihren Frieden und ihr Glück zu stören? die Armut drückt und erniedrigt sie nicht, der Reichthum macht sie nicht hochmüthig und hart. Ob sie nun auf stolzer Höhe stehen oder still ihren Lebensweg wandeln, sie nützen in gleicher Weise durch ihr leuchtendes Beispiel.

Die Ehe ist so von tiefem und weittragendem Einfluß auf die einzelnen Menschen, die sie über ihr kleines Selbst erhebt, und auf die Gesammtheit, indem sie Sitte und Sittlichkeit festigt und fördert. Das ist ein bekanntes, aber leider nur theoretisch gewürdigtes culturgeschichtliches Axiom. Es gebe weniger Elend, moralisches und materielles, wenn die Ehen, ich sage nicht glücklicher, aber einträchtiger wären; Zwietracht erzeugt Unzufriedenheit, Erbitterung, Haß, die Ordnung und Wohlfahrt des Hauses, der Existenz werden untergraben, Verwilderung und Elend brechen herein. . .

Und ist die Eintracht ein so unerreichbares Ziel? Wenn die Ehe nicht mehr nur den Geldinteressen und anderen materiellen Motiven diente, wenn sie nicht mehr oberflächliches Gefallen, sondern gegenseitige Neigung bei freier, vernünftiger, d. h. entsprechender Wahl schlöße, dann wäre wohl die erste Bedingung der ehelichen Eintracht erfüllt. Freilich muß auch die Erziehung der jungen Generation eine andere, eine weniger äußerliche, und mehr das Gemüth bildende sein; vor Allem aber muß eine edlere Auffassung der Ehe platzgreifen, oder sie müßte, wie einst, in die engen Grenzen einer strengen Sitte gebannt werden. Ein noch fernes Ziel — und doch liegt hier die Wurzel der gesellschaftlichen und staatlichen Wohlfahrt, denn der wahre moralische Fortschritt muß bei der Ehe anfangen.

Es war ein Blick in das gelobte Land der Ehe, gnädige Frau, der uns mit Wehmuth, aber auch mit der Hoffensfreudigkeit erfüllen mag, daß es späteren Generationen einmal beschieden sei, dasselbe wieder zu betreten.

Soll der Schauspieler während der Darstellung empfinden oder nicht?

Von Eugen Sierke.

Von Zeit zu Zeit pflegt diese Streitfrage immer wieder aufzutauchen und die stärksten Meinungskämpfe hervorzurufen. Daß das große Publikum, welches nur die Wirkungen des künstlerischen Schaffens, nicht aber die Mittel desselben interessieren, sich hierüber wie über andere das Wesen der Schauspielkunst betreffende Theorien meist im Unklaren befindet, wird nicht verwunderlich erscheinen. Wohl aber muß es befremden, daß selbst in den Kreisen der ausübenden Künstler eine große Begriffsverwirrung besteht, die sich gelegentlich zeigt, wenn man auf die Zeugnisse der Berufsgenossen zurückgreift.

Vor einigen Jahren trat dies wieder in überraschender Weise zutage, als Jemand eine Reihe von Künstlerinnen zu Aeußerungen über ihre Empfindungen beim Spiele aufgefordert hatte. Wie grundverschieden lauteten damals die Aufschlüsse! Die Eine behauptete, ganz über den Empfindungen der Rolle zu stehen, die Andere, ganz in denselben aufzugehen, eine Dritte wußte nicht einmal darüber Rechenschaft zu geben, wie ihr zu Muthe sei, und eine Vierte erklärte, daß sie sich in das Seelenleben ihrer Rolle nur dann vollständig einzuleben und es sich anzueignen vermöge, wenn die Gestalt ihr wahlverwandt sei, dann aber auch den höchsten Grad von Poesie, dessen ihre Seele fähig sei, in dieselbe hineinzulegen. Und wohlgemerkt waren alle Zeuginnen Darstellerinnen von Bedeutung.

Diese Widersprüche lassen sich leicht erklären. Sie beweisen eben die Verschiedenartigkeit der Gaben und Talente, mit denen die Damen ausgerüstet waren.

Wer Menschen darstellen will, soll uns ihr Inneres glaubhaft machen. Nicht die bloße, durch Uebung zu erlernende Fähigkeit der Nachahmung in Geberde, Ton, Bewegungen und Maske, sondern die überzeugende Wahrheit in der Ausmalung der Seelenzustände macht den Künstler aus. Es soll uns fremdes Leid, fremden Zorn, fremden Haß, Rührung, Jubel, Ergriffenheit, Verzweiflung und wie die tausendfältigen Erregungszustände der Seele sonst heißen mögen, so darstellen, daß die Absichten des Dichters zu erschöpfendster Geltung gelangen und wir glauben, die veredelte Wirklichkeit auf der Bühne zu sehen. Man nennt das die Erzeugung der künstlerischen Illusion. Wie vermag der Künstler diese Vollendung in der Nachahmung der Natur anders zu erreichen, als indem er sich an die darzustellende Gestalt gänzlich hingibt, mit ihr Eins wird und also gewissermaßen mit seiner Person in ein fremdes Ich untertaucht? Denn nur dann entsteht die künstlerische Illusion im Zuschauer, wenn sie sich vom Darsteller auf diesen überträgt. Nur wahre Kunst wirkt auch auf Andere mittheilend. Und nur das ist wahre Kunst, was auf alle ursprünglich kunstempfänglichen Seelen gleich ergreifend wirkt. Ein Schauspieler, der den Dichter zu seinem Rechte und den

Zuschauer zu seinem vollen Genusse kommen lassen will, muß also vor allen Dingen die Lebhaftigkeit der Phantasie, die poetische Aufnahmsfähigkeit und die Schnelligkeit des Hineinlebens in ein fremdes Sein besitzen, welche die unbedingte Voraussetzung des Gestaltens einer fremden Persönlichkeit bilden. Schmerz und Freude, Zorn und Verzweiflung, Liebe und Haß müssen aus dem mitbewegten eigenen Innern des Künstlers quellen, alle Empfindungen und Bewegungen des darzustellenden Seelenlebens einen Antheil an seinem eigenen Innern besitzen. Aber mit diesem Vermögen, das lebendig erfaßte innere Sein einer dichterischen Persönlichkeit auf die eigene Seele stimmend und erregend einwirken zu lassen, um dann die betreffenden Affecte aus dem eigenen Born dichterischer Mitempfindung zu schöpfen und zur Darstellung zu bringen, ist noch kein wirklich künstlerisches Schaffen gegeben. In der Jugend und bei leicht stimmbaren Gemüthern wird freilich die ehrliche Begeisterung für edle Menschlichkeit, das gerührte Mitgefühl mit dem Schmerze und dem Unglück hinreichen, um die Grundforderung des Kunstschaffens zu erfüllen, die Lessing also formuliert:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur,
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Dies gilt namentlich von den sanften, empfindungsvollen Frauengestalten und von den feurigen, stürmischen Jünglingen. Wo aber die lyrischen Grundtöne aufhören, da würde der bloße Empfindungsschauspieler sofort in rathlose Verlegenheit gerathen. — Es gibt Schauspieler, mehr aber noch Schauspielerinnen, die instinctmäßig in derlei Rollen, in denen sie eben voll und rein die schön gestimmten Saiten ihres eigenen Innern erklingen lassen dürfen, die Grenzen der Kunstschönheit zu wahren wissen, dem Tone die abwechslungsreichen Färbungen verleihen, die Stärke der Accente richtig bemessen und überhaupt im begeisterten Schwunge ihrer poetisch erregten Seele gewissermaßen hellseherisch die rechten Kunstmittel wählen und den Zuschauer mächtig dadurch ergreifen. Aber auch ganz das Gegentheil läßt sich beobachten. „Es gibt Schauspieler von Einsicht und Gefühl," sagt Iffland in seiner Theorie der Schauspielkunst, „von so reizbarem Gefühl, daß ihre Thränen wirklich fließen, wenn sie rührende Sachen auf der Bühne zu reden haben; gleichwohl sind sie so in Manier verloren und versunken, daß ihr Ton fortwährend unwahr bleibt, indem ihre Thränen die Wangen hinablaufen. — Dahin kann der Mißbrauch von Tönen führen, deren sanfte Anschwellung und wallende Bewegung das Publikum vormals entzückt hat, und die, weil man des Guten nicht genug haben konnte, in zitternde, lang gedehnte, seelenlose Verschleppung ausgeartet sind. Wollten sie ernstlich diesem großen Uebel abhelfen, so sollten sie sich gewöhnen, rührende Stellen eine zeitlang ganz ruhig auszusprechen, um nur nach und nach, sehr selten, und sogar noch weniger als von Anfang, den Ton wieder zu gebrauchen, der ihnen eigen ist und Antheil gewonnen hatte. — Gewöhnlich aber hält es sehr schwer, es ist sogar beinahe unmöglich, Schauspielern, welche in diesen Fehler verfallen sind, die Ueberzeugung zu geben, daß sie im Unrecht sind." — Hieraus ergibt sich, daß die bloße Fähigkeit der Aneignung dichterischer Empfindungen für ein vollkommenes künstlerisches Schaffen bei Weitem nicht ausreicht. Die Schlußscene in „Maria Stuart" wird in jedem noch nicht ganz abgestumpften Frauengemüth — dessen kann man wohl gewiß sein — die gerührteste Mitempfindung erzeugen, und dennoch: wie selten sieht man gerade diese Stelle künstlerisch befriedigend, d. h. mit der ganzen seelen-

vollen Hoheit überirdischer Verklärung, die Schiller darin ausgedrückt hat, zur Wiedergabe bringen.

Ich kenne eine große Schauspielerin von Weltruf, die, wenn sie rührende Scenen darzustellen hat, Scenen, in denen ihre Figur die Trägerin schweren Leidens bildet, sich von der Situation so beherrschen läßt, daß sie die bittersten Thränen weint und in dem dichterischen Schmerze ganz aufgeht, und dennoch ist ihr sonst mit Recht so gepriesenes Spiel in solchen Augenblicken keineswegs von vollendeter Kunstschönheit, sondern es wirkt weinerlich. Sie weiß die Töne nicht künstlerisch abzuwägen. — Aehnliche Beobachtungen kann man bei Männern machen. Obschon die Zahl Derer, die, wie man es in der Kunstsprache nennt, in ihrer Rolle wirklich leben, immer seltener wird, so gibt es ihrer doch noch an manchen Bühnen. Es sind meist junge, gährende Talente von außerordentlich starker Phantasie und der noch unverdorbenen Jugendbegeisterung für den noch wenig erprobten Beruf, feurige Stürmer, in denen die heilige Flamme der Poesie noch unentweiht lodert und die dem frommen Wahne huldigen, daß sie mit der ganzen Macht des in ihnen wohnenden heiligen Geistes, wenn sie nur ihre volle künstlerische Persönlichkeit einsetzen, Berge versetzen können. Sie spielen am liebsten den Ferdinand in „Cabale und Liebe", den Mortimer in „Maria Stuart", ja sogar der bei den Theaterleuten so sehr verpönte Brackenburg ist ihnen eine begehrenswerte Aufgabe, wie überhaupt alle idealen Jünglingsgestalten, in denen eine flammende Leidenschaft der Liebe und wilder Schmerz den tragischen Grundton bilden. Wehe der Liebhaberin, die ihnen zu nahe kommt — sie hat am anderen Tage blaue Flecken und zerrissene Spitzen. Aber wie selten liefern diese vulcanischen Kraftgenies künstlerisch befriedigende Schöpfungen! Wie oft klingt ihr Ton schrill, wirkt ihre Accentuation der Leidenschaft wie ein Zerrbild! Immer noch sehe ich einen höchst talentvollen jungen „Meininger" durch diese völlig naturalistische Spielweise die schönsten Ansätze verderben, die Laien befremden und abstoßen, die Kenner dagegen mit theilnehmendem Bedauern erfüllen. Schade, schade, sagte man, um so viel edles Feuer.

Mit der bloßen Unmittelbarkeit der Empfindung richtet man, wenn man nicht gerade ein schauspielerisches Genie ist, ebensowenig aus, wie mit der feinsten, verstandesmäßigen Klügelei.

Gewiß ist große natürliche Leidenschaft unter allen Umständen ein Kennzeichen genialer Anlage. Aber den Künstler macht sie allein nicht, und der Verblendete, welcher etwa glaubt, sich auf sie ausschließlich verlassen zu dürfen, wird in nicht zu langer Zeit, wenn er kühler und älter geworden, ein unleidlicher Manierist und Fratzenmacher werden. Man hat dies an großen Vorbildern erlebt. Ich nenne, um nicht neuere zu verletzen, nur einen als Beispiel: Wilhelm Kunst. Was Diderot über diesen Punkt in seinen Bemerkungen über das Spiel Garrick's bemerkt hat, stimmt mit den heute gangbaren Auffassungen noch vollständig überein. Er verlangt daß der Schauspieler in seiner Thätigkeit immer ein Ideal vor seiner Phantasie lebendig stehen habe, nach dem er die Nachahmung der Natur veredelt. Wer sich nur seinem persönlichen Empfinden überläßt, gibt ungeläuterte Natur und wird, je nach seiner Stimmung, bald gut, bald schlecht spielen. Nicht die Improvisation, sondern nur das Durchdenken seiner Rolle kann seine Schöpfung auf die Stufe des höheren Kunstschaffens erheben. Vor allen Dingen ist natürlich diese geistige Durchdringung dann nöthig, wenn der Darsteller eine Gestalt charakterisieren und ihr belebende Einzelzüge verleihen will. Da wir es hier aber vorzugsweise mit der Untersuchung des Verhältnisses des Affectes und des Pathos zum Künstler

zu thun haben, so kann dieser Punkt unausgeführt bleiben.

Am besten hat unstreitig Shakespeare im „Hamlet" die Frage nach der Empfindung des Schauspielers behandelt. Auch er verlangt vom Schauspieler Empfindung, aber sie soll von der künstlerischen Einsicht in den rechten Grenzen gehalten werden. Es ärgert ihn, wenn die Schauspieler die Leidenschaft stoßweise und in ungleichen Verhältnissen geben, wenn sie dieselbe „in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißen, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens von Nichts wissen, als verworrenen, stummen Pantomimen und Lärm." Man muß sich hierbei daran erinnern, daß die dramatische Literatur zu Shakespeare's Zeit vorzugsweise aus rohen, lärmenden Staatsactionen bestand, bei denen die Schauspieler sich im Bombast und Toben zu überbieten suchten. Daß er die durch künstlerische Besonnenheit controlierte und geleitete Mitempfindung nicht verwirft, beweist die Scene, in welcher der Schauspieler die Probe liefert.

„Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier,
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele
Nach eigenen Vorstellungen so zu zwingen,
Daß sein Gesicht von ihrer Regung blaßte,
Sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen,
Gebroch'ne Stimm' und seine ganze Haltung
Gefügt nach seinem Sinn, und das Alles um Nichts!
Um Hecuba!"

Würde Shakespeare, wenn er diese Mitbetheiligung des Schauspielers principiell als fehlerhaft betrachtete, davon so viel Aufhebens gemacht haben? Nun kann man dagegen erwidern: „Wer so in der freien Natur lebt, daß er sich ganz mit ihr Eins fühlt und sein eigenes Ich vergißt, kann doch in solcher Ekstase nicht zugleich auch seine Subjectivität, den kritisch wägenden und wachenden Verstand über sich selbst zum Aufseher setzen?" Gewiß nicht. Aber so ist auch das Schaffen des Künstlers im höheren Begriffe nicht zu denken. Nur der mittelmäßig begabte und geübte Darsteller wird beständig seinen Geist in den Partien des Herzens und der Leidenschaft als Patrouille umhersenden müssen, die „Halt, wer da?" ruft, sobald ein großer Moment naht. Um beim Spiele zu wissen, wie weit man zu gehen hat, ist das Studium der Rolle, sind die Proben da. Ist der selbstschöpferische Künstler (und nur von diesem kann hier die Rede sein) hierüber mit sich im Reinen, hat er durch die lange Schule der Uebung gelernt, sich im Zügel zu halten, so wird er nicht nöthig haben, die also verdaute Rolle Abends auf der Bühne von seiner Selbstbeobachtung kritisch gängeln zu lassen. Die sitzt ihm fest im Blute; er kann sie gar nicht anders spielen und thut's auch nicht. Wie oft habe ich beobachtet, daß ein Schauspieler, der eine Rolle neu studiert hatte, dieselbe von A bis Z in derselben Weise spielte, obschon man ihn überführt hatte, daß er hier und da sich geirrt — es ist eben unendlich schwer, das, das man einmal künstlerisch in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht, nachher zu corrigieren, umzugestalten und gewissermaßen aus dem Blute auszustoßen. Wie käme es denn, daß der Künstler so häufig von seiner Stimmung abhängig ist und daß ihm beim besten Willen nicht Alles, was er beabsichtigte, völlig gelingt, wenn er nicht sein ganzes Ich für seine Gestaltung einzusetzen genöthigt wäre?

Und doch gibt es Künstler, die dies leugnen oder mindestens durch ihr Verhalten beweisen, daß sie es thun, sogar große Künstler. Aber diese werden niemals den Zuschauer in seinen innersten Fasern zu packen vermögen, sobald sie seelische Aeußerungen darzustellen haben, bei denen das Gemüth in Frage kommt. Man gehe mir doch mit der Behauptung, die man von den Routiniers so oft hört, welche die Kunst nur als milchende Kuh behandeln, daß sie bei hinreichender Ver-

stellungskunst mit vollendeter Täuschung darstellen könnten, wovon das Herz nichts weiß. Alle Erfahrung und alle Theorie widerspricht dem. Von der berühmten Clairon, einer der hervorragendsten Schauspielerinnen des französischen Theaters (1723—1803) hat man stets behauptet, sie sei nicht innerlich genug, was sie an Empfindung und Leidenschaft gebe, sei Kunst, vollendete Kunst, aber doch zu wenig Natur. Sie selber hat in ihren Memoiren eingestanden, daß sie das nicht empfinde, was sie spiele. „Indem ich mich meines Entwicklungsganges erinnere, verzeiht man mir hoffentlich, wenn ich zugleich daran denke, wie oft ich über die Thorheiten gelacht habe, die ich hören mußte, wenn man mir einen Vorwurf daraus machte, daß ich Kunst habe. Nun, was sollte ich denn sonst haben? War ich denn in der That Roxane oder Armenaide? Sollte ich denn diesen Rollen meine eigenthümlichen Empfindungen und meine gewöhnliche Art und Weise geben? Nein, ganz gewiß nicht. Was konnte ich denn also statt meiner Gedanken, Empfindungen, kurz meines ganzen Wesens geben? Kunst, weil es nichts anderes gibt.“ Ja wohl, aber man verlangt vom Künstler, daß die fremden Empfindungen die Saiten seines Innern so lebhaft in Schwingung versetzen, daß man glauben müsse, er gebe sein Eigenes. Es ist eben nicht die Kunst, sondern die zur Natur zurückgekehrte Kunst, welche man vom Künstler verlangt. Dies führt nun auf eine andere Seite des künstlerischen Schaffens. Selbst die größten Genies der Schauspielkunst, die nicht nöthig haben, darüber zu wachen und zu grübeln, daß der Geist nicht die künstlerische Schranke durchbreche, bei denen eben Alles göttliche Eingebung ist, und die daher finden, ohne lange zu suchen — auch sie haben eine Grenze, über die sie nicht hinaus können: die Grenze ihrer Begabung in quantitativer Hinsicht. Woher kommt dies? Lediglich aus der Unmöglichkeit, alle Seiten der menschlichen Natur sich künstlerisch zu eigen zu machen. Ein genialer Künstler bleibt bei aller Bevorzugung durch leicht bewegliches Temperament, durch Feuer und Begeisterung, durch rasche Auffassungsfähigkeit eine bestimmte Individualität, ein Einzelmensch mit bestimmten Neigungen, Vorzügen und Schwächen. Erhält er eine Rolle, deren Charaktereigenthümlichkeiten seinen eigenen Anlagen und Neigungen so fremd ist, daß ihre Aeußerungen in seinem Innern schlechterdings nicht anklingen, so wird er im günstigsten Falle mit aller Aufwendung von Eifer und Können nur eine gute Durchschnittsleistung, aber kein vollendetes Spiegelbild der Natur zu bieten im Stande sein. Wie soll Einer, dem die eherne Energie und die diabolische Kälte eines Alba ganz und gar nicht eignet, diese Rolle täuschend wiedergeben? Wie soll ein Schauspieler, dem der Sarkasmus und die ätzende Schärfe des Ausdrucks mangelt, welche Mephisto charakterisiert, eine derartige Rolle erschöpfen? Es ist nicht möglich. Was nicht innerlich eine verwandte Saite berührt, kann kein Echo wecken. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß ein guter Darsteller der scharf markierten Charakterrollen ein schlechter Mensch sein müsse. Denn die bedeutenden Künstler haben eben vor den schwächeren die größere Vielseitigkeit ihres eigenen Ich's voraus, die sie auch gesellschaftlich uns so interessant macht. Auch dies beweist, daß der Künstler innerlich in Mitleidenschaft gezogen werden muß, wenn er überzeugen soll. Wem dies nicht gelingt, der ist eben nur ein „Anempfinder“. Daß auch solche das urtheilslose oder sich nicht die Mühe des Denkens gebende Publikum fortzureißen vermögen — wer hätte solches nicht schon „schaudernd miterlebt“? Ein sehr bekannter und gerühmter Gastspielkünstler, den man heute für einen der ersten Charakterdarsteller Deutschlands hält, be-

kommt es fertig, in der Rolle des „Nathan“, in der Scene mit dem Klosterbruder, worin dieser jenem in Erinnerung bringt, wie er ihm einst das gefundene Kindlein in die Arme gelegt habe, und Nathan ganz von Rührung überwältigt ausruft:

Ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte! Gott! auf Sieben
Doch nun schon eines wieder!

nach diesen inbrünstigen Worten seinem Partner verstohlen eine alberne Grimasse zu schneiden, die diesen gänzlich aus der Stimmung wirft, als er sagen soll:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein besserer Christ war nie!

Wird man behaupten wollen, daß dieser Künstler die Rolle gut spielen werde? In Wirklichkeit thut er es auch nicht. Denn während man seinen mephistophelischen Gebilden die höchste Schärfe und Treue nachrühmt, weiß man, daß ihm für die innige Gemüthstiefe großen und edlen Menschenthums der überzeugende Ton mangelt und seine vielbewunderte Kunst zum Kunsthandwerkerthum herabsinkt. Für die Zuverlässigkeit dieser höchst bezeichnenden Anekdote bürgt die unbezweifelbare Ehrlichkeit des Darstellers des Klosterbruders, der mir dieses Erlebnis mittheilte. Man hat auch Schröder derlei Allotria nachgesagt. Indessen sind sie nicht zweifellos nachgewiesen. Aber wenn sie es wären, würden sie eben eine Abnahme seiner künstlerischen Kraft und ein beklagenswertes Versinken in die frivole Gewohnheit des Coulissenlebens beweisen. In der Vollkraft seines Könnens hat Schröder seine Zuhörer stets durch die Wahrheit seines Spiels hingerissen. Und Gleiches gilt von allen großen Künstlern, die nicht durch die Reclame emporgepäppelt, sondern von Kennern als solche anerkannt worden sind; sie Alle haben die Innigkeit und Ehrlichkeit ihres Empfindens als einen Stolz ihrer Künstlerschaft betrachtet, und nur die sogenannten Virtuosen, die mit Einzelzügen und Kleinmalerei ihre Charakteristik aufputzen, durch das fortwährende Ableiern der nämlichen Rollen aber die Frische des Empfindens verloren haben, begnügen sich mit jenem Talmigefühl, dessen tiefste Wurzeln nur bis in den Kehlkopf hinabreichen.

Es ist nicht schwer, aus der Geschichte der Schauspielkunst die Richtigkeit dieser Auffassung des künstlerischen Gestaltungsprocesses an Beispielen berühmter Meister darzuthun. Einer der Berufensten für seine Kunst, der große Seidelmann, hat sein Lebtag, wenn er auf die Art des Kunstschaffens zu sprechen kam, gegen nichts so ehrlich und heftig geeifert, als gegen die Leichtfertigkeit, mit der unkundige Collegen das Wesen der Darstellung in die möglichst lebendige Wiedergabe ihrer eigenen Empfindung setzten. Alles der Phantasie überlassen und die Besonnenheit als ein Hindernis des höheren Kunstschaffens bezeichneten. Nach seiner Anschauung kann erst die regelnde und läuternde Kraft der Ueberlegung mitten in der lebensvollen Auffassung, welche die Phantasie liefert, den Charakter zur vollen Entfaltung aller seiner mannigfaltigen Eigenschaften bringen. Auch er verlangt daher vom Künstler zunächst die Versenkung in den darzustellenden Charakter vermittels seiner reichen, poetisch anregbaren Phantasie, aber aus dieser heraus vermag nur der die Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit im Einzelnen ausarbeitende Verstand ein volles und täuschendes Abbild der Wirklichkeit zu liefern. Auf's Höchste empören konnte es ihn, wenn man seine Phantasie durch unpassende Nebendinge störte: ein Beweis dafür, wie lebendig, trotz der waltenden Besonnenheit, in ihm die Illusion wirkte. Rötscher, der mit kundigem Sinn eine

Lebensbeschreibung des großen Künstlers geschrieben hat, theilt in derselben zwei zornige Briefe Seydelmann's an ein paar Schauspielerinnen mit, die in einer Vorstellung, während sie selbst gerade nicht in Action waren, durch frivolen Uebermuth den Künstler in seinem Schaffen gestört hatten. Welch' heiliger Ernst erfüllte ihn in der Ausübung seiner Kunst! Garrick, Schröder, Talma, die Rachel und viele Andere, in denen das göttliche Feuer sich nicht in ein gemaltes Coulissenflämmchen verwandelt hatte, bestätigen die Auffassung Seydelmann's von dem Verhältnisse zwischen Empfindung und Ueberlegung. Und umgekehrt lehrt das Beispiel Ludwig Devrient's, der Alles aus seiner allerdings genialen Phantasie heraus schuf, daß auch das größte Können, das sich nur auf die Eingebung verläßt, seine Schranken an denjenigen Charakteren findet, die, weil sie seiner Individualität fremd sind, ganz besonders die Regulierung vermittels des Verstandes verlangen. Dies ist die Erklärung dafür, daß Devrient's Darstellungen edler Menschlichkeit meist an einer auffälligen Eintönigkeit des Vortrages litten. „In allen Rollen, welche edle Formen forderten, sind ihm diese Mängel zum Vorwurf gemacht worden, und was mehr noch: ist er sich derselben schmerzlich bewußt gewesen", bemerkt Ed. Devrient über ihn in seiner Abhandlung „Ueber Theaterschulen." — Außerordentlich interessant ist, was der große Talma in dieser Hinsicht von sich selbst berichtet. „Ich habe," so bemerkt er, lange Zeit nur aus der bloßen Eingebung heraus gespielt, indem ich mich ganz den mich im Augenblicke beherrschenden Empfindungen hingab und ganz und gar vergaß, daß ich Talma sei, um mir einzubilden, ich sei Achill oder Orosman; aber ganz von der Erschöpfung zu schweigen, in die mich diese Methode versetzte, war ich auch ungleich: ich war gut, wenn ich mich so gestimmt fühlte, schlecht, wenn eine persönliche Sorge mich wider Willen zur Wirklichkeit zurückführte. Der Schauspieler muß über der Menge spielen, und um dies zu können, muß er sich in der Gewalt haben." In einem vom Jahre 1814 datierten Briefe sagt er weiter: „Je mehr ich sah, lieber Freund, desto eifriger studierte ich, und je eifriger ich studiere, desto mehr bekräftigt sich meine Ueberzeugung von der Ungleichheit der Schauspieler, die nur mit der Empfindung spielen. Man kann von ihnen niemals etwas Einheitliches erwarten. Ihr Spiel ist abwechselnd bald kraftvoll, bald schwächlich, warm oder kalt, erhaben und platt, wohingegen der mit Ueberlegung spielende Künstler, der nur solche Wallungen gibt, welche er geübt und nach der Natur studiert hat, in allen Vorstellungen derselbe sein wird (natürlich ist nur die eine Rolle gemeint). Er hat Alles wohl abgewogen, angepaßt, gelernt und in seinem Kopfe geordnet. Seine Hitze hat ihre Steigerung, ihren Gipfelpunkt, ihre Abnahme — Anfang, Mitte und Ende." Je idealer ein Charakter gezeichnet ist, desto wachsamer muß der Verstand sein, um zu verhüten, daß die schöne Empfindung, das edle Menschenthum, nicht zur bloßen Tonmalerei oder zu weichlicher Rührseligkeit wird. Wer den Posa spielt, muß mehr darauf achten, daß er nicht zum Nachmittagsprediger wird als der Darsteller des Carlos. So schön die Empfindung in Jenem sich äußert, die Ueberlegung soll den Stab bilden, an dem das innige Gefühl sich emporrankt.

Leider gebricht es dem Publikum, selbst dem durch häufigen Theaterbesuch an Hören gewöhnten, in den meisten Fällen an der nöthigen Feinheit und Uebung des Gehörs, um lediglich reflectierte Empfindung, die also keine ist, von der unmittelbaren, durch Kunst veredelten zu unterscheiden. Bei geübten Schauspielern von schönen Mitteln ist dies Vermögen allerdings eines der schwierigsten, weil es vom Hörer voraussetzt, daß er in jedem Momente

mit der Sonde der Kritik prüfe, ob ein Ton wahr oder erheuchelt klingt. Und zum Kritisieren besucht man in der Regel nicht das Theater. Aber oft wäre doch mehr Kritik auch für den Künstler sehr heilsam, denn dann dürfte er sich nicht solche Verhöhnungen seiner Aufgabe erlauben, wie sie sich der oben erwähnte Charakterdarsteller oder Heinrich Marr, auch einstmals unter den Berufenen einer der vornehmsten, nach dem Zeugnis von Anna Löhn zu Schulden kommen ließ. Von ihm, dem gefeierten Meister, berichtet die Verfasserin des höchst interessanten Buches: „Aus der alten Coulissenwelt" (Leipzig, 1883. W. Friedrich) als sie zum ersten Male auf der Bühne des Leipziger Stadttheaters in der Rolle der Judith in „Uriel Acosta" auftrat, Folgendes: „Ein Wunder war's, daß mich das Gedächtnis nicht verließ, als ich sterbend die Schlußworte Judith's hauchte und mein untröstlicher Vater (nämlich Manasse van der Straaten — Marr) Bemerkungen an meinem Halse flüsterte, die eher in eine Komödie des Aristophanes als in ein modernes Trauerspiel paßten. Zugleich trat er Denjenigen, welche die Sterbende stützten, auf die Hühneraugen, daß sie hätten laut aufschreien mögen. Die Collegen bei den kleinen reisenden Gesellschaften hatten allerdings ähnliche störende Gewohnheiten an sich gehabt. Ich erfuhr hier durchaus nichts Neues. Aber sie standen ja eben tief unter dem hochragenden Meister der Schauspielkunst und trieben nicht selten die übermüthigsten Possen, wenn sie am wenigsten von ihren Rollen wußten. . . . . Hier dagegen schützte mich weder die Feierlichkeit in der Behandlung meiner Aufgabe, noch das Nichtverstehenwollen cynischer Anspielungen; und meine Stellung — lieber Gott! sie lag ganz und gar in den Händen Desjenigen, der mich auf der einen Seite empörte, auf der anderen zur Bewunderung zwang."

Derartige Beispiele einer cynisch-niedrigen Auffassung des idealen künstlerischen Berufs ließen sich noch in Menge anführen, denn es wird leider immer Künstler geben, welche von dem Piedestal ihres Schaffens allmählich herabgleiten und ihre Göttin mit einer Buhlerin vertauschen. Sie mögen, wenn sie großes Geschick besitzen, auch dann noch mit dem blendenden Flitterwerk hochausgebildeter Technik und den schlauen Künsten eines wohlgeschulten theatralischen Gauklerthums die Massen täuschen: große poetische Wirkungen zu erzielen, die Herzen zu bewegen und die tiefsten Geheimnisse der Seele zu entschleiern wird und kann ihnen niemals gelingen, denn dazu bedarf es eines reinen Empfindens und eines höheren Aufschwunges des Geistes zu jenen Höhen, auf denen das Göttliche thront. Wer seine Kunst zum gemeinen verstandesmäßigen Handwerk erniedrigt, der hat sein Paradies auf ewig verloren.

Diesen trefflichen Aufsatz haben wir mit freundlicher Bewilligung des Verfassers der „Täglichen Rundschau" (Berlin) entnommen. Wir benützen die Gelegenheit, um wieder einmal auf die vielen Vorzüge des genannten Blattes hinzuweisen. Fast jede Nummer bringt einen oder mehrere geistvolle Artikel, deren Interesse und Wert weit über den Tag hinausgehen.

D. R.

Eine verschollene Stätte Judenburgs.

Von Alfred Schmelzer.*)

Es ist eine Stätte des Friedens, von welcher ich hier spreche.

Der erste milde Frühlingsabend lockte mich über das engere Weichbild der Stadt Judenburg hinaus auf jene liebliche und zugleich geheimnisvolle, von dunklem Walde gekrönte Höhe, welche sich jenseits des Purbaches oberhalb des nahegelegenen Burgfrieds der Weyervorstadt erhebt.

Die heitere Stimmung, welche mich auf der kurzen Wanderung gegen Süden zu erfüllte, wich beim Anblicke des ruinenhaften Schlosses jener milden Wehmuth, die uns beim Anschauen der Ueberreste vergangener Zeiten zu ergreifen pflegt. Es war nicht ganz ihr freier Wille, dessen Macht die angestammten Besitzer einst aus diesem Heim gezogen hatte; sie waren dem religiösen und politischen Treiben ihrer Zeit zum Opfer gefallen; und heute ist ihre einst herrschaftliche Wohnstätte der unreinliche Wohnsitz einer armen Arbeitercolonie. Der schmächtige Burgbach umspülte zu ihren Zeiten noch nicht so schmutzig schwarz die Außenmauern dieser Burg; erst der Neuzeit war es bestimmt, seine krystallhellen Wellen durch das Grundwasser des tiefer im Graben zurückliegenden Kohlenbergwerkes zu trüben und seine stygischen Fluten der grünen Mur rauschend zuzusenden.

Ich verließ auf meiner Wanderung seine Ufer und wandte mich dem Burgpfade zu, die rechts und links vom Wege stehenden Hütten und Häuschen nur flüchtig betrachtend, welchen das Gepräge der Armut schon an der Stirnseite aufgedrückt ist. Hier lebten einst Unfreie, Hörige; jetzt treten uns freie Leute unter der Thüre entgegen. Dies und die freundliche, friedliche Miene derselben, als sie meinen Gruß erwiderten, erinnerte mich wieder daran, daß wir uns jetzt doch besserer Zeiten erfreuen; der Arbeiter und der Landmann aber, welche noch immer über die Herrenleute in der Stadt und über deren Bedrückung klagen, mögen hierher kommen und den Segen der neuen Gesetze bewundern. Die Zufriedenheit inmitten der Armut, das frische, üppige Grün der nahe herabhängenden Matten mit ihrem prächtig duftenden Blumenwerk, dies Alles ließ mich von Neuem die erste Wärme der erwachten Frühlingssonne und der Segnungen der wiedererstandenen Nächstenliebe nachempfinden. Vor einem der gedachten Häuschen saß auf der kurzen schmalen Bank ein mir bekannter Arbeiter des nahen Eisengewerkes; man sah es ihm an, wie ihn des Tages Mühen erschöpft hatten, und dennoch erhob er sich höflich und rasch von seinem erst kurz vorher eingenommenen Sitze auf der erwähnten Bank und nahm zugleich seine frisch gestopfte, eben angezündete Pfeife aus dem Munde, als er sah, daß ich mich ihm zuwendete. Er kam

*) Dieser uns von dem Herrn Bürgerschullehrer Schmelzer in Judenburg zugegangene Aufsatz mag für heimische Alterthumsforscher und für die Leser der Erzählung: „Die Christvesper", Heimgarten, X. Jahrg. von Interesse sein. Die Red.

mir mit seinem Gruße zuvor und zum Danke lud ich mich bei ihm für einige Augenblicke auf seine Bank zu Gaste. So saßen wir beisammen und plauderten zunächst über Alltägliches; da ich aber bald erkannte, daß mein neu gewonnener Gesellschafter ein frisches Gedächtnis und eine gute Beobachtungsgabe besaß, fragte ich ihn unter Anderem auch darnach, ob er nicht wüßte, ob und wo auf dieser südlichen Seite der Stadt ein alter Grenzstein mit dem bewußten Stadtwappen und Friedkreuze zu finden sei. Da wußte er nun freilich keine Auskunft zu geben; aber noch während er seine Unkenntnis bedauerte, überlief sein Mienenspiel ein Ausdruck, welcher deutlich verrieth, daß er sich auf das Innigste freute, endlich Jemand gefunden zu haben, dem er das nöthige Verständnis und Interesse zutraue, sich eine Mittheilung von Belang erzählen zu lassen, damit er sie dann würdige und benütze. So erfuhr ich denn Folgendes: Vor etwa 32 Jahren half mein Gewährsmann als junger Arbeiter bei der Verbesserung des nahen Waldweges, welcher von der sogenannten Papiermühle zum Kohrerbauer hinaufführt. Der Weg durch diese Waldstrecke mußte nun im Jahre 1854 tiefer gelegt und besser geordnet werden: dabei stieß man beim Graben auf mehrere vollständig erhaltene Menschenskelette, neben und über denen größere und kleinere Steinplatten lagen. (Zwei Skelette gehörten Frauen an, welche mit goldenen Hauben bestattet worden waren. Die Hauben sind nicht mehr zu erfragen. Die gefundenen Goldmünzen u. A. m. waren von den Findern an sich genommen worden.) Eine von den Platten war besonders gut erhalten und als man sie umkehrte, fand es sich, daß sie auf der nach unten zugewandten Fläche vollständig mit Schriftzeichen bedeckt war. Sie scheint zufällig so günstig umgestürzt zu sein. Keiner der Anwesenden verstand es, die Schrift zu lesen; aber allgemein gewann man die Ueberzeugung, es seien auf dieser wie auf den übrigen Platten jüdische Charaktere geschrieben gestanden, weshalb sich auch bald die Ansicht verbreitete, daß hier ein jüdischer Gottesacker gewesen sei. Einige Taglöhner glaubten nun in ihrer Rohheit ein Vergnügen darin suchen zu müssen, mit den gefundenen Gebeinen gotteslästerliche Scherze zu treiben und die Steine zu zertrümmern. Erst nach vielem Zureden gelang es den Gemäßigteren, ihnen eine bessere Gesinnung einzuflößen; leider waren aber schon alle Platten bis auf die eine größte zerbrochen. Die zerschellten morschen Gebeine wurden von meinem Gewährsmanne wieder verscharrt, die erhaltene große Platte senkte er so tief in die Erde ein, daß nur ein kleiner Theil der Schrift über dem Erdboden sichtbar blieb, dieser obere Theil des Steines aber zugleich als Grenzstein zwischen dem Wald und der angrenzenden Wiese gelten konnte.

Dem Erzähler war während dieser Mittheilung das Feuer in der Pfeife ausgegangen; als er erfuhr, daß er mir durch seine Nachricht eine nicht geringe Ueberraschung bereitet hatte, vergaß er sogar, sie von Neuem anzuzünden und er erbot sich sofort, mir die Stelle zu zeigen, wo er den Stein noch in späten Jahren immer wieder gesehen. Wir waren rasch auf den Füßen und in wenigen Minuten hatten wir die unserem Ausgangspunkte zugeneigte Matte an dem Waldessaume entlang erstiegen, von wo aus betrachtet sich vor dem Auge das überaus freundliche Bild der jenseits des Purbaches auf der Höhe gelegenen Stadt in einem neuen Rahmen und auf verändertem Hintergrunde ausbreitet. Nur geringe Reste zeigen, von diesem Platze aus betrachtet, noch die Spuren der ehemaligen Befestigung der Stadt.

Noch immer hafteten meine Gedanken an der Umwandlung, welche

die mittelalterliche Burgstadt im Laufe der Zeiten gefolgt war, noch immer schweiften meine Blicke über sie hinweg zu den seit Menschengedenken unwandelbaren Gebirgsformen der Glein- und Seckaueralpen, während mein Begleiter schon an mehreren Stellen die Erde aufgerissen, Baumwurzeln abgebogen und einzelne Steine aus ihrer Umarmung herausgelöst hatte, die er an der schrägen Wegfläche zu meinen Füßen unermüdlich aufschlichtete. Ich mußte ihn auffordern, sich's für heute mit dieser Arbeit genügen zu lassen; denn wir standen ja auf fremdem Boden und hatten von den Besitzern noch nicht die Erlaubnis erbeten, Wiese und Wald nach unserem Gutdünken umzustechen und auszuroden. Es genügte mir ja, mich vor der Hand davon überzeugt zu haben, daß sämmtliche ausgegrabene Steine Bruchstücke von größeren Platten waren, zu denen man als Material Conglomeratkalk verwendet hatte, ein Gestein, das unsere ehrsamen Altvordern noch bis in das sechzehnte Jahrhundert zu monumentalen Bauten im Innern der Stadt von weither herbeischafften, ohne zu bedenken, daß dieses Material nahezu das Gegentheil von demjenigen sei, welches Horaz zu seinem monumentum aere perennius verwendet wissen will; denn der Zahn der Zeit hatte sich so tief in diese Steine verbissen, daß jene an der Oberfläche gelegenen Platten seiner vier- bis fünfhundertjährigen Arbeit schon jetzt zum Opfer gefallen waren und von dieser Mahlzeit nur kümmerliche Ueberreste übrig geblieben sind. Eines war ja aber doch durch dieselben festgestellt: Auf dieser einzigen Stelle der Berghöhe lagen, an der Oberfläche des Bodens nicht zu tief eingebettet, Bruchstücke von Muschelkalkplatten, die nur durch des Menschen Hand hier herauf getragen worden sein konnten.

Doch wo war der früher erwähnte Stein mit der Inschrift? Ich sah meinem emsigen Begleiter die Verlegenheit an, mit welcher während des hastigen Auf- und Absuchens des Platzes seine frühere Zuversicht kämpfte. Endlich näherte er sich mir mit der schüchtern ausgesprochenen Entschuldigung: „Herr,“ sagte er, „Sie werden mich für einen Lügner ansehen, da ich heute den richtigen Stein nicht finden kann. Aber vielleicht ist derselbe schon zu tief unter dem Erdreiche versteckt, welches das wilde Wasser seit zehn oder mehr Jahren aus dem schlecht gehaltenen Waldwege mit an den Saum des Waldes herausgeschlemmt hat, denn es ist schon lange her, seitdem ich hier nicht mehr gewesen bin; weil die Herren, denen ich vor Zeiten gar oft von diesem Stein mit der Judenschrift erzählt habe, sich um diese Mittheilung nicht kümmern mochten, so bin ich später auch nicht mehr heraufgegangen. Sie dürfen es mir aber glauben, daß ich ihn hier selbst eingegraben habe. Gestohlen kann ihn doch Niemand haben, denn er war sehr schwer.“ Und er war doch gestohlen worden, wenn man es so nennen darf; davon später!

Die Sonne war schon wieder hinter den Bergen, der dunkelnde Abend zwang, von weiterem Suchen abzustehen. Ich versicherte den Sprecher meines festen Vertrauens auf seine Worte, da er mir ja doch den unleugbaren Beweis für die Möglichkeit seiner früheren Aussage durch das aufgefundene Material von Steinen geliefert hatte, welches zu dem Urgesteine des ganzen Höhenzuges in keinerlei Wahlverwandtschaft steht.

Bisher hatte man mir in der Stadt auf die Frage nach dem ehemaligen Judenfriedhofe ältester Zeit stets als Antwort ertheilt, derselbe sei gegen Westen hin an der Stelle des gegenwärtigen römisch-katholischen Gottesackers gelegen gewesen, ohne jedoch irgend einen halbwegs genügenden Beweis dafür beibringen zu können und ohne zu wissen, daß weit im

Westen gegen Grünhübel zu, etwa in der Hälfte des Weges, knapp an die alte Straße anstoßend, dort, wo gegenwärtig mitten im Felde auf der Nordseite der neuen Straße noch ein alter Fliederbusch steht, der protestantische Friedhof des sechzehnten, siebzehnten und unter anderem Namen des achtzehnten Jahrhunderts gelegen war, es sonst aber in jener Zeit außerhalb der Stadt keinerlei christlichen Friedhof gegeben hat.

Jetzt hatte ich also hier die älteste geweihte Todtenstätte jenes Volkes gefunden, dessen mächtiger Einfluß auf die Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse der Sage nach sogar in dem Namen unserer Stadt wiedererkannt werden soll. Ja, betrachtet man die Lage dieses alten Friedhofs auf der Anhöhe gegenüber der Stadt, bedenkt man, daß von dort die jüdische Kirche der Ueberlieferung zufolge einst gerade dahin blickt, wo ihre Theuern im Herrn ruhten, so muß man sich geradezu wundern, daß die Erinnerung an diese Stätte des letzten Friedens so früh verblaßt und erloschen ist, da es kaum eine andere Stelle giebt, an welcher die hier einst so mächtigen Juden ihren Ueberlieferungen und hergebrachten Gebräuchen gemäß passender ihre Todten hätten begraben können.

Schon am folgenden Tage traf ich mit zwei Bekannten zusammen, darunter der Religionslehrer unserer Lehranstalt, welcher mich fragte, ob es mir bekannt wäre, daß beim Kohrerbauer schon vor längerer Zeit in dessen Hausschmiede ein Judenstein eingemauert worden sei. Anstatt vor Freude aufzuschreien, daß ich also doch auf der richtigen Fährte sei, standen mir bei dieser Nachricht vor Schreck über das Geschick des Steines anfangs die Haare zu Berge; aber statt des gerechten Ausbruchs des Zornes über den unvermutheten Vandalismus flossen Dankesworte von meinen Lippen an den Braven, der mich ja durch seine Frage zugleich zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht hatte. Nun mußte ich ja erst recht so bald als möglich auf die Höhe hinauf.

Bald war mein Cicerone gefunden, in dessen Begleitung mir der Aufstieg zu meinem Ziele auch noch durch die Wahl des sanfter hinanführenden Fahrweges auf der Westseite des Hügels sehr verkürzt wurde. Die Ausblicke durch die Waldlichtungen, der gewürzige Harzduft, die offenen Blüten der Alpenflora, der milde blaue Himmel, das Alles rief in mir diejenige Frühlingsstimmung hervor, welche den ersten Menschen ergriffen haben mag, da er den ersten Frühlingstag auf Erden erlebte.

Nach einer einstündigen Wanderung waren wir am Ziele. Der Besitzer war zuhause und noch damit beschäftigt, im Gehöfte die Schäden des letzten Winters auszubessern und dasselbe auch von innen für den kommenden schon jetzt wieder instandzusetzen. Der Bauer war gerne bereit, uns nach der von dem Gehöfte ziemlich abseits gelegenen Hausschmiede zu führen; sie dient nöthigenfalls auch zugleich als Ausgedingsstätte. Bald hatte er mit dem großen Hohlschlüssel die Thüre des kleinen Hauses geöffnet und wir traten in den rauchgeschwärzten Raum des Schmiedeherdes. Hier deutete er mit der Hand nach der Stelle, wo sich der Feuerraum befindet aber vor der Hand für das offene Auge noch nichts sichtbar war von der großen Steinplatte, und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, das ist der Judenstein, bei dessen Ausgrabung ich mit an Ort und Stelle war. Mein Ziehvater hat ihn vor etwa zwanzig Jahren mit Hilfe eines Ochsenpaares heraufgefahren und hier eingemauert. Um die Schrift war es freilich uns Allen leid, aber es hat sie Niemand lesen können; wir haben aber eben deshalb den Stein so in das Gemäuer eingefügt, daß sie nach unten zu liegen gekommen ist. Weit und breit hätten wir keine so große

und dicke Platte finden können, die sich so gut als Unterlage für die Glut geeignet hätte, als wie diese. Vier Männer haben sie nur mit der größten Anstrengung auf den Wagen gehoben." Ich war inzwischen näher herangetreten und starrte auf den Platz der Zerstörung; über dem Steine hatte durch die Reihe der Jahre das offene Feuer seine Stätte gefunden, — was war unter ihm geschehen? Auf meinen lebhaft geäußerten Wunsch und das Versprechen der Schadloshaltung für seine Mühe, entschloß er sich, die Platte auszubrechen und aufzustellen. Dies wurde von uns mit Hilfe einer starken Eisenstange durch vereinte Kräfte rasch besorgt. Die Platte zeigte nur noch an der linken oberen Ecke einen rechten Winkel; ebenso war die obere Kante und Seitenfläche gleich der linksseitigen bis zu den Bruchstellen linear; die rechte Kante war sowohl durch Verwitterung als zufällige Beschädigung vollständig unkenntlich geworden; den unteren Theil der Platte hatte man behufs der leichteren Einfügung in das Gemäuer durch Meißel oder Haue verjüngend zugehauen. Von den Buchstaben konnte ich deutlich nur die zusammenhangslosen Zeichen: Aleph, zwei Beth, ein Eni, ein Sajin erkennen; andere Zeichen deuteten auf Kaph, Dav, Daleth und Resch hin. Bezüglich der übrigen vielen Vertiefungen des verwitterten, von frischem Kalk, Hitze und Nässe mißhandelten Gesteins ließ sich gar nichts bestimmen; hin und wieder schien die Vocalisation durchzuleuchten, der Stein mißt in seiner gegenwärtigen Gestalt in der Höhe nur noch zwei Fuß acht Zoll, in der Breite zwei Fuß neun Zoll, in der Dicke gegen sechs Zoll. Länge und Breite waren ehedem beträchtlich größer; auch in der Dicke hat der Stein viel verloren.

Ich mußte mich mit diesem Ergebnis meiner Nachforschung für diesmal zufrieden geben. Wo kein Mörtel an den Stein gekommen war, hatte das Feuer durch seine Glut die Schrift verzehrt; wo der Mörtel sich aber in die gewiß schon zur Zeit der Einmauerung vielfach zerstörten künstlichen Vertiefungen des Meißels hineingepreßt hat, lag eine steinharte Kruste über den Schriftzügen, welche auch bei der größten Sorgfalt, ohne Verletzung der arg verwitterten Platte selbst, nicht mehr zurückgerufen werden können, wenn dies überhaupt möglich wäre.

„Es war einst den Bewohnern der Städte zu gewissen Zeiten gesetzlich gestattet, die Grabsteine der Judenfriedhöfe zur Ausbesserung und Neuerrichtung der Stadtmauern zu verwenden." Diesen historischen Satz mußte ich mir einigemale im Gedächtnisse auffrischen, um bei dem Anblicke dieses vernichteten Denkmals nicht meine Gedanken laut werden zu lassen. In weniger als drei Viertelstunden waren wir wieder im Thal und hatten die Stadt erreicht. Ich schrieb damals gleich meine diesbezüglichen Erlebnisse nieder, sobald ich in meiner Stube wieder angelangt war, in der Hoffnung, durch spätere Nachgrabungen an Ort und Stelle einen glänzenderen Erfolg zu erzielen. Die Kostspieligkeit derselben hat mich jedoch bisher daran gehindert. Dafür habe ich gelegentlich meiner localhistorischen Studien über Judenburg in den Sterbematriken der hiesigen Stadtpfarre mehrere untrügliche schriftliche Beweise aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte gefunden, welche ganz deutlich die Lage dieses alten Judenfriedhofes zwischen dem Kohrerbauerngut und der unteren Weyervorstadt bestimmen. Gewiß ist, daß die so lange ganz verschollene Stätte des alten „Judenfreythoffs" noch mehr Zeugen birgt, welche zu dauerndem Schweigen verdammt sind, anstatt von den ehedem in dieser Stadt herrschenden Sitten und Gebräuchen laut zu reden.

Blätter im Winde.

Neuere Gedichte von Robert Hamerling.

(Hamburg. J. F. Richter. 1887.)

Es wäre ein Frevel, ein neues Buch von Hamerling nach der gewohnten Journalistenmanier zu behandeln. Da blättert jemand so einen eben auf den Redactionstisch gelangten Band durch, guckt und liest, so viel sich etwa während des Aufschneidens der Blätter gucken und lesen läßt und schreibt die Recension. Noch gut an dem, allgemeine Phrasen machen nichts. Schlimmer, wenn im Recensenten gegen den Autor ein Vorurtheil, eine einseitige Ansicht vorhanden ist. Am schlimmsten aber, wenn der Scribler das Werk in der That liest und es mißversteht. So mag sichs ereignen, daß der Recensent die Poesien nur auf die Person des Dichters bezieht und demzufolge in diesem etwa einen verbissenen, menschenverachtenden Pessimisten sieht, oder einen Lebemann und sinnlichen Schwelger, oder lediglich den Leibdichter einer politischen Partei, u. s. w.

Hamerling scheint sich gegen derlei engherzige Auffassungen seiner Poesien im Vorhinein verwahren zu wollen und zwar namentlich in seinem Gedichte „Glaubt nicht dem Dichter“. . . (Blätter im Winde. Seite 271.)

Lehrreich in dieser Sache ist Hamerlings neuestes Gedicht, welches eben in der Zeitschrift: „An der schönen blauen Donau“ erschienen ist und wie folgt lautet:

Persönliche Bitte.

Sagt, ich mache schlechte Verse —
Sagt, ich stehle Silberlöffel —
Sagt, ich sei kein guter Deutscher,
Weil aus nothgedrung'ner Rücksicht
Der Diät kein Slavenfleisch ich
Und kein Judenfleisch genieße —
Oder ich verrathe Oest'reich,
Weil den Bismarck ich besinge —
Sagt, daß mich der Gram verzehre,
Weil man mich zu selten lobt
Und zuweilen schnöd verlästert —
Aber Eines, bitt' ich, Eines
Saget nicht: daß „Pessimist“ ich —
Daß in meinem Sang das letzte
Wort hat die modern-blasierte,
Blöde, stumpfe Daseins-Unlust! —

Pessimist wär' d'rum der Dichter,
Weil er sich ergeht in Klagen? —
Just weil ihm so schön die Welt
Und so reizend dünkt das Leben,
Wird er schmerzlich es bedauern,
Wenn versagt ihm blieb sein Antheil.

Soll, wer klagt, schon Pessimist sein,
Dann ist Pessimist auch Jener,
Welchem ein „O weh!“ entfuhr,
Als ein Zahn ihm ward gerissen.

Glaubt den Recensenten Alles,
Nur nicht, daß ich Pessimist —
Dieses Wort hass' ich: mir duftet's
Wie nach seiner letzten Sylbe.

Graz, 27. December 1886.

Das ist deutlich genug und dürfte den Standpunkt unseres Dichters wohl für alle Zeit klarstellen. —

Es ist gewiß stets des Dichters Empfinden, was ihn zum Gedicht beseelt, aber es ist nicht seines allein, es ist das Empfinden seines Volkes, der Menschheit überhaupt. Und der Leser thut besser, hinter den dichterischen Gestalten und lyrischen Darstellungen eines Poeten sich selber zu suchen und zu finden, als die Person des Dichters, die wohl mit anderem Maßstabe wird gemessen werden müssen, als die des Dutzendmenschen.

Hamerlings „Sinnen und Minnen“ ist ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden; diese neue Sammlung wird es ebenfalls werden, es

müßte denn sein, daß deren Inhalt zu tief, zu großartig und zu philosophisch wäre. Diese „Blätter im Winde" sind, mit Ausnahme von wenigen losen Jünglein und Blüten, nicht Blätter, die im Winde flattern und leicht von demselben verweht werden können, so sehr sie im Sturme auch rauschen mögen. Ich vermesse mich nicht, über den Gehalt des herrlichen Buches, über die Schönheit dieser neuen Poesien des Meisters, über die Weisheit in seiner Weltanschauung, über die Innigkeit seines Humors eine philosophische Abhandlung schreiben zu wollen — Stoff dazu wäre übergenug da — ich begnüge mich, bescheiden darauf aufmerksam zu machen, daß das Buch erschienen ist und zu seiner beiläufigen Charakterisierung ein paar Probeblätter — als hätte sie doch der Wind aus den Hainen des Olymps in den „Heimgarten" herüber geweht — hier mitzutheilen.

Du ganz allein.

Du bist ganz einzig in der Welt,
Denn sieh, Du hast mich nie gekränkt —
Mich nie gekränkt, indessen mir
Die schnöde, freche, kalte Welt
Den Todespfeil in's Herz gesenkt. —

Ich möchte gern begraben sein
An einem fernen, stillen Ort:
Denn der Gedanke macht mir Pein,
Daß die, die fressend Gift geträuft
In meines Lebens Blütenhain,
Mit einer falschen Thräne noch
Beflecken meinen stillen Schrein
Und stören meiner Ruhe Port.

Du aber komm' — komm' Jahr für Jahr,
Und knie' an meinem Leichenstein;
Häng' einen grünen Kranz darauf
Und widme eine Thräne mir —
Laß niemand Andern bei mir sein:
Du hast das Recht, Du ganz allein.

O, Thränen sind ein fester Kitt . . .

O, Thränen sind ein fester Kitt —
Das Lieb, das nicht mit Dir geweint hat,
Das erst die Lust, noch nicht der Schmerz
Dir in wilder Umarmung geeint hat,
Das ist nicht Dein, das liebst Du noch nicht,
Das kannst Du noch lassen, noch missen —
Nur was Dein geworden in Leid und Noth,
Das wird von Dir nimmer gerissen!

Auf den Lippen zergeht ein lächelnder Kuß,
Wie Süße des Wein's in der Kehle;
Doch ein Kuß, den das Salz der Thränen gewürzt,
Der ätzt Dir ein Mal in die Seele.
Aus Rosenfesseln der Liebe vermagst
Du noch leicht Dich zu lösen, zu retten:
Diamantene Bande schlingt sie Dir
Aus Thränenperlenketten!

Arabella.

Arabella, sag', schwarzlockiges Kind,
Da die Mägdlein doch küssen müssen,
Wen wirst denn Du wohl im Leben zuerst
Nach Deiner Mutter küssen?

Wem wirst Du ihn geben, den ersten Kuß,
Du reizende Mädchenblüte,
Den reinen Kuß, der noch Liebe nicht ist,
Nur Ahnung und minnige Güte?

Wem wirst Du ihn geben, den himmlischen Kuß,
Daß Du nicht brauchst zu erröthen?
Einem Engel vielleicht? Doch die küssen nicht,
Die lobsingen nur immer und flöten.

Wenn nun kein Engel heruntersteigt
Aus dem Kreise der himmlischen Lichter,
Um entgegen zu nehmen den ersten Kuß —
Laß Dir rathen: gib ihm dem Dichter!

Und wenn Du selber ein Engel wärst,
Der zu irdischen Au'n sich gewendet,
So viel Du hast, so viel Du gibst,
Bei dem Dichter ist nichts verschwendet.

Bei'm Dichter wirfst Du Dich nicht weg,
Brauchst nichts zu bereu'n, noch zu büßen!
Und wenn Du die Göttin Cypria wärst,
Ihn müßtest zuerst Du begrüßen!

Kein anderer Mensch auf Erden verdient's;
Wart' nicht auf die Engel von oben:
Beim Dichter ist alles himmlische Glück
Am besten aufgehoben!

Auf hohen Bergen . . .

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.

Den Schnee, den Harm schmilzt keine Sonne weg,
Die Gletscher überbrückt kein Blumensteg.

Was um das Eis wie Rosenpurpur loht,
Ist Abglanz nur von einem Sonnentod;

Und was als Glorienschein ein Haupt verklärt,
Abglanz der Glut ist's, die das Herz verzehrt.

Wehrlos.

Du meinst, daß, wenn im Grab, ein Müdgehetzter,
Du liegst, dann Alles sei vorbei für immer
Und abgethan? Du irrst! Im Grabe liegend,
Bist Du nicht todt — bist Du nur stumm geworden,
Und wehrlos!
Was Dich in's Grab gehetzt, Neid, Bosheit, Haß,
Das triumphiert auch über's Grab hinaus
Noch über Dich und ringelt züngelnd sich,
Als gift'ge Natter unter stillen Blumen,
Die scheinbar friedlich über'm Grab Dir blüh'n.
Den Makel, den ein falsches Weib, ein Feind,
Vielleicht auch nur ein leichtgesinnter Schwätzer
Dem Namen, den Du trugest, angehängt,
Den schleppst Du durch die Ewigkeit mit Dir.
Und wenn Du Dir Unsterblichkeit errungen,
So wird zum Fluch Dir die Unsterblichkeit.
Unglücklicher, Du hast nur einen Kerker,
Kein Grab gefunden unter'm Rasenhügel!
Du bist nicht todt, Du bist nur stumm geworden.

Geh' nicht von mir . . .

Geh' nicht von mir, laß Deine Hand in meiner —
Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.
Wer weiß, ob man so leicht sich wiederfindet,
Sobald man einmal von einander gieng?
Geh' nicht von mir — am wenigsten im Grolle,
Von einer Wolke trüb' die Stirn umgraut:
Im Unmuth just muß man beisammen bleiben,
Bis rein der Liebe Himmel wieder blaut.

Geh' nicht von mir, laß Deine Hand in meiner:
Du weißt noch nicht, was es bedeutet: Scheiden,
Und wie daraus oft wird ein langes Meiden,
Und was, sich meidend so, zwei Herzen leiden;
Und wie zwei Herzen, die sich brennend liebten,
Geschmiedet wie in einen Zauberring,
So fremd sich, ach, so fremd sich können werden,
Sobald man einmal von einander gieng.

Geh' nicht von mir, versuche nicht das Schicksal,
Das so zwei Herzen trennt, eh' man's gedacht,
Die wonneselig sich verknotet wähnten
Auf ewig durch der Liebe Wundermacht.
Geh' nicht von mir, laß Deine Hand in meiner —
Unlösbar fest geschmiedet ist kein Ring.
Geh' nicht von mir, am wenigsten im Grolle —
Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.

Das Süßeste.

Seltsam, daß uns die Augen zudrücken
Die drei süßesten unter den Dingen,
Die uns entrücken der irdischen Noth,
Die uns zumeist auf Erden beglücken:
Liebesentzücken,
Schlummer und Tod.

* * *

Der Lorbeer, traun, hat keine Sympathie
Für üpp'ges Lockenhaar; viel lieber rankt er
Um graue Häupter, kahle Stirnen sich:
Am liebsten sind ihm nackte Todtenschädel.

Kleine Laube.

Mein Erz.

Mein deutscher Sang ist Euch zu zahm,
Anstatt mein geliebtes Volk zu segnen,
Soll fluchen ich der Feinde stramm,
Dem Nachbar selbst mit Trutz begegnen.

Mein Herz ist froh, mein Erz ist rein,
Es dient dem Tod nicht, nur dem Leben;
Wie, muß denn Alles Kanone sein?
Mag's nicht auch klingende Glocken geben?

R.

Ein Waffengang gegen das Jagdvergnügen.

In einer Zeit, da in unseren Alpen der Jagdliebhaber und der Bauer wieder einmal scharf gegeneinander im Streite stehen, wobei den Bauer wieder seine bekannten „Freunde" bekämpfen, können wir es nicht unterlassen, aus der „Deutschen Presse" eine Stimme abzudrucken, die es nach unserer Meinung verdient, daß sie wiederholt ertöne und weitum gehört werde.

Schreibt dort ein Sachverständiger aus eigener Erfahrung:

Die Jagd mit ihren heutigen Verhältnissen ist noch ein echtes Stück Mittelalter, wo man den Maßstab „Gleiches Recht für Alle" gänzlich vermißt und bei welcher der Landwirt heute noch mehr als Frohndienste leistet.

Wem dieser Ausspruch vielleicht nicht recht glaublich, den bitte ich, mir zu folgen.

Mit der Erstehung eines Jagdgebietes ist dem Jagdpächter gesetzlich das Recht eingeräumt, sich auf fremden Grund und Culturen eine beliebige Anzahl von Thieren, welche man unter dem Namen „Wild" zusammenfaßt, zu halten, und welchen er die dem Landwirt als unbestrittenes Eigenthum gehörigen Früchte und Gewächse als Futter anweist, dieses Futter nimmt das in Freiheit sich bewegende Wild nach seinem Belieben wie und wo es selbes findet: ob es in frischem Grase, Klee, den aufschossenden Getreidepflanzen, in Fisolen, frischgesetzten Krautpflanzen, den Rinden und Trieben der jungen Obstbäume &c. oder in reifen Körnerfrüchten besteht.

Zu diesem ist dem Jagdpächter auch noch das Recht eingeräumt und wird auch thatsächlich ausgeübt, daß, wenn sich die dem Landmann durch Vertilgung der Mäuse und Ratten in Erfüllung ihres Berufes unentbehrliche Hauskatze über die Grenzen des ihr ja unbekannten Hausfriedens verirrt, ohne jede weitere Verhandlung niederzuschießen, ebenso den Haushund, welcher die Unnatürlichkeit der Kette, an die man ihn schmie-

det, nicht begreifen kann, und derselben auf alle mögliche Art zu entkommen trachtet, um dem auf dem Felde friedlich arbeitenden Hauspersonal nachzulaufen, wo ihn sein Schicksal ereilt.

Gegen diese Vorgänge steht dem Landwirt gar kein Einspruch offen, dagegen steht ihm allerdings das Recht zu, wenn das Wild seine Ernten zum größten Theile oder ganz vernichtet, Schadenersatz zu verlangen. Wie aber dieser Schadenersatz eingeleitet und behandelt wird, besonders wenn er an Obstbäumen, der für Steiermark wichtigsten Cultur, geschieht (welche der Landwirt noch obendrein nach dem heute bestehenden Gesetze gegen das frei herumlaufende Wild ortsüblich schützen muss, will er nicht jeden Anspruch auf Entschädigung im vorhinein verlieren) beweisen aus den letzten zwei Jahren die Hunderte von Streitfällen, welche bereits entschieden oder noch beim Obersten Gerichtshofe der Entscheidung harren, wo z. B. der A, welcher seine Obstbäume mit einem Lehm- oder Kalkanstrich als ortsüblichen Schutz versehen, mit seinen Schadenersatz-Ansprüchen abgewiesen und zur Tragung der Gerichtskosten verurtheilt wurde, während seinem Nachbar B der Schadenersatz für den ganz gleichen Fall unter gleichen Verhältnissen zuerkannt wurde, und nicht etwa, weil der Nachbar schon dem Auslande, sondern nur dem nächsten politischen Bezirke des gleichen Kronlandes angehörte.

Ist es unter solchen Verhältnissen zu verwundern, wenn der Landmann zur Selbsthilfe greift und das ihm so verderbenbringende Wild vernichtet, wie er eben kann? Doch wehe ihm, wenn er hierbei vielleicht bei Tödtung eines Rebhuhns oder Hasens betreten wird! Es treffen ihn dann strengere Strafen, als wenn er aus Gewohnheitsdiebstahl seinem Nachbar ein Paar schwere Mastochsen gestohlen hätte!

Und fragen wir, warum die Jagd so viel in Schutz genommen und der Landwirt mit so großen Opfern wegen derselben belastet wird?

Erfordert es vielleicht die unbedingte Notwendigkeit für das öffentliche Wohl oder gar die Gefahr für das Vaterland?

Mit nichten! keines von beiden! sondern nur, weil es einigen Herren V e r g n ü g e n macht, und nichts Anderes.

Es ist wirklich ein trauriges Zeichen der Zeit, dass man heute in den höheren Schichten Alles daran setzt, nur recht große Jagdgründe zu schaffen und hierdurch Gegenden, wo friedliche glückliche Menschen gewohnt, entvölkert, wie wir in Obersteiermark bereits eine Menge Beispiele aufzuweisen haben.

Die Verfechter der Jagd werden mir vielleicht einwenden, der Bauer wird ja doch entsprechend durch den Jagd-Pachtzins entschädigt.

Ganz richtig! Entschädigung wird ihm durch den Jagd-Pachtzins gegeben, aber in welchem Verhältnis dies geschieht, soll folgendes Beispiel beweisen:

Die Gemeinde Allerheiligen, in welcher auch mein Gut Herberstorf liegt, besitzt ein Flächenmaß von 1890 Joch, welches gleichzeitig ein Jagdgebiet bildet, und um den nicht geringen Jahrespacht von 80 fl. verpachtet ist, was einem Pachtertrag von 4·23 Kreuzer per Joch und Jahr gleichkommt.

Für diesen Ertrag, respective Einnahme ist der Landwirt verhalten, dem Wilde auf seinen Gründen von seinen Früchten durch das ganze Jahr freie Aesung zu geben. Zudem ist er auch durch den sehr stark an mittelalterliche Verhältnisse erinnernden § 4 unseres Wildschadengesetzes (welcher gleichzeitig auch noch als ein Unicum in der Wildschaden-Gesetzgebung der österreichischen Kronländer dasteht) weiter verpflichtet, seine Obstbäume, will er dieselben nicht der Vernichtung durch das Wild preisgeben, selbst zu schützen.

Was aber so ein Schutz, wenn er dem Zweck entsprechen soll, kostet, habe ich auf meinem Gute Herberstorf, wo ich auf mehr als 100 Joch Obstbau betreibe, zur Genüge erfahren. Die

Kosten stellen sich nach mehrjährigem Durchschnitt für Verbandmaterial, Einbinden im Herbste, Aufbinden im Frühjahre, Beaufsichtigung und Nachhelfen in der gefährlichsten Zeit auf 4 kr. per Baum und Jahr.

Mit diesen Kosten ist aber ein absoluter Schutz noch immer nicht erreicht, indem das Wild oft mitten im Sommer, gleichsam aus Uebermut, und in sehr schneereichen Wintern aus großer Not die größten Hindernisse beseitigend, die Obstbäume angreift und vernichtet.

In der erwähnten Gemeinde Allerheiligen wurde schon von Alters her bedeutender Obstbau betrieben, welcher in den letzten 10 Jahren noch einen riesigen Aufschwung genommen hat, so daß heute die Gemeinde, nach einem beim Gemeindeamte erhobenen Ausweis, 20.000 Stück gegen Wildschaden schutzbedürftige Obstbäume auf ihren Gründen besitzt, welche sie, will sie dieselben nicht der Vernichtung durch das Wild preisgeben, schützen muß, wodurch ihr, respective den Grundbesitzern eine jährliche Belastung von für 20.000 Stück à 4 . kr. = 800 fl. erwächst.

Von diesen Schutzmaßregeln wird aber das Wild noch nicht satt, es bedarf auch des Futters, um leben zu können, welches es sich an den stehenden Früchten nach Belieben nimmt, und welches (jene oft großartigen Schadenfälle bei aufgehenden Bohnen, frisch gesetztem und erwachsenem Kraut und anderen reifen und unreifen Früchten gänzlich ausgeschlossen) auf Culturgründen, wie wir sie in Mittelsteiermark besitzen, auf mindestens 20 kr. per Joch und Jahr bewerthet werden muß, wodurch die Grundbesitzer der Gemeinde Allerheiligen neuerdings mit für 1890 Joch à 20 kr. = 378 fl., daher im Ganzen mit 1178 fl. belastet werden, um des nicht unbedeutenden Jahrespacht-Schillings von 80 fl. theilhaftig zu werden.

Diese beiden Posten, mit einander kaufmännisch verglichen, geben einen jährlichen Verlust von Netto 1098 fl.

In diese enorme Ziffer sind aber jene kolossalen Schäden noch nicht eingerechnet, welche im verflossenen Winter durch das Wild trotz allen Schutzes unsern Obstbäumen zugefügt wurden.

Der Verlust, den das Nationalvermögen hierdurch erlitten, ist unberechenbar, und es ist keine Frage, daß die Jagd nicht auch unter die vielen Ursachen des landwirtschaftlichen Rückganges gezählt werden muß. Es ist sicher, daß die Jagd schon lange nicht als ein Culturzweig angesehen werden darf, sondern nur als ein Ueberbleibsel des Mittelalters, welches sich einzelne Personen zu ihrem Vergnügen zurechtlegen und das auf Kosten des Grundbesitzers indirect erhalten wird.

Und glauben Sie vielleicht, daß der Schaden, der hier durch die Jagd den Landwirten beigebracht, in anderer Weise durch den Ertrag der Jagd wieder wett gemacht wurde? Mit nichten. Der ganze Ertrag des Jagdgebietes von Allerheiligen beträgt nach mehrjährigem Durchschnitte per Jahr 90 Hasen, 40 Fasanen und 60 Rebhühner.

Nach diesem kann es sich Jeder leicht ausrechnen, wie viel dem Jagdpächter nach Abzug des Jagdpachtschillings, der Kosten für den Jagdaufseher und sonstigen Auslagen bei den Treibjagden 2c. für seine Bemühung und zur Hebung des Nationalwohlstandes übrig bleibt.

Vielleicht wird Mancher einwenden, obiges Beispiel ist nur aus dem großen Ganzen herausgerissen, um die Jagd im ungünstigen Lichte darzustellen.

Dies soll ein zweites Beispiel widerlegen. Ich bin im Bezirke Mahrenberg nicht nur eigenjagdberechtigt, sondern auch Jagdpächter auf einem Jagdgebiete von ca. 4500 Joch, für welches — man höre und staune — ein jährlicher Jagdpachtzins von 42 fl., sage zweiundvierzig Gulden, zu zahlen ist.

Ist hier vielleicht der Grundbesitzer mit dem nicht einmal $^1/_{10}$ Kreuzer pr. Joch und Jahr betragenden Jagdpachtzinse schadlos gehalten für verursachten normalen Wildschaden? Und solche Beispiele gibt es sehr viele im Lande.

Der enorme Schaden, der durch ein solches unter gesetzlichem Schutze stehendes Jagdverhältnis in Mahrenberg den dortigen Landwirten entstehen mußte, war nur dadurch zu verhindern möglich, daß die Grundbesitzer den von meiner dortigen Gutsverwaltung gegebenen Wink, sich mit allen möglichen Mitteln gegen das Wild selbst zu schützen, verstanden haben.

In Anbetracht der Bedeutung, welche der Obstbau in den letzten Jahren in Mittel- und Untersteiermark erlangt, so daß heute schon nicht nur mit Millionen Jahres-Erträgniß, sondern mit Millionen Wertausfuhr gerechnet wird und noch eine bedeutende Steigerung sicher zu erwarten ist, indem das steirische Obst überall auf allen Plätzen durch seine vorzügliche Qualität sich die größte Anerkennung erringt, glaube ich, ist es die höchste Zeit, daß man für den Verlust, den das Land ohnehin durch den nicht mehr aufzuhaltenden Niedergang der einst so berühmten Eisen-Industrie bereits erlitten, trachten muß, die ungeheuren Schäden, die uns die Reblaus zufügt und unausweichlich noch zufügen wird, nicht nur durch Förderung des so einträglichen Obstbaues, sondern auch durch Bekämpfung seiner gefährlichsten Feinde, unter welchen der Hase obenan steht, zu paralysieren.

Wie ich schon oben in dem Beispiele der Gemeinde Allerheiligen nachgewiesen, kostet derselben der Schutz, den sie ihren Obstbäumen *nur allein gegen Hasenfraß gewähren muß*, den zehnfachen Betrag des Jagd-Pachtschillings, und brachte man den billigst berechneten Schutz eines Obstbaumes mit nur 4 kr. per Stück und Jahr, so macht das im ganzen Lande bei den viele Millionen betragenden schutzbedürftigen Obstbäumen einen Aufwand von mehreren Hunderttausend Gulden, und zwar mehr, als das Erträgnis der ganzen Jagd wert ist.

Möchten die Gesetzgeber in gerechter Würdigung der Sache zum Wohle des Landes entscheiden, daß der Jagdpächter für jeden durch was immer für Wild der Landwirtschaft zugefügten Schaden vollständig ersatzpflichtig ist und der Landwirt nicht verpflichtet sei, sich selbst seine Culturen auf eigene Kosten gegen das dem Jagdpächter gehörige Wild zu schützen.

Schloß *Herberstorf*, am 6. Jänuar 1887.

Fritscher.

Ein Volksstück von Anzengruber.

Es war einmal eine Wiener Kleinbürgerfamilie Namens Hammer. Die hatte zwei Söhne. Den älteren, Arthur, ließ sie studieren. Der brachte es bald zum Doctor, heiratete die feine Tochter eines Advocaten und ward selbst Advocat. Das gieng aber nicht gut. Verschwendung und Großthuerei! Sie lebten in Glanz nach außen hin, im Innern war's hohl. Ein Kind hatten sie, ein Mädchen, das ward in einem Pensionat erzogen, den Eltern entfremdet; einmal gestand die Tochter dem Vater, allerdings halb im Scherze, wenn er nicht Geld hätte, würde es ihr schwer ankommen, ihn lieb zu haben. Plötzlich war der Ruin des Hauses da. Während in den Nebengemächern seine Familie sich noch mit frivolen Gästen bei festlichen Klängen ergötzte, steckte Doctor Arthur Hammer den Revolver zu sich und eilte in Nacht und Nebel der Donau zu.

Mittlerweile hatte die alte Mutter Hammer mit ihrem zweiten Sohne draußen in Erdberg in ihrem Häuschen ärmlich und klein dahingelebt. Der zweite Sohn hieß Thomas und war Spielwaarenhändler. Der vornehme Doctor Hammer hatte sich seit vielen Jahren nicht mehr um diese seine nächsten Verwandten gekümmert. Der Thomas, vom stillen Kummer der Mutter gerührt, ließ ihr alljährlich am Weihnachtsabend Geschenke zukommen und sie glauben machen, die Spenden wären vom Doctor Arthur, „unserem besseren Herrn Sohn," wie ihn der Spielwaarenausträger Florian stets nannte.

An einem Abend vor dem Weihnachtsfeste, als der Thomas Am Hof noch seine Spielwaaren feil hielt, lief sein Bruder, der Herr Doctor, über den Platz und der ihm nacheilende Buchhalter Fähnlein theilte dem Spielwaarenhändler sofort mit, wie es mit dem Herrn Doctor stehe, und daß er sich ein Leid anthun wolle. Der Thomas verfolgte seinen Bruder, am Donaustrande holte er ihn ein, im Moment, als der Doctor sich eben den Revolver an die Brust setzen wollte. Seiner treuherzigen, wunderbar eindringlichen Ueberredungsweise gelingt es, den vornehmen Bruder vom schlimmen Vorhaben abzubringen und ihn nach Erdberg in ihr gemeinsames Heimatshäuschen zur alten Mutter zu führen. Die Mutter Hammer, die mit Thomas stets in einer äußerlichen Fehde lebte, sein treues Herz mißkannte und nur in ihrem vornehmen Herrn Sohn Doctor Arthur das Ideal sah, war vor Glückseligkeit außer sich, als Arthur nun so plötzlich erschien. Als er ihr mittheilte, daß er ein ruinierter Mann sei, war sie wohl sehr erschrocken, verlor aber den Kopf nicht, sondern war mit übersprudelnder Mutterliebe bestrebt, ihn zu bewirten und auch seine Familie würdig zu empfangen.

Bruder Tomas war nämlich mittlerweile gegangen, die Frau und Tochter des Doctors zu holen, weil es die Mutter vor Allem für das Nothwendigste hielt, das getrennte Ehepaar wieder zusammenbringen. Das gieng aber nicht so leicht, denn es schien, als ob die Ehegatten beiderseits von einander los und ledig sein wollten. Als Thomas ins Haus des Doctors kam, das freilich zur Stunde nicht mehr dessen eigen war, traf er Frau und Tochter im tiefsten Kummer über das Schicksal des Gatten und Vaters, der am Abend zuvor mit Hinterlassung eines Abschiedsschreibens fortgegangen und seither nicht mehr nach Hause gekommen war. Als die Frau nun aber hörte, daß ihr Mann lebe, bei seiner Mutter sei und sie mit dem Töchterlein zu sich bitte, gerieth sie baß in Zorn. Je mehr der Thomas seinem armen Bruder das Wort redete, desto erboster wurde die Frau, bis er den entgegengesetzten Weg einschlug und scheinbar herb gegen den „rücksichtslosen“ Doctor Arthur loszog, der sie zuletzt gar nicht sehen und anhören wolle, wenn sie auch zu ihm käme. Das erweckte ihren Widerspruchsgeist. „Was? Nicht anhören wird er mich? Das wollen wir doch sehen!“ Sie packt zusammen und fährt mit der Tochter in Führung des Schwagers Thomas nach Erdberg zu ihrem Manne.

In dem Augenblick, als sie im Hause der Mutter Hammer eingetreten, wird dort der kleine Christbaum angezündet. Der warme Glanz der Mutterliebe verklärt und schlichtet Alles; sie finden sich und einen sich. Die hohle Existenz des vornehmen Hauses ist versunken, in schlichter Bürgerlichkeit und Zufriedenheit wollen sie — endlich heimgefunden — ihr ferneres Leben fristen.

Was da flüchtig erzählt worden, ist der Gegenstand der neuen Weihnachtskomödie „Heimg'funden“ von Ludwig Anzengruber. Wir finden in dieser scheinbaren Gelegenheitsarbeit alle Vorzüge des großen Dramatikers wieder; aber auch Fehler, die ich nur deshalb andeute, weil sie nach meiner Meinung unschwer zu auszurotten wären. Wenn auch das Stück sich um den Spielwaarenhändler Thomas und sein schlichtes Heim concentriert, so ist der eigentliche Held desselben doch Doctor Arthur. Es müßten also sein Kreis und seine Verhältnisse wenigstens so weit geschildert werden, als es zum Verständnisse seines Charakters nöthig ist. Die äußere Hauptschuld des Doctors Arthur besteht darin, daß er seine Familie zu leichtsinnigster Großthuerei und Verschwendung verführt und ihr darin Vorschub leistet. Das bringt den Ruin des Hauses und wäre somit in Ordnung. Das Unbegreifliche liegt anderswo. Viele Jahre lang lebt Arthur als reicher Mann in derselben Stadt, wo auch sein altes, liebherziges Mütterchen sich kümmerlich durchbringt, er lebt in Glanz und Ueberfluß, ohne sich auch nur ein einzigmal nach der Mutter umzusehen, ohne ihr auch

nur die geringste Wohlthat zu erweisen! Das kann von einem Manne, der überhaupt wert ist, heimzufinden, nur begriffen werden, wenn dieser Mann etwa sehr unter dem Einflusse seiner hochmüthigen Gemahlin steht, die einen Verkehr zwischen ihm und der armen Frau aus den unteren Classen stets zu verhindern weiß. Diese Mitschuld muß, um den Mann glaubwürdig zu machen, der Frau Gemahlin aufgebürdet werden. Frau und Tochter des reichen Mannes kommen nie zum Bewußtsein des Familienglückes — immer nur Scheinfreude und Prunksucht. Davon sind sie zu bekehren, es muß auch die Frau heimfinden, heißt das, zu sich selbst kommen. Als ich den Thomas zur Frau Doctor gehen sah, daß er sie zum Gatten ins Häuschen am Erdberg bringe, dachte ich nichts Anders, als Thomas werde aus eigener List ihr mittheilen, wie der Doctor an der Donau, den Revolver noch in der Hand, gefunden und dann ins Haus seiner Mutter überbracht worden sei. Die Frau, durch des Doctors Abschiedsbrief und Entschluß bestimmt, glaubt natürlich nichts Anderes, als er sei todt. Im Herzen die wüthende Reue und die plötzlich erwachte Erkenntnis, daß sie ihn über Alles geliebt, so eilt sie mit ihrer Tochter nach Erdberg, wo sie statt der Leiche den lebendigen Mann findet. — Den Bruder Arthur hatte der Thomas am Donaustrande zu einem neuen Menschen geformt, indem er ihn „weich machte, um ihn in den neuen Model hineinzubringen.“ Warum wendet er dieses sich dort bewährende Mittel nicht auch auf die Frau Schwägerin an? Das hätte ein paar schöne, naturwahre dramatische Scenen gegeben, während der betreffende Act, wie Thomas die Frau Doctorin holt, gegenwärtig sich tief ins Possenhafte verirrt. Für eine Posse aber ist das Stück viel zu tief und bedeutend angelegt.

Wenn der Verfasser geneigt wäre, einige Modificationen jener Charaktere, die in der feineren Gesellschaft spielen, anzubringen und besonders den vierten Act zu ändern, dann hätten wir an „Heimg'funden“ ein Werk, das sich den ersten Meisterdramen Anzengruber's vollberechtigt anschlöße. Geist und Witz, Humor und reine Herzinnigkeit durchsprühen und durchglühen in entzückender Abwechslung das Stück von der ersten bis zur letzten Scene. Während die Komik in der heiratswüthigen Frau Xandl, im Spielwaarenausträger Florian und theils auch in Arthur's Buchhalter Fähnlein ihren köstlichsten Ausdruck findet, tritt uns der Humor, der echte herzgewaltige und befreiende Humor in Thomas und der Mutter Hammer entgegen. Das sind bei unserem Anzengruber stets die tiefinnigsten Herzlaute, wenn sich's um eine Mutter handelt! Hier eine von ihrem vornehmen Herrn Sohn vergessene Mutter! Und wie selig, wie dankbar ist sie, als er endlich kommt, um bei ihr Zuflucht zu suchen in seinem Elend! Und wie liebenswürdig ist die Ungerechtigkeit des Mutterherzens gezeichnet! Hier die Verhätschelung des mißrathenen Sohnes, dort die rauhe Zurücksetzung des gutmüthigen treuen Thomas, der glücklich ist, als sich die Mutter endlich, gerührt ihn umarmend, bis zu dem Lobe aufschwingt: „Dummer Ding!“

Viel Wahrheit und Weisheit ist in diesen volksthümlichen Figuren; in der Gestalt des Thomas hört man die Brusttöne eines Wurzelsepp, eines Steinklopferhans wiederhallen.

Das Stück wird seit einiger Zeit in Graz gegeben, ganz vorzüglich besetzt und bei stets überfülltem Hause. Seit Morre's „Nullerl“ hatte in Graz kein neues Stück einen so großen und moralischen Erfolg aufzuweisen, als „Heimg'funden.“ Doch vernahm ich zwei absprechende Stimmen aus dem Volke, die sehr bezeichnend sind. „Nein,“ sagte eine Frau von der Gallerie, „in das Stück geh' ich nimmer hinein, man muß zu viel weinen.“ Und eine Dame im Parterre that die Aeußerung: „Nicht so bald wieder sehe ich mir ein solches Stück an; so viel lachen habe ich müssen, daß ich mich schon ordenlich geschämt habe, vor lauter Lachen.“ — Bei der nächsten Aufführung waren beide Personen wieder da.

Vor zwei Jahren ist die Komödie für Wien geschrieben worden, aber in der

Reichshaupt- und Residenzstadt fanden sich angeblich nicht die genügenden Kräfte, um sie aufzuführen. Man wollte übrigens in dem Theater, für welches es speciell bestimmt, eine neue Operette eines ernsten und gehaltvollen Volksstückes wegen nicht absetzen, und das umsoweniger, als „Heimg'funden" gewisse Sünden und Zustände der Wiener Gesellschaft mit scharfer Geißel züchtigt und ganz besonders auf ein damals in Wien stattgefundenes Ereignis recht unangenehm erinnert hätte.

Das Theater an der Wien hat, wie es heißt, dem Dramatiker Anzengruber einen Jahresgehalt angeboten, damit der Dichter seine Stücke in Wien nur für diese Bühne schreibe. Wie sich's herausstellt, war aber keine ernste Absicht da, die Anzengruber'schen Stücke an der Wien zur Aufführung zu bringen, man wollte durch die Erwerbung des Rechtes nur die Aufführung auf anderen Wiener Bühnen verhindern. Die Operette duldet neben sich kein Volksstück mehr!

Greller und trauriger, als durch diese Nachricht können die Wiener Theaterverhältnisse nicht illustriert werden. Der größte Volksdramatiker soll contractlich verpflichtet werden, daß er seine Werke nicht zur Aufführung bringe . . . !

Eben kommt die Nachricht, daß Anzengruber für „Heimg'funden" den Grillparzerpreis erhalten hat.

Rosegger.

„A G'raff."

Ein Volksbild aus dem Böhmerwalde.
Von Joh. Peter.

„Trauri sein, trauri sein,
Dos soit mia gor net ein!
Munter und lusti fort,
Dos is mei Ort!" (Art.)

So sang der „schiach Wastl," als er an einem Faschingstage durch den tiefverschneiten Tannwald dem Kirchdorfe zuwanderte, daß es weithin durch den traumstillen Forst erklang. Und in der That! Ein fescher Kerl war es, dieser Wastl: das Auge voll Feuer, das Gesicht voll Leben und die Stimme voll Schneid. Trotzdem es stürmte und „wachelte," „wie am jüngsten Tag," schritt er doch so munter und „rubenfrisch" fürbaß, wie zur grünen Maienzeit, wenn das Mailüfterl weht und im Hochwald die weißen, jungfräulichen Buschwindröschen und Blauveigelein blühen. Sein Blut war jung und heiß, und dann trug er ja die erwärmende Sonne der Liebe im Herzen, und die machte, daß er die eisige Kälte des durch die Wettertannen brausenden Nordwindes schon gar nicht spürte.

Was der Wastl bei so schlechtem Wetter im Kirchdorfe suchte?

Ei nun! was sonst, als schmucke Dirnen, Tanz und vor Allem — „a G'raff." Ja, „a G'raff," das galt dem Wastl noch mehr als seine flachshaarige Lisl, in die er ganz vernarrt war, und die seine Liebe mit treuester Gegenliebe erwiderte. Aber er konnte selbst seines Schatzes vergessen, wenn es galt, „a G'raff" zu schüren oder auszufechten, und in dieser Beziehung hatte er schon einen gewissen Ruf als Raufer erlangt, was ihn nicht wenig stolz machte. Weit und breit, in der ganzen Lusengegend bis hin zum sonnbeglänzten Mittagsberg einerseits und bis zu dem Bergstocke der drei Sessel andrerseits hieß es von Wastl: „Jo, dea Wastl, dos is oana, dea füacht' joist den Tuifl net, wenn's goit! Dea haut a gonz's Wirtshaus aus, wenn ea schiach wird." Und in der That, der Wastl war der verwegenste Raufbold, der weit und breit aufzutreiben war; sein Kriegsschauplatz war meistenfalls der Tanzboden in der Dorfschenke, seine Feinde waren die prahlerischen „Läufer," wie er die großthuenden Gecken benannte, sein Schwert war das lange „Raufmesser," das er jahrein, jahraus im tiefen „Messersack" am rechten Hosenfuße trug, und sein Feldherrntalent war der „Vortl" (Vortheil = List), womit er seine Gegner überlistete. Deswegen war er am Tanzboden der Gefürchtete, bei den Musikanten der Angesehenste, weil er mit klingender Münze den „angefrimten" Länd-

ler zahlte, und bei den Dorfschönen der Angestaunte, weil er gar so verführerisch großthun konnte. Keine jedoch nahm sein Herz gefangen, ausgenommen die Lisl, der er zu tief ins braune Auge geguckt, und die es ihm so sehr angethan, daß er sie lieben mußte; und auch sie war ihm so recht vom Herzen gut und bildete sich nicht wenig darauf ein, Wastl's Liebchen zu sein; nur konnte sie sich nicht mit seiner Rauferei einverstanden erklären, und hundert Male wohl bat sie ihn, das „G'raff" zu lassen und ein „sittsamer Bua" zu werden, wiewohl vergeblich. Wastl meinte: „Lisl, i hob Di gern, oba dos sog i Dir: sei stad und red net so g'schwoll'n; mei G'raff geht Di nix on, dos is mei Soch! Moch mi Du nua a net schiach!" Dabei aber hatte er sie doch „zum Fressen gern" und er hätte sie aus dem Feuer geholt, wenn es die Nothwendigkeit geboten hätte.

Am letzten Sonntage war er wieder in ein blutiges „G'raff" mit Grenzbaiern verwickelt gewesen, und dabei hatte er dem Brettschneider-Xaverl so derb mitgespielt, daß ihm „Hören und Sehen vergieng." Lisl suchte abzuwehren, allein der Wastl war so „schiach," daß er auch ihr eine schallende Ohrfeige versetzte, was zur Folge hatte, daß Lisl sich einen Andern „aufzwickte" und zum nicht geringen Aerger Wastl's mit dem „Stierhonas," so benannt seiner Wildheit und Stärke wegen, „hoam" gieng. Nun ließ sich der Wastl seinen Zorn am Biere aus und trank des braunen Nasses in solcher Menge, das endlich auch ihm Hören und Sehen vergieng und er im Wirtshause den ganzen Montag „blau" machte. Seit dieser Zeit trotzten Wastl und Lisl und der „Stierhonas" spielte jetzt recht den „Geschwollenen." Das sollte er büßen!

Munter schritt Wastl aus, und als er aus dem Walde hinaustrat in die Lichtung, sah er vor sich das Kirchdorf und hörte, wie vom Kruge her die Pfeifen klangen und die Hörner schmetterten.

„Juchhe!" klang es aus seiner Kehle, daß es im winterlichen Walde weithin wiederhallte. Und dann sang er:

„Dinai steh af, leg's Kiderl on,
's Kiderl on!
D' Fuhrleut san do,
Sö fuadan schon,
Fuadan schon!"
(Jodler).

„Loßt's sie nua fuadan,
Sö hom schon Zeit,
Hom schon Zeit,
Hom krumpe Roß
Und fohr'n net weit,
Fohr'n net weit!"
(Jodler).

Es war eine kreuzfidele, volltönende Stimme, die da in die Winteröde hinausklang. Von der nächsten Hagebuche fiel die schwere Schneelast, Wastl's Jodler hatte sie aus ihrem ruhigen Traume geweckt und nun bekam auch sie das Faschingsfieber und schüttelte ihre Aeste. — Wastl aber eilte der Schenke zu.

Wie lustigtoll es da hergieng

Im Ofenwinkel saßen die „Spielleut" und man sah es ihnen an, daß sie sich beim steinernen Maßkruge höchst wohl befanden. Vor ihnen stand eine Gruppe frohlebiger Burschen, welche den Musikanten ihre originellen „G'sangl'n" vortrugen, während an den Wandbänken herum die buntröckigen Dirnen saßen, gewärtig des kommenden Tänzers. Hie und da standen einzelne Liebespaare in geheimnisvolles Flüstern und glückseliges Gefühlsaustauschen versunken, und an den weißen Fichten- und Tannentischen saßen die schwarzbärtigen, wetterharten Waldbauern im eifrigen „Dischkurs," ab und zu neues Leben schöpfend aus dem bauchigen Steinkruge, der vor ihnen stand. Im vordersten Winkel des Tanzbodens saßen etwa zehn hünenartige Reckengestalten in blauleinenen Hosen und breiten Mützen, die auf den ersten Blick benachbarte Grenzbaiern verriethen.

Während sich die „böhmischen" Wäldler ungezwungenen belustigten und ihrer frohen Laune freie Zügel ließen, saßen die fremden Gäste augenscheinlich ganz ruhig und harmlos an ihrem Tische und musterten mit neugierigen Blicken die sie umschwärmende Lebewelt. Ab und zu trat der Honas zu ihnen, trank ihnen zu und flüsterte geheimnisvolle Worte in ihre „Ohrwaschl."

Als endlich der Wastl auf dem Tanzboden erschien, nahm die Situation urplötzlich eine ganz anderes Gepräge an: die ruhigen Beobachter wurden jetzt laut und übermüthig.

Der Brettschneider-Xaverl, der seit dem letzten „G'raff" Hören und Sehen wieder erlangt hatte, stieß einen dröhnenden Juchzer aus, packte mit derber Faust sein Deckelglas, näherte sich dem Musikantentisch und schrie die Spielleute an: „He, Faulenzer! aufg'spielt, sunst schlog i Enk oille Boal aus'm Leib! Fix Sakrament!"

Resigniert griffen die also Apostrophirten nach ihren Hörnern und Pfeifen und warteten geduldig des Weiteren. Der Xaverl aber ließ ihnen einen Krug Braunbier verabreichen, warf ihnen ein glänzendes Markstück zu, wobei er ihnen einen Blick in den vollen Beutel gestattete, so ihre Hoffnung auf weiteren Spiellohn nährend. Jetzt wurden die Spielleut' Feuer und Flammen! Tief schöpften sie aus dem bauchigen Steinkruge und auf ein Zeichen Xaverl's setzten sie ihre Instrumente an den Mund. Xaverl aber improvisierte folgendes G'sang'l:

„Spoileut, Spoileut,
Spoit's ma oan af,
Oba fein brav!
Heut san Vagonz'n (Ferien),
Do muaß ma tonz'n:
Rührt's Enkan Ronz'n
Und spoit's ma oan af,
Oba fein brav!"

Im Nu begangen die Trompeten zu schmettern, die Pfeifen zu klingen und die Bässe zu poltern, daß die Fensterscheiben erklirrten und dem jungen Völklein wunderseltsam zu Muthe wurde; brennheiß stieg es in den Adern der Dirnen auf, wie auf ein Zeichen ordneten sich die Paare und nun gieng es an ein Walzen und Hopsen, an ein Schleifen und Drehen, daß der Tanzboden dröhnte und die Stirnen dampften.

In des Reigens Mittelpunkt stand der Wastl und verfolgte mit trotzigem Auge den provocierenden Nebenbuhler, der an Lisl's Seite durch den Tanzboden flog wie ein rasender Roland. Knapp hinter Honas tanzte der Xaverl, einen Juchschrei nach dem andern ausstoßend. Das wurde dem Wastl schließlich „zu dumm" und er suchte einen Vorwand zu einem „G'raff". Keck spreizte er sein rechtes Bein vorwärts und paßte dabei auf den Honas; als dieser nun wieder an dem ränkesüchtigen Beobachter vorbei tanzte, „schlug ihm Wastl den Fuß unter," daß der Honas sammt seiner Tänzerin „der Länge nach" auf den Boden stürzte und sich zum Gaudium der fröhlichen Dorfjugend nach links und rechts kugelte. Keck hinter dem Honas kam der Xaverl gehopst, und auch ihn traf dasselbe Schicksal: er mußte sich mit seiner Tänzerin, der „sommerscheckigen Wabi," auf dem Boden kugeln.

Nun aber brach ein furchtbares Unwetter los. Im Tanzraum herrschte bereits bedenkliche Schwüle, nun sollte sich das Gewitter entladen. Flugs theilte sich das tanzlustige Volk in zwei Lager: die Böhmerwäldler standen zu Wastl, auf dessen Gesicht ein höhnisches Lächeln thronte, während sich die Baiern und mit ihnen der Honas um den so schwer beleidigten Xaverl gruppierten.

Wie eine Viper schnellte der Xaverl empor und packte den Wastl an der „Troßt" (Kehle). Das war das Signal zum allgemeinen Kampfe. Wastl faßte mit kräftigem Arm den Angreifer an der Gurgel, hob ihn in die Höhe, ließ ihn eine kurze Zeit in der Luft zappeln, und fuhr dann mit ihm in die Ecke, wo die Spielleute saßen. Dort schleuderte er ihn mit solcher Gewalt an das „Orchester," daß dem Xaverl zum zweiten Male Hören und Sehen vergieng. Allein in demselben Augenblicke fühlte sich auch Wastl hinten „am Kragen" erfaßt und derart gewürgt, daß auch er sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Mit der Kraft eines Tobsüchtigen entwand er sich den Händen seines grimmigen Widersachers, und als er gewahrte, daß es der Honas war, stürzte er sich mit einem gräßlichen Fluch auf denselben, zog aus der Hosentasche sein langes Raufmesser, und — der Honas wälzte sich in seinem Blute. . . Nun aber sollte es dem verwegenen Raufbold schlecht ergehen! Brüllend

und wuthschnaubend wälzten und würgten sich die Baiern durch den verworrenen Menschenknäuel zu Wastl hin, in ihren derben, nervigen Fäusten blitzten die blanken Raufmesser, auf ihren dickfleischigen Lippen lagen wilde Flüche.

„Vaslnachte Böhm, heut soll's Enk schlecht geh'n!“ brüllte der Recken einer und stürmte durch die Menge.

„Wos sogt dea Boja!“ kreischte der verwegene Franzerl-Johann, „wos traut sich der Boja in Oesterreich? Niedag'schlog'n! Niedag'schlog'n!“ Und im brausenden Chore schallte es durch den Tanzboden: „Schlogt sie nieda, die Boja! Aussi mit eah' (ihnen)! Haut zua!“

Wie ein Bienenschwarm sammelte es sich um die Baiern an, ein „Trosseln“ und Würgen, ein Hauen und Stechen begann, wie in einer männermordenden Feldschlacht, hier sauste ein Sesselfuß oder ein „Ochsenzähn“ auf den Kopf eines Baiern, dort schwirrte ein schweres, von nervigem Arme geschwungenes Deckelglas durch den schwülen Raum, am dritten Platze blitzten die Raufmesser; jetzt ward es still auf dem Tanzboden, nur das Würgen, Stechen, Schlagen und Werfen dauerte fort, Blut floß in Menge. Nun erwachte der Xaverl aus seiner unfreiwilligen Ruhe, er sprang mit gezücktem Messer auf den fleißig dreinschlagenden Wastl zu, ein Stich, und der „schiach Wastl“ — war eine Leiche.

Wie entsetzliches Föhngebrause gieng es jetzt durch den Tanzboden. „Wastl! Wastl!“ schrien Hunderte von Stimmen. Die Weiber und Mädchen alarmierten das ganze Dorf, Männer und Greise sprangen aus ihren Betten und eilten auf den Tanzboden „um über Xaverl furchtbares Gericht zu halten.“ Messer, Hacken, Heugabeln, Sensen, Dreschflegel und Steine mußten als Waffen dienen, man wollte den Grenznachbarn ein lebendiges Beispiel constatieren, daß sie die böhmische Grenze auf lange Zeit nicht mehr überschreiten sollten.

Als das die Verfolgten bemerkten, ergriffen sie die Flucht und eilten in regelloser Hast durch Schnee und Eis dem uralten Grenzwalde zu, wo sie sich vor ihren Verfolgern verbargen. Nur Einer blieb in den Händen des aufgeregten Dorfvolkes, nämlich Xaverl. Willig und an jeder Hoffnung verzagend ließ er Alles mit sich geschehen. Wohl hundert Arme reckten sich nach ihm, mit gewaltigem Stockschlag ward er zu Boden gestreckt, und nun begann auf seinem Körper ein förmliches Dengeln und Hämmern, daß die ausgestoßenen Hilfrufe mit Entsetzen durch das gräßliche Schlagen gellten. Als er sattsam „abgeprügelt“ war, band man ihm Hände und Füße zusammen, schleppte ihn zum Dorfrichter und schickte um Gendarmerie.

Der Tanz ward abgebrochen; Wastl hatte zum letzten Male dem lustigen Ländler gelauscht, hatte zum letzten Male gerauft: er war „kalt“ für immer. Jetzt erst gieng es der Lisl zu Herzen, und sie weinte, „daß das Haus erklang.“ Ihr Frohsinn war weg für alle Zeit, sie entsagte der Liebe für immer und warf sich schließlich der Frömmigkeit in die Arme, indem sie in die ehrwürdige Gilde der Betschwestern trat und als solche den jovialen Dorfpfarrer allwöchentlich mit ihrer Beichte plagte. . .

* * *

Es war ein freundlichrr Wintermorgen; blutroth stieg die Sonne im Osten herauf, da begann es im Dorfe lebendig zu werden. Von Haus zu Haus gieng es: „Die Baiern kommen!“ Und thatsächlich standen bereits auf der Teufelsbrücke, die über den die Landesgrenze bildenden Teufelsbach führt, wohl an dreihundert Baiern, versehen mit allen erdenklichen Landsturmwaffen. Eine Deputation wurde zum Dorfrichter mit dem Auftrage geschickt, den Xaverl entweder „mit Gutem“ oder „mit Schlimmem“ aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Vor dem Richterhause stand bereits das ganze Dorfvolk ebenfalls vom Kopf bis zum Fuße bewaffnet. Der Richter, ein uralter, „siebengescheiter“ Waldbauer, verweigerte die Herausgabe des Xaverl mit Entschiedenheit, und er konnte auch „seinen Sinn nicht ändern,“ als einer der Baiern die Pistole aus dem „Schoik“ zog und durch das Fenster in die Richterstube schoß. Nun gieng es an

eine förmliche Schlacht: die Baiern überschritten die Grenze und drangen brüllend und schießend ins Dörfchen ein, während ihnen die erbitterten Wäldler mit wahrer Kampfbegier entgegen stürmten. Den blutigen Kampf zu schildern, versagt die Feder den Dienst. Nur so viel sei erwähnt, daß des Blutes in reichlicher Menge floß und die tapferen Wäldler ihre Feinde bald bis an den Teufelsbach zurückgedrängt hatten.

Während es dort noch einmal zu einem heftigen Kampfe kam, schwirrten urplötzlich sechs Schüsse durch die Luft. Alles starrte betroffen nach der entsprechenden Richtung — und nun nahmen die feindlichen Nachbarn Reißaus, daß es ein Vergnügen war, Augenzeuge ihrer Flucht zu sein. — Das Erscheinen der sechs österreichischen Gendarmen nahm ihnen alle „Kuraschi. . ."

Xaverl wurde durch die Heimatsbehörde dem baierischen Landgerichte ausgeliefert und dieses wies ihm einen mehrjährigen Aufenthalt in seinem Gefängnisse an. . .

Seit dieser Zeit wagte sich kein Baier in den urdeutschen Böhmerwald und kein Böhmerwäldler in das urdeutsche, herrliche Baierland, bis die Alles verwischende Zeit auch über diesen Schandfleck den Schwamm der Vergessenheit führte.

Heute verkehrt man wieder so freundschaftlich wie in frühester Zeit, denn hüben wie drüben hat sich das Bewußtsein entwickelt, daß Alle Söhne Einer, der gebenedeiten „deutschen Heimat" sind.

Stenographisches.

Meine gelegentliche Bemerkung im Octoberhefte des „Heimgarten," daß ich nach den Proben zu schließen, die mir zufällig zu Gesicht kamen, in der heutigen stenographischen Schrift nicht ganz die genaue, feine und zierliche Weise Heger's wiederfinde, hat den „Gabelsberger-Stenographen-Verein" in Linz zu einer Zuschrift an die Redacion des „Heimgarten" veranlaßt, in welcher er lebhaft für den Aufschwung der stenographischen Kunst in Oesterreich eintritt. Den Aufschwung und die wachsende Verbreitung der Stenographie in Oesterreich habe ich nie bezweifelt; meine Bemerkung bezog sich nur auf eine Vergleichung der heutigen stenographischen Schrift mit der Heger'schen in Betreff der Genauigkeit, Feinheit und Zierlichkeit, und stützte sich, wie ich ja ausdrücklich hervorhob, nur auf einzelne Schriftproben, die mir zufällig zu Gesicht gekommen. Um mir ein endgiltiges Urtheil zu bilden, mußte ich wünschen, Schriftproben zu sehen, welche von den Lehrern der Stenographie selbst für mustergiltig und dem Stande der heutigen Kunstfertigkeit entsprechend erklärt würden. Diesem Wunsche kam der Obmann des Linzer Stenographischen Vereins, Herr Professor Barta, eben so freundlich als in ausgiebigem Maße entgegen, indem er mir eine Reihe von Schriftproben und Belegen einsandte, welche von dem Umfange, in welchem, und dem Eifer, mit welchem die Stenographie in der oberösterreichischen Hauptstadt gepflegt wird, ein rühmliches Zeugnis geben. Die Schönheit dieser Proben läßt nichts zu wünschen übrig. So wie aber in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, in jeder menschlichen Thätigkeit eine Grenze der Vollkommenheit undenkbar und Jeder willkommen ist, der etwas beitragen will zur Förderung des Fortschritts und zur Abwehr der Verfalls, so wird es gewiß auch auf dem Gebiete der Stenographie mir und jedem Anderen gestattet sein, mit Andeutungen und Vorschlägen, wie Dies oder Jenes besser, zweckmäßiger sich machen ließe, hervorzutreten. Für solche Andeutungen ist hier schon deshalb nicht der Ort, weil sich die stenographischen Zeichen im Druck nicht wiedergeben lassen; ich werde mich also darauf beschränken, einige von meinen bezüglichen Ansichten dem Linzer Gabelsberger-Stenographen-Verein brieflich darzulegen. Auch zu mündlichen Erörterungen werden mich Stenographen immer bereit finden, im Interesse einer Kunst, in welcher ich einen nicht unbedeutenden Hebel des menschlichen Culturfortschritts erkenne.

Robert Hamerling.

Einen Spaß muß man auch haben, sagte der Bauer, da warf er sein Weib in den Mühlbach.

Lustige Zeitung

Der Spaß kommt Dir theuer zu steh'n, d'raus das Weib, und sprang wieder heraus.

Carneval. Graz, 1. Februar 1887.

Vorsichts-Maßregeln.

Wien, 1. Februar.

Wir leben bekanntermaßen in dem Zeitalter der Humanität, na ja! Unsre Devise ist: Nur ja Einer dem Andern nicht weh thun! Na ja, wozu denn auch! Aus diesem Grundsatz sind unsere Thierschutz- und Geselligkeitsvereine entstanden und hervorgegangen. Wie sehr wir in Wien z. B. vor Feuersgefahr geschützt sind, das brauche ich wohl Niemandem zu sagen, der je in seinem Leben die Hofspritzen gesehen hat! Das neueste Bestreben ist aber die Feuersicherheit in den öffentlichen Localen, speciell in den Theatern. Wir Alle kennen die vielen Vorsichtsmaßregeln, die in dieser Beziehung getroffen wurden! Ich, als Mann für Alles, habe es mir angelegen sein lassen, der löblichen Behörde diesbezügliche noch weiter gehendere Maßnahmen unterthänigst zu unterbreiten, die ich hiermit ihrer gütigen Beurtheilung empfehle. Meiner Meinung nach müßte nämlich vor Allem das Repertoire der einzelnen Bühnen in Bezug auf seine Feuersicherheit streng geprüft werden! Stücke, denen nur der geringste Schein einer Feuersgefahr anhaftet, sind unzulässig, so z. B.: Wildfeuer, Feuer in der Mädchenschule, ein Blitzmädl u. dgl. Hingegen wäre das Repertoire vorzugsweise mit solchen Stücken zu bereichern, die eine gewisse Garantie gegen Feuersgefahr bieten, wie etwa: Cato von Eisen, Götz mit der eisernen Hand u. a. Auch der Inhalt der Stücke wird genau geprüft werden müssen! Es ist geradezu unverantwortlich, wie leichtsinnig man bisher in dieser Beziehung verfahren! Nach meinem Vorschlag ist aber auch hier für die Zukunft jeder Gefahr vorgebeugt. Stücke, die in Folge ihres Inhalts zur Begeisterung entflammen, sind selbstverständlich ein- für allemal verboten! Desgleichen dürfen Couplets von zündender Wirkung unter keiner Bedingung mehr gesungen werden. Besprechung brennender Tagesfragen auf der Bühne absolut unzulässig! Natürlich werden durch meine neuen Maßregeln für die Darsteller selbst manche Unannehmlichkeiten erwachsen! So dürften sich z. B. ein feuriger Liebhaber und eine Sentimentale die warm wird, oder gar eine Soubrette mit glühenden Blicken in der Folge vergebens um ein Engagement umsehen! Das Durchbrennen der Schauspieler ist natürlich contractlich verboten! Ueberdies wird auch das P. T. Publi-

Feuilleton.

Bernhard Bürstenbinder.

Ein Charakterbild aus dem Leben.

„Bernhard Bürstenbinder, bedeutender Biertrinker, bewährter, bevorzugter Bildermaler, bemalte billige Bilderbögen. Bernhard bedurfte besondere Bewegung, besseren Blutumlauf bewirkend, bei besagter beständiger bewegungsarmer Beschäftigung. Bernhard's Bauch, bereits bedenkliche Breite bietend, bezeigte bestens bewältigten Bierstoff. Besserung begehrend, Blutwallungen, beziehungsweise Beängstigungen beim bewegungslosen beständigen Bemalen billiger Bilderbögen besänftigend, beschwichtigend, beruhigend beizuspringen — beschloß Bernhard baldigst Brust-Bein-Bauch-Beugung-Bewegungsvereinen beizutreten. Bevor Bernhard bekannte Bewegungen begann, besuchte Bernhard Bürstenbinder Balthasar Besenbinder, Brunhildens Bruder, Belehrung begehrend. Balthasar Besenbinder, behäbiger Bürgersmann, bierfeindlicher Brausebreitrinker, Bierbauchverachter, Bruchbandagenbereiter, borgte Bernhard brauchbare, Belehrung bietende Bücher, Bierbäuche-Bewältigendes, Betreffendes bringend. Bernhard besah Betiteltes, Bedrucktes, blätterte, blickte beglückt, begann bei Balthasar Buden-Brust-Bein-Bauchbewegungen, beispielsweise Brustweitungen, Bauchwendungen, Beinschwenkungen — Buches Belehrungen bestens benutzend." — Die Werbung Bürstenbinder's um Balthasar's Schwester, Brunhilde, hat sich folgendermaßen vollzogen: „Bruder Balthasar bänglichen Blickes, begann besorgt, Beide befragend: „Begehrt Bernhard Bürstenbinder blauäugige, blondhaarige, busige Brunhilde Besenbinder?" Bernhard bejahte bewegt. Brunhilde blickte beschämt. Bruder Balthasar blieb besorgnißvoll. — „Begehrt Brunhilde Besenbinder breitschultrigen, bierbäuchigen Bernhard Bürstenbinder?" Brunhilde bejahte bewegt. Bernhard beugte beide Beine bodenwärts, berührte begehrenden Blickes Brunhilde's blühende Backen, Busserl bietend. E. M. Sch.

kum sich zu Concessionen bequemen müssen. Es wird erstens nie in Feuer und Flamme gerathen dürfen und wird sich gewöhnen müssen, gerade solche Stücke anzublasen, die es warm machen! Daß kein Mensch seine Flamme in's Theater mitnehmen darf, ist selbstverständlich!

Wie Sie sehen, ist für Alles vorgeseh'n und geschieht alles Mögliche, um das Publikum zu schützen. Mein Vorschlag geht so weit, daß der Sicherheit halber sogar die Theaterzettel in Zukunft nur mehr auf Löschpapier gedruckt werden!

F. J. Koch.*)

Nachrichten.

— Ein Candidat für ein Abgeordnetenmandat bestieg in einer Wählerversammlung die Tribüne und begann: „Meine Herren!" Aber alle folgenden Worte blieben bei dem schwachen Organ des Redners unverständlich. Plötzlich rief ein Zuhörer mit Stentorstimme: „Das wundert mich gar nicht, daß ein Mann mit so schwacher Stimme die meinige haben möchte!" Unter dem schallenden Gelächter der Versammlung verließ der Candidat die Rednerbühne.

— „Warum Herr Krause keine Haare hat?" Nun, weil die Neger krauses Haar haben.

— Unsere Kinder. „Freu' Dich, Käthchen, der Storch hat Dir ein kleines Brüderchen gebracht, willst Du es sehen?" — „Ach nein, Papa, aber den Storch möcht' ich gerne seh'n."

— Vereinsnachrichten. In einem thüringischen Städtchen hatte sich ein Kriegerverein gebildet, der sich mit zum Hauptprincip machte, seine Kameraden nach militärischer Sitte zu Grabe zu geleiten. Paragraph 1 der Statuten lautete: „Der Zweck des Vereins ist, die Mitglieder zu begraben.

*) Aus „Wiener Humor". (Wien. M. Stern.)

Volkswirtschaft.

— Alles falsch. Butterhändler: „Daß doch der Teufel d'rein schlage! Jetzt habe ich einen Kübel Kunstbutter bestellt und nun ist die auch gefälscht."

— Unangenehmer Beruf. Schuhmacher: „Wie geht's, Herr Nachbar?" — Bäcker: „Schlecht!" — Schuhmacher: „Was? Ihnen? So an' reichen Bäcker?" — Bäcker: „Is dös an Existenz, wann m'r vom Hunger seiner Mitmenschen leben muaß?„

— Der Erfindungsgeist der Yankees ist wirklich bewundernswert. Bindet da ein Biedermann, der an den romantischen Ufern des Codorus in Pennsylvanien wohnt, seinen Gänsen und Enten kurze Angelschnüre mit Haken und Wurm an die Beine und jagt sie dann in's Wasser. Die Fische beißen an und zerren an der Schnur, worauf das Federvieh erschrocken an's Ufer eilt, am Bein hinten einen Fisch. Das Uebrige besorgt der Farmer.

Unterrichtswesen.

— Geschichtsprofessor: „Was glauben Sie, wäre geschehen, wenn Wallenstein nicht ermordet worden wäre?" Zögling: „Ich glaube, er wäre später doch gestorben."

— Professor: „Nun aus der Naturgeschichte. Thomas, welches Thier zeigt die meiste Anhänglichkeit an den Menschen?" — Schüler: „Das ist der Blutigel."

— Geographische Erklärung. „Vater, warum heißt's denn in der Geographie immer europäisches Fest-

Ein Schauspieler.

Der geniale Schauspieler Wilhelm Kläger spielte vor Jahren dem Berliner Publikum in der Weinlaune einen argen Streich. Man gab im Hoftheater den „Tell". Kläger, der den Geßler zu spielen hatte, zechte in der bekannten Weinstube von Lutter und Wegner bis knapp vor Beginn der Vorstellung. Der Theaterdiener, der wußte, wo Kläger zu finden sei, holte ihn aus dem Kreise der Zechgenossen. Unwillig über die Störung und noch nicht voll des süßen Gottes, versprach Kläger, längstens um 3/4 9 Uhr wieder zurück zu sein. Da nun Geßler erst zu Ende des vierten Aufzuges, also beiläufig nach halb 10 Uhr erschossen wird, wurde Kläger's früheres Erscheinen für unmöglich erklärt. Sofort wettete der Schauspieler um einen Korb Champagner, daß er das Unmögliche möglich machen werde. Die Wette wurde gehalten, denn jeder Vorwand zum Trinken war willkommen und Kläger eilte in's Theater. Als nun im dritten Acte die Apfelschußscene kam und Tell auf die Frage des Vogtes, wozu er den zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe, antwortete:

„Mit diesem zweiten Pfeile durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte . . ."

Da strich sich zum allgemeinen Erstaunen der Künstler und des Publikums Kläger-Geßler behäbig den Bart und sprach gemüthlich:

„So, so, mein lieber Tell! Nun wohl, ich könnte
Euch jetzt nach Küßnacht bringen lassen,
Dorthin, wo weder Mond noch Sterne scheinen;
Doch will ich's nicht! . . . Die Schweiz sei frei!
Ich gehe aus dem Lande und bitt' Euch nur:
Seid einig, einig, einig!"

Wohl oder übel! Der Vorhang mußte fallen, an eine Fortsetzung des Spiels war nicht zu denken. Kläger entlief in die Weinstube. Die Wette hatte er gewonnen, aber Berlin mußte er verlassen.

Sein Meisterstück lieferte derselbe Schauspieler in Brom-

land?" — „Dummer Bua! Lest denn net allerweil in der Zeitung: Schützenfest, Turnerfest, Sängerfest? D'rum heißt halt Europa a Festland."

— Wie Karlchen Schulze „Erster wurde. Karlchen kommt freudestrahlend aus der Schule und erzählt dem Vater, daß er in der französischen Unterrichtsclasse Erster geworden sei. Vater (erstaunt): „Aber Junge, das ist ja gar nicht möglich, Du hast im Französischen stets schlechte Censuren erhalten." Karlchen: „Janz klar ist mir die Sache ooch nich. Der Lehrer wollte wissen, was „jeboren" uf Französisch heeßt. Nu fragt er der Reihe nach — Keener weeß et. Wie er schonst janz witig is, kommt er zu mir und fragt: Karlchen, weeßt Du vielleicht, wie geboren heeßt? — Nee, sage ick. Dadruf sieht er mir jroß an und meent: Also von die janze Schafheerde konnte nur Eens meine Frage richtig beantworten. Karlchen Schulze setze Dir als Primus obenan."

Gerichtssaal.

— Vertheidiger: „Sie haben nur ihren Vetter getödtet und sonst Niemanden von Ihrer Familie?" — Angeklagter: „Nur meinen Vetter." — Vertheidiger: „Schade! Wenn Sie die ganze Familie ermordet hätten, hätte man auf geistige Unzurechnungsfähigkeit plaidiren können."

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen?" — „Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich unschuldig bin!" — „Jetzt werden keine Zeugen mehr vernommen."

Kunst und Literatur.

— Rokitanski, der Vater der beiden bekannten Opernsänger, war bekanntlich Professor der Pathologie an der Universität zu Wien. Außer diesen Sängern hatte er noch zwei Söhne, welche als tüchtige Aerzte einen Ruf genießen. Als der alte Professor eines Tages gefragt wurde, wie es seinen vier Söhnen erginge, gab er kopfschüttelnd zur Antwort: „Ja, sehen Sie, mein Lieber! Zwei ‚heilen', und zwei ‚heulen,' und die, die ‚heulen,' verdienen noch viermal soviel wie die, die ‚heilen.'"

— Als seinerzeit der Schriftsteller Kühne die früher von Laube geleitete „Zeitung für die elegante Welt" in Leipzig übernahm und der bekannte Witzbold Saphir wegen dieses Wechsels um seine Ansicht befragt wurde, erwiderte er sofort: „Nun, was sich Laube nicht erkühnt hat, wird Kühne sich wohl nicht erlauben."

— Nach einer verunglückten Tannhäuser-Aufführung in einer Provinzialstadt fiel es den Fortgehenden auf, daß die Büste Richard Wagner's auf dem Foyer von ihrem Postamente verschwunden war. Dafür fand man ein Zettelchen mit der maliciösen Meldung: „Von der herrlichen Aufführung meines Tannhäusers bin ich noch ganz weg! Ergebenst Richard Wagner."

— Der Druckfehlerteufel war einst boshaft genug, in den Nekrolog eines Virtuosen hineinzubringen: „Er dudelte drei Jahre lang." Der so dulden mußte, konnte es glücklicherweise nicht mehr lesen.

— Elegischer Stoßseufzer eines Menschen, der eine wirklich musikalische Carriere gemacht hat: „Was, ich soll nicht musikalisch sein? Schon in meiner Kindheit hing mir der Himmel voller Geigen. Dann hörte ich oft den Brummbaß meines Vaters und wurde nach Noten geprügelt. Als ich später studierte, fiel ich mit Pauken und Trompeten durch, mein väterliches Erbtheil ging flöten, ich wurde Sänger und man pfiff mich aus, jetzt pfeif' ich aus dem letzten Loche — und nun soll mir trotzdem abgesprochen werden, daß ich musikalisch bin, da ich vortrefflich Trübsal blasen kann?"

Geschäftszeitung.

— Unter dem Federvieh sind jedenfalls die Hühner die höflichsten, das sieht man an den vielen Kratzfüßen. — In Frankreich soll nächstens mit großem Pomp das Jubiläum der Einführung der Kartoffel gefeiert werden, an dem sich die ganze Nation betheiligen wird. Die Kartoffel verdient diese Ehrenbezeigungen in der That, denn streng genommen verdankt Frankreich diesem Gewächs seine Stärke.

— Als Muster einer modernen Reclame theilt ein Leipziger Blatt die nachstehende Anzeige mit: „Die von mir angefertigten Teleskope bringen selbst eine Fliege, die eine halbe Meile entfernt ist, so nahe, daß man sie brummen hören kann."

Telegramm.

— Ein junger Ehemann, der glücklicher Vater von Zwillingen geworden, telegraphiert sofort an die besorgten Schwiegereltern: „Heute früh Zwillinge bekommen. Morgen mehr."

---

berg. Höchst angeheitert betrat er während eines Gastspiels die dortige Bühne und wurde, da seine unsichere Haltung sich deutlich bemerkbar machte, von zahlreich anwesenden jungen Leuten mit Enthusiasmus — ausgepfiffen. Kläger kam nicht aus der Fassung.

Nach einer kurzen Pause trat er hart an die Rampe und hielt folgende Ansprache: „Ver—ehrtes Publicum! Wenn ein Künstler, wie ... Wilhelm Klä—ger, in einem Nest, wie Brom—berg, gastiert, dann muß er ent—weder ver—rückt oder besoffen sein ... Ich habe den letzteren Zustand gewählt."

Das Halloh kann man sich denken.

Bücher.

Wien. Von Friedrich Schlögl. Zürich, Caesar Schmidt.)

„Gedrängter und doch dabei erschöpfend, sachlicher und doch anmuthig fesselnd von der ersten bis zur letzten Zeile kann wohl kaum eine Großstadt und deren Bewohner beschrieben werden, als es hier unser Schlögl gethan hat. Einen treueren und zugleich charakteristischeren Führer durch Wien kann man nicht mehr finden. Wer das, nebenbei gesagt, mit künstlerisch und präcise ausgeführten Illustrationen geschmückte Werk auch nur liest, und wäre er hundert Meilen vom Stefansthurme entfernt, der kennt Wien. Es ist jedoch mehr als ein Fremdenführer, es ist ein ethnographisches Werk in ernsterem Sinne; tiefe Wahrheitsliebe, edler Freisinn und männlicher Freimuth sind die ethischen Vorzüge des Buches, Uebersichtlichkeit, scharfe Plastik in Zeichnung des geschichtlichen Theiles, wie des Volkslebens sind dessen künstlerische. Ein altes, echtes Wienerherz, wie Friedrich Schlögl es ist, der seit Metternich her alle Stufen der Entwickelung Wiens miterlebt, mitgelitten und mitgejubelt hat, der alle Schichten des Volkes, seiner Literatur und Kunst auf das Genaueste kennen gelernt hat, in dessen eigenstem Blut selbst die Fehler und Tugenden des Wieners leben und der das rechte Auge besitzt, um zu sehen und den richtigen Humor, um über Allen stehend doch mit Allen intim zu sein, und uns die Wiener so zu sagen Arm in Arm vorzuführen — nur ein solcher Mann kann das Buch schreiben, das er hier geschrieben hat.

Staunend über die Genauigkeit der Darstellung, gerührt von der heißen Liebe des Verfassers zu seinem Wien, dem er gleichwohl die schärfsten Rügen in das Gesicht sagt, und dankbar endlich für den Wert des Werkes, für den Genuß bei der Lectüre — so legen wir das Buch aus der Hand, um mit dieser die des Verfassers herzlich zu drücken. R.

Culturbilder aus dem Osten von Ferdinand Schifffkorn. (Leipzig. E. Peterson.)

Kommt ein Kritiker des Weges und sagt, der Verfasser der Culturbilder reiche fast an K. E. Franzos hinan — kommt nun ein Anderer und meint, der Verfasser habe Aehnlichkeit mit M. Jókai. Doch weit gefehlt! Die Individualität des Autors ist in diesen „Bildern" von so scharfen Umrissen, daß wir niemand Anderen darin zu erkennen vermögen, als — Schifffkorn, denn dieser Name bedeutet einen Mann, der das, was er für gut findet, mit deutschem Mannesmuth heraussagt — unbekümmert, ob Jemand darob seinen Mund schief zieht. „Je mehr Feind', desto mehr Ehr'!" sagt er als „alter Landsknecht" mit Frundsberg. — Das Buch, dessen „Berechtigung", mit den eigenen Worten des Verfassers, „vor Allem in der Wahrheit seines Inhaltes im Gegensatze zu tendenziöser Schönfärberei wie chauvinistischer Verlogenheit liegt," enthält 22 Erzählungen aus Ungarn und Rumänien, von denen die Erzählung „Ursachen und Wirkungen" für jeden Oesterreicher historisch interessant ist. — Ob die Culturbilder verloren hätten, wenn hie und da der novellistische Aufputz weggeblieben wäre? — Ob hingegen die Erzählungen gewonnen hätten, wenn sie statt „Culturbilder" in der Taufe einen der „Wahrheit und Dichtung" ähnlichen Namen erhalten hätten? — Diese Fragen wollen wir hier nur aufwerfen, aber nicht beantworten. —tt—

Aus Herrn Walther's jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Victor Wodiczka. (Leipzig. Hermann Haeßel.)

Historische Romane, der Geschichte unseres Vaterlandes entnommen, von wahrhaft künstlerischer Bedeutung, besitzen wir wenige, und können somit das Erscheinen dieses Werkes, das von entschiedenem Talente des Verfassers zeugt, nur mit umso größerer Freude begrüßen. Die Handlung ist tüchtig geschürzt, die Charaktere trefflich gezeichnet, das historische Colorit ein überaus getreues. Wenn der Verfasser für die Folge etwas zu vermeiden hat, was den Eindruck seiner Werke schädigen könnte, so ist es die stellenweise zu große epische Breite seiner Schilderungen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß dieselben jedes Interesses entbehren.

Gust. Andr. Reßel.

Wiederholt erinnern wir daran, daß gegenwärtig bei Amelang in Leipzig **Adalbert Stifter's ausgewählte Werke** lieferungsweise erscheinen. Es ist Bedürfnis und Pflicht eines jeden wahren Literaturfreundes, die Verbreitung der edlen, in ihrer Art einzigen Werke Stifter's zu unterstützen. Ob es in der erzählenden Literatur etwas Reineres, Innigeres gibt, als z. B. „Aus der Mappe meines Urgroßvaters," „Das Heidedorf," „Zwei Schwestern," „Der Hochwald," oder etwas in seiner stillen Einfachheit Gewaltigeres, als

den „Abdias,“ den „Bergkrystall,“ oder etwas Humorvolleres und Rührenderes als den „Hagestolz“ oder „Kalkstein“? Es ist eine ernstheitere, friedvolle Welt, in die Stifter seine Leser einführt. Alle werden ihn nicht verstehen, aber wer ihm folgen kann, der wird an diesem großen Poeten ein glücklicher Leser. R.

Ferdinand Schmidt. Festschrift zu seinem 70. Geburtstage von Hermann Jahnke. Mit Titelbild. (Berlin, Fr. Sensenhauser'sche Buchhandlung.)

Wenn es galt, ein wahrheitsgetreues Bild des erfolgreichen Wirkens des Schulmannes, Volkspädagogen und Jugendschriftstellers Ferd. Schmidt vor den Augen des deutschen Volkes zu entrollen, so war gewiß Niemand mehr berufen dazu, als Hermann Jahnke. Mit wohlthuender Wärme schildert er die innerlichen Entwicklungsphasen und die unermüdliche Schaffensfreudigkeit des gefeierten Jugend- und Volksbildners. Man merkt es dem Buche wohl an, daß sein Verfasser in der Begeisterung für ein so segensreiches Streben dem Gefeierten nicht nachsteht. —tt—

Es gibt keine ernstere und heiligere Pflicht als die vernünftige Erziehung und naturgemäße körperliche Pflege der Kinder, keine segensreichere Arbeit, als deren geistiges Streben verständnisvoll zu unterstützen und ihnen den Weg zu dem vorgesteckten Lebensziele zu ebnen. Wenn die Eltern für andere Gebiete ihrer Thätigkeit sich gerne die Hilfe eines literarischen Rathgebers, welcher in Gestalt irgend einer Fachzeitschrift im Hause Eingang findet, gefallen lassen, so werden sie gewiß auch „**Schule und Haus**“, Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes, mit Freuden begrüßen. Das Blatt macht die Eltern mit der Schularbeit vertraut, gibt Winke, wie man den Kindern die Lernarbeit erleichtert, deren Studienerfolge sichert und der Jugend das Leben schöner, die Zukunft glücklicher gestaltet. Die Redaction (zwei am Wiener Lehrer-Pädagogium wirkende Fachmänner, die Herren J. Eichler und E. Jordan) ertheilt unentgeltlich Auskünfte in allen Fragen auf dem Gebiete der öffentlichen und häuslichen Erziehung und Bildung, und somit kann „Schule und Haus“ allen sorgsamen Eltern als treuer und verläßlicher Rathgeber bestens empfohlen werden. Das Blatt, welches am 1. Jänner 1887 seinen IV. Jahrgang begann, ist zu beziehen durch die Administration von „Schule und Haus“, III Beatrixgasse 28 in Wien. V.

„Grüß' Gott!“ Ein Blatt für Oesterreichs deutsche Jugend. Erscheint monatlich zweimal. Mit Bildern und Beilagen. (A. Pichler's Wwe. & Sohn. Wien.)

Der Inhalt der Zeitschrift wird folgende Gruppen umfassen: Erzählungen, Märchen, Fabeln, Theater, Sagen, Legenden, Gedichte, Sprüche, Geschichtliches, Lebens- und Charakterbilder, Culturbilder, Volksbräuche, Geographisches, Reisebeschreibungen, Thier- und Pflanzenbilder, Thiergeschichten, Technologisches, Heiteres in Wort und Bild, Anekdoten, kleine Weltpost (Wissenswertes aus der Zeitgeschichte), Schnitzel (allerhand kurze Mittheilungen), Lieder mit einfacher Clavierbegleitung, Allerhand Kurzweil, Bildung des Verstandes, Veredlung des Herzens, Anleitung zu sinniger, nützlicher und unterhaltender Beschäftigung, Stärkung und Kräftigung der Liebe zu Heimat und Vaterland, Weckung des deutschen Stammesbewußtseins, strebt dieses neue Jugendblatt an, das wir allen Kinderfreunden auf das Wärmste empfehlen. V.

Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Redigiert von Th. Trautwein. Jahrgang 1886 — Band XVII. Mit 20 Tafeln und 20 Figuren im Text.

Von den ganz vorzüglichen Aufsätzen dieses Jahrganges sind besonders zu erwähnen: „Die Entstehung der Alpen“ von Dr. Karl Haushofer, „Die mittlere Wärmevertheilung in den Ostalpen“ von Dr. Julius Hann, „Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung“ von Eduard Brückner, „Gute Bekannte aus den Alpen“ von Hans Grasberger und „Kärntnerische Gebräuche bei Geburt und Tod“ von Rudolf Waizer. Alpenfreunden — und das sind wir ja Alle — kann dies Jahrbuch auf das Wärmste empfohlen werden. M.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Der letzte Ritter. Ein Bilderkranz aus dem Leben Kaisers Maximilian I. Von M. Glock. (Wien. A. Pichler's Witwe und Sohn. 1886.)

Der Bildlthaler. Volksstück mit Gesang in 3 Aufzügen von Leopold Winter. Gesangstexte von Leopold Hörmann. Musik von Eduard Steinböck. (Reg. London. Nat. Hall. München. 1887.)

Wie die Gulendorfer reich wurden. Eine Geschichte aus dem Volke von Leo E. Přibil. (Wien. Wilhelm Frick. 1887.)

Schlichte Geschichten. Drei Erzählungen von Nanna Hart. (Plauen i. V. Gustav Lange. 1886.)

Naahleide. Gedicht von Helmer von Elm. (Wolfenbüttel. J. Zwißler. 1886.)

Menschenlieder von Adalbert von Hanstein. (Berlin. C. F. Conrad. 1887.)

Moralische Gebrechen der Jugend, Ursachen und Heilung derselben. Von Johann Drescher. (Graz. Druckerei Leykam. 1886.)

Von der Ostsee bis zum Nord-Cap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauß. Bis zum 6. Heft erschienen. (Neutitschein, Wien und Leipzig. Rainer Hosch).

„Deutsche Blätter," Monatshefte für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber Hans R. Krauß, Eger.

Locomotivführer-Kalender für Oesterreich-Ungarn. 1887. (Wien, Thomas Hafner.)

Jahresbericht über das k. k. Gymnasium in Triest. Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1886. (Triest, Oest.-ung. Lloyd.)

Postkarten des Heimgarten.

✕✕ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

W. K., Graz: Trösten sie sich darüber, daß Sie in jenem Wiener Skandalblättchen geschmäht wurden. Schlimmer ist's, in demselben gelobt zu werden.

N. N., Franzensbad: Die folgenden Aphorismen nicht übel:

In der Liebe herrscht das Mädchen,
In der Ehe herrscht der Mann;
Wer in beiden Sphären herrschet,
Ist in einer ein Tyrann.

Weib! mit dem Pantoffelhelden
Bist Du wahrlich schlecht daran;
Alle Welt muß Dich bedauern,
Denn Du hast ja keinen Mann.

E. A. Sch., Brüx: Volksschullehrer in Vöslau.

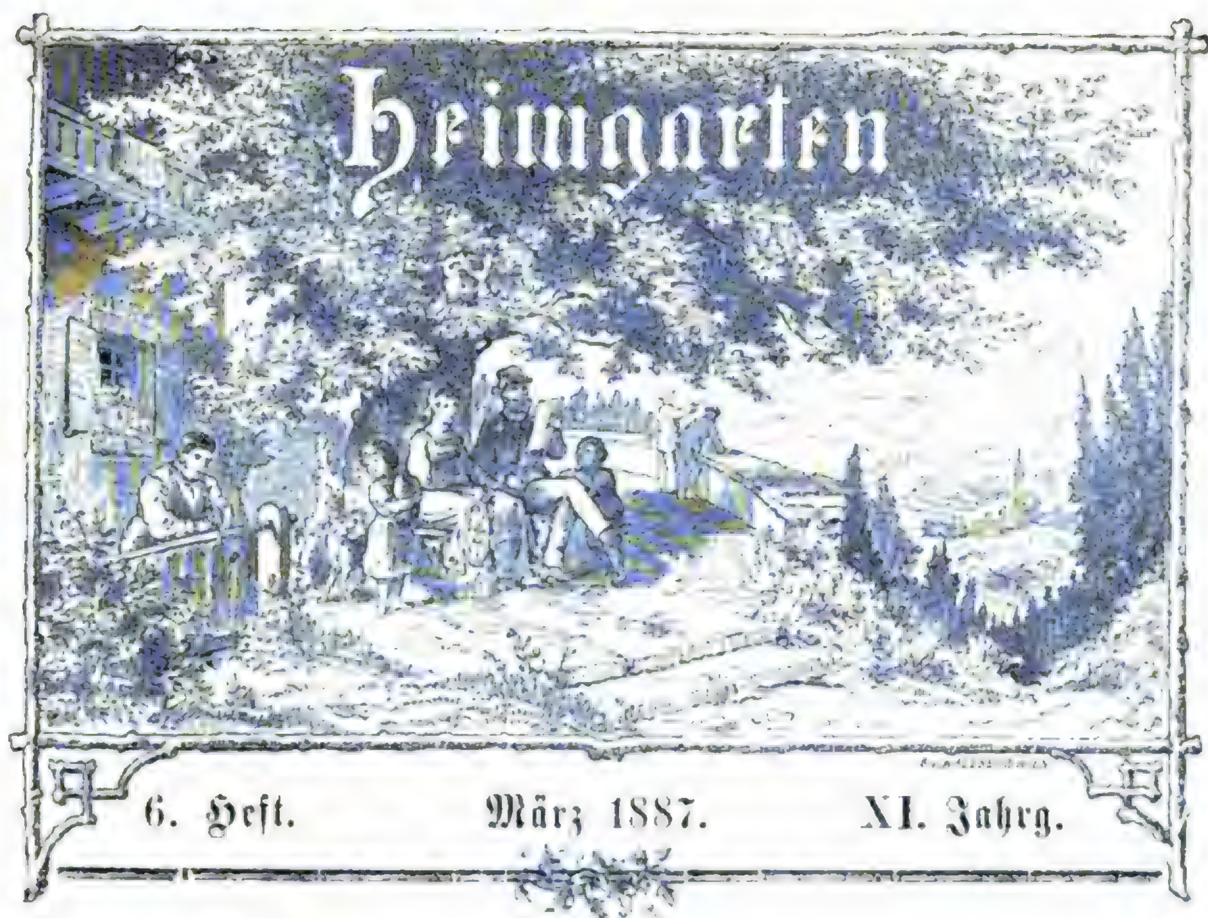
J. F., Zwettl: Betreffenden Aufsatz finden Sie im Maiheft 1883. Der Autor kommt aber in seiner Autobiographie, die sich bis in die neueste Zeit erstreckt und im Heimgarten allmählich erscheint, öfter auf Zwettl zurück. — Der verehrte Dichter äußerte selbst wiederholt den Wunsch, seine Heimat zu besuchen. Wenn sich seine Gesundheit bessert, kommt es hoffentlich wohl noch dazu.

J. M., Reichenberg: Wenn wir dieses erste Gedicht Ihnen zuliebe abdruckten, so kämen Sie dann mit dem zweiten, dritten, mit einem ganzen Dutzend, die wir doch nicht brauchen könnten. Ohne Verdruß gienge es nicht ab; wir machen ihn heute und dann solls abgethan sein.

B. P., Linz: Vermachen Sie den Gegenstand dem Beethoven-Museum, welches demnächst in Heiligenstadt bei Wien gegründet werden soll. Die heutige kleine Sammlung dort soll sich allmählich zum „Museum" entfalten und als solches eine Bibliothek, eine Bildergallerie, eine Sammlung plastischer Werke und Reliquien (Manuscripte, Musikalien, Porträts, Gemälde, Büsten, Münzen) von und auf Beethoven u. s. w. enthalten.

J. P. v. T., Riga: Sie ersuchen uns Ihnen mitzutheilen, was Glück sei. Ein Glück ist, daß Sie nicht bei uns sind, wir würden Ihnen über ein solches Ansuchen sauber die Leviten lesen. Wollen Sie in der That über den Gegenstand etwas vernehmen, so schlagen Sie „Heimgarten" VIII. Jahrg., Seite 453 auf.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VI.

Von der Mur zur Adria.

Ich habe im vorigen Abschnitt meiner Bekenntnisse die Absicht ausgesprochen, als nächste Fortsetzung derselben Auszüge aus meinem Ferientagebuch von 1850—51 zu geben. Aber ich finde es nachträglich doch bedenklich, den Leser so lange bei derselben Jugendepoche festzuhalten, verschiebe deshalb die Mittheilung jenes Tagebuchs auf eine spätere Zeit und Gelegenheit, und beeile mich vor der Hand, fortzufahren in meinem Versuch, die Hauptthatsachen meines Lebens darzulegen, sie in ihrer Einfachheit und Wahrheit sicherzustellen gegen die phantasiereiche Willkür biographischer Skizzenverfasser. Wenn ich wiederholt auf die Versicherung zurückkomme, daß es mir nicht eingefallen wäre, mein Leben zu beschreiben, hätte man nicht die Gepflogenheit, ein Dichterleben gelegentlich als Stoff für Feuilletons und Essays mit freier Erfindung zu behandeln, auch an mir geübt — so geschieht es deshalb, weil bei der Veröffentlichung dieser Bekenntnisse in Bruchstücken eine gethane Aeußerung leicht vergessen wird und nicht Allen, welche Gegenwärtiges lesen, auch das Frühere zu Gesichte gekommen ist.

Ich bin in meiner Erzählung bei dem ersten Grazer Aufenthalte vom October 1853 bis April 1855 angelangt.

Nicht sogleich beim ersten Anblick entfaltete die anmuthige Murstadt für

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November.

mich jenen Zauber, den man ihr nachzurühmen pflegt. Von Wien kommend, trug ich die allzu lebendige Erinnerung an die unvergleichlich schönen, reichen und großartigen Rundsichten noch in mir, wie sie in der Umgebung der Residenz von der Höhe des Kahlenberges, des „Himmels," des Hermannskogels u. s. w. nach einer Seite über die Riesenstadt und den Riesenstrom, nach der andern über gewaltige Gebirgslandschaften sich aufthun. So konnte ich, auf dem Grazer Schloßberge stehend, nur einen angenehmen, aber keinen bedeutenden Eindruck empfangen. Mein Auge vermißte in der Stadt unter mir und in den zerstreuten, belanglosen Landhäusern der Umgebung architektonische Punkte, auf welchen es mit Interesse hätte ruhen können. Aber ich verkannte nicht den Reiz des Berges und seiner Spaziergänge an und für sich, und wenn ich im dolce far niente der schönen Septembertage, in welche meine Ankunft fiel, Trauben und Nüsse naschend das Glacis entlang schlenderte, entzückte und fesselte meinen Blick der herbstliche Farbenzauber des bewaldeten Abhangs, mit seinem Purpur und den hundert Schattierungen seines welkenden Laubgrüns.

Die Thatsachen dieses meines ersten, anderthalbjährigen Grazer Aufenthalts werden rasch erledigt sein.

In poetischer Beziehung war diese Epoche für mich nicht sonderlich fruchtbar. Von Gedichten, welche später in die Sammlung „Sinnen und Minnen" übergiengen, entstanden die Lieder: „Trost" (S. 9), „Rosenlied" (S. 14), „Meeresliebe" (S. 17), „Ich seh' Dich heut zum erstenmal" (S. 142), „Ein Moment" (S. 340); die Gaselen: „Spielzeug" (S. 317), „Ruhe" (S. 317), „Ich will ja nichts" (S. 318), „Wie, Du liebst mich nicht?" (S. 319); die Sonette: „Verschollene Liebe" (S. 243), „Du" (S. 303), „An M. M." (ursprünglich „An P." überschrieben, S. 345); die Distichen: „An L." (S. 179), „An Pauline" (S. 181).

Ein eifriges Studium des Persischen fiel in diese Zeit, das später mit gleichem Interesse noch einige Jahre lang fortgesetzt wurde.

Für das Gymnasial-Programm des Studienjahres 1853—54 schrieb ich eine Abhandlung: „Ueber die Grundideen der griechischen Tragödie," über welche Bonitz in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien sich beifällig äußerte.

Dazu kam die Vorbereitung für meine Lehramtsprüfung. Es war mir nunmehr klar geworden, daß bei der Eigenthümlichkeit meiner Verhältnisse jedenfalls noch einige Jahre verstreichen würden, bis ich auf dem Punkte angelangt wäre, einen gesicherten Haushalt auf dichterische Thätigkeit allein zu gründen. Ein Supplentengehalt von 40 fl. aber konnte auch nur sehr nothdürftig ausreichen. So schien nichts übrig zu bleiben, als durch Ablegung der Lehramtsprüfung und Annahme einer wirklichen Anstellung — die ja im günstigen Moment immer wieder aufgegeben werden konnte — den Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen: um so mehr, da durch eine sorgenfreie Lage, wie ich hoffte, auch dem poetischen Bestreben Vorschub geleistet werden konnte.

Nachdem ich am Schlusse des Schuljahres 1853—54 einen Tag lang, von Morgen bis Abend, meiner Thätigkeit als Examinator für das Griechische und Lateinische bei der Maturitätsprüfungen obgelegen — man hatte den Tag für diese beide Fächer ausschließlich bestimmt — reiste ich am folgenden Morgen nach Wien ab, um mich dort sofort selbst als Prüfling vor der Commission einzufinden, welche aus Miklosich als Vorsitzendem, Bonitz für das Griechische, Grysar für Latein und Hahn für deutsche Sprachwissenschaft bestand. Durch die Strapazen der vorherigen Tage war ich so angegriffen, daß ich mich krank gemeldet haben würde, hätte nicht Bonitz mit aufmunternden Zuspruch mir im letzten Augenblicke noch Muth gemacht.

Das umfangreiche Prüfungs-Protokoll und Lehramts-Zeugnis — es umfaßt sechs Folioseiten — sprach mir die Befähigung zu, Griechisch und Latein am ganzen Gymnasium zu lehren; für das Lateinische wurde die „Leichtigkeit" der Uebersetzung anerkannt, für das Griechische die „Gewandtheit und Bestimmtheit derselben, „selbst der schwierigeren Stellen," und die „Genauigkeit der Erklärung," so wie die „in mancher Hinsicht in das Einzelne reichende Kenntnis der Realien." In Betreff des Deutschen aber lautete das Urtheil wörtlich wie folgt: „Der Candidat hatte, wie er sagte, für das Deutsche die Lehrbücher von Bauer und ähnliche studiert; man hat aber aus seinen Antworten nicht entnehmen können, daß dies mit der erwünschten Gründlichkeit geschehen sei."

Es hatte damals eine eigene Bewandtnis mit den Prüfungen aus dem Deutschen bei Candidaten für das Gymnasiallehramt. Jedem Candidaten, was immer für eines Faches, oblag es, sich auch aus dem Deutschen einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Aber das Ergebnis dieser nebensächlichen Prüfung sollte — so lautete die Verfügung — keinen Einfluß haben auf die Entscheidung der Lehramtsprüfung im Ganzen. Die Folge hievon war, daß die Bewerber, sattsam in Anspruch genommen durch ihr Fachstudium, den Formelkram der deutschen Grammatik abseits liegen und sich kecklich eine Unwissenheit bescheinigen ließen, die keine praktischen Folgen für sie hatte. Auch mir fehlte zur Zeit der Ehrgeiz, in einem Fache, dessen ich in der Ausübung mächtig genug zu sein glaubte, für und wider nichts auch durch theoretische Kenntnis glänzen zu wollen.

Bekannlich hat mich diese Versäumnis nicht gehindert, in Sachen der Muttersprache es späterhin ziemlich genau zu nehmen, und sogar ein bißchen Pedant zu werden. Ich verließ mich auf das Sprachgefühl und auf die Anleitung, die ich aus der Lesung unserer classischen Schriftsteller schöpfte, und hatte daran, fast möchte ich sagen, mehr als genug. Reicht dergleichen doch hin, einen Menschen schier unglücklich zu machen, wenn er sieht, wie die sprachliche Fahrlässigkeit und Willkür im neuesten deutschen Schriftthum immer mehr überhand nimmt. Auch ohne die „Lehrbücher von Bauer und ähnliche" studiert zu haben, und langer Gewöhnung zum Trotz, verstimmt es mich noch immer gründlich, so oft ich auf das häßliche, täglich häufiger werdende: „Wenn ich wissen würde" oder „Würde ich wissen, so" u. s. w. stoße — es ist, wie wenn der Franzose sagen wollte si je saurais statt si je savais, oder der Italiener se saprei statt se sapessi — oder auf das drollige Beiwort „diesbezüglich" — genügt das einfache „bezüglich" wirklich nicht? — oder auf das unappetitliche Grazer Lieblingswörtchen „Anwurf" statt Vorwurf, das so ganz und gar „ungut" und „unnothwendig" ist — oder in Romanen auf das schlecht-französische: „Ja wohl! machte die Gräfin." — Bei letzterem Gebrauch des Wortes „machen" fühle ich mich immer lebhaft an die Bedeutung erinnert, welche dasselbe hie und da in der Kinderstube hat. —

Meine Collegen im Supplentenamte am Grazer Gymnasium — darunter der Mexikoreisende B. Heller, der begabte Adolf Ficker, Gustav Herr, Erasmus Schwab, Eduard Krischek, Georg Ullrich, Reichel und A. bildeten einen flotten geselligen Kreis, der durch den Anschluß junger Docenten der Universität erweitert wurde, und in dem sich angenehm verkehren ließ, dem ich aber freilich für meinen Theil bald dadurch entrückt wurde, daß ich einen eigenen Haushalt an der Seite meiner Mutter und später auch meines Vaters führte. Von diesem Kreise ehrenwerter Genossen hob durch Eigenthümlichkeit des Wesens und Charakters, insbesondere durch eine unendliche Gemüthlichkeit Jakob Cicigoi sich ab, den wir

unter uns gewöhnlich nur „Goi“ zu nennen pflegten.

So fest ich mir auch vorgenommen, in diesen Mittheilungen mich auf meine Person zu beschränken, so drängt doch, wenn man einmal das Buch seiner Lebenserinnerungen aufschlägt, neben dem lieben Ich unabweislich so manches liebe und werte Nicht-Ich sich hervor; und so fühle ich auch an dieser Stelle wieder das Bedürfnis, ein schlichtes Denksäulchen für eine Persönlichkeit, die mir gemüthlich nahe stand, aufzurichten.

Unser „Goi“ war Croate von Geburt, sprach daher das Deutsche mit einem etwas fremden Accent, aber doch recht gut, und wenn ihm jezuweilen auf dem Katheder ein Ausdruck entschlüpfte, wie: „So, nun sperren Sie die Bücher zu!“ so lächelten zwar die Schüler, aber seinem Ansehen schadete es bei ihnen nicht, da er ihnen ebenso sympathisch war, wie den Collegen im Lehramt.

Von dem köstlichen, goldreinen Gemüthe dieses Menschen lohnt es sich einen Begriff zu geben durch ein Geschichtchen, das ich im Verkehre mit ihm erlebte.

Eines Sonntags besuchte ich ihn, wie öfter, und fand seine Stirne gerunzelt, wie von schwerer Sorge verdüstert. Ich fragte ihn nach der Ursache. „Ach!“ versetzte er, „mir ist eben etwas sehr Unangenehmes begegnet. Waren da hintereinander ein paar Väter von Gymnasiasten bei mir, und wie sie fort sind, bemerke ich erst, daß einer von ihnen einen Ducaten, in ein Papierchen gewickelt, auf meinem Schreibtisch zurückgelassen hat. Ja, was denken denn die Leute von Unsereinem? Und das Schönste ist, daß ich nicht einmal weiß, welcher von den beiden Vätern es war, der den Ducaten unbemerkt auf meinen Schreibtisch legte. Wie soll ich es nun anfangen, denselben zurückzustellen? Soll ich von Einem zum Andern gehen und fragen: »Herr, sind Sie es, der mich mit einem Ducaten hat bestechen wollen?« Und behalten mag ich ihn auch nicht! — Ach Gott! (so schloß er seine Klage, das Goldstück aufnehmend und wieder hinwerfend) wenn ich den verwünschten Ducaten nur wieder los wäre! er brennt mich förmlich in der Hand!“

„Lieber Freund!“ gab ich zurück, „wir haben heute den 27., und ich bin eben gekommen“ — damit sagte ich die Wahrheit — „um Dich zu ersuchen, mir mit fünf Gulden bis zum ersten aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. Leih' mir den Ducaten, so hast Du ihn aus der Hand, wenn er Dich so sehr brennt!“

„Ja!“ rief er hastig. „Ja! da hast Du ihn! nimm ihn! Aber ich bitte Dich, gib mir ihn nicht zurück — hörst Du? ich werde Dir's schon sagen, wenn ich ihn brauche!“

Ich steckte den Ducaten zu mir und Freund Cicigoi athmete erleichtert auf.

Ich achtete seine Bitte und wartete geduldig, bis er mir sagen würde, daß er den Ducaten brauche. Er hat ihn nie gebraucht.

Vielleicht wundert sich der eine oder andere Leser, daß so naive Bestechungsversuche, wie der eben erwähnte, in früherer Zeit vorkamen. Sie kamen vor, wenn auch nicht oft, und ich selbst war einmal in der Lage, den Begriff eines naiven Vaters von meiner Ehre und Ehrlichkeit zu berichtigen. Jede Zeit hat eben ihr Eigenthümliches. So war es z. B. auch eine Eigenthümlichkeit jener Zeit, daß den Verkehr mit den Professoren die Väter der Schüler besorgten. Ich erinnere mich keines einzigen Damenbesuchs während der ganzen Zeit meiner lehramtlichen Thätigkeit. Seit, wie verlautet, zum größeren Theil die Mütter jenen Verkehr auf sich genommen, mögen die naiven Bestechungsversuche aufgehört haben. Frauen sind nicht so naiv wie ihre Männer.

Ein interessantes Schauspiel war es, wenn es uns Collegen gelang, den seelenguten Goi einmal zornig zu machen. In eben dieser seiner Seelengüte pflegte er uns von Zeit zu Zeit zu einem abendlichen Thee bei sich einzuladen, was immer gerne angenommen wurde. Er pflegte den Thee selbst zu bereiten, in einem „Schnellsieder," den er uns sehr rühmte und auf den er geradezu stolz war. Aber der Thee hatte manchmal den Eigensinn, auf diesem „Schnellsieder" durchaus nicht — fertig werden zu wollen. Weiß Gott, wie es kam, das Theewasser war in solchen Fallen wie verhext, es wollte nicht aufkochen. Wenn nun Goi den langen Leib und das breite bärtige Gesicht immer sorgenvoller über den Schnellsieder beugte, seine Stirne immer tiefer sich runzelte, und zwischen den Runzeln allmählich auch Schweißtropfen zu funkeln begannen, wie Thautropfen zwischen den Furchen eines frischgepflückten Ackers — so war dies ein Anblick, der mehr Mitleid als Heiterkeit hätte erwecken sollen. Wir aber, mit erwartungsvollen, halb spöttischen Mienen um unsern Freund her sitzend und seinen nicht brodeln wollenden Hexenkessel in's Auge fassend, weideten uns herzlos an seiner Verlegenheit und an seiner Jammermiene, die der eines Zauberers glich, dem nichts gelingt, weil man ihm zu skeptisch auf die Finger sieht. Trieben wir aber nun gar die Bosheit so weit, über Hunger zu klagen und abfällige Bemerkungen über den gerühmten Schnellsieder fallen zu lassen — da begann es allmählich, nicht in Gois Theewasser, aber in ihm selber aufzukochen und aufzuwallen, bis er zuletzt losplatzte: „Ei, nun wollt' ich aber schon, daß Euch Alle miteinander der Teufel holte!" —

Meine Spaziergänge machte ich meistens in seiner Gesellschaft. Für gewöhnlich war er heiteren Sinnes, und selbst über Unangenehmes wußte er sich mit den Worten: „Thut mir leid — aber es macht nichts!" hinwegzusetzen. Von Zeit zu Zeit hatte er jedoch auch seine melancholischen Augenblicke und dann sprach er in der Regel von seiner Heimat und davon, daß er am liebsten dahin zurückkehren möchte. Das Wort Heimat hatte in seinem Munde den Klang, den es im Munde von Menschen hat, welche ein tieferes Gemüth besitzen.

Sein Wunsch gieng übrigens in Erfüllung. Er erhielt bald nachher eine Anstellung an einem kroatischen Gymnasium und nahm eine Landsmännin zur Frau, welcher eine recht hübsche Anzahl von Weingärten, ich weiß nicht, ob als Aussteuer oder als Erbe zufiel.

Diese Weingärten wollten gepflegt sein; Cicigoi entsagte dem Lehramt und wurde Oekonom. Ich habe seither nicht wieder von ihm gehört, aber daß er bei seinen Weingärten sich wohlbefindet, schließe ich daraus, daß er den bewußten Ducaten noch immer nicht braucht.

Ich bin mit meinen Grazer Erinnerungen von 1853—55 nicht ganz zu Ende. Es liegt ein aus stenographisch hingeworfenen Blättern in's Reine geschriebenes Tagebuch vor mir, welches für mich das weitaus bedeutendste Denkmal jenes ersten Grazer Aufenthaltes bleibt. Dieses Tagebuch enthält eine Herzensgeschichte — die Geschichte eines „Liebesverhältnisses": des ersten in meinem Leben, das diesen Namen einigermaßen verdiente und das sich in den üblichen äußeren Formen eines solchen bewegte. Ein zwangloser, inniger und doch zarter, ich darf sagen jugendlich-unschuldiger Verkehr mit einem Mädchen ist in diesem Tagebuche so unbefangen geschildert, wie es nur in einem Tagebuch denkbar ist, zumal in einem solchen, welches die stenographische Form der Niederschrift zu einem Buch mit sieben Siegeln für andere Personen macht. Ich habe das Gefühl, daß besagtes Liebesverhältniß nur in der Form, in welcher das Tagesbuch es darlegt, verständlich und interessant

sein könnte. Es geht aber doch nicht an, ein Erlebnis, das in meinem Leben Epoche machte, hier ganz zu übergehen, und so muß ich mich auf eine kurze Erzählung beschränken, die dieser gedrängten Lebensüberschau im rechten Verhältnisse sich einfügt.

Ich darf in den Hauptsachen ohne Rückhalt sprechen, da meine Geschichte sich vor 33 Jahren ereignete und kein persönlicher Bezug mehr sie mit der Gegenwart verknüpft.

Als ich von Wien nach Graz abreiste, war meine Mutter durch Umstände noch ein paar Wochen in Wien festgehalten. Bis sie mir nach Graz folgte und wir eine eigene Wohnung bezogen, hatte ich mich vorläufig in ein Monatzimmer eingemietet, bei einem alten Herrn, Witwer und Vater eines hübschen, blühenden Töchterleins von siebzehn Jahren. Ich beachtete das Mädchen Anfangs nicht sehr; als aber meine Mutter angekommen war, befreundeten wir uns mit der kleinen Familie und es entspann sich, nachdem wir eine eigene Wohnung bezogen hatten, ein reger Verkehr von Haus zu Haus. Wir brachten häufig die Abende bei dem alten Herrn und seiner Tochter zu und bald suchte ich auch in freien Tagesstunden gern die Gesellschaft des lieblichen Mädchens. Ihr Vater war als Beamter den größten Theil des Tages vom Hause abwesend. Ich plauderte mit ihr, phantasierte auf ihrem Clavier, las ihr Platens Sonette und Gaselen, Daumer's „Frauenbilder und Huldigungen" vor. Nora — so wollen wir das liebe Kind nennen — verrieth viel Sinn und Verständnis für Poesie; sie wurde warm dabei. Das ermunterte mich, mit eigenen Verslein herauszurücken und als ich so, den Mantel auseinanderschlagend, den Ordensstern der Poesie auf meiner Brust enthüllte, da leuchteten Nora's Augen von dem gebührenden achtungsvollen Erstaunen. Sie war keine Schwärmerin, aber sie wußte, wie alle jungen Mädchen, die Poesie schon deshalb zu schätzen, weil man in Versen so Vieles sagen und sich sagen lassen darf, was man in Prosa nicht sagen und sich nicht sagen lassen dürfte. Ich empfand nicht eigentlich Liebe für Nora im vollen Sinne des Wortes; aber mich plagte die Neugier junger Leute, die noch nichts erlebt haben und die zunächst nur wissen möchten, ob sie wohl geliebt werden könnten? Diese heimliche Neugierde der Jünglinge und Jungfräulein erweist sich oft verhängnisvoll; sie wird für Liebe genommen und führt zu „Verhältnissen", deren Zweck im Grunde mit der Liebeserklärung erreicht ist und die damit ein Ende haben sollten.

Vorsichtig und bescheiden, aber harmlos folgte ich dem Zuge dieser jugendlichen Neugier Nora gegenüber.

Eines Tages stand ich mit ihr am Fenster. Da gieng unten in der Straße ein junger Mann vorüber, der zu Nora hinaufblickte. Sie erröthete...

„Ach, das gute, liebe Kind hat einen Liebsten!" — Mit diesem Ausrufe beginnt mein erwähntes Tagebuch.

Nora gestand mir, jener junge Mann habe früher ein Monatzimmer in ihrer Familienwohnung innegehabt, habe sie da, während sie fast noch ein Kind war, liebgewonnen und noch immer seien sie sich gut; aber sie könnten sich nur selten sehen, da ihr Vater dem jungen Manne das Monatzimmer gekündigt und ihm streng verboten habe, in's Haus zu kommen.

Von diesem Augenblicke an war es natürlich bei mir entschieden, wie ich mich fortan bei Nora zu benehmen hätte. Ich konnte ihr nur mehr ein Freund, ein Vertrauter sein. In jugendlicher Unbefangenheit glaubten wir beide unserem Gewissen genuggethan zu haben, wenn wir einander nichts weiter waren und blieben als eben Freunde. Aber der Glorienschein gewissenhafter Zurückhaltung und Selbstbeherrschung machte uns einander nur

um so interessanter. Nora war an manchen Tagen auffallend blaß, nachdenklich und still; und in meinen Versen — warum hätte ich Nora meine Gedichte nicht mehr vorlesen sollen? — mischte sich dem Ausdruck entsagungsvoller Gesinnungen in Scherz und Ernst ein Hauch von Schwermuth bei, der ihre Wirkung über meine Absicht und über mein Verlangen hinaus steigerte.

Bald konnte ich mir nicht verhehlen, daß Nora unter inneren Kämpfen leide. Eine Zeitlang schien sie zu schwanken und zuletzt glaubte sie, den Freund und Genossen ihrer frühesten Jugend nicht mehr zu lieben, nie wirklich geliebt zu haben. Mein Benehmen war bis dahin so pflichtmäßig und ehrlich gewesen, als es die Naivetät und die mangelhafte Erfahrung der Jugend zuließ. Aber nun steckte mich Nora mit ihrer Halbheit, ihrer Unentschiedenheit an und ich wußte zuletzt nicht mehr, ob ihr Verhältnis zu Adolf überhaupt respectirt zu werden verdiene oder nicht.

Da brachte ein Tag ganz plötzlich und unerwartet die Entscheidung. Adolf hatte sich auf einem Spaziergange, welchen Nora in Begleitung einer älteren Frau machte, zu ihr gesellt und geradezu die Frage an sie gerichtet, ob ihr Herz noch ihm gehöre, hatte sie aufgefordert, es ihm ohne Rückhalt zu gestehen, wenn es Zeit für ihn sei, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen.

Nora entsprach seiner Aufforderung. Ermuthigt durch seinen lebhaften Zuspruch gestand sie ihm, daß sie einen Andern liebe. Als er sie fragte, ob sie auch wiedergeliebt werde, gab sie zur Antwort, sie wisse es nicht.

Als jene ältere Frau, in deren Gesellschaft Nora bei dieser Unterredung mit Adolf sich befand, auf Nora's eigenes Ersuchen mir den ganzen Vorgang erzählte, war ich im höchsten Grade überrascht und fast bestürzt. Mich rührte das Schicksal des unglücklichen Liebhabers und ich konnte nicht umhin, mir selbst im Stillen die Frage aufzuwerfen: Wenn Nora sich schon einmal in ihrer Herzensneigung getäuscht, kann nicht auch ihre jetzige Neigung wieder nur eine Täuschung sein?

Ich verhehlte dies Bedenken Nora nicht, als ich sie zum erstenmal nach jener entscheidenden Scene mit Adolf wiedersah. Ich bat sie, zu erwägen, ob wir nicht unsere Herzen noch länger prüfen sollten, bevor wir einander ein bindendes Gelöbnis machten. Sie war einverstanden.

Es widerstrebt mir beinahe, in einer Erzählung fortzufahren, bei welcher ich die Einzelnheiten, eben das, was eigenthümlich an ihr ist, übergehen muß, so daß fast nur der alltägliche Umriß einer oft genug dagewesenen Herzensgeschichte übrig bleibt. Ich eile daher zum Abschluß.

Immer fiel es mir schwer, zu glauben, daß Nora den Verstoßenen ganz vergessen habe. Und als sie später einmal, um diesen Verdacht in mir zu ersticken, die Haarlocke Adolf's, die sie einst von ihm zum Andenken erhalten hatte, vor meinen Augen in's Feuer warf, da fühlte ich mich mehr aufgeregt als beruhigt und sah mit seltsamen Gefühlen das Haar in den Flammen verknistern und verlodern . . .

Aber von einem dunkel beschatteten Hintergrunde hebt ein Liebesleben sich um so reizender, um so süßer in Momenten des Vergessens, des reinen Glückes ab. In den Verlauf eines halben Jahres drängte sich ein Idyll voll holder Tändelei, unterbrochen von den kleinen Gewittern und Thränenregenschauern, welche das glühende Herz wohlthätig erfrischen.

Das entzieht sich hier der Schilderung. Um so schroffer muß der Uebergang erscheinen zu dem was folgt. Aber die Phantasie des Lesers wird die Lücke vielleicht ergänzen.

Der 11. December 1854 war der Tag, an welchem ich mich lossagen

mußte von einem Wesen, bei welchem, wenn es auch den frühen, jugendlichen Idealen der Dichterseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten Male tief-innig wohl geworden, was ich freilich erst jetzt ganz empfinde und zu würdigen im Stande bin.

Ein mich betreffender Umstand zunächst und weiterhin ein Zwischenfall in Nora's Hause waren es, welche diese Wendung der Dinge herbeiführten.

Mein Haushalt war ein kleiner, festgeschlossener Kreis, an dessen Erweiterung nicht gedacht werden konnte. Aus der Möglichkeit einer Durchbrechung desselben war Unheil erwachsen, welches schwer auf mir lastete, und welchem durch einen entscheidenden Entschluß irgend welcher Art begegnet werden mußte.

Während diese Bedrängnis mich rathlos machte, trat jener Zwischenfall ein, der den Ausschlag gab.

Eine im selben Hause mit Nora wohnende, ihr sehr befreundete Familie vermietete ein Monatzimmer in der Regel an Studierende. Dieses Zimmer stand jetzt eben leer. Da hatte man sich nun an Nora mit der Bitte gewendet, in Abwesenheit der Familie den Schlüssel der Wohnung zu übernehmen und das Monatzimmer denjenigen zu zeigen, welche dasselbe besichtigen wollten. Nora fand sich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerksam gemacht durch die Magd, welche vom Küchenfenster aus den Eingang der Nachbarwohnung übersah, die sich einfindenden jungen Leute in die besagte Wohnung zu führen, ihnen das zu vermietende Zimmer zu zeigen, über die Mietsbedingungen Aufschluß zu geben u. s. w.

Als ich eines Tages zu Nora kam — es war Sonntag und ihr Vater zu Hause — war eben die Rede von einem „hübschen Italiener", welchen Nora Vormittags in die Nachbarwohnung geführt und mit welchem sie dort längere oder kürzere Zeit verweilt hatte. Daß mir dergleichen nicht sonderlich angenehm war, muß ich gestehen, sollte ich auch durch dieses Geständnis die allgemeine Entrüstung gegen mich heraufbeschwören. Ich konnte jedoch meinerseits über die Sache schweigen, da diesmal Nora's jovialer Papa selbst, der sonst nicht den leisesten Zweifel an der unbedingten Unanfechtbarkeit seiner Tochter duldete, in einigen Aufruhr gerieth und ihr mit Entschiedenheit verbot, sich noch weiter zu diesem nachbarlichen Gefälligkeitsdienste herzugeben. Was mich betrifft, so hätte ich die Sache damit für abgethan halten können, wäre nicht die Erinnerung an den eigenthümlichen Eindruck, den mir Nora an jenem Tage machte, in mir wach geblieben. Sie war mir völlig verändert vorgekommen; ihre Gesichtszüge hatten einen Ausdruck, den ich nie zuvor an ihr bemerkt; sie sah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch eines der Monatzimmer leer, welche Nora's Vater selbst zu vermieten pflegte. Da fand sich ein hübscher italienischer Studiosus ein und mietete dasselbe. Ob es derselbe war, dessen Bekanntschaft Nora in der Nachbarwohnung gemacht, ist mir unbekannt.

Wenn ich mir selbst das Zeugnis geben konnte, daß ich bisher zu ideal gestimmt oder zu jugendlich schüchtern gewesen, um eine mir gegönnte Freiheit im Verkehr zu mißbrauchen, so kannte ich von der Welt doch immerhin genug, um zu wissen, daß Idealität und Schüchternheit nicht gemeinsame Eigenschaften sämmtlicher jungen Leute seien.

Ich war also besorgt, und diese Besorgnis vereinigte sich mit dem peinlichen Gefühl des Ungemachs, das von anderer Seite her aus meinem Verhältnis zu Nora sich ergeben hatte. So wurde ich das Opfer einer Unruhe, einer Verwirrung, der ich mich nicht länger gewachsen fühlte. Unter diesen Umständen warf ich mir selbst

noch einmal die Frage auf: Ist Nora das Mädchen, das du wahrhaft liebst und um dessen Besitz dir kein Preis zu hoch sein darf? Und wenn dies der Fall, bist du in der Lage, ihr das zu bieten, was sie und was ihr Vater als selbstverständlich von dir erwarten?

Die erste Frage konnte ich unentschieden lassen; die zweite mußte ich entschieden verneinen.

So galt es denn, einen Entschluß zu fassen. Ich gieng nach einem wehmüthig süß mit Nora verplauderten Abend von ihr fort, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren. — Mit dem Vorsatze! — Daß ich ihn hielt und halten konnte, war, wie sich sogleich zeigen wird, nicht mein Verdienst.

Ich habe niemals Genaueres darüber erfahren, wie Nora mein Fernbleiben aufnahm. Einiges Spärliche vernahm ich von vergossenen Thränen, und ein zartes Wort wurde mir gerüchtweise zugetragen, daß sie zu einer Freundin gesprochen haben sollte: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken."

Aber das war Alles. Nora erkundigte sich weder brieflich noch sonst irgendwie nach dem Grunde meines Ausbleibens, wie sie es doch sonst immer gethan, wenn wir uns ein paar Tage lang nicht sahen. Ich gieng noch täglich, wie sonst, an ihrem Fenster vorüber, zur gewohnten Stunde, wo ihr lächelndes Gesicht immer zwischen den Blumentöpfen aufgetaucht war: sie zeigte sich dort nie wieder.

Vermuthlich war sie „zu stolz" dazu. Aber wenn ich nicht zu stolz war, an ihrem Fenster vorüberzugehen wie sonst, so hätte sie auch nicht zu stolz zu sein gebraucht, zur selben Stunde am Fenster zu sitzen wie sonst. Bekanntlich entwickeln Liebende häufig diese Art von Stolz erst dann, wenn ihnen mehr daran gelegen ist, einer Versöhnung auszuweichen, als sie zu suchen.

Als ich im April des nächsten Jahres Graz zu verlassen und nach Triest abzugehen im Begriffe stand, richtete ich an Nora noch einige Zeilen zum Abschied und spielte darin auf Gerüchte an, welche sich inzwischen in Bezug auf eine Trösterrolle des Italieners verbreitet hatten. Keine Antwort! Erst am Tage der Abreise, als ich auf dem Wege zum Bahnhof war und dabei an Nora's Haus vorüberkam, wurde durch eine hinter mir hereilende Magd mir ein Brief Nora's eingehändigt, in welchem sie sagte, es sei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab, sie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menschen Gehör schenkte, deren Zweck ja nur war, uns zu trennen. Wie schön, wie tröstlich wäre mir das früher zu hören gewesen! Aber Nora hatte sich zu dieser Antwort acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit genommen und sie mir erst in dem Augenblicke zukommen lassen, als keine Rückkehr, keine Unterredung, keine Versöhnung mehr möglich war.

Einige Jahre nachher wurde mir mit Bestimmtheit von Beziehungen erzählt, welche sich zwischen Nora und dem Italiener entsponnen und mit der Rückkehr des Letzteren in seine Heimat geendet haben sollten. Ich lasse dies, wie billig, dahingestellt sein. Nora war frei, und wenn sie wirklich nach dieser Seite hin über ihr Herz verfügte, so brauchte sie sich darüber keinen Gewissensscrupel zu machen.

Aber glücklich scheint Nora durch jene Wendung der Dinge nicht geworden zu sein. Sie begann zu kränkeln und erlag im Jahre 1860 einer Lungenentzündung, die sie sich dadurch zugezogen haben soll, daß sie, wie man erzählte, mit dem ausgesprochenen Entschlusse, zu sterben, bei großer Erhitzung ein Glas kalten Wassers leerte.

Nun ruht sie längst von den Täuschungen und Prüfungen des Lebens aus. Zerfallen ist längst der zarte, schmiegsame Leib zu Staub. Aber etwas ist noch wohlerhalten übrig von ihrem

leiblichen Dasein: ein Kränzchen, geflochten aus Haaren von ihr, womit sie mir am 21. September 1854 ein Geschenk machte. Als ob sie erst heute von ihrem Haupte gelöst worden wären, glänzen diese feinen braunen Flechten noch immer. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während das einst blühende Mädchen selber längst vermodert ist, das, was sie als ein Liebeszeichen von sich losgetrennt und hingegeben hat, durch die Liebe gleichsam gefeit, über Grab und Verwesung hinausgerettet, unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigenthümlichen Empfindungen sah ich später immer, wenn ich in den Ferien Graz besuchte, durch das Burgthor schreitend von fern mir das wohlbekannte Eckfensterchen, an dem ich so oft mit Nora stand, entgegenleuchten! Noch immer sah ich Blumentöpfe hinter den Fensterscheiben und einen Canarienvogel im Bauer, wie einst, und ich meinte, das liebe Köpfchen müsse, wie einst, darüber erscheinen. Am tiefsten aber fühlte ich mich immer bewegt, wenn ich Abends dort vorübergieng, und das Licht einer Lampe durch jenes Fenster im dritten Stockwerk schimmerte. Es war mir, als müsse es noch immer die alte, trauliche Lampe sein, bei deren mildem Scheine wir so oft, selig wie Kinder, lesend, plaudernd, scherzend und tändelnd saßen . . .

Ganz unerwartet erhielt ich im Jahre 1863 zu Triest noch eine verspätete Kunde von Nora. Die mir ganz unbekannte junge Frau eines deutschen Beamten in Triest ließ mich um einen Besuch bitten, da sie mir Mittheilungen von einer gewissen Nora zu machen habe. Ich folgte der Einladung, und die junge Frau gab sich mir als gewesene Freundin Nora's zu erkennen, mit welcher sie in den letzten Lebensjahren derselben in Verkehr stand, und welche ihr bei ihrer Uebersiedlung nach Triest ein Schreiben an mich mitgegeben, das sie persönlich bestellen und mündlich ergänzen sollte. Leider sei dies Schreiben, sagte sie, ihr auf der Reise abhanden gekommen, und sie habe es dann nicht gewagt, den Verlust zu gestehen; so seien einige Jahre verstrichen, aber die Sache habe ihr keine Ruhe gelassen, und sie habe nun doch lieber spät als gar nicht, so gut es eben noch möglich, sich des Auftrags der seither Verblichenen entledigen wollen. Sie kenne den Inhalt des verloren gegangenen Briefes nicht, aber Nora habe oft mit ihr von mir gesprochen, habe versichert, daß sie mir immer zugethan geblieben, habe meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedacht . . .

Die alte Täuschung weiblicher Herzen, die, wenn die Sturm- und Drangzeit ihrer Gefühle vorüber, immer denjenigen einzig und wahrhaft geliebt zu haben vermeinen, von dem sie nunmehr glauben, daß er es am ehesten verdient haben dürfte!

Eine weitere Ueberraschung bereitete die junge Frau mir dadurch, daß sie sich schließlich auch noch als — Adolfs Schwester zu erkennen gab. Sie erzählte mir, wie sehr ihr Bruder Nora geliebt, und wie viel er gelitten, als sie sich von ihm trennte. Ich sagte ihr, daß ich eine Photographie von Nora besitze und davon kürzlich eine Copie habe machen lassen, und ich erbot mich, ihr diese für Adolf zu übergeben. Sie lehnte das Anerbieten anfangs bescheiden ab; ich bestand aber darauf, daß sie es annehme. Es gewährte mir ein wehmüthiges Vergnügen, dem von mir immer schmerzlich Bedauerten die Geliebte, die ich ihm unabsichtlich geraubt, nun wenigstens im Bilde zurückzugeben.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Leser Anstoß an der Mittheilung dieser Herzensgeschichte. Aber welcher Schilderer des eigenen Lebens hat nicht die Geschichte einer Jugendliebe zu erzählen, die, gleichviel ob an sich interessant oder nicht, doch immer für das Lebensglück oder wenigstens für

die Lebenserfahrung eines Menschen etwas Bedeutsames und Entscheidendes bleibt. Uebrigens ist dieses Erlebnis, so wie es die erste wirkliche „Liebesgeschichte" in meinen Leben ist — alles Frühere war ja doch nur poetische Schwärmerei gewesen — so auch die letzte umständliche Geschichte dieser Art, von welcher ich im Verlauf dieser meiner Bekenntnisse zu erzählen habe.

Es war eine trübe, sehr trübe Zeit, die ich vom December 1854 bis April 1855 noch in Graz zubrachte. Ein rheumatisches Leiden fesselte mich auch über einen Monat an's Krankenlager.

Um mir den Vortheil eines besseren Gehaltes zuzuwenden, hatte man mich im Herbste 1854 zum wirklichen Professor am Gymnasium in Cilli „mit Verwendung am Grazer Gymnasium" ernannt. Aber Cilli war ein Gymnasium dritter Gehaltsclasse. Als eine philologische Lehrstelle an einem Gymnasium erster Classe, in Pest, ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich um dieselbe.

Da ereignete sich nun etwas, das einer höheren Fügung glich. Ich hatte mein Gesuch dem Director unseres Gymnasiums übergeben, damit er es in üblicher Weise, von ihm „einbegleitet," auf dem amtlichen Wege durch die Statthalterei an's Unterrichtsministerium befördere. Nach einiger Zeit wurde die Stelle in Pest mit einer andern Lehrkraft besetzt — und nun gestand mir der gute Director Kaltenbrunner mit unsäglichem Herzeleid, daß er mein Gesuch weiterzubefördern — vergessen habe! — Das Gesuch lag noch, wie es von mir überreicht war, unter andern Papieren in seinem Schreibepult.

Schließlich tröstete der gute alte Herr mich und sich damit, daß eben auch eine Philologenstelle am Gymnasium in Triest ausgeschrieben sei; um diese Stelle mich zu bewerben eiferte er mich an — er werde diesmal nicht vergessen, das Gesuch „glänzend einzubegleiten!"

Das geschah denn auch, und ich war bald darauf für Triest ernannt, wohin ich am Schlusse des ersten Semesters abzugehen hatte.

O wackerer, längst in Gott ruhender Director Kaltenbrunner! Recht unnützer Weise hast Du dich gegrämt und deiner Vergeßlichkeit geschämt! Höhere Mächte haben es so gewollt. Nicht im Magyarenlande — aus welchem man einige Jahre später die deutschen Professoren vertrieb — war der rechte Ort für den Poeten: nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will sagen ein Welthorizont, umgab.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung).

Der Jackerl ist ein „Engerl“ geworden.

Am Abende desselben Tages, als der Guldeisner sein Haus verkauft hatte, kamen vom Gebirge herab Männer und kehrten im Steppenwirtshause zu. Sie hatten ihn nicht gefunden.

Seit zwei Tagen wurde der älteste Knabe des Reuthofers gesucht. Er war — wie es hieß — wegen Widerspenstigkeit in einem Moosbarren eingesperrt gewesen, aus demselben entkommen und seither verschwunden. Man hatte bei den Nachbarn gesucht, draußen in Sandeben gesucht, in den Wäldern gesucht und auf den Almen gesucht, man hatte ihn nicht gefunden, keine Spur von ihm entdeckt.

Oben im Donnergraben hauste ein Pechölbrenner, der war immer voll Schnurren und Späße; er schnitt Pfeifen und spielte darauf; er machte aus trockenen Lattichblättern Drachen und Geier, und ließ sie steigen; er schnitzte kleine Rädchen mit Hämmern, und stellte sie ans Wasser und ließ sie klappern; er meißelte aus Föhrenrinden Hirsche und Kameele; er baute niedliche Grillenhäuschen, Mausfallen, machte Fliegenklappen und Schmetterlingsnetze und dergleichen. Diese Dinge trug er — wenn er mit seiner Pechöllagel umgieng — mit zu den Häusern, verschenkte sie an die Kinder und bekam dafür von den Bäuerinnen zu essen. Der Pechölbrenner-Natz ward nie allein gesehen, wenn er, über und über mit Sachen behangen, in Altenmoos umgieng; immer verfolgte ihn ein Schwarm von Kindern und manches Knäblein stieg ihm nach bis hinauf in den Donnergraben, wo es dann in der Hütte des Waldmenschen liebreich geatzt und gehegt ward.

Der Pechölbrenner-Natz hatte sein Lebtag drei Weiber gehabt, aber nicht nebeneinander, das ist in Altenmoos niemals der Brauch gewesen, sondern hintereinander. Die Erste hatte seinen kargen Erwerb in bunten Wollenkleidern und Seidentüchern verthan und mit dem fürnehmen Gewand ihren dürren Leib geziert, daß das nur so gespensterhaft herumflatterte in der Gegend. Die Zweite hatte seine Groschen in Schnaps vertrunken und nebstbei in den Sommerstadeln und Köhlerhütten herumgeschlafen. Die Dritte war arbeitsam und sparsam, hatte aber dem Natz mitunter ein Scheit an die Füße oder an den Rücken geworfen, wenn er von seiner Hausiererei zu wenig Geld heimbrachte. Keine dieser drei Holden hatte ihm ein Kind geboren, und der Natz hätte gar so gern so eines gehabt, oder mehrere, oder viele; und sein einziger Wunsch war, ein König zu sein und ein Königreich voll Kinder zu haben. Die drei Weiber lagen nun längst draußen in Sandeben nebeneinander. Der Natz betete, wenn er an Sonntagen hinauskam, allemal drei Vaterunser bei ihnen und gieng dann wohlgemuth wieder heim in seine Waldhütte. Jetzt gieng ja frisch sein Leben an, er war ein altes Kind mit den Kindern und für die Kinder.

So hatte man gemeint, der älteste Sohn des Reuthofers, der Jackerl, sei

vielleicht zum Pechölbrenner-Natz hinaufgegangen. Aber der wußte nichts von ihm, löschte jedoch sofort seinen Pechölofen aus und gieng mit auf die Suche.

Jakob, der Vater, war am ersten Tage nach der Flucht arg zornig gewesen auf seinen ungerathenen Sohn; am zweiten Tage kam er ins Bedenken, ob die Behandlung und der Moosbarren wohl das rechte Mittel gewesen sei, den Knaben zu erziehen; am dritten Tage hub eine heimliche Angst an, sein Herz zu zerfleischen. Seinem Weibe gegenüber that er wohl immer noch, als sei er aufgebracht gegen den Knaben, denn die Maria that nichts mehr, als weinen und beten. Sie hatte sich matt gelaufen und heiser geschrieen in der Gegend, und daß das Kind so lieblos gewesen und seinen Eltern und Geschwistern entflohen sein sollte, als wären sie seine grimmigsten Feinde gewesen, das that ihr am meisten wehe. Seine besonderen Wege war der Knabe von erster Kindheit an gerne gegangen, mit fremden Leuten war er mehrmals fortgezogen und als vierjähriger Junge hatte er sich draußen in Sandeben einmal einer Zigeunerbande angeschlossen. Es hieß damals, die Landstreicher hätten den Knaben verhext und ihm ein Tränklein beigebracht, daß er seither keine Lab und Lieb daheim mehr empfinden könne. Die Maria bekannte nun, es sei ihr immer vorgegangen, mit diesem Kinde würde es eine andere Wendung nehmen, als mit gewöhnlichen Kindern, sie behauptete, es habe ein ganz besonderes unerforschliches Wesen gehabt und es sei ihr oft beigekommen, Gott müsse mit ihm etwas Eigenes im Sinne haben. Wenn sich das Weib ausgeweint hatte, dann kam ihm plötzlich wieder die Zuversicht, es müsse mit dem Jackerl, wenn er noch lebe, zu einem großen Glück ausschlagen.

Am vierten Tage brachte Jemand die Nachricht, oben in der Hochschlucht, im Gottesfrieden genannt, am Rande des kleinen Sees seinen zwei Knabenschuhe gefunden worden. Als man diese Schuhe der Maria zeigte, wendete sie sich rasch davon ab, wankte in den Winkel der Stube und sank dort zu Boden. Es waren die Schuhe des Jackerl. Sie waren handgerecht aufgeriemt und von den Füßen gezogen worden. Und das erklärten sich die Leute so: der Knabe sei auf seiner Wanderung im Gebirge von Hunger befallen worden, er habe aus dem See Forellen fangen wollen, habe die Schuhe ausgezogen, die Hosen aufgestreift, sei in das Wasser gestiegen, habe sich zu weit vorgewagt und sei in der unergründlichen Tiefe versunken. Etliche meinten, es könne auch anders gewesen sein: der Knabe habe sich der Schuhe entledigt, um mit bloßen Füßen leichter die Felswände hinanzuklettern, und wenn sein Leichnam im Hochgebirge nicht gefunden werde, so sei er nach dieser Richtung hin davon und werde wohl nicht eingeholt werden können. Der Untergang im See war übrigens weitaus glaubwürdiger. Als bis an den fünfundzwanzigsten Juli, als an dem Tage des heiligen Apostels Jakobus, keine Spur gefunden und keine Kunde von dem Knaben gekommen war, begiengen sie in der Pfarrkirche zu Sandeben die Todtenfeier für den unglücklichen Jackerl.

Das Elternpaar war ruhig geworden. Der Schmerz hatte ausgetobt, jetzt war der Tag zum Gebet und frommen Gedenken. Es war ein düsterer Hochsommertag mit Regen und Donner, die Kerzen des Altares widerstrahlten an der Vergoldung und legten ein trübes Roth an die Kirchenwände. Die Kirche war voll von Menschen, die Altenmooser hielten zusammen in Leid wie in Freude. Die Maria kniete in ihrer Bank und schloß die Augen. Frohe Bilder aus Jackerls Kindheit dämmerten in ihrer Seele; alle Unarten und Wildheiten des Knaben waren vergessen, schlackenlos, schön, sanft und zärtlich, wie sie sich das Ideal eines Kindes dachte, so stand der Jackerl nun vor ihrem schöpferischen Mutterauge,

und schließlich versammelten sich all ihre Gedanken im Gottesfrieden, wo der See war. Dort stand ihr Herz wie am Eingange der Ewigkeit, und sie klopfte an. Aber der Jackerl wollte nicht kommen, zu öffnen. Und die Mutter weinte still vor sich hin.

Der Jakob kniete neben seinem Weibe. Sein Auge war thränenlos, sein Gesichtszug fast herb. Das Gedächtnis an sein Kind war nicht rein geworden von Bitterkeit und Vorwurf. Oft stand der körperlich so schön gewesene Knabe wie eine Mißgeburt vor ihm. Der trotzige Junge, dem der Zug aller Jakob Steinreuter, die Anhänglichkeit an Eltern und Heimatserde so ganz und gar mangelte, der das Vaterhaus mißachten und treulos verlassen konnte — war das wirklich ein Altenmooser Kind, war es kein Wechselbalg gewesen? Nichts verächtlicher war den Steinreuterleuten je gewesen, als ein Stromer; ohne festen Grund und Halt wie seine Füße ist der Charakter eines Vagabunden; der rechte, echte, feste und treue Mensch muß irgendwo wurzeln, nicht anders wie ein Baum, ein Kornhalm. Selbst die losesten Geschöpfe, die beflügelten, die Vögel, kommen alljährlich wieder zurück in ihre heimatlichen Dachfirste, und so ein junger Nichtsnutz! Ein Steinreuterkind in Altenmoos davonlaufen! Davonlaufen! Aber es hat ihm das Leben gekostet. Vielleicht nahm er sichs freiwillig? Vielleicht, daß er in der Heimat sterben wollte, weil er, von bösem Zauber gehetzt, in der Heimat nicht leben konnte. Das wäre die eines Jakob Steinreuters würdige That. Aber warum hat er dann das Wasser gewählt, das die Theile seines Leibes der Heimatserde entführt und in das weite Weltmeer hinausträgt? — „Er ruhe im Frieden!“ betete der Priester am Altar. Wo? fragte sich Jakob. Er hat im Leben keine Statt gehabt, er hat im Tode keine. Und das ist mein Kind gewesen! — Der Bauer zu Altenmoos konnte freilich keine Vorstellung davon haben, daß auch das Geschlecht der Jakob Steinreuter seinen ewigen Juden gebären muß, und daß dieser Sprößling um so ungeberdiger seine weiten Wege suchen muß, je enger und fester sich der Kreis dieser Familie gehalten hatte. Wenn ein Geschlecht sehr einseitig ist, so steht in demselben plötzlich ein Mitglied auf, das nach der entgegengesetzten Seite ausartet.

Heiterer als der stillblutende Schmerz der Mutter, als die zornige Liebe des Vaters war bei dem Gedächtnisamt die kindliche Andacht der kleinen Geschwister. Sie saßen neben der Mutter und schauten in das Schiff der Kirche empor, ob nicht ihr Bruder dort umherfliege. Es war ihnen gesagt worden, daß der Jackerl ein Engelein des Himmels geworden sei. Es ließ sich zwar nicht gut reimen, der störrische, tolle Bruder und ein Engelein, und ein Kinderkopf ist mitunter zu klein, als daß viel Ungereimtes darinnen Platz hätte, das ist weit besser in großen Hohlköpfen möglich. Die Angerl schlichtete aber den Zwiespalt, indem sie dem Friedel zuflüsterte, es gäbe halt auch wilde Engel und wenn der Jackerl im Himmel Flügel habe, so brauche er nicht durchzugehen, so könne er durchfliegen. Es war den Kindern nicht denkbar, daß der Jackerl in seiner ewigen Heimat ruhig sitzen bleiben würde.

Als sie nach dem Gottesdienste aus der Kirche traten, gerade unter dem Thore, gab der Jakob seinem Weibe etwas unsicher die Hand und sagte: „Es ist vorbei. Machen wir das Kreuz d'rüber!“

Von diesem Tage an wurde im Reuthofe über den Jackerl kein Wort mehr gesprochen. Wenn dem Jakob irgendwo ein Kleidungsstück des verlorenen Knaben in die Hand kam, so schleuderte er es fast unwillig von sich und doch krümmten sich seine Finger, daß es daran hängen bliebe. Die Maria aber barg solche Stücke in ihrem Gewandkasten und an den langen Sonntagsvormittagen, wenn alle Andern in

der Kirche zu Sandeben waren, öffnete sie den Kasten und herzte und küßte die Kleider des Knaben und netzte sie mit ihren heißen Thränen.

Kirschenessen!

So viel öffentliches Leben hatte Altenmoos wohl seit Urzeiten nicht gesehen, als in diesem Sommer.

Sonst waren die Wege nur befahren mit zweirädrigen Heu- oder Kornkarren, die Straße nach Sandeben mit Holz- und Kohlenfuhren oder mit Viehherden oder mit dem flotten Steirerwäglein, wenn der Guldeisner oder ein Anderer, der's thun konnte, in die Kirche fuhr. Und nun die mit Kisten und Kästen und allerlei Geräthen hochbeladenen Wagen, welche vorsichtig die Berglehnen herabglitten und dann der Straße entlang zogen in der gleichen Richtung wie das Wasser. Feierlich gestimmte Menschen saßen auf dem Geräthe oder giengen nebenher und hatten ihre Rücken vollbeladen. Das waren die Auswanderer.

Das Siedeln aus dem Guldeisnerhof hatte kein Ende nehmen wollen, trotzdem auch die Fahrnisse mitverkauft worden waren. Was hatte der Franz noch für Sachen, die zu seiner Person gehörten: alte, kunstvoll gearbeitete Schränke, Stühle, Kästen, Bilder, Spiegel, Geschirre und Stockuhren. Die uralten Bettstätten seiner Vorfahren hatte er im Hause gelassen, aber das Lotterbett, welches er sich selbst angeschafft, hatte er mitgenommen. Die Hämmer und Beile seines Vaters, das Spinnrad seiner Mutter hatte er im Hause zurückgelassen; den großen Wandspiegel, den er sich selbst gekauft, hatte er mitgenommen. Als der Franz das letzte Mal durch die ausgeleerte Stube geschritten war, wiederhallten seine Schritte so laut und unheimlich, daß er fast erschrocken um sich sah. Das Gewehr an der Schulter, dem Jagdhund pfeifend, so verließ er das Haus seiner Väter. Als Cavalier wollte er fortziehen. Als er am Hausbrunnen vorüberkam, schleuderte ein Windstoß den aus dem Ständer sprudelnden Quell spritzend gegen den Franz hin. Zwei Arbeiter sahen es, da sagte der eine: „Der Ständer besprengt ihn mit Weihbrunn'!“ Und der Andere sagte: „So schön! Gar der Brunnen spuckt ihm nach!“

Aber die Siedelfuhren des Guldeisnerhofes waren lange nicht die einzigen, die fortzogen. Nebst dem Knatschel und dem Klachel hatte auch der Sepp in der Grub sein Haus verkauft und der Zwieselbaumer, der Steppenwirt und — der Rodel. Der Rodel, der so festständig schien: als er das Geld des Guldeisners gesehen, war es plötzlich um ihn geschehen. Der Steppenwirt hatte sich ausbedungen, daß er auf der Hube sein Lebelang sitzen bleiben dürfe und Getränke ausschenken. Jetzt, da so viel Geld in's Land kam, sollte ja für das Wirtshaus eine gute Zeit beginnen. Nun hatte sich der Steppenwirt mit dem Oberförster verabredet, in seinem Hause ein Auswandererfest zu veranstalten. Das war den Bauern, die ihre Taschen voll hatten, ganz genehm, sie wollten noch einmal lustig sein in Altenmoos, bevor sie fortzogen, nicht mehr als kümmerliche Kleinbauern lustig sein, sondern als freie Leute, als Leute von draußen, als „Herren“.

Der erste Sonntag im August war dazu bestimmt und Nachmittags um drei Uhr hub es an. Der gewesene Guldeisner betheiligte sich nicht daran, der residierte bereits in seiner angekauften Villa bei Krebsau und gab sich mit den Altenmooserleuten nicht mehr ab. Aber zwei Eimer Wein schickte er und ließ sagen, sie sollten auf ihr eigenes Wohl trinken, um das seine brauchten sie sich nicht zu kümmern. Eingeladen war ganz Altenmoos, der Rodel, der Klachel, der

Steppenwirt und der Knatschel waren die Veranstalter; letzterer war aus Sandeben mit einem Zweispänner angefahren gekommen; er fühlte sich heute als einer der Wichtigsten, war er doch der Erste gewesen in der Gegend, der sein Haus verkauft hatte, so zu sagen der Bahnbrecher hinaus in die Welt. Der Oberförster, der vielfach zwischen seinem Herrn und den Bauern den Vermittler spielte, waltete heute seines Amtes. Er hatte viel Reisig hergelassen, um das Hausthor und den Tanzboden zu schmücken. Sonst pflegte man zu Altenmoos nicht zu tanzen, so lange noch ein Kornhalm auf dem Felde stand, um nicht durch unzeitige Lustbarkeit die Wettergeister zu reizen. Jetzt bangte den Auswanderern nicht mehr vor Sturm und Hagel, die meisten hatten ja auch die diesjährige Ernte, obwohl sie noch nicht reif war, bereits mitverkauft. Und wenn's den Kampelherrn schlägt, dem thut's nicht weh, und thut's ihm weh, so helf' ihm Gott!

Auch der alte Pechölbrenner-Natz war da, und wie ihm sonst die Kinder nachliefen, so thaten es heute die jungen Weibsleute, denn er hatte die Zither bei sich. Etliche Dirndeln hatten sich an den jungen Sandler-Sohn, den Sebast gemacht, der vor dem Wirtshause etwas gelangweilt umherstrich. Der Sebast war ein guter Tänzer und, was noch mehr wert, Einer zum Heiraten. Der alte Sandler war schon mühselig und sollte ja demnächst den Sandlerhof an den einzigen Sohn abtreten. Der Sebast jedoch war heute verstimmt. Hatte ihn da der Oberförster freundschaftlich angesprochen, ob er nicht seinen Vortheil wahrnehmen wolle. Der alte Sandler habe einen sorgenfreien Feierabend vollauf verdient und der junge würde sich überall besser stehen, als da auf dem Berge oben. Der Sebast möge seinem Vater rathen, daß er zu diesem günstigen Zeitpunkt das Gut verkaufe. Er — der Oberförster — wisse zwar nicht, ob es der Kampelherr nehme, wenn er es aber kaufe, so würde er es auch, wie gewohnt, höchst anständig bezahlen.

Der Bursche sagte auf diese Vorstellungen nicht viel, machte sich an der Kugelbahn zu thun, schob die Kugel hinaus, traf aber nichts! — Ja, just so! er würde jetzt das Haus verkaufen, wo er gerade im Begriff stehe, die Dullerl zu heiraten!

Die Dullerl war heute daheim in ihrem Bachhäusel beim Vieh, so freute es auch den Burschen nicht im Wirtshaus. Was gehen ihn die Auswanderer an! Er verließ das Wirtshaus und gieng an dem scharf niedertosenden Wässerlein eines Seitengrabens entlang, hinauf zu seinem Hof.

Der Sebast war nicht gar hoch gewachsen, aber dafür wohl untersetzt und kernig. Auf dem sehnigen Leib saß ein stattlicher Kopf, an dem stets die Haare kurz geschoren waren, weil es der Bursche liebte, des Morgens und des Abends das Haupt in den Wassertrog zu stecken. Er hatte in seiner Kindheit viel an Augenentzündung gelitten und da war er auf den Gedanken gekommen, das Blut in andere Winkel des Körpers zu jagen, wo es weniger unangenehm walten könne, als in den Augen. Diese waren nun wirklich recht gesund, klar und keck geworden und so viel Geblüt war immer noch im Kopf geblieben, um frischrothe Wangen und Lippen zu besorgen. Mit dem Bart sah es ohnehin noch etwas kümmerlich aus, sintemal man mit zwanzig Jahren sein Wachsthum besser verwerten kann, als um aus jungem Fleisch und Blut Haare hervorzuspinnen, die doch keine Jugendlust fühlen, hingegen aber Schmerzen machen, wenn eine Bosheit kommt und sie ausrupft. — Nur bei Einer, dachte sich der Sebast manchmal, bei einer Einzigen müßte das Rupfen Spaß machen, doch dieselbige ist so gottlos rückhältig .... Geheiratet wird sie aber doch.

Hinter dem Sandlerhause, am Raine des Pfrängers, standen etliche Wildkirschbäume. Die einen trugen rothe Kirschen, die andern schwarze; reif waren beide Gattungen. Die schwarzen sind süßer, die rothen sind würziger, dachte sich der Sebast und stieg rasch einen Baum hinan, der rothe Kirschen trug. Er atzte sich. Das ist besser, wie der Steppenwirtswein. Die Kerne schnellte er mit den Lippen in's Laubwerk, zwischen welchem sie zu Boden sickerten. Es heißt, daß aus jedem Kirschkern, der in die Erde kommt, ein Baum wachsen kann. Dann hat der Sandler-Sebast alle Kirschbäume, die in fünfzig Jahren an diesem Platze stehen werden, heute im Mund gehabt.

Dieser Sonntagsnachmittag sollte für den leblustigen Burschen eine ungeahnte Wendung nehmen.

Lange hatte er noch nicht Rothkirschen gepflückt, als unten auf dem Wege etwas dahertrappelte. Etwas Sechsfüßiges war's. Des Bachhäuslers Dullerl kam und führte am Strick ein falbes Rind. Als sie merkte, daß Jemand auf dem Baume war, hielt sie an und rief: „Ist der Sandler oben? Unsere Kalm hätt' ich da und mein Vater laßt schön bitten um den Jodel!"

„So," antwortete der Bursche oben im Laubwerk.

„Vor vierzehn Tagen bin ich mit ihr beim Grubbauer Jodel gewest, aber die Kalm ist nicht gestanden. Heut hat ihr der Vater einen lebendigen Fisch eingegeben und jetzt — sag' ich — wird's es schon thun. Bitt' gar schön. Ich will nachher einen halben Tag Korn schneiden helfen dafür."

„Ist schon recht," sagte der Bursche und sprang auf den Rasen. Schier erschrak sie. „Du bist es, Sebast," sagte sie, „jetzt hab' ich gemeint, es wäre Dein Vater oben."

„Ja, mein Vater, der ist heut' bei der Lustbarkeit," antwortete der Bursch. „Wart', Dullerl, thu' Deine Kuh da in den Pfränger, ich mach' die Schranke auf, so. Und jetzt werde ich ihn gleich bringen."

Er gieng in das Stallgebäude und kam bald mit dem klotzigen Rind zurück, das einen dicken Hals mit schlotternder Fahne hatte, an Farbe fast schwarz war bis auf die weiße Schnauze und den weißgrauen Streifen über den Rücken. Der Bursche hatte das Thier fest bei einem der kurzen dicken Hörner gefaßt, dergestalt leitete er es herbei und durch die Schranke in den Pfränger hinein.

„So," sagte er hierauf, die Schranke schließend. „Wir zwei können dieweilen Kirschen essen. Magst ihrer, Dullerl?"

„Kirschen mag ich schon," antwortete sie, blickte ihn aber nicht an, sondern gieng gegen den Gartenzaun hinüber, wo man weder auf den Pfränger noch auf die Kirschbäume sehen konnte. Dort lehnte sie sich an die Planke und betrachtete den schönen Salat, die vielen gelben Rüben und den Meerrettich, so die Sandlerleute hatten.

Lange blieb der Sebast nicht aus, er kam und brachte in seiner Zipfelmütze Kirschen. Rothe und schwarze durcheinander.

„Magst Dich nicht in den Schatten setzen?" fragte der Sebast. Es war ein Hollunderbusch in der Nähe.

„Mir schadet auch die Sonne nicht," entgegnete sie.

„Willst leicht noch besser zeitig werden?" fragte er und blinzelte sie an.

Um diese Meinung lügen zu strafen, setzte sie sich in den Schatten des Hollunderbusches.

Er setzte sich zu ihr, that auf dem Rasen seine Zipfelmütze auseinander und lud ein: „Laß Dir schmecken, Dirndel."

Sie griff immer nach den schwarzen. Er stützte sich auf den Ellbogen und schaute sie an. Herzig war sie.

Ihr gelbseidenes Haar hatte sie zu einem langen Zopf geflochten und den Zopf wie einen Kranz um das Köpflein gewunden. Die schwarzen, langen und dichten Augenwimpern senkten sich wie Dachvorsprünge über helle Fensterlein. Die rothen, vollen Lippen waren wie zwei sachte aneinandergelegte Kißchen und das Stumpfnäslein stülpte sich ein wenig auf, als wollte es dem Burschen sagen: Sebast, wenn Du an den Lippen etwas solltest zu schaffen haben, ich will Dir nicht im Wege stehen.

„Dullerl," flüsterte der Bursche plötzlich, „jetzt habe ich Dich einmal, wo ich Dich haben will."

„So!" entgegnete sie spitzig, „das wäre mir etwas Neues."

„So selten allein kann Eins mit Dir sein."

„Haben auch nichts zu thun beisammen, allein."

„Da bin ich anderer Meinung," entgegnete er leise und fast gedrückt. „Einmal müssen wir's doch richtig machen miteinand. Weißt eh, weswegen."

Sie spielte mit einem Kirschenstängel, den sie auf das Blatt eines Kleestämmchens, wie auf eine Wagschale, legen wollte. Das Blättchen neigte sich aber immer und ließ den Stängel hinabgleiten. Endlich hielt er fest, da sagte sie fast traumhaft ruhig und ohne aufzublicken: „Und heiraten — kannst heiraten?"

„Ich kann und ich muß — und ich will," sagte der Bursche. „Mein Vater ist alt und kann der Wirtschaft nimmer recht Herr sein. Seitdem die Mutter nicht mehr ist, freut ihn nichts. Und ich, wenn ich das Haus nicht übernehm', bin auf's Jahr bei der Stellung."

„Bei der Stellung schon?" fragte sie etwas lebhafter, „Dich können sie aber leicht behalten."

„Meinst, daß ich tauglich bin?"

„Warum denn nicht?"

„So nimm mich Du!" sagte er schalkhaft und schlug sein Knie um, das gegen Himmel gestanden war, „bei Dir stell' ich mich lieber."

„Ich brauch' keine Soldaten," sagte sie.

Sie schwiegen. Sie spielte mit dem Kleeblatt, er mit einem Rispenhalm, den er wie einen Reifen bog. „Dullerl," sagte er nach einer Weile, „hast Du denn gar keine Freude zu mir?"

Sie war so sehr vertieft in ihr grünes Blättchen, daß sie die Frage überhörte.

„Keine Arme wirst halt nicht haben wollen," sagte sie endlich treuherzig.

„Der Sandlerhof," versetzte der Bursche, „ist auf's Geld nicht eingerichtet, aber auf die Arbeit. Hausvater und Hausmutter müssen bei uns die besten zwei Dienstboten sein, so ist es alleweil gewesen. Wenn sie einander gern haben, arbeiten thun sie mit Willen. — Und ein bisserl gern haben, Dullerl, das wirst mich doch!"

Sie nickte mit dem Kopf.

Er tastete nach ihrer Hand und flüsterte: „Gehört habe ich's nicht, aber gesehen habe ich's. Das ist mir noch lieber. Es ist ausgemacht, Du bist schon mein!"

Den Halm warf er weg und wälzte sich über, so daß er nahe bei ihr war. Sie saß fest und wich nicht zurück, die Zipfelmütze mit dem Rest der Kirschen legte sie hinter sich auf den Rasen.

Dann wollte sie aufstehen, er aber nahm mit beiden Händen keck ihr Köpfchen und preßte einen derben Kuß auf ihre Lippen. Sie schlug ihr braunes Auge auf und schaute ihn verblüfft an.

Er that sehr unbefangen.

„Wie stets denn mit Deinen Schuhen?" fragte der fürsorgliche Jungbauer, „wenn Du Sandlerin bist und viel bergsteigen mußt, da müssen sie fest benagelt sein."

„Ist gleich eine Arbeit für Dich," war ihre Entgegnung.

„Hast Du Dir diese schönen Strümpfe selber gestrickt?"

„Wär' nicht schlecht, wenn ich nicht Strümpf' stricken kunnt!"

„Ich kann auch ein wenig stricken. Im Winter, wenn's draußen recht gaustert (schneiet), sitzen wir all' beim Ofen und stricken. Nur das Ranftmachen zuletzt da heroben, das will's mir nicht thun."

„So, das Ranftmachen will's Dir nicht thun?"

„Wie machst denn Du das?"

„Was sagst?"

„Den Ranft."

„Den Ranft meinst? Mit Durchziehmaschen macht man den Ranft."

„Ja so, mit Durchziehmaschen."

„Wohl, wohl."

„Richtig, mit Durchziehmaschen. Schau Du, da lern' ich was."

Der Schatten eines Hollunderbusches dreht sich sonst sehr langsam, jetzt aber, wie sich die beiden Leutchen nach ihm umsahen, war er ihnen davongelaufen. Sie hockten in eitel Sonnenschein.

Die Dullerl erinnerte sich der Kalm. Als sie in den Pfränger giengen, stand sie gelangweilt an der Schranke und an der gegenüberliegenden Zaunecke stand etwas kopfhängerisch der schwarze Genosse.

„So, jetzt treib' ich heim," sagte sie und legte den Strick um die Hörner der Kalm. „Schön Dank!" setzte sie halb gegen den jungen Sandler gewendet etwas unsicher bei, „sagst es halt, wann Du eine Schnitterin brauchst."

„Ich hol' sie selber," rief er ihr nach, „mach' Dich bereit!" Dann sprang er ihr einige Schritte nach, flüsterte ihr schmunzelnd in's Ohr: „Jetzt verdrießt mich jede Stunde alleinsein! Noch ein Bussel! Behüt' Dich Gott!"

Als sie mit dem Rinde hinab kam zu dem armseligen Bachhäusel in der dämmernden Schlucht, fragte der alte Bachhäusler: „Na, wie ist sie gestanden?"

„Gut wird's gewesen sein," antwortete das Dirndel.

„Dullerl," sagte er, „was hast denn Du da am Rücken zwischen den Schultern für ein Mal in Deinem Gewand? Das ist ein Kirschenmal."

„Ja," antwortete sie rasch, „ich hab' ein wenig Kirschen gegessen beim Sandler oben."

„So," entgegnete der Alte kopfschüttelnd, „Kirschen hast gegessen beim Sandler oben. Andere Leut' thun mit dem Mund Kirschen essen, Du thust es mit dem Buckel. Na, ist recht."

Das Fest der Auswanderer.

Mittlerweile gieng im Steppenwirtshaus die helle Lustbarkeit an. Die Jungen tanzten, die Alten tranken, und der Oberförster war namens des Kampelherrn da und ließ sich nicht spotten. Er bewirtete Alles. Die Auswanderer wollten noch einmal die Lieder, welche in Altenmoos gebräuchlich gewesen, singen, Alm- und Bauern- und Holzknechtlieder. Der Oberförster nannte es ein „altweltisches Gedudel," was sich Etliche vielleicht nicht gefallen lassen hätten, wenn die Gläser nicht gar so fleißig gefüllt worden wären. Der Knatschel wußte aber ein Lied, dem hörte anfangs Alles zu und später fielen sie ein und sangen mit:

„Das Bauernleb'n thut mich nit freuen,
Mag keiner mehr sein auf der Welt,
Weil man muß zahlen viel Steuern,
Und ein jeder Schritt ist gleich g'fehlt.
Will sich Einer ein wen'g lustig machen,
Gleich heißt es: der Bauer hat viel Sachen!
Na, das Ding geht mir nit ein,
Mag halt kein Bauer mehr sein!"

Das Lied ward nachgerade zum Festgesang für diesen Tag. Später trällerte ihnen der Oberförster sehr wunderliche Sachen vor, die sie in ihrem Leben nie gehört hatten. Die Weisen wollten ihnen eigentlich nicht ins Ohr,

aber die Wörter waren so pudelnärrisch und bei einem dieser Lieder rief der Wagerer-Zenz: „Still seids, Ihr Saggra, sonst muß ich ein Weibsbild haben!“

Operetten-Liedchen waren es, die der Oberförster hier anstatt des „altweltischen Gedudels“ einführen wollte. Der Dunnerer und der Stindl im Stein und der Rock stellten sich aber mitten in der Stube zusammen und sangen mit frischen Stimmen die alten Gesänge und die Jodler dazu, daß der Oberförster mit seinen neumodischen Singelsurium aufhören mußte.

Seine Zuthunlichkeit dämpfte sich heute aber nicht. Den Burschen zeigte er seine silberne Taschenuhr und sagte: eine solche könne jeder von ihnen haben. Dann bot er ihnen Cigarren und spottete über das Rauchen aus den Pfeifentiegeln. Den Weibern und Mädchen ließ er Zucker in den Wein thun, oder Kaffee kochen. Einer Schönen, der Rock Sandel, legte er sogar sein rothseidenes Halstuch um die Schulter. Einer Andern sagte er, zum Tanzen gebe es nichts Besseres, als Kalblederschühlein mit Tuchfutter. Draußen trügen die einfachsten Dienstboten so schöne Sachen, man müsse ja doch eine Freude haben, man lebe nur einmal auf der Welt. — Derlei gefiel den Leuten nicht übel.

Dann gieng der Oberförster auf den Tanzboden und warf dem zitherspielenden Natz einen Silbergulden hin. Dem blieben die Finger auf den Tasten stehen und seine Miene fragte: „Für was denn das?“

„Einen Neuschottischen sollst aufspielen!“ rief der Oberförster und sah sich nach einer Tänzerin um.

„Einen Neuschottischen?“ fragte der alte Pechölbrenner, „einen söllichen kann ich nit.“

„So klimpere uns eine Mazurka! oder eine fesche Polka!“

„Kann ich nit,“ antwortete der Alte schier betrübt und schob das Silberstück mit dem Zeigefinger langsam von sich.

„So wirst doch wenigstens einen Tschardasch schlagen können, alter Racker!“

„Tschardasch? Was ist das?“ fragte dieser demüthig.

„Der Zigeunertanz!“ belehrte ihn ein Nebenstehender.

Der Natz schüttelte den Kopf: „Zigeunertanz, den kann ich halt auch nit, lieber Herr, ich kann halt gerade nur den Steirischen.“

„Musikant, Du bist Dein Geld wert!“ spottete der Oberförster.

„Ich nehm' keins. Bedank' mich, ich nehm' keins,“ sagte der Natz mit einiger Hast und schob das Silberstück noch weiter von sich.

„So zithere uns Deinen Steirischen vor, in des Teufelsnamen!“ rief der Förster und stellte sich mit einer drallen Bäuerin zum Tanz auf.

Der Pechölbrenner spielte bedachtsam, ja fast feierlich seinen Steirischen. Er klopfte mit den Fußspitzen den Takt dazu und wiegte mit dem Graukopf. Die ganze Stube war voll von Tänzern und sie strampften mit den Füßen, klatschten mit den Händen, schnalzten mit der Zunge und jauchzten und drehten ihre Weibsbilder, daß die Röcke flogen.

Plötzlich brach der Natz mitten im Reigen das Spiel ab. Des Wirtes dreijähriges Töchterlein war er ansichtig worden, das, den Finger im Munde, mit großen Augen dem Treiben zuschaute.

„So geh her!“ schmunzelte ihr der Natz zu, „geh her da zu mir, Dirndel!“

Die Kleine ließ sich nicht lange bitten, sie kannte den Mann recht wohl, der ihr erst vor Kurzem ein hölzernes Püppchen geschenkt hatte, sie lief zwischen den Tänzern zu ihm hin und er hob sie auf sein Knie.

„Was will das bedeuten?“ fragte der Oberförster, erbost über das so willkürlich abgebrochene Spiel. „Wir wollen tanzen!“

„Nur Zeit lassen, schön Zeit lassen,“ versetzte der Natz gutmüthig, „wir wer-

den es schon machen, Zwei richten mehr aus, wie Eins. Gelt Dirndl!"

Er spielte; auch die Kleine tastete gleichzeitig mit ihren fetten Fingerchen auf den Saiten herum, daß es eine recht seltsame Harmonie gab.

Der Oberförster stieß einen Fluch aus und verließ den Tanzboden.

Ersprießlicheres für ihn gab es draußen beim Lindentisch zu thun. Dort saß beim Rodel und beim Sepp in der Grub und beim Zwieselbaumer der alte Sandler. Der kauerte schier armselig da, beim Sitzen selbst noch die Hände auf den Stock stützend, den er zwischen den Beinen hatte. Eine Hand war mit Lappen umwickelt, denn sie war arg gichtisch. Das Haupt hielt er scharf nach vorwärts gespannt, denn er war etwas „großhörig," wie die Schwerhörigkeit in Altenmoos so stattlich benannt wird. An seinen Beisitzern war nicht die Schuld, wenn er manchmal etwas uneben verstand, sie schrieen in ihn hinein wie in „ein taubes Roß." Sie waren just daran, ihren lieben Nachbar zu seinem Glücke zu drängen; Er sagte wenig, schüttelte aber bisweilen so ein bißchen den Kopf. Ja, das Glück wäre schon recht, aber wer weiß, obs eins ist!

Jetzt gieng draußen der Reuthofer des Weges. Er kehrte erst von Sandeben zurück, wo er in der Kirche gewesen war und that nichts desgleichen, als ob er beim Steppenwirt einkehren wollte. Der Jakob war seit einiger Zeit ernster und verschlossener als sonst. Das Unglück mit dem Knaben! Es möchte ihm nicht schaden, wenn er sich bei Wein und Kameraden einmal ein wenig aufheitere. Der Rodel winkte ihm über die Planke, er solle doch nicht gar so stolz vorbeigehen. Ob er denn nicht durstig geworden sei von Sandeben her?

„Seit zwei Stunden gehe ich neben dem Wasser daher," entgegnete der Jakob.

Der Rodel und der Sepp giengen hinaus. „Jakob," sagten sie, „das darfst uns nicht anthun, daß Du uns abspenstig wärest an diesem Tag. Wir haben gut mit einander gelebt, wir wollen gut auseinandergehen. Bis Du nachkommst! Einen Krug Wein mußt wohl mit uns trinken, das geht nicht anders. Wer weiß, wann wir wieder einmal zusammenkommen. So jung nimmer wie heut. Auf Dich haben wir alleweil was gehalten, Jakob! Schade, daß Du nicht mit uns gehst in die schöne Welt hinaus. Aber ins Wirtshaus geh' mit uns. Geh' komm'!"

Sie nahmen ihn an den Armen und zerrten ihn mit sich. Feindselig wollte er nicht sein, er gieng mit ihnen.

Am Lindentisch, jetzt war auch der Oberförster dort, ließen sie sich nieder. Der Herr Ladislaus hatte eben den alten Sandler in der Arbeit und redete ihm halb ernsthaft, halb hänselnd zu von wegen Verkauf des Sandlerhofes. Zum Glück verstand der Gebirgsbauer das Deutsch nicht recht, welches der Pole in der Absicht, die Bauernmundart nachzuahmen, hier vorbrachte. „Dös Bauerrn müssent wohl halt dö Sache halt überrlegen. I bitt Ihnens, da gibts nix zum Ueberrlegen nit, alsdann! Halt lieberr am Hungerrtuch nagen, wie altes Gerümpel verkafen. Ists gach nit wahrr?" — Er wandte sich damit an die Umsitzenden, daß sie es bestätigten.

„Wenn Unsereiner so allein des Weges geht," bemerkte jetzt der Jakob, „da fällt einem allerhand ein. Ist mir das Kruziloch eingefallen, von der Krebsau herüber, Ihr kennt es ja."

„Die Höhle soll neuzeit stark verfallen sein," berichtete der Rodel, „kann Keiner mehr durch."

„Ist vor Wochen einmal ein Herr da beim Steppenwirt gewesen," wußte der Sepp in der Grub zu erzählen, „der ist gar aus Wien hergekommen, das Kruziloch anzuschauen. Soll merkwürdig sein, hat er gesagt, der Tropfsteine wegen."

„Mir gefällts nicht, das finstere Loch, das muß ich schon sagen," ver-

setzte der Rodel, „da bin ich wohl lieber in der Taglichten."

„Vor Zeiten soll von der Krebsau herüber der Fußsteig durch das Kruziloch gegangen sein," sagte der Sepp, „zehn Minuten lang hat man durch die Höhlen gebraucht, hat aber um eine Stunde den Weg abgekürzt."

„Ists mir eingefallen, heut' unterwegs," fuhr der Jakob fort, „daß, wie die Pest in der Sandeben ist gewesen, die Sandebner eine Bittprocession ins Kruziloch haben gemacht. Mitten drinnen soll ein Tropfstein stehen, der wie ein Muttergottesbild ausschaut. Davor ist eine Messe gelesen worden. Die Pest hat nachher aufgehört. So habe ich mir gedacht, jetzt kunnten die Altenmooser eine Bittprocession ins Kruziloch machen."

„Habt's Ihr auch die Pest?" fragte der Oberförster spöttisch.

„Leider Gottes, ja," antwortete der Jakob ernsthaft. „Arg grassiert sie, es vergeht kein Tag mehr, ohne daß sie Einen oder den Andern wegrafft. Wenn es so fort geht, wie lange kann's dauern, bis wir in Altenmoos eine menschenleere Wildnis haben! Heute ist in diesem Wirtshaus ein Todtenfest."

„Das sich aber der Reuthofer vor Ansteckung nicht fürchtet!" bemerkte der Oberförster.

„Mir wird die Auswanderpest nicht gefährlich," sagte der Jakob; „dem Nachbar Sandler hingegen, dem möchte ich schier rathen, daß er sich eilig davonmachen soll."

„Für einen solchen Rath wollte ich mich bedanken," versetzte der Oberförster, „wenn ich das Glück habe, mir meine Verhältnisse zu verbessern, und so ein guter Nachbar möchte mich davon abhalten! Aber freilich, Jeder denkt auf sich selber und weil der Reuthofer seinen Besitz nicht an den Mann bringt, so will er auch den Nachbarn hinderlich sein. Ich glaube es wohl, daß ihm die Weile lang werden wird, als Einsiedler in Altenmoos."

Der Jakob hatte die Faust auf den Tisch gelegt und klopfte mit den Fingerrippen etlichemal auf das Brett; zwei-, dreimal hob sich seine Brust, aber er schwieg.

Der Rodel und der Zwieselbauer hatten sich dem alten Sandler zugewendet und stellten ihm vor, wie es nun werden müsse in Altenmoos und mit dem Sandlerhause. — Die Nachbarn haben verkauft. Die Bauern in dieser entlegenen Gemeinde sind auf gegenseitiges Zusammenhalten angewiesen, aber der Leute werden nun immer weniger; Dienstboten sind auch kaum mehr zu bekommen; Alles weiß sich draußen größeren Erwerb und der Mensch will das Leben genießen. Die Wege werden verwildern, der Einzelne kann Stege und Brücken nicht mehr im Stande halten. Auf den brachliegenden Feldern wächst Wald, aus dem Wald kommt das Wild und frißt dem Einödbauer das Kraut und das Korn. Da ist kein Bestehen. Wenn der Besitz eines Bauernhauses wenigstens noch von der Militärpflicht entbände, wie das früher gewesen! Aber das ist auch nicht mehr. Wenn der Sandler etwa einen Haufen Kinder hätte, die einen Heimgang zum Elternhaus haben wollten! Aber das ist nicht. Der einzige Sebast! Und der lebe hundertmal besser und sorgloser mit dem Baargeld, oder wenn er sich draußen ein niedliches Gütlein kaufe. Und was würde es dem Alten wohl thun, nicht allemal, wenn er eine Kirchenglocke hören wolle, den weiten Weg machen zu müssen! Beim Treidler in Sandeben ist ein Stübel zu haben, in welches zu den Fenstern die Kirchenorgel hineinklingt. Und im Haus der Weinkeller, das ist für einen mühseligen Menschen auch was wert. - Das Glück meldet sich selten an in Altenmoos, aber wenn es sich meldet, da soll man ihm nicht die Thüre weisen.

Während die Bauern als Auswanderer so sprachen, hielt der Ober-

förster die dreitausend Gulden bereit auf dem Tisch. Der alte Sandler schlug in den Handel, sein Haus war verkauft.

„Also wieder eine Leiche!" rief der Oberförster und schlug dem Reuthofer höhnend die Hand auf die Achsel.

„Laß' mich in Fried, Du Aasgeier!" schrie ihm der empörte Bauer in's Gesicht.

„Und jetzt, Jakob!" rief der Rodel lachend, „jetzt schlag auch Du los. Es geht auf Eins!"

„Und der Aasgeier!" setzte der Oberförster bei, „legt Dir baare viertausend Gulden auf die Hand!"

„Wofür?" fragte der Jakob.

„Für den Reuthof."

„Der ist nie mehr, als an zweitausend Gulden wert gewesen. Oder wäre das Geld für mein oder meiner Familie Heimatshaus? Das ist mit Geld nicht zu bezahlen. Heute," so fuhr der Jakob fort, „heute habe ich nachgeschlagen im Pfarrbuch zu Sandeben. Das Pfarrbuch ist vor dreihundertundsechzig Jahren angelegt worden und dazumal ist schon von Steinreutern die Rede gewesen, die auf dem Reuthof in Altenmoos gehaust haben. Noch Aeltere von diesem Stamm werden auf dem Grund die Steine ausgereutet haben und davon wird — sagt der Pfarrer — der Name Steinreuter herrühren. So viel ich weiß, ist von den neun Jakob Steinreutern, die im Pfarrbuche stehen, keiner reich gewesen und keiner arm. Einmal ist der Reuthof niedergebrannt, die Steinreuter haben auf Gott vertraut und ihn wieder aufgebaut. Oft hat uns der Hagel die Feldfrucht vernichtet und das wilde Wasser die Wiesen mit Steinen überschüttet, die Steinreuter haben gedarbt und gearbeitet und Muth gehabt. Sie sind dem Unglück nicht ausgewichen und nicht entgegengegangen, sie sind ihm gestanden wie der Tannenbaum dem Sturm. Die Kinder sind beim Haus verblieben oder haben an andere Höfe geheiratet; ich habe von keinem gehört, das nicht rechtschaffen gewesen wär. Nur von meinem Großvater ein Bruder, der ist Soldat geworden, deserteurt, hat oben im Gottesfrieden in einer Felskluft gehaust, ist wieder eingefangen und zu todt geschlagen worden. Sonst haben fast alle ein langes Leben gehabt. Und freiwillig fortgehen, in die Fremde gehen, gar ein Herr werden, das ist im Reuthof, so lang er steht, nicht gedacht worden, und eher hätte der Blitz eingeschlagen in den Dachgiebel. Wir sind ein Bauernstamm! Wir hören bisweilen etwas läuten von Reichthum und Herrlichkeit draußen in der weiten Welt. Wir gönnen es Jedem, der daran glücklich wird. Wir brauchen es nicht. Wir haben nie davon geredet, aber jetzt," fuhr der sich erhebende Bauer mit gesteigerter Stimme fort, „jetzt müssen wir davon reden, weil sie die Heimat und die Fremde zu einander wägen. Ich wäge nicht! wie soll ich die Erdscholle und die Wolke miteinander wägen! Nachbarn, wenn sich die Welt zerstört, so fängt es an. Die Menschen werden treulos. Untreue gegen die Heimat ist Untreue gegen die Vorfahren, sie ist Untreue gegen die alte gute Sitte und sie wird Untreue gegen den Nächsten, gegen das Weib und gegen das Kind. Sonst ist das Kind in seiner Heimat geboren worden, ihr setzt es in der Fremde auf rollenden Sand. Wo keine Liebe zur festständigen Heimat ist, da ist auch keine zum Vaterland, da flattert Alles hin und her wie die dürren Buchenblätter im Herbstwind. — Jetzt ist ein Wind gekommen und hat Euch abgeschüttelt, Nachbarn, vom alten Baum. Ueber fremde Heiden werdet Ihr dahingeweht und Ihr wollet wieder grünen? Ihr seid feige, Ihr laufet dem Bauernstand davon, weil er hart und ernsthaft ist. Ihr seid hoffärtig und wollet oben hinaus."

„Lieber ein Vogel, denn ein Maulwurf sein!“ redete ihm Einer entgegen.

Darauf der Jakob: „Der Maulwurf ist ein nützliches Thier, aber denket Euch, wenn er Flügel bekäme und eine Lerche sein wollte. Pfui Teufel! — Wenn ein Abschiedsfest ist, meine Herren, so muß auch eine Abschiedsrede sein; sie ist gehalten. Ihr seid draußen, ich mache die Thüre zu. Helf Euch Gott!“

Dumpfen Tones waren die letzten Worte gesprochen, eine Handbewegung machte der Jakob, als ob er die ganze Festgesellschaft mitsammt dem Steppenwirtshaus von sich stoßen wollte und dann hastete er in hoher Erregung davon.

Die am Lindentische saßen oder durch die leidenschaftlichen Worte des Jakob herangezogen umherstanden, schauten sich mit verblüfften Gesichtern an. Was da gesagt worden, war merkwürdig, aber w e r es gesagt — das war noch merkwürdiger. S o hatte den stillen, freundlichen Jakob Keiner gekannt!

Der alte Sandler ergriff den Arm des Oberförsters und sagte: „Bedenken muß ich's doch erst, Waldmeister, und meinen Buben fragen.“

„Was willst bedenken?“

„Des Hausverkaufes wegen.“

„Aber Sandler!“ riefen jetzt Mehrere zugleich, „der Kauf ist ja abgeschlossen.“

„Die Herren sind Zeugen!“ sagte der Oberförster auf die Bauern deutend.

Der Alte sagte nichts mehr sondern saß, noch tiefer zusammengekauert, unter der Linde.

Im Hause klang die Zither, johlten die Tanzenden und die Trinkenden, schrillte das Anstoßen der Gläser. Wohl auch jetzt dem Sandler zu Ehren galt das Freudenfest — aber er saß tief in sich geknickt und auf seiner Stirne standen kalte Tropfen.

„'s ist ihm halt aufgesetzt gewesen!“ würde der Wegerer gesagt haben.

Als der alte Sandler spät Abends nach Hause kam, war der Sebast nicht mehr daheim. Der Sebast arbeitete in diesen Wochen, da das Heumahd vorüber und das Korn noch nicht reif war, weit oben in den Wäldern der Herrschaft Rabenberg als Taglöhner. Um Montags rechtzeitig bei der Arbeit zu sein, pflegte er schon am Sonntag Abends den stundenlangen Weg hinaufzugehen und in der Holzhauerhütte zu übernachten. Erst Samstags kam er zum Feierabende wieder heim.

Und da war's an diesem nächsten Samstag — ein stiller sonnengoldiger Augustabend — daß der Sebast, ein Liedel pfeifend, mit seiner Kraxe niederstieg zwischen den Feldern des Guldeisnergrundes. Bei den zwei Ahornen genannt, wo die Grenze war zwischen dem Guldeisner- und dem Sandlergut, stand Eine, die auf ihn wartete. Die Dullerl war's, aber heute nicht gar lustig, sondern etwas kleinlaut. Sie hatte ein weißes Tüchel um das Kinn gebunden, über dem Scheitel zusammengeknüpft und sagte, sie habe Zahnweh.

„Das ist auch ein neuer Brauch,“ entgegnete er lächelnd, „an einem so schönen Sommertag Zahnweh haben!“

„Sebast,“ flüsterte sie und duckte sich ein wenig hinter ihn, „ich habe schon so viel Angst. — Seit Irchtag (Dienstag) oder Mittwoch her habe ich schon so viel Angst. Ich weiß nicht, Sebast, ob Du Dir denken kannst, was ich meine . . .?“

Er schaute sie an und schwieg. Er konnte sich's denken.

„Dirndel,“ sagte er, „wie Gott will. Ich verlaß Dich nicht.“

„Und mehr brauche ich nicht zu wissen,“ versetzte sie munter, „das Zahnweh will ich leicht ertragen. Behüt' Dich Gott, Sebast!“

Sie drückte ihn noch flüchtig an den Fingern und lief den steilen Fuß-

steig hinab gegen ihr kleines Bachhäusel, das aber gar nicht ihr und nicht ihrem Vater gehörte, sondern zum Steppenhof, und also mit sammt diesem dem Kampelherrn. Das thut nichts, sie wird jetzt ja nicht mehr lange bleiben müssen in der alten Hütte, in der man zur Sommerszeit nur sechs Wochen lang die Sonne sieht, in der man jahraus jahrein keinen Vogel singen hört, weil die Sandach so wild rauscht vor der Hütte. Mit Tagewerken und Kohlenbrennen und mit Beihilfe einer Ziege oder einer Kuh gewannen sie ihr armes Leben von Tag zu Tag. Aber jetzt kann es besser werden, beim Sandlerhof oben scheint die Sonne im Winter und im Sommer, singen die Vögel im Winter und im Sommer — und das Zahnweh duldet sie gerne.

Und der Sebast dachte: Das wäre ganz verteufelt jetzt, wenn Einer kein Haus hätte und nicht heiraten könnte! Wir wollen bald Ernst machen.

Als er zu seinem Hofe kam, trieb der alte Sandler just das Vieh zur Tränke. Die Ochsen standen der Reihe nach am langen Brunnentrog und schlürften mit ihren großen Schnauzen den Trog bis über die Hälfte leer. Der Jodel war auch dabei, aber dem giengs mehr nach Allotria, als nach Wasser. Er legte seinen strotzigen Kopf auf die Rücken der Anderen und sprang gelegentlich gar mit den Vorderfüßen auf einen und den andern hinauf, so daß der Alte beständig rief: „Gehst hinteri, Du Saggra!“ und den übermüthigen Stier mit der Peitsche zurückscheuchte.

Als der Sandler jetzt seinen Sohn kommen sah, wurde ihm etwas ungleich zu Muthe. Er wußte nicht recht, wie er ihm die Neuigkeit mittheilen sollte, falls der Sebast noch nichts wußte. Wenn er nur einverstanden ist! dachte der Alte, ist ein Trutzkopf manchmal. Wenn er nur einverstanden ist! Na, er wird ja gescheit sein.

„Bist da, Sebastel!“ rief er ihm mit einem schmiegsamen Stimmlein entgegen. „Müd' wirst sein, gelt! Na, das Holzhacken die ganze Woche ist kein Leichtes. Und nachher daheim wieder die harte Arbeit. Denk' mir oft — gehst hinteri, verfluchter Pölli! — denk' mir oft: er kunnts besser haben. Und derbarmen thust mir. Im Krebsauer Eisenwerk draußen, sagen sie, müßt' sich der Mensch lang' nicht so plagen und hätt einen besseren Lohn, einen viel besseren. Da thut man sich's — wart', Du schwarzes Ludervieh, ich will Dir helfen, wenn Du sie nicht trinken laßt! Die verdammte Remmlerei, alleweil! — Da thut man sich's, hab' ich wollen sagen, besser machen, wenn man kann. Drei Tausender gibt er, der Kampelherr! Sebast, was sagst denn da dazu?“

„Unser Sandlerhaus ist nicht feil,“ rief der Bursche und wollte in das Haus treten, um seine Kraxe abzuladen.

Der Alte hastete ihm nach, legte ihm wie kosend die Hand auf den Arm und sagte: „Lachen wirst, Sebastel, lachen wirst. Wir zwei sind keine Bauern mehr, sind Herren! haben Geld im Sack!“

Der Sebast blieb stehen, blickte mit starrem Aug' den Alten an und sagte heiser, schier ganz heiser: „Vater!“

„Ja, mein braver Sebastel!“ rief der Alte mit krankhafter Fröhlichkeit, „ich hab' Dir die Sorgen aufgeladen, ich hab' sie Dir auch wieder abgenommen. Es ist nichts zu machen mehr in Altenmoos, Alle sagn's, es ist nicht's zu machen mehr. Und rechtschaffen gut habe ich ihn verkauft, den Sandlerhof.“

Der Sebast stolperte von der Thürschwelle zurück, taumelte an die Wand hin, als wäre ihm ein Schlag geschehen und murmelte dann: „Da hat man's.“

„Gelt, die Ueberraschung, Sebastel, gelt!" keifelte der Alte, „willst das Geld sehen? Baar hat er mir's auszahln lassen, baar. Und den Winter über, wenn wir wollen, dürfen wir noch im Haus bleiben."

„Dürfen wir?" sagte der Bursche, „dürfen wir?" dann fuhr er wild auf: „Der Teufel hat Euch geritten! Ein schlechter Vater, der seinem Kind das Haus verthut! — Ach Gott, mein Haus!" Er lehnte sich an die Wand und der ganze Körper bebte.

Der Alte hatte sich auf einen Holzblock gesetzt und wieder in sich zusammen brechend wie dazumal am Lindentisch, murmelte er: „Ich hab' mir's gedacht."

Plötzlich sprang der Sebast hin gegen den Vater und mit geballten Fäusten rief er: „Ich will ein Haus haben! Ich muß heiraten, ich hab' Eine, der ich schuldig bin worden!"

Der alte Sandler, leichenfahl im Gesicht, zuckte die Achseln: „'s ist aus und 's ist vorbei."

(Fortsetzung folgt.)

Auf einem Dache.

Von **Verra**. Aus dem Italienischen übertragen von Moritz Smets.

Unter den Freunden ihres Vetters war der es eben, wider welchen sie die meiste Abneigung hegte.

Wenn man mit Vorbedacht, sie gegen Versuchungen zu sichern, gehandelt, konnte man keine bessere Wahl treffen; aber es gibt weibliche Naturen von Kampflust befeuert, welche den Versuchungen durchaus nicht abhold sind. Was will man dagegen thun?

Urania war gerade so geartet.

Sie lehnte die Hand ihres Begleiters ab und sprang flink in das Boot, ohne daß sie sich Mühe genommen hätte, ihren starken Aerger zu verbergen oder auch nur ihren kleinen Fuß, den ein hirschledernes, mit zwölf Knöpfen besetztes Stiefelchen umschloß. Romeo sah alle zwölf und es that ihm nur leid, daß er nicht der dreizehnte war.

Und Beide ließen sich im Boote nieder.

Meine Leser werden sich wohl jener furchtbaren Ueberschwemmung erinnern, die im Jahre Eintausend achthundert und . . .? Aber nein, machen wir keine Zeitangabe! Wenn Damen in einer Erzählung vorkommen, thut man besser, Zeitangaben geheimzuhalten.

Es genügt auch zu wissen, daß der Po solche wilde Streiche verübt, sein Beet verlassen und die Gegend am rechten Ufer bis nach Parma unter Wasser gesetzt hatte. Auch bei Cremona war er ausgetreten; von diesen Orten an war die Eisenbahn an mehrfachen Stellen überflutet. Wer von Casalmaggiore sich nach Mailand begeben wollte, war genöthigt, den Fluß zu durchkreuzen und sich mittelst eines Bootes über die unter Wasser stehenden Felder bis nach Parma be-

fördern zu lassen, um dort die Linie von Alessandria einzuschlagen. Das Nämliche that auch Urania, nachdem sie einen längeren Landaufenthalt bei ihren Basen genommen hatte.

Die Landschaft bot ein eigenthümliches Bild. Die Weinstöcke und alle Pflanzen niederen Wuchses lagen unter dem Wasserspiegel, aus welchem hie und da der schlanke Wipfel einer Ulme oder einer Pappel, einer großen schwimmenden Seerose ähnlich, emporragte. Es lag ein Zug biblischer Großartigkeit in diesem Gewässer, das immer noch stieg und stieg, Alles niederreißend, verheerend, überallhin Entsetzen und Tod verbreitend.

Den Strom hinab schwammen seltsame und oft unerkennbare Gegenstände: Balkentrümmer von eingestürzten Hütten, allerlei zerbrochenes Geräthe, Kleider, Werkzeuge, Geschirre, Lappen; sogar ein Käfig, worin einige Hühner wie rasend hin und her flatterten, sicherlich des Glaubens, daß das Ende der Welt angebrochen sei.

Die Schifffahrt gieng nichts weniger als leicht auf diesem plötzlich entstandenen See, dessen Tücken man nicht kannte, von statten; man mußte mit aller Behutsamkeit zu Werke gehen, indem man die Bodentiefen ergründete und das Ruder gegen die Baumstämme, welche die Bahn verlegten, stemmte.

Urania unterhielt sich unendlich. Eine starke Seele, liebte sie die Gefahr; sie bedauerte einzig und allein, daß statt dieses stutzerhaften Romeo sie nicht ihren Vetter als Begleiter hatte. Der war ein Mann!

Ohne vorschnellen Argwohn zu fassen, darf man kühnlich voraussetzen, daß dieser Vetter sie fast ausschließlich beschäftigte. Seine Soldatenmanieren, vorgeschrittenen Ansichten, kriegerischen Neigungen, sein langer Schnurrbart und seine sporngezierten klirrenden Stiefelabsätze hatten Eindruck auf sie gemacht. In ihrer Verachtung für verweichlichte Männer war sie sogar dahin gelangt, daß sie sich die rauhen Hände ihres Vetters gefallen lassen hatte. O, mit ihm wäre es eine Lust gewesen — aber so . . .

Romeo, der am Bug saß, (sie hatte sich auf der entgegengesetzten Seite des Bootes niedergelassen), schien geringen Antheil an der malerischen Scenerie, die ihn umgab, zu nehmen; sein zartes und starres Profil hob sich scharf, wie eine antike Camée, von dem leuchtenden Spiegel des Gewässers ab; mit einer Hand kräuselte er seinen schwachen blonden Schnurrbart, die andere hieng über den Bootsrand.

Er war unausstehlich.

Urania wandte ihr Haupt von ihm ab.

„Das ist sicher;" dachte sie, „dieser Mensch hat kein Blut in den Adern; er muß mit Stockfischthran aufgepäppelt worden sein." Dieser Einfall setzte sich derart in ihrem Gehirne fest, daß sie ihren Begleiter dergestalt, wie er erst fünf Jahre zählte, mit einem Geiferlätzchen vorne und mit aufgesperrtem Munde, um den Thranlöffel abzulecken, zu sehen glaubte.

In diesem Augenblicke zog der Bootsmann die Ruder ein und sagte, nachdem er bedenklich umhergeblickt hatte: „Ich fürchte, daß wir nicht den besten Weg eingeschlagen haben."

„Warum?" fragte Urania.

„Weil die Bäume immer zahlreicher in die Höhe steigen und wir, statt uns über einem Fußwege zu befinden, in einen Wald oder in nicht viel weniger hineingerathen sind."

Romeo erhob sich.

„Vielleicht, wenn die Kraft der Ruder verdoppelt würde?"

„Verstehen Sie sich darauf, sie zu handhaben?"

„Versuchen wir's!"

Der junge Mann ergriff ein Ruder, und zur großen Verwunderung des Bootsmannes legte er tüchtig aus.

„Oh, oh!" bemerkte dieser, „Sie greifen mir in das Handwerk."

„Meinst Du? Dann höre auch einen Rath an! Von hier kommen wir nicht mit der Kraft weiter; wir müssen sie aufsparen, mit Umsicht bloß das Ziel verfolgen, daß wir den Hindernissen ausweichen; dieses Boot vermag einem etwas starken Stoße nicht Widerstand zu leisten.“

Der Bootsmann verzog den Mund, ohne etwas zu erwidern.

Urania begann zu überdenken, ob es nicht eine Unklugheit gewesen sei, daß man für die Fahrt den Abend gewählt habe; um vor der Sonne und dem Staube geschützt zu sein, war man nun wirklich einem schlimmen Wagnisse ausgesetzt. Die Anwesenheit ihres Vetters erschien ihr wünschenswerther, denn je, und sie malte sich in Gedanken aus, welche schöne Wirkung seine starke, donnergleiche Stimme inmitten des Gewässers, seine Athletenarme an den Rudern und seine gebräunte, vom Schweiße der Kraftentfaltung triefende Stirne machen würden!

Mit ihm hätte die Gefahr wenigstens eine heroische, poetische Seite; man konnte ihr mit einer gewissen Lust die Stirne bieten!

Sie warf einen Blick der Mißachtung und des Mitleides auf den blonden Ritter, den man ihr an die Seite gegeben, und setzte sich bequemer, mit verschränkten Armen, darein ergeben, die Ereignisse über sich ergehen zu lassen, da es nicht in ihrer Macht lag, sie zu ändern.

Inzwischen stieß das Boot rechts und links an, bald durch einen Bündel von Strauchwerk aufgehalten, bald von einem Baumstamme angerannt; jeden Augenblick drohte es umzuschlagen.

Die Miene des Bootmannes verfinsterte sich immer mehr.

Romeo, der seine Ruhe nicht verlor, beugte sich auf den Boden des Fahrzeuges hinab und machte, nachdem er ein Brett emporgehoben, aufmerksam, daß das Wasser hereinzudringen beginne.

Urania erbleichte troß all ihres Muthes.

„Aber wie wird die Sache für uns ablaufen?“ fragte sie, zum ersten Male sich dem Freunde ihres Vetters zuwendend.

„Seien sie beruhigt;“ antwortete Romeo, „eine Gefahr zu ertrinken, ist hier nicht.“

„Und Anderes ist nicht zu besorgen?“

Der junge Mann blickte sie einen Augenblick unsicher an, dann entgegnete er, ohne seine gleichgiltige Miene aufzugeben: „Hoffen wir — nein.“

Die Unbehaglichkeit Urania's stieg von Minute zu Minute; vor Allem empfand sie dieselbe, wie man weiß, wegen Romeo's, aber nun grollte sie auch sich selbst, dem Boote, dem Fährmanne, dem Po, den Regenströmen im Herbste und gar sehr, o wie sehr! — solchen fahrlässigen Vettern, welche sich durch Freunde vertreten lassen.

„Ich besorge,“ hub Romeo wieder mit einer Gelassenheit, die einen Heiligen zur Verzweiflung hätte bringen können, an, „daß der günstige Zeitpunkt für eine Weiterfahrt am heutigen Tage vorüber sei.“

„Eine schöne Auskunft!“ rief Urania. „Nicht an das Ziel zu gelangen, das ist es wahrlich, dessen es noch bedurfte, um einer so angenehmen Partie die Krone aufzusetzen.“

Sie war schroff, beißend.

Aber das Schicksal bescherte ihr noch andere Ursachen zu übler Laune und Aergerlichkeit. Plötzlich blieb das Boot stecken; es war in eine Art Sumpf, den Sand, Stroh und losgerissene Zäune gebildet, hineingerathen. So sollte die Partie ein Ende finden!

Nachdem man von der einzig fahrbaren Bahn in diesem seit gestern ausgewühlten Wasserbette abgekommen, war man auf das Gerathewohl hin über die Felder gesteuert und nun in-

mitten von Weinstöcken und Ulmen, zwei Kilometer von Parma entfernt, aufgefahren. Ein unwahrscheinliches Ereignis, aber nichts destoweniger vollkommen wahr!

Dazu kam aber noch, daß die Sonne untergieng und ihre letzten, die Wipfel der Pappeln wie in flüssiges Gold tauchenden Strahlen den nahen Einbruch der Nacht verkündeten.

Romeo, ganz und gar nicht verdrießlich, zog, nachdem er die Dame um Erlaubnis gebeten, seinen Rock aus, knöpfte die Manschetten auf, schlang die Halsbinde los; all dies legte er fein säuberlich in eine Ecke, dann griff er nach einem Ruder und machte sich zugleich mit dem Bootsmanne an die schwierige Arbeit, das Fahrzeug wieder flott zu bringen.

Ich hege nicht, wie Urania, eine üble Voreingenommenheit gegen blonde Männer; ich kann daher dem jungen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß er sich mit seinen durch die Anstrengung gefärbten Wangen, seinen schönen, wirr durcheinandergebrachten und über seine blendendweiße Stirne herabflatternden Haaren sehr gut ausnahm. Seine nicht minder weißen und kräftigen Arme hoben und senkten sich regelmäßig, wobei sich unter dem Battiste des Hemdes seine starken Muskeln kenntlich machten. Er hatte etwas von Hercules und von Apollo an sich.

Unglücklicher Weise blickte Urania ihn nicht an.

Als es nach einstündiger Arbeit gelungen war, das Boot im richtigen Fahrwasser wieder zu haben, blinkte schon hie und da ein Sternlein auf. „Dem Himmel sei Dank!“ murmelte der Bootsmann, indem er sich den Schweiß abwischte.

„Du hältst uns jetzt für geborgen, Mann?“ fragte Romeo, indem er einen Fuß gegen den Rand des Bootes stemmte, das dadurch zu krachen begann. „Bei dem ersten Stoße wird dies elende Gerippe in ein Dutzend Splitter zerstieben. Darauf möchte ich schwören!“

„Aber Sie sind wirklich ein Unglücksvogel!“ warf Urania voll Erbitterung ein. „Wenn ich nur ein bißchen abergläubisch wäre, so müßte sich mir der Glaube aufdrängen, daß Ihre Anwesenheit meiner Reise zum Unheil gereicht.“

„Wünschen Sie, daß ich mich in das Wasser stürze, um Sie zu erretten? Ich bin dazu bereit.“

Der Ton Romeo's war ruhig, kühl, und doch nicht ganz von Bitterkeit frei; das junge Mädchen schämte sich, daß es sich bisher durchwegs unhöflich erwiesen hatte. Es lächelte und erwiderte, eine scherzhafte Miene annehmend: „O Gott, wie empfindlich Sie sind, mein Herr! Ich bitte Sie meiner üblen Laune wegen um Vergebung; gleichwohl geben Sie doch auch zu, daß ich zu bedauern bin...“

Romeo verneigte sich.

„Was sollen wir nun machen?“ unterbrach der Bootsmann. „Leider nur zu wahr; dieses Fahrzeug hält, nach den erlittenen Stößen, die Last von drei Personen nicht aus.“

Einen Büchsenschuß entfernt erblickte man das Dach einer Behausung aus dem Wasser, welches das Uebrige des armseligen Bauwerkes überflutet hatte, hervorragen. Die Bewohner dieser Bauernhütte hatten sie, für ihre Lebensrettung bedacht, im Stiche gelassen und die kleine, durch das Dach gebildete Insel schien Romeo zu einer Landungsstelle geeignet.

„Ich schlage vor,“ sagte er, „daß einer von uns Beiden mit dem Fräulein auf jenem Dache festen Fuß fasse und der andere schleunigst möglich nach Parma davonfahre, um ein in besserem Zustande befindliches Boot anherzubringen. Etwas Anderes läßt sich nicht thun; welcher Meinung sind Sie, Fräulein?“

Der Vorschlag schien Uranien ein wenig gewagt und keineswegs beru-

higend, um so mehr, als Romeo mit eisigster Kaltblütigkeit hinzusetzte: „Den Mann da kenne ich und ich stehe dafür ein, daß er Sie vor einer etwaigen Gefahr zu beschützen wissen wird.“

Mithin wollte er davongehen?

„Aber“, fragte Urania aufgeregt, „wäre es nicht sachgemäßer, daß der Bootsmann sein Fahrzeug lenkte?“

(Es erübrigte, darunter zu verstehen: „Und daß Sie mir Gesellschaft leisteten?“)

Es war dies eine Uebergabe mit Waffen und Gepäck; dennoch verrieth Romeo nicht die leiseste Spur eines geckenhaften Dünkels; ruhig antwortete er: „Wie Sie glauben.“

(Es erübrigte, darunter zu verstehen: „Mir ist das einerlei.“)

Nun, dieses grobe: „Mir ist das einerlei“ verwundete die Eigenliebe des schönen Mädchens auf das Empfindlichste. Wie viele würden wohl aus diesem Anlasse glücklich gewesen sein, ihr Vetter zum Beispiel!

Es war doch sonderbar. In einer oder der anderen Hinsicht machte dieser Herr Romeo ihr fortwährend zu schaffen — zuerst verwünschte sie ihn, jetzt hätte sie ihn gerne erwürgt!

Sie stand schon im Begriffe auszurufen: „Nein, gehen Sie nur!“

Aber welch' eine Rolle würde sie gespielt haben? Hieß es nicht, einen zu großen Werth diesem Stutzer beizumessen? Und dann, offen gestanden, war die Aussicht, mit einem Bootsmanne einige Stunden auf einem Dache verbringen zu sollen, allzu abschreckend . . .

Es ward demnach nichts weiter hierüber gesprochen.

Die zwei Schiffbrüchigen landeten auf der ganz neuen Inselbildung und das Boot setzte recht matt und schlenkernd seinen Weg nach Parma fort.

„Schnell, he!“ schrie Romeo, die Hände als Sprachrohr verwendend.

„Recht schnell!“ unterstützte Urania ihn nachdrücklich.

Keines von Beiden hatte die Hoffnung, sich da oben zu unterhalten.

Wenn die Abneigungen wie die Zuneigungen leicht gegenseitig sind, so mußte ein schönes Duett erfolgen.

Indessen — es war ein Rauchfang in der Mitte des Daches — setzte Urania sich, sowie sie sah, daß Romeo sich südwärts wandte, flink auf der Nordseite nieder — der Rauchfang trennte sie — aber das Wort: sitzen ist in diesem Falle eine gewagte Metapher. Urania kauerte sich so gut als möglich zusammen, indem sie ihr Kleid an sich zog, doch ohne daß es ihr gelang, ihre zierlichen hirschledernen Stiefelchen zu verdecken, die es nicht wenig befremdete, sich in einem so harten und fröstelnd kalten Absteigequartier zu befinden; auch fröstelnd kalt war es, denn es ist doch, ohne dem milden Klima Italiens nahetreten zu wollen, am zweiten October, nach Sonnenuntergang, inmitten von Wasser, sicherlich keine wohlige Wärme zu verspüren.

Romeo wäre gerne auf- und abgewandelt; aber wie wäre ein Dach zu einer Wandelbahn geeignet? Er faßte somit den Entschluß, sich auf der andern Seite des Rauchfanges niederzusetzen.

„Der Gedanke, daß wir hier aushalten müssen!“ begann Urania, ohne den Kopf umzuwenden. „Wie lange glauben Sie, mein Herr, daß wir hier zu bleiben haben werden?“

„Das hängt von dem Bootsmanne und den Hindernissen, die erwachsen können, ab. Es thut mir Ihretwegen sehr leid. .“

„Sagen Sie nur auch Ihretwegen selbst!“

„Der Fall könnte sich anders verhalten!“

„Aber er verhält sich nicht anders.“

„Nehmen wir an, daß es doch so wäre. .?“

„Dann fiele es mir zu, Sie zu bedauern.“

Plötzliches Stillschweigen.

Romeo beschäftigte sich, indem er mit seinem Stocke auf die Ziegel schlug; Urania flocht zum Zeitvertreib die Fransen ihres Umhängtuches ineinander.

Es wurde empfindlich kalt.

Ein zaghaftes Gefühl, eine peinliche Schwäche und Niedergeschlagenheit schlich sich allmählig in das Herz Urania's ein. So eine starke Seele sie auch war, blieb sie doch immer ein Weib, und dieses sich Alleinbefinden mit einem Unbekannten, in einer so außergewöhnlichen Lage, flößte ihr ein Bedürfniß nach Zuneigung, nach Zärtlichkeit ein; sie fühlte sich erbärmlich klein. Sie gedachte ihrer dahingeschiedenen Eltern, ihrer fernen Freundinnen, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, der Kürze des Lebens, hunderterlei sämmtlich wehmüthig stimmender Dinge.

Finster wurde es noch dazu. Die wenigen Sterne waren verschwunden; ein eiskalter Wind trieb dichtes Gewölke am Himmel einher.

„Es ist unmöglich," sagte Romeo, „daß Sie es so aushalten können, ohne durch die Feuchtigkeit der Nacht zu leiden; erlauben Sie, daß ich Sie mit meinem Rocke bedecke; ich bin gegen jedwede Witterung abgehärtet. Das ist der Vortheil, der uns Männern aus den Strapazen des Feldlagers erwächst."

Urania ließ es geschehen. Bald darauf fragte sie: „Sie sind Soldat gewesen?"

„Zuerst bei Garibaldi und dann im stehenden Heere; ich habe zwei Schlachten mitgemacht."

Bei einer Bewegung Romeo's lockerte er einen Ziegel, der hinabkollerte und in das Wasser fiel; dieser zufällige Umstand gab ihm einen Gedanken ein, welchem Urania vollkommen zustimmte.

Es handelte sich darum, ein Loch im Dache auszuweiten und dann in die Hütte hinabzusteigen, um zu sehen, ob man sich darin besser unterzubringen im Stande wäre.

Der junge Mann nahm die Arbeit mit Leichtigkeit in Angriff; auch scheute Urania sich nicht, ihm mit ihren weißen, zarten Händen behilflich zu sein.

Nachdem die Oeffnung ausreichend war, ließ Romeo ohne Bedenken sich hineingleiten; jedoch Urania hielt ihn aus einer unwillkürlichen und holden Regung bei der Hand zurück.

„Geben Sie Acht," rief sie aus, „wenn Sie einen Fall machten!"

„Beten Sie für mich und ich werde unversehrt davonkommen."

Ich weiß nicht, ob Urania ein Gebet verrichtete, wohl aber weiß ich, daß ihr die Zeit sehr lange vorkam, und daß sie jeden Augenblick sich zur Lücke vorbeugte und hinabrief: „Herr Romeo! Herr Romeo!"

Und als dieser endlich heraufkletterte, ganz naß, mit einer Matratze auf den Schultern, fühlte das beherzte Mädchen sich einer heftigen Beklemmung enthoben. Sie hatte einen Augenblick lang schon Angst gehabt, ihn nicht mehr zum Vorschein kommen zu sehen.

„Die Hütte ist unbewohnbar;" sagte Romeo, die Matratze niederlegend, „das Wasser ist in jeden Winkel eingedrungen, das Geräthe ganz verdorben, man weiß nicht, wohin man den Fuß setzen soll. Die Vorsehung, welche, wie man sagt, Berauschte und Verliebte beschirmt, hat sich uns barmherzig zu erweisen geruht. . ."

„Wenngleich," fiel Urania ihm rasch in die Rede, „wir weder auf die eine noch auf die andere Bezeichnung Anspruch zu machen vermögen."

„Und ließ" — fuhr Romeo, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort — „auf einem Dachboden diese vermuthlich mit Hundsgras gestopfte Matratze obenauf schwimmen. Meinen Sie nicht, daß dieselbe uns bei der ascetischen Nacktheit der Ziegel sehr gelegen kommt?"

Nachdem er die Matratze auseinandergebreitet, wünschte Urania aus Höflichkeit, daß ihr ritterlicher Begleiter auch Platz darauf nehme, und er nahm ihn ein.

Anläßlich dieser Annäherung dachte Urania, daß, wenn statt Romeo's ihr Vetter hier wäre, sie nicht einem starken Geruche von Rauchtabak und von Fischthran, mit welchem er seine schweren Jagdstiefel einzuschmieren pflegte, entgangen sein dürfte.

Ganz bestimmt war als Sitznachbar auf einer Matratze dieser junge feine Herr vorzuziehen. Dennoch vermochte sie nicht über dieses Alleinzusammensein mit ihm auf einem Dache zur Ruhe zu kommen. Was würden ihre Freundinnen in Mailand sagen, wenn sie hievon erführen? Unter anderen Bewandtnissen (sie gestand nicht offenherzig, welche sie meinte) konnte das Begebnis ein annehmbares Ergebnis zur Folge haben; doch so war es etwas Lächerliches, oh, sehr lächerlich!

Und da dieses letzte Wort lauten Tones ihren Lippen entschlüpft war, knüpfte Romeo daran: „Das Lächerliche grenzt an das Erhabene. Nie vermochte die Phantasie eines Dichters, wenn sie die goldigumgitterten Balcone und granitenen Terrassen schmeichelnd umschweift, um ihre idealen Gestalten so viele Poesie zu vereinen, als wir auf diesem elenden Dache rings um uns haben. Hier giebt es kein schmückendes Fries, keinen blumenumfächelnden Zephyr, keinen Strahl des Mondes (Sie sehen ja, wie finster es ist!), keine weißen Wölkchen, keine weichgepolsterten Gondeln, keine Nachtigallen, keinen Lautenklang, keine Liebeslieder — nichts Anderes, als einen Haltepunkt auf diesem unheilvollen See. Um uns treiben die Trümmer zerstörter Hütten, eingestürzter häuslicher Herde; das Kissen einer Wiege trägt uns über das Gewässer die Wehklage einer Mutter her. Horchen Sie! Dort unten, wo wir an die Mauer eines überschwemmten Meierhofes gedrängt wurden, vernehmen Sie nicht die Schreie der armen Bauersleute? Sehen Sie nicht, wie das Elend zugleich mit den Wogen über die verheerten Gefilde an Ausbreitung gewinnt?"

Romeo sprach ohne salbungsvollen Nachdruck, ruhigen Tones; nur faßte er, als er zu bemerken glaubte, daß seine Gefährtin etwas zusammenschauerte, nach ihrer Hand und dann fuhr er fort: „Wie viele Familien sind obdachlos geworden! Wie viele Leute sind um ihr Brot gebracht! Ganze Menschenleben voll harter Arbeit und Aufopferung liegen begraben unter diesem stehenden Gewässer; so viele betrogene Hoffnungen, so viele nutzlose Opfer! Frohgemuth waren die Inwohner zwischen ihren eingeheimsten Ernten, im Frieden ihrer schlichten Behausungen, in Schlaf gesunken und die furchtbare Geißel fiel über sie, die Wehrlosen, her. Welch ein Bild! Die Ausbrüche der Verzweiflung riefen einen Widerhall wach, der nie zuvor vernommen worden; flammende Fackeln irrten wie verlorne Seelen auf Brücken, welche einzustürzen drohten, auf Booten, welche in Trümmer geborsten waren, umher. Ueberall Weiber in loser, fliegender Gewandung, nackte Kinder, vor Schmerz und Schreck wahnsinnige Männer. Bei jedem Gegenstande, der untersank und verschwand, erscholl ein Schrei; jedem Dammbruche folgte ein Stöhnen und Gewimmer nach. Auch in jener entsetzlichen Nacht schimmerten keine Sterne, leuchtete kein Mond — das Weinen und Jammern der Unglücklichen stieg vom Gewässer zum unsichtbaren Himmel, vielleicht ungehört, empor. Eine erhabene und erschütternde Poesie, nicht wahr, mein Fräulein?"

War die Frage ironisch gemeint? Welch eine tiefwurzelnde Verbitterung trübte den hellen Klang seiner Stimme?

Urania fühlte den Druck dieser starken und kalten Hand; mit dem

verweichlichten Jünglinge war es vorbei; in dieser zierlichen Gestalt barg sich ein mannhaftes Herz, ein Herz voll Adel und Güte!

„Sie sprechen," sagte das Fräulein, „wie wenn Sie bei dem Austritte des Flusses zugegen gewesen wären?"

„Ich war es auch."

„Wie? Unter der Zahl jener Hochherzigen, die mit wenigen Booten sich in den wilden Strom hineingewagt, um den Ueberschwemmten Hilfe zu bringen . . .? Aber Sie sagten nichts davon; Niemand wußte darum."

„Dies hielt ich nicht für nöthig."

„Mein Vetter war Ihnen zur Seite?"

„Nein; er hatte auf die Jagd zu gehen."

Ein brennendes Reue- und Schamgefühl, sich so gröblich getäuscht zu haben, färbte die Wangen Urania's.

Ihr Erröthen war zwar in dem tiefen Düster nicht wahrnehmbar, aber sicherlich empfand Jemand den schwärmerisch-innigen Druck ihres Händchens, während sie sagte: „Ich bewundere die muthigen und starken Männer. Wie sehr beneide ich dieselben des Guten wegen, das Sie zu vollführen im Stande sind!"

„Auch das weichherzige und zarte Frauengeschlecht vermag viel Gutes zu wirken. Der Mann leistet materiellen Beistand, die Frau richtet die Seele auf."

„Glauben Sie wirklich, daß die Frau solche Macht besäße?"

„Und wie wäre daran zu zweifeln, wenn ein einziger Blick eines weiblichen Wesens uns erhebt und besser macht, wenn ein freundliches Wort, wenn ein Händedruck, wenn eine plötzliche und unschuldige Regung seines liebevollen Herzens uns für langes Mißachten oder Verkennen entschädigt?"

Zitterte wirklich seine Stimme? So schien es Uranien.

„Besteht ein Ausschuß, eine Geldsammlung, kurz: hat man etwas für die Opfer der Ueberschwemmung gethan?"

„Ich befasse mich eben damit."

„Wäre ich aufdringlich, wenn ich Sie bäte, mich diesem Werke der Wohlthätigkeit anschließen zu dürfen?"

„Die Aufdringlichkeit ist meinerseits, insoferne ich unverzüglich Ihren Beitritt angenommen erkläre, um Ihnen nicht Zeit zu belassen, dies zu bereuen."

Noch immer nicht von Bitterkeit frei! Urania fühlte sie heraus; aber sie hatte dieselbe verdient und sie verstummte. Erst nach einem sehr langen und dem Anscheine nach sehr anziehenden Stillschweigen rief sie, um sich dem Zauber zu entziehen, aus: „Wie viele Zeit bereits vergangen sein mag! Der Bootsmann bleibt lange aus; mir ist kalt."

Romeo rückte ihr näher. Allmächtiger Gott, was sollte er denn thun?

Gewiß würde ihnen, wenn sie einander mit den Armen umschlungen hätten, wärmer geworden sein. Ob er sich wohl mit diesem Gedanken trug?

Wie dem auch gewesen sein mag, er konnte ihn doch nicht klar und deutlich heraussagen! Er beschränkte sich auf die Erwiderung:

„Geben Sie mir Ihre beiden Hände. So!"

Und er legte sie an sein Herz.

Das starke Mädchen kam sich schwächer und kleiner, denn je, vor.

„Was dann, wenn der Mann nicht mehr käme?"

„Dann zimmern wir uns, wie Robinson, eine Hütte und harren auf eine günstige Gelegenheit, um in die Heimat zurückzukehren."

Während er lachend diese Worte sprach, preßte er ihre beiden Hände, die nach einer wärmenden Unterkunft begehrt, an seine Brust und da die Arme so nahe den Händen sind, so fanden auch die schönen Arme Urania's dort eine Zufluchtstelle.

Im nämlichen Augenblicke geschah es, daß Urania ihm zuflüsterte:

„Sie vergeben mir, ja? Ich hatte Sie schlecht beurtheilt!“

Tiefbewegt und feierlich, erwiderte Romeo:

„Dank! Jetzt bin ich glücklich.“

Der Bootsmann vermochte ganz nach seiner Bequemlichkeit zu verfahren; keines von den Beiden dachte mehr daran, sich zu beklagen. Als er endlich, gegen Zehn, anlangte und selbst bestürzt seine unfreiwillige Verspätung zu entschuldigen versuchte, fiel Romeo ihm in die Rede:

„Aber mein Lieber, uns kommst Du vielmehr zu schnell!“

„Merkwürdig!“ dachte der Bootsmann „was für findige Leute doch diese Herrschaften sind! An elastische Sofas gewöhnt, verstehen sie sich auch darauf, ein paar Stunden auf einem Dache zuzubringen, ohne nur einmal das Aussehen zu haben, daß sie sich schlecht dabei befänden.“ —

Das Jahr nachher, zu dem Zeitpunkte, als Urania ihren gewohnten Besuch den Basen abstattete, machte sie Romeo den Vorschlag, mit ihr das Ueberschwemmungsgebiet in Augenschein zu nehmen.

Die Häuser waren neuerstanden, die Weinstöcke wieder aufgerichtet, die Zäune an ihrer alten Stelle. Die Fruchtfelder verhießen einen reichen Erntesegen; die Wiesen grünten, der Himmel blaute, und unter den riesigen Pappeln ruhte der Landmann ermüdet, aber frohen Sinnes, aus.

Das junge Pärchen machte vor einem Meierhofe Halt: im Schutze des Schattens, welchen das Dach, neu gedeckt, auf den Fußpfad warf, sank es, von einer gleichzeitigen Regung erfaßt, einander in die Arme, und küßte sich, ohne eine Silbe zu sprechen, in herzinniger Umschlingung.

* * *

Eine Leserin, die hieran Anstoß nimmt: „Oh, oh, oh!“

Die Erzählerin: „Es war ein Brautpaar!“

Ein Selbstmord.

Von P. K. Rosegger.

An einem klaren, sonnigen Spätherbsttag schritt ich durch den Grazer Stadtpark. Gott, wie dieser Garten schön ist, selbst noch wenn die gelben Blätter niedergleiten wie goldener Schnee! Wie frisch grün noch der Rasen, wie blau der Himmel, gegen den die entlaubten Baumkronen fast übermüthig grotesk aufragen.

Rasch an mir vorüber schreitet ein Mann, stramm aufrecht in voller Jugendlichkeit, mit einem weißen Batisttuch trocknet er von seinem blühenden Angesicht den Schweiß. Wer noch so jung wäre, sich an einem scharfkalten Herbsttage gegen die Glut der eigenen Kraft wehren zu müssen! Eine elegante Gestalt, mitten im Leben, mitten in dem, was sie Glück nennen. Bald ist er meinen Augen auf den Schlangenwegen entschwunden. Ich humple an meinem Stocke mühsam nach und freue mich an den Schätzen der Armen, an der reinen Luft, an dem lieben milden Sonnenschein. Auf glattem Rasen tummeln sich muntere Kinder; und wenn

morgen der erste Schnee fällt, so werden sie von Neuem munter sein; wenn in ihren Stuben die Eisblumen an den Fenstern stehen, werden sie munter sein; wenn der graue Nebel draußen über dem Weihnachtsmarkte liegt, werden sie munter sein; sie haben es gut, sie werden den Frühling sehen, sie werden noch viele Frühlinge sehen. . . .

Ein Doppelschuß im Stadtpark. Ueber den Leichtsinn der Leute, nach Sperlingen zu schießen, wo die Umgebung voll Spaziergänger ist! — Etwas Anderes wars. Um einen Strauch biegend sehe ich Leute zusammenlaufen. „Erschossen hat sich Einer!“

Ich trete hinzu, die Drahteinfassung der Wiese ist durchbrochen; immer neu herbeieilende Menschen bilden einen Kreis, die rückwärtigen dehnen ihre Hälse, um den vorderen über die Köpfe, über die Schultern sehen zu können. Erschossen hat sich Einer! Die Kunde verbreitet sich weitum, hier drängen sich die Leute schweigend, was man sieht, das braucht man nicht erst zu erfragen, zu hören.

Auch mir gelingt es, soweit durchzukommen, daß ich unmittelbar davor stehe. Der Todte ist jener Mann, der wenige Minuten früher so beneidenswert aufrecht an mir vorübergegangen war. Auf dem Rücken liegt er da, zuerst ersehe ich die Füße, der rechte ist gerade ausgestreckt, der linke im Knie etwas zur Höhe gebogen. Die Arme hingelegt auf den Rasen, die Finger unter den braunen Glacehandschuhen kaum merklich gekrümmt. Der Kopf nach rückwärts gebogen, das Gesicht, soweit es ein wohlgepflegter blonder Bart nicht deckt, bereits blaß wie Lehm, blaß bis unter die Nasennüstern hinein. Zwischen den halbgeöffneten Lippen schimmert eine Reihe weißer Zähne, die offenen Augen glotzen in der Starre des Todes. . . . An der rechten Schläfe ein dunkelrothes Scheibchen, kaum größer, als ein Kreuzerstück. — Weiter hin liegt der elegante schwarze Hut. Neben dem rechten Fuß der Revolver, fast noch raucht seine Mündung.

Täglich liest man in den Zeitungen von Selbstmorden; man liest die Notiz kaum zu Ende, so gewöhnlich ist das. Das Schattenbild einer Vorstellung der That, des Todten dämmert flüchtig vorüber, und schon haftet unser Gedanke auf einem Vereinsbericht, auf der Theateranzeige — wenn nicht gar auf dem Curszettel. Und nun steht man plötzlich in der That vor einem solchen Ereignis und kann das Ungeheuerliche nicht fassen. Ein Mensch sich mit freiem Willen selbst getödtet! Unsere Natur schreit empört: Nein, nein, es ist nicht möglich! Aber der Leichnam verschwindet nicht vor unseren Augen, wir können die gräßliche Wahrheit nicht fassen und nicht leugnen und nicht abweisen, sie brennt sich wild und unauslöschlich in unsere Seele ein.

Wenn ich mich nun entsinne auf die Vorgänge in meinem Gemüthe, als ich vor der Leiche des Selbstmörders stand, so fällt mir nachträglich der rasche Wechsel der Empfindung auf. Zu allererst nicht etwa der Schreck, sondern die Ueberraschung. Man erschrickt ja nicht mehr heutzutage, wenn es heißt: ein Mensch hat sich getödtet. Aber die Ueberraschung, daß jener schöne Mann, der vorhin an mir vorübergieng und in mir fast das Gefühl des Neides hätte erwecken können, wenn ich dessen fähig wäre, daß dieser Mann von eigener Hand getödet nun vor mir lag. Und als ob man sich jetzt erst darüber klar werde, daß ein Kugelschuß in den Kopf wirklich todt macht!

Meine zweite Empfindung war jener der gemeinen Neugierde ähnlich. Wer ist es? Warum hat er's gethan? Er scheint den „besseren,“ vielleicht den vornehmen Ständen anzugehören, seine Kleidung ist nach neuem Geschmack, seine Züge sind fein und tragen im Tode noch Spuren von Geist, an seiner rechten Hand ein glatter goldner Ring. Ein leises Fragen geht durch die Runde:

Wer mag es sein? Kühne Vermuthungen, aber keine Antwort. Ein reicher Mann, der sein Vermögen verloren hat? Es gibt Leute, die an Reichthum ihr Glück, ihre Ehre, ihren Lebenszweck hängen; solche vermögen den Verlust ihrer materiellen Güter nicht zu ertragen. Eine Kugel durch den Kopf! — War's Einer jener Bedauernswerten, die durch gewissenlose Verleumdung Ehre und Achtung verloren und denen das eigene gute Gewissen zu wenig erscheint, um in der Gesellschaft zu leben, und die nicht den Muth und die Kraft haben, ihre zernichtete Ehre wieder herzustellen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein von Freunden Betrogener, vom Weib Verrathener, dem ein schöngeträumtes Familienleben plötzlich furchtbar zusammengebrochen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein im Uebermaß der Weltfreuden Blasiertgewordener, im dürren Pessimismus Vertrockneter, oder im Ringen nach Wahrheit lahm und wirr gewordener Verzweifelnder? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein durch tragisches Geschick der Schuld Anheimgefallener, dem keine andere Lösung und Sühne mehr blieb, als die Bleikugel? — Der blasse Mund ist stumm und so beredt zugleich, so furchtbar beredt.

Die dritte Empfindung in mir, als ich vor dem Todten stand, war der Zorn über eine Welt, über gesellschaftliche Zustände, die solche Opfer fordern. Das physische wie moralische Elend auf Erden war zu allen Zeiten groß, aber der Mensch hatte ein hohes Ideal in sich getragen, er war fähig eines erlösenden Aufblickes, er besaß ein Gut, das außerhalb dem Vergänglichen lag, ein unzerstörbares Gut, sein Herz flüchtete, wenn ihm furchtbares Elend hienieden umgab, zur Vorstellung von einer besseren Welt, und sein Mannesideal lautete: ausharren in Geduld, bis das irdische Leben ein Höherer ausbläst, der es gegeben hat und dessen Eigen es ist. Diese ideale moralische Kraft hat man zerstört oder sucht sie zu zerstören, und das Ende bei Vielen — welche die neue Lehre zu wörtlich nehmen — ist eine Kugel durch den Kopf.

Eine weitere Empfindung im Anblicke des Selbstmörders war — das Gefühl der Genugthuung. Das war ein Mann. Der hatte den Muth, ein Leben, das ihm vergällt und verdorben worden, von sich zu werfen. Ein Revolverschuß ist ein lauter Protest gegen unsere Zustände und Cultur, eine fürchterliche Anklage und zugleich der Ausdruck tiefster Verachtung, der hochmüthigen, selbstgefälligen Welt ins Antlitz geschleudert. Der hat's gewollt, der hats vollbracht, das war ein Mann. Auch er hat sich den Fortschritt zu Nutze gemacht, die Erfindung des Pulvers, die technisch vollendete Handwaffe; er hat den Bau des menschlichen Schädels studiert zu dem realen Zweck, um den sicheren Weg in denselben zu finden.

Diesem Gefühle hart auf dem Fuße folgte das der Verachtung. Ein Fahnenflüchtiger! Ein Egoist! Haben nicht wir Alle unter denselben Lasten zu keuchen? Müssen nicht wir Alle unter Selbstbeherrschung, Nachsicht und Ergebung mit uns und Anderen auszukommen suchen? Das Leben ist eine Pflicht und eine Kunst und eine Heldenthat. Eine Pflicht, weil es die Natur will und der Gattung gefällt! eine Kunst, weil das Leben, wenn es recht gelebt ist, Harmonie und Befriedigung gewährt; eine Heldenthat, weil es ein Kampf ist, den die Menschheit gemeinsam für ihre Vervollkommnung zu führen hat, und weil es schon dem Einzelnen zum Siege wird, wenn er sich brav und mannbar aufrecht hält. — Der, welcher vielleicht sonst die geringsten Unarten seitens Anderer durch Säbel oder Pistolen zu sühnen pflegte, der liegt nun da, eine wehrlose Beute des neugierigen, frivolen Pöbels. Alte Weiber gucken ihm in den Mund, in die Nasenhöhlen hinein, ein übermüthiger Gassenjunge

faßt und zerrt ihn an den Beinen, oder schupst sein Haupt mit der kothigen Stiefelspitze hin und her. Der, welcher vielleicht seine persönliche Reputation als das Höchste gehalten, welcher eine verlorne Ehre vielleicht wieder neu verdienen und gewinnen hätte müssen, liegt nun als Cadaver da, und die Leute dichten ihm allerlei Niedertracht an, die ihn zum Selbstmord getrieben; als zweifelhafter Charakter, wenn nicht gar als schlechter Geselle lebt er fort in dem Gedächtnis der Welt, auf deren Meinung er sonst all seine Karten gesetzt hat. Wenn er selbst die Flinte ins Korn geworfen, wer soll sonst sein Andenken vertheidigen? — Das war etwa Einer, der nichts Höheres gekannt hat, als Ehre oder Geld. Armer Narr! Die Leute hielt er für falsch, wankelmüthig, niederträchtig, und wollte von ihnen geehrt sein. Vom Gelde wußte er, daß es für das wahre Glück nichts bedeute, und wollte es doch haben. Daß Pflichttreue und Seelenruhe mehr wert sei, als die Ehre, die Meinung der Leute, daß ein anspruchsloses Gemüth ein höheres irdisches Gut sei, als Geld und materieller Ueberfluß, davon hatte der Tropf vielleicht gar keine Ahnung gehabt. Weil ihm der Tant entzogen war, ist er störrisch geworden. Oder er hat in wahnwitziger Verhöhnung aller treuen kindlichen Einfalt dünkelhaft Alles wissen und begreifen wollen, hat sich in geblähtem Hochmuth über die Mitgeschöpfe, über die Naturreiche stellen wollen, sein Eins und Alles war die „Erkenntnis," bis er eines Tages unseligerweise zur Erkenntnis gekommen, daß er anstatt ein großer Geist zu sein — ein großer Thor war. Nun sah er, daß Alles, was besteht, wert sei, daß es zu Grunde geht, und weil er das Weltall nicht zerstören konnte, so zerstörte er seinen Gehirnkasten. —

Und endlich, als all diese Gefühle und Gedanken mein Herz gespensterhaft umgaukelt hatten, da ich vor dem Todten stand, kam das, was wohl als Erstes hätte da sein müssen — das Mitleid. Welche innere Kämpfe mußte der Unglückliche gerungen, welche Qualen ausgestanden haben bis zum letzten, leichten Drucke am Hahn des Revolvers! Anfangs, je nach Laune und Stimmung, hat er vielleicht aus Koketterie mit Selbstmordgedanken gespielt, hat muthwillig mit solchen geprunkt. Dann kamen Widerwärtigkeiten und die Selbstmordgedanken traten häufiger auf, sie wurden sogar manchmal unangenehm, ließen sich aber nur schwer verscheuchen. Tägliche Zeitungsnotizen über Selbstmorde thaten auch das Ihre, um mit dieser Sache vertraut zu machen. Gleichzeitig verringerte sich die Freude am Leben, das Interesse und die Kraft zum Kampf um's Dasein. Der herben Welt wurde nicht mehr gehörig pariert, es kamen Schicksalsschläge, fremde und eigene Sünden, der Feuerkreis von Ungemach und Elend zog sich immer enger um den Gepeinigten, finster und schmeichelnd zugleich trat der Selbstmordgedanke in den Vordergrund, ganz und herrisch in den Vordergrund und ließ sich nicht mehr abweisen. Jetzt stand gegen den Todesgedanken die unbändige Natur auf, der Wille zu leben. Es war zu spät. Die Existenzverhältnisse stimmten nicht mehr mit seinen Forderungen. Er wollte leben und konnte nicht mehr. Welch qualvolle Nächte, welch furchtbare Stunden der Einsamkeit! Dieser Zustand war gräßlicher, als Sterben. Noch raffte er die letzten Reste seines zertrümmerten Willens zusammen und plötzlich war's fertig: Er konnte nicht mehr leben, er w o l l t e nicht mehr leben. Er bereitete die Mordwaffe, er bestellte noch sein Haus oder ordnete was zu ordnen war. Er kleidete sich hochzeitlich an; eine Rose an die Brust, wenn es nicht zu kokett wäre, er hätte der Welt gerne zu verstehen gegeben, daß der Tag seiner Scheidung von ihr sein schönster Festtag sei. Daraus ersieht man, diese Welt, sie war ihm noch nicht

gleichgiltig, er beschäftigte sich noch mit ihr in Gedanken. Und auf dem Weg hinaus ins Freie — denn unter dem Sonnenlichte sollte sein freigewähltes Schaffot stehen — packte ihn noch einmal das Leben und entzündete wilde Todesangst in seinem Herzen. Mit seinem Batisttuch trocknete er von seiner Stirne den kalten Schweiß. — Die Schloßbergguhr zeigt fünf Minuten vor Drei. Nun legt er einen Schwur ab: bei Allem, was ihm lieb und heilig gewesen auf dieser Erde, bei Allem, was er gehaßt und gelitten hat — er soll den Stundenschlag nicht mehr erleben! — Aber hier sind spielende Kinder, hier soll es nicht geschehen. Einige Schritte weiter. In der Hand, schußbereit den Finger, aber unter dem Rock noch verborgen den Revolver. Da ist der Ausblick auf die Domkirche. Eine Religion, die den Selbstmord verboten hat! Hier soll es nicht geschehen. Die Uhr zeigt zwei Minuten vor Drei! — Weiter! Dort auf dem Sockel steht ein ehernes Kunstgebilde, ein frohes Naturkind — erinnernd an die Unschuld des Lebens. Hier! — Nein, hier soll es nicht geschehen. — Meineidig werden! Feige Canaille, verdammte! .... Da knallt's — munter fliegt der blaue Rauch zur Höhe, der Mann stürzt zu Boden. Zweimal zuckt noch sein Arm, sein Auge, dann ist Alles aus.

Auf dem Schloßberg schlägt die dritte Stunde. —

So hatte ich es im Geiste gesehen, als ich vor der Leiche stand. Mittlerweile war der Zusammenlauf immer größer geworden, Polizeiorgane kamen herbei und das Außerordentliche löste sich in die Prosa des Officiellen auf.

Ich gieng meiner Wege. Und als wieder das Alltägliche um mich war, durchzuckte mich plötzlich ein heißer Schreck. — Ein Mensch hat sich ermordet, sich selbst freiwillig ermordet! Ist das möglich? — Jetzt erst kam mir die ganze Ungeheuerlichkeit der That zum Bewußtsein. Halb betäubt taumelte ich in mein Haus. Die Stube war voller Leben und Jubel, denn die Kinder spielten Ringel Ringel reia. — Kindeslachen! Kindesauge! Irrlichter nennt sie ein finsterer Philosoph. Möchten alle finsteren Philosophen solchen Irrlichtern folgen.

Am nächsten Morgen brachten die Blätter eine Notiz: „Gestern um drei Uhr nachmittags hat sich im hiesigen Stadtpark ein den besseren Ständen angehöriger Mann durch einen Revolverschuß entleibt. Das Motiv der That ist unbekannt."

Der Apostel der Wildnis.

(Jean Jaques.)

Eine Charakterskizze von Alfred Meißner.*)

In Genf, im Angesichte der Alpenkette und des Montblanc, dahinter der blaue See, sitzt ein Mann von Bronze. Sein römischer Mantel, noch ganz neu, zeigt die Büge, die der Stoff im Lager des Tuchhändlers bekommen. Er sitzt auf einer Art curulischen Stuhls, große Folianten als Unterlage und zur Stütze. Eine Inspiration erwartend, hält er einen Griffel in der Hand.

Mehrmals im Leben und noch ganz vor Kurzem habe ich vor diesem Monument gesessen. Ich war in der Stimmung, an Rousseau zu denken — wer denkt nicht seiner am Genfersee? — aber vor diesem Manne in halbrömischer Gewandung vergieng mir alle Stimmung — ich fand sie erst drei Tage später am Bielersee wieder. Zeigt mir Rousseau als jungen Streber, im seidenen Frack und Kniehosen, den Degen an der Seite, ein kleines Büchlein in Sedez in der Hand; als Schreiber und freiwilligen Entbehrer in seiner runden Perücke, ein Notenheft unter dem Arme; zeigt ihn mir als Greis, gebrochen, in seinem langen Armenier-Anzug — und sein Bild wird mich, je nach der Situation, interessieren oder ergreifen, aber mit diesem steifen Akademiker da habe ich nichts zu schaffen. Wie ist der Kopf beschaffen, der sich Rousseau so vorstellt? Aber man wendet mir ein, dies sei Rousseau, der Weise, der Gesetzgeber der Demokratie von 1789, wie ihn die collective Phantasie des Jahrhunderts geschaffen. Mit so viel Arbeitsmaterial behaftet man den Denker doch nicht! Nicht Folianten, kurze, schlagende Sätze haben von jeher die großen Bewegungen hervorgerufen. Die „Proclamation der Menschenrechte" hat Platz auf einem Octavblättchen . . .

Am Bielersee war es anders. Dort, auf der lieblichen Peters-Insel, hatte ich den Mann, der hier sein Asyl suchen wollte, ganz anders vor mir. Und während ich saß und sann, zog sein Leben an mir vorbei. Von Venedig nach Paris, von Paris hieher und wieder weiter nach England, schließlich nach Ermenonville schweiften meine Gedanken. Ich überdachte sein Leben. Viel, was man verurtheilen, viel, was man entschuldigen, manches, was man bewundern muß, beklagenswerte Verirrungen der menschlichen Natur neben edlen Zügen, eine widerspruchsvolle, unstete, getheilte Natur, eine problematische Natur höchsten Stils!

Ich will es versuchen, meine Ueberschau zu fixieren.

In den Jahren 1743 und 1744 lebt in Venedig, der französischen Gesandtschaft attachiert, ein Genfer, der zur katholischen Kirche übergetreten ist. Vornehme Damen, seine Gönnerinnen, haben ihn, eine Art Musikanten, der nie einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, eine zeitlang Bedienter, dann der Günstling einer vornehmen Frau gewesen ist, dem Gesandten Grafen Froulay empfohlen. Er ist bereits über

*) Aus dessen im Decemberheft dieses Jahrganges eingeführten Buche: „Mosaik, Eine Nachlese zu den gesammelten Werken." (Berlin. Gebr. Paetel).

die Dreißig. Der musikalische und philosophische Vagabund, der nie Chiffrenschrift gesehen, ist ein Organ der französischen Diplomatie geworden. Er hat glänzende Fähigkeiten, Geist, Esprit, und dies eigenthümliche Jahrhundert öffnet jedem Abenteurer von Geist eine Bahn. Rousseau verdient sich viel Geld mit Visieren von Pässen, überwacht die venetianische Signoria, berichtet fleißig im Namen des Gesandten nach Paris und macht die vielfachen Mißgriffe seines talentlosen Vorgesetzten wieder gut. Er behauptet eifrig seinen Rang und bietet gerichtlich Verfolgten im Gesandtschaftshotel eine Freistätte.

Bald nachher wird der Diplomat aus seiner angenehmen Stellung verdrängt und geht nach Paris zurück, wo er wieder als unabhängiger Spaziergänger lebt. Er findet abermals Gönnerinnen, wie Mademoiselle Gaussin von der Opera Français, findet Sängerinnen, die ihn protegieren, zieht es aber vor, mit Therese le Vasseur in wilder Ehe zu leben. Die Kinder, die ihm geboren werden, schickt er ins Findelhaus, ohne sich — so wenig wie die Mutter — weiter um sie zu kümmern. Der Leichtsinn kann gar nicht weiter gehen und verbrecherischer sein!

Ganz Paris ist eben in zwei Parteien gespalten, von denen die eine für die National-Oper, die andere für die Italiener ist. Rousseau hat aus Venedig eine Schwärmerei für italienische Musik mitgebracht und steht zu Diderot. Er behauptet, daß die französische Sprache für Musik gar nicht gemacht, mithin eine französische Gesangskunst gar nicht möglich sei. Die Arien und Recitative der französischen Musiker seien ledern, ihre Harmonieen Schulübungen. Als praktisches Beweisstück für seine Ansicht hat er ein Singspiel im italienischen Geschmack, „Der Dorfwahrsager," componiert. Er gewinnt, der Eifersucht Rameau's zum Trotz, Zutritt dafür an der Oper und erfreut sich eines lebhaften, wenn auch nur kurzen Triumphes.

Das Glück macht ihn regelmäßig unbescheiden. Gegen Fürsten ist er absichtlich ungezogen. Als der Herzog von Zweibrücken ihn nach der ersten Darstellung des „Devin du village" freundlich anredet und ihn bittet, ihm Compliment machen zu dürfen, erwidert er: „Meinetwegen, wofern es kurz ist!"

Es drängt ihn in die Reihen der schönen Geister. Er lernt Voltaire kennen, der ihn freundlich aufnimmt; er macht die Bekanntschaft des ganzen Encyklopädisten-Kreises und wird in die Salons eingeführt. Um einen Anspruch auf solche Auszeichnung zu verdienen und auf die Dauer zu behaupten, ist eine literarische Arbeit nöthig. Eines Tages hat die Akademie von Dijon zur Beantwortung der Frage aufgefordert: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste binnen den letzten drei Jahrhunderten zur Veredlung und Reinigung der Sitten beigetragen? Das ist eine sonderbare Frage, in welcher Ursache und Wirkung verwechselt sind, denn wenn auch Wissenschaften und Künste einen Einfluß auf die Völker üben, die sittliche Bildung oder Verbildung eines Volkes geht denselben als wirkende Ursache vorher. Das Volk selbst ist der Boden, die Künste sind die Vegetation darauf, und der Boden bedingt die Vegetation, nicht umgekehrt.

Gleichviel. Die Akademie hat die Frage so gestellt, und Rousseau — denn warum sollten wir der Erzählung La Harpe's mißtrauen, der sich allenthalben als wahrheitsliebender Mann zeigt — Rousseau begibt sich zu Diderot, dem er sagt, er habe die Absicht, die Frage mit einer feurigen Lobrede auf Künste und Wissenschaften zu beantworten.

Aber Diderot kennt seinen Mann; er weiß, daß dieser seine Stärke im Paradoxen habe. Er räth ihm, das Gegentheil zu behaupten und zu ver-

theidigen. Damit werde er Lärm und Aufsehen machen.

Das leuchtet Rousseau ein. Die Frage, die sich auf drei Jahrhunderte bezieht, wandelt er in die allgemeine Frage um: ob der Mensch durch Bildung besser werde? und beantwortet sie mit einem schneidenden Nein!

Die mit der glänzendsten Beredtsamkeit geführte Vertheidigung des Paradoxons machte Glück. Rousseau hatte sich wirklich erwärmt, indem er für eine völlig willkürliche Lebensform eintrat. Die Verständigen wurden durch einzelne ganz vortreffliche Einfälle und und Gedanken angezogen und verziehen dem Autodidakten von gestern die anmaßenden Ausfälle auf Spinoza und und verwandte Geister. Daß das Wort Tugend und Vorsehung in der Schrift immer wieder vorkam, freute die Frommen; der Nachweis, daß Lernen Körper und Geist schwäche, tröstete die Faulen, die es nun rechtfertigen hörten, daß sie nichts gelernt. Der Verstand der Masse endlich ist gegen wohl verfochtene Trugschlüsse wehrlos.

Die Widerlegungen, welche die Schrift hervorruft, vermehren nur deren Ruf. Die Akademie von Dijon hatte sie gekrönt.

Den größten Eindruck aber macht die Schrift auf den Autor selbst. Er wird der erste glühende Convertit der Lehre, die er so unvermittelt aufgestellt, und gestaltet nun, seiner veränderten Denkweise gemäß, seine Lebensweise um. Es vollzieht sich eine Umwandlung, wofern überhaupt ein Charakter sich verwandeln kann. Rousseau beschließt, sich von den vornehmen Kreisen, den verderbten Ständen zurückzuziehen und nur der Zurückgezogenheit, nur den Studien zu leben. Er will seinen Unterhalt durch Notenschreiben verdienen. Er zieht seine seidenen Strümpfe aus, legt seinen Degen ab, entäußert sich seiner sämmtlichen Juwelen, die in einer goldenen Sackuhr bestehen, verkauft sie und trägt von da ab eine „runde“ Perücke, die offenbar sehr schlecht kleidet. Man könnte beinahe die Sache so ansehen: Ein Mann, der nie Aufsehen gemacht, als er wie Andere einhergieng, versucht es, auf dem Kopf zu gehen, und erregt damit das größte Furore. Von da ab will er sich der Welt nie anders zeigen.

Es wird nöthig sein, an diesem Orte eine Stelle aus jener gekrönten Preisschrift anzuführen, da sonst Niemand glauben würde, was Rousseau damals Alles zu behaupten im Stande war. „Hinsichtlich der abscheulichen Unordnung,“ schreibt er, „welche die Buchdruckerei in Europa verursacht hat, und um auf die Zukunft aus den Fortschritten zu schließen, welche sie täglich macht, so kann man leicht voraussehen, daß die Fürsten nicht säumen werden, so viel Sorgfalt anzuwenden, diese schreckliche Kunst aus ihren Staaten zu verbannen, als sie angewendet haben, um sie daselbst einzuführen. Der Sultan Achmet, den dringenden Bitten einiger sogenannter Leute von Geschmack nachgebend, hatte eingewilligt, eine Druckerei in Kostantinopel einzurichten; aber kaum war die Presse im Gange, als man sich genöthigt sah, sie zu zerstören und die Werkzeuge in den Brunnen zu werfen. Khalif Omar, befragt, was man mit der Alexandrinischen Bibliothek machen solle, antwortete: Wenn die Bücher dem Koran Widersprechendes enthalten, so sind sie schlecht, und man muß sie verbrennen; wenn sie nichts enthalten, als was im Koran steht, sind sie überflüssig. Unsere Gelehrten haben diese Schlußfolge als Uebermaß von Dummheit angeführt. Setzt aber Gregor den Großen an die Stelle Omar's und das Evangelium an die Stelle des Korans, so wäre die Bibliothek auch verbrannt worden, und dies wäre vielleicht der schönste Zug dieses berühmten Papstes.“ Das ist das Urtheil Rousseau's über die Presse.

Da nun die Schrift von vielen Seiten bekämpft worden war, sucht

der Autor in einer zweiten weitere Belege für seine Behauptungen beizubringen. So entsteht die zweite, nicht gekrönte Preisschrift: „Ueber die Ungleichheit unter den Menschen." Das Ideal Rousseau's in dieser Schrift ist das Thierglück. Die Ignoranz ist das einzige Mittel, den Irrthum zu vermeiden. Es würde heutzutage für den Gipfel des Grotesken gelten, bei den Hottentotten, Lodronen und anderen Wilden die Ueberbleibsel des verlorenen Menschen-Ideals suchen und finden zu wollen. Die Welt sah es damals anders an. Der Ruf: „Kommt in die Wälder und werdet besser!" schien etwas für sich zu haben. . . .

Es gibt keine geistreichere Persiflage als die Voltaire's, dem Rousseau (1755) diese Rede einschickte. „Noch nie," schrieb er zurück, „hat Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen. Liest man Ihr Buch, wandelt Einen die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt habe, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlasse Anderen diesen Naturgang, die dessen würdiger sind als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht zu den Wilden in Canada einschiffen, weil meine Krankheit mir einen europäischen Arzt nothwendig macht, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg herrscht und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, wir wir selbst sind." . . .

Wohl hatte Voltaire Veranlassung zum Spotte, dennoch liegt den hier bis zum Fieber verzerrten Einbildungen Rousseau's ein berechtigter Gedanke zu Grunde. Es war der des Kampfes gegen die bestehende Gesellschaft. Es war etwas daran, einer gemüthlosen, gleißenden, in Lastern schwelgenden Cultur, voll harter Moral und lächerlichen Rangunterschieden, eine einfachere, herzlichere Welt gegenüberzustellen. Alle, die wenigen Bevorzugten ausgenommen, empfanden ja das Bedürfnis einer Reformation der Sitten, des Lebens, der Regierungsformen. Alles sehnte sich nach Erneuerung. Nur diese Lebenserneuerung in die Wildnis verlegen zu wollen, war Unsinn. Und so ist die Wirkung erklärlich, die diese Schriften trotz ihrer Excentricität hatten.*)

Indes scheint Rousseau selbst zu fühlen, wie viel ihm mangle. Er beginnt aus dem Lateinischen zu übersetzen, als wolle er, mit dem, was er bisher geschrieben, unzufrieden, sich einen neuen Stil schaffen. Er arbeitet und studiert rastlos. Das politische Gebiet verlassend, schreibt er in der Hermitage von Montmorency die „Neue Heloise" und, von Gewissensbissen wegen seiner ausgesetzten Kinder gefoltert, das Erziehungsbuch „Emil."

Die Wirkung namentlich der „Neuen Heloise" war tief und stark und verbreitete sich über die halbe Welt. Es war nicht nur die feine Dialektik der Leidenschaft, die berauschende Sprache, die den Leser fortriß, es war vor allem Andern die völlige Hingabe der Autor-Persönlichkeit mit allen Heimlichkeiten ihrer Brust, welche diese Wirkung erzielte. Alles war schon mehr oder minder Selbstbekenntnis; nicht die Fabel, der Autor selbst war in Scene getreten. Das Anstößige lag neben dem Bezauberden, die Ueberspanntheit neben

*) Seit Rousseau ist man gewohnt worden, Jeden, der die Rettung der Gesellschaft und wahrer Cultur in der Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit erblickt, für einen Rousseauerianer zu halten. Es gibt aber einen gewaltigen Unterschied zwischen Rückkehr zum Thiere und vernunftgemäßer Vereinfachung der Bedürfnisse. Die Rückkehr zum Thiere bedeutet Raub, Mord und Roheit im Genusse; selbst die theoretische Rückkehr zum Thiere, wie sie heute eine Philosophie der Naturwissenschaft lehrt, kommt solchem Ziele nahe. Die Einfachheit der Bedürfnisse und die Beschränkung der Wünsche im Sinne der Vernunft concentrirt das Leben, die Lebensfreude und hebt die Thatkraft zur Wahrung und Mehrung der eigentlichen culturellen Güter.

Die Red.

dem wahren Gefühl. Eine gleiche Entäußerung ihrer selbst ist später nur wieder bei Byron dagewesen und hat auch bei ihm eine ähnliche Wirkung geäußert.

Mit dem „Gesellschaftsvertrag" kehrt nun Rousseau auf das politische Gebiet zurück. Die Fäden verwebend, die er in den beiden Preisschriften angesponnen, und das Ganze mildernd, entwirft er seine neue Staatstheorie, in welcher ganze Nationen nach dem Muster der kleinen Schweizer Cantone leben und sich verwalten sollten. Das Gemeinwohl ist überall höchster Staatszweck, die Minderzahl ist rechtlos. Das ist nun entschieden ein Staat, in welcher Unsereiner, der es fühlt, daß er zur Minderzahl gehören wird, nicht leben möchte. Und das mit Recht. Im Staate soll aber auch Jeder frei sein in Allem, was den Andern nicht schadet. Es konnte Rousseau, der seinen Spinoza gelesen, nicht unbekannt sein, was dieser unumstößlich beweist: wie es nicht von unserem Willen, sondern von unserer Vernunft abhängig, wovon wir uns überzeugen. Auch der Staat kann somit vom Einzelnen nicht mehr verlangen, als daß er nichts gegen sein System gewahltthätig unternehme, wenn er sich ihm unterworfen hat oder von ihm unterworfen worden ist. Daß er sich von der Richtigkeit seines Grundprincips überzeuge, wenn dieses seiner Vernunft widerspricht, kann er nicht verlangen. Die politische Gewissensfreiheit muß wie die in Glaubenssachen Jedem gewährt sein.

Wie traurig der Lebensabend des viel umherverschlagenen Mannes gewesen, ist Allen gegenwärtig. Mit den Jahren hatten sich Menschenscheu und grämliches Wesen in ihm gesteigert. Er forderte von dem, den er Freund nannte, Alles, ohne selbst die kleinste Laune aufgeben zu wollen. Die edelsten Anlagen, Geist und ein tieffühlendes Herz waren jetzt nur noch wie ihm zum Verderben da. Ruhelos, arm, bewundert einerseits, andererseits von Haß verfolgt, muß er die kleine Peters-Insel, den Canton der von ihm so oft gepriesenen Schweiz verlassen, in dem er seine letzte Heimstätte gesucht. Noch einmal scheint die Sonne ihm aufzuleuchten, als David Hume ihn nach England mitnimmt und ihm eine Pension erwirkt. Aber es bricht Streit zwischen den zwei Philosophen aus; mißtrauisch trennt er sich von seinem neuen Freunde, verläßt London, weicht allen Freunden aus, sondert sich mehr und mehr ab. In der langen Kleidung eines Armeniers wandelt er trübsinnig unter den Parisern umher, dichtet Romanzen, nährt sich vom Notenschreiben.

Er stirbt, sechsundsechzigjährig, im Landhause zu Ermenonville, wo ihm Graf Girardin eine Freistätte geboten.

Wenig später als ein Decennium reißen seine Schüler und Verehrer, den Contrat social in der einen, das Beil in der anderen Hand, den alten Bau der Gesellschaft ein und werden von den einstürzenden Trümmern bedeckt.

Was vom alten Katechismus der Demokratie in die sich neu erbauende Staatsgesellschaft herübergenommen wurde — das zu vermitteln und festzustellen, wäre eine Arbeit für sich.

* * *

Es ist beneidenswert, ein Mann zu sein, den Schiller und Lord Byron besungen. Rousseau ist ein solcher, er lebt in ihren Versen und durch diese in der Phantasie der Menschen; seine Werke selbst — wir müssen es uns eingestehen — haben ihr Leben eingebüßt. Die „Heloise" macht keine Wirkung mehr, die Zauber, die da wirkten, so lange der Magier lebt, sind dahin. All diese Pracht ist todt, der Epheu schlingt sich um die Ruinen. Die Sprache unseres Jahrhunderts ist eine andere, unser ganzes Gefühlsleben, der Ueberschwenglichkeit fremd, ein anderes. Wir können den Enthusiasmus, der

sich an den Namen Rousseau knüpfte, kaum mehr begreifen. Auch seine Musik war nicht talentlos, sie hatte ihr Publikum erfreut, wenn auch nicht hingerissen. Ein ausgezeichneter Kenner alter Musik-Literatur, selbst Tondichter, fällte noch neulich im Gespräche mit mir über den „Devin du village“ das günstigste Urtheil. Es sei, sagte er, ein Singspiel von großer Begabung, melodiös, von einfacher, schöner, durchsichtiger Harmonik. Nun gut. Dieser „Devin“ wurde, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert im Theater-Archiv gelegen, wieder einmal dem Pariser Publikum vorgeführt. Das Publikum langweilte sich, gegen Schluß flog eine alte Perücke auf die Bühne, und das Singspiel wurde unter Peifen und Lachen begraben.

Eine alte Perücke!

Nur Einzelne in jedem Jahrhundert verstehen und begreifen die Ausdrucksweise einer früheren Zeit.

Martin Salander.

Ein Roman von Gottfried Keller.

(Berlin. Wilhelm Hertz.)

Nicht gar erquickliche Sachen sind es, die in diesem neuen Buche erzählt werden; spürte man nicht fast auf jeder Seite den Hauch eines großen Genius, man möchte es schwer zu Rande lesen, besonders, wenn Einem die gesellschaftlichen Zustände der Schweiz nicht nahe genug liegen. In erster Linie handelt dieses neueste Werk des schweizerischen Erzählers von Politik, in zweiter von Geld, in dritter erst kommt die Tüchtigkeit des Mannes, die Treue der Frau, die Liebe der Jugend zur Geltung.

Ein junger Mann, Martin Salander, der sich ursprünglich dem Schulwesen zugewendet hat, verliert durch schlechte Bürgschaft sein Vermögen. Er geht, wenn gleich bereits verheiratet und Familienvater, allein nach Amerika, erwirbt dort ein zweites Vermögen, das er ebenfalls verliert, und zwar durch dasselbe Individuum, welches ihn das erstemal darum gebracht hat. So geht er nochmals nach Amerika, gewinnt das drittemal ein Vermögen, das er nun nicht mehr verliert, sondern damit, in die Heimat zurückgekehrt, den Seinen die Wohlfahrt gründet; er gibt sich mit Handel, gesellschaftlichen Bestrebungen und Politik ab. Er hat einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn Arnold studiert Jus, geht in die Fremde; die Töchter verlieben sich in zwei junge Männer, Zwillingsbrüder; diese heiraten die Schwestern, treiben als Notare viel Politik, stellen falsche Papiere aus, unterschlagen Geldsummen, betreiben den Schwindel im Großen, bis sie vom Gesetz beim Schopf genommen und auf zwölf Jahre zu schwerem Kerker verurtheilt werden. Darob Scheidung ihrer Frauen von den Lumpen. Mittlerweile wird das Haus umlauert und heimlich bedroht von jenem Abenteurer, der den Salander schon zweimal um seinen Besitz gebracht hatte. Nun kommt auch Salanders Sohn von seinen Reisen zurück, die Familie ist wieder beisammen, im Hause herrscht stilles Glück und warmer Patriotismus. So schließt das Buch.

Dieser einfachen und unerbaulichen Familiengeschichte wegen scheint Gottfried Keller das Werk aber nicht geschrieben zu haben. Vielmehr wollte er darin ein Bild des schweizerischen Volkes von heute zeichnen. Das ist nun aber nicht sehr schmeichelhaft für die Söhne Helvetiens ausgefallen. Die Fehler, Thorheiten und Lächerlichkeiten, die aus den politischen Tugenden dieses Volkes herausgewachsen, sind mit scharfer Satire behandelt. Das sind nicht mehr die Schweizer des Wilhelm Tell, das sind im Großen und Ganzen die modernen Streber, Maulhelden, Egoisten, politischen wie socialen Charlatane, die in unseren Tagen den Patriotismus, unter dessen Namen sie ihr Unwesen treiben, so sehr in Verruf bringen. Nur Wenige in Kellers Roman sind da, denen es mit der Liebe zum Volk Ernst ist, und hierin ist freilich der wackere Martin Salander, obzwar er auch seine Unbegreiflichkeiten hat, das schönste Vorbild.

Wie der die Tollheiten seiner Landsleute tractiert, davon ein kleines Beispiel. Saß er an einem Feiertage da im Wirtshause. Kamen zwei Leute, die ohne Weiters den übrigen Platz einnahmen und sich Bier geben ließen. Der Eine war offenbar ein Süddeutscher, der Andere ein Schweizer, und zwar aus dem Münsterburggebiet. Er trug Schnurr- und Kinnbart nach französischem Zuschnitt und den Hut ins Genick zurückgeschoben, um verwogener auszusehen. Sie führten ein lautes Gespräch, ohne sich um Jemand zu kümmern.

„Wie gesagt,“ meinte der Schweizer mit fast brutalem Tone, „Du kennst mich! Ich bin ein Kerl, der sich nicht foppen läßt!“

„Wer will Dich denn foppen? Ich gewißlich nicht!“ warf der Andere bescheiden ein.

„Ich sage nicht wer, ich sage es ganz allgemein! Da sieh den Brief, den mir mein früherer Meister in St. Gallen geschrieben! Jede Stunde kann ich wieder hin, wenn ich will!“

Er kramte einen Brief hervor und gab ihn dem Kameraden, der ihn las und bekannte, das sei ein schöner Brief, nicht jeder könne dergleichen Zeugnisse aufweisen, ein schmeichelhafter Brief, der Tausend, ja wohl!

„Es braucht sich nichts Schmeichelhaftes zu sagen! Ich brauche keine Speichellecker, ich bin ein freier Mann, unabhängig, stolz, wenn Du willst, aber ich verachte die Schmeichelei!“

„Ei, ich schmeichle ja nicht, wo werd' ich denn schmeicheln! Es ist ja die lautere Wahrheit!“

„Das ist's! Aber ich geh' nicht hin, ich will mich noch lang nicht binden, und ich weiß, daß er mir nur die Tochter anhängen will. Ich könnte freilich zugreifen, auch meine hiesige Kostfrau hat eine Tochter, die mir überall in den Weg steht! Aber ich will mich nicht binden! Ich will noch gar nicht Meister sein, obgleich ich meine Achtundzwanzig auf dem Buckel habe! Da müßt' ich ein Narr sein und mich plagen! Lieber cujoniere ich die Meister!“

„Ja, ja, Du bist halt ein strammer Kerl!“

„Wahrscheinlich! Glaub's nur!“

„Ich für mein Theil habe leider Frau und Kind und bin leider auch Meister, das ist nun so, ich bin angebunden und ein armer Teufel!“

„Warum hast Du so früh geheiratet?“

„Das hab' ich gethan, weil ich nicht mehr heim wollte; da hab' ich gedacht, du heiratst hier bei erster Gelegenheit, dann bist du fest gemacht!“

„Ha, ich begreif' schon, daß Du lieber in der Schweiz bist! Aber alle könnt Ihr doch nicht hier hocken, so schön es bei uns ist!“

„Ja, Ihr seid eben ganze Leut'! Sapperment, ich hab's schon oft gedacht. Und Dir löst keiner die Schuhriemen auf!“

„Hm! das brauchst Du mir nicht zu sagen, ich nehme keine Schmeiche-

leien an! Aber die Fliegen lasse ich mir allerdings nicht auf der Nase heiraten!" Der Schweizer strich sich grimmig geschmeichelt den Schnurrbart und stieß mit dem Deutschen an: „Trink' aus, ich zahle noch ein Glas!"

Martin Salander hörte diese Reden, die von einer gemeinen Gesinnung und zügellosen Eitelkeit zeugten, mit Verwunderung, indem er zu sich sagte: „Dieser verfluchte Kerl! dieser Schreiner- oder Schustergesell hat sich ja ganz ausgezeichnet eingerichtet: Wie die Ameisen sich Blattläuse halten, die sie melken, hält sich der einen eigenen Lobhudler, einen Schwaben, wie man's hier nennt!"

Er mußte nur weiter hören. Der schweizerische Arbeiter hob ein solches Selbstrühmen an, wie es nur ganz schlecht erzogene Menschen thun können, die zudem niedrig denken und fühlen. Aber je mehr er prahlte und sich selbst herausstrich, desto kleinlauter wurde der deutsche Gesell oder that wenigstens so. Denn Gott mochte wissen, was der Schläuling für einen Grund hatte, dem Flegel den Hof zu machen.

Allein je demüthiger er sich bezeigte, desto übermüthiger wurde der Andere.

„Du bist einer von den Gescheitern," rief er, „Du weißt es doch zu schätzen, daß Du in der Schweiz und bei einer Nation bist, wie die meinige! Schau mich an! Alles machen und ordnen wir selbst, wie wir es haben wollen, und ich bin Einer davon und frage weder Gott noch Teufel etwas nach! Heut' noch geh' ich in eine Berathung über ein Gerichtsgesetz, das über tausend Paragraphi hat, und morgen mach' ich Blauen, denn es wird lang dauern. Der Meister kann dafür aufstehen und schaffen! Anerkennst Du das?"

„Ich sag' es ja immer, ich schäme mich, ein Deutscher zu sein!"

„Das ist nicht ganz aus dem Weg, obgleich Ihr auch energische Bursche habt! Sieh uns jetzt nur aufmerksam zu und lerne was Rechtes!"

Salander konnte nicht mehr an sich halten. Roth vor Zorn schlug er auf den Tisch und rief dem Deutschen zu: „Schämen sollte man sich, so zu reden, wenn man ein so gewaltiges Vaterland hat! Und Ihr, Herr Landsmann," wandte er sich an den Münsterburger, „solltet Euch schämen, einen arglosen Fremden so zu bedrücken und Euch von ihm anpreisen und beloben zu lassen! Zehn Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe nirgends einen so eitlen Tropf und Prahlhans reden gehört, wie Ihr einer seid! Da sind wir schön bestellt, wenn das junge Volk schwatzt wie die Elstern und alten Hebammen! Pfui Teufel!"

Ein wenig warm wird uns erst, wenn uns der Erzähler einführt in das Reich des Gemüthes, ins rührend stillverhaltene Liebesleben und Eheleiden der beiden Töchter, in das Leben zweier Eheleute, die zuerst ihre Söhne verzogen hatten und dann die Folgen mit heldenhafter Ergebung tragen. Wahrhaft meisterhaft gezeichnete Gestalten treten uns in dem Kerncharakter der Frau Salander und in den Eltern der Zwillingsbrüder entgegen. Hier haben wir ganz und gar wieder den gestaltungsstarken Dichter vor uns.

Das Werk schließt gewissermaßen mit einem hoffnungsfrohen Blick in die Zukunft. Salander ist etwas unsicher darüber, wie sich seines Sohnes Arnolds Charakter auf seinen Studien und Reisen entwickelt habe. Eine gute Gelegenheit brachte ihm Beruhigung, da Arnold eines Tages sich erbat, einige Freunde im Hause bewirten zu dürfen, da er etwas der Art schuldig sei. Es handelte sich um acht junge Leute, von denen ein Theil unbemittelt, wo nicht arm, ein anderer Theil aber Söhne reicher Familien waren. Arnold wünschte zugleich, daß der Vater seine Gegenwart schenke, und dieser schlug mit dem raschen Gedanken ein, bei diesem Anlasse des Sohnes

Umgang und Gesinnung gründlicher zu erfahren.

Die Gäste stellten sich pünktlich ein, fast alle auf einmal, so daß Vater Salander bequemlich als der letzte erscheinen konnte, ohne zu lange warten zu müssen. Sogleich fand er sich angenehm berührt durch das gute Aussehen und das anständig offene Benehmen der Gesellschaft. Bei Tisch vollends wunderte er sich insgeheim über den unbefangenen guten Ton, die Abwesenheit aller schlechten Sprechmanier verhockter Kreise mit ihren Trivialwitzen und Zweideutigkeiten. Um besser zu hören, sprach er selbst nicht viel und hütete sich besonders, von Politik anzufangen, in der Absicht, daß die Freunde Arnolds und mit ihnen er selbst, um so rückhaltloser darauf verfallen sollten. Er sorgte auch genügend für Erneuerung der Getränke, welche die Zungen lösen. Die jungen Herren wurden nur fröhlicher, Alles in geziemenden Grenzen, ohne einiger Vorsicht zu bedürfen. Die Unterhaltung belebte sich, und da die Theilnehmer ziemlich gleichmäßig gebildet, wohlunterrichtet und auch lebendigen Geistes waren, so tauchten politische Gegenstände nicht minder als andere hervor; allein nicht ein unfreisinniges Wort, nicht ein Wort, welches auf Mißachtung des Volkes hätte schließen lassen, war zu hören, kaum etwa ein ungezwungen derber Ausdruck über diesen oder jenen gemeinen Sykophanten, der eben in der Presse oder in den Räthen spukte; dann hieß es höchstens: Was wollt Ihr? Dem Kerl ist sein Weg vorgezeichnet, er muß ihn laufen und wird seinem Lohn nicht entgehen!

Indem Martin sich noch über den erfahrungsmäßigen Ton wunderte, welcher dieser Jugend geläufig schien, war der Gegenstand schon aus dem Gespräch verschwunden. Die haben, dachte er, nicht die Fähigkeit, auf einer Idee zu beharren; sie scheinen doch keine politische Ader zu besitzen! Aber ehe er den Verdacht besser ausspinnen konnte, bewegte sich die Unterhaltung auf weiten freien Bahnen; keiner that sich als Lehrer oder Prophet hervor, und Phrasen wurden noch weniger laut; man sah nur, daß es männliche Jünglinge seien, die sich die Welt offen behielten und nicht in einen Tabaksbeutel stecken ließen. Martin hatte einige Mühe, neuen und neuesten Anregungen auf den Pfaden des allgemeinen Bildungszustandes zu folgen; denn er war in manchen Dingen ein wenig viel zurückgeblieben und mußte sich mehr als einmal Aufschluß erbitten, der ihm ohne Wohlweisheit und ganz ohne Aufheben ertheilt wurde, als selbstverständlich, wie man Einem sagt, was draußen für Wetter sei. Und durch Alles gieng ein Hauch unverdorbener Ehrlichkeit, die ihm das Herz erfrischte.

„Gottlob!" dachte er, „wir haben unser Geld nicht umsonst ausgegeben! Das sind doch auch Erziehungsfrüchte!"

Doch untersuchte er nicht, ob des Hauses oder des Staates.

Er theilte bald die heitere Laune der Tischgenossen; ritterlich dachte er, sein sichtliches Vergnügen damit zu bezahlen, daß er um zehn Uhr schon die kleine Tafelrunde Arnolds sich selbst überließ und sich als Alter zurückzog. Allein es gelang ihm erst um halb Elf, loszukommen und die Frauen in ihrem Asyl aufzusuchen, wo sie noch wach beisammen saßen.

„Kommst Du endlich, Du Kneipier?" sagte die Mutter, „das muß Dir ja herrlich gefallen haben bei den jungen Leuten! Wie war es denn?"

„Ich habe mich, glaube ich beinah', in meinem Leben nicht so gut unterhalten, wie diesen Abend!" versicherte der Mann, „es sind ganz vortreffliche Menschen, helle Köpfe und nota bene gesittete Bursche, mit denen unser Arnold verkehrt, Gesellen, von denen man sagen kann, sie seien Alle gut aufgehoben, wenn sie bei einander sind!"

„Das klingt ja sehr erbaulich!" erwiderte Frau Marie froh, „und ist mir lieb zu hören! Und was spielt

denn der Arnold für eine Rolle unter ihnen?"

„Es spielt Keiner eine Rolle! Sie sind keine Streber, möchte ich beschwören, und wissen dennoch, was sie wollen, obgleich oder weil sie nicht davon schwatzen! Glaub' nur, wenn es viele junge Mannschaft der Art gibt, so ist mir vor unserer Zukunft nicht bang'!"

Mit beredter Zunge suchte er den vergnügt lauschenden Frauen den ungefähren Verlauf des Abends zu schildern und von einigen der Freunde, die ihm besonders gefallen, ein Bild zu entwerfen, bis er durch einen kräftig schallenden Gesang unterbrochen wurde, der von dem bescheidenen Saale her ertönte. Sie sangen dort mit resoluten frischen Stimmen ein lebensfrohes Lied, rasch und taktfest, kurz und gut, und gleich darauf hörte man sie aufbrechen und ohne starkes Geräusch das Haus verlassen.

„Ei wie nett war das!" riefen die jungen Frauen, „und so rund abgeschlossen, punktum!"

„Da seid Ihr Alle noch auf," sagte der mit einem Lichte eintretende Arnold, „das ist gut, ich glaubte schon, unser Geschrei hätte Euch aus dem Schlafe geweckt. Ich mochte sie nicht gern verhindern und hab' sogar mitgekräht, da es in Einem zu gieng!"

„Ihr hättet immer noch fortsingen mögen," sagte die Mutter „und doch hat uns das entschlossene Aufhören einen trefflichen Eindruck hinterlassen! Macht Ihr es immer so?"

„Ja, wenn wir einmal singen; ich weiß nicht, wie es sich bei uns eingebürgert hat! Die Lust muß hinaus und da wir keine Virtuosen sind, so mögen wir doch auch keine Frohnarbeit leisten! Aber nun gute Nacht allerseits und schönen Dank für geübte Geduld! Ich will noch ein Stündchen lesen, eh' ich schlafe!"

Als Arnold fort war, fragte die Mutter ihren Martin ganz erstaunt:

„Hat der gute Junge denn nur Wasser getrunken? Noch ein Stündchen lesen! Und ist so ruhig wie eine windstille Luft!" „Den Teufel hat er Wasser getrunken!" sprach Salander, der Vater. „Er schluckte so viel Wein, wie jeder andere! Er ist eben Dein Sohn, Du Hexe!"

Alle lachten über den komischen Zorn und giengen zu Bett.

Mit dieser Stimmung schließt das Buch, welches weit ernstere und tiefere Zwecke verabfolgt, als die gewöhnlicher Unterhaltung. R.

Steirische Eisenhämmer.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.*)

Die Vierziger-Jahre hatten strenge Winter. Im März aber kam stets plötzlich der Föhn und schmolz den Schnee in wenig Tagen. Wir freuten uns des wieder enthüllten Rasens, der alsbald zu grünen begann; aber damit war die leichtlebige, heitere Wintersrast dahin, und die wachsenden Tage brachten arbeitsschwere Zeit des Pfluges und der Egge, der Sichel und der Sense. Diese Zeit der blinkenden Werkzeuge hatte einst ein kleines Vorspiel.

Noch tief in der Nacht weckte mich an einem Frühlingsmorgen mein Vater und sagte, er gehe heute in das Mürz-

*) Aus der Gartenlaube.

thal. Wenn ich mitgehen wolle, so möge ich mich eilig zusammenthun, aber die scharfbenagelten Winterschuhe anziehen, es sei der Weg noch eisig.

Sonst, wenn ich in früherer Stunde zur Alltäglichkeit geweckt wurde, bedurfte es allerlei Anstrengungen außer und in mir, bis ich die Augen zur Noth aufbrachte, um sie doch wieder auf etliche Minuten zufallen zu lassen, denn meine alte Ahne war der Meinung, ein allzurasches Aus-dem-Schlafspringen mache Kopfweh. Heute war ich mit einem Ruck munter, denn ins Mürzthal mitgehen, das war in meiner Kindheit das Herrlichste, was mir passieren konnte. Wir waren bald reisefertig, der Vater nahm seinen großen Stock, ich meinen kleinen; die Laterne nahmen wir nicht, weil es sternhell war — und so giengen wir davon. Die erste halbe Stunde war es wie allemal, wenn ich früh Morgens mit dem Vater gieng, wir schwiegen still und beteten während des Gehens jeder für sich das Morgengebet. Wir hatten wohl so ziemlich das gleiche, aber ich wurde immer ein gut Theil früher fertig als er und mußte mich dann still gedulden, bis er den Hut aufsetzte und sich räusperte. Das war das Zeichen, daß ich ein Gespräch beginnen durfte, denn ich war fortwährend voll von Fragen und Phantastereien, auf die der Vater bisweilen derart eingieng, daß Alles noch räthselhafter und noch phantastischer wurde. Gewöhnlich aber unterrichtete er mich in seiner gütigen und klaren Weise, daß ich Alles wohl verstand.

Nachdem wir an diesem Frühmorgen etwa zwei Stunden gegangen und hinausgekommen waren über die entwaldete Berghöhe, lag vor uns das weite Thal der Mürz. Von Mürzzuschlag bis Kapfenberg dehnte es sich stundenlang, und wenn ich es sonst im Morgengrauen sah, lag im Thale der Nebel wie ein grauer See, aus welchem einzelne Höhen und die jenseitigen Berge blauduftig emporragten. Heute war es anders und heiß erschrak ich vor dem, was ich sah. War denn der Franzose wieder im Land? Oder gar der Türk'? In Kindberg, das tief unter uns lag, lohte an vielen Stellen glührothes Feuer auf. Auch im oberen Thal, über Mitterdorf, bei Krieglach und Feistritz, und gen Mürzzuschlag hin waren rothe Feuersäulen; im nahen Kindthal sprühten mächtige Garben von Funken empor.

„Närrlein, Du kleines! sagte mein Vater, als ich mich mit beiden Fäusten krampfhaft an seinen Rock hielt, „das ist ja nichts. Das sind ja nur die Eisenhämmer. Lauter Schmiede-Rauchfänge, aus denen Funken springen. Hörst denn nicht das Pochen und das Klappern der Hämmer?"

„Ich höre es wohl, aber ich habe gedacht, das wären die Kanonen und Kugelstutzen," versetzte ich aufathmend.

„Kind, wo käme denn jetzt der Feind her? Der liebe Herrgott hüte unser Steirerland!"

„Aber wie ist es denn," fragte ich, „daß die Dächer nicht brennend werden, wenn so viel Feuer herumfliegt?"

„Die Dächer sind voller Staub und Asche, das brennt nicht. Und dieses Feuer, das so schreckbar wild aussieht, es ist nicht so arg, es ist auch nur glühende Asche, Ruß und Geschlack, wie es aus der Esse aufsprüht, wenn der Blasebalg dreinbläst."

„Und warum sprüht es denn just in der Nacht so?" fragte ich.

„Es sprüht auch beim Tag so," antwortete der Vater lächelnd, „aber gegen das Sonnenlicht kommt dieser Schein nicht auf, und was jetzt so blutroth leuchtet, das ist bei Tag nur der rußige Rauch, der aus dem Schornsteine aufsteigt."

„Thun sie denn in den Schmieden nicht schlafen?"

„Das wohl, aber sie stehen sehr früh auf, oder lassen in den größeren Essen gar das Feuer nicht ausgehen, weil es sonst schwer ist und viel Kohlen braucht, bis die Hitze wieder erzeugt

wird. Da wachen und arbeiten die einen Schmiede, während die anderen schlafen."

„Gibt's denn so viel Ochsen zu behufen im Mürzthal?" war meine Frage, denn ich hatte einmal dem Hufschmied zu Haustein zugeschaut, wie er einem Zugochsen Hufeisen an die Klauen nagelte.

„O Knäblein, Knäblein!" rief mein Vater, „die Schmiede haben noch ein wenig mehr zu thun auf der Welt, als wie zu hufen. Du bist ein Steirer; wenn wir auf unserem Gebirge auch nichts haben, als Feld und Alm und Wald, solltest Du doch schon wissen, wozu die vielen hundert Krippen von Holzkohlen verwendet werden, die unsere Nachbarn Jahr für Jahr ins Thal hinaus führen. Solltest auch wissen, daß Dein Heimatland Steiermark das Land der Hammerschmiede ist. Wenn Du jetzt, bevor der Tag aufgeht, vom hohen Himmel mit sehr guten Augen herabschauen könntest auf unsere Steiermark, so würdest Du, besonders im Oberland, auch die anderen Thäler so sprühen und leuchten sehen, wie hier das Mürzthal. Es sprüht in Neuberg und bei Mariazell und in der Veitsch, es sprüht im Ennsthal und im Murthal, an der Feistritz, an der Kainach, an der Sulm und an der Sann, wo die Leut' gar nicht mehr deutsch sprechen, aber sprühen thut's doch. In Vordernberg, in Eisenerz, in Hislau sollst es erst sehen, und überall, wo Hochöfen sind. In den Hochöfen wird das Erz, das sie aus dem Gebirg graben, geschmolzen, daß das Eisen herausrinnt wie ein hellglühender Mühlbach. Da sprüht's auch, mein Bübel! Da sind -- wenn ihrer zwei, drei Hochöfen neben einander stehen — in der Nacht schier die Felsberge roth vor lauter Schein. Und schaust in den Ofen, so siehst ein schneeweißes Licht, blendend wie die Sonne. Das ist ein anderes Feuer, als daheim bei unserem Hufschmied. Das Erz graben sie aus dem Erzberg, der weit drinnen im Gebirg steht und mehr wert ist, als alles Gold und Silber von Oesterreich. Das Eisen, das im Hochofen aus dem Erz rinnt, erstarrt in der freien Luft sogleich, wird nachher mit Hämmern zerschlagen und in schweren Schollen durch das ganze Land verführt, zu jedem Eisenhammer hin, wo sie aus diesem Roheisen immer feineres Eisen, das Schmiede-Eisen, den Stahl und daraus allerhand Geräthe und Werkzeuge machen."

„Auch Schuhnägel vielleicht?" fragte ich, weil mich einer davon durch die Schuhsohle in die Ferse stach.

„Schuhnägel, Messer, Stifte und Eisendrähte, das machen sie draußen bei Stadt Steier herum. Bei uns im Land machen sie in den Eisenhämmern Pflugscharen, Eggenzähne, Strohschneidemesser, Hacken, Aexte, Drähte, Nägel, Schlösser, Ketten, Pfannen und Allerlei, was Du aus Eisen an den Häusern und Werkstätten nur sehen und denken magst. Die kleineren Schmiede, die fahren damit auf die Jahrmärkte. Größere Hämmer gibt's, die auch Zeug zum Leuteumbringen machen — mußt Du wissen. Das Wichtigste aber, was in den steirischen Hammerwerken gemacht und auch weit in fremde Länder verführt wird, sind Sensen und Sicheln. Millionen Stück werden Dir verschickt alle Jahr, und darum können die Hammerherrn mit ihren Frauen so vornehm herumfahren mit flinken Rößlein. Und mit dem Geld prahlen sie, daß es nur so prasselt im Land, und wo ein übermüthig Stückel aufgeführt wird, da ist gewiß ein Hammerherr dabei. Ist alleweil so gewesen im Land: wo der Hammerschmied, dort gilt der Bauer nit. — Wird auch einmal besser werden, verhoff' ich. Jetzt müssen wir noch froh sein, daß wir unsere Kohlen zu Geld machen können. Gar zu Gescheite sind gewesen, haben es mit Steinkohlen probiert, die thun's aber nicht; das rechte Eisen muß mit Holzkohlenfeuer gearbeitet werden, sonst ist's nichts nutz.

Die Holzkohlen, die wir Bauern liefern, die machen es ja, daß steirisch Eisen in der Welt so gut estimiert wird. Kommen halt die polnischen und russischen Juden und türkichsen Händler, auch aus Ungarn und Böhmen, werden von den Hammerherren brav bewirtet und kaufen ihnen die Eisenwaren ab, oft zu tausend Gulden auf einmal. Sollen da draußen in einer großen Stadt die Schmiede von der ganzen Welt einmal zusammengekommen sein um einen eisernen Tisch, und Jeder wollt' die schärfsten Sensen haben, den feinsten Stahl drinn. Der steirische Schmied hat nicht mitgestritten, sondern soll zuletzt mit seiner Sense den eisernen Tisch mitten aus einander gehauen haben."

„Wird sie wohl schartig worden sein, die Sense. Nicht?"

Ohne auf diese müßige Frage Antwort zu geben, fuhr der Vater — indem wir im Morgengrauen sachte thalab stiegen — fort zu sprechen:

„Wie die Anzeichen sind, wird's nicht immer so dauern mit den Eisenhämmern. Man hört allerlei Sachen. Merkwürdige Sachen, mein Bübel, wie sie unsere Vorfahren nicht gehört haben. Da draußen auf dem flachen Land irgendwo — sie sagen im Mährischen oder wo — da bauen sie eine Eisenbahn."

„Eine Eisenbahn? Was ist das?"

„Da legen sie auf der Straße hin und hin zwei eiserne Leisten, daß darauf die Wagenräder recht glatt und eben gehen können. Auf diese Weise sollen ein Paar Rösser schwere Wagen fünf und sechs auf einmal ziehen können. Es wird auch gelogen über die Sach', daß sie eine Maschine erfunden hätten, die das Feuer treibt, anstatt der Fuhrmann, und die vor die Wagen gespannt wird und wie ein Roß ziehen kann. Sind dumme Sachen, ich sag' Dir's nur, daß Du's nicht glauben sollst, wenn Du davon hörst."

Neununddreißig Jahr ist es her, seit von einem zwar einfachen, aber vernünftigen Mann diese Worte gesprochen worden sind, in Steiermark, wenige Stunden vom Semmering.

„Nein, Vater," antwortete ich, „das werde ich gewiß nicht glauben."

„Aber das ist wahr," fuhr er fort, „daß sie jetzt viel mehr Eisen brauchen in der Welt, als vor Zeiten. Es werden da und dort auch schon große Eisenhämmer gebaut, wo mehr als hundert Schmiede beschäftigt sind, und wo sie extra noch mit Wasserdampf arbeiten sollen, was weiß ich, wie! In diesen großen Werken machen sie Alles, und weit wohlfeiler, als in den kleinen, und desweg wird's ein rechter Schade sein für unsere Eisenhämmer, und hört man, etliche sollen schon keine Arbeit mehr haben, zugesperrt oder an die großen Werke verkauft werden. Nachher ist's traurig um uns. Weiß Gott, wie's noch wird mit der Welt!" *)

Mittlerweile war es licht geworden, und wo früher die feurigen Springbrunnen aus den Schornsteinen gestiegen waren, da flog jetzt dünner, brauner Rauch auf. Wir waren in

*) Die Aenderung ist vor sich gegangen. Die größten Eisenwerke des Landes sind heute Zeltweg, Donawitz, Neuberg, Graz, Köflach, Gußwerk. Mittlere Werke, wovon eines doch immerhin mehrere hundert Arbeiter beschäftigt oder beschäftigen kann, sind Krieglach, Wartberg, Kapfenberg, St. Michael, Rottenmann, Aumühl, Eibiswald, Storee, denen sich anschließen die Werke in Turrach, Judenburg, Murau, Zeiring, Knittelfeld, Thörl, Mürzzuschlag, Breitenau, Stanz, Eppenstein ꝛc. Außerdem florieren auch noch unzählige kleine Eisenhämmer, wie sie hier beschrieben sind. Der Kammerbezirk in Obersteiermark vermag unter den heutigen Zuständen jährlich an 2 Millionen Meter-Centner Roheisen zu erzeugen, nahezu 50 % des in den gesammten österreichischen Kronländern jährlich erzeugten Roheisens. Die Sichelfabrication hat in Obersteiermark aufgehört, hingegen ist die Sensenerzeugung gestiegen. Gegenwärtig gibt es in Steiermark an 800 Sensenschmiede, welche jährlich gegen 2½ Millionen Sensen verfertigen. Die Production von anderen Stahlwaaren, Gußwaaren, Blechen, Drähten, und Maschinen steht auf hoher Stufe. Der Verfasser.

das Thal gekommen, giengen an einem überquellenden Hammerbachfloß entlang und auf glattem, kohlschwarzem Wege einer der Hämmerhütten zu, aus deren offenem Thor uns greller Glutschein entgegenleuchtete.

Ueber dem Thore war das Bergmannszeichen, die gekreuzten Hämmer und Schlegel, über dem schwarzen Dache ragten die weißgetünchten Schornsteine auf, die an ihrer Mündung mit lenkbaren Klappen versehen waren, womit man, wie der Vater belehrte, den Luftzug regeln könne.

So waren wir der Schmiede ganz nahe gekommen. Ich sagte nichts, denn ich wollte in die Schmiede gehen und hatte doch Angst vor dem Lärm, der drinnen war, und vor den Funken, die durch die finsteren Räume flogen. Mein Vater sagte auch nichts, sondern führte mich hinein. Vor dem Thore hatte eine Tafel gestanden: „Fremden ist der Eintritt nicht gestattet!“ aber ein Mann, den mein Vater fragend angeblickt, sagte: „Nur zu!“

Was ich zuerst sah, das war ein sprühendes Stück Sonne, das von der brüllenden Esse mit Schwung herbeigebracht wurde und auf den Amboß geworfen, tonlos, als wäre es von Teig. Jetzt hob sich auf massigem Hebelbaume der Hammer und fiel nieder in die weiche Masse, daß ein Meer von Funken durch die Hütte schoß. Ich barg mich vor Schreck und Angst hinter den Rücken meines Vaters, aber die Funken waren bereits angeflogen an mein Leiblein, und ich war nur höchlich überrascht, daß ich nicht lichterloh brannte, ja nicht einmal einen Schmerz wahrnahm an den Händen, an welche die feurigen Mücken gesaust waren. Auch der zweite und dritte Hammerschlag jagte ein Heer von Schlacken und Funken hinaus, aber je platter das Eisenstück geschlagen wurde, je rascher der Hammer darauf niederfiel, desto weniger sprühte es. Ein Schmied stand da, der wandte mit langer Zange das Eisenstück hin und her, bis das Geschlacke von allen Seiten herausgehämmert war. Das weiße Glühen war immer röther und matter geworden, und endlich hatte das Stück nur mehr die graue Farbe des Eisens. Es wurde hingeschleudert, der Hammer stand still.

Ich war ein wenig dreister geworden und besah mir jetzt die Dinge, obwohl es ganz dunkel war, wenn das Feuer nicht leuchtete. Vor Allem fiel mir ein großer Lederkasten auf, der Athem schöpfte. Der Blasebalg war's, welcher, von Wasserkraft aufgezogen, durch Röhren in die Esse blies. Auf der Erde lag allerei altes Eisen umher. An den Wänden lehnten und hiengen in ganzen Reihen Zangen, Hämmer, Schlegel, Feilen, Hacken, Beile und anderlei, was ich gar nicht kannte. Jetzt erst fielen mir auch die Schmiede auf, über deren rußige Gesichter und entblößte Brust die Schweißtropfen rannen. Wir giengen weiter und kamen zu anderen Essen, wo die Schmiede mit Eisenschaufeln Kohlen in die Glut warfen, die sofort mit glanzloser, blauer Flamme grollend zu brennen begannen. In einer Esse glühte man Eisenstücke, die hernach unter kleinere, rascher pochende Hämmer kamen. Hier wurden sie — wie sie der Schmied wendete und drehte — in längliche Formen gehämmert, an denen ich nach und nach die Gestalt der Sense erkannte. Weil das Eisen bald kühlte und noch unrein war, so mußte es immer wieder in die Esse, aus der es glühend und sprühend hervorkam. So wiederholte sich's, bis der Hammer und das kleine Handgehämmer der Schmiede endlich eine vollkommene Sense zuwege gebracht hatte, die dann schrillend auf einen Haufen von Sensen hinfiel.

War der Lärm in der Schmiede auf einen Augenblick verstummt, so hörte man draußen das Rauschen des Wassers, das von hohem Floß auf die Räder niederstürzte. Aber der Lärm gieng immer von Neuem los, und es

geschah an den Essen und Hämmern immer dasselbe. Auch meine Sense, die ich werden sah, war lange noch nicht fertig. Sie wurde neuerdings geglüht und kam unter die Handhämmer der Schmiede, die sie feiner formend in gleichem Takte bearbeiteten, bis der Henkel und der Rückenrand und die Schneide und die Spitze fertig waren. Sie hatte nun eine Reihe von kleinen Narben bis zur Spitze hinaus und war überlaufen mit einem schönen violetten Blau.

Mir fielen aber die Schmiede auf. Warum sie allemal noch einen leeren Schlag auf den Amboß machen, wenn die Sense schon weggezogen ist? so fragte ich. Mein Vater antwortete: „Das thun die Schmiede überall; mit dem Schlage auf den Amboß schmieden sie die Kette fester, mit welcher der höllische Drach' gefesselt ist; sonst thät' sie endlich brechen und der böse Feind wär' los und ledig."

Nun kam die Sense noch auf einen Schleifstein; der gieng so scharf, daß die Stahlschneide, die fest auf ihn gedrückt lag, unter ohrenzerreißendem Geschrille beständig einen hellen Blitzschein von sich gab, was noch das Allerschönste war in der ganzen Schmiede.

Wollte ich's genau nehmen, so müßte ich auch das Personal aufzählen, durch dessen Hände ein Stück Eisen geht, bis es Sense ist, ich müßte den Kohlenbuben, Strecker, Breitenheizer, Abschinner und Kramrichter nennen und vor Allem den Obersten, den Essemeister. Ich müßte auch den Streckhammer, den Breithammer und den Kleinhammer genauer beschreiben, endlich das Abschinnern (Abschaben) der fertigen Sensen, und das Stempeln mit dem Firmazeichen und das Kramrichten (das in den Kram-, ins Magazin-Bringen der Waare).

Ich bin aber kein gelernter Schmiedegeselle und werde wohl manche Handgriffe und Vorgänge übersehen haben, bis das Werkzeug des Mähders fertig war. — Aehnlich, sagte mein Vater, würden auch die Sicheln gemacht, aber ganz anders die Messer und alle Schneidewerkzeuge, die einen federigen Stahl haben.

„Glückauf!" rief mein Vater den Schmieden zu. Diese hörten nichts. Wir giengen — stets angefochten von sprühenden Funken — ins Freie. Dort war es freilich noch schöner; wir giengen unter Pappeln hin und hörten noch lange das dumpfe Hammerpochen und das Wasserrauschen hinter uns.

Ich hatte ein blauschimmerndes Stück Schlacke mit mir genommen und betrachtete es jetzt wie einen errungenen Schatz.

„Das ist nichts," sagte mein Vater und zog ein Schöllchen Roheisen aus dem Sacke. Das war rostfarbig und durchlöchert wie ein Schweizerkäse. „Wenn's auch nicht so glänzt wie das Deinige, es ist doch mehr. Aus diesem Ding — heb' einmal, wie schwer es ist! — kann man feine Werkzeuge machen, die wie Spiegel funkeln. Du sollst mir auch noch das Tüchtige vom Schimmernden unterscheiden lernen."

Nun giengen wir in den Marktflecken Kindberg hinein.*)

Wir hörten an allen Ecken die Hämmer pochen, und auf der Straße fuhren schwarze Kohlen- und Roheisenwagen, aber auch fertige Eisenwaren in Kisten, Fässern und Strohgewinden sahen wir schleppen die weiße Reichsstraße entlang gegen Graz und gegen Wien.

Im Brauhause bekränzten sie das bogenförmige Einfahrtsthor mit Tannenreisig und schmückten es mit Fahnen, mit Hämmern, Hacken und Zangen. Mein Vater fragte, was das bedeute? Ja, morgen hätten die Schmiede hier einen Ball, sagte der Brauknecht.

---

*) Damals gab es in diesem gewerbsfleißigen und tüchtigen Orte noch viel gesunden Frohsinn und treues Zusammenhalten unter den Bewohnern. Später, als die politischen Hetzer ihr unsauberes Treiben begannen, ist es auch hier anders geworden.

„Den eigentlichen Ehrentag des Schmiedehandwerks, den feierten sie doch erst zu Jakobi!" meinte mein Vater.

Das sei schon richtig — doch zur selben Zeit sei etwas Anderes, da hätten die Schmiede einen zwei Wochen langen Feiertag, da thäten sie nichts, als gut essen und trinken, tanzen und Scheibenschießen, und da kämen die Hammerherren von weit und breit, um Schmiede zu werben für das nächste Jahr. Die Geworbenen kriegen den Leihkauf auf die Hand und werden zu nächsten Sylvester durch aufgeputzte Wagen oder Boten an ihren neuen Werksort gebracht. Vom Werksherrn kriegen sie nebst dem vereinbarten Jahrlohne auch die Kost; der Essemeister speist gar mit der Herrschaft.

„Ich weiß das Alles," versetzte mein Vater dem gesprächigen Brauknecht, „aber meines Buben wegen ist's mir lieb, daß Du's erzählst, der ist schon alt genug, und wenn er gleich Bauer bleiben wird, so schadet es ihm nicht, daß er auch anderer Stände Arbeit und Brauch kennen lernt. Ich hab' ihn darum vom Berge herabgeführt."

„Und bei solchem Schmiedefeste," erzählte der Mann weiter, „da kommen sie halt zusammen, Jeder, der's hat, im Steirergewand, Jeder eine kecke Feder oder einen Gamsbart am Hute, Jeder eine schwersilberne Uhrkette mit Thalerbehängseln an der Brust, Jeder eine volle Geldtasche im Sacke, Jeder sein Mädel am Arme. Schmetternde und trommelnde Spielleute voran, so ziehen sie ins Wirtshaus zum Trunk, zum Tanz und zu anderer Lustbarkeit. Da darf sich kein Bürgerssohn, kein Bauernbursch, kein Holzknecht blicken lassen; denn diese Eindringlinge spotten die Schmiede ob ihrer Schwerhörigkeit, ob ihrer Kröpfe und dergleichen, und ihr Trachten geht dahin, den Hammerschmieden die Dirndlein wegzunehmen. Den Schmieden gehört der Tag, und der Marktflecken und die Leute lassen sich's gefallen — es springt Geld um.

So kohlrabenschwarz sie am Werktag sind, die Schmiede," schloß der Brauknecht, „am Sonntag gibt's keine hochmüthigeren Menschen als diese Rußteufel. Und sind doch so viel Gaggen (Halbcretins) dabei!" War aber nicht so arg.

Schon jetzt, als wir dastanden und das geschmückte Hausthor bewunderten, kamen sie herbei von den unteren und oberen Hämmern, um nachzusehen, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien, und ein Glas Bier durch die Gurgel zu sprengen.

Da kam plötzlich ein Bote gelaufen, rußig im Gesicht, aber weiß vor Straßenstaub an den Beinen. Einen Sturmhut hatte er auf, wie Landwehrmänner zu Kriegszeiten. Ein langes Messer hatte er an der Seite baumeln, und schier athemlos war er, als er rief: „Kameraden! Kameraden!"

„Was gibt's?" fragten sie ihm entgegen.

„Keinen Schmiedball gibt's! Kein Flanieren und Caressieren gibt's! Jetzt heißt's Messer, Spieß und Säbel schmieden, Kanonen, Kugeln gießen!"

„Ja," sagten sie, „wer gibt uns dazu das Privileg?"

„Ich!" rief der Bote. „Denn der Kaiser Ferdinand ist fort. In Wien ist Revolution!"

D' Hölln-Ongst.

A Stückl aus n Vulksleb'n.

Untn in da Schluachtn, wo da Weg aussi geht noch n Wossa, stehts Irrkreuz. Nit weit davon is vor an etla Johrn da Mühlhofer Simerl gfundn worn olßa todta. A kernfrischa Mensch mit dreißg Johrn. 's Schlagl hotn troffn.

Danahst, in an Sunta Nochmatlag, wir ih va da Kirchn hoamgeh, gsiach ih afn nämlin Plotz nit weit von Irrkreuz in oltn Mühlhofer kneau, hobb die zidantn Händ zsom und is kloan vazogg.

„Do is er glegn," sogg er, „do is er ohgruafn worn, mei Simerl!"

„Mühlhofer," sog ih, „host Dih dan nouh nit tröst't! Is scha zechn Johr vabei."

„Zechn Johr!" locht er auf, „wos sein zechn Johr! — Host heint die Predi nit ghört in da Kirchn?"

Ahan, denk ih ma, aus den Louch bloft da Wind.

„Daß d Ewigkeit sou lonk sullt sein," moant aft der olti Baur, „däs hät ih ma nit denkt!"

„Wia lonk is s dan?" frog ih.

Draht sih der olt Mühlhofer za mir und sogg: „Wanst hundert Metzn Korn host, und as kimpp olli tausend Johr a Vougl und frißt an oanzigs Körndl, sa wern die hundert Metzn ehanter aufgfressn sein, als wia d Ewigkeit aus is. Nia wirds aus, d Ewigkeit, hot da Geistlinga gsogg, nia wirds aus!"

„Is holt der Ewigkeit ihr Schuldigkeit, daß s nia aus wird."

„Oba Jessas Maria!" schreit er, „amol wirds douh auswern!"

„Da Geistlinga mit seini hundert Metzn Korn is a Hascherl," sog ih. „Denk da s, Mühlhofer: die gonz Weltkugl war durch und durch aus hirtn Stochel; und alli tausend Johr kam a Vögerl und that anoanzigsmol sein Schnobl wetzn an da stochlan Weltkugl, sa wurd die Kugl ehanter z Schondn gwetzt sein, as wia d Ewigkeit an End nimpp. Und wan an iada Stern am Himel a selchti Stohlkugl war, sa mochad die Zeit, bis wan s ohgwetzt warn, kaum an Augnblick gegn d Ewigkeit."

Af dos hot er nit viel gsogg. Meini Millionen Stochlkugln sein nit einigongan in sein Koupf. In Geistlinga seini hundert Metzn Korn sein bessa gwen.

„Hundert Metzn!" ruaft er wieda, „oba dos is schreckbor!"

„Worum?" sog ih.

„Wer in a Todsünd stirbb und muaß ewi in höllaschn Feuer sein! — Viel Leut, sogg da Geistlinga, viel Leut gehn nit um af da Welt, de nit a Todsünd afn Bugl trogn. Mehrer as oani! sogg er. A gacha Tod dazua und Du bist ewi und ewi in da Höll."

Mir dabormt der olti weißkopfadi Mon, hot eh nix guats af da Welt, is müahsali und kronk, hot neamb, der n a guats Wort sogad.

Ih setz mih nebn an Weg af an Stoan und sogg: „Nochbar, ih hon a Glaserl Wein ba mir, geh kim, trink' ma s aus mitanond."

„Wia mar an Wein kunt trinkn, möcht ih wissn," sogg er, „in a sou an Ongst! Mittn in Todsündn!"

„Kimpp holt drauf on, Mühlhofer, wos mar unter a Todsünd vasteht.“

„Legg s jo eh da Geistlinger aus ba da Predi,“ moant der Olti. Meintswegn d Hoffort is a Todsünd. Wer hoffärti is af a schöns Gwond, af sei silberani Uhr, af an guldanan Fingaring, und er beicht's nit, der kimpp in die ewi Höll. Die Trägheit is a Todsünd, und wan ih in worman Bett lieg, gstot daß ih in die heili Früahmeß geh, und beicht's und büaß's nit, sa kim ih ins ewi Feuer. D Völlerei is a Todsünd, und wan ih mar an Rausch ontrink und beicht's nit, sa kim ih in d Höll. Und wan dar a Weibsbild gfollt — da Gedonkn aloan schon is a Todsünd, mei Mensch! Ih mochad ma jo aus a Todsünd nix, oba d Höll mocht ma wos, d Höll!“

„Oba Baur! Mühlhofer!“ sog ih, „wer hot dan Dir de Sochn aufbundn?“

„Wanst ba da Predi warst gwen, sa wurdst as wul selba ghört hobn, wos da Missionsgeistlinga hot gsogg. — Und gach fuat müassn, wia mei Simerl! Die gonzn Nacht' kon ih nit schlofn; hörn schrein und winsln und um Hilf ruafn, und ka Mensch kon an helfn, unsa Hergott hotn ewi vadampp! — An oanzigi Minutn in an glüahdin Feurofn sein, wia schredbor! Und erst die gonzi Ewigkeit. — Oh mei Simerl, mei Simerl! Und ih muaß ah nochhi, weil d Eltern für die Kinda verontwortli sein. Oll kema mar in d Höll, ollmitanonda!“

Do nim ih in Oltn ba da Hond und frogn: „Mühlhofer! Und glaubst Du dos?“

„Wan s da Geistlinga hot gsogg! Wer an Geistlinger af da Konzl nit that glaubn, der begang erst die ollagrößti Todsünd, hot er gsogg ba da Predi, und däs war a Sünd gegn an heilign Geist, de nit af der und nit in der ondern Welt vaziechn wern kunt!“

„Woaßt, Nochbar,“ sog hiaz ih, „ih bin ah a Christ. Oba dos glaub ih nit. Für sou schlecht holt ih unsern Hergott nit. Ja, wan er a Mensch war! nochha trauad ih n nit. D Leut sein boußhoft und rochgieri. Ober unsa liaba Hergott, der uns ols schwochi Menschn daschoffn hot, der wird uns da Schwochheit holba nit ewi vadoma. Wer schwoch und fehlahoft is, der is a sou schon af da Welt gstroft gnua, und an iada Sünd muaßt büaßt wern, sou oda sou. Do brauch ih ka Werkstott dazua. Oba woaßt, as gibb holt Leut, de a Geldschmittn brauchn, vastehst? geh, loßn ma s guat sein, wan ih sou wos hör, da kim ih mih allamol z giftn. Und ouft denk ih ma: Wan unsa Cultusminister an oanzigs mol a sou a Jesuitapredi in da Dorfkirchn kunt hörn! Die Freimüatin, de lochn freili dazua, die Hortn bleibn vastonckt trutz Höll und Teufel; die woachn, gläubign, unschuldign Herzn oba trifft's tödtli. De hobn zsombb eahnan frumen Glaubn d Höll schon af da Welt und sein valossn von olln Seitn. Da Stoot nimbb von ormen Vulk Geld und Bluat. Is er dan gor nix dafür schuldi? — Geh, Mühlhofer,“ sog ih, „steh auf, Dei Simerl is a brava Mensch gwen, und unsa Hergond nimbb an Menschn zan eahm, wan er n in leichtast kriagg und wird scha wissn, wegn wos er n grod af den Ploß und za da sebin Stund ohgruafn hot. Sein mar eahm die ewi Rua willi, er is in Friedn Gottes. Mir oll sein unsern liabn himlaschn Vodan seini ormen Kinder und er moonts guat mit uns. Und denk da: wanst Du nouh a sou a schlechts Kind häst, des dar Olls onthat, af ewi ins Feur werfn, däs dast as nit. Afs Höchst nahmast eahm s Leben, des d eahm gebn host. Und schau, unsa Hergott is um sa viel nouh besser, er vagißt af Koan, oll suacht er s zsom, seini Leut, und führts hoam. Gewiß ah noh.“

D Augn noh vul Wossa, so locht er mih hiaz on, der olti Mühlhofer, gibb ma d Hond und sogg: Donk da

Gond, Peda! Dei Wort is wir an Oel af mei brenendi Ongst."

— Is ober auskema, wos ih selm zan oltn Mühlhofer gredt hon, und nachst Suntogs drauf hot mit da Geistlinga schon auf da Konzl ghobb: A Wulf in Schofstoll! Aufpassn af die schlechtn Leut, de an Menschn in heilign Glaubn aus n Herzen reissn möchtn! —

Ja, meini liabn Leut, zua gehts af da Welt! R.

Erklärung: Schluachtn: Schlucht. 's Schlagl: der Schlag. zidand: zitternd. Stochel: Stahl.

Von der großen Kaiserin.

Von Friedrich Schlögl.

Maria Theresia! Sie war nicht nur eine kluge, treffliche Herrscherin, sie war auch eine treue, liebende Gattin (ihrem Gemahl Franz I. von Lothringen, am 4. October 1745 zum deutschen Kaiser gewählt – aber ohne Einfluß auf die Regierungsgeschäfte — gestorben am 18. August 1765, gebar sie sechzehn Kinder), sie war eine fühlende, hochsinnige Mutter, sie war ein Weib, ausgestattet mit den sieghaftesten, schönsten Tugenden und Eigenschaften des edelsten Frauenthums. Als sie in ihrer Bedrängnis nach Preßburg eilte und am 11. September 1741 in der Landstube erschien, für ihren sechs Monate alten Säugling (Josef) um Hilfe flehend, da besiegte und eroberte das Weib, die Mutter das ritterliche Volk der Magyaren und dreitausend Säbel fuhren aus den Scheiden und blitzten in der Luft und die Luft erdröhnte von dem begeisterten Schwure: „Wir sterben für unsere Königin!" — Und als eines Abends die Thüre der Hofloge im Wiener Burgtheater mit Ungestüm aufgerissen wurde und eine hochgeröthete Frau — die Kaiserin — alle Etikette vergessend, dem Publikum laut zurief: „Der Leopold hat ein' Bub'n*) kriegt!" da war es wieder nicht die Kaiserin, die so undiplomatisch, so menschlich-natürlich sprach, es war das Weib in ihr, das zum Durchbruch kam, es war die glückliche Mutter eines glücklichen und theuren Sohnes, die in spontaner Herzensregung, in ungekünstelter, unberechneter Form ihrer Freude Ausdruck gab und damit alle Herzen gefangen nahm. Und schließlich war es — nebenbei bemerkt — doch auch die Oesterreicherin, die gemüthliche „Vollblut-Wienerin", die so flott, so „von der Leber weg" sprach und so zu sprechen überhaupt gewohnt gewesen.

Und von welch' glücklichem Temperamente wurde sie unterstützt, wie energisch und resolut, wie frisch und treuherzig wußte sie sich in großen Weltangelegenheiten und bei kleinen bürgerlichen Anläßen zu geben und wie wuchs gerade durch diese ungebundene Natürlichkeit, die sich in Allem äußerte, ihre Popularität bis

*) Der nachmalige Kaiser Franz — geb. 12. Febr. 1768 — Sprosse ihres zweiten Sohnes Leopold, der damals in Florenz weilte.

*) Aus dessen neuem Werke: „Wien". (Zürich, Cäsar Schmidt.)

in's Unermeßliche! Jedermann hatte ein Original-Geschichtchen oder auch mehrere in Reserve, die sich auf die Kaiserin bezogen und die gelegentlich im trauten Kreise funkelnden Auges mitgetheilt wurden. Erzählte mir doch selbst meine eigene Großmutter oft genug und Vielerlei und Heiteres und Rührendes von dieser genialen und wunderbaren, geistig und körperlich urkräftigen Frau, und konnte besonders eine Episode, die sie — damals vor fast achtzig Jahren — erlebte und die sie, wie es ihr unerschütterlicher Glaube war, „mit der Kaiserin bekannt machte", noch immer nicht vergessen.

Es war an einem sommerlichen Vormittage — circa 1755 — als die gesammte Schuljugend des Grundes (heute VI. Bezirk) auf dem Wege zur Kirche sich befand, um, wie vorgeschrieben, die heilige Messe zu hören. Die Schar marschierte paarweise, natürlich nach Geschlechtern geschieden, da kam — die Scene spielte sich auf der Mariahilferstraße ab — eine Hofequipage in Sicht, der bekannte Wagen der Kaiserin, der von Schönbrunn nach der Burg fuhr. In diesem feierlichen Augenblicke commandierte der Schullehrer seiner kleinen Armee „Halt!" und befahl ihr, niederzuknieen! Als dies die Kaiserin sah, hieß sie dem Kutscher anzuhalten, sprang rasch aus dem Wagen, forderte die Kinder auf, sich zu erheben und trat zu dem bestürzten Lehrer, ihm freundlich-ernst verweisend: „Wie kann Ihnen so etwas einfallen? Man kniet nur vor dem Allerheiligsten, nicht vor Menschen!" Und an die Kinder sich wendend, die, wie Espenlaub zitternd, vor der gewaltig imponierenden Majestät standen und verlegen zu Boden schauten, frug sie diese im leutseligsten Tone: „Was ist's mit Euch? Seid Ihr brav? Seid Ihr gottesfürchtig? Lernt ihr fleißig? Seid Ihr folgsam und gehorcht Ihr Euren Eltern und Euren Lehrern? Schaut, daß ich keine Klage über Euch höre, ich erfahre Alles!" Bei dieser Apostrophe an die gesammte Liliputaner-Zuhörerschaft fiel ihr nun plötzlich die Kleinste der Kleinen, in erster Reihe stehend, auf, die Kaiserin bückte sich und frug das Kind: „Wie heißt denn Du? Bist ja gar ein backschierliches Panzerl!" Und als der Lehrer bestätigte, daß das Mädchen eine der besten Schülerinnen sei, da hob sie es in die Höhe, küßte es herzhaft und sagte: „Bleib so brav und ordentlich für's ganze Leben; und wenn'st einmal was brauchst und ich kann Dir helfen, so komm nur zu mir! Und jetzt schaut's, Kinder, daß 's 'n Gottesdienst nicht versäumt's! Der Himmel beschütz' Euch Alle!" —

Es war eine Scene, wahrhaftig aus dem Stegreif, nicht vorbereitet, nicht einstudiert, aber eben deshalb von unbeschreiblicher Wirkung auf die dichtgedrängte Menge von Groß und Klein, die Zeuge derselben gewesen und nun in lautesten Jubel ausbrach, als die Kaiserin, nach allen Seiten liebevoll lächelnd, grüßend, wieder den Wagen bestieg und weiter fuhr.

Und die hübsche Scene blieb wohl auch allen Anwesenden unvergeßlich, namentlich meiner seligen Großmutter, die ja ganz besonders ausgezeichnet wurde. „Wenn sie etwas brauchte, möge sie zur Kaiserin kommen!" Diese Worte aus dem Munde der mächtigen Frau, an das winzige Kind gerichtet, waren der Stolz auch noch der Matrone und blieben ihre Wegzehrung für's Leben. Sie starb, bald neunzig Jahre alt, arm wie sie immer gewesen, aber es fiel ihr nie ein, von der huldvollen Erlaubnis Gebrauch zu machen, unter einem plausiblen Vorwande als Bittstellerin zu erscheinen und die Kaiserin an jene Stunde und jene gütigen Worte zu erinnern. Der „kaiserliche Kuß", wie sie ihn nannte, genügte ihr.

Wie weit darf der Nationalismus gehen?

Brief eines Vaters an seinen Sohn.

Mein lieber Sohn!

Du bist in eine Zeit hineingerathen, in welcher der Nationalismus das Schlagwort ist. Ich will Dich darum nicht bedauern, denn es hat viel Gutes; aber ich will Dich dazu auch nicht beglückwünschen, denn es kann — übel verstanden — zu großem Unheil führen. Es ist in der That ein Schlagwort, ein Schlachtruf. Du wirst heute die Worte Vaterlandsliebe, Patriotismus, Menschenwürde, Freiheit, Gleichheit seltener hören, als: Nationalismus; dieselben Begriffe sind theils hinter diesem verborgen, theils von diesem ausgeschlossen. Es kann also Verwirrung anrichten bei Menschen, die noch den Idealen des vorigen Jahrhunderts oder der Revolution ergeben sind. Diese Ideale sind die Seele der heutigen humanitären Bildung und werden in unseren Schulen stets neu entzündet und genährt. In denselben Schulen wird aber auch der Nationalismus gepflegt, aber nicht in dem Sinne, als schließe der Nationalismus die anderen, die eigentlich humanitären Ideen aus. In diesem Sinne wird der Nationalismus nur von politischen Parteien und manchen Zeitungen aufgefaßt.

Es gibt da einen politischen und einen humanen Nationalismus. Der politische will die strenge Absonderung der Völker von einander und die möglichste Ausbildung der nationalen Eigenheiten, die Erhebung einer Nation auf Kosten anderer Nationen. Der humane Nationalismus ist die Liebe und Opferwilligkeit eines Menschen für sein Volk, der Stolz, ihm anzugehören, das Bestreben, dessen materiellen, wie idealen Güter zu vermehren und zu festigen, ohne aber dadurch andere Völker in ihren gleichen Bestrebungen zu schädigen.

Der politische Nationalismus wird sich mehr auf Begriffe einerseits und auf praktische Ziele andererseits gründen. Die Heimatsliebe im menschlichen Sinne ist ein Anderes, sie wurzelt elementar, ohne Rücksicht auf Vor- oder Nachtheile, im Boden der Heimat; Hermann Grimm sagt das schöne Wort: Um so höher die Blüte eines Menschen der Sonne zustrebt, um so tiefer schlagen seine Wurzeln in den Boden, auf dem er geboren worden. — Der politische Nationnalismus macht in seinen Organen die lebhaftesten Anstrengungen, sich zu erklären und zu legitimieren. Aber das Vaterland kannst Du nicht erklären und nicht beweisen, das kannst Du nur fühlen.

Der politische Nationalismus kann leicht ungerecht werden und zu ungeheueren Gewaltthaten führen; der menschliche Nationalismus ist eine Tugend.

Der moderne Nationalismus, theils aus politischen Strömungen, theils aus wirtschaftlichen Interessen hervorgegangen, ist keine Tugend, sondern ein Instinct und im weiteren Sinne eine Pflicht. Die Selbsterhaltung ist eine Pflicht, ohne Tugend zu sein, und das Arbeiten und Ringen für seine Nation ist ein Werk der Selbsterhaltung im Großen.

Zu wünschen wäre, daß es Nationen gar nicht gäbe, sondern daß alle Völkergruppen, die im Grunde doch dieselben menschlichen Bedürfnisse von der Natur vorgeschrieben erhalten haben,

und mehr oder minder dieselben Fähigkeiten zur Entwicklung im Sinne unserer Cultur besitzen, und wovon jede lieber Freunde als Feinde zu Nachbarn haben wird — daß alle Völkergruppen im Großen und Ganzen gemeinsame Sache hielten. Da dem aber nicht so ist, da die Menschen dazu verdammt zu sein scheinen, sich gegenseitig stets zu befehden und zu quälen, als ob es ohne das zu wenig Leid gäbe auf dieser Welt, so müssen wir uns diesem Verdammungsurtheile vorläufig eben schlecht und recht anbequemen.

Mein Sohn! Ich sage das mit Freuden und mit Schmerzen: Du gehörst dem deutschen Volke an. Dem großen, edlen Volke der Germanen, dem urgesunden, sittenherben, dem geisteshellen und herzensinnigen deutschen Volke. Seine Tapferkeit und Treue, seine Tüchtigkeit und Weisheit ist bekannt in der ganzen Welt. Seine Weisheit aber ist ihm eher verhängnisvoll als vortheilhaft geworden, sie hat ihm zeitweilig dem Kosmopolitismus näher geführt, als es für die Nation gut gewesen ist. Aber ich halte es für keinen Fehler, wenn Einer aus Wohlgesinnung für Andere sich selber vergißt, ich halte es für Tugend; freilich, praktisch sind Tugenden selten.

Mein Sohn! Du gehörst zu jenem großen Volke an, welches weniger Eigennutz, als andere Völker besitzt, hingegen aber um somehr Sinn für Humanität und Weltbürgerthum. Diese Eigenschaft, sie mag zwar den Feldherren und Landsknechten unnütz erscheinen, ist doch unser größtes ethisches Gut, vielleicht baut sich daraus eine neue, bessere Weltordnung auf. Meine Liebe zum deutschen Volk ist naturgemäß, wie die Liebe des Kindes zur Mutter. Doch meine Verehrung für das deutsche Volk entstammt meiner Erkenntnis seiner außerordentlichen Vorzüge und ethischen Anlagen. Hätte ich diese Erkenntnis nicht, so wäre mein inniges Verhältnis zu meinem Volke nicht viel mehr, als ein thierisches. Daß mich das deutsche Volk geboren hat, ist kein Verdienst, aber daß es mich und Dich und uns Alle für hohe, weltumfassende Ideale begeistert und erzieht, das ist die große Tugend, die mir mein deutsches Volk so unendlich theuer und verehrungswürdig macht.

Der Fäden und Beziehungen, die sich heute zwischen Völker und Länder ziehen, sind unzählige, und sie mehren sich noch von Tag zu Tag. Und doch sind wir, mein Sohn, in eine Zeit hineingerathen, in welcher mehr als je die Völker trotzig und herb gegeneinander aufstehen und mit den Fäusten drohen. Näher besehen ist die Faust eines jeden Volkes — eine Million Soldaten. Eine grause Noth, in der sich die einander so unsinnig bedrohenden Völker heute befinden! Wir wollen nicht untersuchen, wer an diesem Zustande die Hauptschuld hat, wir wollen nicht fluchen Denen, die unsere Ruhe zerstört, unseren edlen Idealismus zu Schanden gemacht haben — wir haben weder Zeit zum Philosophieren noch zum Träumen, weder Zeit zum Untersuchen, noch zum Klagen; von Feinden umgeben, heißt heute unsere nationale, unsere bürgerliche, unsere häusliche Pflicht: auf der Wacht sein.

Auf der Wacht sein, daß unserer Nation kein Unrecht, keine Schmach widerfahre, daß unser Volk kein äußerer Feind schädige und kein innerer entzweie, daß unsere guten deutschen, der Cultur entsprechenden Sitten in Gesellschaft und Haus nicht durch fremde verdrängt oder freiwillig vertauscht werden, daß das gesittete, treue deutsche Leben in seiner Kraft und in seinen Ehren bleibe. Nicht alle Germanen können und sollen ihre Nation mit dem Speere vertheidigen und hüten. Der Eine thue es mit dem Hammer oder dem Pfluge, der Andere mit der Feder oder dem Griffel; deutsche Arbeit, deutsches Lernen, deutscher Fleiß und Pflichternst, deutsches Schaffen und Gestalten ist auch eine nationale Wacht.

Jeder gewissenhafte Meister seines Berufes kann ein nationaler Held sein, nur das Wortheldenthum ist von Uebel. Am Worte allein liegt es lange nicht, mein Kind, und es ist ein Anderes, ob etwas mit einem Schwalle von deutschen Wörtern gesagt, oder ob es deutsch empfunden wird. Schätze die deutschen Dichter nicht nach dem, wie oft sie die Wörter „deutsch,“ „germanisch,“ „national“ sagen, sondern nach dem, wie sie Dein Herz erwärmen und die Liebe zu den deutschen Tugenden entfachen. Unter den deutschen Tugenden verstehe ich, wie ich Dir schon angedeutet habe: Treue und Wahrhaftigkeit, Liebe zur Familie, zur Heimat, Schlichtheit und Bescheidenheit, Tapferkeit im Kriege, Tüchtigkeit im Schaffen, Einfachheit im Leben, ruhige Entschiedenheit im Handeln. Du findest diese Tugenden auch bei anderen Völkern, doch nicht so in ihrer Angeborenheit und Harmonie zu einander, als bei dem Deutschen. Hingegen haben die Germanen auch ihre nationalen Fehler und Laster, wie jedes andere Volk die seinen hat. Und hier, mein Sohn, magst Du getrost aufhören, national zu sein. Aus Urochsenhörnern sich Räusche antrinken, bei jeder Nichtigkeit wie Thoren einander pauken und schlagen, schwärmen, grübeln und haarspalten, das ist auch deutscher Brauch, aber ein schlechter, das sind kindische Unarten, welche sich ein Volk, das sich selbst erzieht, allmählich abgewöhnen muß!

Wenn es uns also gelingt, die nationalen Fehler abzulegen und die nationalen Vorzüge zu bewahren und zu befestigen, dann kann uns nichts geschehen, dann werden wir die Gefahr siegreich überdauern. Dann wird auch gar kein Anlaß vorhanden sein, mißgünstig auf andere Nationen zu blicken, so lange sie in Ausbildung ihrer Nationalität nicht über die Schnur, heißt das, über die Grenze hauen.

Du wirst, mein Sohn, in Deinem Leben mit vielen, und vielleicht sehr verschiedenen Leuten zusammenkommen. Brüste Dich in Worten nicht zu viel damit, daß Du ein Deutscher bist, sondern zeige es in Deinem ruhig ernsten Benehmen, in der frischen Herzhaftigkeit und in der neidlosen Wohlgesinnung, die Du allen Menschen entgegen bringst. Witzle und spotte nicht über die Schwächen und Eigenheiten fremder Nationen, wie es leider heute Jeder thun zu sollen glaubt, um zu beweisen, daß er national sei. Wenn Du aber von Fremden Deiner deutschen Nation einen Schimpf anthun siehst, dann zeige Deinen deutschen Zorn, als ob Du die Ehre Deiner eigenen Mutter zu vertheidigen hättest.

Wenn Du in der Fremde, z. B. in Amerika bist, und Du begegnest zweien Männern, einem Engländer und einem Deutschen, denen es gleich elend geht, und Du kannst nur Einem der Beiden helfen, so hilf Deinem deutschen Bruder. Und wenn Dir der Engländer für Deine Hilfe goldenen Dank verspräche, und der Deutsche Dir gar keine Vergeltung in Aussicht stellen könnte, so hilf Deinem deutschen Bruder. Und wenn der Deutsche in Amerika einen Indianer, der sein eigen ist, herzlos mißhandelt, so nimm gegen Deinen deutschen Bruder Stellung und schütze den Indianer.

Ich glaube, mein Kind, so habe ich es Dir klar gemacht, wie weit der Nationalismus gehen darf und soll, und wo er seine Grenze hat.

Du wirst heute häufig den Kosmopolitismus verhöhnen hören. Das ist nichts, als die saure Traube des Fuchses. Die Welt ist gewohnt, höchststehende Güter, aus Aerger darüber, sie auf ihre Weise nicht erreichen zu können, zu verspotten und zu schmähen. Doch bedenke, daß es heute wahrlich nicht an der Zeit wäre, dem deutschen Volke vorlaut seine Lieblingsidee vom Weltbürgerthum zu predigen. Denn es ist von Feinden umgeben, und bedroht sind mit ihm die großen deutschen Tugenden. So lange das herr-

liche deutsche Volk aufrecht steht, habe ich Hoffnung, daß sich die Ideale seiner größten Geister dereinst erfüllen werden.

Dir bleibe, mein Sohn, das Bewußtsein, daß Nationalität ein großer edler Egoismus ist, durch den Du die Vortheile und idealen Güter Deines Volkes zu vertheidigen, zu hüten und zu mehren hast. Andere Völker thun es auch. Dieser Wettstreit zwischen den Völkern ist darum sittlich, weil er unter persönlichen Opfern des Einzelnen zur allgemeinen Entwickelung des Menschengeschlechtes beiträgt. Jeder soll das Beste seiner Nation hegen und pflegen helfen, um es zum Gemeingut der Welt zu machen. So reichen sich Nationalität und Weltbürgerthum die Hände. Das Gebot der nationalen Nächstenliebe lautet nicht: liebe das fremde Volk wie Dein eigenes, sondern: nütze Deinem Volke, ohne fremden Völkern ungerechterweise zu schaden. Es wäre maßlos unklug und der wahren Entwicklung Deines Volkes nachtheilig, Nachbarvölker vorwitzig zu Feinden zu machen. Vergiß nicht, daß der Ausbildung wahrer Cultur manchmal ein geordneter Staat günstiger ist, als eine begeisterte Nation; vergiß nicht, daß Nationen vorübergehende Formen, Entwickelungsformen sind, die keinen eigentlichen Selbstzweck haben, sondern nur der Weg zu einem größeren Ziele sind. Nationen werden, wie Individuen geboren, wachsen und gedeihen bis zu einer gewissen Grenze und sterben dann ab, die schwächeren nach kürzerer, die lebensfähigeren nach längerer Zeit. „Reiche sind," sagt der Engländer Draper, „nur Sandhügel im Stundenglase der Zeit; sie zerfallen von selbst durch den Verlauf ihres eigenen Wachsens. Zeitgemäß ist das so wenig, als der Ausspruch eines andern Engländers (Mill), der da meint, Alles, was wirklich zur Mischung der Nationalitäten und der Verschmelzung ihrer Gaben und Vorzüge zu einem einigenden Bunde beitrage, sei eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Dem setzt ein deutscher Dichter (Bodenstedt) halb vorwurfsvoll und halb wehmüthig hoffend bei:

„Gott will nicht, daß Volk und Volk sich meide,
Das Meer, bis zu des Erdballs fernsten Rändern,
Wogt als Vermittler zwischen allen Ländern,
Es trennt zwei Welten, und vereint sie beide."

Kind, vergiß nimmer, was die großen Dichter sagen, die mit glühender Liebe ihrem Volke leben und dem Nationalismus im Geiste weltumfassender Menschlichkeit die wahre Weihe verleihen. An unseres Großmeisters Hamerlings Wort erinnere ich Dich:

„So lange tausendfältig Kain den Abel
Unblutig oder blutig noch erschlägt,
Und nicht der Streit, den einst erregt zu Babel
Des Sprachenkampfs Erinnys, beigelegt —
So lang' nicht Poesie als Taub' im Schnabel
Des ewigen Völkerfriedens Oelzweig trägt —
So lange, sag' ich Euch, trotz der Fanfaren
Des Fortschrittjubels, sind wir noch Barbaren."

Wenn einer „Michel“ heißt.

Von M. Glock.

Er hieß Michael Hartkopf und wurde zeitlebens von tiefer Unzufriedenheit gequält sowohl über seinen Taufnamen, als über seinen Familiennamen. Der letztere wurde ihm schon frühzeitig in der Schule verleidet, wo ihn seine Mitschüler nie anders, als „Hartknopf“ hießen, was ihn unsäglich ärgerte. Viel schwerere Sorge aber machte ihm in späteren Jahren sein Vorname. So lange er noch ein Knabe war, wo man ihn mit dem Kosenamen „Micherl“ anrief, ließ sich die Sache noch leidlich an. Aber als er heranwuchs und aus dem „Micherl“ ein „Michel“ wurde, da dämmerte ihm allmählich die Erkenntnis auf, daß man ihm mit diesem Vornamen kein gutes Angebinde in die Wiege gelegt habe, und daß es viel hübscher wäre, wenn man ihn auf den Namen Edmund oder Arthur oder Oskar getauft hätte. Aber da war nun nichts mehr zu ändern. Der Name stand einmal im Taufbuche und war nicht mehr abzuschütteln.

Mit zunehmenden Jahren steigerte sich in Herrn Michael Hartkopf der Aerger über seinen Taufnamen. Hatte ihn im Knabenalter noch einigermaßen die Erwägung getröstet, daß ja einer der vornehmsten Engel, der Erzengel Michael, sein Namensvetter sei, so wollte jetzt auch dieser Trost nicht mehr verfangen. Er fand immer mehr und mehr, daß der Name „Michel“ einen ungewöhnlich pöbelhaften Klang habe, daß er in der vornehmen Gesellschaft nicht üblich, kurz, nicht salonfähig sei. Vergeblich suchte er sich hie und da in trüben Stunden vor Augen zu halten, daß auch hohe, ja allerhöchste Persönlichkeiten diesen Vornamen führten, daß es in Portugal einen „Don Miguel“ und in Rußland einen „Großfürsten Michael“ gegeben habe, ja daß man selbst die glorreiche deutsche Nation durch diesen Namen zu personificieren pflege. Aber was konnte es ihm helfen, daß portugiesische Königssöhne und russische Kronprinzen seinen Vornamen trugen. Der Name „Michel“ erschien ihm nichtsdestoweniger pöbelhaft und gemein. Und pflegt man denn nicht auch den „deutschen Michel“ als einen plumpen, ungeschlachten Kerl darzustellen mit Schlafhaube und ohne Frack und Handschuhe? Kurz, Herr Hartkopf war durch nichts zu beschwichtigen und war und blieb untröstlich über seinen unglücklichen Vornamen, an dem, wie er zu ahnen glaubte, dereinst sein Lebensglück scheitern werde.

Was die sonstigen Lebensverhältnisse des Herrn Hartkopf anbelangt, so gehörte er zu jener zahlreichen Menschenclasse, bei welcher das Zeitwort „Geld haben“ kein Präsens und Perfectum, sondern höchstens ein Futurum hat. Und auch dieses Letztere schien ihm in jüngster Zeit schon fraglich geworden zu sein. Er hatte nach verschiedenen verunglückten Versuchen, einen ihm zusagenden praktischen Lebensberuf zu finden, sich auf die Photographie verlegt, die ihn jedoch bis jetzt nur kärglich ernährte und ihm auch keine glänzenden Aussichten für die Zukunft eröffnete. Nach reiflichem Nachdenken glaubte er endlich, das beste Mittel, seine Umstände gründlich zu verbessern, in einer reichen Heirat gefunden zu haben, und in dem Streben nach diesem schönen Ziele schien ihn auch das Glück in auffallender Weise begünstigen zu wollen.

In dem schmalfrontigen Giebelhause, wo er im sechsten Stock sein photographisches Atelier aufgeschlagen hatte, wohnte im zweiten Stock ein etwas ältliches Fräulein gemeinschaftlich mit ihrer Tante. Sie hieß Zerline Rosenblatt und es gieng von ihr die angenehme Sage, daß sie im Besitze eines baren Vermögens von 6000 Gulden und außerdem die dereinstige Erbin ihrer wohlhabenden Tante sei. Als Zerline eines Tages in den sechsten Stock hinaufstieg, um sich ihr photographisches Conterfei anfertigen zu lassen, wußte Herr Michael Hartkopf die günstige Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen, so meisterhaft zu benützen, daß er in kurzer Zeit im zweiten Stock ein gern gesehener Hausfreund war, und die Tante sowohl als die Nichte von seinen gesellschaftlichen Talenten ganz bezaubert waren. Er begleitete die beiden Damen in's Theater und auf Spaziergängen, belud sich mit ihren Regenschirmen und Shawls, führte den Mops der Tante an der Schnur und erwies sich stets als heiterer und liebenswürdiger Gesellschafter. Bald saß er in der Gunst der Damen so fest, daß er dem Zeitpunkte nahe genug zu sein glaubte, wo er mit einer offenen Werbung vor die reizende Zerline treten durfte, deren Besitz ihm als das wünschenswerteste aller Ziele erschien. Und in der That, wenn man von dem bedenklich vorgerückten Alter des Fräuleins und von dem Umstande absah, daß sie auf ihrem Kopfe fremdes Haar kämmte und ihr Brot mit fremden Zähnen kaute, und wenn man sich dafür andererseits den Umstand recht deutlich zu Gemüthe führte, daß sie im Besitze eines baren Vermögens von 6000 Gulden und außerdem die einstige Erbin ihrer wohlhabenden Tante war, konnte sie immerhin als eine anziehende Erscheinung gelten. Und als solche erschien sie denn auch Herrn Michael Hartkopf.

Fräulein Zerline hatte viele Romane gelesen, allerdings nicht immer die besten. Den Inhalt derselben hatte sie längst wieder vergessen, dafür aber die Namen der Helden um so treuer im Gedächtnisse behalten. Diese hatten in ihrem zärtlichen Herzen eine Art von Walhalla gefunden, wo sie unvergeßlich der Reihe nach aufgestellt waren und aus denen ihr Gemüth stets melancholische Nahrung sog. Es gab da von Goethe's Werther angefangen eine unabsehbare Reihe von Arthur's und Alfred's, von Bruno's und Benno's, von Edmund's und Edgar's, von Reinhold's und Richard's, von Otto's und Oskar's u. s. w.

Eines Tages erzählte Zerline ihrem Verehrer, daß ihr aus der Leihbibliothek ein Roman von einem gewissen Johannes Scherr mit dem unglaublichen Titel: „Michel“ zugesendet wurde und daß sie nach einem flüchtigen Einblicke zu ihrem Entsetzen wahrgenommen habe, daß auch wirklich der Held des Romans diesen ungeheuerlichen Namen führe, worauf sie das Buch mit Entrüstung aus der Hand gelegt und zurückgesendet habe.

Herr Michael Hartkopf hörte mit schwer definierbaren Gefühlen den Auslassungen Zerlinens zu. Ihre unverhohlene Vorliebe für wohlklingende Namen wollten nicht ganz zu seiner Rechnung stimmen. Zwar konnte sie bis jetzt kaum eine Ahnung haben, wie sein Vorname eigentlich laute, da er denselben sorgfältig hinter dem Anfangsbuchstaben M versteckt hielt. M. Hartkopf, Photograph, so stand der Name auf seiner Karte. Für Zerline bedeutete dieses geheimnisvolle M. doch nichts Anderes, als Moriz oder Manfred. Daß dahinter ein Michel stecke, konnte ihrer zarten Seele gewiß nicht einmal im Traume einfallen. Aber wenn es endlich zum Ernst kommen sollte, zur Verlobung und Heirat, mußten da nicht alle Schleier fallen, und der „Michel“ endlich doch an's Tageslicht kommen?

„Wird sich recht hübsch ausnehmen“ — dachte mit grimmigem Humor Herr

Hartkopf — „die Verlobungskarte: Herr Michel Hartkopf und Fräulein Zerline Rosenblatt, Verlobte. Man könnte sich freilich auf Schiller berufen, der da irgendwo sagt: Wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang. Nun, die 6000 Gulden wenigstens sollen mir gut klingen, und auch das Andere, was noch von der Tante zu hoffen ist. Wenn wir nur schon so weit wären!

* * *

Noch vor Ablauf eines halben Jahres waren Herr Michael Hartkopf und Fräulein Zerline Rosenblatt Mann und Frau geworden. Fräulein Zerline hatte sich zum großen Erstaunen Hartkopf's durch seinen unpoetischen Familiennamen und pöbelhaften Vornamen auch nicht im mindesten abschrecken lassen und seine Werbung mit holdseligstem Lächeln entgegengenommen. Am Tage nach der Hochzeit waren die Neuvermählten sammt Tante und Mops in den sechsten Stock übersiedelt und hatten sich in den engen Räumen der Photographenwohnung häuslich eingerichtet. Während einiger Kosewochen, die auf die Vermählung folgten, wagte es Herr Hartkopf nicht, nach dem baren Gelde seiner Frau, noch auch nach der Höhe des Vermögens der Tante zu forschen; auch wurde ihm während dieser Zeit von Seite der Frauen hierüber keine wie immer Namen habende Andeutung gemacht. Als aber die Flitterwochen vorüber waren und eben in seiner Casse tiefe Ebbe, um nicht zu sagen völlige Leere einzutreten drohte, bat er eines Tages seine Frau, vorläufig bis zum Wiedereintritte günstigerer geschäftlicher Conjuncturen die Hauserfordernisse aus ihrer eigenen Casse zu bestreiten.

„Aus was für einer Casse?“ fragte lachend Zerline. „Was könnte mir denn auch eine Casse nützen, wenn kein Geld darin ist?“

„Wie, kein Geld? Aber Du hast ja doch Dein eigenes Vermögen. Wie hast Du es denn angelegt? Etwa in Papieren? Aber die müssen ja doch Zinsen tragen.“

„Was sprichst Du da von Vermögen? Ich und die Tante haben immer miteinander von ihrer Witwenpension gelebt.“

„Witwenpension? Aber die Tante hat ja doch Vermögen. Oder nicht?“ fragte Herr Hartkopf mit einiger Beklemmung.

„Was Du nicht Alles weißt! Vermögen und nichts als Vermögen! Wie kommst Du mir heute vor? Ich hoffe doch, daß Du mich nicht etwa wegen des Geldes, das Du bei mir vermuthet, geheiratet hast,“ erwiderte Zerline mit vorwurfsvollem Blicke.

„Oh — — das nicht,“ sagte Herr Hartkopf sehr gedehnt und schwieg. Ihm war ungefähr zu Muthe, wie Einem, dem in der behaglichen Wärme eines russischen Dampfbades plötzlich der eiskalte Wasserstrahl der Douche auf Kopf und Rücken fällt. Er sank auf einen Sessel vor seinem Arbeitstisch und fieng an, einige Bilder zu retouchieren, die heute noch abgeliefert werden sollten. Während der mechanischen Arbeit hatte er hinreichend Muße, sich von seinem Schrecken zu erholen und seine Gedanken zu sammeln.

„Also kein Geld, weder Frau noch Tante! O unglückselige Speculation, die mir nie hätte einfallen sollen! Und mein verruchter Vorname, der mir nun doppelt und dreifach widerwärtig ist, weil er nicht einmal die Kraft gehabt hat, Zerline abzuschrecken. Wie gern sie meinen Antrag angenommen hat! Jetzt leuchtet mir's freilich ein. O ich — — !“.

Nach diesem Monologe erhob sich Herr Michael Hartkopf von seinem Arbeitstische mit der felsenfesten Ueberzeugung, daß „Geld haben“ für ihn stets ein Zeitwort bleiben werde, welches im Indicativ weder ein Präsens, noch ein Perfectum, noch ein Futurum hat.

Wie der Mensch geflickt werden kann.

Es ist fast unglaublich, wie weit es die Aerzte schon gebracht haben in der Kunst und Geschicklichkeit, dem Menschen verlorne oder unfähig gewordene Theile seines Körpers wieder zu ersetzen.

Da finden wir in der stets interessanten vortrefflichen „Deutschen Revue" (E. Trewendt, Breslau) Januar 1887, einen Aufsatz von J. N. von Nußbaum, der uns über diesen Gegenstand des Wunderbaren viel erzählt. Wenn man je einen mittheilenden Aufsatz interessant nennen kann, so ist es dieser; er verdient ganz und gar gelesen zu werden. Hier aus demselben nur etliche Andeutungen, wie und auf welche Art ein an Theilen seines Körpers verunglückter Mensch repariert werden kann.

Es ist unglaublich — sagt Dr. Nußbaum — wie viele und große Theile manche Menschen verlieren können, ohne ihr Leben dabei einzubüßen. Im Jahre 1855 war im Invalidenhause zu Paris ein reich decorierter Soldat, welcher im Kriege beide Arme und beide Füße eingebüßt hatte und wie eine Stockuhr auf den Tisch hingestellt wurde. Verschiedene Kugeln hatten seine Knochen so zersplittert, daß man alle vier Extremitäten amputieren mußte. Die zahlreichen großen Geschenke hatten ihn bereits zu einem reichen Mann gemacht, und manchmal gieng er mit herrlichen künstlichen Armen und Füßen und ein paar zuverlässiger Krücken oder zu Wagen weit in die Stadt hinein und unterhielt sich auf mannigfache Weise.

Die Physik und Mechanik hat der ärztlichen Kunst in dieser Richtung schon unendliche Dienste geleistet.

An einem kleinen Orte sah ich einen Metzgergesellen, der durch einen heftigen Schlag auf den Kopf bei einem Raufhandel ein fast handgroßes Stück seines Schädelknochens brandig verloren hatte. An dieser Stelle war das Gehirn nur mehr von Haut bedeckt. Ein unbedeutender Druck mit der Hand darauf bewirkte, daß er schwindlig zusammensank. Um ein Unglück zu verhüten, ließ ihm sein Arzt ein kleines Käppchen von Hartgummi machen, das durch ein elastisches Kinnband am Kopfe genau anpassend festgehalten wurde, wodurch das Gehirn vor jedem Druck gesichert war. Es ist bekannt, daß andere solche Defecte auch durch genau anpassende Silberkäppchen ersetzt werden.

Die gläsernen Augen, womit man natürlich nichts sieht, ersetzen das verlorene Auge so täuschend, daß selbst Augenärzte ein paar Secunden im Zweifel sind.

Einige Kranke, welche ihre Nasen verloren haben, besitzen nicht Muth genug, um sich aus eigenem Fleische vom Arzte wieder eine Nase machen zu lassen, daher gibt es viele Nasen von Papiermaché 2c.

Manchmal gelingt es dem Arzte wohl, die Nasenhaut aus der Stirn- oder Wangenhaut des Kranken zu ersetzen; aber die Nase bekommt eine scheußliche Form, weil auch die Knochen fehlen, die das Einsinken der Haut verhindern. Oft wurde das Knochengerüst der Nase von Gold oder Bernstein zu ersetzen gesucht,

oder von einem Silberdraht-Gestell, womit der Kranke jeden Morgen seine häutige, zusammengesunkene Nase aufrichtet. Bei Nacht wird ein solches Drahtgestell herausgenommen.

Ohrenärzte ersetzen das Trommelfell künstlich durch einen kleinen Reif, über welchen eine feine Kautschukhaut gespannt ist; auch geben sie Schwerhörenden Hörapparate, welche die natürlichen tonleitenden Theile ersetzen sollen. Ohrenmuscheln von Papiermaché werden oft mittelst einer unter den Haaren getragenen Stahlfeder am rechten Platze festgehalten, haben aber für das Gehör keinen Wert, ersetzen lediglich die Form.

Häufig ist der Kehlkopf der Sitz schwerer Leiden, und der nahe Tod wird vom Arzte nur dann weiter hinausgeschoben, wenn der ganze kranke Kehlkopf herausgenommen wird.

Damit nun der Kranke doch wieder sprechen kann, setzt man ihm einen künstlichen Kehlkopf von Silber ein, womit er zwar näselt, aber ganz verständlich spricht.

Haben Frauen eine Brust durch Operation verloren, so bekommen sie einen sehr leichten und die Form täuschend liefernden Ersatz in jedem Kautschuk-Warenlager. Eine solche künstliche Brust ist hohl wie eine Blase und deshalb viel leichter und bequemer als jede andere Ausstopfung.

Die untere Extremität wird oft so gut ersetzt, daß Niemand ahnt, hier einen künstlichen Fuß vor sich zu haben. Ein kleiner unbemerkter Druck genügt, um das Bein zu beugen oder zu strecken. Weniger gut fallen meist die künstlichen Arme und Hände aus. Ist ein Arm hoch oben amputiert so darf man schon froh sein, wenn der künstliche Arm beim Essen eine Gabel oder bei der Arbeit einen Hammer hält. Das Schreiben und Knüpfen u. a. erreicht man sehr selten.

Die Perücken und falschen Haare überhaupt sind selten aus einer Sammlung jugendlicher Haare gemacht, sondern meistens aus gekauften Haaren armer Mädchen oder aus todten Menschenhaaren. Der Ekel vor solchen Haaren hat dazu geführt, auch Imitationen der Haare von gefärbten Fäden täuschend zu producieren. Allerdings passen die Perücken nicht ganz in unsere Betrachtung, weil sie nicht mit dem Haarboden verwachsen, sondern nur aufgeklebt werden.

Es gelingt aber auch wirklich Haare auf den kahlen Kopf hin zu pflanzen. Man machte oft schon solche Versuche mit vollkommenem Erfolg in der Richtung, daß die eingesetzten Haare festwuchsen. Man machte in den kahlen Kopf Schnitte und steckte in dieselben gesunde Menschenhaare sammt ihren Haarzwiebeln. Die Haare wuchsen fest und blieben; allein einen praktischen Wert hat die Sache nie gewonnen, denn es ist eine ziemlich große Operation, 50 Haare überzupflanzen, und 50 Haare nützen einem Kahlkopfe nicht das Geringste. Die Sache ist und war nie mehr als ein interessantes Experiment, gerade so, als wie die französischen Aerzte am Ende des Krimkrieges aus Langeweile den Ratten die Schwänze abschnitten und selbe auf die Nase hinnähten, wo sie festwuchsen und erhalten blieben und nach Paris zurückgebracht als Wunder angestaunt wurden.

Das Verpflanzen der Zähne hat schon sehr schöne Erfolge gehabt und wird heutzutage noch manchmal geübt. Wenn eine reiche Dame einen vorderen Schneidezahn verliert und ein armes Mädchen gibt um einige Thaler einen schönen Zahn aus ihrem Munde her, so gelingt es einer sorgfältigen Manipulation, den Zahn fest einwachsen zu lassen. Die Zahnlücke wird gut desinficiert wie der Zahn, welcher natürlich in die Alveole hineinpassen muß. Dort wird er festgebunden und an die Nachbarschaft angekittet. Ein paar Wochen muß jede harte Nahrung gemieden werden; dann steht der Zahn

aber so fest, daß man Bindfaden und Kitt nicht mehr bedarf.

Geschichtlich interessant ist die Thatsache, daß einem Russen ein Stück Schädel weggehauen war und ein Arzt ein gleichgroßes Stück eines gesunden Hundeschädels dafür überpflanzte. Daran knüpft sich noch die Erzählung, daß der Papst über den Operateur den Kirchenbann verhängt und nicht eher gelöst haben soll, als bis das Stück des Hundeschädels wieder herausgenommen war.

Die Sache gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn man weiß, daß vor mehreren hundert Jahren auch das Einspritzen von Thierblut päpstlich strenge verboten war.

Die Bluttransfusion, womit man nicht allein Verblutungen, sondern auch viele Schwächezustände zu heben glaubte, war eine Zeitlang vorzüglich mit dem Blute verschiedener Thiere ausgeführt worden, was verboten wurde, weil man fürchtete, es könnten damit auch thierische Eigenschaften mit übergeführt werden; es könnte z. B. ein Mensch, dem man Schafsblut einspritzte, dem Schafe ähnlich werden. Obwohl sich dies nicht im geringsten bewahrheitete, so ist doch auch die Jetztzeit von der Benützung des Thierblutes ganz abgekommen, und es wird nur mehr Menschenblut, ja meistens und zwar mit dem besten Erfolge nur Salz- und Zuckerwasser anstatt Blut eingespritzt, weil man herausfand, daß es hauptsächlich auf volle Gespanntheit der Gefäße ankommt, was man durch Salzwasser auf eine viel ungefährlichere Weise erreicht. Eingespritztes Thierblut ist bekanntlich recht wirkungslos, weil es nach ein paar Tagen mit dem Urin wieder abgeht. —

Mit großer Begeisterung arbeiteten vor 50 Jahren die Augenärzte an der Ueberpflanzung einer hellen Hornhaut, wenn Jemand infolge einer Entzündung oder eines Unglückes durch Trübung seiner Hornhaut ganz blind geworden war. Man muß es wirklich ein Meisterstück nennen, die undurchsichtig gewordene Hornhaut eines Menschen auszuschneiden und ein gleich großes Stück heller durchsichtiger Hornhaut eines gesunden Thieres dafür einzunähen. Wer die Zartheit dieser Gebilde kennt, muß das Gelingen bewundern. Leider hatte auch die gelungenste Operation keinen bleibenden Erfolg. Die klare, durchsichtige Hornhaut, welche eingenäht war, trübte sich von Monat zu Monat mehr, und das anfänglich staunenswerte Resultat gieng wieder ganz verloren.

Auch die durchsichtige Hornhaut eines soeben verstorbenen Lungensüchtigen benützte man zum gleichen Zweck und mit dem gleichen Erfolg; auch die todte Hornhaut wuchs fest, trübte sich aber auch nach und nach wieder. Es ist höchst interessant, daß selbst Theile eines todten Individuums wieder anwachsen. Dieses Beispiel steht aber durchaus nicht allein da.

Seit langer Zeit heilen die Augenärzte Schleimhäute des Kaninchen-Auges auf kranke menschliche Augen auf, und als ein Unicum ist zu erzählen, daß es vor wenigen Monaten sogar gelang, einem Menschen, der das linke Auge verloren hatte, ein Kaninchen-Auge einzunähen. Nervenscheide, Muskeln und äußere Häute wurden sorgfältig vereinigt. Das Auge wuchs fest, Gefäß-Verbindung stellte sich her, die Muskeln vereinigten sich, das Auge konnte hin und her bewegt werden. Alsbald fieng es aber an sich zu trüben, nach 4—5 Monaten hingegen hellte es sich wieder ganz auf. Das eingepflanzte Auge hat natürlich kein Sehvermögen; dasselbe verhütet nur die Entstellung, weil es ein wirkliches Auge ist und vom Kranken willkürlich bewegt werden kann.

Auch Nerven, wovon größere Stücke verloren gegangen waren, suchte man mit eingepflanzten Thiernerven zu ersetzen.

Bekanntlich sind die Nerven wie die Telegraphendrähte, sie leiten Em-

pfindung und Bewegung. Bei Thieren existieren schon gelungene Experimente, daß man z. B. einen Hühnernerv auf ein Kaninchen überpflanzte und eine leise Leitungsfähigkeit nachgewiesen werden konnte. Beim Menschen sind wohl Thiernerven eingeheilt, die Empfindung und Bewegung haben sie aber nicht erzeugt.

Je weiter die operative Chirurgie fortschreitet, desto mehr gelingt es, Defecte des Körpers durch nachbarliche und weiterher verpflanzte Theile des eigenen Körpers wieder zu ersetzen. Seit man die Erfahrung machte, daß auch ganz getrennte Theile nach sorgfältigem Annähen wieder anheilen, hat sich hierin viel Ersprießliches ergeben. Unglaubliche Zufälle haben hier mitgewirkt.

Hätte es nicht ein Berliner Universitäts-Professor erzählt, würde es kein Mensch glauben, daß einem jungen Burschen im Raufhandel auf einer Straße zu Berlin die Nase abgehauen worden war, auf den Boden fiel, vom Gegner getreten, von einem Hunde erfaßt und auf einen Schlag aus dessen Schnauze wieder ausgelassen wurde und daß diese Nase sorgfältig gereinigt und angenäht, wieder ganz schön angewachsen ist.

Gar Mancher trägt seine im Duell abgehauene Nase in der warmen Achselhöhle nachhause, und der Arzt reinigt selbe gut, näht sie recht genau an und hat nach wenigen Wochen die Freude, das vollkommene Gelingen seiner Operation zu sehen.

Im Durchschnitte werden aber die Nasen, welche durch Krankheit, meist durch fressende Flechte zu Grunde gehen, durch Hautlappen ersetzt, welche der Arzt so aus der Nachbarschaft wegnimmt, daß sie noch ein paar Wochen durch einen schmalen Stiel mit ihrem angeborenen Platze zusammenhängen, und erst wenn diese Hautlappen am Nasengerüste fest angewachsen sind, nimmt man ihren entstellenden Stiel weg.

Andere Aerzte nehmen die Hautlappen zur Nasenbildung aus den Ellenbogen oder dem Knie, das 3—4 Wochen, solange eben bis die Hautlappen festgewachsen sind, enge mit dem Kopfe zusammengefaßt wird.

Erst wenn der Lappenstiel für die Ernährung nicht mehr nöthig ist, wird er abgeschnitten und die Nase vom Ellenbogen oder Knie getrennt. — Oefters wurde die verlorene Nase auch schon aus der Gefäßhaut wieder ersetzt. Damit letztere aber zur Nasenbildung brauchbar wurde, bekam sie vor der Transplantation solange Pantoffelschläge, bis sie ganz entzündet, hart und blutreich war.

Von außerordentlichem Werte kann ein künstlicher Magenmund sein. — Wenn sich Jemand, wie das oft aus Verwechslung gleichsehender Substanzen geschieht, den Hals und Schlund so verbrannt hat, daß die Haut desselben brandig abstirbt, so wächst der ganze Schlund vollständig zu, nicht mehr ein Tropfen Wassers kommt hinunter, und da die Ernährung mit Klystieren nicht ausreicht, gehen solche Leute nach und nach durch Abzehrung zu Grunde. Seit man mit der antiseptischen Methode die größten Operationen ungefährlich ausführen lernte, macht man oberhalb des Nabels eine Oeffnung in den Magen und bringt die Speisen nicht mehr durch den Schlund in den Magen, sondern durch die neugemachte Oeffnung; allein die Speisen wurden nicht gut verdaut; es fehlte eben der wirksame Speichel, welcher bei gesunden Menschen während des Kauens aus den Speicheldrüsen heraus in den Mund läuft, sich mit dem Speisebrei mischt und die Speisen leicht verdaulich macht.

Auch für diesen Fehler hat man jetzt Hilfe. Wenn heutzutage der Schlund zugewachsen ist und ein künstlicher Magenmund über dem Magen gemacht ist, läßt man solche Leute die Speisen im Munde kauen wie sonst, damit sie ordentlich mit Speichel gemischt werden. Ist das geschehen, so

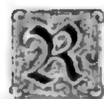
spucken diese Kranken den verdaulichen Speisebrei in ein silbernes Rohr, welches ganz genau in den künstlichen Magenmund über dem Nabel paßt, und so bekommt der Magen nur verdauliche Nahrung, was sich bald durch Zunahme des Körpergewichts nachweisen läßt.

Nun denke ich, ist es höchste Zeit, daß ich die Feder weglege, denn manchen Leser von weichem Gemüthe dürfte ich schon zu weit hineingeführt haben in die dunklen Krankenzimmer, wo nur jene Aerzte hineingehen, bei welchen sich Kunst mit Menschenliebe paart.

Erfreulich ist es wohl, wenn wir solchen Leistungen begegnen. Und die Wissenschaft im Dienste der Menschenliebe, sie wird es noch weiter bringen. Wir grüßen sie mit dem Spruche des Korans:

Die Wissenschaft, Ihr sollt sie ehren,
All' dünkelhaftem Wahne fern!
Denn Gottes sind die, so sie lehren,
Und Gottes sind, die sie begehren;
Und wer sie preist, der preist den Herrn.

Ehre der Arbeit.



Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Freiligrath.

Kleine Laube.

Defregger's Alpenheim.

Großen und bedeutenden Menschen folgt die beobachtende Neugier der Mitwelt auf Schritten und Tritten. Diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche dem ehrgeizigen Streber als der Gipfelpunkt seiner hochfliegenden Träume erscheint, wird denen, welchen sie gilt, nur allzuoft zur Plage und Beschwerde. Selbst der lebendigste Ehrgeiz stumpft sich gar bald gegen diesen Weihrauch ab, und der Künstler und Denker, welcher zu seinem Schaffen Ruhe und Sammlung bedarf, findet sich dadurch nicht selten peinlich berührt und gestört.

In der Künstlerwelt sind es zumeist die bildenden Künstler, Maler und Bildhauer, denen sich die bewundernde Neugier in störender Weise an die Fersen heftet; während die geistige Werkstätte des Musikers oder Dichters der banalen Neugier entrückt ist und nicht Jeder frevelnd in seine Phantasiewelt einzubrechen vermag, um das Werden einer Dichtung oder einer Composition zu belauschen, bleibt den im Atelier schaffenden Künstlern nur zwischen Duldung und Unhöflichkeit die bange Wahl, denn die Regel ihrer Besuchstunden, womit sie sich zu schützen suchen, wird unabläßig wieder von Ausnahmsfällen gebrochen, welche nur allzuhäufig die Arbeitsstimmung des ganzen Tages zerstören und die natürliche Reizbarkeit des Künstlers bis zur Nervosität steigern. Ihnen ist der Ruhm fürwahr keine leichte Bürde, und begreiflicherweise trachten sie, so oft als nur möglich, jener bunten Menge zu entrinnen, „bei deren Anblick uns der Geist entflieht“; ihr Künstlerthum und ihre Nerven verlangen gebieterisch, daß sie zeitweise von der Menschheit Höhen herabsteigen, um, ferne vom Gedränge, in beschaulicher Stille sich selbst angehören zu dürfen.

Am besten hat es Franz von Defregger verstanden, sich für einige Wochen dem Geräusch und Gewühle seines Malerhofes zu entziehen und jene tiefe, nervenstärkende Rast zu finden, aus der die schöpferische Kraft neu beschwingt zu neuen Thaten schreitet.*) Alljährlich im Juli, sobald der Schnee auch in den Hochregionen der Blütenpracht des Frühlings gewichen ist, verläßt der Künstler mit Frau und Kindern sein palastgleiches Heim in München, um dessen behagliche Räume mit einer auf Alpenhöhe gelegenen hölzernen Hütte zu vertauschen.

In diesen Tagen muß man Defregger's Atelier 1900 M. über der Adria suchen, und dem da verlangt, des

---

*) Es ist vielleicht kein guter Dienst, den die „Oesterreichische Touristen-Zeitung“ dem berühmten Meister erweist, wenn sie sein Alpenheim ausplaudert. Und doch ist der Gegenstand so allgemein und besonders für die unzähligen Verehrer Defregger's interessant, daß wir die Indiscretion wiederholen, indem wir vorstehenden Aufsatz aus der genannten Zeitung hier abdrucken. Außergewöhnliche Menschen müssen sich's denn einmal gefallen lassen — so oder so — verfolgt zu werden. Die Red.

Meisters Antlitz und vielleicht auch einige Skizzen neuesten Datums zu schauen, der muß Tourist sein und darf eine dreistündige Bergtour nicht scheuen; und wenn das Barometer nicht sehr hoch steht, mag er sich rüsten, wie zu einer Wintertour, denn der Schnee ist bei dem Alpensohne Defregger kein seltener Gast und erhöht häufig die Frische seines Sommeraufenthaltes. Uebrigens darf man in diesem Falle unbesorgt sein; der Malerfürst wird dem Gaste mit gewinnender Herzlichkeit ein Plätzchen an seinem wohlgeheizten Ofen anbieten, sowie man überhaupt stets der liebenswürdigsten Aufnahme gewiß sein kann, denn auf seinem Sommerfrischplatze ist Defregger stets in bester Laune, sei auch das Wetter wie immer; der Contrast mit dem städtischen Leben und die Erinnerung an seine Jugendjahre, deren Schauplatz diese Landschaft gewesen, erfrischt und erquickt seine Künstlerseele. Er freut sich, wenn ihn der Schnee umwirbelt zu einer Zeit, wo sie im Lande draußen schwitzend und seufzend unter Schattenspendern wandeln, und in humoristischer Anwandlung sendet er seinen Kunstgenossen in München gemalte Bulletins über seine Situation, in denen das Weiß die Glanz- und Hauptrolle spielt.

Defregger's Alpenheim blickt von weitschauender Höhe des Ederplan auf das reizende Dörfchen herab, welches ihm einen Weltruf verdankt und wo alljährlich Tausende, welche hier vorbei zu den Naturwundern des Glockners pilgern, seines Namens gedenken und das herrliche Gemälde bewundern, womit er die Kirche begabt hat, welche ihn zu ihren Pfarrkindern zählt.

Von der Station Dölsach gesehen, liegt die Höhe, welche Defregger's Alpenheim trägt, rechts vom Dorfe und hebt sich mattengrün über dunkle Waldregionen empor.

Der Aufstieg beginnt sofort hinter dem Gasthofe, dessen Besitzer, Josef Putzenbacher, ein Jugendfreund Defregger's, in seinem Hause mehrere Familienporträts, sowie manche interessante Kleinigkeiten von Defregger's Künstlerhand bewahrt. Man kommt am Ederhof des sonnigen Stronachberges vorbei, einem simplen, ganz im Style der dortigen Bauernhäuser erbauten Gehöfte, wo Defregger geboren wurde. Die Stube, in der Meister Defregger das Licht der Welt erblickte, ist ein feuchtes Gelaß im Hintergrunde des Hauses und wird derzeit als Milchkammer benützt, diente aber seinerzeit der Familie als Schlafgemach, und dessen ungesunde Lage hätte der Welt leicht einen Defregger kosten können, wie ihr vermuthlich Defregger's Vater im besten Mannesalter zum Opfer fiel. Defregger hatte in seiner Jugend oft Ohnmachtsanfälle, wenn er aus dieser Kammer trat; hier wachte Defregger an seines todtkranken Vaters Bette, als plötzlich draußen vor dem Hause ein unheimliches Schleifen und Kollern vernehmlich ward, wie wenn ein Holzschlitten über den steinigen Weg gezogen würde; in diesen Berggegenden aber findet bei schneefreien Wegen der Schlitten nur dann Verwendung, wenn es sich darum handelt, einen Dahingeschiedenen nach dem Friedhofe zu befördern. Am Morgen starb der Vater.

Bei den letzten Häusern vorüber, dann durch Wald und Wiesen auf einem zwar steilen, aber noch zum Reiten geeigneten Wege, gelangt man unter herrlichen Ausblicken auf Hochgebirge, Thalgründe und Gletscher, zum unteren Plan und von da zum oberen Plan, wo schon ganz nahe auf dem letzten Hange, der zum Gipfel aufsteigt, Defregger's Alpenhütte sichtbar wird.

Der obere Plan ist ein schöner, mit niedrigem Gebüsch und üppigen Kräutern begrünter Alpenboden, auf dem zahlreiche Rinder grasen und drei Quellen ihr köstliches Wasser spenden. Die in einer seichten Mulde gelegene Hütte erreicht man von den Quellen in 10 Minuten; sie ist aus Baumstämmen, welche nur nach innen behauen sind, gefügt und enthält Küche, Wohnstube und Schlafkammer; eine offene Veranda wird von demselben Dache überdeckt.

Weit und großartig ist die Aussicht von hier; gegenüber erheben sich, bis zu 2800 Meter Seehöhe reichend, zackige Dolomitberge; in der Tiefe liegt der reizende, grüne Thalboden von Lienz mit seinen Culturen und Dörfern, dem grauen Gewässer der Drau, der pfeifengeraden Eisenbahn und der eigensinnig krummen Reichsstraße; rechts davon steigt das wald- und mattengrüne, mit Häusern bedeckte Gelände des Iselberges hinan, wo seit 1885 eine neue Kunststraße ihre Windungen zieht.

Im Westen öffnet sich das Pusterthal, aus welchem ferne Dolomitberge herausblicken; im Nordwest ragen am Schlusse des Debantthales der Hochschober und seine stolzen Nachbarn im Schneetalare auf; links davon sieht man ferne zur Venedigergruppe gehörige Schneeberge (Rödspitze, Lasörling 2c.) und die Oeffnung des Iselthales.

An dieser erhabenen Stelle, umgeben von einer majestätischen Natur, groß in den Umrissen der Landschaft und groß im Gange der Wolken und Wetter, verbringt Defregger mit seiner Familie die heißeste Zeit des Jahres.*) Tage beschaulicher Ruhe wechseln ihm hier mit bewegten Stunden, wo sich der Plan mit volksthümlichen Gestalten aus der Umgebung bevölkert. An Sonntagen, wenn das Wetter gnädig ist, kommen die alten Jugendfreunde, die zahlreichen Verwandten und auch mancher fremde neugierige Gebirgssohn zur Höhe gepilgert. Mit den vertrauten Freunden spricht er dann wohl gerne von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von der Zeit, da er noch am selben Plan als Hirte frank und frei herumschweifte, und versenkt sich durch Fragen und Hören wieder ganz in den eng umschränkten Kreis, über welchen er so gewaltig hinausgewachsen und der seinen einstigen Kameraden noch immer die Welt bedeutet.

Aber auch der Künstler geht an diesen Besuchstagen nicht leer aus, und mancher charakteristische Kopf wird mit fabelhaft flinken Strichen in die Mappe gebannt. Ueberhaupt scheint Defregger's Künstlerauge immer auf der Wache und seine Phantasie bethätigt selbst an der gestaltenarmen nächsten Umgebung ihre originell schaffende Kraft. Die wunderlichen Formen der verkümmerten knorrigen Baumwelt jener Hochregion fesseln seinen Blick, er faßt sie scharf in's Auge und gestaltet sie durch ein Hinwegnehmen oder ein geringes Verändern in der überraschendsten Weise; er fand ein Astgebilde, das vom Stamme entfernt, täuschend einem kletternden Affen glich, und ein anderes, das seinem Hermann als Steckenpferd dient; ober dem Hütteneingange prangt ein gebleichtes Geäste, das einem Geweihe täuschend ähnelt, und auf dem Aussichtsplatze nächst der Hütte gibt sich ein Baumknorren, so wie er gewachsen, als Fauteuil. Seine merkwürdige Fertigkeit im Schnitzen, welche ihn am Beginne seiner Laufbahn schwanken ließ, ob er nicht Bildhauer werden solle, übt er während seines Aufenthaltes am Plane noch immer an verschiedenen Gegenständen und der kleine Hermann wird von seinem Kameraden, dem Hirtenbuben, in einem Wägelchen herumgefahren, das der Vater mit höchsteigener Künstlerhand verfertigt hat.

Wenn dann im September kühlere Tage und länger andauernder Regen den Herbst andeuten oder gar schon ein scharfer Reif als Vorbote des Winters die Alpenmatten zu bräunen beginnt, dann wird's auch auf der Höhe des Plan wieder einsam und still, denn der Meister hat wieder sein behagliches Münchener Heim aufgesucht.

Möge er noch viele Sommer wiederkehren und immer neugestählt zu neuem Schaffen von dannen ziehen!

Josef Rabl.

*) Sein ältestes Söhnlein pflegt er bei sich im Alpenhaus zu haben; seine übrige Familie wohnt weiter herunten im Wirtshaus auf der Wacht.

Die Red.

Die Aelpler.

Gedicht von Paul Peuker.

Die Berge ebnen sich, wo Städte ragen,
Und schnurgerade geht der Zug der Straßen;
Was krumm und hüglicht ist, wird abgetragen,
Die Menschheit selbst wird flach nach allen Maßen.

Da steht ein Damm aus Fels und grünen Lehnen,
Bekrönt mit schimmernd blanken Eiszieraten,
Ein Grenzwall allen Nivellierungsplänen,
Ein Riegel den modernen Ausgleichsthaten.

In Thälern, winklicht, schief und engveräſtet,
Von weißen Gletscherarmen rings umschlungen,
Hat hinter ihm bewahrt sich und gefestet
Der Väter Art vor manchen Neuerungen.

Wie dort gezogen ist die Welt in's Schiefe,
Ist wohl verschroben manchmal Aelplerweise;
Doch blinkt ein heller Kern in ihrer Tiefe,
Dem Weihrauch gleich im Bau der Waldameise.

So wie der Hochwald schaurig ist und dunkel,
Wenn aus der Ferne man ihn fremd betrachtet,
Und doch in ihm der Sonne Glanzgefunkel
Die Zweige all' mit goldner Last befrachtet,

Und wie der Bergsee schreckt im Felsendüster,
Obgleich Seerosen seinem Grund entsprossen,
Obgleich im Wellenspiel und Schilfgeflüster
Ein anmuthvoller Reiz ist ausgegossen,

So stößt des Aelplers rauhe Außenweise
Den ab, dem hohle Formen nur behagen,
Den aus der Etikette glattem Kreise
Scheu in's Gebirge seine Schritte tragen.

Doch wenn er fühlt des wackeren Volkes Plage,
Mitfeiert seiner Feste Freudenreigen,
Dem hellen Jubel lauscht und trüber Klage,
Dann wird in Liebe er zum Volk sich neigen.

Ein frischer Zug geht durch der Aelpler Treiben,
Ein Hauch, als käm' er von den weißen Firnen,
Von dem die Herzen stark und fest verbleiben,
Die Augen hell und unbewölkt die Stirnen.

Abendgang.

Träumend zieh' ich hin den Pfad,
Herz und Sinn so rege,
Einsam und kein Störer naht. —
Still sind meine Wege.

Grüßend nun die Sonne schied,
Vöglein im Gehege
Singt ein weiches Schlummerlied. —
Still sind meine Wege.

Und ich bin so froh, beglückt,
Keinen Groll ich hege,
Bin der Noth, dem Leid entrückt. —
Still sind meine Wege.

Leopold Hörmann.

Ein Paar Stiefeln.

Ein Geschichtlein vom Grazer Fetzenmarkt.

An unserer Aristokratie kann man im Allgemeinen nicht gar viel Freude haben. Es fehlt ihr manchmal der Adel. Rühmliche Ausnahmen gibt es, und besonders bei uns in den Alpen zum Glücke recht viele. Aber sonst und besonders der aristokratischen Jugend mangelt der Adel der Gesinnung. Ihr Erstes und Letztes ist der Sport, sei es der des Jagens, Reitens und Rennens, des Schwimmens, des Spieles, der Liebe, sie macht aus Allem einen Sport. Sie nimmt die Welt nicht ernst und sie muß es leiden, wenn auch sie von der Welt nicht ernst genommen wird, so lange sie nicht in Amt oder Rang oder aus rein persönlichem Triebe etwas für das Gemeinwohl leistet.

Leistet aber der Aristokrat etwas für die Menschen, dann ist man ihm weit dankbarer, als anderen Leuten von Verdienst, man schlägt es ihm höher an, man freut sich, daß bei ihm sich der Adel des Herzens mit dem der Geburt deckt. Gegen den Adel ist nicht das mindeste Vorurtheil da, selbst in jenen Schichten nicht, die vom Adel Jahrhunderte lang geknechtet worden sind. Ja, man hat die angeborne Kriecherei noch nicht abgelegt. Wenn ein bürgerlicher Nimrod dem Bauer das Korn in die Erde stampft, so wird der Bauer scharf aufbegehren, wenn's ein gräflicher thut, so wird der Bauer seinen Bückling machen. Dem Aristokraten sind alle Wege offen, sowohl zum Herzen des Volkes, als auch zu den höchsten Stellen des Reiches, sobald er nur einen leidlich hellen Kopf und ein warmes Herz zeigt.

Ich erzähle hier ein einfaches Geschichtchen, welch edle Ausnahmen unser Adel noch bietet und wie mancher Aristokrat die Zuneigung wohl verdient, die das Volk seinem Stande darzubringen pflegt.

Im letztvergangenen Jahre war's, auf dem Grazer Fetzenmarkt. Stand ein Bäuerlein mitten in einem Wust von alten Kästen, Töpfen, Pfannen, Büchern, Röcken, Stiefeln, Bildern, Pelzen, rostigem Eisengerümpel u. s. w. Stand da, beguckte und betastete ein mausfarbiges Paar Stiefel, schüttelte dabei den Kopf, pfiff abgerissene Töne eines Liedels, zog dann einen zerschlissenen Geldbeutel aus der Hosentasche, besichtigte und zählte dessen Inhalt und brummte.

„Neunundsiebzig lumpige Kreuzer," brummte das Bäuerlein in den Geldbeutel hinein, „dafür kriegt Einer sein Lebtag kein Paar Stiefeln, und sie möchten noch mausiger sein als diese da. Neunundsiebzig Kreuzer! Den Enkerln daheim, denen hab' ich eine Semmel versprochen. Die Alte will eine Gichtsalben haben. Verdammte Gicht! Thut so weh und kostet noch Geld. Ein Glasel Wein will Einer doch auch trinken, unterwegs heim. Vier Gulden, sagt der Herr Kramer. Vier Gulden, sagt er. Eh nit theuer, wenns Ochsenleder ist. Neunundsiebzig Kreuzer! Da heißt's Urlaub nehmen von den Stiefeln. 's ist halt ein Kreuz auf der Welt."

Und wie der alte Bauer so vor sich hinsimuliert und dabei manch' einen Blick auf sein zerfahrenes Schuhwerk und dann wieder auf die prächtigen Stiefeln wirft, legt ihm ein junger Herr der ihn von der Seite schon eine Weile beobachtet hat, die Hand auf die Achsel und sagt: „Gefallen Euch die Stiefeln? So versucht sie einmal, ob sie auch groß genug sind."

„Was hilft mir das?" versetzt der Bauer.

„Versucht sie, Alter! Vielleicht sind sie zu klein, dann braucht Ihr Euch kein schweres Herz darob zu machen."

Na, da hat er Recht, denkt sich der Bauer und zog einen der Stiefel an.

„Ist nichts," rief er, „das Herz bleibt schwer. Das Leder taugt."

„So steckt Euch auch den andern an," rieth der junge Mann und schaute freundlich drein.

Jetzt war's aber ganz vertrackt! Das Leder des zweiten Stiefels taugte auch und das Herz wurde noch schwerer.

Der Bauer trittelte ein paar Mal hin und her, that einen Pfiff und rief: „Das wär eine Passion! Wie hinaufgewachsen sind sie!“ Als er hierauf Anstalten trifft, um sich der guten Dinge wieder zu entledigen, sagt der Krämer, er solle die Stiefeln nur an den Füßen lassen, wenn sie schon so gut hinaufgewachsen wären. Sie wären auch bereits bezahlt.

Jetzt schaut das Bäuerlein um sich, der junge freundliche Herr steht nicht mehr da. Der hat, wie der Krämer nun gestand, die Stiefeln bezahlt und, wie der Bauer nun sah, sich eilig davongemacht. Der Bauer ist schier erschrocken. Er hat wohl gehört, daß man sich vor den „Herren“ in Acht nehmen müsse, weil sie dem Bauern gern den Rock ausziehen; daß sie ihm aber Stiefeln anziehen, davon war nie eine Rede gewesen. Nun, da die Füße versorgt waren, zerbrach er sich den Kopf. „Wer denn dieser Herr gewesen sein muß!“ knurrte er ein um's andere Mal.

„Möchtet Ihr es gern wissen?“ fragte ihn der Krämer.

„Wissen will ich's!“ rief der Bauer, „und ich geh' nit eher vom Fleck.“

„So will ich es Euch sagen. Den Namen werdet ihr kennen, der ist keinem Steirer unbekannt.“ So der Krämer und nannte ihm den jungen Mann, der für den Bauer das Paar Stiefeln gekauft hatte.

Jetzt war der Bauer noch mehr erschrocken. Plötzlich aber strampfte er den Fuß auf's Pflaster und sagte: „Ich geh' hin zu ihm. Und sehen muß ich ihn und die Hand küssen, dem lieben guten Herrn, und das thu' ich!“

Eilig band er sein altes staubiges Schuhwerk zusammen, hieng es an seinem Rücken in den Hosenhalter, wo es nun bei jedem Schritte emsig hin und her baumelte. So gieng er über die Murbrücke und durch die innere Stadt und über den Hauptplatz, schaute noch leuchtenden Auges auf das Erzherzog Johann-Denkmal hin, gieng dann über den Stadtpark hinweg die Richtung, als ob er auf der alten Straße nach St. Leonhart hinaus wollte. Bog aber bald — weil er sich seinen Weg genau hatte beschreiben lassen — links ein in einen Baumgarten, in welchem ein stattliches Schloß steht. Er hätte in seinem Leben nicht gedacht, daß er so viel Curasch aufbrächte, aber die Stadtstiefeln, die er an hatte — das gab ihm gleich ein frischeres Auftreten. Stadtstiefeln sind nämlich allemal keck, auch wenn sie nicht bezahlt sind von dem Träger. So trat der Bauer hin vor den Pförtner und fragte, ob der junge Herr Graf daheim wäre.

Was er bei ihm wolle? war die Gegenfrage.

„Bedanken muß ich mich, er hat mir meine Stiefeln bezahlt. Das kann ich aber doch nit verlangen und wär' eine rechte Grobheit, und die neunundsiebzig Kreuzer, die ich habe, die gebe ich ihm gerne und die muß er wohl annehmen.“

„Die wird der Herr Graf wohl nicht annehmen,“ lachte der Pförtner.

„Wär' ein Unsinn!“ rief der Bauer.

„Beruhigt Euch, Vetter, und geht Eurer Wege. Der Herr Graf wird's gern gethan haben und es freut ihn gewiß, daß Euch die Beschuhung so wohl bekommt. Behüt' Euch Gott.“ So der Pförtner.

„Und nit einmal hineinlassen thut Er mich!“ begehrte der Bauer auf, „und nit einmal bedanken kann ich mich? Das wär' doch eine rechte Grobheit.“

„Er nimmt den Willen für's Werk. Gehabt Euch wohl, Alter!“

Kopfschüttelnd und säumig gieng der Bauer davon. Am Gartenthor aber kehrte er noch einmal um, eilte dem Pförtner zu, faßte ihn am Arm und flüsterte: „Das lass' ich ihm sagen: Beten will ich für ihn! Die Stiefeln, die thun mich sackerisch g'freuen.“

Dann hastete er dahin, heimwärts, den Kindern und Enkeln zu, um ihnen sein Glück zu verkünden.

Dieses Geschichtlein habe ich von vertrauenswürdiger Seite vernommen. Und wer dahinter steckt, das ist für jeden Steirer leicht zu errathen. R.

Der pfiffige Räthsellöser.

(Eine Geschichte, wie man sie sich in Schwaben erzählt.)

Ein Preuße und ein Schwabe reisten zusammen an einem heißen Sommertage; müde setzten sie sich unter einen schattigen Baum am Wege nieder. Nachdem der Preuße sich in allerlei Schwänken über den Schwaben lustig gemacht hatte und eben eine kleine Pause eingetreten war, meinte der gutherzige Schwabe:

„Jetzt will i au mol ebbes sage, i will Dir emol e Räthsel ufgebe; no will i sehe, ob Du's ausbringst.“

Der Preuße meinte:

„Nur her damit, im Räthsel-Auflösen habe ich so wie so eine große Force.“

Nun fing der biedere Schwabe an:

„Sag mir emol, was ist das: Es fangt mit A an, i hau's und Du hoscht's, aber es giebt au Leut, wos net hent?“

Nachdem der Preuße sich lang genug besonnen hatte, meinte der Schwabe:

„I seh schau, Du woischt's net, no muß i Dir's halt gau sage, des send: A Paar Stiefel. No will i Dir aber no emal ebbes ufgebe, wenn Du aber das net woischt, no bischt e dommer großmauliger Kerle. Was ischt des? Es fangt mit Z an, i hau's, Du hoscht's aber net und no viel Leut hent's au net?“

Nach langem, vergeblichen Warten meinte der Schwabe:

„Nicks woischt Du, des seh i schau, Narr, das sind zwoa Paar Stiefel. No will i Dir aber zum Letzte mol ebbes ufgebe, wenn Du das net rausbringst, no bischt der größte Einfaltspinsel, wo auf der Gottes Erde Welt rum lauft, denn das ischt ebbes ganz Leichts. Roth e mol, was ischt das? 's ischt außen blau und innen gelb und in der Mitt hots en Stoi?“ —

„Ha,“ rief der pfiffige Preuße, „diesmal kriegst mich nich, das sind drei Paar Stiefel!“

Das Thränenkrüglein.

Eine Volkssage.

Der Mutter war ihr einzig Kind,
Ihr Töchterlein gestorben.
Sie weinte sich darob fast blind,
Wär' selber bald verdorben.

Als nachts sie einst im Bette saß
Und weinte zum Erbarmen,
Erschien ihr Kind, so fahl, so blaß —
Ein Krüglein in den Armen.

Die Mutter sah's, ihr war so bang,
Zu Muthe ihr gar schaurig.
Sie sah ihr Kindlein an so lang:
Wie war es doch so traurig!

„Mein Kind!“ entrang sich's ihrem Mund,
„Mein Kind, was ist Dein Wille?“
Da schlug die Uhr die zwölfte Stund',
Dann herrschte Todtenstille.

„O Mutter!“ rief das Kind jetzt hohl,
Es klang wie aus dem Grabe.
„O Mutter!“ sprach es wehmuthsvoll,
„Weißt Du, was ich hier habe? —

Sieh, hier in diesem Krüglein sind
Die Thränen drin, die Deinen,
Und die fieng auf Dein armes Kind:
Drum, Mutter, mußt nicht weinen!

Und liebtest Du Dein Kind so sehr,
Mußt mir die Last nicht mehren;
Das Thränenkrüglein ist so schwer,
O wehre Deinen Zähren!

Und riß der Tod uns voneinand,
Er wird uns wieder einen!“
Das Kindlein sprach es und verschwand —
Die Mutter ließ das Weinen.

A. F.

Bücher.

Die Kinder von Wohldorf. Von Ferdinand Avenarius. (Dresden. Verlag von Ls. Ehlermann. 1887.) Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Diejenigen, welche da am meisten über eine Verflachung der Dichtkunst unserer Tage klagen, selbst keine her-

vorragenden Leistungen aufweisen. Der wahrhafte Dichter kommt still und bescheiden und legt seine Gabe ohne Großsprecherei auf den Büchertisch. (Nulla regula sine exceptione — doch als Ausnahme lassen wir nur das Kraftgenie gelten.) Ein solcher wahrhafter Poet ist Ferdinand Avenarius — er hat es durch sein Buch „Wandern und Werden" bewiesen. Heute erfreut er uns mit dem Sang „Die Kinder von Wohldorf," dem man einen herrlichen Grundgedanken, tiefe Innerlichkeit und gewandten dichterischen Ausdruck wohl nachrühmen darf. Konnte der Dichter etwas Würdigeres besingen als die Macht der Menschenliebe? Aus der Wahl des Stoffes selbst schon leuchtet ein reiches Gemüth hervor. Unbekannt jedoch bleibt das Leid, an dem der arme Spielmann krankt und an dem er als Selbstmörder zu Grunde geht. Der Dichter gibt also ein Räthsel auf, die Lösung dem Scharfsinne des Lesers überlassend. Und eben das scheint uns ein Fehler der Composition, daß die Lösung gewissermaßen außerhalb der Dichtung liegt, wodurch der Eindruck, den ein vollkommenes Kunstwerk auf uns machen soll, verkümmert wird. Oder — verstehen wir den Dichter recht? — haben wir es mit einer Allegorie der Menschenliebe zu thun, die wie ein Phönix nie völlig stirbt? Denn am Grabe des Selbstmörders noch reift die Frucht seiner Saat, die Menschenliebe. Wenn wir ein nüchternes Fragezeichen in das zarte Gewebe der Dichtung werfen — der Dichter hat es selbst verschuldet. —tt—

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten von Heinrich Sohnrey. **Hütte und Schloß.** (Bernburg und Leipzig, J. Bacmeister). Ein gutes Volksbuch, dessen Lectüre veredelnd wirkt — was läßt sich Besseres sagen? Die Charakterzeichnung ist freilich nicht so stramm, wie bei den Musterschriftstellern der Novelle, denen der junge Autor offenbar nachstrebt. Doch finden wir gute Anläufe zum richtigen Erfassen des Volkscharakters und des Volkstones. Sein gesunder Sinn wird den Verfasser wohl davor bewahren, bei der rührseligen Schilderung der alltäglichen Lebensmisére allzu lange dort zu verweilen, wo einige scharfe Striche zur Charakteristik der Menschen und Situationen hinreichen — ansonst hätten wir plötzlich durch Degradation des rührseligen idealistischen Romans einen larmoyanten Roman der Plebs. Daß am Ende das Laster bestraft, die Tugend belohnt wird und Alles eitel Wohlgefallen athmet, ist gewiß nur löblich und somit können wir das Buch mit gutem Gewissen den „großen und kleinen Leuten" empfehlen. —tt—

Eine Wohlthat. Volksdrama in vier Acten von Ferdinand von Saar. (Heidelberg, Georg Weiß). Der scenische Aufbau ist wohlgelungen, die Charakterzeichnung eine sichere, die Sprache dem Volkstone richtig nachgebildet — aber die Wirkung ist nicht die eines tragischen Kunstwerkes, sie reinigt nicht die Affecte, sie peinigt nur das Gemüth des Zuschauers. —tt—

Heimat oder Silistria. Schauspiel in vier Acten von Kemal Bey. Aus dem Türkischen übersetzt von Leopold Pekotsch. (Wien, C. Konegen.) Dieses Schauspiel ward in Konstantinopel nur einmal aufgeführt. Mit dem Rufe: „Es lebe der Sultan!" schließt das Stück, die Zuschauer aber riefen: „Hoch Kemal!" Es scheint, daß dieser Vorfall hohen Ortes übel vermerkt wurde, denn das zweite Mal wurde das Stück begonnen aber nicht zu Ende gespielt; Kemal wurde aus seiner Loge sachte hervorgeholt und — als Gouverneur nach Gallipoli exiliert. — Und in der That, dieses Stück muß auf die Zuseher mit elementarer Gewalt wirken — es ist das hohe Lied der Vaterlandsliebe, die den Dichter mit hehrer, echter Begeisterung erfüllt. Dabei ist das Schauspiel durchaus bühnengerecht und die Uebertragung in das Deutsche recht gelungen, so daß auch auf einer deutschen Bühne eine gute Wirkung zu erwarten stünde. —tt—

Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Kneschke. 6. Auflage, Leipzig. Th. Knaus. 1886.

Von Kneschke's „Deutsche Lyriker" ist soeben die sechste Auflage erschienen. Eine fleißig und verständnisvoll zusammengestellte Sammlung bietet sie dem Leser, und zwar durchaus nicht zum Nachtheile derselben vielfach Namen, welche wir in anderen derartigen Büchern vermissen. Hingegen muß es befremdend erscheinen, daß eine Anzahl wirklich bedeutender Namen aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhundertes in dem Buche nicht vertreten erscheinen. Eine Rücksichtnahme auf diesen Umstand bei weiteren Auflagen würde dem Buche gewiß zum Vortheile gereichen. Gust. Andr. Ressel.

Chronologisch-übersichtliche Darstellung der zehn wichtigsten Epochen der **Weltgeschichte** seit den Kreuzzügen von J. Rokos. (Preßburg, G. Heckenasts Nachfolger: R. Drottleff.)

Dieses Handbuch führt dem Publikum alle jene Begebenheiten der Weltgeschichte in

einer zusammenhängenden Erzählung vor Augen, für welche es sich in Folge der bildlichen Darstellungen, der Vorführungen in der Dichtung und auf der Bühne interessiert, ohne jedoch den eigentlichen Zusammenhang dieser Darstellungen mit der Weltgeschichte und der Zeit, in welche diese Ereignisse fallen, näher zu kennen. V.

Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Lieferung 2. (Otto Weisert Stuttgart.)

Die zweite Lieferung bringt ihrem hauptsächlichsten Inhalt nach eines der wichtigsten Capitel aus der Physiologie des Menschen, „die Physiologie des Blutes, des Herzens und des Blutkreislaufes.“ Daß die enthaltenen Abbildungen den Text auf das wirksamste unterstützen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. V.

Unter den literarischen Weihnachtskatalogen, die jedes Jahr erscheinen, nahm der von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig ausgegebene „**Illustrierte Katalog**“ ausgewählter Werke ihres Verlags sowohl seines Inhalts als seiner typographischen und artistischen Ausstattung halber eine hervorragende Stelle ein. Derselbe war in neuer, bis auf die jüngste Gegenwart vervollständigter Ausgabe erschienen und führt auf 64 Seiten Großoctav gegen 500 Werke aus den verschiedensten Literaturgebieten vor; zahlreiche vortreffliche Abbildungen sind als Proben aus den illustrierten Werken abgedruckt. V.

Londinismen — Slang und Cant — alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zucht-Ausdrücke mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch deutschen Wörterbüchern von Heinr. Baumann. Dieses im Verlage von Langenscheidt in Berlin erschienene Werk ist nach der Methode Toussaint-Langenscheidt verfaßt und für jeden Philologen, dem es nicht nur um eine Kenntnis der englischen Schriftsprache, sondern um ein tieferes Eindringen in den Geist dieser Sprache selbst zu thun ist, fast unentbehrlich. —tt—

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben geschildert von Moriz Bermann. Mit circa 200 Illustrationen und 8 Vollbildern in Farbendruck. (Wien. Gilbert Anger.)

Die Habsburgerstiftung Cisterzienster-Abtei Neuberg in Steiermark. Ihre Geschichte und ihre Denkmale von Dr. F. S. Pichler. (Wien.)

Die Riegersburg in Steiermark von Dr. F. S. Pichler. (Wien. Rudolf Brzezowsky & Söhne.)

Adalbert Stifter. Ein Bild des Dichters von Immanuel Weitbrecht. (Leipzig. Amelang.)

Aias. Tragödie in zwei Aufzügen. Nach Sophokles frei bearbeitet von Fritz Pichler. (Wien. K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1887.)

Das Bärgli Hus Vrenedi. Eine Erzählung aus dem Schweizerlande von E. von Breidenbach. (Berlin. Wilhelm Friedrich Nachfolger. 1886.)

Brockenteufel. Ein Harzlied von Wilhelm Röseler. (Berlin. Freund und Jeckel. 1886.)

Aus dem geistigen Leben des Egerlandes. Ein Ueberblick über die neueste Literatur desselben von Alois John. (Eger. Selbstverlag des Autors 1887.)

Appenzeller Kalender 1887 166. Jahrgang. (Trogen. Schläpfers Verlag.)

„Wegewart.“ Gedichte von Hermann Jahn. (Meinhard's Verlagshandlung, Beerfelden.)

Ein Stündchen im Gymnasium. Schwank in einem Act von Ferdinand Linzer. (Linz. Druck Jos. Wimmer. 1886).

In den Alpen. Originalschwank in einem Act von Ferdinand Linzer. (Linz. Druck Jos. Wimmer. 1886) (das Bühnenaufführungsrecht dieser Stücke kann erworben werden bei Dr. Ferd. Krackowitzer in Linz an der Donau.)

Die Kinderlaube. Illustrierte Monatshefte für die Jugend. Redaction Th. Schäfer. (C. C. Meinhold & Söhne in Dresden).

Deutsche Post. Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuß. (Berlin).

Schneiders Typenatlas. Naturwissenschaftlich-geographischer Handatlas für Schule und Haus. Unter künstlerischer Mitwirkung von W. Claudius, H. Leutemann, C. Mützel und C. F. Seidel. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne).

Frauenberuf. Zeitschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. Verlag von Herm. Weißbach in Weimar.

Das Landsturmgesetz. Populäre Darstellung aller Bestimmungen und Vollzugsvorschriften des Landsturmgesetzes und seiner Wirkungen auf alle Kreise und Verhältnisse der Bevölkerung. Von Robert Stern. (Wien. A. Hartleben.)

Postkarten des Heimgarten.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

M. J. A., Villach: den Ultramontanen ist die heutige Strömung ja nicht ungünstig. „Der heitere Liberalismus lockte gar Manchen aus der katholischen Kirche, der rüde Nationalismus scheucht ihn wieder zurück.“

M. F., Innsbruck: Sie müssen die Mensur nicht so tragisch auffassen. Dieselbe ist nichts weiter, als ein wohlthätiger Aderlaß für vollblütige Jungen. Das überflüssige Blut, nicht abgezapft, würde in so einem Bürschchen allerhand Unheil anstiften.

K., Stuttgart: Eine Zeitung für Knaben wollen Sie herausgeben? Hierin haben Sie unsern Beifall nicht. Das Zeitunglesen schädigt die Literatur zu sehr, als daß wir selbes auch der Jugend systematisch angewöhnen wollten. Und es schädigt auch die Jugend, weil — selbst im besten Falle — die Eigenschaften einer Zeitung, das Seichte und Abgerissene, die Oberflächlichkeit und Geschwätzigkeit auf die jungen Leser übergeht. Unsere nervosen Stadtkinder sollten außer ihren Schulbüchern gar nichts lesen, sondern sich wacker herumtummeln und ihren Körper üben, das wäre das Beste. Wenn sie aber schon lesen, so lieber Bücher, als Zeitungen. Gute Jugendzeitungen werden gute Jugendbücher nicht ersetzen.

U. M., Breslau: Von allen ethischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der heutigen Zeit ist die des Vegetarismus gewiß eine der unterstützungswertesten. Achten Sie keinen Spott; die Welt spottet nur dort, wo sie im Ernste keinen triftigen Einwand hat.

Dr. E. M., Tauchau: Sie wollen sich an dem allzugroßen Richard-Wagner-Cultus dadurch rächen, daß Sie den Meister mit Haut und Haar verdammen? Ist es denn gar so schwer, die goldene Mitte zu finden? Wir lehnen den zwar geistreichen, aber gewiß ungerechten Aufsatz ab.

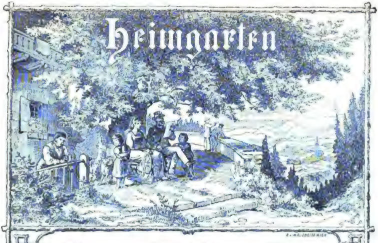
A. J. Eisenerz: Sind selbst Jägerianer und können Ihnen von der Vortheilhaftigkeit dieser Bekleidung die besten Beweise liefern.

Dr. v. H. A., Braunschweig: Ihre Hoffnung, daß es gelingen werde, die deutsche Mythologie wieder als Volksreligion einzuführen, scheint uns doch etwas zu — gewagt. Das Christenthum ist auch für uns Deutsche noch gut genug.

A. S. in S. Danken bestens, sind auf lange Zeit versorgt.

O. F. A., Graz: Empfehlen für Ihren Standpunkt die „Deutsche Wochenschrift.“ (Herausgegeben von Dr. E. Russel und Dr. K. Reisser. Wien.) Diese Zeitschrift behandelt die socialen, politischen und idealen Fragen der Deutschen im Reiche, so wie in fremden Staaten und in den Colonien. Das Blatt ist maßvoll, gut unterrichtet und durchaus ehrlich; es steht auf höherer Stufe, als der einer Tagespartei. Zudem bringt es viel Unterhaltendes in edlerem Stile. Das Blatt gehört zu dem Besten der journalistischen Literatur, es hat auch einen literarischen Wert.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



7. Heft. April 1887. XI. Jahrg.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Sorgenlast und Jugendlust.

Das war eine stürmische Mondnacht.

Jakob Steinreuter, der Reuthofbauer, gieng von Sandeben her gegen sein Haus in Altenmoos. Er gieng über die Waldhöhen den steilen steinigen Fußsteig, den die Altenmooser vor Zeiten gewandelt, als der Fahrweg unten an der Sandach noch nicht angelegt war. So wie dieser Fahrweg damals nicht gewesen, so ist er nun wieder nicht, die wilden Wasser haben ihn zerstört, und lange Strecken, wo früher die Räder der Holz-, Kohlen- und Steirerwagen gegangen, rinnt jetzt die Sandach. Lange hatten sich die wenigen Angesessenen, die in Altenmoos zurückgeblieben waren, tapfer gewehrt gegen das Wasser und den Fahrweg mit Schutzbauten vertheidigt. Dann mußten sie mit ihrem Weg an die Lehnen hinauf, neue Brücken legen und Geländer schlagen. Doch, wie das Wasser von unten drohte und grub, so feindlich that der Berg von oben, warf Lawinen herab und vernichtete den Weg.

Daher war der Jakob heute bei dem Verwalter der Kampelherr'schen Besitzungen gewesen — denn der größte Theil von Altenmoos gehörte nunmehr dem Kampelherrn — und hatte gebeten um Beisteuer von Holzstämmen und Arbeitskraft für den Weg. Da war er aber arg angekommen. Wieso käme die Herrschaft dazu, diesen Weg herzustellen? sie brauche keinen Weg. Die Altenmooser Bauern sollten sich ihren Weg selber halten. — Aber — hatte der Jakob bescheiden eingewendet — einen Gemeindeweg in gutem Zustande zu halten, sei die ganze Gemeinde ver-

Digitized by Google

pflichtet; nun habe aber der Herr die Mehrzahl der Altenmooser Bauernhöfe gekauft und sei somit in alle Pflichten der Gemeinde getreten, die auf jedem einzelnen Hof lasteten. Man hätte meinen sollen, auf diese verständige Rede sei nichts Schlagendes zu entgegnen gewesen. Dem war anders, der Verwalter antwortete: Die Gemeindemitglieder seien verpflichtet, Wege und Stege, Schule und Kirche u. s. w. in Stand zu halten, weil sie die Vortheile dieser Dinge genößen; nun brauche aber der Kampelherr keinen Weg an der Sandach, und wenn er ihn nach vierzig oder fünfzig Jahren, bis die Wälder schlagbar seien, brauche, so würde er ihn auch bauen, ohne fremde Beihilfe zu beanspruchen. So viel den Altenmoosern zur Darnachachtung.

Mit diesem Bescheid kehrte der Jakob heim. Die Altenmooser! Wie viele waren ihrer denn noch? In diesem Sommer jährt sich's das zehntemal, seit der Guldeisner sein großes Besitzthum verkauft und die Anderen mitgerissen hatte. Von den einundzwanzig Bauern, die damals das Altenmoos belebt und bewirtschaftet hatten, waren ihrer nur drei geblieben: der Hüttenmauser, der Deifel, der auch schon im Abrutschen war, und der Reuthofer. Außerdem war vom Steppenhof noch eine Stube bewohnt, und in der Lunselkeusche, so wie im Hause auf dem Rock hausten arme Familien, deren Männer im Solde der Herrschaft standen, deren Weiber und Kinder in der Gegend umherbettelten, im Walde Beeren sammelten bei Tage, und auf den Aeckern der Bauern Erdäpfel und Korngarben ernteten bei Nacht.

Als der Jakob nun auf die Hochblöße kam, wo man in die Gräben des Altenmoos hinabsieht, stand er still. Die Bäume rauschten, die Wolken flogen in Fetzen über die Baumwipfel hin und strichen oft an die Erde, so daß der Wanderer im Nebel stand, durch welchen der Vollmond gar nicht, oder im Lichte einer halbblinden Scheibe drang. Dann wieder war es plötzlich heiterer Himmel, blitzartig blinkte das Licht, scharfe Schatten werfend, bis der Mond neuerdings hinter Wolken flog. Und so war es bei diesem vom Winde getriebenen Licht- und Schattenspiel, daß über Berg und Thal die milchigen Tafeln flogen, und wo sie einen Fels trafen, oder ein reifes Kornäckerlein, oder ein Wasser, dort blitzte es silberig auf, bis wieder die Nacht der Wolken lag in der Sommernacht.

Der Jakob stieg durch Lärchenanwachs hinab; da war des Sandler-Nachbarn bestes Kornfeld gewesen. Der alte Sandler ist längst gestorben draußen in der Fremde; seine Kinder sind verdorben. Vom Berge her leuchtete grell ein weißer Punkt, das war die Ofenmauer, die als letzter Ueberrest vom Guldeisnerhofe stehen geblieben. Dem Guldeisner geht es freilich gut, draußen auf seinem Herrensitz. Wo das Wegererhaus gestanden, lagen noch einige modernde Zimmerbäume. Der Wegerer hatte sein Gut um Geringes verschleudert und sich damit getröstet, es wäre ihm halt so aufgesetzt gewesen. Jetzt war er im Sommer Almhalter, im Winter litt er Hunger. Er that es seufzend, es ist ihm halt so aufgesetzt. — Endlich stolperte der Jakob über einen mit Hollerbusch und Brennesseln bewucherten Steinhaufen. Da war des Nachbars Knatschel Hans gestanden. Aehnlich war es durch ganz Altenmoos. Junger Anwachs, wo Felder und Wiesen gewesen, Steinhaufen wo die Höfe gestanden. Der Jakob schritt über einen großen Friedhof.

Als er zu seinem Hause kam, war es schier Mitternacht. Der Kettenhund bellte. An der Wand der Kammer, wo sein Töchterlein, die Angerl, schlief, stand aufrecht ein schwarzer Schatten. Der Jakob schaute um sich, welcher Baumstrunk denn diesen Schatten werfen konnte. Aber dieser Schatten scherte sich um keinen Baumstrunk, als der Jakob in die Nähe kam, huschte er davon. -- Es gibt nicht zu wenig,

es gibt am Ende noch zu viel Leute in Altenmoos, dachte sich der Bauer, verriegelte die Thür und gieng zur Rast.

Am nächsten Morgen früh trat der Bauer in die Kammer seiner Tochter. Die Angerl, eben im Begriffe, aufzustehen, zog rasch die blaue Decke bis an den Hals hinan, strich sich die dichten schwarzen Haarsträhne aus dem Gesicht und blickte den Vater mit ihren großen, hellen Augen befremdet an.

„Vor mir brauchst Du Dich nicht zu fürchten," sagte der Jakob, „ich will nur einmal sehen, ob Du nicht Zugluft hast, vom Fenster her; nichts ungesunder bei Nacht, wie Fensterluft. Wir werden aber ein Gitter machen lassen müssen."

„Die Zugluft geht auch durch das Gitter," lachte das Mädchen.

„Das wohl, die Zugluft wohl, aber der Dieb nicht . . ."

„Ich fürchte mich nicht," antwortete die Angerl.

„'s ist nicht mehr so, wie früher, zu Altenmoos," sagte der Vater, „vor Zeiten, da hat man freilich kein Fenstergitter gebraucht, und wo doch eins gewesen, da war es eher gegen das Hinaussteigen, als gegen das Hereinsteigen."

Die schlaue Angerl that aber sehr harmlos und sagte: „Wenn ich im Stübel lieg', wie kann denn wer was stehlen?"

Der Jakob sagte nichts darauf; er hielt dafür, daß man in solchen Dingen mit den jungen Leuten lieber zu wenig rede, als zu viel. Er hatte um seine zwei wohlgearteten Kinder manche heimliche Sorge. Das Mädel ist allzusauber geworden; er kann es Keinem verübeln, wenn es ihm gefällt. Und der Friedel, schlank und frisch, wie der aufwächst! Der wächst schnurgerade in des Kaisers Rock hinein. Des Kaisers Rock wäre keine Schande und das Heimatland muß seine Soldaten haben, daß es sich wehren kann. Aber daß er fort muß — so höllisch weit in die Fremde muß! — Den Gedanken konnte der Jakob nicht ertragen; immer hatte er ihn mit einer raschen Handbewegung verscheucht: dauert noch lang drauf, wer weiß, ob wir's erleben. — Nun stand aber die gefürchtete Zeit knapp vor der Thür, und schon rief sie gleichsam: da bin ich, Reuthofer, Du erlebst mich!

Viel muthiger hatte die Bäuerin, die Maria, dieser Zeit entgegengesehen, denn es war ihr unmöglich zu denken, daß ihr blonder Friedel je einmal im fremden Lande unter den Soldaten stehen sollte. Und das hatte sie sich vorgenommen: wenn's so weit kommt, ich gehe zum Kaiser und kniee vor ihm nieder und stehe nicht früher auf, als bis er mir den einzigen Sohn freigegeben hat.

Dort, wo der Reußgrabenbach zur Sandach stößt, in dem Altenleuthäusel des Grubbauernhofes war früher die Schule gewesen. Die Bauern hatten dem Schullehrer — der letzte war in Ermanglung eines besseren ein ausgedienter Feldwebel — kein Geld gegeben, sondern ihn mit Lebensmitteln versorgt. Als hernach die Auswandererpest eingerissen, war der ausgediente Feldwebel einer der ersten, gewesen, den sie hinweggerafft hatte. Er verdingte sich in einem Eisenwerk als Kohlenschlepper, da gab es Geld. Zwar mußte er es für theuere Lebensmittel wieder ausgeben, so daß ihm gar nichts übrig blieb, im Gegentheil, er manchmal noch geneigt gewesen wäre, Schulden zu machen, wenn er Credit gehabt hätte. Aber nur Bargeld in die Hand kriegen und Bargeld ausgeben, Kleider nach der Mode tragen und Sonntags mit silbernen Uhrketten den Herrn spielen, für diesen Krämerspaß und Geckenflunker opferten sie ihre Kraft, ja ihr Leben. Um die Altenmooser Schule kümmerte sich Niemand mehr. Die Bergbauern leisteten zwar ihre Steuer auch für die Schule, aber um des Bauers Geld erbaut man in den Städten Schulpaläste, Bildergallereien, Komödienhäuser. In den

Gebirgen oft weit und breit keine Schule. Dann gibt man dem Bauer die Schuld, daß er roh und ungebildet sei, und spottet seiner und benachtheilt ihn. Hilf Dir selbst, Bauer, wenn Du kannst, sonst bist Du verlassen.

Jetzt war der alte Pechölbrenner-Natz herfürgegangen aus seinem Donnergraben und hatte dargethan, daß er die Buchstaben kenne, ja viele derselben sogar mit Kreide auf die Wand zu schreiben wisse, auch die Ziffern, und ob er diese Künste nicht den kleinen Leuten beibringen dürfe, so lange sie noch zu schwach wären, eine andere Arbeit zu betreiben. So hatten die wenigen Kinder zu Altenmoos wieder einen Lehrer, und einen gar lustigen! Er saß mit ihnen an Sommertagen gern unter dem Ahorn, welcher vor dem verfallenen Wegererhause stand, oder er gieng mit den Kindern am Bache entlang, am Waldraine hin und plauderte über Bäume und Blumen und Wasser und Thiere und Steine, und erzählte Alles, was er von diesen Dingen wußte. Der alte Natz war auf einem Ohr schwerhörig. Er höre — sagte er zu den Kindern gern — mit demselben Ohr nur der Leute Reden nicht immer ganz genau, besonders das Zischeln und Munkeln und Tratschen nicht, Gottlob, hingegen höre er etwas ganz Anderes. Sein Ohr — es war das rechte — habe die Gabe, die Thiersprachen zu verstehen, die von anderen Leuten nur für Bellen oder Blöken oder Zwitschern gehalten würde. Wenn die Menschen wüßten, was der Zugochs, oder der Kettenhund, oder Andere über sie sprächen? Zum Herzabdrücken wär's!

Eines Tages führten mehrere Knaben den Natz hinab zu den Bacheschen. Dort hatten sie Vogelfang-Häuseln aufgestellt und der Natz sollte auch mitthun. Da hatten sie aus Stäben viereckige Holzhäuschen so gezimmert, daß man zwischen den Stäbchen ins Innere sehen konnte. Das Häuschen hatte über sich einen Falldeckel, der durch ein Stänglein zur Hälfte aufgespreizt wurde. Diese Spreize ruhte mit dem unteren Ende auf einem sehr leicht beweglichen Querbrettlein, welches im Häuschen wagrecht gespannt war. Auf dieses Querbrettchen waren Hanfkörner oder Brotkrümchen oder andere Köder gelegt. So war die Vorrichtung nun im Gebüsche oder auf dem Baum hingestellt. Kam der Vogel geflogen, um den Köder zu picken, so mußte er sich auf das Querbrettlein setzen, im selben Augenblick fiel die Spreize, der Deckel klappte zu und der Vogel war gefangen.

Als sie nun zu den Eschen kamen, erhoben die Knaben ein Freudengeschrei, in einem der Fanghäuschen flatterte ein herziges Rothkehlchen.

„Wie es lustig hüpft und singt!“ rief einer der Jungen, denn das Thier flatterte angstvoll hin und her im engen Raum und zwitscherte erbärmlich.

Da kletterte der Natz an den Stamm. „Muß ich doch wissen, warum Du gar so lustig bist!“ sagte er und hielt sein rechtes Ohr an das Häuschen. Mit dem Zeigefinger winkte er: Pst! sie sollten ruhig sein! und that, als horche er dem Thiere.

„Das ist jetzt eine schöne Geschichte!“ sagte er. „Dem Vogel ists nicht recht da drinnen.“ Dann horchte er wieder. — „Armer Kerl!“ rief er endlich, und zu den Knaben gewendet: „Er klagt und weint, daß sich ein Stein könnt' erbarmen. Sein Weibchen, sagt er, sitze im Nest bei den Jungen, und er sei ausgeflogen, Körner und Käfer zu suchen, um seine lieben Leute zu speisen. Und jetzt sei er in dieses Unglück gerathen und die Seinen müßten verhungern und verderben.“

„Auslassen, auslassen!“ rief einer der Knaben.

„Siehst Du!“ rief der Natz gegen den Vogel gewendet, „siehst Du, wie Du Glück hast! Sie wollen Dich auslassen. Sind ja lauter brave Jungen, die ein Herz im Leib haben für ein armes, liebes Vöglein.“

„Auslassen, auslassen!“ schrieen jetzt Alle. Der Natz hob den Deckel und der Vogel flog wie ein Pfeil in die freie Luft.

So trieb er's, und wo der Natz war, da versammelten sich Kinder. Auch hatte er alte Geschichten, und wie es vor Zeiten zugegangen war in Altenmoos, wie die Leute gelebt und gearbeitet hatten, sang unter Zitherbegleitung sogar Lieder, wie sie die Vorfahren gesungen, und die Kinder mußten mitsingen. Da geschah es auch, daß der Jakob — der schon etwelche graue Haare auf dem Haupte trug — mitten unter den Kindern saß und horchte und mitthat und dann brütend in sich versank. Wie dieser Mann, schwerer Sorgen voll, zu altern begann, so ward der Pechölbrenner-Natz wieder jung. Hatte er doch lauter frische, fröhliche Jugend um sich, und Jugend auch in den Erinnerungen an sonnige Zeiten. Er sah den Untergang nicht, er sah das Aufleben; an den Ruinen der Häuser gieng er wie gedankenlos vorüber, an den jungen Lärchen- und Fichtenbeständen freute er sich und sagte: das wird einmal ein schöner Wald. Je weniger sich Menschen fanden zu Altenmoos, desto mehr sah und hörte er Gevögel, Hasen und Rehe, im Wasser Forellen, in den Höhlen Füchse, Marder und anderes Gethier. Das kam ihm lustig vor. Der Natz behauptete, daß ihm die grauen Haare ausgiengen und wieder braune wüchsen. Wenn es so fortgienge, da müsse er nochmals ans Heiraten denken, falls es unter den zwanzigjährigen Dirndeln eine gäbe, die für ihn munter genug wäre.

Der Jakob besucht seine früheren Nachbarsleute.

Zur Zeit, als die Auswanderung noch im besten Schwunge war, hatte der Jakob Steinreuter auf wiederholte dringende Einladung seinen ehemaligen Nachbar Knatschel in Sandeben besucht. Da sah er freilich Wunder. Das Weib kam ihm mit gellenden Freudebezeigungen entgegen: „Der Jakob! Und wie gehts denn in meinem lieben Altenmoos?“ Nach Allem und Jedem fragte sie und wie er erzählte, daß auf dem Knatschel-Feldgrund junge Bäumchen stünden und das Haus kein Fensterglas und kein Dach mehr habe, da fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen.

„Ihr werdet ja gar kein Hochwasser mehr haben zu Altenmoos,“ rief der Knatschel in guter Laune.

„Warum?“ fragte der Jakob.

„Nun, ich meine — seit die Weiber ausgewandert sind. Wie es jetzt immer Wasser gibt des lieben Altenmoos wegen, so hat es dazumal Wasser gegeben, wenn Hagel oder Mißwachs oder andere Elendlichkeit ist gewest. Geh, Jakob, unterhalten wir uns mit was Anderem. Ein kleines Nachmittagsbrot wirst uns nicht verschmähen.“

Und er deckte den Tisch gar vornehm mit schneeweißem Linnen, feinem Besteck und geschliffenen Gläsern. Dann brachte er einen großen Laib Weißbrot, einen breiten Teller mit Aufgeschnittenem, brachte Butter und Käse und eine bauchige Flasche goldigen Weines.

„Was man halt so hat im Haus, mußt schon fürliebnehmen,“ sagte der Knatschel, indem er den Jakob zum Tisch drängte. „Sind halt nur Resteln, wann Du einmal zum Mittagsmahl kommst, kriegst schon was Rechtes. Pack' an. 's ist Eigenbau, bis auf den Trunk. Gelt, so weiß wachst das Brot bei Euch zu Altenmoos halt nicht. Trink, Nachbar, trink!“

Der Jakob stieß an, nippte aber nur wenig. Der Knatschel leerte das Glas auf einen Zug, dann verzog er das Gesicht, sog mit Zungenklatschen seinen Gaumen aus und sagte zu seinem Weib: „Alte, Du mußt einen Frischen anzapfen lassen, dem riecht man schon das Faß an. Das bin ich nicht gewohnt. Tröpfel muß ich ein

gutes haben im Haus. — Such' Dir Eine aus, Jakob." Mit den letzten Worten hielt der Gastherr eine Hand voll verschiedener Cigarren hin. Das ward dem armen Bauer aus dem Altenmoos Alles auf einmal vorgeschüttet, er wußte gar nicht, wo er zuerst angreifen sollte.

„Und nachher, rief der Knatschel seinem Weibe zu, „nachher mußt Du uns einen Kaffee kochen." Nebenbei guckte er den Jakob so von der Seite an, welchen Eindruck diese Dinge auf seinen Gast wohl machten. Da dieser aber nichts desgleichen that, sondern ganz ruhig aß, schlug ihm der Knatschel plötzlich die Hand auf die Achsel und rief: „Na, Jakob, was sagst dazu? He! So leben wir halt in Sandeben, Noth und Kümmerlichkeit leiden wir keine, daran haben wir zu Altenmoos satt bekommen. — Alte, was er nicht ißt, das schlag' ihm in ein Papier, soll's seinen Leuten heimbringen."

Jetzt stand der Jakob auf und sagte: „Vergelts Gott. Wir leiden keinen Hunger daheim. Mich gefreuts, daß es Euch gut geht, und ich wünsche viel Glück."

Damit gieng er davon. Lieber, als das fürnehme Essen, wäre es ihm gewesen, wenn ihn der Knatschel in seinem Haus- und Wirtschaftsgebäude umhergeführt hätte. Wie es mit den Korn- und Heuvorräthen und mit dem Viehstand bestellt sei beim Knatschel, das hätte er wissen mögen. Nun, man kann sichs denken, wer ein solches Nachmittagsbrot auftischen kann, bei dem werden Kästen und Ställe auf das Erklecklichste versehen sein.

Als der Jakob fort war, faßte der Knatschel mit beiden Händen die Reste und steckte sie in den Mund. Dann wurden die Teller, Gläser und Bestecke zum Wirt zurückgeschickt und dem Wirte sagen lassen: „Dazuschreiben." —

Nicht lange hernach hatte der Jakob Anlaß, beim Guldeisner in der Krebsau vorzusprechen. Daheim in der zerfallenden Getreidemühle des Guldeisner lehnten zwei Paar Wagenräder. Da dieselben zu den „persönlichen" Fahrnissen gehörten, so hatte der Verweser des Kampelherrn nicht davon Besitz ergriffen, und auch der Guldeisner, der wohl darauf vergessen haben mochte, ließ sie nicht fortbringen. So gieng der Jakob einmal hinaus, um zu fragen, ob der Guldeisner die Räder ihm verkaufen wolle, es sei zu Altenmoos kein Wagner mehr, und gleichwohl sie keine fahrbaren Wege hätten, Wagenräder brauchten sie doch an den Feldkarren.

Das Haus der Guldeisner in der Krebsau stand stattlich da und hatte viele Fenster, wovon aber die meisten mit weißen Läden verschlossen waren. Eine Pferdestallung mit Remise, in welcher zwei glänzende Kaleschen standen, weiße Kieswege vor dem Hause und ein großer Teich waren das erste, was dem Jakob auffiel. Er stieg die breite Antrittstreppe hinauf und drückte an der Thürklinke. Das gieng aber hier nicht so, wie bei anderen Thüren, sie war verschlossen. Mehrmals klopfte der Jakob mit dem eingebogenen Finger, daß es drinnen laut wiederhallte, bis er endlich den Glockenzug sah. An dem zog er. Bald darauf rasselte die Thür auf und ein Mann in dunkelblauer, fast soldatischer Kleidung mit großen funkelnden Knöpfen fragte, was man wolle.

Der Jakob gab an, daß er mit dem Guldeisner sprechen möchte.

Wen er bei der Herrschaft zu melden habe? fragte der Diener.

„Ich bin der Reuthofer zu Altenmoos und möchte dem Guldeisner gerne die Wagenräder abkaufen, die er in der Mühle stehen gelassen hat und vielleicht nicht mehr braucht."

Der Diener machte dem Jakob die Thür wieder vor der Nase zu und man hörte, wie er drinnen die Treppe hinaufstieg. Der Jakob setzte sich an den Antrittstein. Weil der schwarzblaue Mann lange ausblieb, so dachte er: Jetzt werden sie gewiß

einen Empfang herrichten, so wie beim Knatschel; ich brauch' das aber nicht, ein redlich Grüß Gott und ein Trunk Wasser ist mir lieber, als das ganze herrische Gethue.

Endlich kam der Diener zurück: „Der gnädige Herr läßt sagen: Die Räder schenkt er Ihm". Klapps war die Thür wieder zu und der Jakob stand da und wußte, wie er d'ran war. Nachdenklich gieng er nach Hause, und daß wir der Zeit vorgreifen, die zwei Paar Wagenräder sind in der morschenden Mühle vermodert.

Beim Rodel wäre es dem Jakob sicherlich besser ergangen, hätte er der Einladung rechtzeitig Folge geleistet. Der Rodel hatte unten in Marienthal eine Musterwirtschaft errichtet. Es war zwar in Marienthal ein anderer Boden, als oben in Altenmoos, ein anderes Klima, es waren überhaupt andere Verhältnisse; der Rodel hatte sich in den Kopf gesetzt, den dortigen Bewohnern zu zeigen, wie ein Bauerngut zu betreiben ist; er wirtschaftete ihnen was vor nach Altenmooserart, und als der Jakob den Besuch machen wollte, hatte der Rodel schon abgewirtschaftet.

Klüger in seiner Art hatte es der Klachel angestellt. Damit er nicht abwirtschaften könne, hatte er sich gar keine Wirtschaft mehr gekauft, sondern im Wirtshaus zu Sanct Ulerich eine Stube gemietet. Dort verthat er sein Geld. Und als es verthan war, kam er zum Jakob nach Altenmoos, nannte ihn seinen liebsten Freund, den er nicht vergessen könne und wollte von ihm Geld ausborgen. Der Jakob entgegnete: „Klachel! jetzt könnte ich Dir die Leviten lesen und dann zehn Gulden schenken. Aber ich lese nicht und ich schenke nicht. Ein Stück Brot, wenn Du magst?"

Vom Sepp in der Grub, der weit fort gekommen war, hörte man anfangs, daß es ihm und seinen Leuten gut ergehe, nur abmagere er, trotz der fetten Gegend, in der er wohne. Bald darauf hieß es, er sei gestorben.

Von vielen Anderen hörte man gar nichts, nur ein ehemaliger Knecht des Stindl im Stein stand in der Zeitung, die der Sandebner Pfarrer hielt. „Aus dem Gerichtssaal" hieß der Artikel.

Auch weiteren Bauernknechten, die aus Altenmoos auswanderten, um in den Vorgegenden Dienst anzunehmen, ergieng es nicht auf's Beste. Sie fanden dort schmälere Nahrung, aber angestrengtere Arbeit. In Altenmoos hatten sie beim Bauer zur Familie gehört, in den neuen Dienstorten wurden sie wie nothwendige Uebel, mitunter schlechter wie die Hausthiere behandelt; natürlich, ein schlecht behandeltes Hausthier verliert an Geldwert. Der Dienstbote, wenn er an Kraft verliert, gehört in's Armenhaus, wo sie eins haben. Die gebornen Altenmooser haben keins, sie dürfen betteln gehen.

Von den langen Feierabenden, von der üppigen Festtagskost, wie in Altenmoos, dort keine Rede, so fruchtbar die Gegenden auch waren. Selbst an Sonntagen durften sie nicht ihre eigenen Herren sein. Ein alter Knecht wollte seiner Gewohnheit, allsonntägig mit den Hausgenossen laut den Rosenkranz zu beten, auch draußen gerecht werden, er wurde darob verlacht und verhöhnt, bis er wieder in's Gebirge zurückgieng.

Der Lohn war freilich viel größer draußen. In Altenmoos hatten sie vom Hausvater das Gewand bekommen, draußen erhielten sie dafür das Bargeld. Aber die Kleider mußten feiner und vornehmer sein, wie im Gebirge, man durfte in der Mode nicht zurückbleiben, das kostete Geld. Wirtshäuser waren auch überall und andere Unterhaltungen, das kostete Geld. Der Verkehr mit dem andern Geschlecht war ein freier, Niemand nahm daran Anstoß, aber Geld kostete es, Gesundheit kostete es, und wenn der Dienstbote einen Verstoß begieng, alsbald

die Drohung mit den Gendarmen. Und wenn er alterte, in den Winkel mit ihm, wie mit einem verbrauchten Besen.

Was schrieb doch eine Tochter des Fock, die nach Graz gegangen war, um eine Frau zu werden? „Herrendienen ist wohl hart, seit einem Jahre der dritte Dienst,“ schrieb sie einer Freundin nach Hause. „Arbeit vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und Essen nur, was beim Herrschaftstisch übrig bleibt. Alle vierzehn Täg' einmal ein paar Stunden freie Zeit zum Ausgehen. Derspart noch nichts, geht Alles für's Gewand auf. Aber viele Soldaten, saubere Kerle. Die Gnädige ist ein Drach', der Herr ist gut. Wenn's nur bald Ernst thät werden mit dem Hausmeister, alsdann bin ich eine gemachte Frau.“

Ein früherer Knecht des Steppenhofes war in ein großes Walzwerk gegangen, der schrieb seinem Vetter nach Altenmoos verworrenes Zeug von einer neuen Gerechtigkeit, von der rothen Welt, von Eroberung des Capitals, von Gleichtheilung der Güter u. s. w. „Sparen thun wir nicht,“ schrieb er, „wenn's kracht, kriegen wir eh genug.“

Derlei und anderlei war von den Ausgewanderten zu erfahren. Der Jakob wollte nichts davon hören. In Altenmoos war das anders gewesen. In Altenmoos war keiner Herr und keiner Sclave, keiner reich und keiner arm gewesen. Je nun, wie sie sich betten, so sollen sie liegen. Selber gethan, selber gelitten. Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen.

Wie so aber kommt's? fragte sich der Jakob.

Eine junge Haushüterin und was sie für Gefahren besteht.

So hatte sich es der Reuthofer allmählich abgewöhnt, seine früheren Nachbarn zu besuchen oder nachzufragen, wie es ihnen ergehe. Wohl gieng er an jedem Sonntag hinaus nach Sandeben zur Kirche, wovon er immer mit einer Rückentrage zurückkehrte. In Altenmoos waren die Gewerbsleute und Handwerker abgekommen, weil sie bei der geringen Bevölkerung nicht mehr leben konnten. So mußte man Röcke und Schuhe, Pflugscharen und Holzgeräthe und was derlei Dinge waren, in Sandeben machen lassen. Jetzt sah der Jakob, daß man selbst in Altenmoos ohne Bargeld nicht mehr bestehen konnte.

Einmal — es war am Heiligendreifaltigkeitsonntag — waren der Jakob, sein Weib und der Friedel nach Sandeben gegangen, um eiserne Eggenzähne und Futtersensen nach Hause zu tragen. Auch das Gesinde hatte sich zerstreut nach freiem Belieben. Die Zeit, da es auch an Sonntagen dem Hausvater freiwillig einen Dienst erwiesen, war vorbei; er mußte froh sein, wenn ihm die paar Dienstboten auf dem Hofe blieben, jetzt, wo Jedes sich draußen etwas Besseres suchen will, als einen Bauerndienst in der Oedniß.

Die Angerl war allein daheim, um das Haus zu hüten. Sie verriegelte die Thür, kniete an den Tisch und hielt still und fromm ihre Sonntagsandacht. Zu den offenen Fenstern leuchteten die gegenüberliegenden sonnigen Waldlehnen in die Stube, eine Hummel läutete zu einem Fenster herein, zum andern hinaus. Es war ein heiliger Frieden ringsum und das Mädchen betete zum Schutzpatron des Hauses, zum heiligen Apostel Jakobus.

Da schlug draußen der Kettenhund an. Am Fenster erschien der muntere Blondkopf eines jungen Burschen.

„Geld oder Blut!“ gröhlte er herein.

„Ja freilich,“ lachte die Angerl, „der mich erschrecken wollt', der müßt' ein anderes Ausgeschau haben wie Du“.

„Den Kettenhund köntest just loslassen,“ sagte nun der Bursche, „fünf Junge im Kobel. Mich erbarmt das

Vieh. So eine Familie haben und an der Kette hängen — es ist ein Hundeleben."

„Laß ihn nur los", sagte sie.

„Ich bedank' mich", antwortete er, „wir zwei stehen nicht gut zusammen, der Waldel und ich. Aber das magst mir glauben, wenn das Vieh ledig ist, dann gibt's eine Ruh' in der Nacht. Es bellt nur an der Kette."

„Dich wird sein Bellen wohl nicht irren, drüben beim Hüttenmauser-Haus."

„Drüben nicht, aber herüben," flüsterte der Bursche, „willst jetzt nicht die Hausthüre ein wenig aufmachen, Angerl?"

„Mein Bürschel, das will ich nicht," antwortete das Dirndel in demselben Tone.

„Alsdann werde ich halt beim Fenster hineinsteigen."

Sie nahm die breite Holzaxt, die an der Wand hieng, hielt dieselbe gegen das Fenster und sagte mit drohender Geberde: „Sobald Du den Kopf hereinsteckst, purzelt er unter den Tisch hinab!"

„Ist schon recht," antwortete er, „und ich will mich just einmal von Dir köpfen lassen."

Er schwang sich, steckte den Kopf herein, stemmte den Arm nach, ein Ruck und der junge hübsche Kerl stand in der Stube. Dort war sein Erstes, daß er die Axt nahm und mit dem Daumen ihre Schärfe prüfte. „Sie hat wohl eine gute Schneid," sprach er, „aber weißt, Dirndl, ich hab' halt noch eine größere."

„Jetzt, weil Du schon da bist, mußt Du mir beten helfen," sagte die Angerl und kniete mit dem Rosenkranz wieder an den Tisch. „Zwei richten mehr aus, als Eins."

„Das wohl. Aber nicht beim Beten," antwortete der Bursche und legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Uh, wohin willst denn mit mir fahren, daß Du mir ein so schweres Halsjoch anlegst?" fragte sie.

Da riß er sie an sich und küßte sie mit heißer Freude auf den Mund.

Sie stieß ihn ab und entwand sich. Glühend roth im Gesicht gieng sie hinaus in die Küche. Sie hätte wohl ein wenig scherzen mögen mit ihm, aber an das, was ihr jetzt passiert, hätte sie nicht denken können. Als er ihr nachgieng, fand er sie gegen die Wand gekehrt und weinend.

„Angerl," sagte er mit weicher Stimme und legte seine Hand leise an ihren Arm, sie stieß den Arm von sich. Er stand da, schaute rathlos um sich und wußte nicht, was er beginnen sollte. Sie weinte.

„Bist du böse auf mich, Angerl?" fragte er endlich.

Sie gab keine Antwort. Auf dem Fletz lag ein Holzspan, diesen schob der Bursche mit der Schuhspitze gegen die Wand hin; er mußte dort aber nicht richtig liegen, denn jetzt bückte sich der Knab', hob den Span auf und wendete ihn in der Hand mehrmals hin und her. Dann gieng er langsam gegen die Holzasen und legte ihn darauf. Ein wenig hinter den Ohren kraute er sich, hernach machte er einige Schritte gegen die Thür und sagte wie für sich hin: „So, jetzt werde ich gehen". Bevor er aber gieng, kehrte er nochmals zum Dirndl um und fragte schier verzagt: „Angerl, bist Du böse auf mich?"

Sie schüttelte kaum bemerkbar das Haupt, verhüllte aber immer noch ihr Angesicht und schluchzte.

Ihm war das leichte Kopfschütteln genug gewesen, wie auf Flügeln, so leise eilte er zur Thür, entriegelte sie und gieng hinaus. Sie wird's schon noch gewohnt werden, dachte er, jetzt gefällt sie mir erst.

Als er durch den Reußgraben hinabgieng, sah er unter einer Tanne den Oberförster Ladislaus sitzen, der, das Gewehr zwischen den Beinen haltend, eben seine Feldflasche in den Mund stülpte. Der Bursche wich ihm aus. Er hätte ihn höflich grüßen

müssen, und das wollte er nicht. Die paar Bauern zu Altenmoos waren ja schier auf die Gnade des Försters angewiesen, und der Hüttenmauser ganz besonders. Der Oberförster konnte Arbeit im Walde vergeben, an wen er wollte, so auch Brennholz und Stallstreu; der Hüttenmauser hatte kaum hundert Bäume mehr stehen auf seinem Grund. Ueberall heißt es, wäre gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, an den Feldrainen des Hüttenmausers war dafür eben nicht gesorgt, dort konnten die Bäume des Steppenwaldes so hoch in den Himmel hineinwachsen, daß die Aeckerlein schier keine Sonne mehr hatten. Der Förster ließ die Bäume an den Rainen weghacken. Er konnte den alten Hüttenmauser gut leiden. Auch zur Erhaltung der Wege trug der Oberförster bei, hingegen sagte er häufig: „Meine lieben Hüttenmauser-Leute, mit mir müsset Ihr artig verfahren, ich kann Euch ersticken, wann ich will, ich kann Euch verdursten lassen, wann ich will, Euer Hausbrunnen entspringt in meinem Steppenwald. Meine lieben Leute, Ihr gehört mir mit Haut und Haar!" Er mißbrauchte seine Obermacht nicht weiter. Kam aber oft herüber von seinem Jägerhause, das in einem Wiesenthal des Stockwaldes stand. Er hatte, obzwar schon ein wenig krumm an den Knien und am Rückgrat, seine besonderen Passionen, die ihm der alte schlaue Hüttenmauser verwirklichen half. Der junge Hüttenmauser jedoch, der Florian, war dem Oberförster insgeheim nicht grün. Er verabscheute den alten Sünder umsomehr, als er ihm unterthan sein mußte. Da hatte der Oberförster erst vor Kurzem eine lange Seidenschnur gezeigt und gesagt: „Florian, willst Du meinen Rosenkranz sehen?" Da der Bursche nicht wußte, wie das gemeint war, so setzte der Ladislaus bei: „So einen wirst Du auch noch abbeten, wie Du ein Kernjunge bist auf und auf! Siehst Du, Knoten habe ich d'ran, es sind ihrer bald hundert, wenn Du sie zählen willst. Jeder dieser Knoten, wenn Du willst wissen, bedeutet ein sauberes Weibsbild, mit dem ich gute Kameradschaft gehalten. Verstehst?"

Je älter der Kerl wurde, desto ärger prahlte er mit seiner schmierigen Knotenschnur herum, und er trug sie immer, in einen ledernen Beutel gefaßt, mit sich und hatte noch die Dreistigkeit zu sagen: „Das ist mein Raitzettel, so viel Tagwerke ist mir der Herrgott schon schuldig worden und wenn er einstmals Leute brauchen sollte, das Altenmoos wieder auszureuten, so soll er mich nur voranlassen. Ich bin ein alter Jäger!"

Der Florian hatte ganz recht, so Einem weicht man aus, wenn man ihm nicht eine Tracht Haselstrauchenes über den Rücken salzen kann. Hätte der Bursche erst gewußt, wohin der Oberförster heute zielte!

Der Ladislaus stieg hinauf zum Reuthofe und trat in's Haus. Das Mädchen erschrak vor ihm, that aber schalkhaft und dachte: Foppen thust ihn, aber so nahe wie den Florian lassest ihn nicht heran.

Ob ihr nicht die Weile lang würde, so mutterseelenallein im Hause? war seine freundliche Frage, ob er ihr nicht die Zeit solle vertreiben helfen?

„Wäre schon recht," meinte sie, „Zeitvertreib hat man alleweil gern."

Ob sie nicht ein paar Schluck Weichselgeist möge? Er zog ein irdenes Plutzerchen aus der Waidtasche.

„Ist mir gleich recht. Bin eh schon durstig."

Sie nahm den Plutzer und wie sie ihn an den Mund führen wollte und er ihr noch zusprach, tapfer einzuschlürfen, entglitt ihr das glatte Ding aus der Hand, daß auf dem Fletz Scherben und Weichselgeist sternartig auseinandersprangen.

Die Angerl erhob ein Geschrei über ihre Ungeschicklichkeit; der Ober-

förster verbiß seinen Aerger, er lachte äußerlich, sie innerlich.

Jetzt schlug draußen der Kettenhund an. Der alte Luschel Peterl trippelte über den Anger hastig heran. Die Zeit und die Gicht hatten ihn schon sosehr nach vorwärts gebeugt, daß es zu sehen war, als suche er immer etwas auf dem Erdboden.

„'s segi wird leicht eppa namla wul sein," sagte er gerne in seiner besonderen Redeweise, „meine Liegerstatt such' ich mir. Ja hisch wul g'wiß ah, ja."

Als der Hund die wohlbekannte Gestalt sah, war er ruhig, hingegen erhob er einen gellenden Lärm, als der Oberförster aus dem Hause trat. Ohnehin höchst mißmuthig, ärgerte ihn ein solches Hundegebell, welches, schon am Tage so lästig, erst in der Nacht unausstehlich sein müsse. Zudem verscheuche es das Wild in den nahen Waldungen. Er nahte dem Kettenhund so weit, daß dieser nach seinen Beinen schnappen konnte. „Oho! beißen! Wart', Bürschel", sagte er, „Du wirst bald Feierabend haben!" Nahm das Gewehr von der Achsel und schoß das Thier nieder.

Die Angerl wußte sich vor Herzweh nicht zu lassen, als sie den blutenden Leichnam des treuen Hauswächters an der Kette liegen sah, und die fünf Jungen winselnd und die Wunde beleckend ihn umkreisten.

Als am späten Nachmittage der Jakob und sein Weib Maria nach Hause kamen, brachten sie nebst den Eisenzähnen und Sensen die taube Rebekka mit. Das war die alte Einlegerin, ein boshaftes, unsauberes Weibel, das nichts hörte und den ganzen Tag keifte. Sie trug sehr viel Elend und Entbehrung, weil sie nirgends wohl gelitten war. Der Jakob hatte sie heute draußen auf dem Schutthaufen, wo das Bachhäusel gestanden, zwischen Disteln und Nesseln kauern gefunden, schier bewußtlos vor Erschöpfung. Er und die Maria hatten das arme Wesen geatzt mit Wasser; und als es wieder zu sich kam, hub es weidlich an zu schelten über die unbarmherzigen Leute, die draußen in Sandeben Wein trinken und einer armen sterbenden Person Wasser und nichts als Wasser in den Mund gießen.

Die Reuthoferleute machten sich nichts draus, sondern schleppten das erbarmungswürdige Geschöpf mit sich, labten es zu Hause mit einer warmen Suppe und brachten es zu Bette.

„Mit so einer Person," meinte die Maria, „der sie das Leben vergiftet haben und die es sich selber immer wieder vergiftet, weil sie wie ein Arsenikesser ohne Gift nicht mehr leben kann, muß man doppelt gut sein. Da ist mir allemal, als sehe ich dem lieben Gott vor mir stehen und die Hände falten: Leuteln, mit dieser Pilgerin habet mir doch Geduld, sie ist mir halt ein wenig mißrathen und kann selber nichts dafür. Ich will sie ja bald zu mir nehmen, nur ein klein Weilchen noch achtet mir auf die Rebekka, sie ist Euere Schwester, sie ist halt auch mein Kind."

Noch einmal paart sichs in Altenmoos.

In der darauffolgenden Nacht geschah es, daß der junge Florian Hüttenmauser plötzlich geweckt wurde. Er lag im Schafstalle so hoch an der Wand, daß die Schafe nicht emporlangen konnten, ihn zu belecken. Wohl aber war es schon geschehen, daß ein Zipfel der Bettdecke hinabhieng und daß sie bei diesem Zipfel das Zeug zu Boden zerrten; da hatte der schlafende Bursche nichts, um sich einzuhüllen, als die dichte dunstige Finsternis des Stalles.

„Knabe! Knabe, heb' Dich!" Ein zweifacher Stoß mit der Faust, das ist genug. Das weckt sogar einen gesunden Bauernburschen aus den ersten Schlaf. Und vor Mitternacht, das ist noch der erste Schlaf. Da sich der Florian nicht sobald ermuntern konnte, er war gewißlich in einem süßen Traum

geschwommen, so zischelte ihm Einer ins Ohr: „Florian, es brennt!"

Daß er — der da weckte und sprach — es so heimlich sagte, ist kein Wunder, denn es war ein heimlicher Brand. Der Ladislaus stand da, kein Anderer, als der Oberförster der Wälder des Kampelherrn hatte sich in den Schafstall geschlichen um den jungen Bauer zu wecken, denn heute konnte er diesen besser brauchen, als den alten, der nicht gelenkig genug war, um für alle Fälle . . .

„Florian!" sagte der Oberförster, als sich der Bursche ein wenig emporgearbeitet hatte, „ich weiß mir nicht mehr zu helfen, mein Rosenkranz muß einen neuen Knoten kriegen heute Nacht. In den Reuthof gehe ich hinauf. Du gehst mit, mußt auf der Wacht stehen."

Wenn er ihm das Kopfabschneiden versprochen hätte — des Florian seiner stand frisch und keck genug auf dem neunzehnjährigen Rumpf — es wäre dem Burschen nicht so arg gewesen, als dieser Befehl. Er wußte nur zu gut, was das zu bedeuten hatte: der Oberförster gehe in den Reuthof hinauf. Für nächtig Stund' ein Kreuzzeichen machen ist allemal gut, aber besser, denn eins mit dem Daumen über das Gesicht, ist eins vom Schmied im Fenster. Am vorigen Sonntag hatte es ihn gefreut, den Florian, daß manche Fenster im Reuthofe keine Gitter haben, heute ärgerte es ihn höllisch. Der Jakob ist viel zu unvorsichtig.

Wache halten! An der Hausecke Wache halten, ob nichts Gefährliches vorgehe, während der alte Sünder an ihrem Fenster steht. Den Dienst verweigern? Undenkbar, und schließlich immer noch besser, dem Vorgang in der Nähe sein, als im Schafstall zu liegen, dieweilen die Angerl etwa eines Schützers bedarf.

Doch machte der Florian noch den Einwand: „Es kann aber regnen in dieser Nacht."

„Macht nichts," antwortete der Oberförster, „ich komme unter Dach."

„Solls bleiben lassen, der Herr, wenn er schon allein —" keine Kurasch hat, wollte der Florian beisetzen, zum Glück gelang es ihm, das Wort zwischen den Zähnen todt zu beißen.

„Der Hund ist ja hin. Wenn nur das alte Beest nicht im Haus wäre," sagte der Oberförster, er meinte den Luschel-Peterl, der nächtlicher Weile manchmal um's Haus herumschlich und Lärm schlug, wenn er etwas Verdächtiges gewahrte. „Der lärmt schon," meinte der Ladislaus „wenn im Hollerbusch einmal ein paar Nachtigallen miteinander scherzen. Natürlich, dieser Vogel, was hat der schon für junge Leute verführt!"

Kurz, der Florian mußte mit dem Förster gehen.

Zwanzig Minuten später stand er beim Reuthof an der Hausecke, wo er einerseits die Wand mit dem tödtlich süßen Fenster, an dem der Oberförster stand, andererseits die Stallungen, den bekannten Moosbären und den Weg übersehen konnte. Ueber der Linde stand der Mond, der machte ein Spitzbubengesicht, als wollte er dem Burschen einen guten Rath zuflüstern. Der am Himmel selbst schien es zu begreifen, was das für eine Pein sein muß, eine grausame Pein, wenn ein Anderer am Fenster Deines Liebchens steht, und Du mußt sieben Schritte davon in den Erdboden gewachsen sein wie eine Pappel. Und sollst zuschauen, wie des fremden Buhlen Kopf zum Fenster hineintrachtet. Und hast Du jemals gesehen, daß, wenn der Kopf irgend wo hin will, der übrige Kerl zurückbleibt? Aber deß war der Florian entschlossen, wenn es zu diesem Aeußersten kommt, so ändert er seine Stellung! Das Herz that ihm weh zum Sterben. Ein Bengel, der schon öfter als fünfundvierzigmal Fastnacht gefeiert, ein Wirbelthier, dem man um seinen Hals den Knoten machen soll in der bekannten Seidenschnur, dieser Mensch am Fenster der laubfrischen Angerl! — Das Herz that dem Florian weh zum Sterben.

Plötzlich war der Oberförster vor dem Fenster verschwunden.

Eilig lief der Florian hinüber zum Moosbaaren. Von früher her wußte er, daß dort der Luschel-Peterl schlafe. Mit dem wollte er sich rasch verbinden.

Wie das Bretterthor des Moosbaaren sonst von außen zuzusperren gewesen, so war es heute nach innen zugehängt, der Bursche riß das Kettchen mit Gewalt entzwei.

„Wer ist da?“ hörte er fragen in der Kammer. Eine Weiberstimme. Der Florian stand wie an die Schwelle gewurzelt, über ihn schien der Mond hinein, um zu kundschaften; aber der kam nicht weit, hart vor den Burschen auf die Dielen legte er sich breit hin, und was im finsteren Hintergrunde war und gerufen hatte, das sah er nicht.

„Wer ist da?“ rief es ein zweitesmal schneidig, nun brannte auch schon das Streichhölzchen, das sie hoch emporhielt, während sie die andere Hand als Blende über die Augen legte.

Der Florian konnte die leichtfertigen Ausrufe heiliger Namen nicht leiden, aber diesmal rief er selbst, und sicher zum erstenmal in seinem Leben: „Jesus Maria Josef! — die Angerl!“

Da saß sie auf dem Strohlager und weil das Flämmchen schon ihre Finger bedrohte, so zündete sie rasch die Talgkerze an, die neben dem Bette auf dem Fletz stand. Und eilig hatte sie es, das weiße Hemdlein über ihrem Busen zusammenzuziehen, der kühlen Nachtluft wegen.

„Angerl!“ sagte der Florian und schier die Kammer begann zu tanzen um den verwirrten Jungen, der vor lauter Befangenheit nicht zu unterscheiden vermochte, ob er plötzlich im Himmel oder in der Hölle sei. „Angerl, wie kommst Du da her?“

„Das will ich Dich fragen,“ antwortete sie ganz unbefangen; „wenn Du Dein Bett suchst, Florian, im Reuthof stehts nit.“

Hierauf entgegnete der Bursche gar verzagt: „Will ich mich halt draußen auf den nassen Rasen hinlegen. An mir liegt ja nichts.“

Ein wirksameres Wort kann Keiner finden. Im Augenblicke wurde das Dirndel übermannt, aber nur von Mitleid.

„Hättest ja wohl Platz gehabt im Moosbarren,“ sagte sie, „wenn nicht die alte Rebekka in meinem Stübel thät liegen.“

„Die alte Rebekka thut heut' schlafen in Deinem Stübel?“ fragte der Florian.

„Junge Leute müssen den alten allemal das Vorrecht lassen, voraus wenn sie so mühselig sind, wie die Rebekka. Für mich ists da auch gut, ich mag auf Glasscherben liegen, wenn ich schläferig bin.“

Die Füße des Burschen hatten mittlerweile ein paar ganz bescheidene Schrittchen gemacht hin gegen den Strohschaub.

„Erlaubt es denn Dein Vater, daß Du Licht brennst in der Strohkammer?“

„Sonst thäte ich ja den jungen Hüttenmauser nicht sehen,“ spottete sie, „so saubere Leut' muß man sich anschauen.“

„Alsdann auch das lange Haar aus dem Gesicht, sonst siehst Du mich nicht,“ sagte der Schalk und beugte sich zu ihr nieder, um die schwarzen Locken, die etwas verworren über ihr Antlitz und den Busen wallten, mit seinen fleißigen Händen zu ordnen.

„Oho!“ versetzte sie, „haarmachen, das kann ich schon selber! Letztlich hast mich überlistet, heut' bin ich gescheiter,“ faßte mit ihren Händen die seinen und hielt sie fest. Den Florian freute es, daß er sie heute kecker fand, als am vorigen Sonntag. Ein Leichtes wäre es ihm gewesen, sich zu befreien, aber nicht um Himmel und Erde hätte er sich dieser Gefangenschaft entziehen mögen. Er kniete vor ihr und von ihren Armen gefesselt schaute er ihr in die Augen.

In diesem Augenblick gieng zur offenen Thür der Jakob herein. Jetzt

ließen sie sich freilich los, kauerten aber wie arme Sünder da und regten sich nicht. Die Angerl verdeckte mit ihren Händen Busen und Gesicht, der Florian starrte trotzig auf den Reuthofer und nur seine Augenwimpern zuckten. Der Jakob stand in seinem Nachtkleide völlig sprachlos da und schaute sie an.

„Angerl," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, „das hätte ich nicht gedacht, daß Du so falsch sein könntest gegen Deinen Vater."

Sie that einen Schrei, wendete sich und wimmerte in ihr Kopfkissen hinein.

„Wenn Du," fuhr der Vater fort, „die Thür Deiner Kammer nicht von innen willst verschließen, so wird Dir viel Unglück hineingehen über Nacht."

Da richtete sich der Florian auf und sagte: „Sie hat sie von innen verschlossen gehabt. Ich habe sie mit Gewalt aufgerissen. Aber glaubt mir, Reuthofer, ich bin nur hergekommen, um die Angerl zu schützen."

„Ha ha!" lachte der Jakob auf, „Du wirst sie schützen! Bedank' mich. Ich rathe Dir, Hüttenmauser, daß Du allsogleich Deine Beine probierst, sonst könnten wir ungleich aufeinander gerathen!"

„Fortgehen thu' ich jetzt nicht," sagte der Bursche. „Wie es mit uns zwei steht," er deutete auf das Dirndl und sich selber, „Ihr könnt Euchs jetzt denken. Wir haben uns gern. Und ich will wissen, wie ich dran bin. Kann ich sie haben oder nicht?"

Der Jakob wollte diesem herrischen Werber eine etwas dämpfende Antwort geben, er thats aber nicht. Er dachte: im Grunde hat er recht. Ich habe um mein Weib auch nicht viel gebeten. Wer eins ernähren kann, der hat das Recht auf eins; wer mit einem so gute Bekanntschaft gemacht, wie es hier der Fall zu sein scheint, der hat die Pflicht zu ihr. Was soll's da noch viel Bitten!

So fragte der Jakob nur: „Und was wirst Du dazu sagen, Angerl?"

Es gieng lang her, bis sie ein Zeichen als Antwort gab. Dieses Zeichen bestand darin, daß, während ihr Gesichtlein noch im Kissen vergraben war, sie ihre Hand ausstreckte nach der des Burschen.

„Wenns Gott haben will!" sprach jetzt der Jakob. „Sie ist halt noch nicht zwanzig Jahr alt. Aber das muß ich sagen: Das Zusammenhalten ledigerweise, das leide ich nie und nimmer. Wenn es Dein heiliger Ernst ist, Florian, und daß Du von Vaterswegen auf Dein Hüttenmauser-Haus heiraten kannst, so komme in einer Woche ehrsam zu mir und meinem Weib und sage Dein Begehr. Wenn bishin Keines was dagegen hat, nicht Dein Vater und nicht mein Weib und nicht ich und nicht sie selber, so kann es uns gefreuen, daß zu Altenmoos sich auch wieder einmal etwas paart in Ehren. — Und jetzt, Angerl, mach', daß Du mit mir ins Haus kommst."

Der Florian drückte dem Mädchen noch die Hand, berührte auch ein wenig die des Jakob, dann taumelte er hinaus und wußte nicht, wie so plötzlich das hatte kommen können. Er war so viel als Bräutigam. Das, wozu er seit länger als einem Jahr vergeblich Muth gesammelt hatte und wozu reichlich ein weiteres Jahr vonnöthen schien, das war auf einmal vollbracht. Er war so viel als Bräutigam. Und dazu muß erst der Oberförster kommen und ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf wecken!

Wo war denn aber der Oberförster? dort hinter der Kapelle des heiligen Jakobus stand er, fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht und fluchte Einiges in die Bretter hinein.

„Bin ich noch vonnöthen?" fragte ihn der Forian.

„Geh' zum Teufel!" knurrte der Oberförster. Der Florian dachte: diesmal wird kein Knoten gemacht in seiner Schnur.

Am nächsten Tage fiel es den Leuten auf, daß der Herr Oberförster ein zer-

schundenes Gesicht hatte. — Mit einem Lämmergeier hätte er gerauft, erzählte er. Der Florian, der von dieser Mär hörte, meinte bei sich: Wenn ich schon einmal Oberförster bin und kann lügen wie ich will, so lüge ich gescheiter.

Mit der Heiratsgeschichte gieng es wirklich so glatt weiter, als es angefangen hatte. Der alte Hüttenmauser hatte Ja gesagt, der Jakob und sein Weib hatten Ja gesagt, die Verwandten hatten Ja gesagt, und es war Keiner, der die Sache zu hintertreiben suchte oder böse Umrede besorgte, wie das sonst bei Heiraten, gleichsam als zu den Hochzeitsgebräuchen gehörig, üblich ist. In seiner Herzensfreude war der Florian ungeschickt genug, es der Angerl zu gestehen: „Daß ich Dich so leicht sollt' kriegen, das hätte ich nicht gedacht."

„So?" entgegnete sie, „wer sagt denn, daß Du mich kriegst? Die Anderen, die Ja gesagt haben, sollen Dich ja mögen. Ich mag Dich nicht."

So ernsthaft brachte sie das vor, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Da dauerte er ihr und sie fiel ihm lachend um den Hals.

Der Florian, durch die Liebe neu ermuthigt, wollte nun sein Gütel wieder aufrichten. Unter Anderem trachtete er etwas zu ändern, was ihm schon lange ein Dorn im Auge, oder vielmehr im Ohr gewesen war. Der Name Hüttenmauser war ihm nicht recht. Er behauptete, sein Haus müsse ursprünglich zum Hüttenmoser geheißen haben, und wollte ihn dahin abändern. Allein sein Schwiegervater widerrieth ihm das. Die Vorfahren, so weit man zurückdenke, hätten Hüttenmauser geheißen, und so solle es dabei verbleiben.

Es verblieb aber doch nicht lange dabei, daß sie Hüttenmauser hießen.

Die Trauung fand in Sandeben statt, das Hochzeitsmahl aber bereitete die Maria auf dem Reuthofe.

Auf der Heimkehr von der Trauung gieng das junge Ehepaar — was ganz selbstverständlich ist — abgesondert von den Hochzeitsgästen. Als sie auf die Sandlerhöhe kamen, wo die Stiegel über den Zaun war, ritt auf diesem Zaun der Ladislaus und machte ein Festtagsgesicht, als ob er dazugehörte.

„Hier rückt was Doppeltes an," schmunzelte er dem Paare entgegen, „und das sollte ich eigentlich gar nicht über die Stiegel lassen ohne Mautgroschen. Ein Küssel, denke ich, wird nicht zu viel sein."

„Gern!" sagten die Zwei und küßten sich.

„So ists nicht gemeint," versetzte der Oberförster. „Ich will das Küssel haben."

„Gern," sagte der Florian, packte den Mann und gab ihm einen Schmatz auf die Wange.

Mittlerweile waren auch Andere herbeigekommen und da wollte der Förster nicht der Ueberlistete sein.

„Die schöne Braut ist sehr bekümmert," sagte er, „daß ihr Herr Bräutigam an diesem Tag einen Kuß an einen Oberförster verschenkt hat. Ich bin ritterlich genug, ihr Eigenthum zurückzustellen." Damit wollte er der Angerl einen Kuß geben, im Augenblick war der Florian dazwischen. „Oho!" rief er und suchte den Förster bei Seite zu schieben. Dieser stemmte sich, es hub ein Ringen an zwischen den beiden Männern und die Umstehenden lachten. Das Lachen währte nicht lange, bald sahen sie, das Ringen war kein Hochzeitsspaß, sondern bitterer Ernst. Der Förster hatte seine Faust dem Partner an den Hemdkragen gekrampft um ihn zu würgen, daraus erkannte der Florian, daß Krieg erklärt war, er nahm ihn auf als einen Kampf mit dem Nebenbuhler, und nach einigem Hinundherfahren auf dem Rasen schleuderte er den Förster zu Boden.

Scheinbar gelassen erhob sich dieser, nahm vom Zaune sein Gewehr und schritt finster davon.

„Der Oberförster ist gefallen!“ jubelten die Leute.

Der Florian wendete sich langsam zu ihnen und sagte: „Der Hüttenmauser ist gefallen.“

Zur Stunde wußten sie nicht, wie das gemeint war.

Später haben sie es wohl erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Das große H.

Skizze von Paul Andor.

Von jeher war es mein stiller Wunsch gewesen, einmal einer jener Größen, die die Geschicke der Welt lenken, allein im Eisenbahncoupé zu begegnen, um ihr einige derbe Wahrheiten zuzurufen, wie sie sie vielleicht niemals zu hören bekommt. Eine solche mehrstündige Fahrt mit einem Monarchen z. B., oder mit seinem ersten Minister, auch allenfalls mit dem Papst, oder meinetwegen mit einem der Finanzkönige Europas, würde ein kostbares Zwangsmittel geben, um einen dieser Mächtigen der Erde festzuhalten. Ein Entrinnen wäre da kaum möglich, und er müßte nolens volens hören.

Diesen Hochgenuß hatte ich mir schon oft mit der schönsten Schadenfreude ausgemalt, und richtig, im Frühherbst des vergangenen Jahres sollte ich auch endlich etwas erleben.

Der Abschluß eines wichtigen Geschäftes führte mich um diese Zeit nach X, einer großen Handelsstadt; ich hatte dort sehr bedeutende Abmachungen zu Ende zu führen. Unter solchen Umständen läßt es sich ermessen, wie groß mein Verdruß darüber war, daß ich, kaum angelangt und schon nach den ersten Unterredungen mit den Geschäftsfreunden die Ueberzeugung gewann, daß ich mich unverrichteter Sache wieder umzukehren entschließen mußte. Mit den Leuten war im gegenwärtigen Augenblick absolut nichts anzufangen; sie hatten allesammt vollkommen die Köpfe verloren. Und abzuwarten, bis sich so viele krause Ziffernbehälter wieder beruhigten, dazu fehlte es mir durchaus an Zeit.

Die Tagesblätter hatten nämlich fataler Weise eben das Eintreffen eines weltberühmten Financiers in ihren Mauern brühwarm verkündet, eines Matadors, der es liebt „mit jedem jungen Jahr“ und sei es auch im Herbste, als deus ex machina auf der Oberfläche irgend eines calamitosen Geldmarktes zu erscheinen und die Welt mit Convertirungen, Orakelsprüchen, dunklen Andeutungen und mystischen Operationsvorschlägen durch einige Zeit in Athem zu halten.

Natürlich richteten sich die Blicke der ganzen Geschäftswelt sofort mit Spannung den neuesten Wundern und Zeichen zu, die das Erscheinen des Gewaltigen wenigstens in den Spalten der Börsen- und national-ökonomischen Blätter stets begleitete. Alles schnupperte erwartungsvoll in der Luft und Niemand verspürte Lust abzuschließen. Was blieb mir Anderes übrig, als wieder abzuziehen und mich auf einen günstigeren Zeitpunkt zu vertrösten.

Daß ich das goldige Gestirn, das meine silberhellen Pläne so unliebsam vereitelte, nicht gerade segnete, das wird mir Niemand verdenken. Aerger und Verdruß wirken auf gewisse Naturen appetitreizend. So kam ich am Abend meiner Rückreise mit einem Wolfshunger am Bahnhof an, was die Be-

stellung eines copiösen Imbisses in der Restauration zur Folge hatte. Um die Ungeduld meines Magens zu bezähmen, griff ich nach dem nächsten Brotkorbe, und da in dessen unmittelbarer Nachbarschaft das Abendblatt lag, langte ich es mit herüber. Natürlich! das erste worauf mein Blick fiel — der Name des goldenen Kalbes.

„Daß einen dieser lederne Geldsack mit seinem Geklimper bis in das Bierglas hinein verfolgen muß", so oder ähnlich ästhetisch mag eine innere Stimme bei mir geknurrt haben. Wie lächerlich! Ich hatte den Mann niemals gesehen, und so oft ich den ominösen Namen las oder nennen hörte, erschien vor meinen Sinnen immer ein ganz bestimmtes, scharfgeschnittenes Profil deutlich und bis in die kleinsten Details ausgearbeitet, so daß ich es hätte malen können.

Oft schon war es mir trostreich, auch von Andern bestätigt zu hören, wie sich mit gewissen Orten und Namen zuweilen so bestimmte Vorstellungen verbinden können, daß sie sich unausrottbar in unserem Gehirn festsetzen und merkwürdiger Weise sehr häufig in der Wirklichkeit ihre Bestätigung finden. Diese meinem Hirnkasten innewohnende Eigenschaft nennen Freunde „eine lebhafte Phantasie"; ich befürchte aber, daß sie in einiger Beziehung steht zu jenem gewissen Samenkorn, von dem ein bekannter Psychiater behauptet, daß es, mehr oder minder entwicklungsfähig, die meisten nervösen Menschen in sich tragen.

Diesen Grübeleien machte das Aufmarschieren der vollen Schüsseln bald ein erwünschtes Ende, und nach dem Souper fühlte ich mich mit dem Schicksal schon so ziemlich ausgesöhnt. Ich begab mich in den Salon, wo ich die Abfahrtszeit abwarten wollte und in der weichen Sofaecke und mit Hilfe einer trockenen Galanes waren in kürzester Zeit auch alle Visionen von Millionär-Visagen gänzlich von mir gewichen.

Außer mir und einigen anderen Gepäcksstücken war noch Niemand anwesend. Die Passagiere füllten vorläufig die Buffetzimmer. Das gedämpfte Licht und die Ruhe in dem wohltemperierten Raum lullten mich bereits in süßes Wohlbehagen, als die Signalglocke ertönte und die Reisenden sich zu versammeln anfiengen. Männlein und Weiblein von recht alltäglichem, uninteressanten Ansehen erschienen gepaart und einzeln, und erst mit dem zweiten Läuten kam etwas Leben in das nüchterne Bild. Es erschien ein elegant gekleideter Herr, dem der Thürsteher unter tiefen Bücklingen die Honneurs des Hauses zu machen schien. Ein livrierter Diener brachte das fein adjustierte Handgepäck herbei und empfahl sich mit demüthiger Miene. Selbstverständlich hatte dieses Gethue alsbald die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; mehr oder minder deutlich sprach aus allen verstohlenen Blicken die Frage: „Wer mag das sein?"

Mir aber schien das Gesicht nicht ganz unbekannt, und schon langte ich nach dem Nasenklemmer, ohne dessen Hilfe es mir schwer wird, aus einiger Entfernung Gesichtszüge zu erkennen, als das mahnende „Einsteigen" jeden weiteren Recognoscierungsversuch abschnitt.

Für eine Nachtfahrt ein leeres Coupé ergattert zu haben, ist gewiß reichlicher Grund zu innerer Zufriedenheit und in diesem angenehmen Bewußtsein war die erste Stunde bereits vergangen, als ich unversehens auf einer Zwischenstation, durch das Einsteigen eines höchst unwillkommenen Zweiten aus all meinen Träumen gerissen wurde.

Es ist merkwürdig, wie schnell dem Culturmenschen unter gegebenen Verhältnissen die sogenannte gute Lebensart, auf die man sich so viel zugute thut, abhanden kommen kann, und es würde mich gar nicht Wunder nehmen, wenn jenem Fremdling damals gleich durch mein Benehmen ganz ähnliche

philosophische Gedanken aufgeblitzt sein sollten. Der erste Impuls ist immer der richtige.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen," sagte er höflich grüßend, „in dem Schlafwagen war mir ein unleidlicher Geselle beigegeben worden, der eine ganz unerträgliche Atmosphäre um sich verbreitete; eine andere Schlafstelle ist nicht zu haben; so blieb mir denn nichts übrig, als des Schaffners Rath zu befolgen und in dieses Coupé einzusteigen. Ich will Sie so wenig als möglich belästigen."

Die verbindlichen Worte waren mit unverkennbar ausländischem Accent gesprochen. Ein kühles: „Ich bitte" — meinerseits brach zwar alle weiteren Auseinandersetzungen ab, hinderte jedoch den Eindringling keineswegs, in den Vorbereitungen zu einer möglichst bequemen Nachruhe fortzufahren. Zuerst wollte es mir nicht gelingen, einen günstigen Beleuchtungsmoment zu erhaschen, um seine Gesichtszüge zu erkennen. — Man liebt es doch, zu wissen, mit welcher Physiognomie man sein Lager theilt — bis er selbst eine zierliche Taschenlaterne anzündete, mit deren Hilfe er sich nach einem Gegenstande in einem eleganten Reisenecessaire auf die Suche machte. Beim ersten vollen Lichtstrahl, der mir die Züge meines Reisegefährten deutlich zeigte, fuhr ich aber wie elektrisiert zusammen. Beim Himmel! Das war die Millionär-Visage wie sie allemal vor mir auftauchte, sobald der Conversionen-Goldprioritäten-Rentenmann in den Zeitungen zu spuken begann. Und — ja wahrhaftig, es ist derselbe Wichtigthuer, den vorhin der Thürsteher im Wartesalon so heftig anknixte.

Ich war bei dieser Entdeckung urplötzlich ganz und gar wachgeworden und alles Ruhebedürfnis schien mir abhanden gekommen zu sein. „Das wäre ja ein köstliches Spiel des Zufalls — doch nur sachte — stellen wir nur zuerst weitere Beobachtungen an." So besänftigte ich das bewußte, gefährliche Samenkorn, das sich heftig zu regen begann.

Mein schräges vis-à-vis hatte unterdessen aus tadellosen Reiseutensilien eine feine Reisedecke und ein praktisches Kopfkissen ausgekramt, auf das nicht allzureich gelockte Haupt ward eine Sealskinmütze aufgestülpt, und nun langte er nach einem portefeuilleartigen Stück, auf dessen Vorderseite meinen Späherauge sofort ein kunstreich geschnörkeltes großes H auffiel. — „Da haben wir's — H! — kann auch das bloß Zufall sein? — Es stimmte Alles dermaßen zu meinen Vorstellungen, daß ich mich bald ziemlich sicher meiner Sache fühlte. Jetzt lag natürlich mir sehr viel daran, die so jählings abgebrochenen Beziehungen auf eine plausible Weise wieder anzuknüpfen. Ich hatte bemerkt daß meine mir in den Rachen gelaufene Beute nicht rauchte; ich zog eine frische Virginia hervor und begann aus voller Kraft zu dampfen. Die nächste Folge davon war ein leichtes Räuspern von drüben. — „Der Rauch scheint Sie zu belästigen, mein Herr?" — „O keineswegs," versicherte er lebhaft und fügte gleich redselig und offenbar erfreut von dem Einstellen der Feindseligkeiten hinzu: „wo die gêne anfängt, da hört die Gemüthlichkeit auf, das ist mein Grundsatz — bitte also nur immer zu."

„Aha" dachte ich, „also eine neue Variante; bisher hatte der Herr Commerzienrath das geflügelte Wort in anderer Form ausgegeben, es hieß: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf." Er scheint, wenn es ihm paßt, auch sein Geistescapital in die gangbare Münze umzusetzen. — Nun ich will mir jedenfalls die prächtige Gelegenheit zu Nutze machen und dem Goldmanne einmal ein Gedenkzeichen von dieser Reise mit auf den Weg geben. Diese großen, mit allen Regierungen pactierenden Götter sind blind und taub für das Unheil, das sie geschäftlich über ein Land zu bringen vermögen, ihre Beeinflussung

des Geldmarktes kann eben in diesem Augenblick von geradezu unberechenbaren Folgen für die nächste Zukunft werden; er soll es von mir hören daß es eine Gewissenlosigkeit ist, kleine Leute durch . . . . ."

Heftiges anhaltendes Husten drang aus der dunklen Ecke herüber und unterbrach meinen stillen Monolog. Ich hatte im Eifer meiner wortlosen Standrede das ganze Coupé mit dicken Rauchwolken erfüllt, und beeilte mich jetzt durch Oeffnen der Ventilation die Luft etwas zu verbessern, den Glimmstengel warf ich weit fort, in die Nacht hinaus. Gegen diese edle Handlung aber protestierte mein ahnungsloses Opfer auf das entschiedenste:

„Das kann ich wirklich nicht dulden, Sie treiben die Gastfreundschaft zu weit — erlauben Sie im Gegentheil, daß ich Ihnen eine frische Cigarre anbiete." — Das Eis schien gebrochen, ich hatte meinen Zweck erreicht und ein Gespräch war angeknüpft. Das eben berührte Thema der Gastfreundschaft, gab dem Fremdling Anlaß zu einer schwungvollen Dithyrambe auf unsere österreichische Hospitalität. – „Das ist noch ein letzter Rest guter alter Sitte" wehrte ich bescheiden „im großen Ganzen sind wir in Nichts besser und vielleicht in manchen Dingen weniger wert als die anderen Culturvölker."

„Sie thun sich schweres Unrecht mein Herr" — vertheidigte der Andere warmen Tones, — „wir Ausländer wissen die Vorzüge unserer Stammesgenossen an der Donau besser zu würdigen. Ich selbst komme in aller Herren Länder herum (ich spitzte die Ohren) und muß vermöge meines Berufes mit Menschen der verschiedensten Gesellschaftsclassen verkehren (Aha! jubilierte ich.) — Nun ich kann Sie versichern, daß ich in keinem Staate ein solches Entgegenkommen, eine solche Fülle von prächtigen Eigenschaften vereinigt gefunden habe, wie in den Ländern Ihrer Monarchie, und vor Allen bei Ihren herrlichen Wienern." Ich quittierte dankend im Namen meiner Landsleute und holte aber gleichzeitig zu dem ersten wuchtigen Hiebe aus: „Die Charaktereigenschaften eines Volkes muß man nicht nach einem kurzen Aufenthalt in der Residenz und noch weniger nach einem flüchtigen Verkehr mit jener Sorte von Menschen beurtheilen, die der Firnis der Wohlerzogenheit überall mit einer so dichten Schicht überzogen hat, daß ihre eigentliche Natur gar nicht mehr zum Vorschein kommt. Daß die vielbelobte Wiener Gemüthlichkeit einen unserer Vorzüge bildet, will ich übrigens gerne gelten lassen, nur wünschte ich, daß auch andere unserer Tugenden sich ebenso in Aller Munde befänden und nicht so beharrlich todtgeschwiegen würden. Wir besitzen Energie, Ausdauer, Arbeitslust, Geschmack, Geschäfts- und Kunstsinn. Weshalb werden diese unsere guten Seiten nicht ebenso belobt? Glauben Sie mir, es ist traurig, daß selbst solche Persönlichkeiten, die vermöge ihrer Machtstellung in die Lage kommen, sich mit dem Wohle, mit der wirtschaftlichen Besserung in unserem Staate zu beschäftigten, sich nicht der Mühe unterziehen, unsere wahren Bedürfnisse zu studieren; ja, daß man es gerade von dieser Seite nicht immer verschmäht, unsere vielgerühmte Gemüthlichkeit, auch geschäftlich, in nicht sehr gewissenhafter Weise auszubeuten" — Ciappa su e porta a casa — sagt der Venetianer. Meine Tirade hatte offenbar ihre Wirkung gethan. Mein Gegenüber blickte ganz verdutzt darein. „Sie sprechen da eine große Beschuldigung aus," sagte er ziemlich kleinlaut, ich aber ließ mich nicht beirren und feuerte ihm mein volles Geschoß in's Gesicht: — „Mein Herr, ich gehe gern loyal zu Werke," versetzte ich entschlossen, „ich bin mir wohl bewußt, mit wem ich die Ehre habe, dieses Nachtquatier zu theilen," — ich neigte leicht grüßend den Kopf — „und habe das Gesagte nicht ohne Absicht gesprochen. Sie werden

meinen Freimuth entschuldigen, auf Reisen darf man sich manches erlauben, und ich glaubte es in Ihrem eigenen und in dem Interesse meines Vaterlandes geboten, Sie über die wahre Denkweise der Wohlmeinenden aufzuklären!"

Ganz bestürzt hatte sich der so jählings Angegriffene aufgerichtet: „Erlauben Sie," sagte er mit scharfer Betonung, „Sie haben eine sonderbare Auffassung von Loyalität; ich wenigstens habe bisher nicht gewußt, daß unter diesem Namen ein nächtlicher Ueberfall bekannt ist, wo einem Grobheiten an den Kopf geworfen werden, vor denen man sich gar nicht retten kann. Vielleicht werden Sie sich wenigstens zu einer Erklärung herbeilassen, denn es kann mir wahrlich nicht gleichgiltig sein zu erfahren, was Sie zu solchen ehrenrührigen Anschuldigungen berechtigt. Meine Unternehmungen tragen Alle den Stempel höchster Solidität an sich, niemals ist noch eine Klage über mein Vorgehen eingelaufen und die ganze Welt stellt mir das Zeugnis eines reellen Geschäftsmannes aus. Wie kommen Sie dazu, mir solche Vorwürfe zu machen?" Ich wollte erwidern, aber er hatte sich dermaßen in Hitze geredet daß er, ohne mich zu Wort kommen zu lassen, sogleich wieder fortfuhr: „Weder ich selbst, noch das große Unternehmen, das ich seit Jahren zu vertreten die Ehre habe, würden jemals zu jenen Pressionsmitteln unlauterer Art greifen, die heutzutage vielfach angewendet werden, und ich kann mich rühmen, den guten Ruf meines Welthauses in halb Europa mit begründet zu haben, und nun kommen Sie, mein Herr – wahrscheinlich ein Concurrent, nicht wahr? — und wagen es, mir von Ausbeutung zu sprechen . . ?"

Ich versuchte wieder, ein aufklärendes Wort einzuschalten, unmöglich; der geweckte Leu brüllte fort: „Hier, sehen Sie" — mit fieberischem Zucken der Hand ein dickes Portefeuille aus der Brieftasche ziehend — hier" — er brachte ein großes Blatt nach dem andern aus den Fächern hervor. — „Eine Bestellung der Fürstin O., die den ganzen Trousseau ihrer Tochter bei mir angeschafft hat — hier ein Auftrag der Generalin von A., die für ihre Salons alle Möbelstoffe bei mir bestellte — hier —" den Rest hörte ich nicht mehr, — ich glaube, es schwanden mir die Sinne. Als ich meiner selbst wieder mächtig ward, graute es bereits und bei anbrechendem Tageslicht las ich mechanisch die in großen Goldlettern prangende und mit Medaillen übersäete Aufschrift einer mir im Schoße ruhenden Karte:

J. M. Halenius

alleiniger Vertreter der Firma X. Y. in Berlin, k. Hoflieferanten für Modes, Confections, Ameublements und Nouveautés.

Dorfrichter und Pope.

Ein Culturbild aus dem Osten von **Ferdinand Schifkorn.***)

Das rumänische Karpathendorf unterscheidet sich von all den berühmten und unberühmten Bergorten des cultivierten Westens vorzüglich durch seine Waldeinsamkeit, seine Weltverlassenheit in weiter und unentweihter Wildnis. Vier Meilen bis zum nächsten bewohnten Orte, acht bis zum nächsten Marktflecken oder Städtchen sind gewöhnliche Entfernungen für Karpathendörfer, und bedenkt man ferner, daß diese Distanzen zum größern Theil auf Saumwegen zurückgelegt werden müssen, auf welchen, so lange die Welt steht, kein Wagenrad eine Spur zurückgelassen, daß das Echo dieser imposanten Bergwelt noch durch keinen Pfiff einer Lokomotive geweckt wurde, dann wird man leicht begreifen, wie der Wanderer solch' menschliche Niederlassung mit anderen Gefühlen und Gedanken betritt, als jene Schweizer oder Tyroler Kunstdörfer mit ihren stilgerecht erbauten Häuschen, ihren Hotels, ihren Posthäusern oder Bahnhöfen, Führern, Händlern und Speculanten jeder Art.

Wir wandeln im stillen, ernsten, heiligen Urwalde auf schmalem, vielgewundenem Pfade abwärts; da — eine jähe Wendung um die Felsenkanten des waldumrauschten majestätischen Bergkolosses und zu unseren Füßen liegt das reizende Gebirgsdorf wie vom Himmel gefallen, so frisch, so ursprünglich, so eigensinnig eingekeilt zwischen Fels, Wald und rauschendem Bergwasser, jede Hütte für sich ein eigenes Reich, eine Strophe der lieblichen Dorfidylle bildend, und also thalaufwärts aneinander gereiht, wohl eine Wegstunde lang, ehe die letzte menschliche Wohnung wieder das Ende der Niederlassung kündet.

Es ist Abendzeit. In dem kaum hundert Schritte breiten Thale ist es längst schattig geworden, dunkelt es schon, wenn die Höhen noch die feurigen Strahlenküsse der sinkenden Julisonne empfangen. Feierliche Stille herrscht, welche das Geräusch des in mächtigen Bogen abwärts eilenden Bergflusses, vereint mit dem Rauschen des die beiden Thalwände bekleidenden Waldes, dieser köstlichen Musik der Natur, um so harmonischer wirken läßt. Das Dorf scheint wie ausgestorben; die einzelnen, hinter Pflaumenbäumen und Erlenbüschen versteckten Häuschen verrathen so wenig Leben wie der schmale Fußsteig, der sich durch das Thal windet, oder die schwanken Bretterstege, welche das reißende Gebirgswasser überspannen.

Doch sieh', jetzt wirbeln bläuliche Säulen aus einem der niederen Schindeldächer zu dem schmalen Streifen Himmel empor, der das enge Thal für das Auge abschließt; eine zweite und dritte Rauchsäule wird sichtbar, und endlich gibt es keine Behausung im Dorfe mehr, dessen Dachluke nicht jene anheimelnde bläuliche Wolke entstiege, als untrüglicher Beweis von der Anwesenheit eines am häuslichen Herde schaffenden Wesens. Es ist die Stunde, um rechtzeitig den eisernen Wasserkessel für den abendlichen Maiskuchen (Polenta) über das Feuer zu hängen, und wie als Antwort auf so

*) Aus dessen an anderer Stelle gewürdigtem Werke: „Culturbilder aus dem Osten“. (Leipzig, Eugen Peterson, 1887.)

erfreuliches Signal tönt harmonisches Schellengeläute von der Höhe nieder, nahende Herden verkündend, begleitet von den Tönen der Hirtenpfeife, deren bald melancholische, bald heitere Nationalweisen zu solcher Zeit, in solcher Umgebung das Gemüth seltsam ergreifen.

Nun beleben sich wie mit einem Schlage Wege und Stege; Kinder, nur mit einem Hemdchen bekleidet, und Frauen eilen hurtig den heimkehrenden zwei- und vierfüßigen Hausgenossen entgegen.

Ei, wie viele Küsse und Umarmungen mancher Schöps, manches Zicklein und manch' ehrsame Kuh von den herbeieilenden kleinen Hausgenossen empfängt — und beinahe hätte ich gesagt — erwiedert! Denn hier in der Wildnis sind Menschen und Thiere noch nicht durch die große sociale Kluft der Bildung getrennt; hier wächst Mensch und Vieh ohne ABC und Einmaleins miteinander auf, kennt und liebt sich, und es ist nichts Seltenes, daß ein junger Menschensproß in kühler Nacht gemeinschaftlich mit dem Lieblingslämmlein bei dem Mutterschafe belebende Wärme sucht und findet.

Auch des Popen junge, schöne Frau eilt herbei, denn es ist Samstag, an welchem Tage der Gatte von der Stinna herabkommt, um den sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten. Das schlanke, kräftige Weib überschreitet den hohen, geländerlosen Steg, ohne auch nur aufzusehen von ihrer Spindel, während der frische Junge auf ihrem Rücken sich lachend über das ihn bergende Tuch biegt, mit Entzücken nach den weißschäumenden Wogen des Bergflusses langend; — ein Fehltritt, ein Moment des Schwindels, und Beide stürzen in die tosenden Wellen, da der Bergfluß nur an einzelnen Stellen, und selbst da nur für kräftige Männer passierbar ist. Allein hier in der Wildniß sind das sichere Auge, die Stahlnerven der flüchtigen Gemse auch den Menschen eigen, und diese Stege werden im Laufe des Tages hundert- und hundertmal auf dieselbe Weise von Frauen und Kindern passiert, ohne daß man je von einem Unglücksfalle hörte.

Jetzt taucht die hohe Gestalt des Popen aus dem Walde empor. Ein Fremder hätte dem kräftigen, wettergehärteten Manne, welcher sich äußerlich von den männlichen Mitgliedern seiner christlichen Herde nur durch einen stattlichen schwarzen Vollbart unterscheidet, wohl kaum die geistliche Würde angesehen. Doch wie er elastischen Schrittes auf der weichen Sandale einhergeht und das dunkle, intelligente Auge hervorblitzt unter dem breitrandigen Filzhute, muß man ihn einen schönen Mann nennen.

O Brigitta, Auserlesene unter den Weibern, wie verzeihlich ist Dein Stolz beim Anblicke dieses Gatten, an welchen sich die Frauen, jung und alt, herandrängen, um die schwielige Hand des Gottesmannes erst an die tief gesenkte Stirn und dann an den Mund zu drücken! Nur Du allein, die Auserwählte, darfst Dich ihm mit vertraulichem Lächeln nahen und ist die gleichzeitige Kniebeugung offenbar nur eine Concession an die Welt, welche ja leicht meinen könnte, der schöne Mann sei Dir gegenüber nur zärtlicher Gatte und nicht auch Geweihter des Herrn; flüstern doch böse Dorfzungen, nicht der hochwürdige Pope Girolamu, sondern Brigitta sei der Herr im Hause, und Ersterer unterwerfe sich den Befehlen seiner Gattin weit unbedingter als den Geboten Gottes, was übrigens dem Manne von schönen Leserinnen gewiß nicht als Verbrechen angerechnet werden dürfte.

Und allmählich wird es wieder still und einsam im Dorfe. Menschen und Thiere verschwinden nach und nach in den niederen Hütten, heiteres Lachen, behagliches Meckern und Muhen tönt noch bisweilen durch die halb

offenen Thüren, doch je dichter die dunklen Schleier der Nacht den heimlichen Erdenwinkel mit all' dem, was darin lebt und webt, einhüllen, um so tiefere Stille herrscht ringsum, also, daß des Käuzchens melancholischer Schrei neben dem Rauschen des Flusses vernehmbar wird, und dann und wann der Aufschrei eines beutegierigen wilden Thieres. Doch stört letzterer die süße Ruhe der Dorfbewohner nicht, Meister Petz und Isegrimm sind zu klug, um ihr Diner in verschlossenen Räumen zu suchen, dieweil es noch auf der Alpe in Hülle und Fülle und in aller Bequemlichkeit zu haben ist.

Und nun schlägt die Stunde des lustigen Geistervölkchens, das bekanntlich nächtlicher Weile auf der Erde schaltet und waltet, so lange es nicht von der Bücher- und Naseweisheit der Culturmenschen vertrieben wird. Wichteln und Gnomen, Elfen und Nixen treiben sich nun herum in Busch und Wald, auf Halmen und Gräsern und Wellenschaum, auf Blättern und Nadeln im lustigen Reigen unter Kichern und Schäkern, oder dringen mit den Strahlen des Mondes in die Schlafstätten der Menschen, um neugierig Alles zu durchstöbern, nach Lust und Laune fördernd oder zerstörend, manchen schlimmen Patron im Schlafe mit schrecklichen Träumen peinigend, manchem lieben Kinde dagegen freudige Zukunft verheißend, bis der erste Hahnenschrei dem tollen Treiben ein jähes Ende bereitet und das Tagewerk der Menschen von Neuem beginnt.

So das Bild zur Sommerszeit.

Gegen Ende August schon ziehen die hohen Bergherren oben den Hermelin über die Riesenschultern, die weiße Pelzmütze über die „erhabenen Häupter", und nun ist es höchste Zeit für Menschen und Vieh, die geschützten Tiefen aufzusuchen.

Einige Wochen noch und schon reichen die Säume des Hermelinmantels hinab bis zur Sohle des Thales; nun gilt es, den langen Winter über das Vieh zu bergen, so gut es eben geht, in Ställen und Hürden, und zu schützen vor Wölfen und Bären, welche, unhold ob solcher Wanderung ihres lebenden Fleischproviantes, alsbald nachziehen, um sich trotz Hunden und Hirten die gewohnten Braten zu verschaffen. Namentlich sind es die Wölfe, welche, die finstersten Nächte, die schlimmste Witterung für ihre Unternehmungen wählend, meist einen oder auch zwei gleichzeitige Scheinangriffe auf die schützende Verzäunung ausführen, um Hirten und Hunde nach einer Seite zur Vertheidigung herbeizulocken, während sie auf der entgegengesetzten Seite sich mit Blitzesschnelle der fettesten Stücke der Herde bemächtigen. Bescheidener und mäßiger erscheint Meister Petz, da er allerwärts Birnen, Aepfel und Pflaumen, vor Allem aber seine Liebingsleckerbissen, Brombeeren und wilden Honig, findet, mit welcher Kost sich der feine Näscher für ein Weilchen wenigstens zufrieden gibt. Da begibt es sich denn zuweilen, daß einer oder der andere der obstlüsternen Dorfbursche sich zum selben Plätzchen findet, das Meister Petz erkiesen, und die beiden Näscher urplötzlich nicht wenig verwundert einander gegenüberstehen, bis der Zweifüßler, sich besinnend, Reißaus nimmt, verfolgt von dem grimmigen Gebrumme des gestörten Vierfüßlers.

Derlei Kämpfe und Begegnungen sind übrigens für Karpathenmenschen nichts weiter als ein anregender Zeitvertreib, ein Ersatz etwa für Sport und Hazardspiel oder die gewohnte Whistpartie des civilisierten Menschen, nur daß der Einsatz nicht in rothem Golde, sondern in rothem Blute besteht.

Doch gibt es auch minder gefährliche Winterbelustigungen für den Bergdörfler. So namentlich jene Feste, welche zur Feier geschlossener Herzensbündnisse, Kindstaufen und Todesfälle veranstaltet werden, wobei es

nicht an Mummerei und Tanz, noch weniger aber an Branntwein fehlt, dem das männliche Geschlecht — leider muß dies gestanden werden — in den Karpathen ebenso warm und innig ergeben ist, wie in St. Petersburg, Berlin oder Wien.

Allerdings ist die Wirkung solcher Ergebenheit nicht die gleiche. Der Karpathenmensch trinkt so viel und wahrscheinlich noch mehr als der Proletarier der großen Städte, dennoch kommen bei den Ersteren Volltrunkene sehr selten, verkommene Individuen aber nach dem Muster der catilinarischen Existenzen der Großstädte nie vor. Allein so unverwüstbar die Natur dieser Bergmenschen auch ist, das Banntweintrinken wird deshalb immer nicht zur Tugend, und speciell für unser Gebirgsdorf wurde es sogar zum Anlasse eines mehrjährigen Bürgerkrieges.

Wie in dem großen Freistaate Amerikas, hatte die Branntweinfrage auch in dem kleinen Karpathendorfe die Bevölkerung in mehrere Parteien getheilt, deren eine, zum größeren Theile aus Vertreterinnen des schönen Geschlechtes bestehend, das Trinken überhaupt (Wasser ausgenommen) für ein unerträgliches Laster erklärte, während die andere Partei, welche sich Freiheitsfreunde (Schnapsfreunde sagten die Frauen) nannte, in dieser Unduldsamkeit eine Beschränkung der eheherrlichen Unabhängigkeit (des eheherrlichen Permanenzrausches meinten die Frauen) sah und trotzig auf ihrem Rechte des Trinkens bestand.

Zwischen diesen beiden Extremen stand eine dritte, neutrale Partei, welche, aus beiden Geschlechtern gemischt, unermüdlich an einer Versöhnung der „Rechten und Linken" arbeitete, in der nicht unberechtigten Ansicht, daß auch in dieser Frage die richtige Antwort in der Mitte liege.

Indessen wie es Mittelparteien meist zu gehen pflegt, so gieng es auch dieser, die Gegensätze prallten im winterlichen Zusammenleben aufeinander, und da gerade die beiden höchsten Würdenträger des Volkes an der Spitze der sich Befeindenden standen, so litt endlich das Gemeinwesen selbst unter so hartnäckiger Fehde.

An der Spitze der Temperanzpartei befand sich nämlich niemand Geringerer als der Pope Girolamu, respective dessen schöne Gattin Brigitta, welche energisch, wie sie war, durch eigene Agitationen sowohl als durch des Gatten gewaltigen Einfluß mehr als drei Viertheile der weiblichen Dorfbewohner commandierte; das Haupt der Gegenpartei aber war der nach dem Popen wichtigste und gewichtigste Mann im Dorfe, der Ortsvorsteher und Schwager der Popenfrau, welch' letztere Beziehung — dem Manne fast zum Fluche geworden wäre.

Das hatte sich Toniu Palestru, so hieß der Dorfrichter, allerdings nicht träumen lassen, als er mit Marinzza, der reizenden Schwester Brigitta's, an den Altar trat, um von dem künftigen Schwager Girolamu getraut zu werden.

War doch Marinzza als Mädchen und selbst noch in den ersten Monaten der Ehe weich und biegsam wie Wachs gewesen, also daß Toniu sich im siebenten Himmel wähnte. Es begab sich aber, daß Marinzza an Sonntagabenden, das heißt zur Zeit, wo Toniu stets in zärtlichster Laune aus der Dorfschenke kam, allmählich immer härter und spröder wurde und endlich rund erklärte, wenn Toniu sie lieb habe, müsse er das Schnapstrinken aufgeben, da sie schon den Geruch dieses häßlichen Getränkes nicht vertrage.

So kam es, daß Toniu, nachdem alle Versuche scheiterten, Marinzza's erkrankten Geruchssinn durch Vernunftgründe zu heilen, endlich zu „schlagenden" Argumenten seine Zuflucht nahm, und zwar mit solcher Ueberzeugungskraft und Eindringlichkeit, daß die arme Frau gar bald wenigstens einen „Waffenstillstand"

eingegangen wäre, hätte die energische Schwester nicht besseren Rath gewußt.

Die kluge Frau hatte die Nutzlosigkeit des bisher geführten Guerillakrieges längst erkannt und beschloß daher, einen Hauptschlag zu führen und zugleich die Schwester zu rächen. Tonin sollte nämlich als Poltron und Trunkenbold gebrandmarkt und dadurch nicht nur dessen Herrschaft im Hause, sondern die ganze Partei vernichtet werden.

Der Plan war gut und Frauenlist war um die Ausführung nicht verlegen. Zwar versagte der biedere Girolamu, der im Grunde seinem Schwager herzlich zugethan war, anfangs seinen Beistand, allein wie lange vermag ein liebender Gatte den Verführungskünsten eines schönen Weibes zu widerstehen? — Tonin's Verderben ward beschlossen.

Es war am Morgen des nächsten Sonntages, daß der Ahnungslose nach einer äußerst animierten Parteisitzung in der Schenke den Heimweg antrat. Sein Gang war in Folge dessen etwas wankend und wich, wo es die Breite des Weges erlaubte, stark von der geraden Linie ab. Doch erreichte er ungefährdet sein stattliches Heim, auf dessen Schwelle er Marinzza traf. Mit Vergnügen bemerkte er den großen Milchkrug in deren Händen, als Beweis, daß es Zeit zum Melken der Schafe war, und sagte daher, sich mit der ganzen Würde eines Dorfoberhauptes umgürtend:

„Spute Dich, mich dürstet.“

Ein langer Blick der Gattin ruhte auf dem gestrengen Eheherrn, der möglichst gerade weiter schritt, und ein Zornesblitz leuchtete aus ihrem Auge, als sie erwiderte:

„O sorge nicht, Du sollst Dein Frühstück alsbald bekommen“, worauf sie sich in der That mit eiligen Schritten entfernte.

Tonin sah ob so ungewohnter Willfährigkeit verwundert auf und wünschte sich im Stillen Glück, daß er so bald das Mittel gefunden, ein widerspenstiges Weib zu curieren. Ja, er dachte sogar ernstlich daran, Marinzza zu folgen, um ihr den gefüllten schweren Milchzuber zu tragen, als plötzlich wüthendes Hundegebell erscholl und gleich darauf die schlanke Frauengestalt wieder erschien, doch ohne Gefäß, und im windschnellen Lauf über den Steg eilend, jenseits desselben die Schafe eingehürdet waren; am diesseitigen Ufer aber stürzte sie mit den Worten zu Boden:

„Der Bär, Tonin, nimm die Flinte! Der Bär! der Bär!“

Des Richters Gehöfte stand eine Viertelstunde Wegs von den nächsten Häusern des Ortes entfernt, in unmittelbarer Fühlung mit der Wildnis, daher der Besuch wilder Thiere gerade nicht zu den Seltenheiten gehörte und Tonin ohne Weiteres nach der stets geladenen Flinte griff und seinem Weibe zu Hilfe eilte.

Kaum hatte er mit wenigen Sprüngen den Uferrand erreicht, so sah er in der That jenseits des Flüßchens im weißen Morgennebel die ungewissen Umrisse eines Bären von geradezu fabelhaften Größendimensionen. Gleichwohl ließ sich Tonin an der Seite der wie ohnmächtig daliegenden Marinzza auf ein Knie nieder, legte die einläufige, aber vortreffliche Kugelbüchse an die Schulter und drückte muthig los.

Ein entsetzliches Gebrüll folgte auf den Schuß, dann aber erhob sich das Unthier in seiner ganzen erschreckenden Größe und schritt, auf das Aeußerste gereizt, mit weit aufgesperrtem Rachen und erhobenen Vordertatzen auf den unglücklichen Schützen zu, ohne daß ihn das schwankende, wenig tragfähige Stegbrett aufgehalten hätte. —

Einen Moment zeigte Tonin nicht übel Lust, sein Heil in der Flucht zu suchen, da er zwar ein tüchtiger Jäger, doch kein Freund gefährlicher Abenteuer und Heldenthaten war.

Allein Marinzza, sein junges Weib, lag scheinbar ohnmächtig noch immer zu seinen Füßen, und eher wollte er zerrissen werden, als dieses schutzlos dem Unthier preisgeben; so denkend riß er, statt zu fliehen, das Messer aus dem Gürtel und schritt entschlossen auf seinen gewaltigen Gegner zu, mit welchem er in der Mitte des Steges zusammentraf.

Solchen Heldenmuth schien der Bär allerdings nicht erwartet zu haben, denn einen Augenblick wich er sichtlich eingeschüchtert zurück; doch zur Flucht war es zu spät, und so that er das Klügste, was ein Bär unter solchen Umständen thun kann, das heißt er umarmte seinen Feind mit der ganzen Wucht seiner Kraft, wodurch Letzterem der Gebrauch des Messers unmöglich wurde.

Die Umarmung eines Bären ist auf festem Lande meist verhängnisvoll, hier auf dem schwanken Stege aber hatte sie keine schlimmeren Folgen, als daß die innig Verschlungenen kopfüber in das eiskalte Wasser stürzten und in der Tiefe verschwanden.

Nun aber denke man sich das Erstaunen Tonin's, als er, von den Armen des Ungeheuers glücklich befreit, auftauchte und bangen Herzens das Wiedererscheinen des letzteren erwartend, statt dessen das angstvoll bleiche Antlitz seines Schwagers, des Popen, zu sehen bekam!

Indessen so wunderbar die Sache war, zu Fragen und Erklärungen war die Situation wenig geeignet, denn der Fluß war, wie schon erwähnt, nicht breit, aber um so reißender, und es dauerte wohl zehn Minuten, ehe die beiden Gegner nach unerhörten Anstrengungen, zu Tode erschöpft, triefend und bis in's Mark erschauernd, am Ufer faßten und nach Athem rangen.

„Schwager Girolamu," sagte Tonin endlich, welcher als rüstiger Schwimmer weniger Wasser getrunken, obschon er dem verkappten Schwager hilfreich die Hand geboten hatte, „ich hörte schon von allerlei Wundern, daß sich aber ein in's Wasser gefallener Bär in einen Popen verwandelt, davon hörte ich mein Lebtag nicht."

Girolamu mußte ein paar mal nach Luft schnappen, ehe er erwidern konnte:

„Ei, Tonin, sieh, es muß eben Alles ein erstes Mal passieren.'

„Es scheint so," bemerkte Tonin trocken, „hätte es mir übrigens denken sollen, ein Zottelmann (Bär), der an der Schafherde vorbei einem Weibsbild nachläuft, könne nur ein verkappter Pfaffe sein."

„Ja, Tonin, es gibt schlimme Leute auf dieser Welt," bemerkte Girolamu, tief aufseufzend und einen kleinen Wasserfall von sich schüttelnd, „doch gibt es dagegen auch wieder gute Menschen, welche solchen Pfaffen im Bärenfell mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser ziehen, und sieh, das gleicht die Sache vor dem lieben Gott wieder aus; übrigens wäre der gerettete Pfaffe noch weit dankbarer, wenn ein helles Herdfeuer sein fast erfrorenes Herz aufthauen würde."

Tonin erhob sich lachend.

„Wahrlich, Du hast Recht," sagte er, „ein kaltes Bad um diese Jahreszeit ist eine frostige Sache für geweihte und ungeweihte Leute."

Damit legte er den Arm um des hocherfreuten Popen breite Schulter und wanderte mit diesem seinem Hause zu.

„Hoffentlich hat Dir meine alte Büchse kein Loch in die Haut gemacht?" fragte er während des Ganges den zitternden Popen ironisch.

„Nein, Tonin," erwiderte dieser, „dafür sorgten schon die Weiberleute; doch kann ich Dir sagen, daß das blinkende lange Messer in Deiner Hand ein um so schlimmerer Anblick für mich war."

„Kein schlimmerer, meine ich," versetzte Tonin, „als für mich ein so himmelhoher Pope in der Bärenhaut."

So sprechend traten sie in die geräumige Wohnstube des Richters. Wie behaglich sah es hier aus! Auf dem großen, niederen Herde an der Breitseite des Raumes prasselte ein prächtiges Feuer, der Kessel mit der schon gargekochten, köstlich duftenden Malaia (Maiskuchen) stand daneben und ebenso ein zweites Geschirr, bis zum Rande gefüllt mit heißer Milch. Das war ein herzerfreuender Anblick für durchnäßte, halberfrorene Männer, noch herzerfreuender für Tonin aber das Erscheinen seines anmuthigen jungen Weibes, das schluchzend vor Angst und Reue die Kniee ihres muthigen Gatten umschlang.

„O Tonin," rief sie, „vergieb! Du sollst nun nie mehr ein böses Gesicht von Marinzza sehen, magst Du auch Tag für Tag zur Schenke gehen!"

„Nun wahrhaftig," meinte Tonin gutmüthig und mit heimlichem Wohlgefallen auf sein hübsches Weib herabblickend, „wenn Du nichts dagegen hast, dann liegt auch mir wenig an der Schenke, ja schwören wollte ich, nie mehr einen Tropfen über den Durst zu trinken, hätte ich jetzt ein einziges Gläschen Herzenstrost!"

Da erhob sich Marinzza und brachte verschämt und schüchtern eine ganz ansehnliche Flasche des heißersehnten Trankes und meinte, den verdutzten Blick des Gatten bemerkend:

„Was sollte ich allein und verlassen thun? Auch ich suchte in der Flasche Trost, da ich einen andern nicht haben mochte."

Da zog Tonin sein Weib herzlich an sich und rief lächelnd:

„Ei nun, da wollen wir uns künftig lieber miteinander trösten, wenn wir überhaupt eines Trostes bedürfen," und sich zu dem Popen wendend, fügte er hinzu: „Dir, Schwager Girolamu, darf man wohl kein Gläschen anbieten, Brigitta möchte es merken und —"

„O, o," fiel der Angeredete ein, „so einfältig war ich nicht, Schwager Tonin, daß ich mir insgeheim nicht Herz und Magen mit Lebenswasser erwärmt und erquickt hätte, und von jetzt an soll auch Brigitta —"

Girolamu hielt inne, denn die Genannte stürzte eben aufgeregt und bleich zur Thüre herein.

„Du lebst — Du bist nicht todt, Girolamu!" rief sie, den Gatten umschlingend.

Dieser aber löste sich ruhig aus den weichen Armen der schönen Frau und bot ihr das in seiner Hand befindliche Schnapsgläschen. Brigitta erkannte sofort die Lage der Dinge, nahm das Gläschen, seufzte tief auf und — ließ den Inhalt regelrecht mit Einem Schluck in ihrem rosigen Munde verschwinden. Tonin aber lachte. —

„Ha, ha, gehenkt will ich sein, wenn Brigitta dies beim Brunnenwasser gelernt," und zu seiner Gattin gewendet, fuhr er fort: „Du aber, Marinzza, laß das fetteste Lamm in der Herde schlachten und lade unsere guten Freunde und besten Feinde zum Mahle, denn mit dem heutigen Tage soll das Ende des dummen Haders gefeiert werden."

Bei Gott, das soll er," fügte der Pope freudig hinzu, „und zwar nicht nur heute, sondern Jahr um Jahr, als ein Tag des Friedens und der Versöhnung!"

Der Funken-Ferl.

Eine Sondergestalt aus dem Volke von P. K. Rosegger.

Man darf zur Frühlingszeit wohl sprechen vom Weihnachsfest? Der Winter ist schön, wenn man mitten in ihm drin steht, und noch schöner ist er, wenn man ihn im Schatten eines blühenden Apfelbaumes aufweckt im Gedächtnis. Wohlan.

Das Weihnachtsfest pflege ich in meinem heimatlichen Gebirgsdorfe zuzubringen. Die Großstadt hat keine eigentlichen Feste mehr, sie hat nur Tage der Arbeit und Tage des Müßigganges. Im Dorfe steht noch die Himmelsleiter Jakobs; es geht dort kleinlich und kümmerlich zu, allein zu den festlichen Zeiten steigen sie doch die Sprossen hinan, der Eine höher, der Andere weniger hoch, aber im Staube des Erdreiches bleibt Keiner.

Ich liebe die Feste der katholischen Kirche. Es mag sein, daß mich aus denselben die seligen Zeiten der Kindheit und Jugend wieder anwehen; es mag sein, daß dieser große Cultus mich darum bezaubert, weil er es vermag, das Gute mit dem Schönen zu verbinden und so Beides volksthümlich zu machen. Die Schäden und Mißstände, die auch hier vorkommen, lernt man allmählich entschuldigen, weil man zur Einsicht kommt, daß es auf Erden nichts Vollkommenes gibt; manches Häßliche lernt man übersehen, manches Pharisäerhafte überhören; im Strahle der Kerzen, unter den Klängen der Orgel und des Volksgesanges, inmitten von betenden, weinenden, in Andacht erhobenen Herzen feiert man still für sich und frei von den Fesseln seinen Gottesdienst.

So kam ich an jenem Weihnachtstage in das Gebirgsdorf. Der Winter that sein Möglichstes, um dieses heilige Fest dem Norden würdig zu schmücken. Schon einige Wochen früher hatte er über das Land eine feste Schneedecke gelegt, die Dächer mit schützendem Mantel bedeckt, die Bäume mit weißem Pelzwerk gefüttert und die Straßen für Schlitten fein geglättet nach den Worten des Adventevangeliums: was uneben ist, soll zu einem ebenen Wege werden.

Und nun zum Feste war nach einem tagelangen stillen Nebelspinnen der frische wogende Winter neuerdings niedergesunken über das weite Alpenrund. Es schneite und stöberte, daß man nicht zwanzig Schritte von sich sah. Die Kirchengeher schoben in den Schneemassen gänsemarschartig heran, der Pfad hinter ihnen ward sofort wieder verschneit und verweht. Von den Dächern stob der Wind dichte weiße Wolken auf, trieb sie in die Fugen der Wände, in die Fenstertiefen, in welchen sich Schnee und Eis aufstaute, in die Kleider und Bärte der Vorübereilenden. Es schneite keine Flocken, es war ein dichter schwerer Nebelstaub allerwärts, jedes Wasserbläschen war Schnee geworden und dieser sank und flog und wirbelte unablässig nieder und man sah endlich nichts mehr, als unter sich das blendende Weiß und über sich das undurchdringliche Grau. Dort und da hub der Schnee, der schon auf dem Boden lag, wieder an zu wirbeln und aufzufliegen, als reue es ihn, aus den lustigen Höhen, wo die Engel heute ihr Gloria sangen, niedergesunken zu sein.

Die Leute hatten sich in die Hut der Kirche getummelt, von deren Thurme jetzt die Glocken klangen, den Wind übertönend, welcher an den Mauerecken toste und an den Thurmfenstern

pfiff und den Schnee an das Erz warf. Hinter den Kirchenfenstern begann der rothe Schein zu dämmern, während ich noch im Freien stand und unentschlossen war, sollte ich das Weihnachtsfest drinnen mit den Menschen feiern, oder heraußen bei dem winterlichen Hochgesange der Natur. Man hält es am Ende doch lieber mit den Menschen. Als ich gegen das Kirchenthor schritt, sah ich neben mir einen hohen Schneehügel, aus welchem ein paar Holzkanten hervorstanden. Nun gewahrte ichs, daß hier ein Sarg aus Tannenholz stand, mit Stricken auf die Tragbahre gebunden. Der war mit seinem stillen Bewohner heute wohl schon aus einem der Hochgebirgsthäler herausgekommen. Gar ohne allen Schmuck stand er da und mußte warten, bis die Leute drinnen mit ihrer Freudenandacht fertig waren und ihn ins Grab legen wollten. Mittlerweile wob ihm der emsige Winter rasch ein Leichentuch und führte über ihn mit wirbelndem Staube einen Grabhügel von Schnee auf. — Welch eine ausgebrannte Welt mag — die Hände über der Brust gekreuzt — da drinnen liegen!

Ich trat nun, an der steinernen Schwelle den Schnee von den Kleidern schüttelnd, auch in die Kirche. In die Augen fiel der Lichterstrahl vom vergoldeten Altare und den drei krystallenen Lustern, in die Ohren der Festgesang vom Chore, in die Nase der Weihrauch, welcher aus dem hin- und herschwingenden Gefäß des Ministranten in üppigen Wolken aufstieg: so nahm die Kirche meine Sinne gefangen. Allein, während auf dem Chore die lieblichen Krippenlieder zu Ehren des göttlichen Kindes klangen, mußte ich immer wieder an den Schläfer denken, der draußen vor dem Thor in seiner letzten Wiege lag. Neben mir, am Pfeiler halb angelehnt und eifrig seinen Rosenkranz abbetend, stand ein alter Bauer. Dem schielte ich lange auf die Finger und als ich nun merkte, daß er am letzten Knötlein seiner Rosenkranzschnur angelangt war, so daß mir die Unterbrechung in seiner Andacht nicht allzu strafwürdig erschien, flüsterte ich ihm die Frage zu, wer es sei, der draußen in der Truhe liege? Der Befragte betete den Rest des Vaterunsers noch rasch von der Zunge weg, dann neigte er seinen Kopf zu mir und zischelte: „Der Funken-Ferl.“

Die Auskunft war gering, ein Anderer vielleicht hätte damit nicht viel anzufangen gewußt; mich schob sie in eine Welt der Erinnerung und der Betrachtung. Und anstatt der heiligen Weihnachtsandacht nachzuhängen, war mein Gedanke plötzlich an einen Menschen gekettet, der mir weltfremd gewesen und für den ich mich doch manchmal heimlich interessiert hatte.

Der Funken-Ferl! Vor fünfundzwanzig Jahren war er als junger Mensch in die Gegend gekommen. Einige wollten damals wissen, er sei ein verjagter Student, Andere erzählten, er wäre ein Militärflüchtling. Uebrigens fragte ihn Niemand nach seinem Herkommen und er ließ auch nichts davon verlauten. Die Wahrheit wird gewesen sein, daß der etwa zwei oder drei Meilen weit, also „aus der Fremde“ hergezogene Mensch ein vazierender Schneidergeselle war, der die neue Gewerbefreiheit dazu benützte, in unserer Gegend herumzuschneidern. Für uns anderen Schneider war der „Neue“ merkwürdigerweise nicht ein Gegenstand des Neides, sondern des Bedauerns gewesen. Denn erstens fand der „Schneider-Ferl“ so wenig Arbeit, daß er sich kaum das tägliche Brot erwerben konnte. Und wenn er am Sonntag vor der Thür seines Stübleins stand und sich vor der Leute Augen die Zähne ausstocherte, so war das nicht ernst zu nehmen, er müßte denn eine verklemmte Kartoffelschale loszustochern gehabt haben. Und zweitens war der Ferl als Halbnarr ausgeschrieen. Er that zwar nichts Närrisches, war ein bescheidener, hübscher

Bursche, der sich nur darin von Anderen unterschied, daß er lärmende Gesellschaften mied, seine eigenen Wege gieng und daß er den Sonnenschein nicht leiden konnte. Den Sonnenschein hat doch sonst Jeder gern, er macht helle Augen, ein warmes Blut und ein lustiges Herz. Beim Ferl war's anders, wenn die Sonne schien, da war er verstimmt; kaum etwas war ihm öder und langweiliger, als ein Tag ohne Wolken, ohne „Wind und Wetter," als ein Tag, der nichts hatte, denn heißen Sonnenschein vom Morgen bis zum Abend. Als einmal fünf Wochen lang eine solche Sonnenwüste war, wie er sich ausdrückte, magerte er ganz erschreckend ab, obzwar er damals in einem Großbauernhof arbeitete, wo ihm nichts abgieng. Als endlich das Regenwetter kam und kalter Nordwind die Tropfen scharf an die Fenster strählte, lebte der Ferl wieder auf, pfiff und sang bei seiner Arbeit und am Feierabend warf er seinen Wettermantel um und eilte hinaus in Regen und Sturm. Unter den Bäumen, die am meisten rauschten, strich er hin, an Abhängen gieng er entlang, wo die wildesten Gießbäche niederschossen, in Waldschluchten drang er ein, wo der Nebel am dichtesten lag, und vollends wenn Hochwasser war, schwänzte er seine Arbeit und gieng bei den Wassern um; wenn die Fluten wild und trübe heranwogten, Erdreich, Bäume und Felsblöcke mit sich rissen, da war ihm zum Jauchzen; wenn der Sturm die ruppigen Wipfel zauste und die alten Stämme brach, daß sie krachend zu Boden stürzten, wenn im Aufruhr der Elemente die Raben und Geier kreischend in den Lüften flatterten und schmetternde Blitze dreinfuhren und blaue Flammen auflohten aus getroffenen Strünken, da war dem Ferl zum Jauchzen. Wenn er endlich aus solchen Wildnissen heimkam, über und über pudelnaß und zerzaust, da blühten seine Wangen in frischem Roth, da leuchtete sein Auge, da schlang er seinen Arm um den Nacken des erstbesten Knechtes und wußte sich vor frischer Lustigkeit nicht zu fassen.

Ein solcher Schneider war noch nicht gesehen worden. Der Schneidermuth ist allbekannt und in Ehren sprichwörtlich geworden; doch das war ein außerordentlicher Schneider! Das war ein dämonischer Schneider. Die ihn nicht für einen Halbnarren hielten, die fürchteten sich vor ihm und Jemand brachte es auf, daß der Ferl kein gewöhnliches Fleisch und Blute habe, daß er sicherlich zum Gefolge der wilden Jagd gehöre, von dem er sich aus Gott weiß was für Gründen losgetrennt habe oder vom wilden Jäger in einen Schneider verwunschen worden sei.

Verwunderlich war aber Eines. Als sich der Ferl einen Schatz suchte, nahm er nicht etwa ein resches Engerl, aus dem sich später eine böse Sieben entwickeln konnte, so daß er für sein Leben Sturm und Wetter genug im Hause gehabt hätte. Nein, er wählte ein schüchternes, sanftes Ding, das nachgerade einen wolkenlosen Ehehimmel mit immerwährendem Sonnenschein befürchten ließ. Gegen diese Art von Sonnenschein jedoch hatte selbst der Ferl nichts einzuwenden. Er war sehr glücklich. Sein Geschäft hob sich allmählich so ansehnlich, daß er daran denken konnte, seine Marthel von ihrer Dienstschaft in der Armut zu erlösen und zur Meisterin zu machen.

Da kam einmal die Kirchweih, und weil es gar so schön stürmte und Regen und Schneeflocken fielen, gieng der Ferl auf den Jahrmarkt. Dort gedachte er seiner Marthel und kaufte ihr einen schönen elfenbeinernen Strählkamm. Der war zwar nicht weiß und auch nicht von Bein, sondern glänzend schwarz und federnd, aber der Krämer sagte, man trage sie jetzt so und die elfenbeinernen Kämme mache man heutzutage aus Kautschuk. Das war dem Ferl auch recht. Er gieng nach Hause, und weil er unterwegs mit seiner Marthel zusammentraf und weil der

regnerische Abend für das Mädel gar so herb war, so nahm sie der Bursche mit in sein Stüblein. Dort gab er ihr den schönen Strählkamm, legte sich auf die lange Bank und hörte glückselig zu, wie sie zu seinen Häupten sitzend den Kamm pries, daß ein solcher Elfenbeinkamm lange schon ihr Verlangen gewesen, und wie sie nicht wisse, mit welcher Freude sie ihm dieses Geschenk vergelten solle. Dabei streichelte das Dirndel mit ihrer Hand seine Stirn. Mittlerweile war es finster geworden und nun fragte die Marthel etwas ungleich, ob sie denn nicht schon fortgehen müsse? Er rieth, daß sie nur sitzen bleiben solle zu seinen Häupten und daß sie jetzt Gelegenheit hätte, ihm was Gutes zu thun. Er habe nämlich noch von Mutters Zeit her eine kindische Gewohnheit, der er freilich schon lange nicht mehr hätte fröhnen können, weil er Niemand habe auf der Welt, der es ihm thue. Er habe es nämlich so gottlos gern, wenn Jemand zu seinen Häupten sitze und ihm die Haare strähle.

„O Du lieber Ferl," sagte sie, „daß ich Dir die Haare strähle, das will ich ja gerne thun."

Er hatte ein schönes, langes, nußbraunes Haar, was aber jetzt im Finstern kohlschwarz war. Das begann sie nun zu strählen. Sie strählte es nach vorwärts, sie strählte es nach rückwärts, sie strählte es aus den Winkeln der Ohren und vom Nacken herauf, wo es gar wie der weichste Flaum war. Sie strählte es in Scheiteln, glättete es und lockerte es wieder auf, zerstörte die Krause, um sie von Neuem wieder herzustellen. Sie sagte nichts dabei. Er schwieg auch und genoß die stillen Wonnen, die über sein Haupt ausgegossen wurden. Wenn ihn jetzt Jemand gefragt hätte, was angenehmer sei, ein Gang durch die stürmische Wetternacht, oder ein solches Haarstrählenlassen von der Marthel, ich glaube schier, er hätte sich nicht entschieden, sondern sich baß geärgert über den Störer seines süßesten Friedens.

Als die Marthel lange so gestrählt hatte, fiel ihr ein feines Knistern auf, das in den Haaren war und ein ganz wundersames Prickeln, das an ihre Finger schlug. Plötzlich that sie einen leisen Schreckruf, dann war sie wieder still und strählte weiter.

Was das gewesen sei? fragte der Ferl.

Sie schwieg und ließ ihre innere Erregung nicht merken. Es war ihr gewesen, als hätten aus den Spitzen den Haare knisternd blaue Funken hervorgezuckt . . . .

Nach einer Weile, da sie immer noch strählte, sagte sie leise und mit Befangenheit: „Ferl, ich habe Dich schon lange einmal etwas fragen wollen."

„Frage nur her," entgegnete der Bursche.

„Du mußt mir aber nicht böse werden. Es ist halt um Leben und Sterben."

„Was meinst Du denn, mein Dirndel?"

Sie stockte, endlich sagte sie: „Bist die letzten Ostern wohl auch bei der heiligen Beicht gewesen, Ferl?"

Einen Augenblick war es so still, daß man wieder deutlich das Knistern vernahm in seinem Haar.

„Wie kommst Du jetzt auf eine solche Frage?" versetzte der Bursche.

„Der böse Feind," stotterte sie, „hat oft sein Spiel."

„Geh, Marthel, schau, wie meine Stirn heiß ist! Leg' Deine Wange drauf."

Das that sie nicht, sondern strählte noch emsiger und schwieg. — Gählings that sie einen gellenden Schrei, schleuderte den Kamm von sich, sprang auf, stieß mehrmals an die Wand, bis sie stöhnend die Thürklinke erhaschte und davonlief.

Am nächsten Tage wußte es die ganze Gegend: Aus dem Haar des Schneider-Ferl springen Funken!

Der Mann war — man wollte es nicht sagen, was er war. Nun konnte man sichs wohl erklären, daß

er keinen Sonnenstrahl leiden konnte. innen Feuer, außen Feuer, das wird freilich Niemand aushalten. Jetzt wußte man, warum er Sturm, Regen und Gestöber so sehr aufsuche, aber das höllische Feuer — wer es in sich hat — das löscht kein Eisschauer und kein Wolkenbruch.

Die Marthel bekreuzte sich, wenn vom Schneider-Ferl die Rede war, sie wich ihm aus auf hundert Schritte und an ihr Bett malte sie mit der Kreide ein Trudenkreuz, damit sie verschont bleibe vor Anfechtungen.

So hatte der Ferl seine sanfte Marthel verloren, hingegen aber den Spitznamen „Funken-Ferl" gewonnen.

Für's Zweite schadeten die Funken, die aus seinem Haupte sprangen, auch seinem Geschäft, sie verscheuchten ihm die Kunden. Ein feuersprühender Schneider, das wäre so was!

Die Sache kam bis zum Pfarrer. Der Ferl müsse sich mit Weihwasser besegnen lassen — wollten sie — oder trachten, daß er weiter komme! Der Pfarrer rieth den Leuten Folgendes: Sie sollten Kautschukkämme kaufen und sich im Finstern strählen lassen, es würde auch Funken geben.

Ob ein Weibsbild strählen müsse? ward gefragt.

Es käme nicht gerade auf das Weibsbild an, belehrte der Pfarrer, sondern eigentlich auf die Elektricität; und die sei mehr oder minder in jedem Menschen vorhanden und entlade sich bei allerlei Gelegenheiten, in Lust und Lieb, in Zank und Zorn, wo es oft schwere Wetter und Blitzschläge gebe, bei Berührungen und Reibungen der Körper, besonders auch beim Kämmen der Haare.

Und jetzt war in der Gegend das Haarstrählen Mode geworden. Alles strählte, Vieles gab Funken und in Manchem und Mancher zündete der Funke.

Die Marthel trachtete nun wieder zurück zu ihrem ursprünglichen Motoren, aber der Ferl wollte nichts mehr von ihr wissen. Er lebte allein dahin, wie bisher, siedelte sich allmählich fest und ward ein geachteter Handwerker. Der Spitzname blieb ihm; die Geschichte, wie er zu demselben kam, gerieth allmählich in Vergessenheit, nur mir war sie nun unter den Weihnachtsklängen der Orgel wieder lebendig geworden, während der „Funken-Ferl" draußen vor dem Thore auf das Begrabenwerden wartete.

Nach dem hochfestlichen Gottesdienste haben wir uns angeschickt, dem ewigen Schläfer sein letztes Recht anzuthun. Mitten durch das winterliche Gestöber gieng der lange Menschenzug der schwankenden Bahre nach, hinaus über die Felder zum Friedhofe. Die vorderen Reihen beteten laut, wir hinten hörten vor lauter Schneesausen nichts davon, und um uns zu entschädigen, verlegten wir uns, so gut es gehen wollte, aufs Plaudern. Da erfuhr ich denn von meinem Nachbar, einem Bauern vom Gebirge, noch Einiges aus dem Lebenslaufe des „Funken-Ferl."

„Ein solches Wetter!" knurrte der Mann und schnob sich den Schnee aus dem Bart, „der Ferl, wenn er heut mit dabei sein kunnt, der müßt' eine höllische Freud' haben. — Letzt' Zeit ists ja noch ärger worden mit ihm. Sommerszeit, wenn anderen Leuten das Herz hat gelacht in Wald und Flur, hat er sich in die Häuser verkrochen und geschneidert, daß die Fetzen sind geflogen. Winterszeit hat er die Arbeit liegen und stehen lassen und ist in Wind und Schnee umgegangen, wie nicht gescheit. In Lodenhabit und Wasserstiefeln durch den scharfen Winter gehen, Besseres gibts nichts, hat er allemal gesagt. Sommerszeit, wenn gegen Abend die Wolken aufgestiegen sind und es in der Dämmer angefangen hat zu blitzen, da ist er nicht ins Bett gegangen. Hat sich draußen auf den Anger hingestellt, die Weste aufgeknöpft und dem Gewitter entgegengeschaut, wie es heraufgestiegen

ist hinter den Bergen mit Feuer und Krachen und der Wettersturm von ferne her über Wald und Auen ist gefahren und ihm an die Brust gesprungen. Der Blitz rechts herab und der Blitz links herab und der Knall über Häupten hin, so ist er dagestanden wie eine Säule aus Stein. Und wie es vorbei ist, thut er einen hohen Athemzug und geht ins Bett. — So haben wir" — fuhr mein Weggenosse fort — „ihn einmal gefragt, ob er denn nicht mehr leben will, daß er dem Tod so entgegengeht. — Tausend Jahr möcht' ich leben! ist seine Antwort. Herrgott, was werden das noch für Schauspiele sein, bis es aus ist mit dieser Welt! — Herr Peter, ich sag' es Euch: wenn auf unserem Friedhof Ein Todter mit Sehnsucht wartet auf das jüngste Gericht, so ist es der Ferl. Da wirds ihm doch Spektakel genug geben, alsdann!"

„Er muß ja noch nicht alt gewesen sein," bemerkte ich.

„Nicht fünfzig. Und kerngesund noch, vor drei Tagen," sagte mein Berichterstatter, indem wir uns eng aneinanderschlossen, Einer den Andern vor dem sausenden Schneestaub schützend, so gut es gehen mochte. „Im vorigen Jahr ist der Ferl viel kränklich gewesen und zum Erbarmen vom Fleisch gefallen. Es war zumeist eine schöne Zeit und Sonnenschein und der Ferl ist außer in seiner Kammer nicht viel gesehen worden. Eine alte Dienstmagd, Marthel heißt sie, hat ihn pflegen wollen, er hat Dank gesagt, und kunnts schon allein richten. Wie aber jetzt der strenge Winter ist gekommen, da ist er hervorgekrochen, in Wind und Schnee herumgestiegen, hat rothe Wangen bekommen, ist ganz lustig worden. Jetzt kommt der Thomastag. Das Firmament liegt wolkenfinster über schneeweiß Berg und Thal. Ein weicher Wind geht und die Bäume schütteln den Schnee ab, und fallen auch Regentropfen. Der Funken-Ferl steigt draußen um und bricht oft bis über's Knie in den Schnee ein. Hinter meinem Haus ist ein Bühel; wie es finster wird und ich beim Fenster hinausschau, weil manchmal so ein besonderer Schein aufzuckt, steht auf dem Bühel ein Mann und reckt sich ins Firmament hinein. Schau, sag' ich zu meinem Weib, wenn der dort Keiner ist, der in der Thomasnacht das Wünschhütl suchen geht oder den Fünfguldenbeutel oder den Thalerschimmel, so ists der Schneider. Der schaut sich wieder einmal die schöne Welt an bei der Nacht. Ich hab' Euch noch nicht ausgeredet, so machts einen Blegezer (Blitz) und einen schwachen Schlag, just als wie wenn bei dem Stadl draußen das Hofthor umgefallen war. Jesus Maria! sagt mein Weib, mich deucht gar, das ist ein Donnerwetter mitten im Winter! — Du, sag' ich, jetzt steht der Mann nicht mehr dort auf dem Bühel. Daß ihm nicht etwa was geschehen ist! So eine Mahnung hab' ich gehabt. Wie ich hinausgeh' und nachschau, liegt er im Schnee und ist maustodt."

Wir schritten durch das Friedhofsthor. Von der hölzernen Einplankung guckten nur die Bretterspitzen aus dem Schnee. Von einzelnen Kreuzen ragten die Dachbrettchen hervor, von anderen nichts. Am großen Crucifix, das mitten im Gottesgarten steht, waren die Füße des Heilands unter dem Schnee. Zwischen den Kreuzen hin war ein schmaler Gang ausgeschaufelt, in welchen fortwährend der Schneestaub hineinwirbelte.

„Es ist wohl seltsam," sagte ich zu meinem Weggenossen, der nun des schmalen Weges wegen hinter mir dreingieng.

„Wenn ichs nicht selber gesehen hätt'," rief er mir über die Achsel her, „ich kunnts nicht glauben. Der Blitz hat ihn erschlagen, sagt der Arzt. Es muß dem Funken-Ferl rein so aufgesetzt gewesen sein. — Alsdann hats angefangen zu schneien. Und so viel Schnee, daß wir den Todten vier Tage haben müssen liegen lassen in seiner Kammer, bis jetzt zu den Feiertagen

der Weg ist aufgemacht worden von unserem Hintergebirg zur Pfarrkirche heraus. — So, jetzt hätten wir ihn glücklich da."

Die Menge staute sich, voran die Träger mit dem Sarge standen am Grab. Wir hörten im Sausen des Windes kaum den Grabgesang und nur wie fernes dumpfes Donnern war's, als der Sarg in die Tiefe des gefrornen Erdreichs hinabrollte. Die üblichen Vaterunser wurden etwas schleunig abgethan, hierauf eilten die Leute fast fluchtartig in das schirmende Dorf zurück. Bald stand am Grabe nur ich allein und der Winter wollte dem Todtengräber zuvorkommen und die Grube mit Schnee füllen. Erdschollen und Schneekrusten durcheinander rollten auf den blanken Sarg und dies einemal that es mir wehe zu denken, daß da unten der stille ewige Friede ist.

Ich weiß von dem Schneider Ferdinand weiter nichts zu erzählen, es war ein armes, verborgenes, unbedeutendes Leben. Aber ich sah in ihm ein gottbegnadetes Sein, welches als einen Gegensatz seines kindlichen Herzensfriedens die brausenden Gewalten der äußeren Natur suchte und liebte, und gleichsam in der erhabenen, bauenden und zerstörenden Bethätigung der Elemente den Schöpfer und Erlöser geahnt hat.

Nur wenige Minuten war ich von den Leuten zurückgeblieben, doch als ich den Mantel fester um den Körper windend jetzt meinen Weg ins Dorf suchte, war derselbe schon wieder so sehr verschneit und verweht, daß ich nur mit Mühe weiter kam, sehr oft stehen bleiben mußte, um mich auszuschnaufen, während mir der schneidende Wind den Athem zurückstieß in die Brust. Nun wurde ich gewahr, daß die Richtung verloren war. Mitten im Felde, ringsum Schnee, stellenweise so völlig vom Sturme weggefegt, daß starre Halme hervorstanden, stellenweise in ellenhohen ruppigen Schichten aufgestaut, zu steilen Wänden mit scharfen überhängenden Kanten, und ringsum Nebel und Gestöber, daß es war wie eine brandende weiße Finsternis. Das — dachte ich — das wäre wieder so etwas für den Ferl! — Und es hat in der That seinen Reiz.

Der Reiz wurde mir jedoch allmählich zu groß. Ich irrte ganz planlos in der winterlichen Wildnis und hätte mich immer weiter gegen die Heide hinaus verloren, wenn nicht durch das Gebrause plötzlich ein Glockenklang halb erstickt an mein Ohr gekommen wäre. Von rückwärts kam der Klang der Glocke, die dem Bestatteten noch den letzten Gruß gab. Ich kehrte um, überwand etliche Schneewälle und war endlich im Dorfe, wo auf der Straße gerade ein Schlittengespann stecken geblieben war, daß der Fuhrmann die Pferde losband und sie mit Mühe in den nächsten Stall brachte.

Von der traulich warmen Stube aus betrachtete ich nun durch das mit Sägespänen belegte und mit einem goldpapierenen Nikolo gezierte Doppelfenster den Wintertag. Draußen ein düsteres bläuliches Weiß, an der Stubenwand der röthliche Schein des knisternden Kaminfeuers — so sieht sich der Winter auch nicht übel an. Noch besser ist freilich der Funken-Ferl verwahrt.

Ob's ihm auch recht ist?

Vom Dichter der „Studien.“

Eine Skizze seines Lebens und Schaffens von P. K. Rosegger.

Aber bei meiner Treu, ich sag's: „dieser Bub' spricht wie der heilige Geist selber!“

So rief vor beiläufig sechzig Jahren in einem Hause des Böhmerwaldes eine alte Bauersfrau aus, und zwar über einen kleinen, neunjährigen Enkel, der vor ihrem Spinnrocken saß und ihr die Bibel auslegte. Sonst war es immer sie, die Großmutter gewesen, die dem Kleinen Märchen erzählt hatte, wie sie jede alte deutsche Frau aus ihrem Spinnrocken heraus zu spinnen weiß. Und plötzlich sah sie sich nun überholt, und der Junge wußte wie ein Pfarrer, der zwölf lange Jahre wohl studiert, die Schrift auszulegen, und er sprach schier wie der heilige Geist selber.

Des Knaben Vater war ein Leineweber in der Ortschaft Oberplan. Zu diesem sagte nun eines Tages die Großmutter:

„Weißt Du was, der Adalbert muß studieren, in dem steckt ein Bischof.“

Des war der Weber rechtschaffen zufrieden, und sofort wurde es so angestellt, daß der Caplan des Ortes dem Kleinen lateinischen Unterricht ertheilte. Freilich nur für kurze Zeit; erklärte eines Tages der geistliche Herr dem Webermeister: Der Bursche habe nachgerade gar kein Talent; es sei um jeden Groschen schade, der für ihn verausgabt werde.

An den Webstuhl mußte der Adalbert; die alte Großmutter aber ließ es sich nicht nehmen, daß in dem Kleinen was Großes stecke, und wagte schließlich sogar die Behauptung, der Adalbert sei um eine gute Kopflänge gescheidter als der geistliche Herr Caplan. Und nach dem Tode des Webermeisters, den eines Tages ein umstürzender Flachswagen erschlagen, wußte es die alte rührsame Frau durchzusetzen, daß der Knabe in die Benedictinerabtei zu Kremsmünster in Oberösterreich gebracht wurde. Ein der Familie befreundeter Priester nahm sich des Jungen an, und nun stellte es sich wirklich bald heraus, daß die Bauersfrau recht gesehen hatte. Ein großes Talent zum schnellen und gründlichen Erfassen der Lehrgegenstände, und ein heller Geist offenbarte sich in dem jungen Stifter Adalbert. Um den Seinen nicht zur Last zu fallen, erwarb er sich durch Unterrichtgeben seinen Bedarf, und in wenigen Jahren hatte er die sechs Gymnasialclassen und die zwei Jahrgänge der Hochschule zu Kremsmünster absolviert. Widmete sich außerdem auch der Musik, der Malerei und besonders dem Naturstudium in der herrlichen Umgebung von Kremsmünster und im Angesichte der Alpen.

— In den Priesterstand treten, der Welt entsagen zu einer Zeit, da sie gerade am begehrenswürdigsten ist -- das bringt nicht Jeder, das brachte Stifter am wenigsten über sich. Seine Seele wäre groß genug gewesen zu einer Priesterseele — kein Zweifel! aber sein Herz glühte zu sehr dieser Welt entgegen, mit ihrer Naturpracht, mit ihrer Kunstschöne, die dem Weltbürger, der sie, wie Stifter zu fassen und zu verstehen weiß, Elysien baut allerwege. Es ist immerhin eine beachtenswerte Erscheinung, daß so viele Künstler und Dichter ursprünglich dem Priesterstande bestimmt ge-

wesen. Eine Strecke sind sie den Weg des Theologen gegangen, bis die eigenen Füße, gekräftigt, eigene Wege einschlagen konnten. Große Genies sah die Kirche scheiden und zur profanen Welt zurückkehren; aber wer weiß, ob sie deswegen auch nur ein einziges Mal ernstlich geklagt, ob sie nicht etwa doch stets berechnet hat, daß manche der Theologie erzogene Geister im Bereiche des Profanen mehr für das Kirchenthum zu wirken vermögen, als unter Krummstab und Soutane. Sie hat sich hierin im Allgemeinen nicht getäuscht; an Stifter aber war ihre Erwartung doch nicht so ganz in Erfüllung gegangen.

In seinem einundzwanzigsten Lebensjahre (1826) gieng Stifter nach Wien, um sich durch juridische Studien eine Laufbahn zu erschließen, die nicht wie der Priesterstand weltfreude- und hoffnungslos dunklen Weihrauchnebel durchziehen muß, sondern die auf sonnigen Höhen des Menschenthumes liegt. Neben seinen Fachstudien betrieb Stifter, und vielleicht mit größerem Eifer, als die herbtrockenen Documente des römischen Rechtes, Mathematik, Naturgeschichte und Malerei. Von diesen Gegenständen endlich ganz hingerissen, gab er auch den Gedanken an eine Beamtenstelle auf. Das war kühn von dem jungen hablosen Mann; indes bewarb er sich mit Glück um Privatunterricht, und während er selbst seine Studien eifrigst förderte, ertheilte er manchem jungen Millionerben Unterweisung in der Mathematik und Naturgeschichte. Auch dem Sohne des Fürsten Metternich hat Stifter Unterricht gegeben.

Während sich der junge Mann in Wissenschaft und Kunst, besonders in der Malerei übte, ahnte kein Mensch, vielleicht auch er selbst nicht, daß er dichtete. Die allgemeinsame Ursache, die den Legionen von Dichtern und Dichterlingen die erste Feder in die Hand gedrückt, mochte wohl auch bei unserem Adalbert die Veranlassung dazu gewesen sein; wenigstens fällt seine erste Liebe um jene Zeit. Allerdings schlug Stifter sogleich ein radicales Mittel dagegen ein, indem er seine Geliebte, ein armes aber braves Mädchen, zur Frau nahm. Allein der Hang zum Dichten war seltsamerweise geblieben. Fällt eines Tages ein beschriebenes Heft aus seiner Rocktasche; Freunde heben es rasch auf, lesen es hinter seinem Rücken durch. Das ist ein ganz wundersames Ding, in welchem von einem Ballon erzählt wird, und wie ein übermüthiges Mädchen in die Luft fährt. Die Erzählung ist mit einer erstaunlichen Vollendung geschrieben, besonders mit einer Detailliertheit und Wahrheit der Naturschilderung, wie Aehnliches die deutsche Literatur bisher kaum aufzuweisen hatte. Stifter's Freunde gaben nicht nach, bis dieses wahrhaftige Meisterstück unter der Ueberschrift: „Der Condor" in der „Wiener Zeitschrift" für 1840 zum Abdrucke gelangt war. Da that das Publikum die Augen auf; das war einmal etwas Neues, Ursprüngliches mitten in der Mattheit und Schalheit der damaligen Literatur, an welcher die Censur mit so unnachahmlichem Eifer Pathen- und Todtengräberstelle vertreten hatte. Wie nun auch in anderen Zeitschriften und Jahrbüchern weitere Arbeiten von Adalbert Stifter folgten, so gab es leider bei diesem Schriftsteller für die Censur fast nichts zu streichen, womit aber nicht gesagt sein kann, daß Stifter den Anforderungen der damaligen politischen Verhältnisse entsprach, vielmehr aber, daß er allen Calamitäten der geistigen Corruption auf mehr als Schußweite aus dem Wege gieng. Schon damals wurde gesagt, Stifter stehe über den Parteien und über der Zeit, und der Geister Finsternis vermöge den Glanz seiner Dichtungen nicht zu trüben. Im Gegentheile, Stifter's in den Jahren 1844 bis 1848 bei Gustav Heckenast in Pest erschienene Sammlung: „Studien" warf

in die Gesellschaft einen mildfreundlichen Strahl, dem sich jedes besser geartete Gemüth sofort zuwendete.

Bei aller Liebe zur Freiheit — wohlgemerkt zur sittlichen Freiheit — war das Revolutionsjahr kein Ding für Adalbert Stifter. Nach seinem Dafürhalten durften die sittlichen Ideen der Menschheit niemals mit unsittlichen Mitteln angestrebt werden. Stifter gieng dem Riesenkampfe, der nur zu bald in Raub und Mord ausartete, aus dem Wege und verlegte seinen Wohnsitz von Wien in die stillere und freundliche Donaustadt Linz.

Wenige Jahre darauf (1850) wurde ihm ein Ehrenamt zu Theil, das ihm freilich in der wieder hereingebrochenen Reaction bald zu einer recht unerquicklichen Bürde heran- und über den Kopf wuchs. Stifter wurde Schulrath der Volksschulen für Oberösterreich.

Aber er zog sich mehr und mehr zurück in die stille Weihe der Poesie. Er lebte dem hohen Geiste der alten Dichter Griechenlands und unserer deutschen Heroen, besonders Goethe's, Jean Paul's und Grillparzer's. Und er dichtete selbst.

Anfangs fand Stifter seltsamerweise den rechten Weg der Ausdrucksweise nicht. Anstatt der Feder wollte er sich des Pinsels bedienen. Auf Leinwand suchte er seine Dichtungen zu malen. Es entstand Gemälde um Gemälde, aber keines befriedigte. Dem Schreiber dieses selbst hat Stifter einmal geäußert, die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle. — So hat er denn ein- für allemal Apollo's Griffel zur Hand genommen. Es war ihm heiliger Ernst mit seinem Schaffen; sein literarisches Streben war rein und unbeirrt von aller Nebenrücksicht. — „Wäre ich ein bloßer Büchermacher," schrieb er einst an einen Freund, „so wäre ich vielleicht ein reicher Mann. Eine blendende Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen; wenn nun nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so wären Bücher auf Bücher gefolgt und den leichtfertigen Schriften wäre eine leichtfertige Lesemenge nachgezogen."

Hätte unser Dichter das nicht schlechterdings verschmäht, er wäre heute vergessen; während nun Jeder, der unserer Literatur nur halbwegs Interesse entgegenbringt, zum mindesten seine „Studien" kennt.

„Studien", dieser Titel selbst schon ist dazu geeignet, das Lesepublikum zu sortieren, die leichtfertige Menge, die von Studien niemals was wissen mag, dem Buche fern zu halten, dafür aber strebsame, gründlich angelegte Naturen demselben zuzuführen. Und wahrhaftig, diese sollen ihre Rechnung finden. Von dem „Condor" an bis hinab zu dem „beschriebenen Tännling", welch ein Bilder- und Ideenreichthum, welch edelerhabene Menschengestalten, welch mannigfache Stimmungsschatten in Allem und Jedem, trotz der ursprünglichen Einfachheit! Wer Stifter's „Hochwald", „Narrenburg" und „Hagestolz" gelesen hat, der wird mich eines übertriebenen Enthusiasmus nicht beschuldigen. Ja, er wird das Buch überhaupt nicht aus der Hand legen, sondern auf seinem lauschigen Plätzchen — ich wünsche jedem Leser ein solches — auch das arkadisch-idyllische „Haidedorf", die seelenvolle Erzählung „Aus der Mappe des Urgroßvaters" und die tief ergreifende, grandiös-tragische Geschichte des Juden Abdias lesen. Und er wird auch alles Uebrige lesen und im Laufe seiner Jahre wieder lesen; — denn das Buch in seiner heiteren Reinheit wird ihm eine Genugthuung sein für die Uebel, so ihm das Leben und — die Literatur jemals angethan.

Im Jahre 1853 erschienen Stifter's „Bunte Steine", Erzählungen,

die eine außerordentlich tiefe Auffassung des menschlichen Charakters, besonders der Kindesseele offenbaren und sich in würdigster Weise den „Studien“ anschließen. Es mag hier besonders auf eine Novelle, „Bergkrystall“, hingewiesen sein, in der zwei hilflose Kinder, die sich in der Christnacht im Hochgebirge verirrt, den Gewalten der Gletscherwelt gegenübergestellt werden.

Den „Bunten Steinen“ folgte ein Buch voll stillen Gottesfriedens, „Der Nachsommer“ geheißen. Hier wird uns ein Leben erzählt, welches zu dem inneren und äußeren Sinne des Dichters in naher Beziehung steht. In kunstvoller Schöne liegt vor uns eine kleine Welt, und wir freuen uns an den treuen, lieben Menschen, die hier wandeln, an der geruhsamen Wald- und Alpennatur, die hier so weihevoll verehrt wird. Und mitten in solcher Idylle erheben sich Stätten der Kunst, auf denen wir nun freilich manche weitgedehnte Reflexion des Dichters anzuhören haben, hingegen aber in dem Rosenhause, in welchem der Held der Erzählung wohnt, uns so heimisch fühlen, daß uns das Ende des gleichwohl dreibändigen Romans noch immer zu früh daraus vertreibt.

Später gab Stifter seinen historischen Roman „Witiko“ heraus. Bei diesem Werke erreichte die einzige aber doppelte Rüge eines Theiles des Publikums, nämlich daß Stifter seine Arbeiten zu weitläufig ausführe und dadurch oft ein wenig verflache, ferner daß er auch den menschlichen Leidenschaften zu geflissentlich aus dem Wege gehe und dadurch seine Novellen der spannenden Conflicte und Katastrophen beraube — diese Rüge erreichte bei „Witiko“ ihren Culminationspunkt. Ob mit Recht? Der Wert eines historischen Romans, dünkt mich, liegt nicht allein in der Darstellung hervorragender Ereignisse, die ja selbst des Laien Auge zu finden und vielleicht zu zeichnen weiß, sondern auch und vielmehr in der Detailausführung aller Culturverhältnisse der betreffenden Zeit, die jedenfalls das tiefste Studium erfordert. Sind ja doch erst aus den jeweiligen Culturzuständen die Charaktere und Thaten ihrer großen Männer erklärlich. Wollte wünschen, jeder Historiker hätte jene Gewissenhaftigkeit inne, mit welcher Stifter Archive und Antiquare durchstöberte, bloß um sicherstellen zu können, welcher Art die Messer und Gabeln waren, mittelst deren man zu Ottokar's Zeit in der Prager Königsburg getafelt. Viele halten den „Witiko“, was seine historische Treue und Darstellungsweise betrifft, für das Muster eines historischen Romans, der ja doch weder eine Tendenzschrift, noch ausschließlich eine Unterhaltungslectüre sein kann, der ganz von der Gegenständlichkeit und den Ideen der Zeit, in welcher er spielt, erfüllt sein muß.

Ist übrigens nicht meine Aufgabe, oben angedeutete doppelte Rüge zu entkräften; doch wäre es kaum schwer, die Thatsache, daß unser Dichter „den menschlichen Leidenschaften aus dem Wege geht,“ als einen Vorzug zu manifestieren. Wird doch gesagt, der Dichter müsse die Welt und die Menschen idealisieren und dem irrenden, bedrängten Geschlechte zu neuer Ermunterung und Zuversicht verklärte Bilder und Gestalten vor Augen stellen. — Der Leihbibliothek-Romanzier thut das freilich nicht, denn der hat die Aufgabe, seine Leser zu kitzeln, aufzuregen, zu spannen, und lassen sich hierin die Leute gern ein wenig foltern. Aber ein Dichter wie Adalbert Stifter konnte und mußte seine Werke adeln. Auch er hat Leidenschaften und Conflicte geschildert, wer leugnet das? Man müßte das „alte Siegel“, „den Abdias“, den „beschriebenen Tännling“, den „Witiko“ lesen. Aber er hat die schroffen, finsteren Dinge nach Thunlichkeit gemildert und gelichtet, und wenn wir Umschau halten in der freundlichen Schar seiner Gestalten:

wir finden vielleicht irrende, fallende Menschen, aber keinen bösartigen Charakter darin. Man labt sich an der Milde, Ruhe und Liebe, und man wird im Lesen von Stifter's Schriften ein besserer Mensch.

Die Gewissenhaftigkeit in der Auffassung des Gegenstandes und die Klarheit in der Darstellung desselben sind ferner zwei Haupteigenschaften Stifter's. — „Seit meiner Jugend", schreibt er einmal, „ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben; in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinlichste Gefühl." *)

In seinen letzten Jahren, obwohl von einer langwierigen Krankheit gedrückt, arbeitete Stifter an der Vervollständigung älterer Schöpfungen und schrieb auch noch Neues, welches nachher in den „Erzählungen" und „Vermischten Schriften" gesammelt und theilweise den „Studien" angereiht worden ist.

Adalbert Stifter starb zu Linz, den 28. Jänner 1868.

Wenn wir uns nach einer Parallele zu Stifter umsehen müßten, wir wüßten keine; ein Original steht ja eben nur einmal da. Am ehesten wäre es vielleicht Theodor Storm, der uns in seinen seelenvollen Stimmungsbildern, Gottfried Keller, der uns in seinem wohlthuenden Humor an Stifter erinnert. — Wenn ein bekannter und sonst bedeutender Literarhistoriker behauptet, Stifter sei reiner Landschaftsmaler und die Menschen seiner Dichtungen seien ihm bloß Staffage zur Landschaft, so wäre dem entgegen nur darauf hinzuweisen, daß uns von den modernen Dichtern etwa neben Auerbach und Fritz Reuter keiner eine so große Anzahl von Menschengestalten mit scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, Sonderlingen unv Originalen vorgeführt hat, als eben Adalbert Stifter. Fast jeder seiner Helden ist ein eigenthümlicher Charakter; solche aber können niemals bloß wie Staffage skizzirt, sondern sie müssen motivirt und ausgeführt werden. Und Stifter hat sie mit großer Liebe und vielem Humor zumeist gar eingehend gezeichnet und beleuchtet. Man lese den „Waldsteig", „Procopus", den „Hagestolz" u. s. w. Wem wäre ferner der Liebreiz entgangen, in dem Stifter seine Kindesgestalten, wem die Schönheit und der Adel, womit er uns seine Frauenbilder darstellt! Wer denkt hier nicht an „Katzensilber", „Brigitte", an „die Schwestern", an die zwei Jungfrauen im „Hochwald"? — *)

Allerdings hat Stifter einen großen, vielleicht den bedeutendsten Theil seines Talentes auf „Staffage" verwendet. In der Schilderung der Natur, sie mag uns die Steppe, die Wüste, die Heide oder den Hochwald darstellen, ist Stifter unübertrefflich, und im Gegensatze dieser Staffage zu seinen uns anheimelnden Menschen weiß er Stimmungen in uns hervorzubringen, die uns entzücken und nachhaltig beseligen.

---

*) Wir verweisen hier auf den im Heimgarten II., Seite 121, enthaltenen Aufsatz „Adalbert Stifter" von E. Ranzoni, welcher vorstehende Charakterskizze vervollständigen mag. Die Red.

*) Gegenwärtig erscheinen bei Amelang in Leipzig Adalbert Stifter's „Ausgewählte Werke" in 28 Lieferungen.

„Faust“ im Wienerwald.

Ein Dorfbild von J. K. Lecher.

Es war eine Sonntagsvorstellung und der Director hatte sein bestes Zugstück, den „Dr. Faust“, nach dem Mittagessen und später noch einmal nach der Vesper durch Trommelschlag und Ausruf ankündigen lassen im Oberörtel, das seine Häuserzeile in einen Graben des Wienerwaldes hinauf streckt, und im Unterörtel, dessen letzte Scheunen schon auf der flachen Ebene des Tullnerbodens stehen. An der Säule des Gemeindebrunnens, am Schilderhaus des Nachtwächters und an der Dorflinde waren halb gedruckte, halb geschriebene Zettel angeklebt, die ein „göehrtes Buplikum“ auf Schlag halber Achte zu dem Puppenspiel ins Wirtshaus einluden; darunter hatte der Gastgeber die Ankündigung gekritzelt, nach dem Theater gäbe es eine Tanzunterhaltung. Die Aussicht auf solche Fülle des Genusses verfehlte die vom Impresario und vom Schenken erhoffte Wirkung nicht. Schon nach dem Ave-Läuten war auf dem Dorfplatz vor dem Wirtshaus ein Gedränge wie beim Einlaß ins Burgtheater, wenn dort der „Faust“ Goethe's in Scene gehen soll. Unter dem Thorbogen der Hofeinfahrt erschien zeitweilig, um die Menge durch etliche handwerksmäßige Späße zu locken, der Puppenspieler in höchsteigener Person, hemdärmelig und barhaupt, ansonst eine ganz stattliche Erscheinung, in seinem grauen Kraushaare recht würdig trotz der Weinröthe im salbungsvollen, glattrasierten Antlitz und dem dunklen Quadrat auf jenem abseitigen Theil der hellen Unaussprechlichen, welches vorab flickbedürftig zu werden pflegt. Auch ich sah mir den Mann mit nicht geringerer Neugier an, als es die kleinen flachshaarigen Nachbardirndln thun mochten. Das war also Derjenige, welcher — Derjenige, auf dessen zwei Augen noch das alte classische Puppenspiel steht, der es noch pflegt und in seinem treuen Gedächtnisse drei Vierteldutzend der alten Volksdramen bewahrt hat, von welchen etliche ihrem Haupt-Inhalte nach älter sind, als unser ganzes neuhochdeutsches Theater-Repertoire. In seiner Bude, rückwärts neben dem Kuhstall, sollte ich endlich die persönliche Bekanntschaft mit jenem Doctor Faust machen, der vor fünf Vierteljahrhunderten den jungen Wolfgang in Frankfurt angeregt hat zur großartigsten und tiefsinnigsten Dichtung, deren unsere Nation sich rühmen darf.

„Nur hereinspaziert, erster Platz einen Zwanziger, zweiter ein Sechserl; wer eine Cigarre hat, darf rauken; gleich wird's angeh'n.“ Ich eilte, mir einen guten Sitz zu sichern. Die Gallerie war bereits voll besetzt; sie war vom Parterre durch einen starken Balken abgesperrt und auf diesem saßen dicht gedrängt, wie im Winter die Spatzen unterm Firstvorsprung im sturmfreien Hofwinkel, an die zwei Dutzend Buben, mit ihren Füßen freibaumelnd über den Köpfen der Sperrsitz-Inhaber auf den Bretterbänken. Etliche waren barfuß; das waren die von der Claque und die Reclamemacher, welchen der Director freies Entrée gewährt, damit sie ihre Kameraden zum Besuche anregen. Die Bühne wurde vor profanen Blicken geschützt durch einen stilisirten Vor-

hang von streng akademischer Mache, auf welchem eine unmögliche Muse in braunrother Draperie mit etlichen nackten Bengeln Wolkenkraut tritt für den olympischen Ambrosiatisch. Allmählich füllten sich auch die Bänke; die angekündigte Anfangszeit war längst um, die Buben auf dem Galleriebalcon wurden ungeduldig und trommelten auf den Köpfen der Zweisechser-Protzen unter ihnen; es gab einen Tumult. Wie Poseidon, der Wogenbändiger, erschien der Puppenspieler, die Rangen derbkräftig und lungengewaltig in gemessene Schranken zu weisen. Man brachte neuerdings Bänke und Schemel, um für die nachkommenden Gäste das letzte Plätzchen auszunützen; das Gedränge ward entsetzlich, die Hitze ebenfalls. Auch ein Echtwollener hätte zugestehen müssen, daß zu viel des Anthropin, das nicht einmal durch die feuchten Virginias und den beißenden Bauerntabak neutralisiert werden konnte, von Uebel sei. Wenigstens blieb man aber gegen den Hitzschlag durch das Abzugbier gefeit, das in flottem Schwung, wie die Feuereimer beim Brand, hereingereicht wurde. Wieder erschien der Puppenspieler, um an der Völle des Raumes sein Herz zu erlaben. Auf die vernünftige Frage einer drallen Dirne: „Wann sollen wir tanzen, wenns so viel lang nicht anfangts?“ hatte er ein Einsehen und schlüpfte hinter die Coulisse. Nun begann die Ouverture: ein gar nicht übel auf einer Ziehharmonika gespielter Ländler, der in feierliche Variationen überging. Ein Glockenzeichen; der Vorhang knattert mühsam in die Höhe. Feierliche Stille im Publikum. Wir sehen eine leidlich gut gezeichnete, aber schaurig gemalte Zimmer-Decoration vor uns. Dr. Faust, eine Puppe in schwarzer Scholarentracht, steht auf der Bühne und hebt in wehmüthig schwerem Tonfall seinen Monolog an:

„Ja, die gründliche Wahrheit muß ich gestehen, daß ich ein Doctor bin; aber nicht wie der Eine oder der Andere gedenket. Was bist Du für ein Doctor? Bist Du ein Doctor der Medicinen oder ein Doctor der geistlichen Schriften? Wahrlich, ich bin ein Doctor der geistlichen Schriften; so laß ich mich sehen und nennen. Aber leider, ich bin arm. Und wenn der Mensch arm ist und hat noch so viel Gelehrsamkeiten in seinen Kopf hineingefasset, so ist er doch nichts.“

Hier haben wir ja den Ansatz zu Goethe's Faust-Monolog, und die Abweichung von demselben, welche das volksthümliche Puppenspiel und die alten Faust-Sagen kennzeichnet; der Faust des Puppenspiels und der Sage hat zunächst kein Bedürfnis nach einer Ergründung des Welträthsels — das kommt erst später und nebenbei — sondern nach Reichthum und äußerer Geltung. Er führt in seinem Monologe weiter aus, wie Jeder, vom Taglöhner bis zum König, über seinen Stand hinausstrebe. Warum sollte er „bei so kleinen Studien verbleiben, daß er gerade das bißchen Leben mit knapper Mühe durchschlagen kann.“ „Warum sollte ich nicht auch das Leben genießen, aus einem Theologo ein Nigromante (Nekromant) werden; das heißt, aus einem Doctor der heiligen Schriften will ich ein berühmter Schwarzkünstler oder Teufelsbeschwörer werden.“ Faust schläft ein; zur Rechten erscheint sein Schutzgeist, um ihn zu warnen, zur Linken der Teufel, um ihn zu locken; der Teufel verspricht ihm, ihn glücklich zu machen. „Der mich glücklich machen will“ — ruft Faust, weist den Schutzengel ab und erklärt sich für den Teufel. Er erwacht: „Still, mein Diener Wagner kommt ganz eilig herein.“ Wagner trägt Anzug und Bartschnitt eines modernen Livréedieners; im Auditorium nimmt an diesen und später an vielen ähnlichen Anachronismen Niemand Anstoß. Wagner meldet „Sr. Magnificenze,“ zwei Studenten, die den Doctor selbst sprechen wollten, hätten ein Buch gebracht. Faust erkennt, daß dies zwei höllische Geister gewesen, durch die ihm „Fürst und

Meister Pluto die Schlüssel und Cirkel von der Hölle geschickt, woran er finden und sehen kann, wie er die Geister citieren und beschwören kann.“ Ganz begeistert hierüber ruft er aus:

„O, ich werde noch glücklich sein, ich weiß es bestimmt. Ja, es gefreut mich unendlich. Nun gute Nacht, Ihr theologischen Bücher! Viele Nächte bin ich über Euch gesessen; ich habe sogar den Schlaf vergessen. Jetzt, Faust, ist die Zeit gekommen, wo Du einmal sehen kannst, wie und auf welche Art, Faust, Du sollst glücklich werden, ja der Glücklichste auf Erden.“

Die derb materialistische Auffassung, daß schrankenloser Besitz und der hiedurch mögliche sinnliche Genuß des Menschen vollstes Glück bilde, kehrt auch in anderen Spielen, die ich nachträglich mir ansah, immer wieder, findet aber seine Correctur in der katechismusgerechten Betonung des höheren, idealen Wertes der Religion und der praktischen Befolgung ihrer Satzungen, die in Dr. Faust sich zu einer beim Durchschnitts-Auditorium des Puppenspieles äußerst wirksamen, ja geradezu gemütherschütternden Scene zuspitzt. Daß im Puppenspiele vor einem Publikum, welches sich heutzutage zumeist aus der Jugend abgelegener kleiner Dorfschaften zusammensetzt, feinere philosophische oder psychologische Probleme ebensowenig entwickelt werden können, wie ehedem vor dem kleinbürgerlichen Publikum der Städte und den Besuchern der Kirchweihen und Jahrmärkte, ist selbstverständlich. Jedes Theater darf seinen Zuschauern nur bieten, was sie halbwegs verstehen und begreifen können, will es auf Gemüth und Phantasie einwirken und das erzielen, was man einen Bühnenerfolg nennt. Dem Bauer, so weit er nicht zur fragewürdigen Gattung der „Aufgeklärten,“ das heißt zu den schlankweg Indifferenten gehört, lösen sich die Fragen des Welträthsels und die Räthsel des Menschendaseins durch die Dogmen seiner anererbten Religion; auf dieser beruht seine höhere Weltanschauung, so weit auch er ein metaphysisches Bedürfnis empfindet. Außer religiösen Idealen und den mit seiner religiösen Erziehung verwachsenen ethischen Begriffen kennt er nur die Ideale des Familienlebens und des materiellen Erwerbes, auf den diese hart arbeitende Classe in ihrem mühseligen Kampfe ums Dasein, um die Erhaltung der Familie und des Hauses, um die Vertheidigung des Bodenbesitzes gegen die Angriffe einer einseitig capitalistischen Zeitströmung angewiesen ist durch die Pflicht der Selbsterhaltung. Neben dem materiellen Erwerb steht der materielle Genuß, nach den harten Wochen will der Bauer die frohen Feste. Man darf übrigens mit der Bauernschaft nicht hart ins Gericht gehen wegen dieser Anschauung der Weltverhältnisse, in welcher die Begriffe von Glück und materiellem Besitz und dem hiedurch ermöglichten Genuß zusammenfallen; auch in der Mehrheit der sogenannten gebildeten Classen begegnet man ja der gleichen Auffassung vom Menschenglücke. Nur die idealistische Jugend und einzelne alte Querköpfe, als welchen auch ich mich vorzustellen die Ehre habe, sind anderer Meinung.

Der Kasperl, dem in jedem der Puppenspiele eine hervorragende Rolle zugewiesen ist und der zu den Hauptträgern eines jeden Stückes gehört, vertritt im Puppenspiele diese materialistische Seite auf derb-handgreifliche Weise. Er kennt nur das Geldverdienen und schlägt das Erworbene wieder leichtsinnig im Wirtshause durch; ohne empfindliches Ehrgefühl, läßt er sich aus Gewinnsucht auf die bedenklichsten Händel ein; er wird dabei sogar waghalsig, trachtet aber stets seinen werten Rücken vor den ihm reichlich zugedachten Schlägen zu salvieren, und versteht es meisterlich, auf seine dummpfiffige Art ein Trinkgeld im strengsten Wortsinne abzulocken. Sonst feige, wird er keck bis zur Verwegenheit, sobald er berechtigte Ansprüche durchzusetzen trachtet; im

„Faust" rauft der Kasperl zuletzt mit zwei Teufeln, weil sein Herr in die Hölle geschleppt wurde, ehe er ihm den fälligen Lohn bezahlt hatte. Er will die schwarzen Gesellen zwingen, ihm die der Magnificenze bisher gestundeten Silberlinge auszubuxen. Sonst ist der leichtsinnige Hallodri ein guter Kerl. In der „Genovefa" wagt er sogar seine Haut und überredet seinen Gevatter Scharfrichter zur Rettung der Pfalzgräfin. Im „Faust" führt er sich als vacierenden Bedienten ein, macht seine gewöhnlichen Späße, während er ein Langes und Breites über seine Kost und seinen Lohn feilscht, und geht schließlich den „harten Thaler" Drangeld im nächsten Wirtshause vertrinken.

Der zweite Act beginnt mit der Beschwörungsscene; Faust steht auf einem Waldwege im Zauberkreis „sehr fest" und hebt an:

„Ja nun, ihr Geister!
Bei Euerem Blutreismeister
Beschwör' ich Euch!
Fürst und Pluto, befiehl Du Deinen Teufeln,
Laß mir Einen
An die obere Welt erscheinen!"

Hinter den Coulissen wird mit einem Kochlöffel in einem zersprungenen Eisentopf herumgestochert und der Gehilfe des Spielers läßt ein dumpfes Brrr hören, welches phonetische Leitmotiv des Teufels später auch immer wiederkehrt, so oft der Schwarze in Bewegung gesetzt wird. Faust fährt fort:

„Ja, dieses Gemurmel höre ich vom Teufel, aber sehen thu' ich nichts.
Ich beschwöre Euch zum zweitenmal!
Fürst und Pluto, befiehl Du Deinen Teufeln
Und laß mir Einen
An die obere Welt erscheinen!"

Man hört neues verstärktes Gepolter, Faust erinnert sich, daß in dem ihm von zwei Studententeufeln überbrachten „nigromantischen" Buch eine dreimalige Beschwörung vorgeschrieben ist (Du mußt es dreimal sagen) und ruft mit tiefem Brustton:

„So beschwöre ich Euch zum dritten- und letztenmale!
Joridao, Joridao
Komm über Styx und Axi!
Komm über Stock und Stein!
Auf die Oberwelt erschein!
Nun Geister, erscheint mir!"

Nun fliegt mit dem entsprechenden Brrr der böse Geist Auerhahn herein. Er ist so schnell, wie die Kugel aus dem Rohre, aber diese „wirklich schöne" Geschwindigkeit genügt Faust nicht; er will den „geschwindesten Geist aus der Hölle," citiert von Neuem und Mefistofilus erscheint. Der ist „so geschwind, als dem Menschen seine Gedanken sind." Faust stellt ihn auf die Probe und schickt ihn zu „Fürst und Pluto Meister", wegen des eventuellen Pactes anzufragen. Dieser wird vereinbart, Mefistofilus verspricht ihm, vierundzwanzig Jahre zu dienen, unter der „Bedingnis," daß Faust vier Punkte einhalte. Der erste lautet dahin, daß er sich „unter die vierundzwanzig Jahre nicht darf waschen, nicht kämmen und keine Nägel abschneiden." Mefistofilus würde ihn trotzdem so rein und sauber halten, daß er jedem Menschen gleichsähe. Auf den zweiten Punkt, sich niemals zu verheiraten, geht Faust mit Freuden ein; den dritten Punkt hält der Teufel selbst für etwas schwierig; „unter die vierundzwanzig Jahre soll Faust in keine Kirche gehen, auch sich in keinen geistlichen Disputat mehr hineinbegeben." Der Leute wegen wird Mefistofilus „eine Person in forma" Faustens bilden, die statt seiner in die Kirche geht. Der vierte Punkt ist die Unterfertigung des Pactes. Faust will den Geist um Tinte, Feder und Papier in sein Studirzimmer schicken, wird aber bedeutet, daß er mit seinem eigenen Blute schreiben müsse. Es geschieht und Faust jubiliert, „er werde jetzt der glücklichste Mensch auf Erden werden und vollenden, was er sich vor vielen Jahren schon vorgenommen habe." Er geht ab und Kasperl tritt auf. Der lustige Strolch hat in seines

Meisters Zauberbuch geguckt und fängt nun auch eine Teufelbeschwörerei an, was eine gar nicht üble Parodie der vorhergehenden Scene ergibt. Im dritten Act ruft Faust den Mefistofilus, der im rothen Ritterwams als Cavalier, wie andere Cavaliere, kommt, aber seine schwarze Teufelsfratze beibehalten hat. Mit seiner Hilfe treibt der Doctor am Hofe des Herzogs von Parma und anderwärts allerlei Zauberstücklein; Geist Mefistofilus hat an ihm einen gar launisch-harten Herrn, der das Unmöglichste verlangt. Kasperl macht einen Versuch, von dem schwarzen Ritter im rothen Federbarett Geld zu erlangen, und wird von ihm schnöde gehänselt. Den vierten und letzten Act eröffnet der Schutzgeist mit einer gesungenen Mahnung an den auf der Straße liegenden Faust, sich wieder Gott zuzuwenden. Bei dem Doctor ist der psychologische Moment eingetreten, der ihn für die warnende Stimme empfänglich macht; er klagt: „Wie matt und schwach bin ich von diesen Teufeln!"

„Der Vogel ist geboren zu seinem Fliegen.
Der Mensch soll sich über seine Arbeit biegen,

Ich habe es nicht gethan, ich habe mich lieber dem Teufel selbst in den Arm gespielt. Jetzt ist die Strafe da."

Faust erzählt weiter, als er heute über die hohen Berge geflogen, habe er ein Kreuz gesehen; er verlangt vom Teufel, ihm dieses zu bringen. Mefistofilus erklärt es für unmöglich, stellt aber endlich, als Faust sich auf den Pact beruft, ein Kreuz her, jedoch ohne die Inschrift. Faust tadelt ihn deshalb. Es entspinnt sich nun ein theologisches Zwiegespräch, in welchem Mefistofilus bekennt, könnte er des Himmels Gnade theilhaftig werden, so würde er, „wenn die ganze Welt mit glühenden Nägeln beschlagen wäre, bis zum Jüngsten Tage darauf barfüßig herumgehen, um noch die Himmelsseligkeit zu erlangen." Faust fragt, was die Hölle sei und was die verdammten Seelen leiden. Mefistofilus antwortet:

„Das kann ich Dir wohl sagen. Die Hölle ist ein Schlund ohne Grund, wo alles Abscheuliche, Grausliche zusammenkommt. Was aber die verdammten Seelen darin leiden, ist wohl kein Mensch im Stande auszusprechen und niederzuschreiben. Du hörst nur Winseln, hörst sie bitten um einen Tod, aber es gibt keinen Tod in Ewigkeit und ewig bleibt auch ewig."

Als der Teufel die Herrlichkeiten des Himmels schildern soll, bezeichnet er dies für unmöglich und entflieht. Faust ist erschüttert; des Mefistofilus' Bekenntnisse haben den Bekehrungsversuch des Schutzgeistes so weit vollendet, daß der arme Sünder in sich geht, sich auf die Knie wirft und inbrünstig zu beten anfängt. Der Teufel schleicht wieder ängstlich hinter einer Waldcoulisse hervor, sieht, daß er Gefahr läuft, seine Beute zu verlieren, und greift nach dem letzten Mittel: er bringt die schöne Helena. Diese erscheint in einem modernen schwarzen Spitzenanzuge mit Tournure und Schleppe und einem flotten Rembrandt-Hut. Sie flötet in den süßesten Tönen; Faust erliegt der Versuchung, fällt dem schönen Weibe in die Arme und ist wiederum des Teufels. Dieser ruft frohlockend:

„Victoria, Victoria! Nun ist der Sieg gewonnen.
Man sieht auch sonnenklar,
Wie ein altes Sprichwort wahr:
Was ich als Teufel selbst nicht kann,
Hab' ich gestellt durch ein Frauenzimmer an."

Faust kommt zurück. „Ach, Du abscheulicher Teufel, grausam hat er mich betrogen, ja ich glaubte den schönsten Engel von der Welt zu haben, und als ich sie umfassen wollte, war es der häßlichste Teufel aus der Hölle." Dies ist ganz im Sinn der Hexenrichter gedacht; im „Höllischen Proteus, einem classischen Werke aus dem siebzehnten Jahrhundert, das etliche Schock Zauber-, Hexen- und Teufelsgeschichten nach den Gerichtsacten echt wahngläubig mittheilt, kommt diese Art des

Betruges häufig vor, und ebenso der nun folgende. Mefistofilus erklärt Fausten, die Zeit sei abgelaufen, er müsse zur Hölle fahren. Dieser entgegnet, im Pact seien vierundzwanzig Jahre stipulirt, und erst zwölf derselben abgelaufen. Mefistofilus repliciert ihm: „O mein Faust, das ist nicht so. Nimm Dir einen Diener, der dient Dir bei Tag, aber nicht bei Tag und Nacht. Ich habe Dir wie ein Knecht zu jeder Secunde und Minute gedient. ich habe keine Zeit zum Schlafen gebraucht. Merke, sobald die Uhr Zwölf geschlagen, bist Du mit Leib und Seele des Teufels!“ Faust sieht, daß er vom Vater der Lüge schändlich betrogen worden und ist seines Schicksals gewärtig. Kasperl kommt singend und hält auf Bitte seines Herrn bei ihm Wacht bis zur verhängnisvollen zwölften und letzten Stunde desselben.

Das Publikum hatte sich während des zweiten und dritten Actes mehr für den Hanswurst, als den Doctor interessiert; die Barfüßler auf dem rückwärtigen Balken johlten und ihre Kameraden im Bundschuh jubelten mit über Kasperl's Späße. Die Zuschauer auf den „noblicheren“ Bänken stimmten ein; der nett gestrählte Bub des Doctors, der herunten unter den Honoratioren saß, warf sehnsüchtige Blicke nach rückwärts; er hätte so gern mitgethan mit seinen Schulkameraden, wenn es nur seine gesellschaftliche Stellung erlaubt haben würde! Aber die Standesrücksichten! Im vierten Acte, während der theologischen Gespräche war das ganze Auditorium tief ergriffen und die lautlose Stille nur mitunter von unterdrücktem Schluchzen unterbrochen. Mancher Schürzenzipfel wurde thränennaß, und die beiden ins Breitstockige gerathenen Mädel, zwischen denen ich eingeklemmt saß, nahmen ihre schwarzen, rothgeränderten Kopftücher herab, um den Zährenstrom von den dicken Wangen zu wischen. Diese Rührung hinderte sie aber nicht, vergnüglich aufzugröhlen und in ihrer Zerstreuung auch mir Ellbogenstöße zu versetzen, als der Kasperl bei seiner grausigen Nachtwache sehr verfängliche, auf die Ortsverhältnisse gemünzte Couplets sang. Je saftiger die Anspielungen ausfielen, umso lustiger war's. Auch in sexueller Richtung kommt da das Derbsinnliche im Puppenspiel zur Geltung; zarte Liebesverhältnisse kennt dasselbe nicht. Im „Bayerischen Hiesel“ und „Schinderhannes“ fehlt diese menschlich versöhnende Seite im Charakter der Helden, sie sind Schnapphähne glattweg, ohne die Romantik, welche das erzählende Volksbuch, auf Löschpapier „gedruckt in diesem Jahr“ und ehedem auf jeder Münchener Dult zu kaufen, ihnen anrühmt. Das Puppenspiel hat dafür den eifersüchtigen Ehemann, der als Pfalzgraf die Genovefa, als König von Engeland seine Königin Rosamunde hinzurichten befiehlt. Der Bauer in unserem Landstrich macht meist eine Vernunftheirat, weil er Bargeld braucht bei Uebernahme der Wirtschaft, und wenn er glaubt, daß die Bäuerin beim Grafen in der Donau-Au mit den flotten und freigebigen Gesellen, den verwegenen Reitern der Schiffzüge, sich zu lange verhalten habe, wahrt er seine gefährdete Hausehre mit dem Stock. Für das Publikum des Puppenspiels wären sentimental girrende Helden ebenso dramatisch unwahrscheinlich, wie den Leserinnen der goldschnittgebundenen Dutzend-Dorfgeschichten die hagebuchenen Gesellen vom Dorf in ihrer rohwüchsigen Derbheit.

Politik im Bauernhause.

Aus dem Volksleben mitgetheilt von R.

Wie die Leute überhaupt Politik treiben, darüber ließe sich manches possierliche Capitel stellen. Am possierlichsten aber treiben die Bauern Politik. Am Werktag thun sie's nicht, und daran unterscheiden sie sich von den Stadtleuten. Am Sonntag thun sies, denn eine Unterhaltung muß der Mensch auch haben.

Sitzen ihrer Etliche beim Jagerhansel in der Stube. Ein paar Stamperln Schnaps — und Tabakrauchen dazu. Der Roß-Masel ist auch da; kommt weiter herum in der Welt, der Masel, als die Anderen, denn er ist Pferdehändler und hilft eigentlich dem Kaiser regieren. Wenn Kriegsrüstung ist, so wird der Masel befragt, wo in der Gegend die besten Rösser sind. Freilich, der Masel kann schon was wissen. Sagt aber nicht viel aus; kaiserlicher Geheimrath könnte er sein, so geheim hält er's mit der Politik. Ja, wenn Der reden wollt'! Im Jahre Neunundfünfzig, wie wir mit den Italienern Krieg bekommen haben, hat er's monatelang voraus gewußt, aber nicht ein Sterbenswörtel geplaudert. Erst später hat er's gesagt. Im Sechsundsechziger Jahr hat er's vorausgesagt: die Preußen kommen! Und sind richtig gekommen. Ueber die Donau haben sie freilich nicht mögen, weil die Oesterreicher in Maria-Taferl mit den geweihten Glocken so viel geläutet haben, daß den Lutherischen die Kurasch ist vergangen! Das Läuten und das Beten, natürlich hilft's! Hätt' der Benedeck bei Königgrätz aufs Beten nit vergessen, es wär' anders ausgefallen. Der hat aber höllisch geflucht und sakermentiert. Na, so ist halt nachher die Sau fertig gewesen.

So pflegt es der Roß-Masel auszulegen. Aber erst wenn er ein paar Gläseln „Geist" in sich hat. Ohne Geist kann er nichts machen, der Masel, ohne Geist scheint er so wenig zu wissen, als die Anderen.

Heute sitzt er unter den Bauern und erzählt. Sie sperren Mund und Augen auf, denn bei den Ohren allein können die Neuigkeiten unmöglich Alle hineingehen, die der Masel vorbringt, sie sind zu groß.

Anfangs hat ihn der Zaun-Peter gefragt: „Nau, Masel, was gibts Neues?"

Zuckt der Masel die Achseln und nichts weiter. Kommt das erste Glasel „Geist."

„Werden wir Krieg kriegen?" fragt der Peter.

Wieder ein Aufschupfen mit den Achseln: „Möglich ists schon!" Und nichts weiter.

Nach dem zweiten Glasel thut er frischen Tabak in den Mund, denn Raucher ist er keiner, und fängt an: „Jetzt werden wir bald Sauerampferblätter beizen müssen; wie man hört, wollen die Ungarn keinen Tabak mehr ins Land lassen."

„Oho!" sagen die Bauer.

„Die Ungarn sagen, sie wollen mit Oesterreich nimmer zusammenhalten und sie wollen ihren König allein haben und erlauben es nit, daß er nebenbei auch noch Kaiser von Oesterreich ist."

„Sakra! nachher setzts was!" knirschen die Bauern. „Jagerhansel, bring' noch ein Glasel!"

„Mit dem Russen, heißts, soll's losgeh'n," bemerkt der Peter.

„Uns thut er nichts, der Ruff'," berichtet der Masel, „aber auf die Bulgarner hat er's scharf! Die Bulgarner, das sind schon halbe Türken, die wollen dem Russen das Rußland wegnehmen. Da hat der Ruff' gesagt: Ueber mein' Leich' geht der Weg ins Rußland."

„Kann ihnen auch so passieren, wie den Franzosen Anno dreizehn," sagt der Peter, „daß sie einfrieren, und im Sommer, wenn sie auflannen (aufthauen,) sind sie hin."

„Kein Türk' ist sein Lebtag noch nit eingefroren," belehrt der Roß=Masel, „der weiß sich schon warm zu machen, mein Lieber, der thut sengen und brennen!"

„Haus Oesterreich hat aber doch dem Türken Bosnien wegthan," meint der Peter.

„Ist nur ein Köder, mein Mensch, nur ein Köder. Haben wir uns nur erst fest verbissen ins Bosnien, schwubs, wird der Türk anziehen und uns drin haben in der Türkei!"

„Ist mir auch recht," bemerkt jetzt der alte Wagner=Toni, „nachher geh' ich kirchfahrten nach Jerusalem ins heilige Land."

„Daß aber das heilige Land noch alleweil den Türkenheiden gehört!" sagt der Peter kopfschüttelnd.

„Weil sies nit hergeben," belehrt der Masel. „Der Napoleon hats eh haben wollen und hätt' dem Türken ganz Italien mitsammt der Romstadt geben mögen für's heilige Land, aber der Türk' hat gesagt: Na, das Italien mag ich nit; sein mir z'viel Banditen=Rauber drinnen."

„Mit Haus Oesterreich steht Italien jetzt so weit gut?" frägt der Peter.

„Der Kaiser Franz Josef ist mein Freund, hat der Victor Emanuel gesagt."

„Der Victor Emanuel lebt ja gar nit mehr!" wendet der Peter ein.

„Ist alles Eins, hats halt der Pimonteser=König gesagt."

„Uh Narr, Pimonteser=König gibts auch schon lang' keinen mehr. Nur einen König von Italien.

„Na, so hats halt D e r gesagt," verbessert sich der Masel, „aber die Tiroler, sagt er, möcht' ich haben! Das sind schneidige Leut und schießen können sie wie die Höllteufel, soll er gesagt haben."

„Ja, die Tiroler werden ihm was pfeifen. Die werden ihm's accurat so machen, wie dem Franzosen Anno Neun!" ruft der Peter. In's Gebirg, wenn die Bauern nit wollen, kommt kein Feind herein. Piff! Puff! Hei, das möcht' ich sehen, was mir so ein Wällischer ins Suppenhäfen zu gucken hätt! — Schauts die Schweizer an! Ein kleines Häuflein, aber fest bleiben sie."

„Hast nichts gehört, Peter," sagt jetzt der Roß=Masel, „kürzlich hat ein reicher Engelländer das Schweizerland kaufen wollen. — Verkaufen thun wirs nit, haben die Schweizer gesagt, aber verpachten auf ein Jahr wenn Du willst, und kannst nachher in unserem Schneegebirg umsteigen, so viel Du magst. — Ob er zum Schneegebirg den Schweizerkäs auch thät' dazukriegen? fragt der Engelländer. Nein, den müßt er sich extra kaufen. — Auf das hat sich der Handel zerschlagen."

„Schon sakrisch viel Geld müssen sie haben, die Engelländer," meint der Toni.

„Ist keine Kunst, Geld haben, wenn ich die vielen Soldaten und das groß' Kriegführerwesen nicht zu erhalten brauch!" bemerkt der Peter. „Bei den Engelländern wirst nit so viel Kriegsgespiel finden, wie anderswo!"

„Ich denk', Engel werden sie auch nit sein, und wenn sie zehnmal Engelländer heißen."

„Wenn's wahr ist!" sagt der Peter, „Engländer heißen sie, nit der Engel wegen, aber weil sie so viel ein enges Land haben. Lauter Wasser. Ist mehr Fisch als Mensch, der Engländer. Deswegen soll er auch so kaltblütig sein. Beim Franzosen, sagt

man, ists umgekehrt, der thut lieber fliegen als schwimmen.“

„Daß die Franzosen halt alleweil noch keinen Kaiser haben, glaub' ich!“ bemerkt der Toni.

„Brauchen keinen,“ belehrt der Peter. „Die Franzosen, die thun abwechseln mit dem Regieren. Heut' zum Beispiel ist's ein Doctor, der regiert gut; da kommt ein Kaufmann und sagt: Ich kunnts besser! — Gut, sagt der Doctor, so setz' Dich Du herauf, und steigt vom Thron. Morgen kommt ein Landwirt, der schreit: Nichts nutz, Kaufmann, wie Du regierst! — Wer's besser kann, sagt der Kaufmann, der soll hergehen. Einer um den Andern. So sollen sie's treiben. Ob's wahr ist weiß ich nit.“

„Krieg führen will der Franzos, hab' ich gehört, mit dem Preußen Krieg führen,“ weiß der Masel zu berichten. „Soll ihm letztlich einen Brief geschrieben haben, der Franzos, dem Preußen. Da drin soll gestanden sein: Preuß', mit Dir hab' ich noch eine Abrechnung. Von Anno Siebzig her. Jetzt hab' ich eine Million Soldaten und neue Kugelspritzen, die viel besser sind, wie dieselben von Anno Siebzig. Jetzt wollen wir's wieder probieren, wenn Du Schneid' hast! Gilts? — Der Preußenkönig ist hundert Jahr alt, der hat ihm geantwortet: Es gilt. Aber wenn Du so gut sein willst und etliche Wochen warten. Ich bin mit meinen Soldaten noch nit ganz fertig. Nachher wollen wir uns schon verläßlich einstellen. — Auf das geht der Bismarck her, zerreißt den Brief, haut mit seiner Faust auf den Tisch und sagt: Wir sind gestellt! Heut lieber wie morgen! — Der Franzos soll sich nit mehr gemurxt haben.“ —

Das ist so ein kleines Bild davon, wie in der hinteren Bauernschaft politisiert wird. In meiner Jugend kam eines Tages ein Handwerksbursche in unser Haus, der wußte zu erzählen, daß der böhmische König seine Hauptstadt Prag verspielt habe, und zwar beim Brandeln (ein beliebtes Kartenspiel) im Wirtshaus; aber man dürfe sich kein gewöhnliches Wirtshaus denken, sondern einen goldenen Palast, und die Spielkarten seien von Seiden gewesen. — Derselbe Handwerksbursche sprach auch folgendes Prophetenwort: „Bei der Achtundvierziger Revolution hat man Die gezählt, die gefallen sind, bei der Achtundneunziger Revolution wird man Die zählen, die lebendig bleiben.“

Daß Josef II. nicht todt ist, weiß man im Volke allenthalben, er ist nur irgendwo eingekerkert, aber wenn die Zeit kommt, wird er befreit werden und das Volk erretten aus Noth und Bedrückung. Uebrigens aber ist der Antichrist im Anrücken, der will nur eitel Geld und Gut haben und dem Papst sein Land und seine Schlösser wegnehmen und Gold und Edelgestein aus den Kirchen rauben. Aber der Erzengel Michael wird den geldgierigen Antichrist besiegen und dem heiligen Vater all seine irdischen Besitzthümer wieder zurückerobern.

So pflegen die Leute Altes und Neues durcheinander zu stellen und manchmal vielleicht sogar Eines durch das Andere bedeutsam zu machen. — Ein andermal wieder ist etwas ganz aus der Luft gegriffen. Da geht plötzlich das Gerücht um: „Die Schweden kommen!“ oder „der Türk' ruckt wieder an!“ In Kriegsgefahr, wenn viele Soldaten ausgehoben werden, steigert sich die Phantasie der Leute ins Ungeheuerliche. „Alles muß fort, Alles was Hosen trägt. Auch die Weiber müssen mit den Ofengabeln ausrucken. Wien brennt. Drei Feldherren sind schon erschossen worden. Jetzt heißts nimmer, die blaue Donau, jetzt heißts: die rothe Donau. Man darf kein Salz und keinen Tabak mehr kaufen, Alles vergiftet! Der Garibaldi ruckt an, der soll gesagt haben: heuer wird ein gutes Jahr sein, werden auf allen Lärchbäumen Bauern wachsen!“ Und so

fort. Einer oder der Andere hält eine Zeitung. Eine solche pflegt schon für sich zu übertreiben, der Bauer übertreibt weiter; wo sie aufhört, fängt er an, und mißversteht das Zeug und mischt allerhand durcheinander.

Trotzdem bleibt die Tagesordnung in ihrem Geleise, der Bauer mäht und heuet, säet und schneidet, hat seinen gewohnten Appetit und seinen gewohnten Schlaf.

Manch alter deutscher Hintergebirgler, der sonst seine fünf Sinne ganz brav beisammen hat, wenn sichs um seine enge, greifbare Welt handelt, weiß heute noch nicht, daß ein deutsches Reich existiert mit dem Kaiser in Berlin. Und er brauchts auch nicht zu wissen. Er ist im Steuerzahlen und Soldatenerziehen ein guter Oesterreicher und in seinem Blute, in seinen Sitten urdeutsch. Er weiß auch das nicht; seine Sach' ist, daß er friedlich lebt und tüchtig arbeitet. Des Himmelkommens wegen muß er Sonntags fleißig in die Kirche gehen und des Durstes wegen auch manchmal ins Wirtshaus, wo nachher manchmal ein wenig in obiger Weise politisiert wird.

So treibts in unserem Gebirge die Mehrzahl des Volkes. Ich sage nicht, ob das gut sei oder schlecht, denn ich habe mir vorgenommen, selbst nicht zu politisieren, wo es so viele Andere thun. Ich weiß nur das, aus Kriegslust wird der Bauer nicht ausrücken, wenn aber der Feind einmal ins Land brechen will, dann nimmt der Bauer sein Beil oder seinen Knittel und schlägt gewaltig drein.

Und hierin ist die Bauernpolitik die gründlichste.

Aus meinem Wanderbüchel.

Von P. K. Rosegger.

Meine allzugroße und vertrauensselige Bereitwilligkeit, Einladungen auf Vorlesereien in steirischer Mundart nachzukommen, hat manche unvorhergesehene Folge gehabt. Vaterländische Wirte, Kaffeehausbesitzer und Faschingsfestgeber haben mich zu sich gebeten, um mit Volksschwänken ihr Publikum zu ergötzen. Ein paarmal gieng ich d'ran, habe aber den geschätzten Zuhörern anstatt Schnurren und Späßen etwelche Sittenpredigten und Sterbescenen vorgelesen. Diese gründliche Enttäuschung hat mir von solchen Seiten die Ruhe gesichert.

Hierin liegt überhaupt der wesentliche Unterschied zwischen süddeutschem und norddeutschem Volke; im Süden kann man nicht genug Schalk und Schwank machen, im Norden verstehen und lieben sie auch den Ernst im naiven Gewande der Bauernmundart. Verzogen durch die Süddeutschen in Wien, Graz, Triest, Salzburg, München u. s. w. habe ich auch im Norden bisweilen vorwiegend Lustiges gebracht. Oefter als einmal ist darüber ein gewisses Befremden ausgedrückt worden. Wenn ich einerseits nicht verschweige, wie nach ernsteren Stücken der Beifallssturm oft so groß war, daß er mich fast niederdrückte, so darf ich andererseits wohl auch erzählen, daß Schwänke wie „Die Entdeckung von Amerika", „Wia der Odam 's Voterunserbetn hot glernt", als über die in Norddeutschland gewohnten Grenzen des Humors gehend erklärt worden sind. Derlei, hieß es, mache sich vielleicht für den Augenblick recht unterhaltend, für

den, der daran Geschmack finde, allein der solches vorbringt, jener Mann sei das nicht, der den „Waldschulmeister,“ den „Gottsucher,“ die „Bergpredigten,“ „Heidepeters Gabriel“ u. s. w. geschrieben hat. Mich freut die Treue, die solchergestalt dem Verfasser genannter Werke bewahrt wird, da ich selbst es mir wiederholt sage, ich bin im Grunde nicht der, welcher als Vorleser pudelnärrischer Geschichtlein vor das Publikum tritt, ich bin ein Anderer. Allerdings erinnere ich mich auch an den Ausspruch jenes alten Mannes in Magdeburg: „Lassen Sie sich nicht entwegen. Auch in Ihren Schwänken liegt Wahres und Ernstes, Sie mögen nach der Mode Ihres schönen Landes vielleicht Antisemit sein, aber insoferne halten Sie es doch mit Heine, als Ihr Humor nach seinem Recept mit dem einen Auge lacht, mit dem andern weint. Verschmähen Sie die lustige Art durchaus nicht, wenn Sie zu einem großen Publikum sprechen; wenn die lustigen Geschichten Erdgeruch und Herzblut haben, dann wirken sie auf das Gemüth und Sie erfüllen damit die Mission des Poeten.“

So bleibe ich bei meinem alten Brauch und ziehe mit meinen heiteren und ernsten Geschichten munter durch die Lande. Gefällt das Lustige, ist's mir recht, gefällt das Ernste, ist's mir noch lieber.

Eben wieder bin ich von einer solchen Vorleserreise nach Hause gekommen, um — wie Jemand nicht ganz harmlos bemerkt hat — mich von den Anstrengungen und Ehren daheim auszuruhen. Die Reise gieng diesmal hinaus bis knapp an die Nordsee. Ich war von wissenschaftlichen, alpinen und kaufmännischen Vereinen gerufen, konnte aber nur einem Theil der Einladungen nachkommen. Ich las innerhalb von 14 Tagen der Reihe nach in Teplitz, Dresden, Berlin, Braunschweig, Hamburg, Bremen, Bremerhaven, Essen, Elberfeld, Cassel, Chemnitz, Plauen und wieder in Dresden.

Diese weite rasche Winterreise — vom 21. Jänner bis 7. Februar — verbunden mit Vorlesungen, Festlichkeiten und stetem Verkehr mit Leuten war an und für sich anstrengend, da kam noch etwas Besonderes dazu. Ich hatte in den meisten der genannten Städte meine Vorlesung über den „Volkshumor in den deutschen Ostalpen“ ankünden lassen. So führe ich das entsprechend zusammengestellte und sauber abgeschriebene Manuscript dieses Vortrages mit mir und benütze es, wie ein Lahmer die Krücke. Im Bremen ist es, wo mir unmittelbar nach der Vorlesung das Manuscript abhanden kommt. Abhanden kommt und nicht mehr gefunden wird. Diesmal hatte denn etwa ein fleißiger Autographensammler einen tüchtigen Brocken bekommen. Aber er hätte bei seiner Vorliebe für Handschriften über den Volkshumor bedenken sollen, was er mir anthut! Ich, der ich kaum eine Zeile meiner eigenen Sachen auswendig kann, sollte denselben Vortrag auf meiner Reise noch sechsmal halten, und zwar zunächst schon am folgenden Tage in Bremerhaven.

Stand ich denn am nächsten Abende vor einem den Saal bis in den letzten Winkel füllenden Publikum, das mit unverkennbarer Neugierde den Enthüllungen über den Volkshumor in den deutschen Ostalpen entgegensah. Da erfuhr ich, was der Mensch kann, wenn er muß; theils aus alten Excerpten, theils aus neuen flüchtigen Aufzeichnungen, größtentheils aber frei aus dem Gedächtnisse, hielt ich den Vortrag. Ein Flickwerk war's, das mag ich nicht leugnen, aber die Zuhörer — die von meiner Noth keine Ahnung hatten — waren nachsichtig und liebreich. Der Schweiß stand mir in kalten Tropfen auf der Stirne, als ich mit vor Erschöpfung zitternden Beinen die Stufen herabstieg. Man hatte mir zu Ehren eine gesellige Zusammenkunft im schönsten Locale der Stadt, dem grottenartig ausgestatteten „Wintergarten“ veranstaltet, liebreizende

Frauen umgaben mich, gottbegnadete Rhein- und Moselweine kamen, die jenen im Bremer Rathhauskeller bei den zwölf Aposteln den Abend zuvor nichts nachgaben, aber ich war vor Erschöpfung nicht mehr fähig, mich des Lebens zu freuen.

Und ähnlich vollzogen sich die weiteren Abende, nur daß ich im Vortrage meines provisorisch zusammengeflickten „Volkshumors“ sicherer wurde und mir das Bauen auf die Gutherzigkeit der stets Beifall spendenden Zuhörer eine gewisse Kühnheit verlieh. Und so wäre ich nun schier auf dem Punkte dem „redlichen Finder“ meines „Volkshumors“ zuzurufen, er möge ihn sich behalten, wir in den Alpen hätten noch Humor genug vorräthig, um etliche Blätter davon an specielle Liebhaber in der Ferne abtreten zu können.

Schöner als Blumen und Kränze, Preisgedichte und wohlgesinntes Zeitungslob, die dem wandernden Poeten werden, sind die goldenen Herzen, denen er begegnet. Ich gedenke ihrer in Dankbarkeit. Da ist, um nur wenige der Freunde die ich alle grüße, zu nennen, der Lehrer Möbius und seine Familie in Dresden, da ist der Dichter L'Arronge in Berlin, der Hofschauspieler Gustav Starke in Braunschweig, die Familie des Buchhändlers Seippel in Hamburg, da ist Professor Sattler in Bremen, Schuldirector Hildebrandt in Bremerhaven, Rechtsanwalt Niemeier in Essen, Schuldirector Sattler in Chemnitz, Emil Rittershaus in Barmen u. s. w., die mir edle Gastlichkeit und vielfältige Liebe angedeihen ließen. Im Hause des Dichters Rittershaus zu Barmen habe ich meinen einzigen Rasttag gehalten und mich erquickt an dem wahrhaftigen Poetenheim und dem deutschinnigen Familienleben dieses Lieblingssängers des deutschen Volkes.

Nicht minder als den Menschen, danke ich dem Himmel für das holde Reisewetter, welches er über seine herrliche Welt gelegt hatte, als ich sie durchzog. Lauer thauender Nebel wechselte mit güld'nem Sonnenschein. In den Bergen des nördlichen Böhmens, in den Waldbereichen Sachsens und Thüringens, im Harz und im Teutoburger Walde lagen noch gewaltige Massen des großen Decemberschnees, über den Hügelgeländen des Rheines aber und über den märkischen Ebenen ruhte das lichtgesättigte Blau und auf den braunen, friedensstillen Gründen der Lüneburgerheide spannen Sommerfäden. Von der blauen Donau bis zur gelben Elbe, von der grauen Weser bis zum grünen Rhein hatten sich die Lande meines geliebten deutschen Volkes wonniglich ausgebreitet. In stiller Weihestimmung begrüßte ich den Boden der Hermannsschlacht und der Befreiungskriege, begrüßte die Stätten, wo Luther und Lessing, Klopstock und Herder, Schiller und Goethe gelebt und gewirkt hatten. Ich sah Bismarck unter den Linden fahren und den ehrwürdigen Kaiser an seinem Fenster stehen. Ich fand das deutsche Volk im männlichen Bewußtsein seiner Macht und im stillen Bangen vor einem drohenden Kriege. Ich fand bei den Bürgern des Reiches keine Großsprecherei, keinen waffenrasselnden Haß gegen nachbarliche Völker, ich fand ganz allgemein den heißen Wunsch, daß der Frieden erhalten bleibe.

Man fühlt sich wohl daheim bei einem solchen Volke. Und doch vergieng kein Tag, wo mich nicht heftig das Verlangen nach den Alpen packte. Hätte ich mich nicht durch die Zusagen gebunden gehabt, ich wäre vor der Zeit heimgekehrt, so sehr die Vernunft auch kindlich redete: Kind, die Berge bleiben ja stehen. Menschen, sosehr sie manchmal auch rasen und wüthen mögen, können Alles nivellieren, wenn sie selbst flach sind, Alles verrücken, wenn sie selbst verrückt sind, aber die Alpen können sie nicht umwerfen, sonst hätten sie es längst schon gethan. Die Alpen bleiben Deiner Waldheimat und dem alten Oesterreich ein fester Hort — sei getrost.

So stand ich an jenem Nachmittage

in Bremerhaven am Wasser. Das Meer glitzerte unter dem blauen Sonnenäther, und der Mastenwald stand fast regungslos da und die Matrosen stiegen im Takelwerk herum, wie die Eichhörnchen im Lärchenwald und ich hatte das Herz voll Heimweh. Da nahte langsam ein großes Schiff heran, auf seinem Decke klang Musik, schier fremdartig melodisch, denn das Seemannslied klingt anders, als das der Aelpler. Langsam, fast feierlich glitt das Schiff in den Hafen. Habsburg hieß es, und wie mir ein Nebenstehender mittheilte, aus Australien kam es. Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident! — Alle Passagiere schienen sich auf das Deck begeben zu haben und Aller Augen waren auf den Landungsplatz gerichtet, wo eine große Menschenmenge versammelt war. Endlich nahm die Ankommenden ein kleineres Schiff auf und sie landeten. Bei den Auswandernden — so wurde mir gesagt — gäbe es selten eine rührende Abschiedsscene, nur Stumpfheit und das Verlangen, fortzukommen; bei den Heimkehrenden, in der Ferne Enttäuschten, sei es anders. Auch jetzt lachende, weinende Jubelrufe des Wiedersehens! Mancher war unter den Ankömmlingen, den Niemand in die Arme schloß, einer von diesen kniete auf den Boden hin und küßte schluchzend vor Freude die Erde, die deutsche Erde! — In diesem Augenblick wurde mir die Frevelhaftigkeit meiner Heimsucht klar. Gehe erst einmal nach Australien und Du wirst zurückkehrend an der Wesermündung mit heißen Thränen diesen Boden, der Dich heute so fremd angemuthet, als Heimatserde küssen.

Am nächsten Morgen gieng's wieder dem Süden zu, der rothen Erde Westfalens.

Vom Rhein her grüßte mich in der Abenddämmerung ein Alpenglühen. In der sinkenden Sonne glühte der Dom von Köln.

Der Schnitzelbauer.

Eine Erinnerung an den „glücklichsten Mann von Graz".

Vor Jahren habe ich die kleine Geschichte eines kleinen Mannes erzählt, die merkwürdigerweise länger in Erinnerung der Leute blieb, als manche pathetisch angelegte Erzählung, die von hervorragenden Menschen und Thaten gehandelt.

Und so wird mancher meiner Landsleute noch jenes alten, gemüthlich, treuherzig, aber auch ein wenig verschmitzt lächelnden Alten gedenken, der in den Sechziger-Jahren in der Leechgasse zu Graz, unter Busch und Baum versteckt, sein Holzhaus gehabt hat. Man fand es kaum, wenn man nicht etwa zufällig darauf kam, wie auf ein Schneckenhaus oder Vogelnest im Walde. Der Josef Kern hatte es sich darum so klein gebaut, weil er ein größeres nicht bauen konnte und endlich gefiel es ihm so gut darin, daß er es größer nicht haben wollte.

Weil aber die Miethe des Bodens, auf welchem das Haus stand, etwas kostspielig ist, weswegen der sonst allzufriedene Mann einmal nicht zufrieden war, so lud er eines Tages sein Haus auf einen vierräderigen Wagen, spannte ein paar Pferde davor und schleppte es hinan auf den Rosenberg. Dort auf sonniger Lehne mit der Aussicht über das östliche Graz und die

schönen Berge von Maria Trost hatte er sich ein Grundstück gekauft. Dasselbe war zwar nur 53 Geviertklafter groß, hatte aber vollauf Raum für das hölzerne Bauernhaus, das schier vornehm zu Wagen aus der Stadt gekommen war, und später noch für unerhört vieles Andere.

Das Haus — es steht ja heute noch dort — ist eine überaus niedliche Miniaturausgabe eines steirischen Bauernhauses, genau nachgebildet, selbst bis auf die gelben Kukurutzzapfen im Söller unter dem Dachgiebel. Das Haus hat sein regelrechtes Vorgelaß mit der Bodenstiege, die in den „Dachboden" hinaufführt. In der Stube, die etwa 5—7 Fuß lang und breit und hoch ist, steht der Wandkasten und der „Gesindetisch" und der Hausaltar und die Schnitzbank und das Bett des Hausvaters und der grüne Kachelofen. Weil aber das Bett selbst für einen kleinen Mann zu kurz ist, so wird zur Schlafenszeit eine Ofenwand beseitigt, um für die Füße Raum zu machen. Das ist kein Ofen, in dem geheizt wird, denn wir wissen von der Kälte nichts. Wie viel Wärmegrad, Du gutes altes Herz, magst Du haben, daß zwischen den dünnen Bretterwänden bei der ruhigen Schnitzarbeit im Winter die Ofenwärme überflüssig ist? Oder hast Du das Blut des Weisen — Fischblut? Der Rauchfang ist doch da und ragt über das Dach empor; es klappert in ihm eine Windmühle, die unten in der Stube ein Glockenspiel treibt. Wenn draußen Sturm ist, hat der Mann drinnen klingendes Spiel — so sollt' sich's Jeder einrichten auf der Welt. In einer ganz stillen Nacht, sagte der Mann, könne er nicht schlafen und wenn ihm eine Weile Alles nach Wunsch gehe, werde es ihm unheimlich, denn geschenkt bleibe sie doch Keinem, die Kümmernis. — In der Stube hängt ein gar feingeschnitzter Vogelbauer, das Thörchen desselben geht durch die Holzwand in's Freie. „Meine Vögel sollen ihre Freiheit haben," sagte der Josef Kern, „die Leibeigenschaft ist bei mir nie gewesen. Der hohe Herr muß nicht Alles in seiner Faust haben wollen!"

Als er ein Weilchen auf dem Rosenberge gehaust und sich mit Schnitzen von Kinderspielzeugen und Damenfächern „die Zeit verdient" hatte, hörte man, der Schnitzelbauer baue sich eine Fabrik, um sein Gewerbe in größerem Maßstabe ausüben zu können. Ich habe mir dann gelegentlich eines Spazierganges die Fabrik angesehen. Sie war so geräumig, daß der Fabrikant, der darin saß, von seinem Sitze aus mit der freien Hand in alle Ecken und Winkel des Gebäudes zu langen vermochte, wenn er Schnitzholz oder Werkzeug hernehmen wollte. Indes hatte er doch das Arbeiterpersonale um das Doppelte verstärkt; neben ihm im Bretterhüttchen saß seine Tochter, die im Schnitzen nicht weniger anschicksam und flink war als der Vater. Das Bauernhaus daneben, stets höchst reinlich gehalten, hatte nunmehr stets eine feiertägige Stimmung, es war — seit nicht mehr in ihm gehämmert und gesägt wurde — zu einem Prunkgemächlein geworden, in das der Hausherr nur ganz bevorzugte Gäste zu führen pflegte.

Die Besucher mehrten sich, kauften dem Alten kleine Schnitzwerke ab, Vogelkäfige, Spatzenschießer, wachholderne Damenfächer, Holzlöffelchen, Papiermesser u. s. w. Kaufleute bestellten bei ihm Arbeit und die Zeiten waren so gesegnet, daß der Schnitzelbauer mit dem Gedanken umgieng, sich und allen Deren von Kern ein Stammschloß zu erbauen.

Und als ich nach einer Weile wieder einmal den Mann besuchte, fand ich als drittes Gebäude auf den 53 Geviertklaftern großen Grund ein festes gemauertes Haus, fast so groß als ein Bahnwächterhäuschen, aber Alles überaus niedlich und klug eingetheilt; jeder Raum auf das Sinnigste aus-

genützt und wahrhaft wohnlich und behaglich eingerichtet. In diesem „Schlosse“ herrschte nun das Weib des Schnitzelbauers, welches bisher mitsammt der Tochter in einer Nachbarschaft gewohnt hatte, und besorgte Garten und Feld, Küche und Keller und die ganze Wirtschaft in musterhafter Ordnung. Denn Garten, Feld und Wiese hatten auf dem angegebenen Flecke auch noch Raum neben den drei Gebäuden. Unter Obstbäumen, an deren einem ein Muttergottesaltärchen prangt, liegen Gemüse- und Blumenbeete. Auch ein Weingarten ist da. Das ganze Besitzthum ist mit einem Dornheckenzaun umgeben, und wer hinein will, der muß an einem Glöcklein läuten, dann geht wie „von Geisterhand bewegt“ das Thor auf, hinein zur Behausung des „glücklichsten Mannes von Graz,“ die — bezeichnend genug — mit Dornen gekrönt ist.

Des Mannes Glück bestand, wie man etwa nach der Anlage dieser niedlichen, aber im Grunde doch armen Verhältnisse schließen möchte, nicht in entsagender Beschaulichkeit; nein, es bestand im Schaffen und im Besitz. Als Findelkind war er aus der Stadt nach Nestelbach zu einem „Kochlöffelmacher“ gekommen, bei diesem erzogen und ein wenig im Holzschnitzen unterrichtet, gieng er später in die Stadt zurück um durch Arbeit und Sparsamkeit sich eine Existenz zu gründen. Er baute sich das kleine Haus in der Leechgasse, in welchem aber sein Weibel das er sich später nahm, nicht Platz hatte. Das mußte freilich anders werden. Nun hatte er sich's geschaffen! Und selbst geschaffen! Darin lag's. Wenn er seine kleinen Erzeugnisse aufzeigte, von seinen Feld- und Gartenarbeiten sprach, so that er's mit Selbstbewußtsein und Selbstironie zugleich. Die treuherzige Gemüthlichkeit des weißköpfigen Alten mit dem stets heiteren Gesichtlein, die Zufriedenheit, die ihm aus den kleinen Augen und so zu sagen aus jeder Runzel hervorlugte, wirkte nachgerade bezaubernd auf den Besucher. Seine Bemerkungen waren voll Humor und manchmal wahre Aussprüche der Weisheit, die er nicht bloß im Munde führte, sondern auch in seinem Leben bethätigte.

Wenn man den fünfundsiebzigjährigen Alten fragte, wie es ihm sein Lebtag ergangen sei, so wußte er für's Erste kaum etwas anderes zu entgegnen, als daß er Gottlob alleweil hübsch gesund gewesen wäre und zu essen gehabt hätte. Und wenn man ihn fragte, wie er zur Welt stehe, wie sie ihm gefalle, so antwortete er: An Geldeswert sei er Niemandem was schuldig und er kenne brave Leute die Menge. — Und was er von der Zukunft erwarte? Ja, er freue sich auf die Zeit, wo seine jungen Obstbäume Früchte trügen, erlebe er das nicht mehr, im Gottesnamen, so würde schon wer Anderer da sein, der sich daran freue. Wenn man sich wunderte über die winzigen Verhältnisse seiner Gebäude und Wirtschaft, die mehr an eine Spielerei als an etwas anderes erinnerten, so sagte er, es sei ihm nun aber doch schier zu groß. Man könne sich nicht klein genug einrichten auf der Welt. Je weiter man seinen Rock ausbreite, desto leichter könne bei irgend einem Zipfel das Unglück anbeißen.

In der neuesten Zeit nun hat sich unser Freund noch einfacher begeben, und kleiner, als er jetzt gemacht, kann man sich nicht mehr einrichten. Sechs Schuh lang und zwei Schuh breit — jetzt kann das Unglück bei keinem Zipfel mehr anbeißen.

Der diesjährige Februarschnee hatte ihm's angethan. Er wollte seine Besitzungen frei haben und schaufelte das Zeug hinaus, ermüdete sich dabei zu stark und vorbei war's. Als ihn das Fieber schüttelte, hatte man Mühe, ihn aus seinem hölzernen unheizbaren Häuschen, in welchem er immer noch gewohnt und geschlafen hatte, hervor und in das kleine gemauerte Wohn-

haus zu bringen. Er könne den Holzgeruch nicht missen, meinte er, sie sollten ihm sein altes Daheim lassen.

„Das wollte ich den lieben Herrgott bitten,“ sagte er einmal während seiner achttägigen Krankheit, „wenn's schon sein muß, nicht zu langwierig möcht' er's treiben. Wenn's mit dem Schnitzeln schon nicht mehr geht, so soll er mich pensionieren. Ich habe die schöne Welt lang genug genossen.“

Wenige Tage später lag er aufgebahrt in seinem Lieblingshäuschen. Fast lächelnd lag er da, schlau lächelnd wie Einer, welcher der Welt ein Schnippchen geschlagen.

Als der Sarg des weitbekannten und beliebten Mannes, von einer großen Menschenmenge begleitet, dem Friedhof zuschwankte, hielt vor dem Zuge, der die Straße absperrte, ein vornehmer Herrschaftswagen mit vier feurigen Hengsten und zwei livrierten Lakaien. In der Kalesche saß ein Mann, der blickte dem Sarge nach und murmelte: „Der Schnitzelbauer! Sie haben ihn den glücklichsten Mann von Graz genannt. Mag sein. Heute ist er's gewiß.“

Das kleine, so originelle Anwesen auf dem Rosenberg liegt jetzt verwaist, die Miniaturhäuschen sind geschlossen und sehen aus, als wären sie selbst entseelt. Für Andere ist das nicht mehr zu brauchen. Aber Vieles läßt sich dabei denken. Dieser kleine Kreis mit seinem kindlichen Inhalte war die Welt eines reichen Gemüthes, das in der Nähe der großen Stadt täglich Gelegenheit hatte, sein enges Eigen mit der üppigen prunkenden Welt zu vergleichen, ohne an sich irre zu werden, und das auf dem Todbette sagen konnte: Ich habe die schöne Welt genossen.

Zu wünschen wäre, das steirische Landesmuseum möchte das winzige Holzhaus des Schnitzelbauers in seine Hut nehmen als ein stillheiteres herziges Andenken an den weiland „glücklichsten Mann von Graz.“

Da Vierkreuzabotzn.

A kloans Gschichtl in da Gmoansproch.

Ih sog holt ollamol: Viel Geld is nit vonnöthn, oba recht onwendn muas ma's kina.

Nahst Sunta hon ih an kloan Hondl ghobb mit n Bäcknwirt.

„Wirtshaus,“ sog ih, „geh her a mol, ih muas Da wos sogn.“

„Gleih gleih,“ sogg er, „siachst as dan nit, daß ih d Händ vul Gläsa hon! D Leut sein dursti.“

Ahan, denk ih ma. Heint sein s dursti. Sist, wan er mit da saubern Frau Ledarermoasterin banondasitzt, do derf ma sih s Lungl ausschrein, bis ma sei Tröpfl Wein kriagg. Heint sein s dursti — nan, ih glaubs!

Endler is er do, da Bäcknwirt und moant, ih sult nit sa viel regnan lossn, er hät seini Ruabn gern druckn in Kella.

„Du Wirt“, sog ih, „loßn ma hiaz Regn und Ruabn af da Seitn. Du wirst Dih erinern, daß mar in Kirchwahsunter af d Nocht do ba den Tisch banonda gsessn sein.“

„Wird eh sein,“ sogg da Bäcknwirt.

„Und daß D ma — wir ih me

Zech zohlt hon — an Fünfabangganotn gwechslt host.“

„Dos kunt ih nit meh recht sogn. Sein kons eh. Oba Du — muast scha vazeichn, ih muas schaun, daß da Semeltoag aussaknetn wird. Mei Bäcknjung steckt scha wieder in da Kuchel, der Saggara! Und heint is grossi Bäck. D Ollaheilignsemmeln für die Ormen, Du kenst jo den dumen Brauch, oba nau, wos kon ma mochn!“ Soggs, und will wieda davonrena.

Do schrei ih in die Kuchel aussi zan Bäcknjung, er sult Semel aussaknetn gehn, da Herr Wirt miad in Gästn aufwortn. Is ah gleih ba sein Gschäft gwen, da Bäcknjung und da Wirt hot ba mir sitzn bleibn müassn.

„Jo, und daß ih sog,“ red ih weita, „Du host mar in Kirchwahsunter af d Nocht an Fünfabangganotn gwechselt und host mih ongschmirt!“

„Ongschmirt? Ih Dih?“

„Knopp an Guldn hot die Zech ausgmocht.“

„Richti, is eh wohr, hiaz follts mar ein, und ih hon Da von Fünfa vier Silbaguldn zrugg gebn,“ sogg da Wirt und mocht a schreckbor gleichgiltigs Gsicht.

„Du Wirt,“ sog ih, und thua mei lederanas Geldbeiderl ausanonda, „Du host ma drei Silbaguldn und an Vierkreuzerbotzn aussagebn. Ba Deina Todlnbohrfunzn hon ihs zwenk gsechn und wir ih hoamkim und mein Weib in Geldbeidl gib, hoaßt s mih mir nix Dir nix an Lumpn, der in a Stund zwen gonzi Guldn vasauft und noh nit amol an Rausch hoambringg — a Zoachn, daß ih mehra gwohnt war. Und kim ih hiaz drauf, daß sih da vadonkti Vierkreuzabotzn fürn viertn Guldn ausgibb. Hot sih holt vagriffn, da Bäckwirt, denk ih ma, mei Gad, is jo leicht migla, daß ma sih amol vagreifft, da Botzn is sa groß und ah sa schwar, wir a Silbaguldn.“

„Do hört sih Olles auf!“ gromelt da Wirt, steht auf und legg sei Faust hasn stork afn Tisch, „sa kenad ih s Geld nit, moanst, oda hät Dih zfleiß ongschmirt! Ih bin scha zwoanzg Johr Wirt und wir epper a wenk mehr Geld in da Hond ghobb hobn, as wia Du Dei Leppa gsechn host, mei Liaber! Und ih schau mei Geld on, ob ihs hiaz ausgib oder einnimm! Wer woaß s, wo Du Dein Guldn vadredlt host, ban Hoamgehn! Und ih hät folsch aussagebn! Do schauts her!“

— Er laugnts, denk ih mar. Bin freilich fest übazeugg, daß er mein Guldn hot, grod weil er a so aufbegehrt. Oba weil er's amol laugnt, sa kun ih nix mochn; ih häts besser onschaun suln, s Geld, wan er ma s in d Hond gibb. Kan Hondl und ka Feindschoft mog ih va wegn ar an lausign Guldn nit onhebn. Loß eahm an, denk ih mar und sog: „Nau, wanst Du s gwiß woaßt, daß D ma vier Guldn host aussagebn, sa muaß ih Da s glabn.“

„Nau, ih moanads ah!“ sogg er kernfest und geht zan Bäcknjung, der ban Bochtrog mit boad Händn in Toag hin und herschmotzt. Da Wirt wischt sih sei Hond a wenk in da Hosn oh, greifft a kloans Batzl aus n Trog und leggs ols Gwicht af d Wogscholn. Klewa nußgroß is s Batzl, klewa nußgroß. Und däs sult in Ormaleut-Semeln eahna Gwicht wern? — Na, wort, Bäck! denk' ih ma. Und wir er in Bäcknjung schorf auftrogg, dreihundert Stuck, und jo nit schwarer z bochn, as wia die Gwichtsemel, de af da Wogscholn ligg, und wir er nochha ba da Thür aussi geht und da Bäcknjung noh gschwind in die Kuchl rent um sei Kaffeelackel, weil er mit da Köchin guat on is — husch ih gschwind hin zan Bochtrog und steck mein Vierkreuzabotzn ins Toagbatzl va da Gwichtsemel. — So, denk ih ma, do host dei Vierkreuzastückl wieda, däs d ma sa schön fein um an Guldn vakafft host, wird da guati Zinsn trogn. vahoff ih.

In ondern Tog in olla Hergottsfrüa kemen s scha, die Ollaheilignstritzlsomla, die ormen Leut mit eahneri Sackler und vawundern sih hell üba die großmächtign Semeln, de däsmol ban Bäckuwirt thoalt wern, und ma that n holt doh unrecht, wan ma n für an Geizhols ausschreiad. Sa grossi Semeln hät ma neama gsechn seit zwoanzg Johrn, wo s Korn onghebb hot, wulfeila z wern. „Vageltsgott, ztausnd mol! Vageltsgott Ollaheilign!“

Endla kralt da Bäckuwirt va sein Fedabett ausser und wir er oani va die Ollaheilignsemeln siacht, gibb s n eh gleih an Stich ins Herz. Und richti, oll sein s sa groß, oani wir all! Hiaz gibbs a Mettn! Da Bäckujung vaschwirt sein ormi Seel, er häts nit um a Grandl schwara bochn, wia die Gwichtsemel war gwen. — „Her mit da Gwichtsemel!“ schreit da Bäckuwirt, „Siagst as, wos däs für a netts Dingerl is! Und Du bochst de oltweltischn Knedl aussa, de unförmign, daß s a Schond is!“

„Ober ih bitt, Moasta! s Gwicht. Thoan ma's wegn!“

Und wia sies richti wegn, sogg da Bäckuwirt: „Hot dan do da Teurl sei Gspiel! Afrat sa schwar!“ —

Ih geh sist nit ins Wirthhaus in da Früa, oba däsmol hon ih ma s nit kina schenkn. Kim grod recht, wir er sih höllasch gift't, da Bäckuwirt.

„Vadonkta Kletzn!“ sogg er und druckt die Gwichtsemel mitn Fingern broad. Do zmedert er in Vierkreuzabotzn aussa.

Schautn a Weil on. „Du!“ sogg er und schiaglt gifti af mih her, „de Bosheit is va Dir! Du host a Vierkreuzastückl ghobb, däs a Kringerl hot afn Rond!“

„So!“ sog ih, „a Kringerl hots, mei Vierkreuzastückl? Wia bist dan go sa guat bekont damit? Han?“

„Do! Do host n!“ schreit er und reißt sein Geldbeidl aus n Hosnsäckl, „do host n, in Silbaguldn! Ih schenk Da n! Ih wir derawegn nit orm wern. „Do host Dein Schmorn!“

Und schmeißt ma s Silbastückl vor die Füaß, daß s af d Hech springg, davonhupft und untern Tisch eini radlt.

„Ghört ah in Ormen!“ sog ih, „oba däsmol hot a lumpiga Vierkreuzabotzn mehr ausgricht't, wir a hellglonzenda Silbaguldn. Derawegn sog ih: Recht onwendn muas ma s Geld kina!“

Erklärung: druckn: trocken. Bangganotn: Banknote. Todtnbohrfunzn: Benennung für ein schlecht brennendes Kerzenlicht. gromelt: grollt. vadredlt: verthan. zmedert: drückt, zermalmt. schiaglt: schielt. Kringerl: kleiner Einschnitt. radlt: rollt.

Die drei Mareien.

Eine mythologische Unterhaltung von Th. Vernaleken.

In Zürich saß eines Abends eine Gesellschaft beisammen, zu welcher auch einige Fremde eingeladen waren. Es war der Schluß des Tausmahles. Man aß, trank und war guter Dinge, als unerwartet ein alter, in Zürich privatisierender Pfarrer eintrat, und die Zahl 13 ergänzte. Um die frohe Laune der Anwesenden zu erhalten, stimmte der Hausherr, dessen poetische Ader schon geöffnet war, folgenden Rundgesang an:

Wir sitzen um einen runden Tisch,
Es schaukele jeder sein Kindlein frisch,
Und singe von den Mareien etwas,
Das macht uns Alten am meisten Spaß.
Wer ausgetrunken hat, fängt an! —
Das trifft mich selber — nun wohlan!

„Rite, rite, Rößli,
Z' Bade staht e Schlößli,
Z' Bade staht e goldi's Hus,
'S lueget drei Mareie drus.
Die eint spinnt Side,
Die andre schnätzlet Chride,
Die dritt schniedt Haberstrau
B'hüt mer Gott mi's Chindli au!" —

Darauf fiel der Chor ein:

Und nun getröste sich jeder Christ,
Daß die Mareie gestorben ist.
Es geh' das Glas die Reih' herum,
Dankt Gott, daß keiner von uns so dumm!
Vivat sequens!

Ein Fremder beginnt:

Das Lied ist wahrlich noch nicht aus,
Man singt es anders bei mir zu Haus:
„Sonne, Sonne scheine,
Fahr über Rheine,
Fahr über's Glockenhaus,
Guden drei schöne Puppen raus.
Eine die spinnt Seiden,
Die andre wickelt Weiden,
Die dritte geht an's Brünnchen,
Find't ein goldig Kindchen;
Wer soll's heben?
Die Töchter aus dem Löwen.
Wer soll die Windeln wäschen?
Die alte Schnäppertäschen." —
Kennt Ihr „des Knaben Wunderhorn"?
Das ist der schönsten Lieder Born.

Der Chor fällt ein:

Und nun getröste sich jeder Christ,
Daß dieses Püppchen gestorben ist.
Es geh' das Glas die Reih' herum,
Dankt Gott, daß keiner von uns so dumm!
Vivat sequens!

Der fremde Nachbar beginnt:

Glaubt Ihr, das Liedlein wäre aus?
Man singt's noch anders bei mir zu Haus:
„Kling, kling Glöckchen,
Im Hause steht ein Döckchen,
Im Garten steht ein Hühnernest,
Drin sitzen drei seidne Döckchen fest.
Eins spinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins schließt den Himmel auf,
Läßt ein bißchen Sonn' heraus,
Läßt ein bißchen drinn,
Daraus die Liebfrau Maria spinn
Ein Röcklein für ihr Kindelein." —
So singt man im Frühling, wenn die Maiglöckchen läuten,
Wer sagt uns aber, was soll's bedeuten?

Die ganze Gesellschaft — ausgenommen der Herr Pfarrer, an den jetzt die Reihe kommt — wiederholt:

Und nun getröste sich jeder Christ,
Daß dieses Döchen gestorben ist.
Es geh' das Glas die Reih' herum,
Dankt Gott, daß keiner von uns so dumm! —
Vivat der Herr Pfarrer!

Verzeihung, meine Herren, ich singe nicht,
Weil mir zum singen die Stimme gebricht.
Solch' heidnische Lieder unter christlichen Leuten!
Erlaubt Ihr mir, dieselben in Prosa zu deuten? —

Auch recht, erwiedert der Hausherr, Abwechselung ergötzt,
Unsre Poesie wird doch wohl Prosa zuletzt.

„Es scheint fast gewagt," begann der Herr Pfarrer, in unserer von Cultur beleckten Zeit von alten, verachteten Dingen zu sprechen. Ich weiß übrigens, daß Ihr keine Freunde von Modeartikeln seid und Euch über das Volksmäßige nicht hinwegsetzet. Mir gewährt es in unsern lichtfreundlichen Tagen einen eignen Genuß, Dinge zu betrachten, über welche die „Aufklärung" längst den Stab gebrochen hat. Ich streife gern zuweilen von der politischen Heerstraße seitwärts, um ein verkrochenes Wiesenblümchen zu pflücken, nach dem Andere sich kaum niederbücken würden. Es ist mir nicht Ernst, wenn ich Euern Liedern das Heidenthum vorwerfe. Für die Poesie des Volkes war das eine ergiebige, jugendliche Zeit. Gleichwohl wollen wir uns getrösten, daß jene Geschöpfe, von denen Ihr gesungen habt, gestorben sind. Aber so dumm, wie Ihr vielleicht glaubet, sind jene Kinderliedchen nicht, trotz den heidnischen Anklängen. Was der gesunde Volkssinn so lange bewahrt, war ursprünglich gewiß nicht „dummes Zeug." Jetzt legt man freilich keinen Sinn mehr hinein, wie auch in manche andere Erbschaft und Ueberlieferung nicht, die von der Mutter, Groß- und

Urgroßmutter herstammt. Als Freund der Poesie muß man bedauern, daß so manches Schöne aus unserm Volksleben verschwunden ist. Darum singt auch Schiller (und man hat's ihm übel nehmen wollen):

„Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch Deine fabelhafte Spur."

Unsere Zeit und — Poesie, welch ein Abstand! Ich könnte Euch beweisen, daß besonders die Volksdichtung ursprünglich mit der Volksreligion aufs innigste zusammenhängt; allein wir wollen auf unsere Lieder zurückkommen.

Man legt den Versteinerungen, den gefundenen pflanzlichen und thierischen Ueberresten einer untergegangenen Welt eine Bedeutung bei, warum sollte nicht eine liegen in den — allerdings im Laufe der Jahrhunderte verunstalteten — Trümmern und Bruchstücken eines vorchristlichen und geistigen Volkslebens?

Es lagern sich freilich um den Kern des Ueberlieferten so viele Rinden, daß die ursprüngliche Gestalt schwer herauszufinden ist. Ihm wenigstens nahe zu kommen ist nicht unmöglich, wenn man Aehnliches herbeizieht und vergleicht.

Schon die „Mareie" deuten auf eine katholische Zeit hin, aber die Verse sind noch älter als 300 Jahre; denn sie enthalten deutliche Anklänge aus der deutschen Heidenzeit. Die Geschichte der Bekehrung unserer Voreltern lehrt, daß nicht selten Heidnisches auf Christliches übertragen wurde und umgekehrt. So geschah es namentlich mit den Festen und Gebräuchen, so auch mit den verehrten Personen.

Wenn die deutsche Göttin Holda ihr Bett macht, so fliegen die Federn, d. h. die Schneeflocken vom Himmel herab. Dieses wurde auf Marie übertragen. In einem Volksliede aus der Bretagne heißt es: Notre dame marie, sur votre trône de neige! Das Fest der Maria ad nives (zum Schnee), der dame aux neiges wurde von der Kirche am 6. Erntemonat (August) gefeiert, an demselben Tage, an welchem die Schwyzer ihren Festtag in „Maria zum Schnee" am Rigi haben.

Holda oder Frau Holle hatte das Amt einer mütterlichen Gottheit, die als spinnende Frau dargestellt wird. Auch diese Eigenschaft wendet die Volkssage auf Maria an. Das weiße Gewebe, womit im Beginn des Frühlings die Felder bedeckt sind, heißt Marienfaden, Mariengarn, weil sich die neubekehrten Christen auch Maria als spinnend und webend dachten. Und diese Vorstellung hat sich so lange erhalten, daß es noch in einem deutschen Volksliede heißt:

Preis, Mägdlein, preis
Der Mutter Gottes Fleiß;
Diese heil'ge Himmelskron
Spann ein Röcklein ihrem Sohn.

(In des Knaben Wunderhorn: Spinnerlied.)

Auch die heidnischen Göttinnen Bertha und Freya (Frigg) wurden in der spätern christlichen Ansicht durch Maria ersetzt. War es übrigens ein Wunder, daß das poesiereiche Volk bei dem Mangel aller Göttinnen später so vieles, was den heidnischen Göttinnen angeklebt hatte, auf Maria übertrug, daß diese die Frau, Herrin, Dame und Donna vorzugsweise wurde? Vom poetischen Standpunkte aus sagt darüber J. Grimm in seiner Mythologie: „Wie zart duften diese Märchen von Maria, und was hätte ihnen irgend eine andere Poesie entgegen zu stellen! Blumen und Kräuter heißen nach Maria; sie ist göttliche Mutter, Spinnerin, und erscheint als hilfreiche Jungfrau. Der gesammte, weder in der h. Schrift begründete, noch von den ersten Jahrhunderten anerkannte Marienkultus ist nur aus der tiefen Wurzel zu erklären, die im Volke schöne und schuldlose, aber heidnische Anschauungen geschlagen hatte, mit denen auch die Kirche allgemach eine feiner ausgelegte, in zahlreichen Legenden und Predigten versponnene,

feierlichere Andacht zusammenfließen ließ.“

Daher darf es auch nicht auffallen, wenn die Maria, wie ihre heidnischen Vorgängerinnen, vervielfacht wurde, wenn aus Maria — Marien wurden. Dieses ist der Fall im obigen Kinderreime, wo an die Stelle der drei Nornen, der Schicksalsgöttinnen der heidnischen Deutschen, drei Mareien getreten sind. Die Dreizahl der Nornen stört die Vergleichung Bertha's und Maria's mit ihnen ebenso wenig als die der römischen Parzen, denn ursprünglich gab es auch nur eine Parze, Venus Uriana.

Die alten Griechen hatten ihre Moiren, die Römer ihre Parzen, die Romanen ihre Feen. Ueberall findet sich ihre Dreizahl. Diese weiblichen Gottheiten werden gedacht als weissagende Schwestern, die jedem neugebornen Kinde nahen und über dasselbe ihr Urtheil fällen. Sie spinnen den ganzen Lebensfaden des Menschen. Durch die Namen unserer Nornen ist sehr passend das gewordene (Udr), das werdende (Werdandi) und werdensollende (Sculd) oder Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bezeichnet. Ihnen ist das künftige Schicksal und Leben der Kinder gewissermaßen anheimgestellt. Es zeigt sich daher in ihnen der Gegensatz des Guten und Bösen, und zwar schon im Aeußern. Nach der Sage erscheinen zu heiligen Zeiten die drei Jungfrauen hinter einander; zwo weiße voran, etwas zurück die dritte, weiß bis zum Gürtel, abwärts schwarz, von einem schwarzen fürchterlichen Hunde begleitet. Aber auch in Handlungen zeigt sich der Gegensatz. Eine von ihnen, die als Todesgöttin (Hela) gedachte „schwarze Marie.“ heischte sogar Kinder zum Opfer, daher der Vers wohl nicht überflüssig war: „b'hüt mer Gott mi's Chindli an!“ Nach einer Sage soll die Marie neugeborne Kinder mit sich genommen haben. Sagen von kinderstehlenden Feen sind nicht selten.

Das Geschäft der Nornen gibt die älteste Quelle des nordgermanischen Glaubens, die isländische Edda, folgendermaßen an:

1.

Es war in früher Zeit
Als die Are sangen,
Flossen heilige Wasser
Von Himmelsbergen.
Da hatte den Helgi,
Den muthstarken,
Borghildr geboren
Zu Bralundr.

2.

Nacht war in der Burg,
Nornen kamen,
Die edlen
Alter bestimmten.
Der sollte der Fürsten
Tapferster werden,
Und der Herrscher
Der beste sein.

3.

Drehten sie stark
Die Schicksalsfäden,
Da war Burgenbruch
In Bralundr.
Sie breiteten aus
Das goldene Seil
Und unter den Mondsal
Mitten festigten sie es.

4.

Die östlich und westlich
Die Enden bargen,
Da hatte der König
Land in Mitte.
Band Neris Schwester
Am Nordweg hin
Einen Faden
Den bot sie immer zu halten.

Also alles Gebiet zwischen dem östlichen und westlichen Ende des Seils sollte dem jungen Helden (Helgi) zufallen; wahrscheinlich that nun die dritte Norn dieser Gabe Eintrag, indem sie ein ewig haltendes Band gegen Norden hinwarf. Das Spinnen und Weben, das Drehen und Festigen des Seils hängt mit der Bestimmung des Schicksals zusammen.

Auch in unserm Kinderliedchen spinnt die Eine den Lebensfaden (Side), die Andere drehet (rollet) und entscheidet, die Dritte schneidet den Faden ab. Wozu der Ausdruck „Haber-

frau", ist schwer zu enträthseln. Nur das mag erwähnt werden, daß es eine Pflanze gibt, die man „Maria's Bettstroh" nennt (in Westfalen: Leiwe Früggeken Beddestrau, d. h. des lieben Frauchen Bettstroh), dann eine Grasart mit blauen Blumen, welche „Maria's Flachs" heißt.

Das „guldi Hus" unseres Kinderreimes ist der Palast, in welchem die Nornen wohnen. Er ist unter dem Lebensbaume, dessen Dauer sie dadurch erhalten, daß sie seine Wurzeln täglich mit dem Wasser aus den Urdarquellen benetzen, damit er nicht verdorre. Die alten Germanen nannten den Weltbaum Iggdrasil, eine Esche, deren Aeste durch die ganze Welt treiben und über den Himmel hinausreichen. Drei Wurzeln breiten sich nach drei Enden aus und verknüpfen Himmel, Erde und Hölle. Unter jeder Wurzel quillt ein wunderbarer heiliger Brunnen. Jeden Tag schöpfen die Nornen Wasser aus ihrem Brunnen und begießen damit den Baum des Lebens. Es ist interessant, mit dieser deutschen Lebensansicht die morgenländische zu vergleichen. Man lese z. B. Rückerts Gedichte: „Der Baum des Lebens" und „Tod und Leben"; ferner „Adams Tod" von Herder u. a.

Man denkt sich die Wohnung der drei Schwestern mit einem Brunnen und Thore in Verbindung. Die gute Schwester Maria, welcher der Spulen in den Brunnen fällt, der sie nachzieht, kommt durch das „goldene Thor," die böse Grethe durch das „schwarze Thor" zurück.

Die drei Marien kennt man in fast allen deutschen Landestheilen, nicht selten mit Beziehung auf die Brunnen der Nornen. Eine niederländische Sage z. B. lautet: Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommer Schwestern ruhen. Vor den Gräbern quillen 3 klare Brünnlein, und dahin wallfahrten besonders Frauen. Jedoch muß man fleißig dabei beten und ein Opfer bringen, welches besteht aus einer erbettelten Nadel, einem erbettelten Faden Garn und etwas Korn.

In Frankreich sind viele Feenquellen der Maria geweiht, bei Lüttich befand sich früher eine Kirche der „drei Marien," und eine sehr besuchter Wallfahrtsort in Belgien heißt „Dreibrunn." Darum ist es nicht ohne Sinn, wenn die Zürcher sich das „goldi Hus" in Baden denken. Stellen doch die Hochländer der Auvergne die Mineralquellen von Murat-le-Quaire unter den Schutz der Feen. Die Einwohner von Gloucester behaupten, Feen hüteten die Warmbrunnen dieser Stadt.

Viele Sagen deuten darauf hin, daß Maria, wie sonst die Feen, den Quellen vorsteht. Nach der Achner Chronik bauete Karl der Große dort der Maria zu Ehren eine Kapelle, wo er eine Quelle gefunden. „Mariabrunn" findet man auch in Oesterreich. Die warme Quelle, die unsern Domremy unter dem s. g. Feenbaume (arbre des fées) hervorquillt, unter welchem die Jungfrau von Orleans in Gesichten (visionen) mit der heil. Jungfrau verkehrte, soll der Wünschelrute der guten Feen ihren Ursprung verdanken. Hier also ein Feenbaum an einer Feenquelle, wo seit der Einführung des Christenthums Maria waltet. Man wird hier an die Najaden und Dryaden der Hellenen erinnert. Auch das europäische Heidenthum dachte nicht anders.

Ein Seitenstück zu den Zürcherischen Reimen findet sich in des „Knaben Wunderhorn" unter den Kinderliedern. Es ist dasselbe, was mein Nachbar vorhin gesungen hat.

Die drei spinnenden Docken oder Tocken (Puppen) sind eine Anspielung auf die drei Feen oder Kindernornen.

Die Aehnlichkeit des andern, des Sonnenliedes, leuchtet ein. Das Zürcherische hört man auch im obern Thurgau. Dort schließt es: B'hüt mi Gott,

mi alte Frau. Und gewöhnlich setzt man noch hinzu:

De Vatter ist e Weber
De Muetter ist e Chüechlifrau,
Und wenn sie bacht, so git's mer au.

Der mythisch-heidnische Kern guckt überall heraus; die äußere Form ist mannigfaltig, wie bei allen Volksliedern, denn die wahre Volksdichtung zieht bei ihrer Wanderung durch die Lande überall ein anderes Kleid an, wie es gerade zu der Oertlichkeit paßt.

Während der Wanderung und Verwandelung der Volksdichtungen gehen besonders die Vorstellungen von einer Person auf eine andere über. So sind hier die Vorstellungen von den Nornen selbst auf Hexen übergegangen. Nach einem niederdeutschen Märchen ist eine Mutter unzufrieden darüber, daß ihre Tochter statt Flachs immer Seide spinne. Einem Könige aber gefällt dieses und er heiratet sie. Die junge Braut weiß indes, daß die Mutter gelogen hat; und in ihrer Rathlosigkeit begegnet sie drei alten Hexen, die für sie Seide spinnen wollen, wenn sie zur Hochzeit eingeladen würden. Das geschieht; die eine erscheint mit einem breiten Fuße, die andere mit einem breiten Daumen und die dritte mit einer breiten Lippe. Als der König sie fragt, wovon Fuß, Daumen und Lippe so breit geworden seien, antworteten sie: vom Seidespinnen. Das bestimmt den König, seine junge Frau nicht mehr spinnen zu lassen. Als sie aber einen Prinzen geboren hatte, kam eine von den Weibern, um ihn zu holen. Die erschrockene Königin weint und bittet, aber umsonst. Endlich sagt die alte Hexe: „Wenn Du binnen drei Tagen weißt, wie ich heiße, so sollst Du den Prinzen behalten." Zum Glücke entdeckt ihr ein Kuhhirtenbube, daß die alte Hexe Rumpentrumpen heiße. Und so war der kleine Prinz gerettet.

Solchen kinderstehlenden Weibern gegenüber kann eine Mutter wohl rufen: B'hüt mer Gott, mi's Chindli au!

Ein deutsches Märchen (Grimm's Kinder- und Hausm. I. Nr. 14) von den „drei Spinnerinnen" schildert die Nornen als alte Weiber, und kennt ihre hilfreiche, nicht mehr ihre weissagende Erscheinung; sie wollen zur Hochzeit geladen und Basen genannt sein. Aehnlich ist eine schwedische Sage von den „drei Großmütterchen" (Cavallius, schwed. Volkssagen Nr. XI.) Der thurgauische Vers: „B'hüt mi Gott, mi alte Frau" scheint aus einer solchen Vorstellung hervorgegangen.

Da auch Frau Holda und Bertha sich des Spinnens und Webens befleißen, so darf es nicht auffallen, daß Marien hier genannt werden, die ja nach späterer Vorstellungsweise in die Stelle jener eingerückt sind. Da jene Göttinnen auch Säuglinge und Kinder begaben, so läßt sich der thurgauische Zusatz „und wenn sie bacht, so git's mer au" vielleicht darauf beziehen.

Ich muß überhaupt daran erinnern, daß es schon bei unsern Vorfahren Sitte war, dem Neugebornen seinen Namen feierlich zu geben und das Kind dabei zu beschenken. Name ist das was man nimmt, zur Gabe empfängt. Da man gern in den Namen des Neugebornen eine heilsame, weissagende Kraft für seine Zukunft legte, so wurden Personen dazu geladen, die besondere Macht besaßen.

Das Verhältnis der Nornen zu den Kindern ist aber noch ein näheres; denn jedem neugebornen Kinde — sagt J. Grimm — nahen sie und fällen über dasselbe ihr Urtheil. Die in dem schweizerischen Kinderreime sich nicht undeutlich äußernde Furcht vor ihnen hat auch darin ihren Grund, daß die nachfolgende Norne dasjenige zum Theil wieder vereitelt, was vorausgehende Begabungen Günstiges verheißen. Dieses ist gewiß vielen aus dem „Dornröschen" bekannt, wo solcher weissagenden Frauen 13 auftreten. In einer nordischen Sage heißt es: Drei Weissagerinnen fuhren im Lande umher. Die Leute boten sie zu sich

ins Haus, bewirteten und beschenkten sie. Einst kamen sie auch zu Nornagests Vater, das Kind lag in der Wiege, über ihm brannten zwo Kerzen. Nachdem die zwei ersten Weiber es begabt und ihm Glückseligkeit vor Andern seines Geschlechts versichert hatten, erhob sich zornig die dritte oder jüngste Norn und rief: „Ich schaffe, daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt!“ Schnell griff die älteste nach der Kerze, löschte und gab sie der Mutter, vermahnend, sie nicht eher wieder anzustecken als an des Kindes letzten Lebenstag, welches davon den Namen Nornengast empfieng. Daher erkläre ich mir auch folgende norddeutsche Sitte. Am Geburtstage eines Kindes schenkt man ihm einen Kuchen und stellt ein Lebenslicht darauf. Das darf man aber nicht ausblasen, sondern muß es bis zu Ende brennen lassen. Licht und Lebenskraft sind verwandte Begriffe; man sagt ja: Sein Lebenslicht ist erloschen &c. Ihr kennt ferner das Kinderspiel: „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“ Dabei wird ein brennendes Holz herumgereicht, dessen Erlöschen entscheidet.

Wie uralt dieser Zug ist, beweiset die altgriechische Sage von Meleager, nach dessen Geburt die dritte Parze weissagte: „Der Sohn wird so lange leben, als der eben auf dem Herde glühende Brand vom Feuer nicht verzehrt wird.“ Daß den beiden ersten Nornen wohlwollende, der dritten üble Gesinnung zugeschrieben wird, stimmt ganz zu der Aufgabe, die einer jeden auf dem Lebenswege des Menschen zugefallen ist. Die letzte bringt Unheil oder bricht den Faden des Lebens.

Auch wenn 13 auftreten, so ist die letzte Verderben bringend. Als Dornröschen geboren war, lud ihr Vater die 12 weisen Frauen seines Reiches zu dem Feste, welches er deshalb anstellte. Jede beschenkte das Kind mit ihren Wundergaben, aber die dreizehnte, welche nicht eingeladen war, rächte sich dadurch, daß sie den frühen Tod des Kindes weissagte. — Darin hat die ominöse Zahl 13 ihren Grund. Gibt es doch jetzt noch viele, die sich scheuen, zu dreizehn an einem Mahle zu sitzen, und ich habe wohl bemerkt, meine Freunde, welche Störung mein Eintreten hier verursacht hat. Aller Aberglaube hat einen heidnisch-religiösen Grund. Warum fürchten manche ein Unglück und kehren um, wenn ihnen beim Ausgang eine alte Frau begegnet? Das sollten die Frauen übel nehmen, wenn es nicht bekannt wäre, daß sich im Volksglauben Nornen und Zauberinnen oft berühren und daß das Alterthum alten Weibern nicht bloß die Zauberkunde zuschreibt (vielleicht weil sie sonst nicht viel arbeiten können), sondern sie auch Wahrsagerinnen und selbst Priesterinnen sein läßt. Der Einfluß und die Macht des weiblichen Geschlechts grenzt so an das Dämonische. Davon wissen manche von uns vielleicht auch etwas zu erzählen. Nicht wahr, Herr Gevattermann?

„Allerdings,“ erwiederte der Hausherr, „wir wären sonst vielleicht heute Abend hier nicht zusammen und hätten auch nicht so ganz unerwartet eine angenehme Unterhaltung gehabt, so daß ich fast beschämt bin, den Herrn Pfarrer nicht förmlich eingeladen zu haben. Der Dreizehnte sei uns also künftig immer willkommen!“

Stille Lieder.

Von M. Karlsch.

Eisblume.

Die stillen Dämmerstunden
In tiefer Winterszeit —
Wie saßest im trauten Stübchen
Du plaudernd an meiner Seit':
Manch süße Worte entsprangen
Wohl Deinem tiefen Gemüth,
Und ich — ich dankte dem Himmel,
Der Dich mir zum Freunde beschied.

Wir tragen in treuer Gemeinschaft
Des Lebens Lust und Leid;
Welch Segen ist doch die Freundschaft,
Welch Trost zu aller Zeit.
Mag ringen die Welt, die tolle,
Und jagen nach wechselndem Glück,
Der Friede der segensvolle,
Ließ keinen Wunsch uns zurück.

Wie peitscht doch der Sturmwind draußen
Schneeflocken ans Fensterlein;
Wir sehen nicht nach außen,
In uns ist Sonnenschein
Und Lenzesblühen und Prangen,
Und wonnige Festeszeit;
Mir will vor dem Glück fast bangen —
O läge sein Ende noch weit!

Ich suche Dich.

Du kehrtest heim — ins ewige Schattenreich,
In banger Sorge hast Du mich verlassen;
Ich kann Dein Scheiden immer noch nicht fassen
Und such' Dich rastlos — Ahasverus gleich.

Ich suchte Dich im grünen Waldgehege,
Wo Du an meiner Seite gerne weiltest,
Das Du so oft, mich suchend, froh durcheiltest;
Nun führt mich stummes Leid die trauten Wege.

Ein Blümlein nur, ein blaues Sternelein,
Das ich am Wege einsam blühen sehe,
Sagt mir: Du denkst in alter Treue mein,
Dein sel'ger Geist, er weilt in meiner Nähe.

Ich suchte Dich im goldnen Sonnenschein,
Der Wald und Fels mit Zauberfarben schmücket,
Die allezeit Dein Künstleraug' entzücket,
Und Dein Gemüth erhellt, so edel, rein.

Ein Tröpfchen Thau nur glänzt im Sonnenschein,
Ein Thränlein, wie ich unzählbare weine,
Sagt mir, Du ließest mich nicht ganz alleine
Und fühlst, wie ich, der Trennung herbe Pein.

Ich suchte Dich im bleichen Mondenstrahl;
Mir ist, als solltest Du herniederschweben,
Mit all der zarten Sorgfalt mich umgeben
Wie einst, und mich befrein' von aller Qual.

Ein fallend Sternlein schwebt vom Himmelsraum,
Es bringt wohl Grüße mir vom ewig Lieben?
Mir, die ich einsam hier zurückgeblieben
Mit der Erinnrung schmerzvoll süßem Traum.

Ich suchte Dich auf stiller Alpenflur,
Wo Du der Heimat Schönheit einst gepriesen,
Wo Du im Anschaun stolzer Bergesriesen
So glücklich warst — im Tempel der Natur.

Kein Lüftchen regt sich und kein Laut ertönt;
Kein lebend Wesen will mich liebend grüßen,
Du selber willst die Einsamkeit versüßen,
Getreuer Geist — erhabne Gottesspur! —

Ich suche Dich am klaren Felsenquell,
Wo wir einst manche Stunde froh verträumt,
Der, mit des Waldes Blumen bunt umsäumt,
Sein altes Liedchen singt, so süß und hell.

Aus klarer Tiefe tönt's wie „Wiedersehn,"
Wie leises Singen, herzbewegend, munter:
Mein hohes Glück, so mußtest Du vergehn,
Wie jene flücht'gen Wellen sankst Du unter.

Ich kehre heim; Du konntest allerwärts
Den sehnsuchtvollen Ruf mir nicht erwidern,
Und so versenk' in Deinen holden Liedern
Ich trauerd denn mein tief bekümmert Herz.

Und horch! da klingts mir zu, wie einst so traut
Dein edles Wort, in Deiner Stimme Laut;
Du sprichst zu mir, in Deinen ewig schönen,
So herzerquickend wahren, goldigen Tönen.

Dein Liederschatz geleite mich im Leben,
Ein Leitstern — jede Zeit — an jedem Ort,
Du hast als Talisman ihn mir gegeben,
Es lebt in ihm die alte Treue fort.

Abschiedslieder.

I.

Mein lieber, alter Birnenbaum,
Sieh, er ist aus — der lange Traum
Und der gewohnte Frieden;
Mich treiben böse Menschen fort
Von meinem trauten Ruheort:
So ists mein Los hienieden.

Du schüttelst wild Dein altes Haupt,
Als könntest's Du nicht fassen,
Daß von daheim ich scheiden soll,
Daß ich mein Gärtel meiden soll
Und alle Euch verlassen.

Alljährig, wenn der Frühling kam,
Da trug Dein alter brauner Stamm
Die Blütenkron des Maien;
Im Herbst aus grünem Blätterdach
Ich manche süßen Früchte brach;
Wolltst stets mein Herz erfreuen!

In Deinem Grün — zur Sommerzeit —
Voll Lust und Liebesseligkeit
Die Vögelein sich haschen;
Eichhörnchen als Dein muntrer Gast
Schwingt sich behend von Ast zu Ast,
Von süßer Frucht zu naschen.

Auch hast Du sie mir treu bewahrt,
Die Dir zu Füßen bunt geschart,
Die zarten seltnen Blüten;
In Sturm und dunkler Wetternacht
Hast über ihnen Du gewacht!
Wer wird sie ferner hüten?

Ich war Dir gut und treu gesinnt,
Als wärest Du ein Menschenkind
Und trügst ein Herz im Leibe:
Sieh! unter Deinem Schattenraum
Verweht der letzte liebe Traum,
Da ich dies niederschreibe.

Du hast mein Glück — mein Leid gesehn
Und siehst mich weinend weitergehn
Auf dornigen Lebenswegen;
Ein Thränlein sei auch Dir geweint,
Ade! Du alter, grüner Freund,
Geleit uns Gottes Segen.

Auch Du — auch Du bist nicht gefeit!
Wer weiß ob nicht in kurzer Zeit
Zerstörungewuth und Tücke
Die Axt an Deinen Stamm auch legt,
Und roh und ohn Erbarmen schlägt
Dein treues Herz in Stücke.

II.

Du mein trautes Vögelein!
Auf dem Giebeldache,
Hältst bei Weib und Kinder Dein
Treu am Nest die Wache;

Hast der Frühlings-Wonnezeit
Holdes Blühn und Sprossen,
Wie des Sommers reiche Freud
Unbeirrt genossen.

Wenn der Herbst die Nebel senkt,
Grau — in feuchter Schwere,
Froh und frei Dein Flug sich lenkt
Ueber Land und Meere;

Wo ein neuer Frühling lacht,
Läßt Du froh Dich nieder,
Singst in fremder Erdenpracht
Deine Heimatlieder.

Findest Obdach überall,
Kennst nicht Zins noch Steuer,
Ist Dir auf dem Erdenball
Kein Logie zu theuer! —

Sieh, auch ich muß weiter ziehn,
Wenn die Blätter fallen
Muß mein Heim, mein trautes, fliehn,
Das mir lieb vor allen;

Kann im Lenze nicht, gleich Dir,
Heim zum Neste kommen!
Dieser liebe Trost ist mir
Für allzeit genommen.

Die Erinnrung fortan lebt,
Wo dies Lied verklungen,
Wo im Glücke ich gelebt,
Und im Schmerz gerungen!

Menschenhaß — und Menschenlieb
Trieben mich von hinnen: —
Wenn „ein“ Herz noch treu mir blieb
Mag der Traum zerrinnen! —

Kleine Laube.

Wie Frank sich sein Nest und seine Jungen herrichtet.*)

„Lieber Frank! Der Hochzeitstag soll ein verklärtes Bild sein des Ehelebens, wie man es zu halten gedenkt. Verstehe mich wohl, mein Freund. Ich meine nicht, daß der Hochzeitstag aller Poesie entbehren soll; dafür ist er ja ein verklärtes Bild. Wer zur vornehmen Welt gehört, Absicht und Mittel hat, in dulci jubilo das Eheleben durchzukosten, von einer Freude zur andern zu fliegen, wie der kurzlebige Schmetterling, oder wer gewohnt ist, an einem Tage recht groß und weit zu thun, um dann Wochen lang zu schmalbarten und an den Knochen zu nagen, die abfielen vom lustigen Mahl, der mag so recht sinnlich und prunkend das wichtigste aller Familienfeste feiern. Wir einfachen Bürgersleute, die wir noch etwas halten auf solides, ehrbar deutsches Wesen, wir dürfen kein Gefallen daran finden. Für bürgerliche Leute halte ich darum auch die modernen Hochzeitsreisen für ein großes Unding. Eine deutsche Schriftstellerin hat in einem fein ausgestatteten Büchlein über die Flitterwochen ein gewaltig Loblied gesungen von der Herrlichkeit dieser Hochzeitsreisen. Was für die Einen paßt, das paßt eben nicht für Alle, und das betreffende Büchlein ist ja auch nur für Kreise geschrieben, in denen der Mensch mit dem Baron beginnt und gar oft das Menschliche mit dem Baron aufhört. Darum, lieber Frank, kann ich Dir nicht genug danken, daß Du von diesem Unding keinen Gebrauch machen willst; und ich fürchte fast, daß Du ohne mich die Reise machen müßtest, würdest Du nicht so klug sein, darauf zu verzichten."

So sprach meine Braut.

Der Leser schließt hieraus, daß meine Anverlobte erstens Haar an den Zähnen hatte, und zweitens, daß sie eine sehr anständige Frau zu werden versprach, und ich kann bestätigen, daß der Leser vollständig richtig schließt.

Still und prunklos fand die eheliche Verbindung statt. Still und prunklos! Das gab ein fast europäisches Aufsehen. Schon das Ausbleiben der Verlobungskarten war peinlich aufgefallen. Seit wann in aller Welt schickte man nicht Verlobungskarten! Wenn auch jedes Kind von dem Ereignis wußte, so schickte man doch Verlobungskarten. Und jetzt noch diese einfache familäre Hochzeitsfeier! Entweder ist der junge Mann ein Narr

---

*) Aus dem trefflichen Büchlein: „Die Kunst sein Glück zu machen." Bern. R. Jenni's Buchhandlung. Dieses Werkchen sollte man mit lauterem Gold aufwiegen; es enthält — so klein und schmal es ist — einen solchen Schatz von Weisheit, daß man damit schier fürs ganze Leben auskommen kann. Es will nicht etwa reich oder berühmt oder gelehrt, es will bloß glücklich machen. Und wer die mit Geist und treuer Warmherzigkeit ertheilten allerdings selbstverständlichen Rathschläge befolgen könnte, ohne Frage, der würde glücklich werden. Eines Versuches wäre die Sache wert.

Die Red.

in Folio oder er ist auf bestem Weg, einer zu werden, wie die Weltgeschichte noch keinen gesehen hat! Wie spießbürgerlich! wie philisterhaft! wie poesielos! warf mir ein aufrichtiger Freund in's Gesicht. Richtig, Du machtest die Sache poesievoller ab. Erinnerst Du Dich noch an jenen herrlichen Sommermorgen, da Du auf Deiner Hochzeitsreise die Wengernalp im Berner Oberland bereisen wolltest? Dein Weibchen wagte nicht zu reiten; zu Fuß war sie gar schlimm bestellt; tragen wollte sie sich nicht lassen und hinüber über den Berg wollte sie doch, das gute eigensinnige Frauchen. Da sagtest Du, den Blick zur stolzen Alpenwelt erhoben, voll Bewunderung und leiser Vorahnung: Wie schön, wie entzückend, wie großartig ist doch die Welt, wenn man gestorben ist und als Engel auf diese schöne Welt hernieder blickt!

Zur vollen Bestätigung, daß aus mir ein Narr geworden, „wie die Welt noch keinen gesehen“, war es am Tage nach der Hochzeit in meiner Werkstätte ebenso lebendig wie ehedem. Ja nicht einmal ein tüchtiger Kopfschmerz mahnte mich daran, daß ich gestern festlich feierte. Hie und da lief ich freilich, wie ein Kind, daß ein neues Spielzeug bekommen hat, in's Haus und ergötzte mich am Walten der heiligen Cäcilie. Was es für das junge Weibchen schon am ersten Tage zu thun gab! Wenn eine junge Hausfrau in eine Junggesellenwohnung Ordnung bringen muß, so kann sie wahrhaftig nicht über Mangel an Arbeit klagen. Aber wie kann man so ganz unvermittelt vom frohen Hochzeitsfest seine junge Frau in ein solches prosaisches Junggesellenchaos führen! rufst Du entsetzt aus. Wie prosaisch! wie schrecklich nüchtern und abgeschmackt! Entschuldige Freund; da mußt Du Dich halt mit meiner Cäcilie in's Reine setzen, sie hat's so haben wollen.

Meine junge Frau hatte etwas an sich, das man „angriffig“ nennt. Alles gieng ihr frisch und schnell von der Hand; wie ein Heinzelmännchen der guten Stadt Köln war sie überall, ordnete hier und putzte dort, und wie eine richtige Cäcilie warf sie ein lustig Liedlein hinein, so daß ich dastund, stumm vor Verwunderung, wie ein Aeffchen aus Porzellan und vor seligem Staunen Hammer und Amboß vergaß. Wie durch das geheimnisvolle Wirken einer guten Fee verwandelte sich bald die Wüste meines Haushaltes zu einem traulichen, sonnigen Heim. In meiner Frau steckte auch so eine Art „Narrheit“, die sich nicht kehrte an Gewohnheit und hundertjährigen Gebrauch. Einfachheit war die Devise ihrer Reform. Im bürgerlichen Haus der Gegenwart ist der „Salon“ der Mittelpunkt der ganzen Einrichtung. Ist letztere noch so einfach, im Salon hört das plötzlich auf. Hier liegt wie im Ausstellungspavillon eines Confiseurs der ganze Reichthum aufgetischt. Nippsachen, buntes, verworrenes Zeug mit verworrenen Namen, stehende und gehende Uhren, Gemälde ohne Wert in breiten, bauschigen Goldrahmen, Spiegel und Spiegelchen, Lampen und bunte Gläser, Tischchen und Tabouretten, gehäkelte Teppiche, Leuchter, Cigarrenetuis, Musikdosen, elende Romane in Prachtbänden liegen dort aufgestapelt, um einem allfälligen Besuch zu imponieren, ihm Sand in die Augen zu streuen. Aber wenn der Ehemann ein ruhiges Winkelchen aufsucht, wo er einen Augenblick auszuschnaufen hofft, und er verirrt sich in dieses Gemach, so eilt das Mütterchen auf den Zehen herbei, zupft den Kühnen am Aermel und bedeutet ihm, daß er sich anderswohin flüchte, seine Glieder auszustrecken. Ja, sonst ist Alles sehr einfach im Haus. Das kleine Schlafzimmer, in das kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, sieht ja so nothdürftig aus, wie die Schlafsäle einer Infanteriekaserne. Das Eßzimmer, gewöhnlich auch als Wohnzimmer benützt, gleicht in seiner kahlen Nüchternheit dem Innern eines protestantischen Bergkirchleins. Die Küche liegt in der finstersten Ecke des Hauses; ob ihre Wände getüncht sind oder nicht, das kommt auf's Gleiche heraus. — So verstand meine Frau die Einfachheit nicht.

Der Salon war und blieb ihr eine unbekannte Domäne. Die Wohnstube war aber luftig und geräumig, freundlich und ohne Ueberladung ausgeschmückt mit Blumen und guten Bildern in bescheidenen Rahmen. Es war kein Boudoir einer Dame der Pariser demi-monde; es war das Gemach einer ehrbaren deutschen Familie. „Fi donc! wie gemein und ordinär", sagte die aufrichtige Nachbarin Adelaide, und doch war mir in diesem freundlichen Raum zur Seite meines lieben Weibchens nach gethaner Arbeit so wohl, daß ich mit keinem Könige der Erde, ja nicht einmal mit des Nachbars Adelaide getauscht hätte. So recht „heimelig" — wie es treffend der Schweizer nennt — war mir immer in diesem traulichen Raum. Das größte, luftigste Zimmer, an dem ein veritabler „Salon" verloren gieng, bestimmte mein guter Hausgeist zum Schlafgemach. Kein Zimmer gieng des bescheidenen Schmuckes ganz verlustig, weil in keinem derselben aller Schmuck des Hauses sich concentrirt hatte.

Als ich meinem ersten Neugebornen zum ersten Mal in's Antlitz sah, gieng es mir, wie jedem jungen Ehemann — ich wuchs an Selbstbewußtsein um ein großes Stück; ich reckte mich und streckte mich und verwunderte mich ordentlich, daß meine Beinkleider nicht plötzlich zu kurz wurden, meine Weste nicht sprang und der Hemdkragen nicht platzte. Diese erhebenden Vaterfreuden sind so natürlich, daß sie selbst den leichtsinnigsten Springinsfeld, der ohne Bedenken und ohne jegliche Qualification mit beiden Beinen in die Ehe sprang, zu ergreifen vermögen. In solchen Momenten aber, da unser Herz ganz über uns Meister ist, pflegt nicht selten der Teufel seine Hebelchen anzusetzen; hier probiert er's mit der Affenliebe und mit der lieben Eitelkeit. Möge doch der junge Ehemann nicht vergessen, daß das aus den ersten Vaterfreuden wachsende Selbstbewußtsein ein erhöhtes Pflichtbewußtsein rufen soll. Mit jedem Kind, das uns der Himmel schenkt, kommt ein neuer Segen in's Haus, sagt der Volksmund. Gewiß; aber nur dann, wenn wir Eltern unserer mit diesem Gottessegen verbundenen heiligen Pflicht bewußt werden. Thatsache ist nun, daß wir uns trotz unserer Liebe viel zu wenig um das Wohl unserer Kleinen bekümmern. Ja, wenn man alles Nöthige so gemüthlich mit Geld erkaufen könnte, wie einen Löffel oder eine Kaffeemühle, wie gute, musterhafte Eltern wären wir! Aber wie steht's, wenn von unserer persönlichen Bequemlichkeit ein erhebliches Opfer verlangt wird? Stillt die junge Mutter das Neugeborne selber oder thut sie ihre süßeste Mutterpflicht ab mit einer jener berühmten Ausreden? Bist Du, junger Ehemann, zu jeder Stunde der Nacht zur Verfügung ohne Brummen und mit Freude, wenn es gilt, bei eingetretenen Umständen die Mutter zu unterstützen in der Pflege des Lieblings? Später, wenn das Kind durch sein lustiges Geplauder die ganze Welt und noch sieben Dörfer ergötzt, treibst Du nur den Narren mit ihm oder bestrebst Du dich, fein ordentlich in Erziehung zu machen? Und wieder später, da Dein Kind schulpflichtig geworden, überwachst du auch gewissenhaft sein geistig und körperlich Wachsthum und Gedeihen? Begnügst Du dich mit Der Durchsicht der Zeugnisse oder hältst Du es der Mühe wert, mit dem Lehrer in beständigem Rapport zu stehen und gemeinsame Sache mit ihm zu machen?

Erziehe Deine Kinder zur Sparsamkeit und Einfachheit. Ich kenne einen tüchtigen Berufsmann. Sein Kunstgewerbe lohnt ihn reichlich. Jedermann ist einig im Urtheil, daß dieser Mann in ehrenhaftestem Streben sich aus gedrückten Verhältnissen zu geachteter Stellung emporgeschwungen hat. Man hält ihn für einen aufgeweckten, scharfblickenden Mann; in Wirklichkeit ist er aber der größte Narr, der auf der einen Seite leichtsinnig zerstört, was er auf der andern Seite mühsam aufbaut. Dort kommen seine Kinder daher. Betrachte Dir einmal mit Muße diese geckenhaften, aufgeblasenen Dingerchen. Wie schade um die hübschen Kleinen, daß sie in einem so affenmäßigen

neuesten Ballettänzerinnencostüm umhergehen müssen! Wie erbaulich muß es sein für den Papa, alle Augenblicke für dieses Narrenwerk in die Tasche greifen zu müssen! Ach Du Einfältiger! er gibt's ja mit allen Freuden, und wenn er mit ganzem Fleiß eine Stunde länger an der Arbeit sitzt, so geht ja schon wieder ein, was er hier für ein seiden Band und dort für eine Chocolade und da für ein fein Hütchen allerneuester Mode ausgelegt hat. Armer Mann! Du klagst am Ende des Jahres, wenn Du bei der Lampe sitzest und schwitzend die Jahresbilanz ziehst, über die schlechte Zeit, die immer schlechter werde. Da morgen ein neues Jahr beginnt, so beginn gerade morgen einmal verständig zu werden. Bedenke, daß Du vielleicht einmal ein kleines Vermögen hinterlässest, trotz Deiner unzähligen Verschwendungen an den Kindern, daß Du aber lauter Modeaffen bei diesem Vermögen zurücklässest; Dein lumpiger Sparpfennig wird den armen Dingerchen, die nicht zu arbeiten und zu haushalten verstehen, zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben sein.

Fange die Erziehung schon mit der Geburt an, sagt Karl Schmidt. Dann sagt er weiter: Verfüttere Dein Kind nicht, erziehe es nicht zur Begehrlichkeit, Laune und Trotz. Sei bedachtsam und vorsichtig in der Auswahl des Spielzeugs. Laß das Kind recht lange Kind bleiben! Diese Regel bezieht sich auf Speis und Trank, auf Kleidung, auf Unterricht und Umgang. — Wolle nicht glänzen und prunken mit Deinem Kinde, weder mit seiner Schönheit, noch mit seinem Putz, noch mit seinem Geiste. Halte von ihm alle Beispiele der Genußsucht, Hoffahrt und Verschwendung fern. Aber begnüge Dich nicht hiemit; die Gewöhnung zur Wirtschaftlichkeit muß dazu kommen. Laß Deine Tochter so früh, als es ihre Kräfte erlauben, im Haushalt mitarbeiten; die geringste Mägdearbeit muß sie wenigstens probeweise gethan haben. Aber auch Deinem Sohne, und wäre er zum Professor bestimmt, darf das wirtschaftliche Gebiet nicht fremd bleiben. Der Arbeit und der Entbehrung dürfen Deine Kinder sich nicht schämen. — Wähle die Schule für Deine Kinder nie aus Rücksichten der Eitelkeit und des Hochmuths und verschone sie mit Unterricht à la mode. So sehr Du kannst, arbeite auch dagegen, wenn der Sinn Deiner Kinder ausschließlich in „höheren Sphären" sich bewegen will. Den Wert der Dinge und des Geldes sollen sie frühzeitig kennen lernen. Verwende sie häufig zu Bestellungen und kleinen Einkäufen, verbiete aber dem Kaufmann ausdrücklich, sie mit Naschwerk zu beschenken. Zu Gunsten Deines Fleisches und Deines Blutes wirst Du Dich diesen Extrazug nicht verdrießen lassen; sonst geht auf der einen Seite verloren, was auf der andern gewonnen wird. — Ob und wie viel Taschengeld Du Deinen Kindern geben sollst, kann ich nicht vorschreiben, das hängt von Deinen Verhältnissen und von manchen andern Umständen ab, im Allgemeinen müssen beide Extreme als schädlich bezeichnet werden, nämlich, daß den Kindern das Geld gar zu fremd bleibt und daß es ihnen gar zu gewöhnlich und zu gering wird. Nicht Jeder, der sein Geld pfennigweise erwirbt, ist ökonomisch. — In jedem Falle aber muß jedes Geld, das durch der Kinder Hände geht, sehr genau controlirt werden; sie müssen stets zur Rechenschaft über jeden Pfennig bereit sein. Stelle sie zuweilen auf die Probe und zeige ihnen, wenn's möglich ist, immer größeres Vertrauen; denn sie sollen ja zur Aufrichtigkeit und zur Selbstständigkeit erzogen werden. Ist eine Näscherei, ein Verderb oder eine ähnliche Thorheit vorgekommen, so stelle keine furchtbare Criminaluntersuchung an, schrecke die Kinder nicht durch tobende Drohungen und barbarische Strafen, sonst wirst Du Lügner, Näscher, Taugenichtse erziehen; wird es nicht ganz so schlimm, so hattest Du mehr Glück als Verstand. — Eine Sparbüchse soll, wo möglich, jedes Kind haben, und an deren Stelle soll möglichst bald ein wirkliches Sparcassenbuch treten. Den Eigenthumssinn, auch wenn er einmal über's Maß geht, schmähe und verfolge

nicht als gemein oder sündhaft, aber laß ihn auch nicht zum Alleinherrscher werden. Von demselben Grundsatz laß Dich leiten, wenn Dein Kind der Neigung zum Sammeln von Schmetterlingen, Briefmarken u. dgl. nachhängt.

Das sind im Wesentlichen die Ziele der Erziehungskunst im Gebiete der Sparsamkeit. Das beste Erziehungsmittel, das am sichersten diese Ziele erreicht, das bist Du selber. Verzichte Deinen Kindern zu Liebe auf manche Bequemlichkeit, zeige ihnen täglich, daß es Dir Ernst ist mit deinen Grundsätzen der Sparsamkeit und daß Du sie nicht nur im Munde führst. Einfachheit in Speise und Trank, in äußerer Ausstattung der Zimmer wird am nachhaltigsten in Deinem Kinde den Sinn zur Einfachheit wachrufen. Wenn Deine Kinder sehen, daß Du Dich gelegentlich köstlich amüsiren kannst, ohne dieses Vergnügen mit einer Hand voll Münze erkaufen zu müssen, so werden auch sie von Deiner Klugheit profitieren und Dich nicht zu Tode quälen, wenn irgendwo in der Nähe der Jahrmarkt seinen Tingeltangel aufgeschlagen hat. Nur der Sparer kann Sparer erziehen. Ich kenne Leute, die sich feierlichst bekreuzen vor solch trockenen, materialistischen Grundsätzen. Diese Leute wollen vor Allem den „Idealismus“ auf den Schild erheben, die Kinder aufklären über die Verwerflichkeit und Nichtigkeit des bösen Mammons. Sie suchen die liebe Jugend möglichst bald in „höhere Sphären“ zu ziehen und bilden sich ein, das Kind ziehe aus der griechischen Götterlehre einem goldenen Apfel vor. Mit solchen Leuten mag ich nicht streiten. Die Erziehung ist eben Geschmackssache. Der Eine erzieht Menschen, die ihre Nase schon bei Lebzeiten in den siebenten Himmel stecken und mit den Füßen in den Lüften baumeln; der Andere hinwieder wünscht daß sein Kind fest und stramm einmal auf der Mutter Erde stehe, daß es darauf marschieren lerne und sich schön bücke, wenn irgend ein harter Balken ihm in die Quere kommt.

Ein Merks für eroberungslustige Völker.

Im Angesichte des streitlustigen Frankreichs und in der gegenwärtigen allgemeinen Bangnis vor einem Weltkriege ist es doppelt interessant, mit dem Geschichtschreiber einen Blick auf das eroberungssüchtigste Volk der Welt zu werfen. J. J. Honegger sagt in seiner „Allgemeinen Culturgeschichte“ gelegentlich eines sumarischen Rückblickes auf das alte Rom:

„Die zwei großen Phasen in Roms Geschichte stehen selbstständig für sich und haben ihre besonderen Aufgaben. Die Republik zog ihr Volk zum Macht- und Gewaltmittel heran, um eine Welt an sich zu reißen. Das Kaiserreich verbrauchte es, bemächtigte sich dieser Welt, zehrte sie auf und nahm schließlich, geistig und materiell gänzlich verarmt, das jämmerliche Ende eines Wüstlings. Der factische Hauptgrund seines Unterganges war jener brutale Unverstand, welcher die Güter einer ganzen Welt verschlang, wie ein selbstisch gedankenloser Prasser thut, ohne für irgendwelchen Ersatz zu sorgen. Im heimischen Lande zerstörte es den Ackerbau, in Großgriechenland und Karthago den Handel, in der ganzen Welt trat es die Industrie nieder. Dafür gab es ihr Kriegsheere, Kriegs- und Raubflotten, ein geregeltes Recht der Gewalt und Unterthanenschaft, wenn es hoch kam ein ganz unfruchtbares römisches Bürgerrecht. Rom bemächtigte sich der Welt wie eines vollen Magazins, machte aus den Menschen Schlemmer und Soldaten und richtete sie auf beiden Wegen zu grunde, ohne einen human wertenden Ersatz zu bieten. Denn Rom war durchaus unfruchtbar; selbst für die Menschen, die es verbrauchte, schuf es schließlich keine neuen. Das ist das folgerichtige Ende eines Staates, der nur durch Eroberung groß geworden. Hatten sie doch schon als junges und kleines Volk wenig Zeit und Gelegenheit und noch weniger Geschmack dafür gehabt, an sich zu arbeiten und sich harmonisch herauszubilden! Hatte doch schon die ganze Thatkraft und Leidenschaft der Jugend sich auf das va banque im

Kriegsspiel, auf die gewaltsame Aufregung des Schlachtfeldes und der Eroberungspolitik geworfen! Und als dann die Zeit kam, da dieses Geschäft durch Söldner und Sclaven berufsmäßig, durch Advocaten und Diplomaten ränkegewandt betrieben wurde, da blieb dem Volke nichts als jener unbezwingliche Hang nach Aufregung, den es befriedigen, betäuben mußte — coûte qui coûte. Das ist die berauschende Gewalt der Spiele und Feste im Kaiserreich, eine Beschäftigung ohne geistige und körperliche Anstrengung, die Nervenanspannung eines arbeitscheuen und unfähigen Volkes, die Concentration auf das Gehaltlose und Nichtige, das greisenhafte Kinderspiel. — So war und blieb Rom ein über Nacht reich gewordener Proletarier; es wußte mit den Schätzen, die es an sich riß, nichts anzufangen, verpraßte sie und gieng an den Lastern des Emporkömmlings zu grunde. Das ist das Los jedes Eroberers, der nicht civilisatorisch wirkt; und die Römer waren aus sich keine Civilisatoren. Graßberger hat Recht, wenn er sagt: „Die Römer sind durch ihre praktische Richtung in einen Materialismus gerathen, in welchem Religion und Sittlichkeit, Staat und Familie zu grunde giengen. Das ist das letzte Resultat ihrer realistischen Bildung gewesen."

Veilchen.

Ich weiß nicht, daß die Welt so bangt
Und alle Herzen zittern;
Es hat doch keinen noch verlangt
Nach Sturm und Ungewittern.
Die Mutter betet: Helf' uns Gott!
Großvater seufzt: Wird eine Noth,
Wie Keine noch auf Erden.

Und ist der Himmel doch so blau
Und warme Winde wehen,
Daß überall, wohin ich schau',
Die Blumen auferstehen.
Ums Häuschen hüpft der kluge Star,
Und segnend, wie im vor'gen Jahr,
Wohnt unter'm Dach die Schwalbe.

O Frühlingslust! O Erdenqual!
Ach, Sohn und Vater scheiden.
Die Mutter küßt zum letztenmal
Lautschluchzend noch die Beiden.
Wer weiß es, ob Ihr wiederkehrt!
Verlassen wird der stille Herd,
Verlassen Weib und Kinder.

Was brauchen wir des Thaues Pracht,
Wo so viel tausend Thränen
Bei Tage fließen und bei Nacht
Vor Leid und Liebessehnen?
Erlisch! Erlisch, o Sonnenlicht!
Die Menschen, sie verdienen nicht
Dein väterliches Auge.

Sie sehen, wie von Deinem Strahl
Die Welt ist schön geworden,
Und tragen in das tiefste Thal
Des Krieges blutig Morden.
Ich schaudre tief in mich hinein
Und frage mich vor Angst und Pein:
Was soll ich blühn und duften?

Laibach, Februar 1887. **Edward Samhaber.**

Gute Worte,

in denen die Vorfahren noch zu uns sprechen.*)

Ofensprüche.

Alles, was die Jungfern haben,
Das gefällt den jungen Knaben.

Ottenbronn.

Könnt' ich schwimmen wie ein Schwan,
Krähen wie ein Gockelhahn,
Hüpfen, tanzen wie ein Spatz,
Wär ich aller Mädchen Schatz.

ebenda.

Alte Thaler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.

ebenda.

Wenn Alles allhier würd' geschlicht't,
Wozu wär' noch das jüngste Gericht?

ebenda.

Wirtshaussprüche.

Sorgen
Morgen;
Freude
Heute!

Breslau.

Gott segne Deinen Eingang,
Wenn Du Durst hast,
Und Deinen Ausgang,
Wenn Du zahlt hast.

Vollsberg (Kreis Zabern).

Im März muß me trinken wie e Meis,
Im April as wie e Geis,
Im Mai as wie e Kuh,
Do wird Eim's ganz Jahr d'r Wi nix thu.

Elsaß.

---

*) Aus „Urväter Hausrath in Spruch und Lehre" vom Herausgeber der „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth." (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Heut' um's Geld,
Morgen umsonst.

In ganz Deutschland.

Klostersprüche.

In einem Corridore des Klosters zu Oelenberder finden sich folgende herrliche Reime auf kleinen Tafeln als Wandzierrath:

1. Den Reinen,
Den Kleinen
Sich einen:

2. Viel leiden,
Viel meiden
Gern scheiden:

3. Nicht zagen,
Nicht fragen,
Nicht klagen:

4. Geborgen,
Nicht sorgen
Für morgen:

5. Nicht schlagen,
Still tragen
Die Plagen:

6. Ohn' Eigen
Sich neigen
Und schweigen:

7. Frosinnig,
Herzminnig,
Gottinnig:

8. Aufstreben,
Hingeben
Sein Leben:

9. Nicht weilen,
Gleich Pfeilen
Hineilen:

10. Gott loben,
Gehoben
Nach oben

11. Das wähle,
O Seele,
Vermähle

12. Dann ewig
Dem Herrn dich
Als Braut!

Autographenschwindel.

Jedes Volk hat seine eigene Art, wie es seinen Dichtern dankbare Theilnahme zu erkennen gibt. Wir meinen nicht die Todten. Ihre Denkmale, und seien es auch Sterne dritten und vierten Ranges, schießen jetzt überall aus deutschem Boden auf, weil man sich durch die Beiträge selbst verherrlicht, und dann hat man bei den Festen eine erwünschte Causa bibendi! — oder weil die Söhne die Sünden der Väter gut machen wollten, die den lebenden Poeten ruhig seinem Schicksal überließen. Und erst die deutschen Frauen! Jetzt liegt der Gefeierte in Goldschnitt auf dem Toilettetisch, vorausgesetzt, daß es eine Pfennig-Ausgabe gibt, sonst findet man ihn ja in einer Anthologie. Die hätten ihm schwerlich ein Loch im Aermel geflickt, sondern das Näschen gerümpft und den armen salonunfähigen Teufel laufen lassen. — Ich gieng zu München mit Melchior Meyer einst an der Schiller-Statue vorbei; er blieb stehen und sagte: „Dem wäre auch geholfen gewesen, wenn man ihm das Geld, welches sein Standbild kostete, ausgezahlt hätte. Wär' er nach München gekommen, es hätt' ihm Niemand ein Krüglein Bier aufgesetzt, kein Mädchen eine Blume geschenkt." — Ist das übertrieben? Engländer und Franzosen kaufen bekanntlich Bücher, sie ehren aber auch die Poeten, von denen sie ein Werk erfreut, durch die That und scheuen dabei eine kleine Auslage nicht. Daran denkt der Deutsche selten. Er läßt sich lieber vom Poeten beschenken, um dann bescheiden sich der Bekanntschaft zu rühmen oder mit der Gabe zu prunken. Wenn man mit ihm vielleicht auch nie ein Wort gewechselt, ihn gar nie gesehen hat, bittet man ihn um ein Exemplar, denn er muß davon genug haben, weil sie im Handel nicht gehen, und da braucht dann der Verleger sich nicht vor den verdrießlichen Krebsen zu fürchten — man wünscht sein Antlitz wie das auf dem Tuche der Veronica zu verehren, er darf daher eine Photographie beilegen, die man allenfalls in einem Laden für etliche Pfennige bekäme, und dann erst der Autographenbettel! — Es ist ein Gedicht, ein Feuilleton, eine Novelle von Dir erschienen, die gefällt, da fliegen die Briefe daher wie die Motten an's Licht; Marke zur Rückfrankierung liegt aber keine bei — behüte Gott! — das wäre nicht nobel, man darf den Schriftsteller nicht beschämen, denn er hat gewiß eine im Pult. — Man ärgert sich, manchmal lacht man und gibt nach. So schickt Dir ein Backfischlein hundert Meilen weit das Bild des Städtchens, wo es wohnt, in einem Kranz gepreßter Blumen, oder ein Dorfschullehrer sendet ein kleines Herbar, weil er gehört hat, daß Du Naturforscher bist — immerhin! Was soll man aber dazu sagen, wenn der Autographenbettel eine niederträchtige Speculation ist? — So ein Gauner schrieb an allerlei Berühmtheiten jämmerliche Briefe aus dem Abgrunde des Elends; er machte dunkle Andeutungen von Selbstmord, wenn der gute Rath ausbleibe. Da mußte eine interessante Antwort kommen und diese wurde dann beim Händler verschachert.

Ein Anderer schloß einen sentimentalen Brief mit der Bitte, ihm doch gleich 25 fl. beizulegen und ihn so vom Hungertode zu retten. Da die Celebritäten jetzt, durch viele Erfahrungen gewitzigt, mit den Autographen sparsamer geworden sind, so versucht man allerlei Kniffe, man bittet zum Beispiel einen Poeten, er möge die Composition eines Liedes gestatten, der angebliche Compositeur wohnt meinethalb in Buxtehude und heißt Hans Schnaps oder hat sonst einen ganz unbekannten Namen. — Ja, nicht aufsitzen! Wenn es gerathen scheint, zu antworten, so lasse man es im Auftrag vom Sohne, der Tochter, am besten von der Küchenmagd besorgen, der Empfänger weiß dann, wie er daran ist, und schreibt nicht mehr. Solche Stücklein könnte gewiß jede öffentliche Persönlichkeit dutzendweise erzählen, wir lassen die Bahn frei und machen nur einen unmaßgeblichen Vorschlag, der so einfach ist, daß es uns wundern sollte, wenn er noch nicht gemacht ist. Wer ein Autograph wünscht, kaufe irgend ein Buch des Gefeierten, den er bisher wahrscheinlich nur aus der Leihbibliothek kennt, schicke es ihm mit der Bitte, seinen Namen einzuzeichnen, vergesse aber ja nicht, eine Marke für die Rückfrankierung beizulegen, und bringe so die deutsche Schmutzerei außer Curs.

Adolf Pichler.

Die schen Stund.

Gedicht in oberösterreichischer Mundart

von Friedr. Franz Scheirl.

Da Freund vo dahoam roat[1]:

Grüeni Bam, warme Nöstal
An und an[2] gats[3] in Wald
Dal[4] schnabln dö Vögl
Und singan mit Gwalt.

Bamgrüen is dö Hoffnung,
In Nöstl sitzt d Lieb
Und dö Lust dnetta[5] seha
Macht di sodlgro[6] trüeb? —

Hau,[7] magst as nüt seha
Und lassts da koan Rueh.
Ast drah di halt[8] — oda
Hab[9] d Augn föst zu!

And i schrieb iehm zurück:

Hast recht mit da Hoffnung
Und Lieb afn Bam,
A mitn nöt Rueh gebn —
Mitn Umdrahn kam,[10] kam!

S Umdrahn dös nutzt nix,
Is ganz umasist!
Du laugnst[11] as? Weils d a nie
Voliebt gwön bist!

Ja, mein Brüedal dös kloan
Machts sodl oft gnue:
Kimmt d Mahm mit da Ruethn,
Habts d' Augn gah[12] zue

Mit dö Handlal und draht sö,
Moant, is war nima da,
Bis s d Mueda hintauswelst:
Gel[13] bist da Bue? — Au ja!

S nutzt ma nix, s Umdrahn
Wann igs a unternimm,
I bin ja nöt derisch[14]
Und da Wald hat sa[15] Stimm!

Dö Bam rauschn, as singan,
Dö Vögl dö kloan,
Und stünd i ar[16] aschling,[17]
Woaß do schon was s thoan.

Und wuri[18] stockderisch
Und no dazue blind —
As ließ ma koan Rueh nöt
Dösl gfiedertö Gsind!

In mir drin iweni[19]
Ganz hiba[20] bo da Seel
Dal herat i s Gsangl
Finkfrisch und finkhell.

Und i sach dar a Bildl
Leicht schena was[21] draußt:
Wie da Fink mit da Finkin
Schwablt und haust.

I bildat mar ein
Mein Annal und i
Warn a schon bonand
I da Fink, Finkin sie

Und in Häusl an Waldroan
Gabs nix azwie[22] Sunn:
Zwoa Schnabl, oan Schlag —
Bis daß i mi bsunn,

Dai[23] blind bin und derisch,
Daß s Dierndl woaß wo
Dai oansiedln mueß
No a Jahrl a zwo.

So a Bsinna dös drucat
Wie d Trud und wie d Klag![24]
Viel schwara was s Gstanzt
Und Gschnabl in Hag.

S Zueschaun, as zwickt wohl
Und halb is s was Trüebs,
Awa d Lieb afn Bam
As is a was Liebs.

So was frischs und was Gwiß s,
So was hoamlis: husch, husch!
Er lockt und sie wischpelt [25] —
Siegst? — san schon in Busch!

Ja, fein is s Banandsein
Und ranti [26] machts a
Tals an Herrgott anfrimma, [27]
Wanns Dirndl da wa!

Mein Schatzal so gschmeidi
So gschami und gscheid,
So scheuch wiera Wildtaubn,
So gschmach [29] — s is a Freud!

Han, daß d nöt bo mir bist,
Mi blangt so um di;
Aloan össn und trinka
Und — alls ohne di!

Han Dirndl, mein Dirndl,
Das is wollta harb,
A Wunda was nöt,
Wani siech wurd und starb!

Na na und i stirib nöt!
Statt siech wir i [29] gsund
Und bal s Jahrl um is
Aft kimmt dö schen Stund:

Aft siech i man [30] Schatz
Und gib iehm an Schmatz
Daß s schnalzt afanand
Als warn zehni banand.

Aft kimmt dö schen Stund
Stöck afs Hüetl dös rund
— Han lang bidn [31] draf! [32] —
S Rosmarinstamo [33] af.

Ruck d Krempn af d Seit
Daß ma siecht i hon Schneid,
Lög s Haozatgschau an [34]
Und hol ma mein Gspan. [35]

Aft kimmt dö schen Stund
Woi frisch, wan i kunnt
Stattn Jasagn stad
An Juchezer tat.

An Juchezer tat
Daß s an Pfarra vodraht,
Daß n Cantner [36] voriß
Und d Mößbuem umschmiß.

Aft kimmt dö schenst Stund,
Wos üns s hoamgehn vogunnt [37]
Ins Häusl am Roan,
Und aft san mar alloan! —

Grüeni Bam, warme Nöstal
An und an gats in Wald,
Tal schnabln dö Vögl
Und singan mit Gwalt.

Und wanns mar a and thuet
Und laßt ma koan Rueh, —
I drah mi nöt um und
Hab d Augn a nöt zue!

[1]) meint. [2]) eins am andern. [3]) gibt es. [4]) da. [5]) nur. [6]) so sehr. [7]) ei sieh. [8]) nun, so dreh dich eben um. [9]) halte. [10]) kaum. [11]) leugnest. [12]) jäh geschwind. [13]) nicht wahr? [14]) taub. [15]) seine. [16]), [17]) auch abgewendet. [18]) würde ich. [19]), [20]) inwendig, nahebei; der ganze Ausdruck: im Innersten meiner Seele. [21]) als. [22]) als wie. [23]) daß ich [24]) die „Trud und die Klag" legt sich nach dem alten Volksglauben-Schlafenden auf die Brust und beklemmt ihnen mit furchtbarem Druck den Athem. [25]) pfeift. [26]) kühn, übermütig. [27]) forderte den Herrgott heraus. [28]) lieb. [29]) werde ich. [30]) meinen. [31]) gewartet vgl. mhd. biten. [32]) darauf. [33]) den hochzeitlichen Rosmarinzweig. [34]) nehme die Miene an, wie sie einen frischen Hochzeiter ansteht. [35]) Gefährtin. [36]) Cantor. [37]) vergönnt.

Der Unrichtige.

(Eine Gerichtsverhandlung aus dem Berliner Vagabundenleben.)

Angeklagter, was sind Sie denn nun eigentlich? In den Voracten sind Sie einmal als Dachdeckerlehrling, dann wieder als Klempner und zuletzt als Schuhmacher bezeichnet. Der Vorsitzende des Schöffengerichts richtete diese Frage an den zwanzigjährigen Angeklagten Wilhelm Meister, einen lang in die Höhe geschossenen jungen Menschen, welcher durch seine zusammengesuchte Kleidung einen etwas komischen Eindruck machte. Er trug nämlich einen Rock nach Art der Jägerianer, der aber zweifellos früher einem viel kleineren Menschen gedient hatte, seine Füße steckten in grellrothen Parisern, und in seinen Händen hielt er ein stark defectes Exemplar einer Kürassiermütze. Er war des Bettelns beschuldigt. Angeklagter: Det stimmt Allens, ick bin det Allens jewesen, jetzt stimmt det aber nich mehr, denn ick bin nu bei'n merkantilen Handelsstand injetreten. — Vorsitzender: Was wollen Sie damit sagen? — Angeklagter: Ick bin Handelsmann jeworden. — Vorsitzender: Womit handeln Sie denn jetzt? — Angeklagter: Mit allerleihand, in Sommer mit Fliejenstecker, in Winter mit Pfeffermünzkuchen

un frische Waffeln, die ick austrudeln lasse. — Vorsitzender: Sie meinen wohl auswürfeln? — Angeklagter: Jawoll, über zwölwe jewinnt. — Vorsitzender: Wie kommt es denn, daß Sie, ein so junger Mensch, so häufig Ihren Beruf gewechselt haben? — Angeklagter: Ick denke mir, da jeht nischt drieber, wenn der Mensch wat jelernt hat. — Vorsitzender: Haben Sie denn eins von den drei Handwerken gelernt? — Angeklagter: Janz nich, mit die Meesters ist et heitzudage ooch nich ville mehr los, bei die Dachdeckerei wurde ick schwindelig, bei den Blechschuster kriegte ick mir die Frau bet Erzürnen, so dat ick zun'n Meester sagte, entweder sie jeht aus'n Hause, oder ick jehe, un da hat er jemeent, denn sollte ick man lieber jehn, un da bin ick denn jejangen. — Vorsitzender: Wie war es denn mit der Schusterei? — Det war noch ville mießer, so'n Knieriminalrath, der mir auslernen wollte, verlangte, det ick ihn det Sonntagmorjens bei't Kartoffelnbuddeln helfen sollte, un det konnte Wilhelm Meistern doch nich passen. Da habe ick mir denn uf't Handeln jelegt, wo ick noch mein Brot ehrlich mit verdiene. — Vorsitzender: Sie scheinen aber doch keine Seide dabei zu spinnen; Sie sind im Laufe des Sommers mehrmals obdachlos aufgegriffen und nach dem Molkenmarkte transportiert worden? — Angeklagter: Det is bloß Pikanterie von die Schutzleite jewesen, obdachlos bin ick nich jewesen, denn ick habe immer meine persönliche Wohnung jehabt. Ick habe blos manchmal det Abends in'n Dhierjarten een bisken jepennt, wenn ick meine Waffeln alle in Charlottenburg verkooft hatte. — Vorsitzender: Sie sind nun aber wegen Bettelns von Polizeiwegen in eine Geldstrafe von 3 Mark genommen worden, weshalb haben Sie denn hiergegen Widerspruch erhoben? — Angeklagter: Weil ick nich jebettelt habe. Ebenso jut müßte jeder Koofmann bestraft wer'n, der seine Kunden mahnen dhut. — Vorsitzender: Wie meinen Sie das? Ich verstehe den Vergleich nicht. — Angeklagter: Ick werde Ihnen det mal erzählen. Also ick sitze an denselbigten Abend uff'ne Banke, dichte bei'n jroßen Stern in'n Dhierjarten so'n Bisken, indem mir det Jeld un die Waffeln jerade ausjejangen waren. Mit eenem Male kriege ick een'n jungen Mann in't Oge, der mir noch en Jroschen schuldig war. Er hatte nämlich vor so'n Wochener viere bei mir in eene Kneipe in Charlottenburg jetrudelt, un e'n Jroschen verloren, und hatte bloß en Zehnmarkstück, un ick hatte jerade nich so ville Kleenjeld injestochen un der Wirt konnte ooch nich wechseln, woruff ick als jebildeter Jeschäftsmann denn sagte: Lassen Sie man sind, ick creditiere Ihnen bis zum nächsten Mal. Ick hatte ihn aber nich wieder jetroffen. Als er da nu so rankommen dhat, da dachte ick: der kommt mir jerade recht, un stehe uff und nehme den Hut ab bringe ihm den Jroschen in Erinnerung. — Vorsitzender: Aber, Angeklagter, wie können Sie uns dies Märchen aufbinden, der Herr, den Sie ansprachen, hat ja einen Schutzmann geholt, weil Sie ihn in ziemlich unverschämter Weise angebettelt hatten? — Angeklagter: Det war ja eben mein Pech, det det der Richtige nich war! Ick hatte mir verkiekt; et war schon en bisken dunkel und wat mein Waffelkunde war, der sah ihm so ähnlich, als wenn et Brieder wären. — Vorsitzender: Diese Ausrede ist das Stärkste, was mir bisher vorgekommen. — Die Verhandlung endete denn auch mit der Verurtheilung des Angeklagten. „Werkstatt.“

Wedanocht.

Stoansteirisch.

Mächt a wenk fensterln gehn,
Heint steht da Maun (Mond) sa schen,
Bul is er ah.
Däidn an zwor d Wulkan zua,
Oba mir geits ka Rua
S Herz is ma schwa.
D Luft is sa low (lau) und lind,
Gach zuckt da Wedawind,
S Nachtl is triab.
D Fiaß sein sa federlgring,
Daß ih wir a Reherl spring,
— Heint plogg mih d Liab.

D Liab wir a Vögerl is,
Bis j ba da Regerl is
Wischbelts ihr vor;
Hupft af an Aestl hin,
Baut a woachs Nestl in
Ihrn schworzn Hor.
D Wedanocht blitzt und scheint,
Wir ih mih gfrei af heint!
Wir ih mih fircht!
Hergoud, ih bitt Dih frei,
Hilf und behiat uns treu,
Daß heint nix gschiacht!

Bücher.

Aus dem Sturmgesang des Lebens. Gesammelte Dichtungen von Franz Keim. (Minden in Westfalen, J. C. C. Brun's Verlag. 1887.)

Zumeist nationale Lieder edelster Sorte begegnen uns in dieser Sammlung, die dem Großmeister deutscher Dichtung, Prof. Robert Hamerling in tiefster Verehrung gewidmet ist. Auch Liebe, Heimat, Familie und Kunst werden in schönen Klängen gefeiert. Kraft und Innigkeit, wie wir sie in Stefan Fadinger und Sulamith finden, sind die Merkmale dieser bunten Reihe von Poesieren, aus welcher hier einige Proben angeführt sein mögen.

Heimweh.

Kennt Ihr das Lied „Zu Straßburg auf der Schanz"?
Kennt Ihr das Lied vom armen Schweizerjungen,
Der, heimwehkrank, tief in den Rhein gesprungen?
Hier in der Fremde, hier versteh ich's ganz.

Nach Norden eilt der Wolken lust'ger Tanz,
Ich schau empor und hab' das Lied gesungen,
Allmächt'ges Heimweh hat mein Herz bezwungen,
Das fremde Meer glüht auf in fremdem Glanz.

Mein Herz steht still, das Auge wird mir feucht,
Ein einz'ger Sprung — ist Alles, wie mir däucht;
Wer denkt an mich in weiter, weiter Ferne?

Ein Sarg von blauem Marmor ist die Flut,
Ein Sterbemantel, weich und weit und gut,
Der Todtenkranz sind Sonne, Mond und Sterne.

Grillparzer's Geist.

Ja, Du bist todt! O bitt're Schicksalslaune!
Ein großes, reiches Leben lang verkannt,
Lebendig — ein Verschollener genannt,
Begraben unter'm Sturmstoß der Posaune.

Ich schäme mich, mein Vaterland, und staune,
Daß Du den besten Denker hast verbannt,
Bis er zum Greis ward, undankübermannt,
Ich schäme mich, mein Vaterland und staune.

Zu spät hast Du den Lorbeerkranz gereicht
Dem achtzigjähr'gen Haupte, weißgebleicht,
Er ist des Meisters Todtenkranz geworden.

Zu späte Ehre kränkt und kann ermorden;
O dreimal weh dem Land, von dem es heißt:
Es haßt die Größe und verdirbt den Geist.

Rath des weisen Meisterleins.

Mein Sohn, nimm meinen Segen!
Geh' in die Welt hinaus,
Und findest Du Collegen,
So wähl' sie weise aus.

Du magst, wie immer, heißen,
Magst gut sein oder schlecht,
Sie werden Dich zerreißen,
Du machst es keinem recht.

Was Du ersinnst mit Nöthen,
Erfanden sie schon längst,
Und keiner wird sich tödten,
Wenn Du Dich selbst erhängst.

Weh' Dir, wenn's Dich gelüstet
Hinauf in's Himmelreich,
Dann rufen sie entrüstet:
Das sieht dem Kerle gleich!

„Da Roanad." Eine Uebertragung des deutschen Thierepos in den niederösterreichischen Dialekt. Erster Theil. Grammatische Analyse des niederösterreichischen Dialektes. Von Dr. Hans Willibald Nagl. (Wien, 1886. Gerold.)

Ueber dieses eben erschienene, in seiner Art einzige Werk schreibt Prof. A. Schönbach unter Anderem:

Vielleicht ergeht es noch Manchem, der Dr. H. W. Nagl's „Roanad" zur Hand nimmt, wie mir: es überkommt ihn ein Gefühl der Befremdung, Roanad klingt so exotisch, und es dauert eine Weile, bis man damit vertraut wird, daß unter dieser ungewohnten Hülle der wohlbekannte Reinhart sich verbirgt, der oberdeutsche Zwillingsbruder des niederdeutschen Reineke Fuchs. Dr. Nagl hat das Epos Goethe's, welches die plattdeutsche Thiererzählung übersetzt, in den niederösterreichischen Dialekt übertragen. Oder vielmehr, er hat eine Bearbeitung, die dem Inhalte von Zeile zu Zeile folgt, in demjenigen der niederösterreichischen Unterdialekte vorgenommen, welcher ihm selbst von Kindheit an geläufig ist, dem von Neunkirchen, Viertel unter dem Wiener Wald. In dem vorliegenden Werke nun hat Dr. Nagl den sechsten Gesang seiner Uebersetzung mitgetheilt, eine Einleitung über die hauptsächlichsten Lautverhältnisse des Dialektes vorangestellt und den Text seines „Roanad" zur Grundlage einer überaus eingehenden grammatischen Analyse gemacht, eine Uebersicht dazu und reichliche Indices schließen das Buch ab. Dem Kronprinzen Rudolf, „dem thätigen Förderer der Kenntniß unseres Vaterlandes," ist das Ganze gewidmet. —

Zweifellos ist diese Uebersetzung, nach dem einen Gesange zu urtheilen, eine vortreffliche, ja eine bedeutende Leistung. Ohne daß dem Inhalte etwas abgebrochen wird (selbst die Zahl von 434 Hexametern bleibt bewahrt), bringt es Dr. Nagl doch zuwege, wirklich Alles nicht nur mit den Worten, sondern auch im Geiste der heimatlichen Mundart zu erzählen, die glatten, hochdeutschen Phrasen stets durch die kräftigen, eigenartigen Wendungen und Bilder des Dialektes zu ersetzen. —

Nur ein paar Verse aus der Rede König Nobel's, durch welche die Begnadigung Reinhart's verkündigt wird, seien als Probe hierher gesetzt. Bei Goethe heißt es:

„Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:
Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt; man dachte vor Kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimnis
Dargethan, dass ich ihm glaube und vollbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königin, meine Gemalin,
Sehr gebeten für ihn; so dass ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben: es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede.
Nun sei Allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reineken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen:

Dr. Nagl schreibt:

„Aften nimmt sih der Küni ein'n Rand und sagt oaner G'strenge:
Halt's Enk ruewih und losts's Enk sag'n da, Viecher und Vögel,
Arme und Reiche! Passt's amal auf hiezt, Große und Kloane,
Fürsten und Grafen und meine Hausleut' alle und Hofleut'.
Ih hab' 'n Roanad in meiner Macht; was ih thue, das is recht 'than.
's Henka war iehm zueg'urthelt; er zoagt sih aber a soda,
Dass ih iehm's glaub', er legt ein'n orndtlich'n Menschen an; hiezta
Bin ih iehm weiter nit Feind, — weg'n was, das woass ih schon selber.
Ah die Künigin hat für iehm g'redt; dafür siecht er von mir aus
Wieder a G'sicht! Mit Leib und mit Leb'n, mit Geld und mit Güeter.
Was 'hn halt g'hört, is er frei, uno ih nimm af a Reuchs mih um iehm an.
Mörkt's Enker's alle, wann in der oagna Haut Enk was d'ranliegt:
Dass's mehr 'hn ja fortan regardierts mit'n Weib und 'n Kindern.
Kümmt er Enk wo der well ünter, is's Tah oder is's in der Finster."

Außer der genauesten Vertrautheit mit der Mundart spricht darin auch eine sehr beachtenswerthe natürliche Begabung. Man darf hoffen, daß der günstige Eindruck erhöht werden würde, wenn wir die ganze Uebertragung zu lesen bekämen, und andererseits sind wir von der entschuldbaren Neugierde erfüllt, wie sich der Umdichter mit einer Anzahl heikler und schwieriger Stellen der übrigen Gesänge abfindet.

Doch legt ja der Verfasser auf seine Uebersetzung zunächst gar nicht das Hauptgewicht, sondern auf den grammatischen Commentar, welchen er dazu liefert.

An einzelne Worte und Formen nämlich, wie sie zufällig im Verlaufe der Uebersetzung vorkommen, knüpfen sich die bisweilen sehr ausführlichen grammatischen Erörterungen. So ist Alles in Stücke zerrissen, was zusammengehört, die Beugung der Hauptwörter oder Zeitwörter versplittert sich auf mehrere auseinander liegende Stellen, ja sogar die mannigfachen Bedeutungen desselben Dialektausdruckes werden an verschiedenen Plätzen behandelt. Dr. Nagl denkt sich Leser, welche durch zu viel Grammatik auf einmal ermüdet würden, allein auf andere als ernsthafte Theilnehmer darf das Buch ohnedies nicht zählen, und für sie wäre eine systematische Darstellung sicherlich erwünschter gewesen. Ueberschau und Blattweiser können diesem Mangel der Anordnung nicht abhelfen.

Helles Lob dagegen verdient der Inhalt des Gebotenen. Der Verfasser bescheidet sich in zweckmäßigster Weise, er will sich nur mit einer einzelnen Untermundart befassen. Das ist schon deshalb das richtige Verfahren, weil sich erst, wenn genaue Beschreibungen aller kleinen Dialekte durch exacte Beobachter vorhanden sind, darauf eine den heutigen Forderungen genügende wissenschaftliche Darstellung des Oesterreichischen, als eines Hauptastes vom bajuvarischen Stamme, gründen läßt. Dr. Nagl ist an eine schwere Aufgabe vollkommen geschult herangetreten —

Mit dem Reichthum an Stoff verbindet sich bei Dr. Nagl das Bestreben, auch den einfachsten Beobachtungen einen wissenschaftlichen Charakter zu verleihen, indem er sie vergleicht und unter einem höheren Gesichtspunkte zusammenfaßt.

Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1887.)

In diesem neuesten Werke des großen Novellisten treten uns Arm in Arm höchst liebenswürdig die Vorzüge und Schwächen des Erzählers vor Augen. Wieder die starke Frau und der weichmüthige, thatlose Mann. Aber die starke Frau — die Stiftsdame — eine höchst gediegene sittenstrenge Person, begeht einen verhängnisvollen Irrthum, indem sie plötzlich aus ihrer Familie davon- und einem Komödianten nachläuft, den sie sofort heiratet. Es ist eine unglückliche Ehe, und zwar in Gegenwart eines zweiten Mannes, der von unermeßlicher Liebe zur Frau erfüllt ist und den auch sie insgeheim liebt. Daß sie ihrem leichtsinnigen Mann treu

bleibt, versteht sich, und auch dann noch treu bleibt, als sie ihn haßt, von ihm getrennt lebt, und dem Geliebten ihres Herzens nachgezogen ist. Daß die Beiden, die einzig nur für einander fühlen, sich auch dann noch nicht nehmen, als der Gatte der Stiftsdame gestorben und kein Hindernis mehr wäre, das ist Heyse'sche Psychologie und Moral, die man vielleicht nach Romanregeln, nicht aber nach dem Leben verstehen kann. Des Weiteren ist das Werk durchaus bedeutend, das Schicksal der Stiftsdame höchst interessant und trotz des Außerordentlichen und scheinbar Widerstreitenden in ihrem Wesen und in ihrem Handeln nicht unmöglich. Von den vielen interessanten Menschen, die uns vorgeführt werden, ist der Gatte der Stiftsdame, der Schauspieler, am meisterhaftesten gezeichnet, der Geliebte derselben aber, ein junger Geistlicher, der auch zu den Schauspielern geht und die ganze Geschichte in der Ichform erzählt, der unbedeutenste. Das Buch ist geeignet, oberflächliche Leser zu unterhalten und ernster geartete Naturen zu tieferem Nachdenken anzuregen, es wird also einen großen Lesekreis finden und von verschiedenen Standpunkten aus beurtheilt werden. Uns hat es viele Anregung aber wenig Befriedigung gewährt.

M.

Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Große von H. A. Altona. (Verlag von J. v. Groningen in Annaberg.)

Eine Geschichte, die in keine Kunstform zu passen scheint. Sie trägt zwar das Gewand einer Thierfabel, aber sie ist offenbar — zehn Druckbogen lang — für dieses Kleid zu umfangreich gerathen. Der Leser kommt sofort darauf, daß im Regenwurm, der an und für sich zu einer Büchertischzierde zu wenig appetitlich ist, menschliche Verhältnisse und Charaktere carikiert werden. Mit dieser Erkenntnis ist das Interesse am Regenwurm, mit dem Interesse am Helden auch das Interesse am Buche selbst geschwunden und das Facit ist, daß dem Leser das Buch um genau neun Bogen zu lang erscheint. Es ist nicht ohne Geist und Witz geschrieben, aber — „verlorene Liebesmüh."

—tt—

Werkstücke zum Aufbau des Arbeitsunterrichtes. Gesammelte Vorträge und Aufsätze über die Erziehung der Jugend zur Arbeit von Dr. phil. Woldemar Götze. (Leipzig, Heinr. Matthes.)

Aus diesem Buche erfahren wir, wie weit die Erziehung der Jugend zur praktischen Arbeit bereits gediehen ist und gewinnen einen interessanten Einblick in den gegenwärtigen Stand des Handfertigkeitsunterrichtes in Deutschland. Das Buch enthält bedeutsame Winke für den Jugendbildner.

— tt—

Collection Verne. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.

Die Verlagsbuchhandlung A. Hartleben veröffentlicht soeben eine, einstweilen auf zehn Bände berechnete, volksthümliche Sammlung der ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Romane Jules Vernes zu dem billigen Preise von fünfzig Kreuzer per Band. Bei der großen Beliebtheit dieses Schriftstellers in allen Schichten der Bevölkerung, sowie mit Rücksicht auf den erwähnten billigen Preis der Sammlung, glauben wir dem Unternehmer einen gewiß günstigen Erfolg vorhersagen zu können und dürfte durch einen solchen die Verlagsbuchhandlung wohl in die Lage versetzt werden, der ersten alsbald weitere Collectionen der übrigen Romane dieses Autors folgen zu lassen. Die Ausstattung der einzelnen Bände ist eine durchaus tadellose und steht zu dem Preise derselben in fast gar keinem Verhältnis.

Gust. Andr. Ressel.

Grüß Gott! Diesen schönen Gruß hat sich eine neue, von Jos. Ambros herausgegebene Jugendschrift (Wien. A. Pichlers Witwe & Söhne) als Titel ausgewählt. Grüß Gott! das ist in der That ein Programm. Es drückt nebst dem sittlich religiösen Sinn das treuherzige Verhältnis aus, in welches sich die Zeitschreift zur Jugend stellt. Die bisher angekommenen Hefte des monatlich zweimal erscheinenden „Grüß Gott" haben des Unterhaltenden und Belehrenden in Fülle und wir glauben, daß dieses Blatt bald ein Liebling der leselustigen Jugend werden wird. Wir hoffen, daß die Redaction dem leichten, flatterhaften Sinn der Kinder nicht zu viele Concessionen machen, sondern stets bestrebt sein wird, auch Ernst und tieferen Gehalt in die Schrift zu legen, damit sie als Volksbuch von dauerndem Werte sei. Die ersten Hefte versprechen es.

R.

Allein. Gedichte von Karl Poll. (Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung 1886.)

Den poesiereichsten Zug der vorliegenden Gedichtsammlung finden wir gleich auf dem ersten Blatte: „Seiner theueren Mutter der Verfasser." Dem Inhalte nach theilt sich das Buch in vier Gruppen ein: Erzählungen, Bilder, „Verenike" und Allein. Wer noch poetisch genug ist, sich mit Poesie abzugeben, dem wird Poll's

„Allein" eine lautere Freude bereiten. Uns gefielen besonders die Bilder aus der Bibel, welche abermals Zeugnis davon geben, wie unerschöpflich das Buch der Bücher an dichterischen Schönheiten ist; dieselben sind tiefdurchdacht und von wahrer Lebensweisheit durchwoben; — eine Perle unter ihnen ist „Rachel," worin das Mutterglück eine schöne Darstellung findet. Echt dichterischer Schwung liegt in dem Sonette „Allein!" — welches wir hier als Probe vorführen wollen:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Goethe.

Allein! allein! Dies ganze Weh zu fassen —
Wer's nie empfunden hat, vermag's wohl nimmer!
Als schwände selbst der Sonne heller Schimmer,
Beginnen Lust und Freude zu verblassen.

Ein Dasein ist's, das, ohne Lieb' und Hassen,
Noch kaum des Lebens Abglanz ist und Flimmer,
Und einsam, wie auf weitem Meer der Schwimmer,
Fühlst Du von Gott und Menschen Dich verlassen.

Wohl Dir, wenn das Gedenken schöner Zeiten
Dir Kraft verleiht, die Gegenwart zu tragen,
Und nicht des Vorwurfs Qualen Dich geleiten.

Es käme sonst der Augenblick, zu fragen,
Ob's besser nicht, ein Ende zu bereiten,
Und, willensstark, dem Leben zu entsagen.

Fr. Goldhann.

St. Georg von Zwettl, von Dr. Edmund Wengraf. (Wien. M. Gottliebs Buchhandlung. 1887.)

Inhalt dieser Schrift ist die Beweisführung, „daß in unserem Vaterlande kein Mensch lebt, der die Sache des deutschen Volkes in Oesterreich so tief und nachhaltig geschädigt hätte, wie der Herr Abgeordnete Georg Ritter v. Schönerer; daß dieser Mann kein höheres Interesse, als dasjenige seiner persönlichen Eitelkeit kenne; und daß er in seiner maßlosen Selbstvergötterung und seinem blinden Hasse gegen Alle, die nicht an seine eingebildete Größe glauben, selbst dort, wo er gute und vernünftige Neuerungen anstrebt, deren Verwirklichung muthwillig behindere, indem er klügere und tüchtigere, den gleichen Zielen zustrebende Männer mit den schlimmsten und verwerflichsten Waffen bekämpfe." — Wie diese Beweisführung gelungen ist, davon möge sich der Leser selbst überzeugen.

V.

Das Duell vor dem Forum der Vernunft. Von Dr. C. Helfer. (Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 1887.)

Das Duellprincip, wie es als Zeichen einer verwilderten Zeitrichtung heute wieder auf der Oberfläche steht, wird Keinen gleichgiltig lassen, man mag nun für oder wider dasselbe sein. Ich bin bisher ein Gegner des Duells, ich halte das Duell für schlecht und dumm, in seinen harmloseren Abarten für kindisch und lächerlich. Nun möchte ich aber — falls ich Unrecht habe — mich gerne eines Besseren belehren lassen. Ich wünschte daher, daß ein Duellfreund diese oben angeführte Schrift lesen und sie mit Gewissenhaftigkeit, Vernunft und Scharfsinn Punkt für Punkt widerlegen möchte. Gelingt ihm das, dann will ich mich belehren. Es wird aber nicht möglich sein, denn die Vernunft steht auf Seite der Duellgegner, gegen die Vernunft mag man poltern, höhnen und Phrasen dreschen wie man will — die Vernunft bleibt unverrückbar. Und von dieser wird dem Duell jeglicher Glanz ausgeblasen, womit es sich zu rechtfertigen und zu schmücken sucht. Wer es logisch und geistvoll und mit der Wärme sittlicher Ueberzeugung bewiesen sehen will, daß dem so ist, der lese Dr. Helfers Schrift: „Das Duell von dem Forum der Vernunft."

R.

Eine Ueberraschung bereitet die „Illustrierte Frauenzeitung" (Berlin, Franz Lipperheide) ihren Abonnenten durch die bedeutende Erweiterung, welche das Blatt — jetzt wöchentlich erscheinend — unter seinem neuen Titel: „Die illustrierte Zeit" erfahren hat. Der Titel ist charakteristisch gewählt, denn die hervorragenden Zeitereignisse aus aller Welt vorzuführen, hat das Blatt sich zur Aufgabe gestellt.

Dem Heimgarten soeben zugegangen:

Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Von Dr. Alwin Schultz. (Prag. F. Tempsky. Bis zur 12. Lieferung erschienen.)

Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grasberger. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1887.)

Es werde Licht! Historischer Roman von Anton Ohorn. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1886.)

Auf treuer deutscher Wacht. Eine Erzählung aus dem nationalen Leben der Deutschböhmen von Wolfgang Schild. (Leipzig. Oskar Leiner.) Das Werk, in sechzehn Lieferungen herausgegeben, ist nun vollständig erschienen.

Dissonanzen. Zwei Novellen von E. Vollbrecht. (Weimar. A. Krüger. 1887.)

Etiquette. Eine Rococo-Arabeske von Ossip Schubin. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1887.)

Neue Lieder und Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Leopold Hörmann. (Großenhain in Sachsen. Baumert & Ronge.)

Dichtungen von Edward Samhaber. (Laibach. J. v. Kleinmayer & F. Bamberg. 1887.)

Glück auf, Bulgaria! Zwei Zeitgedichte von Uli Schanz. (Aus einem größeren Liedercyklus: „Ein Sommer in Marienbad.“ (Leipzig, Bruckner & Niemann.)

Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark von Aurelius Polzer (Erich Fels). (J. F. Richter. 1887.)

Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Von Waldemar Sonntag. (Halle a. d. S. Otto Hendel. 1886.)

Postkarten des Heimgarten.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

O. O., Wien: Wenn jüngst ein geistreicher Plauderer, der selbst Dichter ist, behauptet hat: „Sobald man einen Dichter verreiße, so kränke man nur einen Einzigen, wenn man ihn lobe, so kränke man Viele, nämlich die meisten seiner Collegen,“ so ist zu fragen, in welchen Kreisen jener Mann diese Menschenkenntnis erworben habe? Dem wahren Poeten muß und wird das Gefühl des Neides fremd sein, zum mindesten wird er desselben leicht Herr werden.

E. R., Danzig: Ihren Kreuzzug gegen die deutsche (die Fractur) Schrift machen wir nicht mit. Sie rufen „alle deutschgesinnten Männer“ auf zu diesem Kampf gegen die deutsche Schrift!

P. M. P., Dresden: Bestrebungen, wie naturgemäße Lebensweise, Landaufenthalt, Obstgenuß u. s. w., sind in diesem Blatte seit jeher unterstützt worden.

M. v. Sch., Wien: Die Menschen werden aufeinander von Tag zu Tag härter. Was ist das?

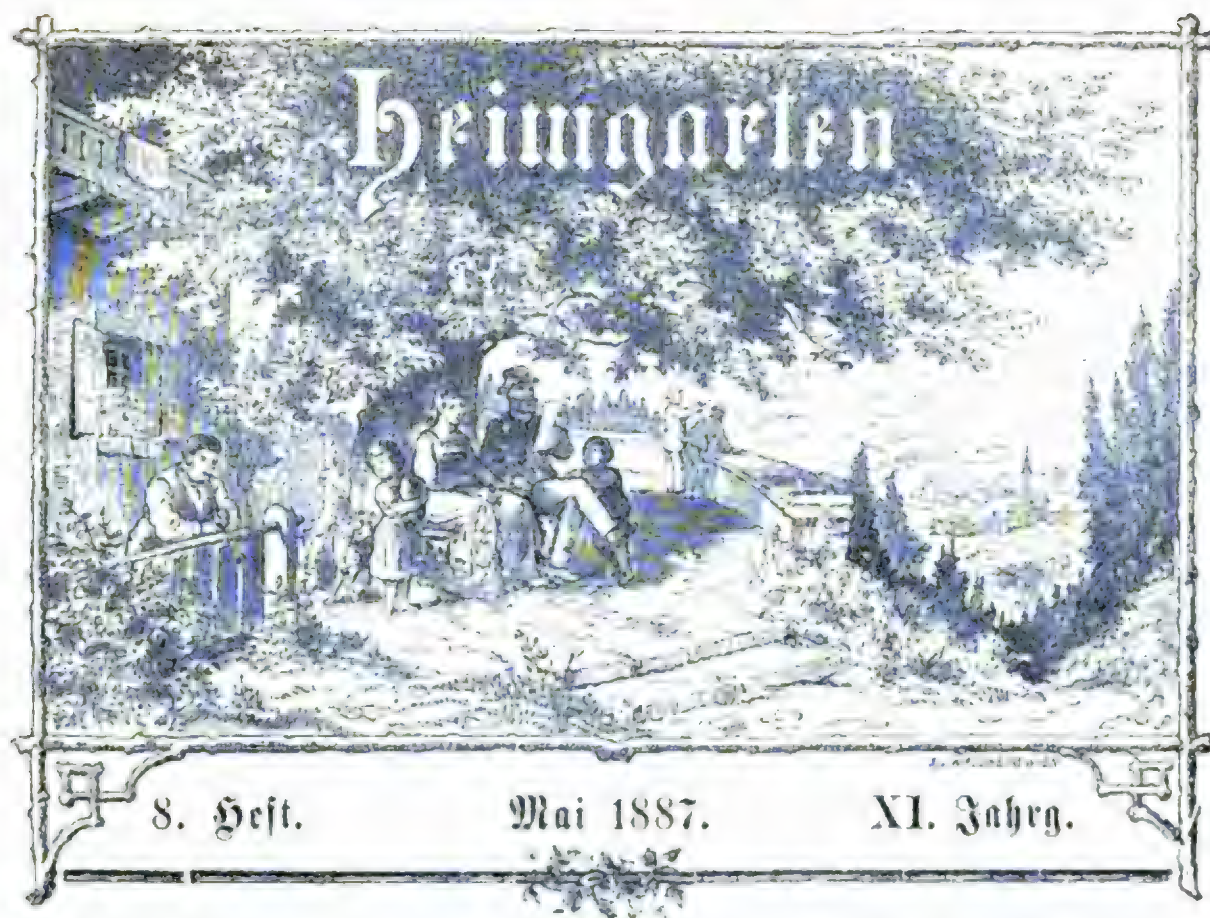
A. W., Marburg: Es ist ganz überflüssig, den Leuten gesetzlich das Heiraten verbieten zu wollen. Es will ohnehin Niemand mehr heiraten. Die Ehelosigkeit kommt billiger, wenigstens dem — Vater; dem Staate freilich nicht.

J. S., Wien: Der Winkeldoctor (Baurn-Dozt) ist bereits in „Tannenharz und Fichtennadeln“ (Graz, Leykam) gedruckt.

R., Mödling: Ihren Wünschen dürfte „Brümmer's Lexikon deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts“ (Ph. Reklam, Leipzig) oder: „Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart von Franz Bornmüller“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) am nächsten kommen.

M. O. L., Berlin: Jenes Blatt hat den Namen des betreffenden Schriftstellers ohne Wissen und Willen des Letzteren in die Liste seiner Mitarbeiter aufgenommen. Daß das Publikum auf diese Weise gefoppt wird, ist nichts Neues.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VII.

Zehn Jahre im Süden.

Die Vortheile, die ich mir von der Versetzung nach dem Süden versprechen durfte, blieben nicht aus. Aber sie wurden, wie sich in der Folge herausstellte, theuer erkauft. Für mein äußeres Glück und Behagen als Mensch bedeutete der neue Aufenthalt und die neue Lebensstellung keine sonderlich günstige Wendung.

Bald nach meiner im April 1855 erfolgten Uebersiedlung und dem Antritte des Lehramts brach in Triest die Cholera aus; nicht in dem mäßigen Grade, wie sie seither ein paar mal an der Adria spukte, sondern als eine der bedeutendsten Epidemien, welche die Hafenstadt erlebte.

Es war nicht angenehm, in der engen, käseduftigen Via Cavana einem Tischler gegenüber zu wohnen, der fleißig Särge zimmerte. Einer meiner Collegen am Gymnasium wurde in den ersten Tagen der Seuche von derselben ergriffen und hingerafft.

Zufällig hatten bei mir schon in den ersten Wochen meines Triester Aufenthaltes, noch vor dem Auftreten der Seuche, sich die ersten Anzeichen eines Leidens eingestellt, das mit einer Hartnäckigkeit, von der es wenige Beispiele geben dürfte, abgesehen von einer mäßigen Erleichterung in der Zeit von 1870 bis 1880, den Charakter meines leiblichen Befindens bis auf den heutigen Tag bestimmte. Nie sonderlich gesund und kräftig, war ich doch auch kein Schwächling und niemals ernstlich

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März.

krank gewesen, und meine zeitweiligen Beschwerden hatten sich meist auf rheumatische Anfälle beschränkt, für welche sich durch Umstände meines kindlichen Alters eine frühe Geneigtheit bei mir entwickelt hatte. Von meinem Verdauungssystem setzte ich voraus, daß es, in der Kindheit an Widerstand gegen bedenkliche Einflüsse gewöhnt, sich in einem guten, in einem, so zu sagen, abgehärteten Zustande befinde. Jetzt aber kündigte ohne denkbare Ursache sich ein Uebel an, dessen frühestes Symptom eine Art von Wasserspeien war. Andere Erscheinungen traten hinzu, die nach Ausbruch der Cholera meine Lage zu einer beunruhigenden und peinlichen machten. Ich erinnere mich unheildrohender Momente, insbesondere schlafloser Nächte, wo es des ganzen Aufwandes vorhandener geistiger und moralischer Kraft bedurfte, um seiner selbst und seiner Stimmung Herr zu werden. Jeder, auch der Gesunde, hat in Zeiten größerer Epidemien Anfälle plötzlichen Unwohlseins, krankhafte Stimmungen — nicht mit bloßen Angstanfällen zu verwechseln — von denen man glaubt, daß sie Vorboten des Schlimmsten sein müssen, bis man durch Erfahrung belehrt ist, daß sie doch meist ohne weitere Folgen vorübergehen. So mancher meiner Collegen wußte davon zu erzählen. Einer derselben, Professor A. Racheli, verdienstvoller Herausgeber einer Biblioteca italiana, Lehrer der italienischen Sprache und Literatur am Gymnasium, sagte mir eines Morgens, er sei in der Nacht plötzlich von einem eigenthümlichen, nie früher erlebten Uebelbefinden mit krankhafter Stimmung der schlimmsten Art befallen worden; da habe er nach seinem Dante gegriffen, habe mit aller Geistes- und Willenskraft sich an diesen „angeklammert", seine Gedanken auf die Verse des geliebten Poeten vereinigt, und es sei ihm so wirklich gelungen, aus dem bedrohlichsten Zustande sich aufzuraffen. Mich selbst versuchte ein College in böser Stunde mit einem ähnlichen Mittel aufzurichten. Ich hatte mich im Gymnasium krank melden müssen und hütete das Zimmer. Da trat besagter College, Mathematiker und Physiker von Fach, bei mir ein und richtete an mich in eindringlicher Weise folgenden Zuspruch: „Denken Sie, lieber College, nicht weiter an Ihren Zustand; denken Sie einzig an das, was ich Ihnen jetzt vortragen und erklären werde. Ein interessantes Capitel aus der höheren Physik wird Ihre Aufmerksamkeit von dem Uebel ablenken und Sie werden sich bald genesen sehen." Damit legte er eine kleine Schiefertafel auf den Tisch, zog einen Stift hervor und schickte sich an, seine gelehrte Erörterung zu beginnen. Halb gerührt, halb erheitert, dankte ich dem freundlichen Helfer für seine wohlmeinende Absicht, versicherte aber, mich schon besser zu fühlen und einer gewaltsamen Ablenkung meiner Gedanken nicht mehr zu bedürfen.

Das Schuljahr dauerte zu jener Zeit in Triest bis zum ersten September; ausnahmsweise wurde es diesmal, mit Rücksicht auf die Seuche, nach Eintritt der heißesten Jahreszeit geschlossen. Es waren nur noch die Maturitäts-Prüfungen am Gymnasium abzuhalten. Die herrschende tropische Hitze, die Abgespanntheit in den Zügen der Glieder des Lehrkörpers, die auf den Gesichtern der Prüflinge sich spiegelnde Durchfallsangst, das Alles drückte diesen angestrengten Prüfungstagen ein unbehagliches Gepräge auf. Das Unbehagliche der Lage wurde auch dadurch nicht sonderlich gemildert, daß der wackere alte Schulrath Koren, der bei den Prüfungen den Vorsitz führte, uns Professoren gegenüber immer wieder auf die Versicherung zurückkam, daß er sich durch die herrschende Cholera nicht im Geringsten abhalten lasse, allabendlich seinen gewohnten, erfrischenden Gurkensalat zu verzehren.

Am Tage nach Schluß der Prü-

sungen brachte ein Postwagen mich und meine Mutter langsam über die Höhe von Opčina nordwärts. Ich athmete erleichtert auf, als ich den unheimlichen Dunstkreis der Stadt hinter mir zu haben glaubte, bis drei schwarze Särge, die vor dem Kirchlein eines kleinen Ortes auf dem Karst nebeneinander standen, mich auf den Gedanken brachten, der besagte Dunstkreis möge sich wohl noch etwas weiter erstrecken...

Blaß, matt, elend kam ich in Graz, meinem Reiseziele, an, und das Leiden, das in letzter Zeit von mir Besitz genommen hatte, trotzte auch den frischeren Lüften der grünen Steiermark.

Inzwischen ließ die Seuche in Triest nach, und als ich zum Beginn des neuen Schuljahres dahin zurückkehrte, galt sie für erloschen. Aber wenige Tage nach meiner Ankunft warf eine ernstliche Verschlimmerung meines Befindens mich auf's Krankenlager, das ich vierzehn Tage lang zu hüten gezwungen war.

Unter so trüben Umständen gieng mein erstes Triester Jahr dahin. Von einem wirklichen Fortschritte auf meiner Bahn, von einer Annäherung an die Ziele, denen ich nachstrebte, hatte keine Rede sein können.

Triest mißfiel mir trotzdem keineswegs. Aber theils in meinen Gesundheitsumständen, theils in den Verhältnissen der Hafen- und Handelsstadt lag es begründet, daß ich mich persönlich vereinsamt fand. Einen Ersatz für entsprechenden geselligen Verkehr boten indes die vier Theater Triests, mit einer meist vorzüglichen italienischen Opern- und Balletsaison im Winter, ebenso gewähltem italienischem Schauspiel, einer deutschen Saison von Possen und Operetten, manchmal auch französischem Schauspiel. Der freie Mitgenuß alles dessen was Triest in theatralischer, musikalischer, überhaupt künstlerischer Beziehung bot, ergab sich für mich aus einer persönlichen Bekanntschaft mit dem damaligen Redacteur der Triester Zeitung, Dr. F. C. Pipitz, dem Verfasser der „Memoiren eines Apostaten“ und einer „Geschichte Mirabeaus,“ woraus sich ein Verhältnis zur Triester Zeitung selbst entsponnen hatte, für welche ich nunmehr über Theater, Concerte u. s. w. Berichte lieferte.

Im folgenden Jahre (1856) veröffentlichte ich in unserem Gymnasial-Programm „Proben aus einer Uebersetzung von Dschamis Beharistan.“

Meinen Ferienaufenthalt nahm ich für eben dies Jahr in Venedig. Was ich von Erlebnissen in der Lagunenstadt — wohin ich auch später wiederholt mich wendete — zu berichten hatte, ist niedergelegt in einer Studie, welche das Februarheft des „Heimgarten“ vom Jahre 1884 brachte, und welche dann auch in meine gesammelte „Prosa“ übergieng. Ihre eigentliche Stelle wäre im Zusammenhang dieser Bekenntnisse. Auch in „Sinnen und Minnen“ sind nicht wenige Blätter venezianischen und norditalischen Eindrücken gewidmet.

Ein so andachtsvoller und eifriger Kirchenbesucher bin ich niemals im Leben gewesen, wie zu jener Zeit in Venedig. Aber das Erbauungsbuch in meiner Hand, das mich auf meinen täglichen Kirchgängen begleitete, war ein dickleibiges Exemplar des besten „Guida di Venezia,“ durchschossen mit weißen Blättern, auf welchen ich an Ort und Stelle meine stenographierten Notizen und Bemerkungen eintrug. Dabei las und studierte ich mit Eifer Kunstgeschichtliches, insbesondere Selvaticos schönes und gründliches Hauptwerk über „Bau- und Bildhauerkunst in Venedig.“ Aber die Lagunenstadt hatte auch sonst etwas Anheimelndes für mich. Der Marcusplatz, die traulich-engen, aber mit jedem Schritt einen neuen Prospect entrollenden Gassen der Merceria, der Frezzeria u. s. w. boten namentlich bei abendlicher Beleuchtung einen eigenthümlichen Reiz,

der zu behaglichem Umherschlendern und zu beständiger Wiederkehr verlockte. Im milden, weichen Sciroccohauch entwickelte bei solchen Wanderungen für den Zauber des Schönen sich eine doppelt rege Empfänglichkeit. Ich fühle in der Erinnerung mich noch heute so heimisch in dem weitgedehnten Venedig, wie kaum in den Orten, an welchen ich Jahrzehnte meines Lebens zugebracht. Ich kannte sie alle, die stillen Gassen und Gäßchen, Plätze und Plätzchen, Canäle und Canälchen, Brücken und Brückchen Venedigs, nicht am wenigsten aber die traulichen Winkel und Ecken, in welchen die zahlreichen venezianischen Bücherkrämer ihre Läden und Auslagen im Freien hatten.

Im October unternahm ich einen Ausflug nach Padua, Vicenza, Verona, und dachte denselben noch weiter fortzusetzen; aber in dem Augenblicke, als ich zu Verona mich auf den Bahnhof verfügen wollte, um nach Mantua zu gehen, nöthigte mich ein plötzlich gesteigertes, ernstliches Unwohlsein, den Rückweg nach Venedig einzuschlagen.

Mein Zustand hatte sich im Wesentlichen gegen das Vorjahr nicht gebessert; nun gestaltete er sich so, daß ich viele Wochen lang fast ganz in's Zimmer gebannt blieb. Als ich im November mein Lehramt wieder antreten sollte, sah ich mich genöthigt, um Urlaub anzusuchen. Ein kleiner Spaziergang in der Mittagssonne auf dem Marcusplatz, in dessen unmittelbarer Nähe meine Wohnung (in der Calle larga a San Marco) lag, war nun das Aeußerste, was ich mir an besonders günstigen Tagen erlauben durfte.

Aber die Epoche der Zurückgezogenheit und unfreiwilligen Muße war Beschäftigungen sehr förderlich, die ich jetzt aufnahm und mit so regem Eifer betrieb, als mein Befinden es zuließ. Die eine dieser Beschäftigungen war das Studium des mir überaus wert gewordenen persischen Dichters Dschelaleddin Rumi in der Ursprache; die andere das endliche Ausgestalten des dichterischen Entwurfes meiner „Venus im Exil."

„Zieh hin, ein heiliger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!"

Mit diesen Versen, die aus meiner frühesten Jugend stammen, und die ich der „Venus im Exil" als Motto vorsetzte, kennzeichnete ich, was ich als meine poetische Sendung erkannte. Das Werk ist von bescheidenem Umfang; aber es enthält das Wesentliche meiner ganzen Weltanschauung, das Programm meines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiet. Es ist hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur, unversöhnliche Gegensätze seien. Das Ideale sollte aufgezeigt werden als das was anzustreben, aber nicht dadurch zu erreichen ist, daß man vom Anbeginn das Natürliche und Wirkliche von sich stößt und mißachtet, die Natur als einen „Sündenfall," als einen Abfall vom Geiste und der Idee betrachtet.

In meinem Wesen lag von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen — nicht in feindlichem Widerstreit des einen gegen den andern, sondern in wirklicher Harmonie: woran nur solche zweifeln konnten, welche für „unklar" an und für sich und in mir hielten, was zufällig ihnen unklar blieb. Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Ueberirdischen, losgetrennt vom Irdischen, war ich nicht geschaffen; das rein und echt Menschliche, das geistverklärte, aber lebendige, blutwarme Dasein erschien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur vorübergehend — in sich zu verkörpern. Daß diese Verkörperung eben nur eine vorübergehende, eine hinfällige, und

überdies eine seltene ist — läßt den stimmungsvollen Klagen der Lyriker über den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit trotz des Gesagten noch immer ein volles Maß von Berechtigung. Auch rechtfertigt diese Beschränktheit des Irdischen es vollkommen, daß der Stufengang des unendlichen menschlichen Sehnens und Strebens von den nur flüchtigen, hinfälligen Verkörperungen des Ideals sich zu immer Höherem erhebt, bis zu einem wenigstens in poetischem Sinne Unendlichen: nur daß dies Unendliche doch eben auch wieder als ein Wirkliches, nicht als ein bloßer abstracter Begriff zu fassen ist.

Wer eine Bürgschaft dafür verlangt, daß ich mein jugendliches Empfinden nicht etwa jetzt anders deute als es war, der lese das Geleitswort, mit welchem ich seinerzeit die ersten Proben aus „Venus im Exil" im „Sangesgruß von der Adria" eingeführt habe. Es lautet:

„Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der „Frau Venus", „Loreley", „Waldfrau" u. dergl., vertritt aber zugleich die Reaction des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin und möchte diese aus einer „Teufelin", aus einer verlockenden Göttin der (bloßen) Sinnlichkeit, was sie im Alterthume nicht war und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich-geistiger Harmonie.

Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höheren Alterthums zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch Eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein und derselbe Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Diese Göttin nun lockt den Helden unserer Dichtung, welchen der Schmerz der creatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem einseitig-spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen — und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt aber von Allem ist die Liebe, deren Zauber seinem jugendlichen Sehnen ein Unendliches vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. An's Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücks vollendet, doch der menschliche Geist ist zu noch Höherem berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus und eröffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen, er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung von Geist und Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein creatürliches Leben gleich einem Traumbilde, er fühlt sich theilhabend am Allleben, Allbewußtsein und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger eine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in sei-

nem Verlaufe sich darstellen will." —

Sollte nach dieser Inhaltsangabe es doch auch wieder Manchem scheinen, als ob jenes „Unendliche" auf eine leere Allgemeinheit hinausliefe, so erinnere ich an das zuvor Gesagte: das Allgemeine, „Unendliche" muß hier in poetischem, nicht in abstractem Sinne genommen werden. Man übersehe nicht, daß der Aufschwung vom Theil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereiche des Wirklichen bleibt, daß die Rede ist von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzustrebenden wirklichen Reiche des Schönen, der „Versöhnung von Geist und Materie auf Erden". Auch was ich „Allwille," „Allleben" nenne, ist mir etwas Wirkliches.

Ueber mein Verhältnis zu dem, was sich aus dem „Weltschmerz" jener Epoche seither zum „Pessimismus" entwickelt hat, gibt die „Venus im Exil" gegen den Schluß hin eine entscheidende, bündige Auskunft, auf welche ich nicht oft genug verweisen kann:

„So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz des Erdenstrebens, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt in's All gewendet,
Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
Der hold mich lockt wie in der Liebe Schoß,
Und labend aus verborgnen Geistestiefen
Hervorquillt, vom Verstande nicht begriffen.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht; gewiß nur ist mir Eins:
In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Los des Lebens willigt,
Und dieses irdische Geschicke billigt.

Unleugbar ist, und nicht hinwegzuscherzen
Des Lebens Qual, in der die Seele brennt;
Doch ist unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt.
Sophismen sind, was sonst als Trost in Schmerzen
Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt.
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnisvoll des Räthsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Creaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
Wer sich durch ihn, ob Leid ob Lust ihm quille,
Gekettet fühlt an's All mit Liebesbanden,
Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geschicke!"

Schlagender werde ich meine Anschauung in dieser Beziehung niemals ausdrücken können, als es in diesen Strophen meines Erstlingswerkes vor 30 Jahren geschehen ist.

Daß der lyrische Ausdruck einer gewissen Sehnsucht nach Ruhe, selbst nach ewiger, namentlich für vielgeprüfte Menschenkinder, etwas Erklärliches ist und keineswegs nothwendig eine pessimistische Grundstimmung und Weltanschauung voraussetzt, sollte nicht weniger einleuchtend sein, als daß Lust und Leid im Gemüthe des Menschen wechselt. Aber selbst wenn es wahr, daß in alle Lust ein Tropfen Leid sich mischt, besagt dies noch lange nicht, daß das Leid in dieser Mischung immer überwiegen muß. So habe auch ich als Lyriker neben der ewigen Daseinslust so manchesmal der Sehnsucht nach Ruhe, der „Todeslust" Gerechtigkeit widerfahren lassen. Läge darin ein Widerspruch — bei welchem Dichter fände dieser Widerspruch sich nicht? Ich halte beide Stimmungen für natürlich und für gerechtfertigt: ich halte sie sogar für verträglich mit einander.

Als Beleg für meinen Pessimismus wird oft jenes kleine Gedicht citiert:

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee:
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh!"
u. s. f.

Nun ja! Der ewige Schnee bedeckt den Berg, er belastet ihn; aber seine innern Tiefen füllt er doch nicht aus — er läßt da sogar Raum für manchen gold'nen Schacht. — Und bleibt es nicht immerhin auch ein Trost für den Berg, daß sein ewiger Schnee unter dem Strahl des kommenden und scheidenden Lichtes sich in Gold und Purpur, in Perlen und Diamanten verwandelt?

Schon durch die Rolle, welche von jeher der Cult des Schönen in meinem Gemüth und in meinen Dichtungen spielte, war eine blasierte, grämliche Abkehr von der Welt und dem Leben ausgeschlossen.

Wer die Welt schön findet, der kann sie nicht hassen, kann nicht das Dasein in ihr als ein unter allen Umständen wertloses, verächtliches betrachten.

Ich verweile etwas lange bei dem Ideengehalt meines Erstlingswerkes; aber manches Spätere wird dadurch leichter verständlich werden.

Man hatte mir Urlaub bis zum Schlusse des ersten Semesters bewilligt und so blieben, nachdem mein Befinden sich etwas gebessert, noch ein paar Wochen, dem Treiben des venetianischen Carnevals meine Aufmerksamkeit zuzuwenden und jenen beschaulichen Antheil daran zu nehmen, den ich in den erwähnten „Erinnerungen an Venedig" geschildert habe.

Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, ließ ich es mir vor Allem angelegen sein, einen Verleger zu suchen für das fertig mitgebrachte Manuscript der „Venus im Exil."

Jeder junge Poet hält das Werk, mit welchem er in die Welt treten will, für etwas sehr Merkwürdiges, für etwas, das bei Allen, welchen es vor Augen kommt, mehr oder weniger Aufsehen erregen muß, und ist sehr erstaunt über das unendliche Phlegma, mit welchem das Erzeugnis seiner Begeisterung erst von den Verlegern, dann von den Kritikern und endlich vom Publikum angesehen, oder vielmehr nicht angesehen wird. So war denn auch meine Verdutztheit keine geringe, als der Leipziger Verleger ersten Ranges, dem ich die „Venus" zuwenden wollte, meine Sendung anstatt mit Ausdrücken der Ueberraschung und des Dankes, mit einer höflichen Ablehnung erwiderte.

Als das Beschämende des ersten Eindrucks dieser Erfahrung überwunden war, faßte ich den Entschluß, erst eine kleinere Probe meines dichterischen Bestrebens auf eigene Kosten in die Welt zu senden. So trat im Sommer 1857 ein niedliches Büchlein in Sedezformat, vier Druckbogen stark, unter dem Titel „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria" in der F. H. Schimpff'schen Buchhandlung zu Triest an's Licht. Es enthielt eine Anzahl lyrischer Gedichte, von welchen die meisten später in die Sammlung „Sinnen und Minnen" übergiengen und Proben aus „Venus im Exil".

Spät genug war nunmehr der Schritt in die Oeffentlichkeit vollzogen. Die unerläßlichen Bemühungen zur Gründung einer äußeren Lebensstellung, die ernste Gesundheitsstörung der letzten Jahre bei keineswegs leichten Berufspflichten, und schließlich die Schwierigkeiten, auf die ich bei der Suche nach einem Verleger gestoßen war, erklären hinlänglich diese Verzögerung.

Aber auch bescheidener ist kaum je ein Poet zuerst in die Oeffentlichkeit getreten, als ich mit meinen vier Probebogen in Sedez. Das bescheidene Ansehen dieser Musengabe wurde dadurch verstärkt, daß ich als öffentlicher Lehrer in der lyrischen Auswahl mich vorläufig auf Harmloses beschränken zu müssen glaubte, nament-

lich mit den erotischen Stücken mich nicht recht hervorwagte.

Sattsam bezeichnend waren indes die gegebenen Sangesproben immerhin: es befanden sich darunter Lieder wie „Die Lerchen," „Rastlose Sehnsucht," „Viel Träume," „In der Waldschlucht," „Meine Lilie," „Ganymed" und noch manches Andere von dem, was hernach in „Sinnen und Minnen" den meisten Anklang fand.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des „Sangesgrußes" trat ich meine Ferienreise nach Graz an.

An der Grazer Universität wurde die Lehrkanzel der deutschen Sprachwissenschaft und Literatur damals von einem jungen Manne versehen, der sich großer Achtung und Sympathie sowohl unter den Studenten als in der gebildeten Bevölkerung überhaupt erfreute. Seine jugendlich schlanke Gestalt, das lange, blasse, ernste Gesicht, das lang und schlicht auf den Nacken herabfallende Haar, stellten das echte Bild des deutschen Gelehrten von der gewinnenden Seite dar und flößten auch mir Vertrauen ein. Ich kam auf den Gedanken, obgleich bis dahin ein persönlich Fremder für den Genannten, mein eben erschienenes Büchlein ihm zur Beurtheilung vorzulegen. Ich gieng zu ihm und bat ihn, es durchzusehen. Er hieß mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat, sagte er mir wörtlich: „Ich habe Ihr Heftchen durchgesehen und ich habe, aufrichtig gesagt, in den lyrischen Gedichten keine poetische Begabung entdecken können. Und was die Bruchstücke aus der epischen Dichtung „Venus im Exil" betrifft, so legen Sie wohl selbst keinen besonderen Wert darauf?"

So lautete das erste Urtheil, das ich über den „Sangesgruß" vernahm. Ich war wie niedergedonnert. Im weiteren Verlaufe des Gespräches fragte ich meinen strengen Richter, wen er für den bedeutendsten deutschen Lyriker der Gegenwart halte? Er erwiderte: „Geibel!". — Dieser Ausspruch tröstete mich beinahe ein wenig; denn er erschütterte, da ich Hermann Lingg unzweifelhaft höher stellte als Geibel, mein Vertrauen in die kritische Unfehlbarkeit des jungen Gelehrten.

Sein Urtheil machte mich nichtsdestoweniger für den Augenblick unglücklich. In Erinnerung desselben habe ich es später niemals über's Herz gebracht, einem Neuling gegenüber, der mir poetische Proben vorlegte, ohne allen Vorbehalt und ohne höfliche Umschreibung mich des kurzen und schroffen Ausdruckes zu bedienen: „Sie haben kein Talent!" Wußte ich doch aus Erfahrung, wie weh es thut, so etwas rund und nett in's Gesicht gesagt zu bekommen.

Indessen ließen sich bald andere Stimmen anders vernehmen. Der bescheidene Sangesgruß des persönlich ganz unbekannten, außerhalb aller Berührung mit der Literatenwelt stehenden Poeten an der Adria wurde von der Kritik freundlich, zum Theil herzlich erwidert. Der gefürchtetste Kritiker jener Tage, Hieronymus Lorm, begann seine Besprechung mit den Worten: „Poeten sind wunderliche Leute," und übergoß die Vorrede des Büchleins mit der Lauge seines Spottes; über die Gedichte selbst aber ließ er einige Worte fallen, wie man sie aus seinem Munde nicht eben gewohnt war. Schmidt-Weissenfels wies in den „Kritischen Blättern", welche im Verlage des Buchhändlers J. L. Kober in Prag erschienen, mit Wärme auf das Werkchen hin. Dies gab mir den Muth, das Manuscript der „Venus" an Kober zu senden. Es wurde angenommen, und die Dichtung erschien im Jahre 1858, mit einem lyrischen Anhang, in dessen Auswahl ich nun schon mit weniger Aengstlichkeit vorgieng.

Der Triester Buchhändler, bei welchem der Sangesgruß in Verschleiß gegeben war, hatte in der ersten Zeit freilich nur ungefähr ein halbes Hundert

Exemplare abgesetzt. Ein paar Jahre später vertraute mir ein damals hervorragender österreichischer Lyriker, daß von seiner neuesten Gedichtsammlung im ersten Jahre sieben Exemplare durch Kauf in's Publikum gelangten. Dies belehrte mich nachträglich, daß ich auf den buchhändlerischen Erfolg des „Sangesgrußes" sogar mit einigem Stolz zurückblicken konnte.

Der Hauptzweck des Heftchens war erreicht: ich hatte einen Verleger für die „Venus" gefunden.

Am günstigsten sprach über das kleine Epos sich R. Gottschall in der „Schlesischen Zeitung" aus. Im Allgemeinen aber wurde von der Tageskritik mit dem Gedankeninhalt des Werkchens übel umgesprungen, obgleich ein Kritiker in den damals von H. Marggraff redigierten „Blättern für liter. Unterhaltung" die Aeußerung gethan hatte, „Venus im Exil" sei eine Dichtung, welche aufmerksame Beachtung verdiene, und wie sie mit heiligem Ernst gegeben worden, so sei sie auch wert, mit Ernst aufgenommen und durchdacht zu werden." Ein frommer Wunsch! Nicht einmal das erklärende Geleitwort, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ, wurde beachtet. Es hatte nur dazu gedient, das Vorurtheil zu bestärken, man habe es hier mit einer „philosophischen", allegorischen Dichtung zu thun. Nun mag man ja immerhin alles Symbolische für ein Verbrechen in der Poesie halten; wenn man sich aber darauf einläßt, den Sinn und Zusammenhang eines symbolischen Gedichtes anzugeben, so sollte man ihn gewissenhaft angeben, besonders wenn der Dichter selbst sich klar über seine Absicht ausgesprochen hat. Aber bei Inhaltsangaben benehmen sich Recensenten oft sehr wunderlich. Erzählt der Dichter z. B. ein Märchen von einer Lerche und erklärt dann ausdrücklich, er habe ein Bild vom frohen Aufschwunge der Seele geben wollen, so sagt der Recensent lieber, das Gedicht enthalte die Geschichte eines Wiesels, und sei eine frostige Allegorie der weißen Farbe oder der kindlichen Unschuld.

Aufmerksam gelesen wurde also die „Venus im Exil" nicht, ebenso wenig das Vorwort. Vielleicht ergeht es dem, was ich oben zur Erläuterung meiner Denkweise gesagt, nicht besser. Liegt doch diese Denkweise dem Gedankenkreis unserer Tage scheinbar fern. Sie der jugendlich schwärmerischen Form zu entkleiden und vollkommen klar zu machen, ihr Verhältnis zum Zeitbewußtsein und ihren inneren Zusammenhang mit den Ideen des entschiedensten Fortschritts nachzuweisen, gelingt vielleicht erst dem größeren Prosawerk, das meine Weltanschauung im Ganzen darzulegen bestimmt ist.

Denjenigen, welchen „Venus im Exil" nicht behagte, gefiel um so besser der lyrische Anhang, und so bezeichnete der Erfolg des Ganzen immerhin einen Schritt vorwärts. H. Lorm übte auch jetzt die ganze Schärfe seiner kritischen Feder an meiner Leistung, warf aber doch nebenbei die Worte hin: „Herr Hamerling wird ohne Zweifel zu dem glanzvollen Reigen österreichischer Lyriker zählen, wenn der Gesichtskreis, den er seiner Anschauung unterwirft, sich erweitert haben wird."

Das war eine Prophezeiung, und der Prophezeiung schlossen ein paar Vorzeichen, ein paar gute omina sich an. Das eine dieser omina, die zufällige Reise um die Welt, welche mein Erstlingswerk gleich nach dem Erscheinen an Bord der „Novara" mitmachte, versprach freilich entschieden zu viel. Das zweite kam vom k. k. österreichischen Internuntius in Constantinopel, Baron Prokesch. Dieser hatte von einer ihm befreundeten, mir fremden Dame in Triest ein Exemplar der „Venus im Exil" (ohne mein Wissen) zugesendet erhalten. Er fand Geschmack an dem Büchlein, ließ darüber ein ausführliches, aufmunterndes Schreiben an mich gelangen und fügte

dazu das Geschenk eines sogenannten türkischen Talismans, der Glück bringen oder verheißen sollte, eines geschnittenen Carniols, mit eingegrabener türkischer Inschrift. Ich habe diesen Carniol als Siegelring fassen lassen und bediene mich desselben als solchen bis auf den heutigen Tag.

Im selben Jahre 1858 hatte ich wieder eine Abhandlung für das Gymnasial-Programm zu liefern und widmete hierzu: „Ein Wort über die Neuplatoniker, mit Uebersetzungsproben aus Plotin."

Die Herbstferien von 1858 verlebte ich in Venedig, die des folgenden Jahres in Graz. Literarisch beschäftigte mich die Zusammenstellung der größeren lyrischen Sammlung, mit welcher hervorzutreten ich nun an der Zeit fand. Unter dem Titel „Sinnen und Minnen" erschien dieselbe gegen den Schluß des Jahres hin bei Kober als ein hübsch ausgestattetes Bändchen, freilich erst ungefähr die Hälfte von dem umfassend, was später die zweite Auflage brachte.

Der Titel des Buches findet seine Rechtfertigung in einem Einleitungsgedicht der ersten Auflage, welches, da es später weggelassen wurde, hier seine Stelle finden mag:

Sorglos auf des Wohllauts Wogen
Gaukle, meines Liedes Schwan!
Bis die Jugend abgethan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr gold'ner Traum zerrann!

Einst wohl sing' ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Minen der Geschichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb' auch ich sodann im Lied
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropensonne Strahlen,
Die dereinst am Pol geglüht.*)

*) Anspielung auf die classische erste Sammlung der Gedichte Hermann Linggs, deren Eindruck damals eben allgemein und frisch-lebendig war.

Doch noch kennt mein tief erregtes
Herz nur sich und seine Qual:
Und so war's nicht meine Wahl,
Ist mein Sang ein holdbewegtes
Tongewog, kein Bildersaal.

Ach, ein Meer sind meine Lieder,
Das der Hauch der Sehnsucht hebt,
Dessen Welle, sterndurchwebt,
Klangreich wogend auf und nieder,
Hin in gold'ne Ferne strebt.

Und so scheint wohl arm an Stoffen,
An Gestalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht;
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen, zählt ja nicht!

Immerhin! auf Klangeswogen
Gaukle, meines Liedes Schwan!
Bis die Jugend abgethan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr gold'ner Traum zerrann.

Bemerkenswert ist die Verschiedenheit des Tons, den die Kritik jetzt dem Dichter der „Venus im Exil" gegenüber anschlug, im Vergleich zu dem, welchen sie unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Dichtung ihm gegenüber angeschlagen hatte. Die Art, wie jetzt die verschiedensten deutschen Blätter über mich sich äußerten, hatte fast etwas Ueberraschendes für mich, und schien zu beweisen, daß das Wenige, was ich bisher geleistet, sich doch schon in einem weiteren Kreise und in einem höheren Grade Freunde erworben haben mußte, als man es nach den über „Venus im Exil" erschienenen Recensionen hätte erwarten dürfen. Es gereichte dem einsamen adriatischen Strandpoeten zur Aufmunterung, daß er, wie sich nun herausstellte, schon etwas wie einen Ruf oder Namen hatte, daß er nirgends mehr als Neuling auf dem Parnaß behandelt wurde, und daß man anfieng, seine Leistungen aus der großen Masse des Alltäglichen hervorzuheben. Kein später von mir veröffentliches Werk ist von der Kritik in den deutschen Gauen so fast einmüthig gut aufgenommen, keines so wenig verunglimpft worden, wie diese lyrische Sammlung „Sinnen und Minnen." Mißgönne man es mir nicht,

einen Augenblick in dieser angenehmen Erinnerung zu schwelgen.

Es ist im Allgemeinen nicht Brauch bei den deutschen Componisten, den Dichtern, deren Lieder sie in Musik setzen, Freiexemplare ihrer im Handel erscheinenden Vertonungen zugehen zu lassen. Sie fürchten, scheint es, eine solche Zusendung mit einer Honorarforderung erwidert zu sehen. Scheffels zornige Auslassungen über die kostenfreie Ausnützung seiner Lyrik haben sie ängstlich gemacht. So bin auch ich meist nur zufällig zur Kenntnis der Compositionen meiner Lieder gelangt. Von ganzen Liederkreisen aus „Sinnen und Minnen" sind mir bekannt geworden:

G. Henschel: „Sinnen und Minnen" von R. H. Leipz., Breitkopf und Härtl, 2 Hefte.

Eduard Lassen: Sechs Lieder von R. H. Breslau, Hainauer.

Ad. Wallnöfer: Sechs Gedichte aus „Sinnen und Minnen" von R. H. Berlin, Bote & Bock. drei Hefte.

Adolf Jensen: Balladen und Romanzen von R. H. Wien, Gotthard, zwei Hefte.

F. M. Brava: Sinnen und Minnen von R. H. (Offenbach, André.)

L. C. Boumann: Drei Lieder von R. H. (Leipz., Kahnt.)

Eduard Lassen hat außer der angeführten Sammlung noch eine beträchtliche Anzahl von Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen" in verschiedenen Liederheften veröffentlicht.

Es gibt Manche, welche nicht bemerkt oder von Anfang an bezweifelt zu haben scheinen, daß sich viel Sangbares in „Sinnen und Minnen" finde. Anderer Meinung waren, außer den soeben Genannten, die Herren C. Reinthaler, W. Rischbieter, W. Floderer, A. Deprosse, A. Dietrich, W. Bünte, S. Wartereslevicz, R. Becker, Meyer Helmund, Ernst Ege, C. H. Döring, Arno Kleffel, Graf Ladislaus Tarnowski, G. Langenbeck, Julius Janssen, Max Sobel, Josef Schen, A. Schutzer, Alfred Oelschlegel, Günther Barthel, F. v. Holstein. L. Rosenfeld, Hans Schmitt, H. Hofmann, B. Hamma, L. Pick, A. Bungert, Daniel de Lange, Jos. Rheinberger, J. Sipergk, Alban Förster, Rudolf Bäumen, Arnold Krug, E. Halven, Richard Hol, Fürst von Montenuovo, Karl Schön, A. Kapeller, E. S. Engelsberg, R. Metzdorff, O. Köhler, Wilhelm Kienzl, Eugen d'Albert. Von allen diesen Componisten sind mir in Stich veröffentlichte Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen" bekannt geworden.

Am fleißigsten haben sich mit meiner Lyrik zwei eigenartige, abseits der großen Heerstraße ihren Weg gehende Musiker beschäftigt: E. D. van Bruyck und A. Wöll, der Componist des preisgekrönten, allen Liedertafeln wohlbekannten „Frühlingsliedes." Aber die sehr umfangreichen Cyklen dieser Beiden aus „Sinnen und Minnen" haben noch nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

Die größte Anzahl von Vertonungen erlebte, das kleine Lied „Viel Träume;" ich kenne davon neunzehn. Je sieben sind mir zu Gesichte gekommen von „Ach wüßtest Du," „Wanderlied;" je sechs von „An die Vögel," „O trockne diese Thräne nicht," „Laß die Rose schlummern," „Lebewohl;" fünf von „Wirf in mein Herz den Anker;" je vier von „Trost," „Waldasyl," „Meine Lilie."

Wer findet, daß ich zu viel Gutes von mir erzähle, der tröste sich; es kommt schon auch wieder schlimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser kommt.

Bei der nächsten Soldatenstellung war nur Einer vorgerufen aus Altenmoos. Es hieß zwar, der hätte die Befreiung, weil er der einzige Sohn sei. In der That aber machte man geltend, daß sein Vater noch rüstig wäre, um die Wirtschaft zu führen und daß nöthigenfalls auch noch ein Schwiegersohn zu Handen sei, um für die alternden Leute zu sorgen. Friedrich Steinreuter, einundzwanzig Jahre alt, gesund, schlank, ohne Leibschäden, aber etwas zart gebaut. Tauglich!

Der Friedel that einen Juchschrei. Für Kaiser und Vaterland! Aber seine Augen standen voll Wasser. Für Kaiser und Vaterland! Er verstand die Worte und verstand sie nicht; sie haben einen so schönen Klang, einen gewaltig aufrüttelnden Schall, wie Fanfarenstoß, wie Kanonenkrachen. Für Kaiser und Vaterland!

Als die Nachricht auf den Reuthof kam — der Friedel brachte sie selber — er sei geblieben, erstand im Haus ein tiefes Trauern. Das war der Letzte von den Kindern, der Liebling, die Freude, die Hoffnung.

„Es muß wohl so sein," sagte der Jakob und seine Stimme wollte ihm versagen, seine Hand zitterte, die er dem Burschen auf die Achsel legte, „es muß wohl so sein. Du bist mein Alles, Kind. Für's Heimatland. Es ist schon recht. Es ist schon recht."

Das Eine hatte der Jakob immer gefürchtet, der Verlust des Sohnes würde seinem Weibe den Todesstoß versetzen. Er hatte sie darauf vorbereitet und gesagt, das Soldatenleben dauere jetzt im Verhältnis zur früheren Einrichtung nur wenige Jahre. Und der Urlaub, wenn Friedenszeit ist. Er sieht die Welt, erfährt was und kommt wieder heim! — Nun, als die Gewißheit da: er ist geblieben! war die Maria gar nicht sonderlich erschrocken. Sie hats erwartet. Einen solchen Burschen, wie den Friedel, lassen sie freiwillig nicht fahren, obwohl Keiner auf der ganzen Welt weniger zum Niedergeschossenwerden geeignet ist, als der Friedel. Aber sie weiß auch, was sie thut, sie geht zum Kaiser. Sie wird Glück haben, das weiß sie gewiß. Ja, das Glück kommt ihr schon entgegen. In Sandeben reden schon Alle davon und ihr hats der Gemeindevorstand gesagt: der Kaiser fährt in nächster Zeit draußen in der Krebsau, wo die Landstraße ist, vorüber. Der hohe Herr besucht des Land, um dessen Zustände zu prüfen und auch diesen Theil seines großen Volkes wieder einmal zu sehen. Verdienste wird er belohnen. Wo es Noth und Elend gibt, wird er lindern, Thränen wird er trocknen, wo es in seiner Macht steht. Er ist ein guter Herr, sein Volk jubelt ihm entgegen.

Wie von Flügeln getragen, so eilt die Maria über Berg und Thal und trifft Vorbereitungen. Der Schulmeister zu Sandeben setzt ihr die Bittschrift auf; diese darf nur wenige Zeilen haben, sie weiß nicht, wie sie es angehen soll, ihr ganzes liebreiches, kummervolles, hoffendes Herz hinein zu bringen. Sie wollte dem Kaiser sagen,

daß ihr ältester Sohn auf eine noch unaufgeklärte Weise ums Leben gekommen sei, und wie das noch immer und immer in ihrem Herzen grabe. Sie thue ihres armen Mannes wegen, dem es auch nicht viel besser gehen dürfte, nur nichts desgleichen. Sie wollte dem Kaiser sagen, daß sie wohl eine brave Tochter verheiratet habe an den Florian Hüttenmauser, daß es diesen Leuten aber selbst kümmerlich ergehe und sie daher für die Schwiegereltern nicht viel thun könnten, so gern die Angerl auch wolle; und das um soweniger, als sie Nachkommenschaft erwarte. Sie wollte dem Kaiser erzählen von ihrem Manne, wie liebreich und geduldig er sei, wie er arbeite und klügle, wie er an dem Hause seiner Vorfahren hänge und nur das Eine ertrachte, es auf seine Kinder zu überbringen. Wie der Jakob aber schon zu altern beginne, nicht mehr so kräftig wäre beim Pflug, wie ehemals, wo ihm ein Tag mit sechzehn Arbeitsstunden zu kurz gewesen sei, um nur ja recht viel für den Reuthof hausen und schaffen zu können.

Das Alles und noch viel mehr wollte die gute Maria auf dem Papier haben, aber der Schullehrer sagte ihr: „Das geht nicht. Der Kaiser hat sechsunddreißig Millionen Kinder und soll auf jedes hören, da kann er sich bei einem nicht lange aufhalten.“ Der einzige Sohn, das Altern der Eltern und die Kümmerlichkeit der Wirtschaft kaum kurz gedrängt auf das Blatt, und die Bitte um Befreiung. Ja nicht einmal, daß sie auf den Knieen mit aufgehobenen Händen bitte und dem Kaiser für Frau und Kind alles erdenkliche Glück erflehe von der Muttergottes zum Kalten Brunn, nicht einmal das wollte der Mann aufschreiben. „Nur kurz und bündig die Thatsache,“ sagte er immer, „alles Weitere ist eher von Schaden, als von Nutzen.“

So ward endlich die Bittschrift sorgfältig zusammengerollt und mit einem grünen Bande gebunden. Grün bedeutet Hoffnung. Schuldig sei sie nichts dafür, bedeutete der Schullehrer auf ihre Frage, doch wenn die Schrift was ausrichte, so könne sie ihm einmal ein Körblein Waldkirschen bringen aus Altenmoos.

Die Maria nahm das Papier mit sich und ein Priester kann das Sacrament nicht ehrfurchtsvoller tragen, wenn er zum Kranken geht, als sie die Bittschrift trug, leicht mit ihrer Schürze umwickelt, daß sie selbe mit der rauhen Hand nicht versehre.

Der Tag, an welchem der Kaiser durchs Land reisen sollte, kam heran. Schon am Vorabende brannten auf vielen Bergen um Sandeben und Krebsau schöne Höhenfeuer, wobei auch Pöller krachten und allerlei Lustbarkeit stattfand. Dabei machte sich der Oberförster Ladislaus besonders wichtig; auf den Höhen des Kampelherrn, soweit sie vom Thale aus gesehen werden konnten, brannten nicht weniger als sechzehn große Feuer; eines davon war gar künstlich gemacht und stellte, von der Ferne gesehen, einen glühenden Kaiseradler dar. Bei demselben gab es noch spät in der Nacht hoch ins Firmament hinauffahrende Feuerkugeln und Musik. Wenn der Kampelherr einen Orden kriegt, so wirds auch des Oberförsters Schade nicht sein, so viel ist ihm schon angedeutet worden.

Im entlegenen Altenmoos brannte kein Feuer, hingegen versammelte der Jakob seine Leute an der Kapelle des heiligen Jakobus — wie das nur zu besonders feierlichen Gelegenheiten geschah — und sprach ein Gebet für das Kaiserhaus. Der Friedel betete mit heller Stimme, Kaisers Sache war jetzt ja auch seine Sache und der junge „Kaiserjäger“ fühlte sich ordentlich geehrt in den Ehren, die dem Landesfürsten dargebracht wurden. Was die Mutter vor hatte, darauf legte er kein Gewicht. „Ich glaub' Dirs wohl,“ sagte ihm sein Vater, „so lang Einer noch daheim ist beim warmen Ofen, ist das Soldat sein ein guter Spaß.“

Am nächsten Morgen war in Sandeben Zapfenstreich der Dorfmusikanten. Auf dem Kirchthurme und den Dachgiebeln einiger Häuser wehten Fahnen. Der Knatschel wollte auch mitthun und sein Haus mit weißen Blachen und rothen Bettdecken beflaggen, bis man ihm beibrachte, daß solche Farben sich für das Kaiserfest nicht gut schickten. Schwarz und gelb seien des Kaisers Lieblingsfarben. Als die Sonne aufgieng, war feierlicher Gottesdienst mit Kaiserlied und Tedeum. Die Holzleute der Kampelherrenwälder waren ausgerückt in ihrer Gebirgstracht und machten zwei Reihen in der Kirche vom Eingangsthor bis zum Altare hin, so daß die Maria, die selbstverständlich schon da war, ihre Bittschrift in der Hand, vor Erwartung kaum stehen konnte, weil sie der Meinung war, der Kaiser müsse jeden Augenblick hereintreten und mit seiner goldenen Krone auf dem Haupt zwischen den Reihen zum Altar schreiten. Sie stellte sich vor, wie der für gewöhnliche Menschen unsichtbare Gott vom Altar steigen, dem Kaiser entgegengehen und ihn brüderlich begrüßen werde. „Und daß ich nicht vergesse, Bruder," werde Gott sagen und dabei den hohen Herrn immer an der Hand halten, „eine arme Bäuerin ist da, die Reuthoferin aus dem Altenmoos, sie will Dir eine Bittschrift übergeben, daß Du ihren einzigen Sohn vom Soldatenleben befreien möchtest. Sie hat schon so viel gebetet deswegen und ich möcht' ein gutes Wort bei Dir einlegen. Geh, laß' ihr den Buben."

Aber der Kaiser kam nicht in die Kirche zu Sandeben. Es hieß, daß er um eilf Uhr vormittags draußen an Krebsau vorüberfahren würde. Aufhalten wollte er sich in der Gegend nicht. Der Maria wurde gerathen, sie solle sich beim Müllerkreuz, wo hinter Krebsau die Straße bergwärts gehe, aufstellen, dort müsse der Wagen langsam fahren und dort sollte sie ihm die Bittschrift zum Wagenfenster hineinwerfen.

So gieng sie nach Krebsau. Die Straße dahin war belebt von Wagen und Fußgehern, die alle in die Krebsau wollten. Dort gabs Leute, wie an einem Jahrmarkt und die Hausdächer sah man vor lauter Fahnen nicht. Etliche Herren strichen um in kohlschwarzen Röcken, die hinten zugespitzt waren, und hatten buttenförmige schwarzglänzende Hüte auf. Auch der Guldeisner aus Altenmoos war so, aber die Maria erkannte ihn auf den ersten Blick und mußte lachen, so bange ihr auch um's Herz war.

In Krebsau hielt sie sich weiter nicht auf. Eine Bekannte hatte gerathen, beim Fleischhauer einen Löffel warmer Suppe zu sich zu nehmen, da sie von Altenmoos her gewiß noch nüchtern sei. Die Maria aber wagte nicht, sich von der Straße zu entfernen, sie fürchtete dadurch den Kaiserwagen zu verfehlen und gieng hinaus zum Müllerkreuz. An der steilsten Stelle, wo die Straße bergwärts geht und das Votivkreuz steht zum Andenken, daß dort vor Jahren der Müller unter die Wagenräder gerathen, wählte sie ihren Platz. Sie berechnete, wie sie auf dem Stein stehen und das Papier in den Wagen werfen werde, aber ja nicht so ungeschickt, daß es neben ab, oder gar ihm ins Gesicht fliegen könnte.

Sie wartete eine Stunde und länger. Gerade sah sie hinab auf die Gassen von Krebsau, und wie dort die Aufregung immer wuchs. Mehrmals fuhr ein Wagen durch, der die Menschenmenge in ein großes Hin- und Herwogen brachte, aber es war allemal nicht der rechte. Ein den Berg heranfahrender Wagen war so vornehm, daß die Maria ihre Schrift schon wollte hineinwerfen. Noch rechtzeitig sah sie, daß zwei alte Frauen drin saßen. Jetzt betrachtete die Maria einmal ihr Papier. Sie erschrak, wie die Rolle schon arg zerknittert war, an ein paar Stellen sah man sogar die Spuren der Finger. Was er sich denken müsse? An Ordnung und

Sauberkeit muß sie nicht die erste sein, die Reuthoferin zu Altenmoos . . . Aber mein Gott, eine Bauernhand ist das Festangreifen gewohnt, und das leidet so ein feiner Bogen nicht. Wenn der Kaiser nicht nachsichtiger wäre, wie andere Leute, nachher wäre freilich wenig Hoffnung.

Plötzlich huben auf dem Krebsauer Kirchthurm alle Glocken an zu läuten und Pöller krachten, daß es weitum an den Berghängen wiederhallte. Gleichzeitig sah die Maria auf der Straße eine lange Reihe von Wagen, die jetzt schon durch den hohen Reisigbogen hereinfuhren. Einige derselben waren geschlossen, andere offen. In einem offenen, dem zwei Schimmel vorgespannt waren, saß ein blauer Mann mit einem grünen, wallenden Federbusch; er fuhr fortwährend mit der Hand an das Haupt, als die Menschenmenge nun anhob, die Hüte zu schwenken, schreckbar zu lärmen und „hoch" zu rufen. Der ist es. Der Maria wollen die Knie einbrechen vor Angst.

Der Wagenzug bewegt sich schon über die Brücke und beginnt den Berg heranzusteigen. Die Menschenmenge — wie Hochflut, der die Schleußen geöffnet sind — kommt in Fluß, wogt hinter und neben dem Zuge her, die Gelenkigsten gewinnen Vorsprung und stellen sich den Berg heran neben der Straße auf. Weiber brechen Blumen ab, um sie in den Wagen zu werfen; Etliche sammeln Erdbeersträußchen, stellen sich damit auf die Straße, um sie dem Kaiser zu überreichen. Die Maria steht wie angewachsen auf ihrem Stein am Kreuze, die Papierrolle in der schon gehobenen Hand, thut sie im Herzen ein Gebet. Jetzt sind plötzlich Reiter da, die auf ihren hohen Rossen mit blankem Säbel die Leute zurückdrängen: „Zurück! Zurück!" Gerade gegen den Stein hin trappen die Rosse, martialisch schnaubend, als wollten sie Alles unter ihren Hufen zermalen. „Zurück!" Ein sinnbetäubendes Lärmen braust heran. „Zurück!" ruft der Reiter und schwingt die Waffe. Die Maria taumelt in den Hintergrund.

Als sie zu sich kommt, ist der Kaiserzug vorüber. Zusammengeknittert unter ihren krampfigen Fingern hat sie noch die Bittschrift.

Mein Altenmoos, behüt' Dich Gott!

Das war am Abende desselben Tages. Die Leute waren heimgekehrt von der Krebsau und konnten nicht genug erzählen von dem lieben Herrn, und wie freundlich er gegrüßt habe. „Just auf mich her hat er gegrüßt," wollte Jedes wissen, „und just mich hat er angeschaut und ich hab' schon geglaubt, er will mich ansprechen."

Der Schulmeister zu Altenmoos stand an der Hausthür und redete einen Holzknecht an, der mit der Bergkraxe des Weges kam, ob er noch heute nach Altenmoos gehe?

„Freilich wohl," antwortete der Mann, „morgen heißts frühzeitig anpacken im Zwieselwald."

„Marxel," sagte der Schulmeister, „willst so gut sein und beim Reuthofer eine Post ausrichten?"

„Beim Jakob?" versetzte der Holzknecht, „ist schon recht, geh' eh vorbei."

„Sei so gut, sag' ihm's, sein Weib liegt bei mir." Der Marxel lachte pflichtschuldig, weil er glaubte, der Schulmeister habe zu Ehren des Landesfürsten ein Gläschen über Durst getrunken und mache seine Späße.

„Ja im Ernst," sagte dieser, „sie liegt in meinem Hause und ist schwer krank. Er soll herauskommen und ob er sie heimführen will? Ich meine aber — unter uns gesagt — es wird sich nicht auszahlen, daß er sie ins Altenmoos führt, wo sie doch über kurz wieder herausgetragen wird. Der Schlag soll sie getroffen haben, sagt der Arzt. Bring' ihm's kleinweis' bei, daß er nicht zusehr erschrickt."

„Das laßt nur mich machen. Gute Nacht.“ Eilig stieg der Holzknecht anwärts.

Es gibt Leute, die auf der Welt kein größeres Vergnügen kennen, als Jemand mit einer Neuigkeit zu überraschen. Von dieser Gattung war der Marxel. Er stieg was er steigen konnte, aber es war schon finstere Nacht, als er zum Reuthofe kam. Wie er die knarrende Thorschranke aufmachte, rief ihm vom Hause her der Jakob entgegen: „Bist es, Maria? Lang' bist aus, aber mit guter Botschaft kommst, gelt?“

„Reuthofer,“ schrie ihm jetzt der Holzknecht zu, „Ich bin der Holzer Marxel und Dein Weib kommt heut' nicht mehr. Sollst sie holen gehen, wenn Du sie haben willst, beim Schulmeister in Sandeben liegt sie. Wird sich aber nicht mehr auszahlen, daß Du sie ins Altenmoos schleppest, meint der Schulmeister, müßtest sie eh gleich wieder hinaustragen. Der Schlag hat sie getroffen.“

„Was schwatzest denn daher, verdammter Pölli!“ rief der Jakob. Es war ein Glück, daß er es für einen übermüthigen Tort nahm. Der Schreck kam noch früh genug. Den Friedel weckte er auf. Dann spannten sie zwei Ochsen an einen zweiräderigen Karren — ein besserer Wagen war nicht im Hof — und fuhren auf schlechten Umwegen nach Sandeben. Aufathmete er, als sie nach sechs Stunden mit dem kranken Weibe in den Reuthof fuhren. — Jetzt ist sie daheim. Gehts aus, wie Gottes Wille, jetzt ist sie daheim.

Die Maria lag im Schlafe dahin, manchmal rief sie wie im Traume: „Jetzt kommt er! Ich will nicht zurück! Zu ihm, zu ihm! Mein Friedel!“

Am zweiten Tage kam sie zu sich, erkannte Alle, erinnerte sich an den Kaisertag und was geschehen war, blieb aber gleichgiltig, als ob sie das nichts mehr angienge.

Mit ihrem Manne, der nicht vom Bette wich, sprach sie noch, aber manchmal wie im Einschlummern, als könne sie sich vor der Müdigkeit nicht erwehren, und schlafen konnte sie doch nicht.

„Es ist so,“ sagte sie halbleise, „gut lieg' ich. — Wenn man so nachdenkt — es geht halt doch Alles — anders aus, auf der Welt — als man sichs denkt, in vorhinein. — Einen Schluck Wasser, meinst? — Wohl, Wasser mag ich alleweil. — So, dank Dir Gott. — Setz' Dich doch nieder. — Närrisch, jetzt hab' ich gemeint, der Jakerl steh' dort bei der Thür. — Ist ja schon lang gestorben — der Jakerl — schon lang ist er gestorben. — Ein Bissel werd' ich halt doch Fieber haben — weil mir so Sachen unterkommen. — Möchtest so gut sein, Jakob, das Kopfkissen ein klein wenig eben rücken — ein klein wenig. So, ah, so, so! — jetzt ists gut — so viel gut. — Wenn der Mensch nur daheim ist — sag ich alleweil — krank oder gesund — wenn er nur daheim ist. — Der Friedel — und die Angerl — weit sind sie wohl eh nit weg — gelt, weit wohl eh nit? — Brauch' sie nit, jetzt — wenn sie nur nit weit sind. — Ein Bissel schlafen. — Am besten — ists halt doch — daheim.“

Er gewahrte es kaum. Ohne einen weiteren Laut, ganz sachte schlich sie sich aus dieser Welt. Als es dem Jakob plötzlich auffiel, es gehe etwas Besonderes vor mit ihr, als er eilends die Kinder rief, war's schon vorüber.

Der Jakob blieb aufrecht wie ein Stamm, als der Friedel und die Angerl in herzzerreißenden Klagen vor der Leiche auf die Kniee sanken. Später erst gieng er hinaus in die Kapelle, und gleichsam, als wollte er es an dieser geheiligten Stelle seinen Vorfahren klagen, was über ihn gekommen, weinte er sich dort stille aus.

Am nächsten Tage gieng er nach Sandeben, um für sein Eheweib die Glocken läuten und das Grab bereiten zu lassen. Der Amtsbote hielt ihn auf der Gasse an und sagte, wie froh er

sei, den Reuthofer zu treffen und nicht ins Altenmoos zu müssen, den weiten Weg, er habe zwei Zustellungen, eine vom Steueramt, die andere vom Militär-Commando.

Wenn die Behörden dem Bauer „Zustellungen" schicken, ist das selten etwas Gutes. So oft sich beim Bauer der Staat meldet, will er etwas haben. Gleichwohl, dachte sich heute der Jakob, kann es diesmal anders sein und es ist gar die Befreiung da für meinen Friedel.

In der Schrift vom Militär-Commando stand, daß der Friedrich Steinreuter binnen achtundvierzig Stunden sich bei seinem Regimente einzustellen habe, widrigenfalls er als Deserteur behandelt werden würde.

Bei einrückenden Rekruten ist es bekanntlich der Brauch, daß sie jauchzen. Der Friedel war dieser Sitte enthoben, denn er verließ das Heimatshaus mit dem Leichenzuge, der hinter dem Sarg seiner Mutter gieng. Nichtsdestoweniger hatte er am Hut einen großen Blumenstrauß mit kirschrothen, weithinflatternden Bändern. Ein alter Mann, der auch im Zuge war und sich bei den Leuten auskannte, der flüsterte während des lauten Gebetes seinen Nebenmann zu: „Wir haben heute zwei Leichen bei uns?"

„Wie so?"

„Die eine wird getragen und die andere geht zu Fuß."

Mit der letzterem meinte er den blassen Burschen, der sich zwar bemühte, stramm aufrecht zu bleiben und der Sonne Schuld zu geben, wenn er unterwegs den Hut vor die Augen hielt, dem aber doch anzumerken war, was in ihm vorgieng.

Der alte Mann fuhr in seinem Geflüster fort: „Heute gehts noch, heute hat er zwei Wölfe in sich, da frißt der eine an dem andern. In vier Wochen jedoch, wenn auf dem Muttergrab das erste Gras wächst, wird das Leid um die Mutter still werden. Aber das Heimweh! das Heimweh! Es wird so sein. Es wird gewiß so sein. Er ist des Jakobs Sohn."

Auf der Brücke am Steppenhof setzten sie den Sarg nieder, wie es Sitte war, wenn sie einen Todten davontrugen, und stimmten das alte Lied an:

„Mein Altenmoos, behüt' Dich Gott!
Nun muß ich Dich verlassen,
Sei mir bedankt für Speis' und Trank
Auf meiner Pilgerstraßen.
Und sei bedankt für Dach und Fach,
Nun muß ich Urlaub nehmen,
Gott hüt' Dich, bis am jüngsten Tag
Zu Aschen wirst verbrennen."

Auch Friedels Herz klang mit: „Mein Altenmoos, behüt' Dich Gott!"

Nach dem Begräbnisse, und als sie beim Dorfwirt gegessen und getrunken und allsammt noch ein lautes Gebet verrichtet hatten für die arme Seele derjenigen, so man vorhin in die Erde gelegt, verabschiedete sich der Friedel von allen seinen Bekannten. Dann gieng er. Sein Vater, seine Schwester Angerl, und ihr Mann, der Florian, begleiteten ihn bis hinaus zu den zwei Ahornen, wo sich das Wiesenthal einengt und die Straße zwischen Waldbergen und neben der rauschenden Sandach davongeht. Sie wußten unterwegs nichts mehr zu reden, es war Alles schon besprochen und wiederholt besprochen, und Einiges wiederholten sie hier noch einmal. Als Vater Jakob an einer Stelle einen Augenblick zurückblieb, um seine lose gewordenen Schuhriemen zu binden, eilte die Angerl mit dem Bruder voraus und hub neuerdings zu weinen an.

„Ich habe Dir halt," schluchzte sie dem Friedel zu, „noch ein Anliegen, und dem Vater getraue ich mir's gar nicht zu sagen. Er wird jetzt wohl bald ganz allein sein zu Altenmoos. Wir werden auch fortmüssen. Es wird nicht lange mehr möglich sein, daß wir uns halten. Du glaubst es gar nicht, wie uns der Oberförster aufsässig geworden ist! wo er uns was anthun kann, da thut er's. Er versagt uns die Stall=

streu. In den Hag hinaus ist ein Zaun gestanden, daß unser Vieh nicht in die Baumschul des Kampelherrn hat kommen können. Den Zaun hat der Oberförster jetzt weggerissen, und gestern hat er uns zwei Kühe, die in den Hag gegangen sind, davongetrieben. Oben in der Schlucht hat er das Wasser auf eine Wiese hinausgeleitet, ist recht, die Wiese gehört nicht uns und braucht naß; aber das Wasser rinnt jetzt auf unserem Weg herab und hat schon Löcher gerissen, daß man eine Heufuhr kunnt hineinwerfen. Du weißt es, Florian," fuhr sie zu ihrem Mann gewendet fort, „wo Du Dich wehrst, da wird er grob wie ein Büffel und verspricht uns das Hausabtrennen. Wir stecken mitten in des Kampelherrn Wald, er kann uns erdrücken, wann er will, wir haben schon heut' keinen Athem. Zu Altenmoos ist kein Bleiben mehr."

„Wir wollen Dir nicht auch noch mit unserer Sach' hart machen," setzte der Florian bei. „Friedel, bis Du wieder heimkommst, findest Du uns vielleicht heraußen auf der Sandeben oder gar in der Krebsau. Komm nur bald, wir wünschen Dir nur den lieben Gesund."

Mittlerweile war auch der Vater nachgekommen, und sie hatten die zwei Ahorne erreicht. Anstatt, daß sie dort stehen blieben, begleitete der Friedel seine Leute wieder eine Strecke zurück. Dann verabschiedete er sich von Schwester und Schwager; der Vater sagte, er gehe noch einmal mit dem Friedel bis zu den Ahornen. Dort angekommen standen sie eine Weile und der Bursche war beschäftigt, mit seiner Schuhspitze ein Steinchen aus dem Radgeleise zu schnellen. „Ja, also," sagte er plötzlich, „einmal muß es sein. Nur was ich noch sagen wollte, Vater. Ihr seid nicht mehr so jung, lasset es Euch leicht geschehen daheim. Thut Euch nicht gar zu arg abmühen. Für wen denn auch?"

„Friedel!" fuhr jetzt der Jakob hastig drein, als ob des Sohnes Wort in seinem Wesen eine Schleuße geöffnet hätte, „Ich muß ja Dein Vaterhaus hüten! Und Du versprich mir Eins, mein lieber Sohn: Bleib uns getreu. Und der Heimat, mach' ihr keine Schand'. — Das Geld hast gut eingesteckt? Behüt' Dich Gott!"

„Auf's Wiedersehen, Vater, vielleicht schon über ein Jahr. Behüt' Gott!" —

So sind sie auseinandergegangen. Keiner hat mehr zurückgeschaut auf den Andern.

Der Jakob starrte auf den sonnigen Weg hin und murmelte bei sich: „Das ist heute ein Tag! Da hab' ich gemeint, von diesen Unglücken wär' ich ein einziges nicht im Stand' zu ertragen, jetzt sind mir beide aufgeladen zu gleicher Zeit und ich fall' doch nicht zu Boden. Der Mensch kann was aushalten, wenn's sein muß. Jetzt geh' ich heim."

Setzte den Stock fester ein und wanderte, gleichwohl gebeugt aber hastig, seinem stillen Altenmoos zu.

Der alte Luschel-Peterl, ein paar Mägde und ein Hirtenjunge machten nun seinen Hausstand. Lauter fremde Leute, aber sie ließen sich mit Fleiß angelegen sein, dem Hausvater das große Kreuz nach Kräften tragen zu helfen. Sein Lieblingsgericht, Eierkuchen mit Specksalat, stand auf dem Tisch, als er heimkam, die Mägde suchten Stube und Stall in denkbar besten Stand zu stellen, der alte Peterl hatte die Kapelle mit Nelken geschmückt. Er hatte sich vorgenommen, dem Jakob, wenn er vom Begräbnisse und der Begleitung seines fortziehenden Sohnes zurückkäme, recht aus Herzensgrund die Hand zu drücken. Es war dem Alten tagsüber mehrmals um's Weinen gewesen, aber, dachte er sich, sparst es auf, bis der Bauer heimkommt. Vielleicht freut es ihn, wenn er sieht, daß sein Unglück auch unsereinem hart zu Herzen geht. Als der Jakob nun in später Abend-

dämmerung schier gebrochen daherwankte, da brach dem alten Knaben das Schluchzen so plötzlich und heftig hervor, daß er aufgröhlte wie ein verwundetes Thier und er eilends hinter die Kapelle sprang, weil er sich schämte.

„Peter," sagte der Jakob, und gieng ihm nach, „was ist Dir widerfahren?"

„Die Bäuerin!" wimmerte der alte Knecht, „der Friedel!" Er preßte den Arm an den Lindenstamm und weinte in seinen Ellbogen hinein.

„Peter," sagte der Jakob und seine Stimme war heiser zum Versterben. „Du bist jetzt gegen die achtzig Jahre alt und hast solche Sachen schon viel erfahren."

„Das wohl, Bauer, das wohl," antwortete der Alte und rieb sich mit dem Arm derb das Feuchte vom Gesicht, „werd' wohl schon an dreihundert Gestorbene hinausgeleitet haben; hab' auch schon viel Soldaten fortziehen gesehen und viel heimkommen. Aber so was mag der Mensch halt nicht gewohnt werden. Geh' in die Stuben, Bauer, geh' was essen. Du wirst hungerig und müde sein."

Diese Theilnahme der Seinen, die doch nicht mehr die Seinen waren, hat dem Jakob wohlgethan. Die Heimat war's, die mit ihm empfand; und jeder Baum und jeder Stein da rings um ihn war in Trauer um das, was diesem Hause geschehen. In der Kapelle des heiligen Jakobus kniete der Bauer nieder und sagte halblaut vor sich hin: „An neun Vorfahren sind angemerkt dahier. Sie sind alle gewesen und es ist keiner mehr. Eine lange Ketten von Leiden und Sterben, bis zu mir herauf. Was soll ich's besser haben wollen, als sie! — In Gottesnamen, morgen will ich weiter bauen auf dem Vatersgrund . . ."

Und als er wieder auf seiner Scholle waltete und der kühle Erdgeruch um ihn emporthaute, ward ihm leicht und er gewann neuen Muth und neue Kraft.

Auch Diese!

Eines Tages, als der Jakob in der Wasserstube seiner Kornmühle saß, um das schadhaft gewordene Rad auszubessern, schaute ihm dabei der Pfarrer von Sandeben zu, ohne daß er's merkte. Im Rauschen des vom Floße niederstürzenden Wassers hatte er die Schritte des Nahenden nicht gehört. Ein paar Schaufeln des Wasserrades waren locker geworden, der Jakob nagelte sie mit einer solchen Ruhe und Behaglichkeit fest, daß der Pfarrer bei sich dachte: Der sieht nicht aus, als ob ihm schlimm wäre.

„Gott grüß' Euch, Reuthofer," sprach der Pfarrer, „Ihr seid halt immer recht fleißig."

Als der Bauer sah, wer da stand, richtete er sich auf und zog den Hut vom Kopf. „Der Herr Pfarrer!" sagte er, „das ist was Seltsames. Wir kriegen den Herrn Pfarrer nicht gar oft zu sehen in Altenmoos."

„Das wäre ja eigentlich kein schlechtes Zeichen," meinte der Pfarrer lächelnd, „wenn der Priester und der Arzt viel in der Gegend umgehen, das sind keine guten Zeitläufe."

„Es gefreut mich," sagte der Jakob, „ein wenig rasten!"

Vor der Mühle war eine Bank, darauf setzten sie sich zusammen, der Pfarrer brannte sich eine Cigarre an und wartete auch dem Bauer eine auf. Obwohl der Jakob kein Raucher war, so lehnte er sie nicht ab, sondern paffte sie am Streichholz an, das ihm der Pfarrer entzündet hatte. Er nebelte sehr heftig, weil er glaubte, sonst gehe das Feuer aus. Der Pfarrer blies nur von Zeit zu Zeit bedächtig ein Wölkchen los und man hätte wohl merken mögen, daß er mehr an etwas Anderes, denn an's Rauchen dachte.

„Die Reuthoferleut'", sprach er nun, „stemmen sich halt alleweil noch fest in Altenmoos."

„Das kann man just nicht sagen," antwortete der Jakob, „zu Theil

tragen wir sie hinaus und zu Theil gehen sie auf den Füßen davon."

„Gescheiter ist's freilich, man geht auf den Füßen davon, als man wartet auf's Hinausgetragenwerden," so der Pfarrer.

Der Jakob starrte in die Luft und paffte viel Rauch von sich.

„Meint ihr nicht, Reuthofer?"

„Ich meine," sagte dieser, „ich werde wohl auf das Hinausgetragenwerden warten."

„Jakob," versetzte der Pfarrer und legte seine Hand, die Cigarre zwischen den Fingern, auf's Knie; „so viel ich sehe, wächst Euch der Wald über den Kopf zusammen. Das ließe ich mir nicht gefallen. Des Menschen Auge muß in den freien Himmel aufschauen können. Jedes Menschen Recht, ja Pflicht ist es, sein Dasein zu verbessern, wie er kann. Die meisten Altenmooser haben das auch eingesehen; es geht ihnen nicht gut draußen in den Thälern, aber es geht den meisten von ihnen besser, als in Altenmoos. Das Altenmoos wird eine Wildnis, wie heutzutage alle entlegenen Berggegenden wieder zur Wildnis werden."

„Und dem Herrn Pfarrer ist das recht?" fragte der Jakob, „nein, das kann ich nicht glauben. Es ist ja auch ein Schaden für die Pfarre, für die Pfründe, für Sandeben, wenn Altenmoos zu Grunde geht."

„Mein lieber Reuthofer," sagte der Pfarrer, „da habt Ihr wohl sehr recht. Ja, ich sehe noch mehr Schaden, als Ihr. Ich sehe den Schaden, den die Leute nehmen, wenn sie ihre Heimständigkeit aufgeben und hinausstreben in die weite Welt, die den Menschen zum Werkzeug, zur Ware macht, ihn ausnützt und dann wegwirft. Ich sehe den Schaden für die Religion, die nur in dem festgeschlossenen Bauernthum ihren sicheren Ort hat. Aber wir können den Zeitenlauf nicht ändern. Ich habe vor Jahren den Altenmooser Bauern mißrathen, ihre Wirtschaften zu verkaufen, habe sie gewarnt vor dem Fortziehen in die fremde Welt. Heute muß ich bei den Wenigen, die noch da sind, das Gegentheil thun. Es ist traurig genug."

„Euer Hochwürden werden wissen, was zu thun ist," versetzte nun der Jakob, „aber ich dürfte nicht Pfarrer zu Sandeben sein, ich nicht. Wenn ich sehe, daß es schlecht ist, wenn die Bergthalbewohner auswandern, so würde ich reden und predigen dagegen, solange ich Athem hätte in der Brust. Wird denn auch sonst auf der Kanzel über allerlei gesprochen, was mit Reden doch auch nicht zu ändern ist, warum gibt man weich bei, wenn das Unerhörte geschieht, wenn die Welt aus Rand und Band geht und die Leute ihrer Heimat untreu werden. Wenn diese Heften auslassen, dann geht die ganze Welt aus den Fugen, ich sage es Euch."

„Ich möchte wünschen, das Ihr Unrecht hättet, Reuthofer."

„Ich auch, Herr Pfarrer."

„Und ich wollte auch wünschen, daß Ihr unter der Wahrheit, die Ihr seht, nicht zu Grunde gehen möchtet. Bleibt Ihr da sitzen, so fest und so lange als Ihr wollet, Ihr rettet Altenmoos nicht mehr. Ihr werdet verlassen sein. Der Mensch gehört zu Menschen, es taugt sonst nicht. Es ist vermessen, die kalte Erdscholle mehr zu lieben, als die Lebensgenossen. Die Menschenbrust ist unsere Heimat, sonst haben wir keine auf dieser Erde. Jakob, lasset diesen Boden, den Ihr so sehr lieb habet, lasset ihn rasten. Lasset Wald wachsen, lasset diesen Feldern Feiertag sein auf ein Jahrhundert. Dann werden wieder junge, frische Menschen kommen und reuten. — So geht der Weltlauf. Kommt heraus, Bauer, aus dieser aufwuchernden Wildnis, wo Ihr nun ja schon allein seid, kommt mit Eueren Kindern, dem Florian, der Angerl."

„Die bleiben auch in Altenmoos," sagte der Jakob.

„Ihr wisset es doch schon, Reuthofer?“ versetzte der Pfarrer mit fragender Miene, „Ihr wißt es doch schon, Reuthofer, daß der Hüttenmauser sein Gut verkauft hat? Es war ja nicht mehr möglich zu leben auf seinem Fleck. Seit der alte Hüttenmauser todt, ist es noch schlechter. In der unteren Gemeinau, höre ich, soll sich der Florian ein kleines Gütel gepachtet haben.“

Der Jakob war aufgestanden, war an der Wand der Mühle mit langsamen Schritten hingegangen, dann umgekehrt und fragte nun den Pfarrer: „Ist das wahr, daß mein Schwiegersohn verkauft hat?“

„Er hat mich ersucht, mein lieber Reuthofer, Euch die Neuigkeit zu bringen. Es ist ihnen bitter hart, aber es hat's nimmer gehalten und Euch wollen sie nicht im Stiche lassen in der Wildnis.“

So sagte der Pfarrer, der Reuthofer murmelte: „Also die Angerl geht auch. Macht nichts, sie gehört ohnehin nicht mehr mein.“ Dann hatte er mit seinen Fingern die Cigarre, die er immer noch in der Hand hielt, zerquetscht, ohne daß er es selbst merkte. Jetzt sah er drauf hin und murmelte: „Das soll sich einmal Einer in die Pfeife stecken. Mit dem Stängelrauchen können wir Altenmooser Leute nicht umgehen.“ Und legte die zerquetschte Cigarre auf einen Vorsprung des Wandschrottes. Hernach kroch er langsam wieder in die Radstube zurück und hämmerte an den Radschaufeln.

Der Pfarrer gieng kopfschüttelnd seines Weges.

So ruhig giengs nicht ab einige Wochen später, als der Florian und die Angerl zum Vater kamen, um Abschied zu nehmen. Sie hatten sich vorgenommen, ihm über seinen Eigensinn, in Altenmoos verkommen zu wollen, ihre Meinung scharf zu sagen. Es gieng aber umgekehrt, sie bekamen die seine scharf zu hören.

„Ist schon recht,“ rief er, „ist schon recht, daß Ihr auch fortgeht. Es war mir lange schon verdächtig, daß Ihr allein die Braven spielen und bei mir aushalten wolltet. Ich glaube Euch's ja, daß auf dem Hüttenmauserhaus kein Bleiben mehr war, aber auf dem Reuthof hättet Ihr Platz gehabt und mir hausen helfen können und den Hof selber übernehmen. Mit mir laßt's nach, seit mein Weib fort ist, ich hätt' Euch gern unter diesem Dach gesehen. Aber Euch ist um's Davonlaufen, so gut wie den Anderen. Ihr seid des freien Bodens, auf dem Ihr gestanden, nicht wert gewesen, ist gut, jetzt seid Ihr Knecht auf fremdem Boden.“

„Weil's halt jetzt schon einmal so ist, Vater,“ sagte die Angerl, „und Ihr mit dem Reuthof auf Niemand mehr zu warten braucht: Verkauft ihn. Geht mit uns.“

„Ist gut gemeint,“ antwortete der Jakob, „nur weiß ich jetzt nicht, ladet Ihr mich ein, oder das Geld!“

„Auf das —“ versetzte die Angerl, „auf das kann ich nichts mehr sagen“ und hub zu weinen an.

Der Jakob bemerkte: „Noch Keine ist fortgegangen aus Altenmoos, ohne daß sie geweint hätte. Geweint hat noch Jede, aber fortgegangen ist sie doch. — Nun, Angerl, ich wünsche, daß es das letztemal ist. Es soll Euch gut gehen, ich wünsch' es Euch. Wenn Ihr aber einmal recht arm werden solltet und recht müde, dann kommt zu mir in's Altenmoos herein.“

Rascher, als es der steife Mann sonst gewohnt war, hatte er sich umgewendet und ließ die beiden Auswanderer stehen.

„Vom Grab,“ schluchzte die Angerl, „vom Grab der Mutter bin ich nicht so schwer weggegangen, als von diesem Haus, wo der Vater allein zurückbleibt. Und sein Haar wird weiß und es wird Alles Wildnis.“

„Was sein muß, muß sein,“ sagte der Florian und zerrte sein Weib aus

ihrem Heimatshaus und fort bis in die fünf Stunden entfernte Gemeinau.

Dort hatten sie ein Häuschen im Pacht, vorläufig auf ein Probejahr. „Sehe ich, daß Ihr brave Leut' seid," hatte der Eigenthümer gesagt, „dann schließen wir auf länger ab."

Als die Pächtersleute nun mit ihren Habseligkeiten angerückt kamen und auch zwei Ziegen bei sich hatten, klatschte der Eigenthümer des Gütels mit beiden Händen an seine Oberschenkel und rief: „Scht! Fort mit diesen Ungethümen! Gaißen leid' ich nicht, so lang' wir nur auf ein Jahr handelseins sind; diese Vieher möchten mir die Wiesen und Sträucher sauber zunagen, daß nachher eine halbe Ewigkeit nichts mehr thät' wachsen. Eine Kuh, wenn Ihr wollt, aber Gaißen nicht. Oder wir sind wieder ledig."

So mußten sie es bald erfahren, daß es ein Unterschied ist, auf eigenem Boden oder im Pacht zu sitzen.

Das fremde Daheim und ein weher Gruß aus der Ferne.

Allein blieb eigentlich der Vater Jakob nicht zurück in Altenmoos, wie die Angerl meinte. Es gab noch manche Leutchen, die entweder in seinem Hause oder in den Huben und verfallenden Hütten des Engthales wohnten.

Da war der alte Pechölbrenner-Natz. Der hatte sich allmählich so beim Jakob eingeheimt, daß weder eine Rede mehr war vom Fortgehen, noch vom Dableiben. Er machte stillwegs in Allem, was Haus und Hof bot, Gemeinschaft mit dem Bauer. „Unser Haus," sagte er, „unsere Küche. Und wie wird's unserem Friedel gehen beim Soldatenleben?" So rief er einmal, als sie in sternheller Nacht vom Felde heimkehrten: „Jakob, Jakob! Was wird's sein, wenn wir zwei einmal im Himmel sind und unsere vier Weiber wieder haben?!" Unsere vier Weiber. Der Jakob wollte sich doch nur eines zueignen, die übrigen drei gehörten dem Natz. „Ich denke, Bauer," setzte der Pechölbrenner bei, „wir halten auf der Welt herunten aus, so lang' es geht."

Da war eine alte Magd, die beständig im Hause umherknurrte, sich mit Niemand recht vertragen konnte, aber dem Jakob eine fleißige Hauswirtin abgab. Wo sie dem Gesinde zu Gunsten der Vorrathskammer an Nahrung etwas abzwicken konnte, da that sie's, bis der Jakob einmal sehr schneidig zu ihr sagte: „Gardel! Beim Schlechtessen ist noch kein Bauer reich geworden, aber beim Gutarbeiten." Gegen den Hausvater getraute sie sich nichts dreinzureden, weinte aber auf einen Verweis von ihm die halben Nächte und drohte mit dem Davongehen oder gar mit dem Sterben. Und wenn sie dann dachte, wie sie daläge auf dem schmalen Brett und der Jakob hätte gar Niemand mehr auf der Welt, der ihn hege und hüte, da weinte sie noch mehr. Und gieng nicht davon und starb nicht, sondern knurrte und knauserte und arbeitete und hatte heimlich Erbarmen mit dem armen Jakob.

Da war der alte Luschel-Peterl. Der kauerte nur mehr die längste Zeit — auch im Sommer — auf der Ofenbank und schlief. Er schnitt sich weder Haar noch Bart und sein Haupt war wie der Kopf eines weißen Pintschers. Wenn er wach war und die Leute um ihn redeten, da nickte er fortwährend mit dem Kopfe und bejahte Alles. „'s segi wohl, 's segi!" lallte er, oder: „Wird hisch wahr sein!" oder: „Namla wohl gewiß! Wohl wohl!" Er sah aber fast nichts mehr und hörte nichts. Ja, da ist's denn freilich kein Wunder, daß ihm Alles recht war.

Da war im Reuthofe ein Junge, ein Waisenknabe, den der Jakob bald nach dem Verluste des Jakerls aufgenommen hatte. Der hatte fuchsrothes Haar und einen schifen Blick. Die Leute hießen ihn gern den Rothschiagl,

aber der Jakob litt das nicht. Der war gegen den nun halberwachsenen Burschen besonders gut und schenkte ihm Vertrauen. „Auf den Ferdinand muß man recht Acht geben," sagte er einmal zum alten Natz, „daß er nicht schlecht wird. Er hat rothes Haar und schielt."

„Bist Du auch so Einer, der solche Sachen glaubt?" warf der Natz ein.

„Freilich," antwortete der Jakob. „Leute, die ein unangenehmes Aussehen haben, werden gern schlecht. Mußt aber das bedenken, Natz: So Einer schielt nicht, weil er etwa von Natur aus falsch ist, sondern er wird falsch, weil er schielt. Die Leute treiben ihn dazu. Er mag von Kind auf noch so brav sein, sie haben ihm kein Vertrauen, sie bringen ihm alleweil nur Verdacht entgegen und halten ihn zu allem Schlechten fähig, er hat einen falschen Blick. Unter rothem Haar und Bart ist selten gute Art. Du kennst ja diese dummen Sprichwörter. So glaubt's der junge Mensch endlich selber, daß er ein Gauch ist und gibt sich gar keine Müh, brav zu sein. Es hilft ja doch nichts, er schielt, er muß falsch sein. Ich sage das: Je schöner der Mensch ist, um so leichter wird ihm das Bravsein; und die nicht schön sind, denen muß man helfen dazu."

Der Ferdinand war in der That ein stiller, gutmüthiger und gesitteter Junge. Und so oft sie ihn den Rothschiagl hießen, nannte ihn der Jakob einen braven Burschen.

Da war eine junge, zwergige Dirn, die sehr täppisch war und fortwährend lachte. Eine Tochter vom Guldeisner, wollten die bösen Leute wissen. Die zwergige Dirn war so bestellt, daß sie sich ihr Brot nicht verdienen konnte, sondern als Einlegerin hin- und hergeschummelt wurde in Altenmoos. Alle Schätze hat der Guldeisner mitgenommen, alle Leute hat er nachgelockt, aber so etwas hat er dagelassen. Der Zorn kam dem Jakob bei diesem Gedanken, aber der armen Dirn wollte er es nicht entgelten lassen. Die gesunden Leut' gehen fort, die Hascherln bleiben halt zurück und der Reuthof sieht manchmal, wenn ihrer mehrere Einleger und Einlegerinnen und andere Bettelleute in ihm zusammenkommen, aus wie ein Armenhaus.

Die zwergige Dirn war aber den Leuten zum Ergötzen. Man foppte und narrte sie, machte sie zum Stichblatt aller Schalkheit. Sie saß Jedem auf und schüttelte sich dann vor Lachen. Wenn sie sich ausgelacht hatte, dann weinte sie über ihre Dummheit. Jedem klagte sie ihre große Dummheit, so wie Andere ihren Kopfschmerz, ihre Gicht klagen. Der Pechölbrenner-Natz fand sie eines Tages schluchzend am Brunnen stehen. Der Schuster war im Hause und der hatte die zwergige Dirn ersucht, sie möchte ihm den Pechlappen auswaschen. Jetzt hatte sie am Brunnen eine ganze Stunde gewaschen, sich die Hände wund gerieben, und der Lappen war immer noch spröder und schwärzer geworden. Nun war ihr eingefallen, daß sie möglicher Weise wieder die Gefoppte sei, und so klagte sie es dem herbeikommenden Natz, daß sie halt gar so dumm wäre, und ob es denn kein Mittel gebe gegen ihre Dummheit?

Der Alte mochte sich an den Spruch erinnern, daß Erfahrung klug mache, er sagte zur zwergigen Dirn: „Ein Mittel thät' ich wohl wissen, daß Du gescheit würdest."

„Das wär' ein Glück!" rief die Dirn und schlug ihre Hände zusammen, daß der Pechlappen quatschte und ihr wie dem Natz daraus das Wasser in's Gesicht sprang. „Wird wohl gewiß recht hart zu haben sein, das Mittel?" fragte sie.

„Der gute Willen gehört dazu," belehrte er. „Paß auf. Wenn die Gardel wieder einmal den Ofen heizt und Brot backt, so paß auf. Wenn sie die gebackenen Brotlaibe aus dem Ofen zieht, so geh' her, wirf Dein Gewand weg und krauch' eilends in

den heißen Ofen. Die Backhitz' wird Dir die Dummheit auf der Stell' ausziehen."

Es war gesagt wie ein anderer Spaß und der Natz dachte nicht weiter d'ran. Einmal aber, nach einem Brotbacken hört die alte Gardel ein erbärmliches Winseln und Jammern im Ofen und da drinnen wälzt sich richtig die zwergige Dirn über und über und hebt immer jämmerlicher an zu schreien. Sie kam glücklich aus dem Fegefeuer, und insoweit war sie auch wirklich gescheiter geworden, in einen heißen Ofen kroch sie nicht mehr.

Und ähnlicher Art waren die Hausgenossen des Jakob und die übrigen Leute in Altenmoos. Es standen aber auch schlaue und verdächtige darunter, doch der Jakob war liebreich gegen Alle, fast dankbar, daß nicht auch sie in die Welt gezogen, sondern sittsam und getreu der Heimat verblieben waren. In der Zwieselkeusche hatte sich ein Gesindel zusammengethan von Strolchen und Zigeunern, die freilich nichts weniger als heimgesessen sein konnten. Mit diesen stand der Reuthofer nicht auf gutem Fuß und mußte zur Nachtszeit stets ein Knecht auf der Wacht sein, daß aus der Scheune nicht das Korn, aus dem Stalle nicht die Schafe, von den Feldwägen nicht die Eisenbeschläge gestohlen wurden. Der Bauer zahlte zwar gewissenhaft seine Steuern — oder er wäre darum gepfändet worden — er konnte wohl vom Staate Schutz seines Eigenthumes verlangen. Der Herr Staat jedoch zuckt die Achseln: 's ist ein Waldbauer, läßt sich nichts machen. — Dem Waldbauer ist es halt einmal so aufgesetzt! würde der Wegerer sagen.

Eines Tages kam ein Schreiben vom Friedel. Es war etwa sieben Wochen nach seiner Einrückung. Der Jakob wunderte sich über die Maßen, wie der Brief munter war.

„Liebe Eltern!" hatte er geschrieben, das letzte Wort aber gestrichen und „Vater" dafür gesetzt. — Was hat denn Der so Wichtiges zu denken, dachte der Jakob, daß er den Augenblick vergessen hat, wie wir die Mutter begraben haben. Ist ja selber dabei gewesen. — Daß aber dem Burschen damals sein eigenes Abscheiden von der Heimat beschäftigt und daß sich ein braver Knab' die Heimat ohne Mutter schwer vorstellen kann, daran hatte der Jakob nicht gedacht.

Der Friedel schrieb:

„Lieber Vater!

Ich wünsche, daß Euch meine paar Zeilen in guter Gesundheit antreffen möchten. Ich bin Gott sei Dank gesund und fehlt mir auch sonst nichts, wie sie sagen, daß man so Hunger leiden muß beim Militär, ich kann mich nicht beklagen. Das Exerzierenlernen ist wohl nicht leicht, kriegen Viele Straf', ich bin derweil noch glücklich drauskommen. Sonst ist es wohl ganz anders, als man sich's vorgestellt hat. Als Neuigkeit kann ich Euch schreiben, daß unser Feldwebel die Sandeben kennt und auch einmal durch das Altenmoos gereist ist. Das ist mein bester Freund. Auf's Heimatl denke ich wohl oft und kommt's mir für, wenn nur dort etwas auf mich warten thät'. Die Berge werden schon stehen bleiben, wenn ich nur das Leben glücklich heimbring'! Auf meine Gesundheit schau ich wohl gut und die Zeit wird doch vergehen. Weil ich nur nicht bei der Chavalerie bin, die müssen länger dienen, heißt's. Wenn wir Krieg kriegen, das macht mir nichts, wird doppelte Dienstzeit gerechnet und vor den Kugeln fürcht' ich mich nicht, für mich ist keine 'gossen. Geld hab' ich noch nicht vonnöthen. Daheim ist Alles gut aufgehoben. Bleibet recht gesund und ich lasse alle Bekannten grüßen und sie sollen nicht ganz auf mich vergessen. Ich beschließe mein Schreiben im Schutze Gottes und verbleibe

Euer dankschuldiger Sohn bis in's kühle Grab.

Friedrich Steinreuter,
beim 27. Infanterie-Regiment
König der Belgier u. s. w."

„Munter" nannte das der Jakob, weil er ein Schreiben voll bitterer Klage erwartet hatte. Ganz entgieng ihm aber der schwermüthige Hauch des Heimweh's nicht, der den Brief durchwehte. So schrieb er im Antwortbrief dem Sohne:

„Da ist mir was eingefallen, Friedel, wie Du geschrieben hast: Wenn nur daheim etwas auf mich thät warten! Neben der Kapelle habe ich einen jungen Weichselbaum gesetzt, der ist Dir vermeint; es wartet Alles auf Dich im ganzen Hof, aber der Weichselbaum ist ganz Dein, der wächst Dir zu und ist noch jung und frisch, bis Du heimkommst. Wenn ein junger Mensch um ein paar Jahre älter wird, das macht nichts, da wächst er erst in's rechte Leben hinein. Bei einem Alten ist's freilich anders, aber ich verhoff's auch noch zu erleben mit Gottes Hilfe, daß Du das Heimatshaus übernimmst ...."

So trösteten sie sich gegenseitig. Und den jungen Weichselbaum betreute der Jakob, als wäre er ein Mensch. Der Mann bildete sich ein, was er diesem Bäumchen zu Lieb' thue, das komme dem Friedel zu gut. Und allemal, wenn er in der Kapelle sein Abendgebet verrichtet hatte, machte er auch noch die paar Schritte gegen den Weichselbaum hin und sagte: „Gute Nacht, Friedel! Wie wird's Dir jetzt gehen in der Fremde! Gute Nacht, Friedel!"

(Fortsetzung folgt.)

Emanzipierte unter sich.

Humoreske von **Max von Weißenthurn.**

I.

„Da lies; dieses Billet von Oliva Lange habe ich gestern bekommen, und Du kannst Dir denken, wie hochgeehrt und beglückt ich mich durch dasselbe fühle."

Die Sprecherin war eine kleine, zierliche Frau von höchstens zweiundzwanzig Jahren, mit germanischem Gesichtstypus, blonden Haaren, und blauen Augensternen. Ihr gegenüber saß ein Mädchen von regelmäßigen aber etwas harten Zügen, ein Mädchen, das nicht unschön zu nennen war, trotzdem aber keinem Maler als Versinnbildlichung echter Weiblichkeit hätte dienen können.

„Laß sehen, Elise, was schreibt denn die Oliva, und wie kommst Du überhaupt mit ihr in Contact?"

Adele v. Stein griff nach dem Blatte, welches die Freundin ihr bot, während aber ihre Blicke über dasselbe hinglitten, lagerte sich ein spöttischer Zug um den kleinen Mund, und als sie die Augen emporschlug, brauchte man kein scharfer Beobachter zu sein, um den Ausdruck der Ironie in denselben zu entdecken.

„Du gehst natürlich. Du schätzest Dich glücklich, daß Oliva Lange Dich

in ihren auserlesenen Kreis ladet, in den Kreis, in welchen sonst nur jene Zutritt finden, die auf dem literarischen Markt des Lebens eine Schuld verbrochen oder sonst irgend wie für die Frauenbewegung eingetreten sind."

„Natürlich gehe ich, denke Dir nur, wie interessant, jeder Mann ausgeschlossen, nichts als Frauen; Frauen, die anderes zu reden wissen, als die langweilige Hauswirtschaft und Toilettenfragen in allen möglichen und unmöglichen Varianten zu verhandeln. Ich bin überzeugt, wenn Oliva Lange eine solche Gesellschaft zu sich ladet, so geschieht es mit dem festen Entschluß, einen hohen Rath zusammen zu berufen, der energische Schritte thun soll für die frauenrechtliche Bewegung. Es ist eine wahre Schande; blicken wir hinüber nach Amerika, ja nur nach Frankreich und nach England, welche Stellung nimmt die Frau dort ein, wie tritt sie in die Schranken für ihre Rechte, und was thun wir Deutsche? Nichts als antheilslos zusehen, höchstens unsere muthigen Schwestern aus der Ferne bewundernd anstaunen, ohne die Energie zu besitzen, die Knechtschaft von uns zu werfen, welche alle edlen Keime in uns zu ersticken droht."

„Wer hat Dir denn diesen nicht ganz logischen Leitartikel eingelernt, Elise?" fragte die Freundin mit so unerschütterlicher Ruhe, daß die Erregte, welche sich offenbar in ihren Redewendungen außerordentlich gut gefallen, einigermaßen aus der Fassung gerieth.

„Wer, wer?" fragte sie, sich rasch sammelnd, lebhaft; „glaubst Du denn wirklich auch, wir Frauen gehören zu Jenen, welche stets eines Mentors bedürfen, der uns jeden Gedanken eindrillt oder mundgerecht macht? Die Stimme der Empörung hat aus mir gesprochen, ich will nicht länger geknechtet werden, ich will mich frei erheben, will kampfbereit und gleichberechtigt dem Herrn der Schöpfung gegenüberstehen."

„Und was sagt den Dein Mann dazu, wenn Du ihn mit diesen ganz merkwürdigen Auseinandersetzungen erbaust?" fragte Adele lächelnd.

„Mein Mann. mein Mann? Du weißt, daß er in Geschäften vereist ist, kehrt er zurück, dann soll er finden, daß auch in mir jene Selbstständigkeit und jene Thatkraft erwacht sind, welche in jeder von uns schlummern, die aber durch die Tyrannei des Mannes niedergedrückt werden. Dann soll eine neue Aera beginnen, dann soll er begreifen lernen, daß ich zu Besserem geboren bin, als in der Stille und Abgeschiedenheit unserer Häuslichkeit zu vertrauern und zu verkümmern."

„Der Präsident der Republik im Weiberrocke, sollte er in Dir sich verkörpern? Hast Du übrigens Deinem Manne mitgetheilt, daß Du diese Weiberaufwieglungs-Versammlung bei der Oliva mit Deiner Gegenwart beehren willst?"

„Wie Du nur so aburtheilend von Dingen reden magst, die Du nie geschaut! Hast Du denn nicht einen Funken von Frauenstolz und Frauenwürde in Dir?"

„Reden wir von Frauenstolz und Frauenwürde, mein liebes Kind, wenn Du bei Oliva Lange gewesen bist. Wer weiß, ob Dir dann nicht die Einsicht kommt, es seien beide dort am wenigsten zu finden, wo die Tendenzen der Frauen-Emancipation auf die höchste Spitze getrieben werden. Ich frage aber nochmals, weil es mir in erster Linie um Dein eheliches Glück zu thun ist, was sagt Dein Mann dazu, daß Du Dich an den Reunions im Hause der emancipierten Dame betheiligen willst?"

„Von dieser heute eingetroffenen positiven Einladung weiß Karl noch nichts, daß ich aber aufgefordert wurde, dem Vereine „Die Emancipierte" beizutreten, habe ich ihm längst geschrieben, und seine Antwort lautete, er überlasse es vollständig meinem Gutdünken und

Ermessen, das zu thun, was ich für angezeigt halte."

„Ein sprechender Beweis seiner Tyrannei," entgegnete Adele mit feinem Lächeln, das die Freundin mit ungeduldigem Achselzucken erwiderte.

Weniger herzlich als sonst trennten sich die beiden Damen; ärgerte sich doch Elise im Stillen, daß es ihr nicht gelungen, die ältere und wie sie sich selbst oftmals zugestand, klügere Freundin für ihr Vorhaben zu interessiren, sie mit in jene Gesellschaft zu ziehen, die bei ihr in so hohem Ansehen stand.

II.

Der entscheidende Abend nahte. Mit sinniger Absichtlichkeit hatte Elise beschlossen, ein vollständig prunkloses, puritanisch einfaches, schwarzes Kleid anzuziehen, galt es doch in einem Kreise von Frauen zu erscheinen, welche über wichtige Lebensfragen zu conferieren beschlossen hatten, die folglich über den Flittertand der Toilette erhaben dastanden. Ein klein wenig bange war ihr doch zu Muthe, je näher der entscheidende Augenblick rückte. Was dann, wenn im Vereine der Emancipierten, dem angehören zu dürfen sie sich stolz fühlte, der Beschluß einer offenen, einmüthigen Rebellion gegen die Ehemänner getroffen ward, en masse ließ sich das ganz leicht ausführen, ob aber sie, die noch ein Neuling im Amte war, den Muth besitzen würde, in Allem und Jedem ihrem Manne Opposition zu machen, ob diese stete Opposition sie auf die Dauer beglücken könne, das waren Fragen, welche im tiefinnersten Herzensgrunde Elisens doch einigermaßen zu beunruhigen anfiengen. Aber es mußte sein, sie wollte Kraft und Muth schöpfen an ihren Vorbildern, denen sie heute Abend zum ersten Male gegenüber treten würde. Als sie schon angekleidet bereit stand, als der Diener bereits den Wagen gemeldet hatte, brachte man ihr ein Telegramm, in welchem ihr Gatte ihr seine Ankunft schon für den heutigen Abend in Aussicht stellte. Es war dies um mehrere Tage früher, als sie ihn erwartet, und es durchzuckte sie schmerzlich das Bewußtsein, daß sie nicht heute, wie bei früheren kürzeren Trennungen zu Hause sein könne, um ihn zu umarmen. aber sie fühlte instinctiv, daß es ihre Pflicht sei, ihr persönliches Empfinden hier gänzlich der Sache unterzuordnen, die zu vertreten sie sich von nun an berufen fühlte.

Rasch entschlossen trat sie daher an den Schreibtisch ihres Mannes und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Lieber Karl! Ich bedaure, Dich nicht erwarten zu können, da aber bei Frau Oliva Lange heute eine wichtige Sitzung stattfindet, zu welcher ich zugezogen wurde, wirst Du begreifen, daß ich dem Gemeinwohle jede persönliche Empfindung hintansetzen mußte. Elise."

Jetzt, wo diese Zeilen geschrieben waren, dünkten sie ihr seltsam, sagte sie sich, daß sie im grellen Contraste stünden zu den liebevollen, herzlichen Briefen früherer Tage; aber damals, damals war sie eben noch ein Kind gewesen, das sich ihrer Rechte, ihrer Stellung nicht bewußt, dem jede höhere Einsicht gefehlt. Nun mußte sie durch Wort und That ihre Aufklärung bekunden, und je eher sie dies vollbrachte, desto besser. Ohne weiter zu überlegen, nahm sie Hut und Mantel und ließ sich nach dem in einer entlegenen Vorstadt situierten Hause Frau Oliva Langes fahren. Sieben Uhr war die für die Sitzung anberaumte Stunde gewesen, und mit dem Glockenschlage sieben zog auch Frau Elise die Hausschelle.

Ein reichgallonierter Diener öffnete ihr, maß die fremde Erscheinung, welche in der glänzenden Umgebung des blumengezierten Treppenhauses so ultra-einfach erschien, mit etwas be-

fremdeten Blicken und fragte nach ihrem Begehr. Ihr ganzes Selbstbewußtsein zusammenraffend, entgegnete Elise, sie sei eine der zur Sitzung der Emancipierten beschiedenen Damen und wurde auf diese Worte hin von dem Diener mit dem Bemerken, daß die Damen meist erst zwischen acht und neun zu kommen pflegen, in einen dunklen Salon geführt, in welchem der Mann sich beeilte, mehrere Gasflammen anzuzünden. Als sich die junge Frau allein sah, legte sie Hut und Mantel ab, blickte sich in dem nicht besonders wohnlichen Raume um, in dem nicht einmal ein erwärmendes Feuer brannte, und sagte sich mit einiger Verstimmung, daß die Pünktlichkeit offenbar keines der Attribute wahrer Emancipation zu sein scheine. Nachdem sie eine Weile sinnend am Fenster gestanden, hörte sie im angrenzenden Raume lebhaftes Sprechen und Lachen, vernahm sie ganz deutlich Männerstimmen. Vorsichtig trat sie an die Portière heran, welche die Glasthür verhüllte, die in das Nebengemach führte. Was sich hier ihren Blicken, ihren Ohren bot, ließ sie angewurzelt wie eine Bildsäule stehen bleiben. Oliva Lange ruhte in einer prachtvollen, von Blumen durchwirkten weißen Attlasrobe auf einer Chaise longue. An Hals und Armen funkelten Edelsteine, das Haar war auf modernste Weise frisiert, zwischen den rosigen Lippen dampfte eine Cigarette. In zwanglosem Gespräche um die schöne Frau herum standen mehrere ältere und jüngere Herren, man plauderte in fröhlichem Tone, bis endlich die Hausfrau sich widerstrebend aufrichtete und sprach:

„Nun, meine Herren, muß ich Euch alle bitten, Euch zu entfernen; Ihr wißt, jeden Freitag habe ich Sitzung des Vereines der „Emancipierten“ hier im Hause, da wird Euch Männern der Krieg zugeschworen bis an's Messer und das könnte ich gerade brauchen, daß meine Vereinsdamen ahnten, es sei mir mit diesem Kriege nicht immer unerbittlicher Ernst.“

„Dieses Doppelspiel ist Etwas, das ich an Ihnen, schöne Frau, nicht begreife,“ entgegnete einer der Anwesenden mit leisem Tadel. „Warum geben Sie sich dazu her, sich auf die Männerhasserin zu spielen, anscheinend der Fahne der Frauen-Emancipation zuzuschwören, Sie, die doch alle Eigenschaften besitzen, einen Mann glücklich zu machen?“

„Ich bin in der Regel nicht gewohnt, Rechenschaft abzulegen über mein Thun und Lassen; im vertrauten Freundeskreise mag aber immerhin einmal ein freies Wort gesprochen werden. Mir macht es ungeheuren Spaß, zu sehen, wie geringer Anregung von Außen es bedarf, eine sonst ganz gescheite Frau zu montieren, und sie immer mehr und mehr in verschrobene Ideen hinein zu drängen. Wenn einzelne Schwärmer, wenn erbitterte, wenn unglückliche Frauen zu Vertreterinnen der Frauen-Emancipation werden, so will ich das noch gelten lassen; daß es aber auch solche gibt, welche einem glücklichen Heim entsagen, welche dasselbe geringer anschlagen, als ihre vermeintlichen Rechte, als die Frauenbewegung, d. i. ein Ding, was mir stets unfaßlich gewesen! Und ich denke, für solche Heldinnen der Frauen-Emancipation wäre der mitteralterliche Scheiterhaufen noch immer viel zu gut!“

„Und ich wiederhole nochmals — bei solchen Ansichten ist Ihr Haus doch der Sammelplatz der Emancipierten, ziehen Sie Rednerinnen groß, welche ihr höchstes Streben darin sehen, einer Louise Michel nach zu gerathen! Wozu dieses Doppelspiel, warum nicht lieber Ihrer isolierten Stellung entsagen, den Männerfeindinnen Valet sagen und irgend Einem Ihrer Würdigen die Hand reichen zum Ehebunde?“

„Weil ich so lange wenigstens scheinbar an der Fahne der Emancipierten festhalten will, bis es mir ge-

lungen dem Manne zu begegnen, welchen ich wahrhaft lieben kann. Daß meine erste Ehe eine Convenienzheirat war, in die ich durch Familienverhältnisse gezwungen ward, wißt Ihr Alle, wozu ein Hehl daraus machen? — Daß die durch unbefriedigte Häuslichkeit entstandene Leere mich der Emancipationsströmung unserer Tage in die Arme getrieben — auch das stelle ich nicht in Abrede — nun aber warte ich bis der Märchenprinz kommt und mich befreit, mit anderen Worten, bis ich den gefunden, dem ich aus Liebe zu eigen sein mag. Hält der erst bei mir seinen Einzug, dann mag sich der Club der Emancipierten anderwärts Sitzungssaal und Präsidium suchen — nun aber Adieu, meine Herren — es ist die höchste Zeit daß Ihr geht und ich mich in den Mummenschanz hülle, der mein kostbares Kleid stets verbirgt, wenn ich am Präsidententisch meinen Platz einnehme!"

Man küßte der schönen Frau die Hand, dann entfernten sich die Herren und gleich darauf verschwand auch Frau Oliva durch eine entgegengesetzte Thüre. Elise aber stand noch immer regungslos; das, was sie vernommen, hatte sie geradezu erschüttert. Wenn so die Präsidentin dachte, welche doch als die Seele des Vereines angesehen werden sollte, was ließ sich da von den Anderen erwarten? Sie sollte nicht lange im Zweifel darüber bleiben. Die Uhr im Vestibule schlug acht; Schritte nahten und gleich darauf hörte man die Thür gehen, zwei Damen in schillernden Seidenroben mit langen Schleppen und kunstvoller Coiffure traten, in lebhaftem Gespräch begriffen, ein; sie achteten im ersten Augenblick der unscheinbaren Frauengestalt nicht, welche so scheu und ängstlich in der Ecke stand und mit so großen verwunderten Augen um sich blickte.

„Gerade recht, liebe Wilsenburg, daß ich Sie allein treffe, ehe die Anderen kommen," ließ sich die größere der beiden Damen vernehmen. „Was sagen Sie denn zu dem neuesten Scandal mit der schönen Volski? — Sie wissen doch — "

„Nichts weiß ich, beste Baronin, erzählen Sie doch, das interessiert mich auf das Lebhafteste, freilich gemunkelt hat man längst allerlei, aber — "

„Nun, lassen Sie sich's nur rasch erzählen, durchgebrannt ist sie, einfach durchgebrannt; freilich, daß der Mann halb blöde gewesen, wer hätte es nicht gewußt, aber, die Schulden des Herrn Papa! nun en fin, sie hat ihn genommen, aber schon gleich nachdem sie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, schwebten allerhand Gerüchte in der Luft; man wollte von einem entlegenen Hause wissen in der Vorstadt, in dem die schöne Frau mit einem feschen Husaren-Officier regelmäßige Zusammenkünfte hielt, und bald brachte man in Erfahrung, daß Graf Lubow der Glückliche sei. — Nun ist sie plötzlich aus dem Hause ihres Gatten verschwunden, man spricht von einem Familienschmuck, der auch abhanden gekommen, und Graf Lubow sei merkwürdiger Weise auf Urlaub; was sagen Sie zu der ganzen Geschichte?"

„Was soll ich sagen?" entgegnete die Gefragte, eine auffallend häßliche Dame, welche ihr halbes Jahrhundert wohl längst hinter sich haben mußte, „daß sind Alles die natürlichen Folgen der Knechtschaft des Weibes, darum plaidiere ich für die freie Liebe, für die Gleichstellung der Frau mit dem Manne, dann kann derlei nicht vorkommen, dann gibt es keine Fessel, welche bindet, dann ist die Liebe ein Geschenk, welches geboten und zurückgezogen werden kann, je nach momentaner Aufwallung, nach individuellem Ermessen; so lange wir nicht auf diesem Standpunkte stehen, können wir nichts Großes leisten, können wir von den Männern nun und nimmer als gleichberechtigt angesehen werden!"

Nun aber litt es die junge Frau nicht länger in ihrem Verstecke; mit

einer hastigen Bewegung trat sie vor und in den Gesichtskreis der beiden Andern, die, eine Fremde gewahrend, ihr Gespräch nicht etwa auf ernstere, idealere Richtung, sondern auf die Gemeinplätze von Dienstbotenklatsch und sonstige medisante Bemerkungen richteten.

Nach einer Weile trat die Dame des Hauses ein und begrüßte mit gemessener Würde ihre Gäste. Wenn nicht der halb geistvolle, halb spottende Blick der Augen gewesen wäre, Elise hätte nimmer in dieser Frau, die eine stilgerechte griechische Toga trug und das goldblonde Haar am Hinterhaupte in einen Knoten gewunden hatte, die blendende Erscheinung wieder erkannt, welche sie früher im Nebengemache gesehen. Je weiter die Uhr vorrückte, desto mehr drängten sich die Gäste, fast lauter Frauen in glänzenden Salonroben; es wurde lebhaft discutiert und in das schrille Geschwirre der Stimmen Ordnung zu bringen, schien eine Sisyphusarbeit! Alle redeten auf einmal, Keines wollte dem Anderen das Vorrecht gönnen zuerst gehört zu werden, so daß man endlich gar nichts verstand und die Präsidentenglocke ungehört verklang. Unnütz war es, daß einzelne Besonnene den Discant mit der lauten Bitte um's Wort zu übertönen strebten, es kam keine Ordnung und Symmetrie in das Ganze; wo paarweise Damen leise zusammen redeten, befaßten sie sich mit irgend einer Scandalgeschichte oder verhandelten eine hochinteressante Liebesaffaire — hörbar wurden nur ab und zu die sich stets wiederholenden Worte: Tyrannei des Mannes, Knechtschaft der Frau, nicht länger dulden — energische Maßregeln ergreifen u. s. w. Endlich — endlich — erhob sich die tiefe, sonore Stimme der Präsidentin, wußte sich Bahn zu brechen und Gehör zu verschaffen.

„Meine Damen!“ sprach sie laut und vernehmlich, „Sie werden mit Vergnügen erfahren, daß es mir gelungen, wieder eine Gesinnungsschwester unserem Bunde anzuwerben, und zwar eine Frau, durch deren Beitritt wir einen wesentlichen Gewinn haben — ist sie doch die Gemahlin eines der angesehensten Männer unserer Stadt, der, ich spreche es mit Betrübnis aus, stets einer der entschiedensten Gegner der frauenrechtlichen Bewegung gewesen ist — die Gemahlin des Staatsanwaltes Ewald von Möring!“

Ein „Ah“ der Befriedigung gieng durch die Reihen der Damen und man umdrängte Elise, welche von der Präsidentin an der Hand gefaßt und in den Kreis der Frauen gezogen worden war. Sie bot einen seltsamen Anblick, die zarte, schlanke, kleine Gestalt, in dem schlichten, schwarzen Kleide, umgeben von all' den buntfarbigen Schmetterlingen. „Ah, Sie Liebe, Sie Gute — mit Ihrem Beitritt ist freilich dem Feindeslager eine empfindliche Bresche geschlagen, da sind wir dem Siege ein gut Stück näher!“ Solche und ähnliche Reden umschwirrten Elise, der schon ganz wunderlich zu Muthe war von all dem Lärmen und Reden und welche — freilich noch ohne sich's so recht einzugestehen — anfieng, sich nach der Einsamkeit und Stille ihres Heims zu sehnen.

„Nun aber,“ hub laut und vernehmlich die Stimme der Präsidentin von neuem an, „gilt es auch den Eid zu leisten, welchen Jede von uns ablegen muß, ehe sie in den Bund der Emancipierten aufgenommen werden kann.“ Und mit einer gewissen Feierlichkeit trat Oliva Lange an den in der Mitte des Gemaches befindlichen Tisch und forderte Elise auf, sich zu ihrer Rechten zu stellen.

„Frau Schriftführerin,“ sprach sie dann zu der alten Dame gewandt, welche früher in so lebhaften Worten für die freie Liebe plaidiert, „lesen Sie das übliche Formular unserer aufzunehmenden Vereinsschwester vor!“

Die also Angeredete trat nun ebenfalls zum Tische und nach einer umfangreichen Mappe greifend, in welcher eine Menge Schriften aufgestapelt lagen, entnahm sie derselben ein beschriebenes Blatt und las: „Ich — in diesem Falle“ — schaltete sie erläuternd ein, „heißt es, ich, Elise von Möring — erkläre, daß ich mit heutigem Tage dem Bunde der Emancipierten beizutreten gesonnen bin — ich gelobe, daß die Interessen des Vereines von heute an die meinen sein sollen — ich gelobe, daß ich jetzt und immer einstehen will für die Wahrung, Aufrechtstellung und Förderung der frauenrechtlichen Bewegung, daß ich jedes persönliche Empfinden hintanzusetzen bereit bin, wenn es gilt, das Gemeinwohl zu wahren, daß weder Familienbande noch wie immer geartete sonstige Rücksichten mich hindern sollen, wenn es gilt, einem Rufe Folge zu leisten, welchen der Verein an mich stellt — ich gelobe, daß ich Gatten und Kinder zu verlassen bereit bin, wenn es sein muß — daß ich mit ganzem Können und Wollen einstehen will, für das große, hohe Ziel, welches wir im Auge haben, die Befreiung des Weibes aus demüthigender Knechtschaft. All dies thun zu wollen, gelobe ich mit meinem Eide — ich schwöre es bei Allem was mir heilig im Himmel und auf Erden!“

Die Stille, welche während der Vorlesung des seltsamen Schriftstückes eingetreten war, wich nun abermals lärmendem Treiben und erst nach wiederholten Bemühungen gelang es der Präsidentin mit lautem Glockenschall die redseligen Zungen zum Stillstand zu bringen.

„Es gilt nun, meine Damen, den Eid Frau von Mörings entgegen zu nehmen; treten Sie vor, Frau Schriftführerin und Sie, Frau Schatzmeisterin — Sie, meine liebe, kleine Elise aber — muß ich bitten, mit lauter, vernehmlicher Stimme Wort für Wort von diesem Blatte die Eidesformel abzulesen, welche Sie soeben vernommen!“

Elise von Möring griff mit etwas unsicheren Fingern nach dem Papier, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen hin und her. War es das Erhabene des Momentes, war es die Hitze im Saale oder der ungewohnte Lärm? Merkliche Blässe lag auf ihren Zügen und mit unsicherer, leiser Stimme hub sie zu sprechen an. „Lauter, lauter, Frau von Möring,“ erscholl es ungeduldig von mehreren Seiten. „Für die Wahrung, Aufrechthaltung und Förderung der frauenrechtlichen Bewegung,“ erklang es deutlich von den Lippen der jungen Frau, dann aber trat eine bedenkliche Pause ein. — „Nun weiter, mein Kind,“ sprach Oliva Lange, während ihre Augen mit fascinierender Gewalt sich auf die junge Frau richteten — aber Elise schwieg. „Mir ist nicht wohl — eine momentane Schwäche,“ hauchte sie entschuldigend und fuhr nach einigen Minuten mit schwacher Stimme zu sprechen fort. Als sie aber zu dem Satze kam: „Ich gelobe, daß ich Gatten und Kinder zu verlassen bereit bin“, da brach ihre Rede plötzlich, noch ehe die Worte über ihre Lippen gekommen, mit einem schluchzenden Laut ab und todtenbleich sank sie bewußtlos in die Arme der erschrocken herbeispringenden Präsidentin.

„Die Sitzung ist aufgehoben, meine Damen!“ rief diese mit lauter Stimme, aus welcher ein scharfes Ohr etwas wie Triumph herausgehört haben würde. Dienstbeflissen machten sich einige der Damen um die Bewußtlose zu schaffen, die Mehrzahl aber rüstete sich zum Aufbruch.

Zu ziemlich vorgerückter Abendstunde war es, als das elegante Coupé Oliva Langes vor dem Hause hielt, in welchem Doctor von Möhring wohnte. Als der vom Bocke springende Diener den Schlag geöffnet, entstieg Frau Elise, nicht hüpfend und fröhlich wie

es sonst wohl in ihrer Art lag, sondern langsam, als laste ein schwerer Kummer auf ihr, dem Gefährte.

„Nur Muth, kleine Frau," sprach eine tröstende Stimme im Innern der eleganten Equipage, während eine feine behandschuhte Rechte einen letzten freundlichen Gruß winkte. „Nein, nein, mein Kind, ich kann Sie nicht begleiten, glauben Sie mir, derlei kleine Mißverständnisse thut man am besten zu Zweien ab," entgegnete sie auf einige im Flüstertone gesprochene Worte Frau Elisens. „Der Kuß, welcher einem kleinen Streite folgt, soll ja immer am süßesten schmecken!" sprach die Dame leise vor sich hin, mit zufriedenem Lächeln sich in die Kissen des Wagens zurücklehnend. „Eine Geniale," sprach die Dame leise vor sich hin, „gäbe es deren nur recht viele, wir hätten dann mehr glückliche Frauen, als es so der Fall." — — — — —

Inzwischen war Frau Elise langsam und schleppend die Stiege empor gegangen, welche zu ihrer Wohnung führte. Noch nie hatte ihr dieselbe so beschwerlich geschienen, als eben heute, noch nie hatte sie gebangt, vor den Gatten treten zu sollen, noch nie hatte sie ihm gegenüber das Gefühl der Schuld auf der Seele gehabt.

Wie würde er sie aufnehmen, wie ihr Fortgehen aufgefaßt haben? Was dann, wenn er ernstlich zürnte, wenn ihr Billet ihn verletzt und sie durch dasselbe in leichtsinnigem Unbedacht für immer das Glück ihrer Ehe gestört, was dann, wenn er sie beim Worte genommen, wenn er sie von nun an wirklich selbstständig und frei ihrer Wege gehen ließ, ledig der Tyrannei des Mannes? Thränen traten ihr bei dieser Vorstellung nicht nur in die Augen, sie perlten auch unaufhörlich über die Wangen nieder und hastig zog sie den Schleier vor das Gesicht, damit das Mädchen, welches ihr nun, da sie vor der Thüre stand, sofort öffnen mußte, nicht sehe, daß sie weine.

„Der Herr zu Hause?" fragte sie, bestrebt, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

„Nein, der gnädige Herr sind gleich nach der Ankunft wieder fortgegangen und haben keinerlei Botschaft zurückgelassen." Vernichtet sank die arme Frau auf den nächsten Stuhl, unbekümmert um das erstaunt dreinblickende Mädchen brach sie in einen unaufhörlichen Thränenstrom aus. Vorbei war also alles Glück, alle Liebe, vorbei, vorbei auf immer! Und wofür hatte sie es geopfert? Für ein Phantom, das ihr doch nimmer Befriedigung gewähren konnte. — Nur zu deutlich erkannte sie das — jetzt, wo es zu spät.

Nach einer geraumen Weile endlich raffte sie sich auf und gieng in das Zimmer ihres Gatten. Da lag noch auf dem Pulte der offene Zettel, welchen sie ihm geschrieben, der ihn hinausgetrieben hatte aus dem Hause, in dem es keine Gattin mehr gab, die liebevoll seiner Heimkehr harrte. Elise fühlte ein intensives Bedürfnis, allein zu sein und nachdem sie von dem Mädchen noch erfahren, daß der Herr hinsichtlich der Zeit seiner Heimkehr gar nichts gesagt, hieß sie dasselbe sich entfernen, um ungehindert ihrem Schmerze nachhängen zu können. In dieser Stunde fühlte sie mit nie geahnter Deutlichkeit, wie aller Freiheitsdrang und alle Emancipationsgelüste in nichts zurücksanken, verglichen mit der heißen, innigen Liebe zu ihrem Gatten. Wie recht hatte die Freundin doch gehabt, sie zu warnen, aber ach, sie hatte nichts vernehmen wollen und nun war es über sie hereingebrochen, das Verhängnis. Laut aufschluchzend verbarg sie das Antlitz in beiden Händen — wo war er, ihr Karl, nach dem sie sich sehnte mit aller Kraft und Innigkeit, dessen ihr thörichtes, kleines Herz fähig war, wer stand ihr dafür, daß er nicht, enttäuscht und gekränkt durch das Weib, welches seinen Namen

trug, seinem Leben ein Ende gemacht, und sie, o Gott, sie war seine Mörderin. Immer unaufhaltsamer flossen die Thränen, immer bitterlicher schluchzte sie, bis endlich zwei Arme sie liebevoll umschlangen und eine wohlbekannte Stimme ihr mit neckendem Tone zuflüsterte: „Nun, ist die kleine Emancipationlustige so rasch zur Vernunft gekommen?“ Sie schreckte zusammen, sie blickte auf, ja das war er, ihr Karl, der frisch und lebendig vor ihr stand, er, den sie schon wähnte in den Tod getrieben zu haben! Die Reaction, der Umschwung vom höchsten Jammer zum größten Glücke war so gewaltig, daß sie nicht Worte fand der Seele Luft zu machen und laut schluchzend ihrem Manne um den Hals fiel. „Verzeih mir, Karl!“ flüsterte sie endlich reumüthig, geborgen im sicheren Schutze seiner Arme, und dann begann sie zu erzählen wie Alles gekommen, wie sie zum Bewußtsein erwacht und wie sich zu ihrem größten Erstaunen eine fanatische Vertreterin der Frauenemancipation zu einem warmherzigen Weib umgestaltet hatte, das der kleinen Elise rieth, hübsch nach Hause zu gehen und mit dem gestrengen Eheherrn Friede zu schließen. „Verzeih, Karl!“ bat sie nochmals reumüthig gleich einem gescholtenen Kinde.

„Gern. Und wenn Dir wieder Emancipationsgelüste kommen, schick ich Dich zu Oliva Lange, kleines Närrchen. Ich gestehe, daß der Moment bitter war, als ich von der Reise heimkehrte, meine Hausfrau nicht fand, aber ein lustiger Spaziergang durch die kalten Straßen hat meinen momentanen Aerger abgekühlt — und als Zeichen meiner Tyrannei soll Dir meine Verzeihung in Gnaden gewährt werden. Nun ist's aber genug geweint, nun lass' uns zu den Kindern gehen.“ Sprach's und küßte Elise herzhaft auf den Mund und die Augen.

Oliva Lange hatte recht, der Kuß nach der Versöhnung war doppelt süß, aber um alle Küsse der Welt hätte Frau Elise doch keinen Mißklang in ihrer Ehe durch eigene Schuld mehr hervorrufen mögen.

Drei Mittagessen.

Eine Heiratsgeschichte von Karl Staudach.

Jedermann hält seinen eigenen Kopf für den klügsten, sein eigenes Kind für das schönste, und seine eigene Liebes- und Heiratsgeschichte für die interessanteste.

Meine Heiratsgeschichte ist wirklich interessant und ich würde glauben, ich hätte sie aus einem munteren Roman gelesen, wenn nicht mein treues Eheweib Juliana neben mir weilte, zu dem ich unmöglich anders gekommen sein kann, als durch nachstehende Heiratsgeschichte.

Ich lebte von meinem neunzehnten bis zu meinem dreißigsten Jahr im Städtchen B. als kleiner Steuerbeamter. Ein lustiger Kerl, der ich war, hielt ich mit aller Welt gut Freundschaft, und sie mit mir. Eingemiethet hatte ich mich in einer Hofkammer, was natürlich den ständigen Witz verursachen mußte vom „Kammerherrn bei Hofe.“ Er war aber völlig ungerechtfertigt, denn ich war überall im Städtchen daheim, nur nicht in meiner Wohnung. Die erstere Zeit zwang mich mein Ka-

nari, daß ich täglich oder nächtlich einmal heimgieng in die Hofkammer, um ihn zu füttern; später trug ich das Vogelhaus der Bequemlichkeit halber zum Lindenbräu, wo ich es im Extrazimmer aufhieng, und das Thierchen denn ordnungsgemäß speisen und tränken konnte. Da einmal der Vogel beim Lindenbräu war, und ich nicht verlangen konnte, daß ihn die Kellnerin atzen und sich von ihm umsonst anpfeifen lassen sollte, so gieng ich täglich hin, aber nur einmal, nämlich zu Mittag nach der Amtsstunde. Ich blieb — Genossen sind in B. immer zuwege — im Extrazimmer sitzen bis spät in die Nacht und legte mich dann der Bequemlichkeit halber unter meinem Vogelbauer auf die Bank hin. Lustig war es immer, Possen gab es jeden Tag und an Alles dachte ich eher, als ans Heiraten.

Da drehte sich eines Abends, als meine Genossen einmal recht vernünftig waren, das Gespräch um das Wirtshausleben. Mitten im Wirtshaus erdreisteten wir uns zu sagen, daß gegen den Trank zwar nichts einzuwenden sei, daß aber die Speisen für die Länge in einem Privathause doch besser schmeckten, als das unabläßige Schnitzel und Roastbeef im Gasthause. Das Gespräch hatte einen philisteriösen Beigeschmack, und schon gar, als den vorhandenen Junggesellen die Gründung eines häuslichen Herdes gerathen wurde. Empört über die süßelnde Moralsiederei des Abends rief ich urplötzlich aus: „Ich brauche keinen eigenen Herd und wenn mir die Wirtshauskost nicht ansteht, so speise ich eben in einem Privathause."

„Wenn Du geladen bist," warf Einer her.

„Bin täglich geladen, wenn ich will!" rief ich, pochte kühnlich auf meine Beliebtheit, deren ich mich in der Stadt erfreute, und hingerissen von diesem stolzen Bewußtsein setzte ich bei: „Uebrigens warte ich nicht erst auf die Einladung, ich gehe ins nächstbeste Haus und speise dort."

Das wäre doch etwas viel gesagt, meinte Einer, und so elastisch dürfte selbst die zäheste Freundschaft nicht sein, daß man dem ungeladenen Gast, wann es ihm beliebt, zu Tische zieht.

„Warum denn nicht?" war meine Frage. „Ich gehe eine Wette ein, daß ich in jeder Familie der Stadt B. speise, wann Ihr wollt! Ich gehe ins Haus und sie werden mich zu Tische laden."

„Was gilt die Wette, Du sitzest auf!?"

„Wer sie verliert," sage ich. „der gibt den Stadtarmen eine Mahlzeit!"

„Wacker!"

„So werdet Ihr mir morgen um halb zwölf Uhr vormittags sagen, in welcher Familie ich zu Mittag speisen soll. Ich werde hingehen und sie werden mich zu Tische laden."

„Angenommen."

„Nur Eines bedinge ich mir. Arme Familien, denen ein Gast schwer fallen würde, sind ausgenommen."

„Selbstverständlich."

„Auf wie viele Tage wollt Ihr es vorläufig versuchen?"

„Auf eine Woche, sagten Einige.

„Auf drei Tage," meinten Andere. „Drei Tage, an welchen Ihm wir die Häuser seines Mittagsmahles vorvorschreiben, werden reichlich genug sein, um den Prahlhans gründlich zu heilen."

So ward es festgenagelt. Ich bestellte beim Lindenbräu schon an demselbigen Abende den Rostbraten des nächsten Tages ab und schlief dann recht wohl auf der Bank unter meinem Kanarivogel.

Am nächsten Tage von acht Uhr Morgens an saß ich wohlgemuth in meinem Amte. Die paar bockbeinigen Parteien, mit denen ich zu thun hatte, konnten mir den Humor niemals verderben. Etwa um Glockenschlag eilf meldete sich der Magen, höflich fragend, was heute zu gewärtigen stehe? — Lass' Zeit, mein Kind, noch weiß ichs nicht. — Um halb zwölf Uhr brachte

der Kanzleidiener ein versiegeltes Briefchen herein. Ich wog es in der Hand und roch einmal darauf hin; nichts von Küchenduft, es war geruchloses Kanzleipapier.

Ich öffnete und las, daß ich heute, Donnerstag den 11. Juni 1885 beim Herrn Apotheker Bitterle speisen solle.

— So, so! Beim Apotheker Bitterle. Ein ganz braver Mann, der Bitterle. Indes, ich hatte ihn erst am selbigen Vormittag angeschnauzt, weil er Umstände mit der Einkommensteuer machte. Herr Bitterle ist ein etwas sparsamer Mann, der das viele Schweinsfett, welches er jährlich kauft, nicht für die Küche eignet, sondern damit in der Apotheke die Hasen-, Dachs-, Kreuzotterfetttöpfe und andere Salbendosen füllt. — Nun, im Gottesnamen, wir wollen es versuchen.

Um zwölf Uhr stieg ich die finstere Treppe hinan zur Wohnung des Apothekers. An der obersten Stufe lag ein großer Kater, der schnurrte mich an, blieb des Weiteren aber liegen. An der offenen Küchenthür blieb ich stehen und sagte, höflich den Hut lüftend: „Guten Morgen, Frau von Bitterle!“ Denn sie stand beim Kochen.

„Uh!“ versetzte sie, „der Herr Karl! Sie suchen gewiß meinen Mann. Er ist in der Apotheke.“

„Er hat ganz recht,“ antwortete ich, „aber mir ist heute die deutsche Küche lieber, als die lateinische.“

„Ist auch gesünder,“ sagte die gescheite Frau, und glättete mit einem Handstrich ihre schneeweiße Küchenschürze.

„Besonders wenn eine so geschmackige Köchin drin steht,“ versetzte ich. „Da kriegt Einer auch ordentlichen Appetit. Aber ich bitte, Frau von Bitterle, kein Schmuck und keine Seiden steht der deutschen Frau so gut, als der Kochlöffel. Allen Respect! Wenn ich nur wüßte, womit die gnädige Frau den Salat einmacht. Tafelöl ist das nicht.“

„Mein Mann ißt den Salat nur mit Leinöl.“

„Nicht möglich!“ rief ich aus.

„Vortrefflich, sage ich Ihnen!“ versicherte die Frau und träufelte das goldige Oel auf das Grünzeug, „wer Leinöl einmal gewohnt ist, der ißt kein anderes mehr. Und gesund für die Brust!“

„Sein mags,“ sagte ich ernsthaft, „sein mag das wohl. Ich glaub's geschwind. Soll ja das beste Oel sein, das Leinöl, hab's immer gehört. Delicat muß es sein! Aber frisch wird man es selten haben können.“

„Wissen Sie was, Herr Karl,“ sagte das Frauchen und wendete mir ihr am Feuer geröthetes Gesicht zu, „wenn Sie glauben, daß wir den Salat mit abgestandenem Oel einmachen, so rathe ich Ihnen, sich vom Gegentheil zu überzeugen, und einmal mit uns zu Mittag zu essen.“

„Liebste Frau Bitterle!“ sage ich und halte die Hand hin, „es gilt. Ich speise heute mit Euch.“

Jetzt kommt der Apotheker die Treppe herauf, der Kater ist still, aber der Bitterle knurrt.

„Du Mann,“ ruft ihm die Frau entgegen, „denke Dir, wir haben heute einen lieben Gast!“

„Hol ihn der —“ brummte Bitterle, „so oft man im Steueramt zu thun hat, ist der Humor für den ganzen Tag weg. Wer ist es denn?“

Da trete ich vor. „Freund,“ sage ich und halte ihm beide Hände entgegen; „die Schrift sagt: wenn Du Jemand beleidigt hast, so lasse die Sonne nicht untergehen, ohne ihn zu versöhnen. Ich mag die Sonne nicht einmal den Zenith überschreiten lassen, ohne Dir Abbitte zu thun. Im Drange des Geschäftes entrollt Einem eben manchmal ein herbes Wort, ohne, daß man die Parteien eigentlich ansieht, wer sie sind. Schlimm war's nicht gemeint, Franz, ich muß mit Dir heute eine Flasche Wein ausstechen, Du, stolpere

nicht, da liegt ein großer Kater. Grüß Dich!"

Da hätte ich den Kerl sehen mögen, der mich jetzt die Treppe hinabgeworfen! Gerührt reichte mir Herr Bitterle die Hand.

„Er gibt uns die Ehre mit uns zu speisen," rief die Frau und war emsig beschäftigt, das Zimmer zu richten und den Tisch zu decken. „Müssen halt fürlieb nehmen. Wenn ichs nur um eine Stunde früher gewußt hätte! Ich habe zwei Hühner. Nun, verhungern werden wir nicht. Ich bitte, ists gefällig?"

Kurz, es ward ein munteres Mahl. Ich wußte allerhand Schnurren und trällerte mitten durchs Rindfleisch und den Leinöl-Salat heraus tirolische Schnaderhüpfeln, denn mein Gastherr war ein Tiroler. Vaterländischen Wein tischte er auf und nach der ersten Flasche schon machte er Allem Ehre, nur nicht seinem Namen Bitterle. Die Frau brachte zum Ueberfluß noch Aufgeschnittenes, wozu ich insgeheim gerne meine Wett-Partner eingeladen hätte, die ich schon unten auf der Straße stehen sah, spähend, wie es mir wohl ergienge beim Apotheker Bitterle. Wie waren sie erstaunt, als ich das Fenster öffnete, und in der einen Hand eine Havannah, in der andern ein schäumendes Stängelglas schweigend, ihnen zutrank auf gute Gesundheit.

So war die erste Probe glänzend ausgefallen und am nächsten Morgen — ich gestehe es — stieg ich absichtlich mit dem rechten Fuß zuerst von der Bank, auf daß ich nicht minder glücklich sein möchte. Vormittags kam mir der Gedanke, ob ich mir gegen alle Fälle nicht ein Paar Frankfurter holen lassen sollte, gewann aber die Oberhand über das Gelüste und erwartete ruhig die Weisung. Punkt halb zwölf war sie da: Heute, Freitag den 12. Juni beim Herrn Propst.

Beim Propst. So schlimm hatte ichs nicht erwartet. Ich hatte die letzte Zeit her — weil man doch auch für die Unsterblichkeit etwas thun will — ein wenig Propagande gemacht für den Altkatholicismus und war deswegen von dem clericalen Wochenblättchen ordentlich plattgebügelt worden, auf was ich schon vergessen hatte. Und nun soll mich der Propst, ein kirchenstrenger Mann, heute zu Tische laden. Noch dazu war Freitag, da die Geistlichen kein Fleisch essen. Die Bosheit meiner Partner war grenzenlos.

Indes, der Muth verließ mich nicht, obzwar ich unterwegs schon den Speisezettel zusammenstellte für das Mahl der Stadtarmen. Als ich durch den Hof der Propstei schritt, begann ich zu ahnen, daß die Wahl des Tages beim Propst doch nicht ganz so boshaft sein mußte, als ich mir vorgestellt. Der bestechendste Schmorduft machte meine Sinne wirbeln; am Brunnen wurden Fische ausgeweidet und ein Mann trug einen Flaschenkorb die breite Steintreppe hinauf. — Heute, wenn Du schlau wärest, heute lohnte es sich der Mühe, dachte ich, aber es fiel mir keine Form und keine Finte ein und klar wurde es mir, wenn der hochwürdige Herr mich aus eigenem Antriebe nicht zu Tische lädt, mit Listen kann man ihm nicht bei, abgesehen davon, daß man sich bei solchen Herren nichts vergeben darf. Ich bedauerte, in meiner Prahlsucht mich zu weit vorgewagt zu haben, in jedem Hause zu B. wird für den Karl doch nicht gedeckt sein.

Ich trat durch das Stiegenhaus, schritt durch einen düsteren Kreuzgang und klopfte an der Thür des Herrn. Als ich eintrat, kam er mir von seinem Pulte her, wo er augenscheinlich gelesen hatte, mit kalter Höflichkeit ein paar Schritte entgegen. Das war's, was ich am meisten gefürchtet hatte. Gegen einen tüchtigen Zornerguß, wie er Halbketzern doch offenbar gebührt, war ich mit allerlei Philosophie und Humor gerüstet gewesen, aber ein glatter Eiszapfen läßt sich nicht anfassen.

Was mir zu Diensten wäre? war seine Frage.

„Herr," entgegnete ich, „es muß nicht heute sein, es kann auch ein andersmal sein. Ich wollte nur gebeten haben, daß Sie mir einmal ein halbes Stündlein schenken möchten. Es läge mir dran, es wäre mir wichtig — heißt das, wenn ich Sie nicht incommodieren sollte."

„Bitte," sagte er kühl und deutete auf einen Lederfessel.

„Ihr seid," versetzte ich rasch Platz nehmend, „in der Nähe besehen doch nicht ganz so schlimm, als wir Ketzer Euch malen. Aber vollkommen trauen mag ich Euch nicht, es müßte mir denn gegönnt sein, anstatt mit dem hochwürdigen Herrn Propst, mit einem wohlwollenden Freund zu plaudern. Auf hohem Kirchenstuhl sitzend, könnten Sie mir meinen heutigen Besuch schrecklich schief nehmen."

Ich gebe mein Ehrenwort, daß — indem ich so sprach — mir nicht der mindeste Faden vorschwebte, an dem ich entlang wollte. Der würdige Herr, der im Ganzen eine recht behagliche und gemüthliche Erscheinung gab, mochte vermuthen, daß der sonst allenthalben wohlgelittene, fröhliche Steuerbeamte sich bei ihm seines altkatholischen Treibers wegen zu rechtfertigen suchen wollte, oder wohl gar Belehrung über diesen Punkt. Er war fein genug, solchem Vorhaben die Wege zu glätten, er schmunzelte und klingelte nach einer Flasche Wein. Das war verfahren. Wer eine Flasche Wein auftischt, hat nicht die Absicht, zum Mittagsessen zu laden. Doch plötzlich zuckte durch meinem Kopf die rettende Idee.

Ich war sehr ernsthaft und sagte: „Es sollte mich nicht kümmern und es gienge mich nichts an. Ihr Herren mögt thun was Ihr wollt. Aber es gilt eine Wette. Ich behaupte, es ist nicht wahr, daß die geistlichen Herren das selbst niemals halten, was sie Anderen predigen. Es ist nicht wahr, daß sich die Herren an Fasttagen Fleischspeisen auftafeln lassen, Fische, Krebse und Schnecken natürlich ausgenommen. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß sie ihre Fastenspeisen mit Schweinsfett kochen. So behaupte ich, aber die Anderen betheuern, Ihr füllet selbst Euere Torten und Freitagskuchen mit Schinken, Ganslebern und anderem Fleische. Das wäre kein Fasttag, habe ich gesagt, und ich gebe es nicht zu. Alle sind gegen mich und wir streiten hin und her und endlich bin ich ihnen hereingefallen. Einen Eimer Reinighauser gilt es."

Mit großer Desparation brachte ich das vor und trank; der Propst lachte und trank auch.

„Ich hätte," fuhr ich fort, „zur Richtigstellung den kürzesten Weg nehmen können, den in die Küche, welchen wahrscheinlich meine Gegner finden werden. Aber ich halte das nicht für correct. Ich gehe stets den geraden Weg und bitte Euer Hochwürden, die Wette entscheiden zu wollen."

„Aber lieber Freund!" lachte der Propst, „wie soll ich in dieser Sache entscheiden? Und wenn ich jeden Freitag eine ganze Fleischbank aufäße, so müßte ich es leugnen und im Worte wenigstens das Kirchengebot vertheidigen. Das sollen Sie ja wissen und wissen es auch, und darum werden Sie, und werden es Ihre Gegner mir nicht glauben, wenn ich sage, daß in meinem Hause das Fastengebot genau im kirchlichen Sinne gehalten wird."

„Herr!" sage ich und stehe auf, „ich habe das Vergnügen, Sie seit neun Jahren persönlich zu kennen. Ihr Wort genügt mir vollkommen."

„Und ich werde es Ihnen trotzdem durch die That beweisen," sagte der Propst, „daß wir katholische Priester auch nach unserer Lehre leben. In zehn Minuten von jetzt ist Mittag, ich werde mich mittlerweile nicht von Ihrer Seite begeben und Sie erweisen mir die Ehre, heute mit mir zu speisen."

„Herr," sage ich und verneige mich tief gerührt, „die Ehre ist meinerseits."

Eine Viertelstunde später saßen wir, ihrer vier heitere Priester und

meine Wenigkeit, im Refectorium und schmausten. Ich muß wohl gestehen, daß ich mein Lebtag keinen stilgerechteren Fasttag gehalten habe, als an jenem Freitag. Erbsensuppe, Salat mit harten Eiern, Forellen mit Krentunke, Rahmstrudel, Hummer mit Mayonnaise, Obst, Käse, schwarzer Kaffee mit Cigarren, Kerschbacher und Ofner-Weine. Als der Kaffee credenzt ward blickte mich der Propst triumphierend an; ich drückte ihm die Hand. „So wird Euch halt immer Unrecht gethan von der bösen Welt," sagte ich. „Hoch! Es lebe die Clerisei!"

Während unsere Gläser aneinanderklangen, erhob sich draußen auf der Gasse ein Lärm. Meine Partner waren wieder dort versammelt und stimmten laut in unser Hoch ein.

„Sie sollen heraufkommen!" rief der Propst, „auch diese Herren müssen sich überzeugen!"

So saßen wir bald Alle zusammen in der Runde und hielten bei munteren Reden ein scharfes Trinken.

Erst im Abenddunkel giengen wir mit illuminierten Köpfen nach Hause, heißt das, ich zum Lindenbräu. Der Propst und ich waren dicke Freunde geworden und mir fiel es nicht mehr ein, mich je noch einmal um den Altkatholicismus zu kümmern, da es sich bei dem noch älteren so trefflich leben ließ.

Nach diesen zwei so glänzend bestandenen Proben hätte ein Anderer an meiner statt wohl erwarten mögen, daß am dritten Tage ihn die Partner selbst zu einem solennen Mittagsmahle einladen würden. Aber der hätte meine Freunde schlecht gekannt. Am dritten Tage um halb zwölf Uhr kam der Befehl, daß ich bei der Frau Regierungsräthin Langen zu Mittag essen sollte. Das war zu viel. Die Frau Regierungsräthin war ein junges hübsches Weibchen, dem erst wenige Wochen früher der Regierungsrath gestorben war. Die Witwe lebte seither ganz zurückgezogen mit ihrem Kinde und einer alten Magd. Die ganze Stadt theilte den Kummer mit der stillen, hochachtbaren Frau, Niemand aber wagte sie in ihrer Trauer zu stören, sie wünschte allein mit ihrem Knaben zu sein und das Andenken an den geliebten Gatten, mit dem sie kaum vier Jahre glücklich verheiratet gewesen war, in der häuslichen Stille zu feiern. Ich, als übermüthiger Bursche und mitunter ganz rasender Witzbold bekannt, war durchaus nicht die richtige Berufenheit, um der trauernden Witwe einen Besuch abzustatten.

Schon wollte ich mich meinen tückischen Partnern ergeben, als mir einfiel, daß auf dieser Erde mitunter ganz unglaubliche Dinge zu geschehen pflegten, daß ein einziger Mann, wie Napoleon, die ganze Welt erobert hätte, warum sollte es mir nicht gelingen, ein einfaches Mittagsessen bei der Frau Räthin zu erobern!

Ich gieng in die Neugasse, wo ihr Haus stand. Schon von außen war dasselbe mit einem gewissen weihevollen Frieden umgeben; die Fenster waren mit weißen Vorhängen verschleiert. Ich zog an der Klingel. Die Magd rief von der Küche her, es sei offen, was man wolle?

Ob die gnädige Frau zu sprechen sei?

„Ach Gott," sagte die Magd als sie mich erkannt hatte, „sie will immer allein sein, und wie gut wäre es, wenn sie sich etwas zerstreuen ließe! Die gute Seele wird mir noch krank. — Versuchen Sie es nur," flüsterte sie, wies gegen die Zimmerthür und machte mit dem gebogenen Finger die Geste des Anklopfens.

Das ließ ich mir freilich nicht zweimal gesagt sein. Nach wiederholtem etwas ängstlichem Klopfen hörte ich ein heiseres Herein. Ich trat in das Zimmer. Sie hatte eben — so viel ich noch bemerken konnte ihr dreijähriges Knäblein geherzt, jetzt stand sie auf und gieng mir ruhig ein paar Schritte entgegen. Ihr Gesichtchen war sehr blaß und in den großen schönen Augen waren Spuren von Thränen, die sie

jetzt wie durch eine zufällige Handbewegung über das Gesicht zu verwischen suchte.

Ich weiß gewiß nicht mehr, welche Worte ich gestottert und was sie mir darauf zur Antwort gegeben hatte. Es ist wohl das Gleichgiltigste gewesen, was man sagen kann und ich sah sofort, hier sei ein rasches Umkehren das Beste. Mit einer verfehlten Thür entschuldigte ich mich und trat mit einigen Verbeugungen überaus plump den Rückzug an. Als ich die Stiege hinabschritt, rief sie von oben nach: „Herr Karl, erlauben Sie! Sie haben gewiß der Verlassenschaftssteuer wegen mit mir zu sprechen und sind zu zartfühlend.... Ich bitte, wenn das der Fall ist, nur heraufzukommen, mir selbst, die sich nun einmal in das Unvermeidliche fügen muß, wird es angenehm sein, wenn sich die Dinge endlich geordnet haben.“

Ich trat wieder bei ihr ein. „Sie sind ja der Freund meines Mannes gewesen,“ fuhr die Witwe fort, „und ich muß mich auch noch bedanken für die freundliche Condolenzkarte . . .“

„Das liebe Kind!“ rief ich aus und beugte mich zum blondlockigen Knaben nieder. Dieser blickte mich etwas befremdet an und fragte dann die Mutter: „Ist das Papa?“

Die Frau antwortete nicht, sondern wendete sich bei Seite und weinte.

Ich hob das Kind auf meine Arme, trug es gegen die Mutter und flüsterte ihm zu: „Sage der lieben Mama, sie soll nicht weinen; sie hat ein so herziges Büblein, sie ist so jung noch und soll sich wieder freuen an der schönen Welt.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie und legte einen Augenblick ihre Hand auf meinen Arm, „die Leute meinen es so gut mit mir. Es ist eine traurige Zeit für mich.“

Jetzt kam die Magd mit einem braunglasierten Töpflein und einem Schüsselchen herein und sagte zum Knaben: „Fritz, Deine Suppe ist da!“

„Ich mag nicht,“ antwortete der Kleine und machte sich zutraulich mit meiner rothen Halsbinde zu schaffen.

„Fritzchen,“ ermahnte ihn die Mutter weichmüthig, „sei brav, iß jetzt deine Suppe.“

„Ich mag nicht,“ sagte der Kleine.

„Schau, Fritz, wie groß Du schon bist!“ sagte ich und hob das Kind hoch empor, was ihm Spaß machte, „und Du wirst noch größer, viel größer, wenn Du Deine Suppe ißt. Dann wirst Du so groß wie ein Baum.“

„Wirst Du auch so groß wie ein Baum, wenn Du Suppe ißt?“ fragte der Knabe.

„Ei freilich.“

„So iß. Dann esse ich auch.“

„Gut, Junge,“ rief ich vergnügt, „wir wollen miteinander die Mittagssuppe essen.“

Ich setzte mich zum Tisch, nahm den Kleinen aufs Knie und wir löffelten beide ganz emsig die Suppe aus. Hierauf schlang Fritz seine Aermchen um meinen Hals und sagte: „Papa, jetzt darfst Du nicht mehr fortgehen.“

Ich blickte auf die junge Witwe, unsere Augen zuckten so seltsam aneinander, daß ich erschrak. Und wie mich dünkt, sie war auch erschrocken.

Wir wechselten hierauf wieder einige gleichgiltige Worte, ich sagte, daß ich meine Amtssache doch besser ein andermal abmachen wolle; dem Kleinen versprach ich, daß ich bald wieder kommen würde, und so verließ ich die Wohnung.

Unten stand einer meiner Partner und machte ein triumphierendes Gesicht. „Diesmal also abgeblitzt!“ lachte er.

„Wie so?“ fragte ich, „bin eingeladen worden und habe zu Mittag gegessen.“

Drei Monate später gieng ich mit demselben Partner schwarz befrackt zur Frau Regierungsräthin, aus welchem Anlaß — ihr werdet es vermuthen. Sie zierte sich nicht lange, sondern erbat sich die Jährung des Todesfalles.

Am 13. Juni 1886, es war das liebliche Pfingstfest, haben wir Hochzeit

gehalten. An demselben Tage gaben meine Wett-Partner den Stadtarmen ein Mahl. Rindsuppe mit Mark und Leber, Rauchfleisch mit Kren, Schweinsbraten mit Salat, Reispudding und Wein. Ich führte meine junge Frau in den Saal, daß wir uns an dem Behagen der alten, lahmen und tauben Tafelgäste erfreuten. Alsogleich boten sie uns einen Ehrenplatz, wir tranken auf ihr Wohl, und sie tranken auf gute Gesundheit des Mannes, der — ein Liebling der Stadt — nicht bloß zu Tische geladen wird von den Wohlhabenden, sondern auch von Kindern und Armen.

Ich aber ließ vom Lindenbräu den Kanarienvogel holen und in unsere neue Wohnung bringen, nahm von dieser Zeit keine Wetten des Mittagstisches wegen mehr an, sondern speiste stets bei mir selber. Und mit gutem Appetit.

Drei Frühlingslieder.

Von Gustav Starcke.

I.

Aus dumpfer Zimmerschwüle
Mit Macht treibt's mich hinaus,
Die engenden Gefühle
Laß ich, gleich Faust, zu Haus.

Der Mai lacht auf den Fluren,
Grün schimmert schon das Feld,
Mit Auferstehungsspuren
Bedeckt sich rings die Welt.

Nun, Du gedrückte Seele,
Breite die Flügel weit
Und mit des Vogels Kehle
Juble voll Seligkeit.

II.

Heb Dich über Thal und Hügel,
Laß den grünen Wiesenplan,
Breite, Seele, Deine Flügel,
Schwing Dich jauchzend himmelan.

Bade Dich im reinen Aether,
Labe Dich im Sonnenglanz,
Gleich dem andachtsvollen Beter
Vor der heiligen Monstranz.

Denn wohin Dein Blick sich wendet,
Staubbedeckt Dein Fuß auch geht,
Von der Schönheit Macht geblendet
Grüßt Dich Gottes Majestät!

III.

Blüten, Blüten überall,
Blüten allerwegen,
Blüten weh'n von Berg und Thal
Grüßend mir entgegen.

Blüten weh'n zu meinem Fuß
Wie in flücht'gen Tänzen,
Blütenmai und Blütengruß
Kommt mein Haupt zu kränzen.

O Du holder Blütenschnee,
Schönster aller Boten,
Schwing Dich auf und grüßend weh'
In das Reich der Todten.

Nicht nur mir mit Würzehauch
Sollst Du milde fächeln,
Nein, den lieben Todten auch
Gönne Frühlingslächeln;

Denen nun kein Mai mehr lacht,
Ihre Gräber kröne,
Daß sie in der Todesnacht
Ahnen Deine Schöne!

Der Maibaum.

Ein Bild aus dem steirischen Volksleben von R.

Zum Maiengruß ein frisches minniges Bild aus dem Leben. Wem es neu ist, der mag sich an der frohen Volkssitte ergötzen, wem es bekannt ist, der bedenke, daß auch der Mai Jedem bekannt ist und doch Keinem langweilig, wenn er sich wiederholt. Der Maibaum ist ja auch ein Stück Mai. —

„Bauer," sagt der Kleinhäusler Poldel, „was kostet der Baum, der oben im Schachen steht, wo sich die Wege kreuzen, der junge hochaufgeschossene Fichtenbaum?"

„An dem das Vogelnest ist?" entgegnet der Bauer.

„Schau, Bauer, hast Du ihn schon so genau beguckt?"

„Freilich, und mir scheint, Du hast's auch gethan, Poldel. Vielleicht nimmst einen Andern."

„Ich brauch' einen, der gut steht."

„Eh, das weiß ich, daß Du einen solchen brauchst. Für Welche denn, wenn man fragen darf?"

„Werden wir handelseins, Bauer, so sage ich Dir's. Was das Bezahlen anlangt: einen Tag zum Kornschneiden hast mich, im Sommer wenn's zeitig ist."

„Eine Red'! Poldel, der Baum gehört Dein. Für meine Dreifaltigkeit thut's auch ein anderer."

So wird's ausgemacht zwischen dem Großbauer und dem Kleinhäusler. Der Großbauer ist diesem weit über, an Bäumen und an Jahren. Er denkt nicht mehr d'ran, einem Dirndl den Maibaum zu setzen, er wendet seine Inbrunst bereits einem Andern zu und simuliert, wie er am ersten Maitage dem lieben Gott eine Aufmerksamkeit erweisen werde dafür, daß er es wieder Frühling werden lassen, daß er das Korn, welches im vorigen Herbst in die Erde gelegt wurde, wieder aus dem Grabe ruft, und daß er den Bauer diese erfreuliche Zeit noch einmal ließ erleben. Vor dem Hofe auf freiem Anger steht eine kleine Kapelle mit dem Bildnis der heiligen Dreifaltigkeit. Der Bauer wird im Walde einen jungen schlanken Baum schlachten, wird ihn entrinden bis an den Wipfel, an diesem die grünen Zweige schmücken mit bunten Bändern und rothen Rosen aus Papier, und wird diesen Baum an der Dreifaltigkeits-Kapelle aufrichten, daß es ein öffentliches Dankopfer sei, oder daß — wie einmal der Hegel-Natz so unziemlich gesagt hat — die Leute sehen: der Großbauer bleibe dem Hergott nichts schuldig und er bezahle den schönen Mai mit dem noch schöneren Maibaum. Denn um die künstlichen Blumen und Bänder ist letzterer erstere m „über".

Dieser Maibaum braucht das Tageslicht nicht zu scheuen; am Vorabende des ersten Mai wird er gelassen und sorgfältig aufgestellt, und setzt's für die Arbeiter hernach ein gutes Vesperbrot. Und wenn dann in der Dämmerung die Fledermäuse hin- und herzufahren beginnen, sehen sie den Stamm, der so weiß ist, daß er ihren schwachen Augen weh thut. Also wär's, wenn die Menschen Mai machen müßten: lauter kahle, trockene Stäbe, lauter dürrer, buntbestrichener Flitter! Aber den lieben Gott freut der gute Wille doch, und reicher und gewaltiger an Schönheit und süßer Pracht läßt er

den Lenz erstehen in den Thälern und auf den Bergen.

Jetzt aber, der Kleinhäusler Poldel, der muntere lebfrische Bursche, der gibt seinem Maibaum eine andere Bedeutung und einen anderen Boden. Sein Maibaum muß wachsen über Nacht, wie Pilze wachsen nach einem Regen; keinen Spatenstich darf man hören, ohne alles Geräusch muß der schwere, schlanke Stamm emporgehoben und in die Grube gesenkt werden. Im Rübelhof ist sie daheim, die Kleine! die Liebe! Der Poldel ist schon so weit mit ihr in Richtigkeit, nur will sie's immer noch nicht recht glauben, daß es sein Ernst ist. Uebermüthige Burschen machen oft Späße mit solchen Dingen, und Mädchen, die d'rauf gehen, werden ausgelacht — und oft mehr als das.

Da kommt der erste Mai und mit ihm ein Landesbrauch, der dem Poldel Gelegenheit gibt, es öffentlich auszurufen: Er freit das Dirndl im Rübelhofe!

Im Walde oben, wo der Baum gefällt worden, wird er auch entschält — Alles ganz heimlich — nur der grüne Wipfel mit seinen weichen Zweiglein und Kreuzlein bleibt gar sorgfältig geschont und hat sich der Poldel viel Tabakgeld kosten lassen, um ihn mit rothen und blauen Seidenbändern zu schmücken, vielleicht noch ein Herz oder einen Reiter aus Lebkuchen oder dergleichen hinaufzuhängen. Beim Entschälen des Schaftes wird geachtet, daß hoch oben ein paar Rindenkränze d'ran bleiben, die wie Kronen gezackt werden.

Die Kameraden sind bestellt, und kommt die Nacht, so tragen sie diesen Baum hinab in das Thal, und am Rübelhofe, gegenüber dem Kammerfenster des Dirndl's wird er aufgestellt. — Im Hause schläft Alles; der Kettenhund ist bestochen, die Arbeit wird mit Mühe vollbracht. Oft geräth es nicht, der Baum hängt, hängt nach einer Seite — das ist des Teufels. Noch öfter steht er gerade empor zum Himmel, und das ist — Gottlob — beim Poldel der Fall.

Nun — die Arbeit gethan — wird ein wenig geminnt. Der Bursche stellt sich an's Fensterlein und macht mit halblautem Geflüster seinen Spruch:

„Mein Herz und mein Sinn
Ist im Kamerlein drin,
Wia stell ih's denn an,
Daß ih nach eini kann?“

Junges Blut hat guten Schlaf, aber derlei weckt es doch. Nur ist das Dirndl im Rübelhof so schlau und meldet sich nicht, denn sie will noch mehr so Sprüchlein hören. Daher fährt er fort:

„Du herzi liabs Schatzerl,
Du Himmelschlüssl,
Steh' auf und mach auf
A kloanwinzigs Bissl.“

Inwendig ist ihr schon über die Maßen heiß, nach außen bewahrt sie immer noch die Ruhe.

Da singt er:

„Dirndl, bist stulz
Oder kenst mih nit,
Oder is däs
's recht Fensterl nit?“

Jetzt gibt's für sie kein Halten mehr, denn das letzte Liedel ist voll von Irrthümern. Sie kennt ihn recht gut und ist vor ihm auch nicht stolz, daher ist es wohl wahrlich das rechte Fensterl. Ein klein wenig thut sie den Schuber auf und flüstert heraus:

„Ih bin nit stulz
Ih kenn Dih wul,
Du bist da Bua,
Der kema sul.“

Weiter zu horchen geziemt uns nicht. Es muß uns genügen zu wissen, daß in stiller Nacht der Maibaum seine Weihe erhält. Und was die Nacht huldreich verhüllte, der Maimorgen macht es freudig offenbar. Als das Dirndl das Fenster aufthut,

damit die Mailuft hereinkann — denn Alles trachtet an diesem Morgen der Frische zu, „Mailuft schöpfen! Mailuft schöpfen!“ — da sieht sie's: vor dem Fenster steht schlank und blank in der hellen Sonne das Ausrufungszeichen der Liebe!

Was sagen die Leute dazu? — Schau, schau! sagen die Leute dazu, und das ist sehr viel gesagt. Der Vater, die Mutter lassen ihr Töchterlein rufen.

„Vater, vielleicht hat's der Bruder gethan, er hat mich gern.“

„Der Bruder, mein Kind, der hat das nicht gethan. Schau hinüber dort an die Berglehne, vor dem Lehmerhof steht auch ein weißer Stamm. Das hat Dein Bruder gethan.“

„Mutter, so haben sie es unserer Magd gethan.“

„Leugne es nicht, Kind. Wenn's sein Ernst ist! Wir können es uns ja wohl denken, wer Dir den Maibaum gebracht hat. Aber sag' nicht zu früh Ja. Laß ihn neunmal fragen, bis Du Ja sagst. Im Ehestand kommt eine Zeit, wo er Dir das vorzeitige Ja vorhalten wird. Laß ihn neunmal fragen, damit Du ihm's vorhalten kannst.“

Das thut sie. Schon am nächsten Sonnabend kommt er und frägt sie neunmal rasch hinter einander. Nach dem neunten Mal sagt sie ebenso rasch: ja. Der Vogel, der oben im Wald sein Nest gebaut, hat den schlanken Baum nicht vergessen, er muß ihn wohl noch am Wipfel erkennen, denn er fliegt um den Maibaum, daß seine Flügel an die zitternden Bänder schlagen . . .

Wenn Ihr, liebe Freunde, im Frühsommer durch's schöne steierische Land fahret, so seht Ihr in den Dörfern die weißen Schäfte mit den buschigen Wipfeln hoch aufragen über die Dächer. Ihr wisset nun, daß sie entweder frommen Sinn bezeigen oder helles Liebesglück bedeuten. — Auch die Wirtshäuser stellen mitunter Maibäume auf, um Gäste herbeizulocken. In einzelnen Gegenden pflegt man mit Wein gefüllte, gut verkorkte Flaschen an den Wipfel zu hängen, die dann im Frühherbst, wenn der Baum umgelegt wird, ausgetrunken werden sollen. Solcher Trunk ist für allerlei Herzweh gut. Manchmal sind auch schlimme Sachen an dem Wipfel, Sachen zu Hohn und Spott, denn so ein Maibaum verdankt seinen Ursprung mitunter der Eitelkeit, der Eifersucht, der Tücke &c.; das Bauernherz hat mehr Kammern als vier.

An Maibäumen ist schon manche fröhliche, aber freilich auch manche tragische Dorfgeschichte gewachsen. Von schlimmer Bedeutung ist ein verstümmelter Maibaum. Es geschieht oft, daß er schon in der ersten Nacht, oder in einer späteren — denn er steht über den Hochsommer hinein — von boshafter Hand, zumeist aus Eifersucht, beschädigt wird. Da hängt er am Morgen entweder nach einer Seite hin — schief und quer, wie ein Strich durch die Rechnung, oder der weiße Stamm ist beklext, es flattern an ihm schmutzige Fetzen, oder er ist gar aus seinen Grundfesten gehoben, auf den Boden hingeworfen worden, und sein Wipfel ist zerzaust, geplündert, ist vielleicht vom Stamme getrennt, auf den Dunghaufen hingepflanzt und geziert mit zweideutigen Symbolen. Und der Baum, der von einem lieben Burschen dem Dirndl zur Ehre aufgestellt worden, wird nun ihr zum Schimpf, der nimmer vergeht. — „Ei schau! Ei guck! Das ist Die mit dem verstümmelten Maibaum!“ Das Wort verfolgt sie so lange, bis sie sich in die Arme des Ehemanns zu retten vermag. Nach Einer mit verstümmeltem Maibaume ist aber keine große Nachfrage; der ursprüngliche Geliebte wird nachdenklich und argwöhnisch. „Ganz ohne Grund kann's doch nit sein! Es muß was dahinter stecken!“ Wenn's auch noch zur Heirat kommt, die reinen Freuden sind dahin. Und so

braucht man gar nicht abergläubisch zu sein, um an der Verstümmelung eines Maibaumes schlimme Vorbedeutung zu sehen.

Ich weiß etwas von zwei Männern. Die giengen in einer Nacht neben einander über den Feldweg. Der Eine war groß, hatte übermäßig breite Schultern, der Kopf, auf dessen Nacken ein zerschlissener Hut saß, war stark nach vorn eingeknickt. Er hatte eine scharfkrumme pfusternde Nase und unter derselben einen buschigen Schnurrbart, der in der Nacht schwarz, beim Tage aber grau war. Er hatte nur noch das rechte Auge, das linke mußte er einst in seiner Jugend der Herzliebsten opfern, oder vielmehr dem wüthigen Nebenbuhler, der es ihm bei einer Rauferei aus der Höhle schlug. Das war der Holzknecht-Werfel.

Der Andere war ein schlankes, behendes Bürschchen, aufrecht wie ein Kerzlein, hatte den halb städtischen Hut tief in die Stirn gedrückt und machte zwei schlenkernde Schritte, so oft der Große mit seinen krummen, hageren Beinen und mit Stütze des Stockes einen schwerfälligen Schritt that. Der Kleine war der Schuster-Sydel.

Sie waren am Kreuzwege zusammengetroffen.

„Schuster-Sydel!“ sagte der Holzknecht, „wo gehst denn heut' noch hin — so spat?“

„Ich hab' Dich auch nit gefragt, wo Du hingehst,“ antwortete der Andere.

Sie giengen neben einander, und so oft sie an eine Wegzweigung kamen, hoffte Jeder, der Andere würde abbiegen. Aber sie giengen nicht auseinander, sie hatten den gleichen Weg, und der führte sie zum Kogelhof.

„Bist jetzt da daheim?“ fragte der Schuster.

„Bist Du jetzt da daheim?“ fragte der Holzknecht.

„Bei der Nacht brauch' ich keinen Schatten,“ sagte der Schuster.

„Hab' ich Dich gebeten, daß Du neben mir dahergehen sollst?“

Beide blieben stehen. Sie standen unweit dem Kammerfenster der schönen Haustochter Thrinel.

„Ich glaube gar, der alte Schragen will auch noch zum Fenster!“ knurrte der Schuster.

„Schenirt Dich das? Mich nit, und ich denk', sie auch nit.“

„Du Werfel! Bei dem Fenster hast nichts zu thun, das sag' ich Dir!“

„Höllsaggra!“ fluchte der Holzknecht und schwang seinen Stock, „ich will Dir weiterhelfen!“

Im selben Augenblicke ertönte vom Hofe her eine derbe Stimme:

„Wart's, Ihr Kater, Ihr verliebten, ich will Euch Sauborsten in die Haut schuissen!“

Die beiden Männer stoben aus einander, und nun sah man's, wie flink auch der Werfel noch laufen konnte.

Die Thrinel weinte die halbe Nacht darüber, daß der Vater den Sydel verscheucht hatte, dessen Gasselsprüchen sie so gerne lauschen mochte. —

Einer der nächsten Tage brachte den Mai. Als die Thrinel ihre blauen Augen aufschlug, stand draußen vor dem Fenster im goldenen Morgensonnenschein ein Maibaum.

Sie erschrickt in heißer Freude; der ist vom Sydel. Aber geht denn ein Sturmwind, daß der Baum so zittert und wankt? Sie eilt an's Fenster, da sieht sie es, am Fuße des Maibaumes ringen zwei Männer. Der Sydel und der alte Werfel. Den Baum haben sie in der Mitte und ringen mit verbissenen Flüchen. Der Werfel will den Stamm aus der Erde heben, der Andere sucht ihn zu halten, zu schützen. Aber der Holzknecht weiß besser umzugehen mit den Bäumen, als der Schuster — der Stamm hebt sich, noch ein Ruck! er wankt, neigt sich, fällt und reißt die beiden Kämpfenden mit zu Boden. — Ein dumpfer Schrei, ein Blutstrom aus dem Munde

des Werfel — der Baum ist ihm auf die Brust gefallen.

Die Leute eilen jammernd zusammen. Die Thrinel stürzt hin auf den Sterbenden, herzt ihn, küßt ihn, als wäre es der Andere.

„Ich habe genug," stöhnte der Werfel, „Thrinel, dieses Blut, das ist ein schlimmes Blut gewesen. Legt's mich tief in die Erden, daß ich die Weiber in Ruh' laß. Thrinel, geh' zum Andern, der ist noch gesund." —

Vor wenigen Jahren hat sich das zugetragen in einem Hochthale der Steiermark. Der Schuster wollte die Bauerstocher hierauf zum Weibe haben, sie sagte:

„Ich bin Dir nicht feind, Sydel, aber ich nehm' Dich nicht. Der Werfel thäte zwischen uns stehen . . ."

So hatte sie der Alte herumgekriegt. Einen, der ihretwegen lebt, thatet und leidet, können die Weiber vergessen, aber Einen, der ihretwegen stirbt, den vergessen sie nicht. Frischt schon nicht immer die Liebe das Gedenken auf, so thut's doch die Eitelkeit gewiß. —

Es gibt Leute, denen die Liebe ohne öffentliches Ausrufungszeichen besser behagt.

„So warm is ka Feuer,
Ka Gluath is so hoaß,
Als wia hoamliche Liab,
Von der Neamand was woaß."

Oder:

„Wia stiller die Nacht,
Um so schöner sein d'Stern,
Wia hoamlicha d'Liab,
Desto mehr hab' ih's gern.

Ih thua Dih wohl liabn,
Aba sagn därfst es nit,
Wan's d'Leut amal wissn,
Nachher mag ih Dih nit."

Für diese Art der Liebe ist der Maibaum nichts, sie hat nicht die Wege und nicht die Absicht, den Priester am Altare in ihre Sache dreinreden zu lassen. Ein Maisträußlein von Veilchen und Rosenknospen, das in heimlicher Nacht der Bursche der Auserwählten an's Fensterlein steckt, hat für Manche mehr Anwert, als der hochragende weiße Baum, aber das heimliche Sträußchen — ich möchte es trotzdem der Jungfrau nicht rathen — es ist ein gefährlich Ding. Aus dem Maibaume kann man Brautstäbe schnitzen, wie solche früher als Zeichen der Würde des Ehestandes getragen worden sind. Der Strauß welkt aber, und wenn man seine dürren Blätter in's Gebetbuch legt und sie in späteren Tagen wieder ansieht, so muß man dabei weinen. —

Ein junger Bauerndichter hat einst seiner Liebsten den Maibaum unter Couvert geschickt:

„Der Mai, der schöne Mai
Is erfreuliche Zeit,
Is die ganz Welt voll Liab
Und voll Lustbarkeit.

Im Wasserl drein glanzt's
Und in Lüften is 's z'hörn,
Auf'n Bamerl steht's g'schriebn,
Daß Du mein sollst wern.

Es sung schon das G'sangl,
Es sung schon dä Weis
Der Adam und d'Everl
Im Paradeis."

Dieser Maibaum oder Maistrauß ist bis heute noch nicht verdorrt; der Poet hat die Braut zum rosengeschmückten Altare und von demselben in sein Haus geführt. Das Haus wird beschützt von einem stattlichen Fichtenbaume, der im Sommer die Blitze wehrt, im Winter die Stürme, und im Frühling ein grünender Tummelplatz ist all den munteren, jubelnden Vöglein, die das stille häusliche Glück hell hinausschmettern unter dem blauenden Himmel über die blühende Erde. Ist er Euch recht, dieser Blick auf das aus der Mode gekommene Eheglück? Ich sage Euch das: der wahre Liebes-Mai unseres Lebens liegt in der Ehe. Alles Andere ist — April —!

Vierblätteriger Klee.

Plauderei von Th. Born.

Ein vierblätteriges Kleeblatt bringt Glück. Woher die Verheißung wohl stammen mag? Wenn man sich so ein liebliches grünendes Etwas betrachtet, genau, eingehend, kommt es einem wohl vor, wie ein glückbringender Talisman. Die zierlichen Blätter in Herzform, die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung, das klingt so harmonisch, denn Hoffnung und Herz sind ja so eng verwebt mit dem Begriff Glück.

Warum aber gerade das vierblätterige Kleeblatt glückbringend sein soll? Gewiß weil man es so selten findet, so selten wie — das Glück. In jeder Menschenbrust wohnt die Sehnsucht nach Glück, nur die Auffassung ist verschieden. Der Eine sucht das Glück in Geld und Gut, der Andere in Ruhm und Ehr', der Dritte in Lieb' und trauter Häuslichkeit. Jeder ringt und kämpft und jagt nach seinem Ziele und glaubt er es erreicht, dann findet er's so unvollkommen, so ganz anders als er sich's vorgestellt und ist enttäuscht, entmuthigt, die Sehnsucht ist nicht gestillt, der Kampf beginnt vom Neuen und endet aus — im Grab.

Wie schön sagt der Dichter: „Das größte Glück ist ein bescheiden einfach Herz."

Ein einfach Herz, ein Herz, daß sich zufrieden gibt mit dem, was das Schicksal verhängt, das froh den Augenblick genießt, das nichts Vollkommenes verlangt in der unvollkommenen Welt.

„Einst lebte ein Mann, der ausgestattet war mit Allem, was der Mensch Glück nennt. Er hatte Geld und Gut, Ruhm und Ehr', jedoch er war nicht glücklich. Er versagte sich keinen Wunsch, er befriedigte all sein Verlangen, sein Ich war der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte, er flatterte von Freud zu Freude, aber sein Herz hatte kein Theil daran.

Von Sehnsucht überwältigt, breitete er die Arme aus und rief: „Wo bist Du Glück? wo suche ich Dich? ich muß Dich haben, ich breche mir Bahn zu Dir und müßte ich mit der Hölle um Dich ringen!" — Da vernahm er eine Stimme, welche ihm geheimnisvoll zuflüsterte: „Dort oben, am Gipfel jenes Berges, da findest Du das Glück." Da jauchzte seine Seele auf und mühsam erklomm er die steile Höh'. Oben angelangt, fand er zu seinen Füßen ein Fleckchen Erde, dicht besäet mit vierblätterigem Klee. „Ha, nun fasse ich Dich, nun halte ich Dich, Glück, nun bist Du mein," rief er leidenschaftlich und gierig entriß er die zierlichen Blättchen der Mutter Erde und barg sie an seinem Busen. Da strauchelte sein Fuß und von Schwindel erfaßt stürzte er in die Tiefe.

Nach langer Zeit gieng ein Wanderer an einem kleinen stillen Hause vorbei, das abseits von der Heerstraße lag und da er hungrig und müde, begehrte er Einlaß und bat um Lager und Brot. Beides wurde ihm gewährt. Als er ausgeruht und gesättiget war, frug er nach dem Herrn des Hauses, um selben für das Erhaltene danken zu können. Da führte man ihn in ein freundliches Zimmer, das auf den Beschauer einen eigenthümlichen Reiz ausübte. Man sah nur einfache Möbel, aber rings Blumen und Vögel, Bücher und Noten, Alles so harmonisch geordnet, so sinnig vertheilt, daß

man das Empfinden hatte, hier wohnt ein zufriedener Mensch.

Vor einem großen Schreibtisch saß ein Mann mit durchgeistigten Zügen in einem Schlafstuhl, zu dessen beiden Seiten Krücken lehnten. Ober dem Schreibtisch hieng unter Glas und Rahmen ein Kranz aus getrocknetem vierblättrigem Klee und in Mitte des Kranzes standen die Worte: „Semper felix". — Stumm besah der Wanderer die traute Umgebung eine Weile, dann fragte er plötzlich, auf den Kleekranz deutend: „Wer hat Dir das Bild geschenkt? Das hält nicht was es verspricht."

„Du irrst," rief der Mann im Lehnstuhl, „es hält was es verspricht, es brachte mir, wonach ich mich sehnte — den Frieden."

Vierblätteriger Klee bringt Glück, woher wohl mag die Verheißung stammen?

Ein alter Edelmann lebte mit seinen beiden Söhnen auf dem Schlosse seiner Ahnen. Da rief Vaterlandspflicht einen der zwei Jünglinge vom heimischen Herde. Als er hinauszog zum Kampfe, da legte der Vater beide Hände auf seines Kindes lockiges Haupt und sprach: „Zieh' hin in Frieden und sei glücklich."

Und er zog hin. — — Längst schon war der Kampf beendet und siegestrunken waren die Krieger heimgekehrt; der Sohn aber kam nicht. Da jammerte der Greis: „Ich gab meinem Kinde Glück- und Segenswunsch mit als Geleite und er kehrt nicht wieder."

„Vater, ich gehe den Bruder suchen und bring ihn Dir oder ein Zeichen seines Glückes," sprach der jüngere Sohn zum Vater.

Er zog weit hinaus in ferne Lande, um den Bruder zu suchen, bis er ihn fand — in kühler Erde. Lange starrte er thränenfeuchten Blickes auf den einfachen Hügel, der so ein reines Heldenherz deckte, dann dachte er schmerzbewegt an den Vater. „Was sag' ich ihm? was bring' ich ihm?" Da lugte ein vierblätteriges Kleeblatt aus dem duftigen Grase am Grabesrand.

Schweigend nahm es der Jüngling an sich und ging.

„Du kommst allein?" fragte der Greis den rückgekehrten Sohn.

„Ich komme allein."

„Du fandest ihn nicht?"

„Ich fand ihn."

„O sprich, ist er glücklich? Wo hast Du das Zeichen seines Glückes?"

Schweigend reichte der Jüngling das Kleeblatt hin. Da leuchtete das Auge des alten Mannes auf.

„Sprich, gab er Dir dieses?"

„Er gab es nicht, ich nahm es — von seinem Grab."

Ein vierblätteriges Kleeblatt bringt Glück, woher die Verheißung wohl stammen mag? Wenn ein Menschenkind eine Blume oder ein Blatt bricht, um es zu zerstücken und wegzuwerfen, ohne dabei zu denken, begeht es einen Frevel. Doch wer Blühendes gepflückt, um sich oder was immer damit zu schmücken, um sich zu erbauen, dabei zu denken, zu fühlen, der thut recht, denn Gedanken und Gefühle, die aus Menschenkopf und Menschenbrust entspringen, weihen und heiligen. Wer aber könnte gedanken- und empfindungslos ein vierblätteriges Kleeblatt brechen?

Die Verheißung, welche sich daran knüpft, ist sicherer Bürge dafür. Sowie das Auge darauf fällt, hat Kopf und Herz Theil daran. So mächtig ist in der menschlichen Brust die Sehnsucht nach Glück, daß das geringste Zeichen schon Freude schafft und die ist oft echter, als das Glück selbst.

Menschenkind, findest Du ein vierblättriges Kleeblatt, trag' Dir's heim, die Hoffnung ist ein großes Gut — ist Glück.

Die Musterzeitung.

Eine Plauderei von Emil Peschkau.*)

In Winkelsroda lebte ein Mann Namens Stephan Mitscherlich, der zur Zeit dieser Geschichte eine große Zeitung leitete, die er vor kurzem selber gegründet hatte. Mitscherlich war in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen und hatte unter mannigfachen Schwierigkeiten seine Studien vollendet. Er versuchte es dann mit literarischen Arbeiten, die aber kein Glück hatten, weil er wohl den guten Willen, das tüchtige Herz und den hellen Verstand besaß, ohne die man ja überhaupt nicht schreiben – sollte, aber nicht jene Gabe der Darstellung, die allein Manchem schon, wenn auch nicht zu bleibendem Ruhm, doch zu Geld und Ehre verhalfen. Der Erzähler hätte sich denn auch mit Herrn Mitscherlich kaum weiter zu beschäftigen, wäre diesem nicht, während er gerade noch in den besten Jahren stand, eine reiche Erbschaft, die weit über eine Million ging, zugefallen. Nun konnte er seinen philantropischen Neigungen, denen er bisher nur mit der Feder in der Hand nachging, auch in Wirklichkeit leben und er traf sofort allerlei Veranstaltungen, von denen er einen Nutzen für die Förderung der Menschlichkeit erhoffte. Die weitaus bedeutendste seiner Unternehmungen war eine große Zeitung, welche er in Winkelsroda unter dem Titel „Die Bildungswarte“ herauszugeben begann. Seine literarischen Arbeiten hatten sein Interesse natürlich frühzeitig auf den Journalismus gelenkt und er hatte die tiefen Schäden, an denen derselbe krankt, schnell erkannt. Nun wollte er ein Blatt herstellen, das eine Musterzeitung, ein Vorbild für die Zukunft werden sollte. Er that das Menschenmöglichste, indem er es an eigener Arbeit nicht fehlen ließ und keine Kosten scheute. Er war Monate lang auf der Fahrt nach Redacteuren, denn es schien ihm in erster Linie nöthig, keinen sogenannten verfehlten Existenzen, denen es nur um den Broterwerb zu thun ist, die Führung des Blattes anzuvertrauen, sondern nur allseitig gebildeten, schriftstellerisch begabten Männern, die ihr Amt mit dem heiligen Ernste eines wahren Priesters auszufüllen gewillt sind. Er suchte seine Mitarbeiter nur in den Reihen der Dichter, Künstler und Gelehrten und verbannte jeden Dilettantismus. Weder politischer noch sonstiger Klatsch sollte die Seiten des Blattes füllen und auch das kleinste Artikelchen sollte eine schriftstellerische Arbeit sein. Er kaufte keine Scheren für seine Redaction und beschloß, den Telegraphen, dieses unermüdliche, triviale Klatschweib der Gegenwart, seinen Lesern so viel wie möglich vom Leibe zu halten. Mit diesen und anderen ähnlichen Vorsätzen gieng er an die Gründung der „Bildungswarte“. Er war mit Leib und Seele bei dem Blatte, es gefiel ihm von Tag zu Tag besser und er wäre ganz glücklich gewesen, wenn er nicht aus allerlei Zuschriften die Wahrnehmung gemacht hätte, daß die Zeitung doch nicht Alle befriedigte, und wenn ihm nicht die auffallend geringe Abonnentenzahl zu denken gegeben hätte. Das sollte an-

*) Aus dessen trefflichem Buche: „Zeitglossen.“ (Leipzig. W. Friedrich.)

ders werden. Die „Bildungswarte" mußte so vollkommen werden, daß Niemand an ihr etwas aussetzen konnte, und die Auflage — so meinte er — würde dann von selbst steigen. Er entschloß sich deshalb, die Wünsche und Meinungen des Publikums selbst zu studieren und an dem Werke, das schon jetzt sein ganzes Leben ausfüllte, nach Kräften zu meißeln und zu glätten.

An einem schönen Frühlingstage bestieg er vergnügten Herzens den Eisenbahnzug, der nach dem Süden führte. Sein rundes Gesicht sah so freundlich aus und seine kleinen, grauen Augen blickten so heiter hinter den großen Brillengläsern hervor, daß der Mann, welcher ihm gegenüber im Coupé saß, dachte: „Der hat gewiß einen Treffer in der Lotterie gemacht oder einen Kunden recht über's Ohr gehauen!" Und wirklich dachte Mitscherlich in diesem Augenblicke, wie angenehm es doch ist, recht viel Geld zu besitzen — denn man kann es dann zum Besten seiner Mitmenschen ausgeben. In seiner Herzensfreude wollte er sein vis-à-vis gleich um seine Meinung über die „Bildungswarte" fragen; es fiel ihm aber rechtzeitig ein, daß man doch nicht gleich mit der Thüre in's Haus fallen solle und so begann er ein gleichgiltiges Gespräch, das er nach und nach immer mehr seinem Ziele entgegenlenkte. Endlich war er so weit und konnte mit klopfendem Herzen fragen: „Und was halten Sie denn von der Bildungswarte?" —

„Dieses Schundblatt!" entgegnete der Andere achselzuckend.

„Schundblatt?" fragte Mitscherlich mehr erstaunt als erzürnt. „Ich hielt es für ein ganz gutes Blatt."

„Schund, nichts als Schund von A bis Z. Wissen Sie, was in dem Wisch neulich über die Nahiesl gestanden hat?"

„Sie meinen die Naive an unserem Stadttheater?"

„Ja. Sie hätte kein Temperament, es wäre Alles gekünstelt an ihr. Hat wahrscheinlich ein Körbchen von ihr bekommen, der Herr Recensent?"

„Und deshalb ist das Blatt Schund?"

„Schund, nichts als Schund. Alles so hochtrabend und eingebildet, als hätten die Herren die Weisheit mit Löffeln gefressen. Da ist doch unser „Stadtblatt" was ganz Anderes. Das versteht man und da profitiert man was dabei. Da lesen Sie einmal, was das Stadtblatt über die gestrige Vorstellung schreibt."

Herr Mitscherlich nahm das Blättchen und las. Er lächelte immer mehr, hell auf aber lachte er, als er wörtlich folgende Stelle fand:

„Wir vermißten in der zweiten Hälfte des Stückes eine wirklich warme beifällige Theilnahme und folgern daraus wiederholt unseren Schluß für eine nicht gute Aufnahme des Dramas dahin, was um die dadurch so früh verloren gehende Vorzüglichkeit der dramatischen Gesammtdarstellung doppelt schade ist."

„Sehr gut," sagte er, „sehr gut." Dann brach er das Gespräch ab und versank in Gedanken. Das „Stadtblatt" druckte 20.000 Exemplare, während die „Bildungswarte" in Winkelsroda circa dreihundert Abonnenten hatte. Das war doch seltsam, höchst seltsam.

Der Zug hielt endlich in der Provinzialstadt, welche Herr Mitscherlich zunächst absolvieren wollte. Er stieg aus, ließ seinen Koffer in das Hotel tragen, nahm einen kleinen Imbiß zu sich und gieng dann sofort aus, um einen Mann zu besuchen, der auf seiner Liste obenan stand. Das war der Doctor Rappe, Rector der städtischen Realschule, ein Mann, der durch seine Gelehrsamkeit ebenso berühmt, wie durch seine Stellung einflußreich war. Es war Sonntag und er fand den Herrn Doctor im Schlafrock im Garten promenierend,

in dichte Rauchwolken gehüllt, die aus einer langen Pfeife emporstiegen.

„Schade," sagte Dr. Rappe, nachdem man endlich auf das Hauptthema gekommen war, „ich dachte, aus dem Blatte würde was Rechtes werden. Habe mich getäuscht. Nehm' es auch im nächsten Quartal nimmer, nein, ich mag es nicht sehen. Bildungswarte! Was nützt alle Bildung in Deutschland, ehe wir nicht die Einheit haben."

„Einheit?" fragte Mitscherlich verwundert. „Ich dächte, die haben wir doch."

„Einheit — schöne Einheit! Wie spricht der Leipziger, der Schwabe, der Baier, der Berliner? Potz Teufel, jeder redet ja eine andere Sprache. Das wird aber nie besser werden, wenn wir uns nicht über das st einigen. Ja, lieber Herr Mitscherlich, das st und das sp, da sitzt der Haken. Ehe nicht jeder Deutsche das st und das sp gleich ausspricht, eher gibt's keine Einheit. Und dafür hätte die „Bildungswarte" eintreten sollen."

„Aber wie konnte sie das?

„Wie — pah, sehr leicht. Sie hätten die Gelegenheit nur benützen müssen. Ich habe vor kurzem ein Werk vollendet über die richtige Art, das st und das sp auszusprechen — die Arbeit meines Lebens, zwei dicke Bände. Ich sandte es Ihrer Redaction und sie schickte es mir zurück. Natürlich, haben keinen Platz. Müssen Liebesgeschichten drucken und derlei dummes Zeug. Na — nehmen Sie mir nichts übel, Herr Mitscherlich, aber Sie werden einsehen, daß ich Ihr Blatt in meinem Hause nicht mehr erblicken mag."

Am Abende dieses Tages saß Mitscherlich ziemlich niedergeschlagen in der Weinstube „zum alten Deutschen". Die Geschichte im Eisenbahncoupé, jene mit Dr. Rappe und nun noch ein weiterer Fall — das war gerade genug, um ihn trotz seiner heiteren Gemüthsart zu verstimmen. Besonders der letzte Vorfall kränkte ihn, denn er entnahm daraus so recht, wie man nichts objectiv betrachten wolle, sondern Alles in Zusammenhang mit Persönlichem bringe. Ein den Ruf eines Gebildeten genießender Mann hatte ihm gesagt, daß er kein Judenblatt halte. Darauf hatte Mitscherlich feierlich erklärt, daß in der ganzen Redaction kein einziger Jude beschäftigt sei. Der Mann aber lächelte höhnisch und sagte: „Nun, dann haltet Ihr es eben mit den Juden des Geldes halber, sonst hättet Ihr neulich nicht das alberne Feuilleton „Lessing in Winkelsroda" gebracht. Mitscherlich war es bei diesen Worten, als hätte er einen Stich in's Herz empfangen. Er hatte dieses Feuilleton selbst geschrieben in jenem Geiste, der ihn ganz erfüllte, jenem Geiste der Humanität, der die Größe des achtzehnten Jahrhunderts ausmacht. Und in diesem Geiste hatte er selbst den Antisemitismus wieder entschuldigt, indem er ihn nur als das der menschlichen Natur entspringende Zorngefühl über allerlei Ausschreitungen erklärte. Wenn dieser Zorn verflogen, dann werde man sich auch wieder hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten . . . Und nun war das die Antwort . . .

Es that ihm wohl, jetzt in diesem behaglichen Raume zu ruhen und er erfreute sich an dem eichenen Gebälk, an dem Getäfel und dem Majolikenfries, der es von der Decke trennte, an den alten mächtigen Stühlen und Tischen und namentlich an dem grünen, schimmernden Kelche, aus dem ihm der würzige Rheinwein entgegenduftete. Plötzlich zog ihn von seinen Gedanken das Wort „Bildungswarte" ab, das aus einem im daneben befindlichen Raume geführten Gespräche deutlicher an sein Ohr drang. Er sah sich um und bemerkte, daß dieser Raum nur durch Gobelins, die zwischen hölzernen Säulen befestigt waren, von dem Zimmerchen getrennt wurde,

in welchem er saß. Nun schob er den Vorhang ein wenig zur Seite und gewahrte eine Gesellschaft junger Leute, die sich, offenbar in sehr angeheiterter Stimmung, recht ungeniert unterhielten. Wie er aus ihren Reden entnahm, waren es Commis aus kaufmännischen Geschäften, die, wie es schien, in intimen Beziehungen zur „Literatur“ standen. Jeder von ihnen spie Gift und Galle über die „Bildungswarte“, denn Jedem von ihnen hatte sie etwas angethan. Der Eine hielt sich berechtigt, um eine Redacteurstelle zu werben und war abschlägig beschieden worden, dem Anderen war etwas Aehnliches passiert, als er sich erbot, aus der Stadt für die Zeitung zu correspondieren über „Theater, Kunst und Handel“, dem Dritten hatte man seine Novellen mit dem Bemerken zurückgeschickt, doch lieber das Schreiben sein zu lassen u. s. f. So war denn ihr Groll so sehr angeschwollen, daß sie heute, vom reichlichen Weingenusse ermuntert, beschlossen, sich an der „Bildungswarte“ zu rächen. Jeder schlug einen anderen Racheact vor, endlich aber einigte man sich dahin, eine falsche Nachricht, unterzeichnet mit dem Namen des Correspondenten, den man kannte, nach Winkelsroda zu telegraphieren. Die Zeitung mußte aufsitzen, man war gerächt und hatte einen Capitalspaß dabei.

Herr Mitscherlich war vor Empörung ganz bleich geworden. Sein erster Einfall war, seinen treuen Rohrstock zu nehmen und die Mercurjünger auf die verständlichste Art mores zu lehren. Aber er sah sofort das Unzukömmliche dieses Verfahrens ein und dachte daran, die Polizei zu Hilfe zu rufen. Nun wäre das allerdings moderner gewesen, Herrn Mitscherlich schien es aber noch weniger human zu sein, als jenes erste Mittel und so verflog auch der erste Zorn über dieses Bubencomplot und als richtiger Humanist beschränkte er sich schließlich darauf, seine Redaction von dieser Begebenheit telegraphisch zu benachrichtigen und diese wertvolle Erfahrung zu seinen übrigen zu notieren.

Am andern Morgen ging es weiter und die liebliche Landschaft, durch welche der Zug dahinfuhr, stimmte Herrn Mitscherlich wieder heiterer. Zudem brachte der nächste Besuch, den er vorhatte, gewiß etwas Abwechslung und nach all den unangenehmen Vorfällen kam wieder einmal etwas Erfreuliches. Auf dem Schlosse Eisenstein, dessen Bewohnern er von einem Freunde auf's Wärmste empfohlen war, fand er gewiß eine freundlichere Aufnahme als bisher und — was ihm die Hauptsache war — gerechte Würdigung und guten Rath. Das Städtchen, in dessen Nähe das Schloß lag, wollte er auf dem Rückwege besuchen und deshalb sandte er sein Gepäck voraus, während er selbst auf einer Nebenstation abstieg und von hier aus zu Fuße nach Eisenstein pilgerte.

Kurze Zeit danach saß er in einem alterthümlichen Gemache, durch dessen hohe Spitzbogenfenster man das anmuthige Thal mit seinen Dörfern und Weilern, seinen Feldern und Wiesen und seinen mit Buchenwald geschmückten Hügeln übersehen konnte. Er saß vor einem Tisch, auf dem ein Gläslein mit weißem Weine stand und ein Zwiebäckchen lag, und ihm gegenüber saßen in hohen Lehnstühlen drei hagere schwarzgekleidete ältliche Damen, die Fräuleins Eulalia, Hermione und Sophonisbe von Eisenstein, Besitzerinnen des Schlosses und Abonnentinnen der „Bildungswarte“.

„Eines,“ bemerkte Fräulein Eulalia im Verlaufe des Gespräches, „gefällt mir an dem Blatte entschieden nicht. Es ist gut, daß Sie da sind, denn nun werden Sie wohl die nöthigen Anordnungen treffen, damit wir nicht gezwungen sind, eine Lectüre aufzugeben, welche uns der Herr

Baron empfohlen hat. Ihre Zeitung ist unmoralisch."

Herr Mitscherlich fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine Natter gestochen. „Unmoralisch — das hat mir doch noch Niemand gesagt."

„Das ist wohl möglich. Unsere heutige Welt ist ja in dem Sumpf der Unmoralität fast untergegangen. Wir aber, wir sind drei deutsche Jungfrauen —"

„Edeljungfrauen," unterbrach Fräulein Hermione und Fräulein Sophonisbe nickte energisch mit dem Haupte.

„Drei deutsche Edeljungfrauen und wir können ein Blatt nicht lesen, das uns in Gefahr bringt, erröthen zu müssen."

Herr Mitscherlich sah so ärgerlich aus, daß ihn Niemand wieder erkannt hätte. Er las doch seine Zeitung tagtäglich auf's Genaueste, aber es war ihm nie etwas Anstößiges aufgefallen. Er war emsig bestrebt, die „Bildungswarte" rein zu halten, denn er sagte sich, daß ein derartiges Blatt, das nicht für bestimmte Kreise berechnet, das vielmehr, täglich erscheinend, jung und alt, vornehm und nieder, gebildet und ungebildet, Mann wie Weib von den Fortschritten und Neuigkeiten auf allen Gebieten unterrichten soll, jegliche Pikanterie ausschließen müsse. Und nun nannte man die „Bildungswarte" unmoralisch.

„Das ist unmöglich," sagte er zitternd. „Nennen Sie mir doch eine Stelle —"

„O das können wir —"

„Ich bitte darum —"

„Ich bringe es nicht über die Lippen. Hermione, suche doch die Nummer —"

Es dauerte nur ein paar Minuten und schon lag das Blatt vor Herrn Mitscherlich ausgebreitet und er las die Stelle, die ihm Fräulein Eulalia gezeigt hatte. Es war der Anfang eines Romancapitels, der folgenden Wortlaut hatte:

„Was Ritter Kuno einmal beschlossen hatte, das führte er auch aus. So ließ er am andern Morgen sein treues Leibroß satteln und ritt gegen Eppenheim. Es war frisch und kühl und Kuno ritt in scharfem Trab dahin, so daß der stattliche Hengst dampfte und schnaufte, als man vor dem Burgthore anlangte."

Herr Mitscherlich schüttelte den Kopf und fragte: „Was soll da unmoralisch sein?"

Die drei Edeljungfrauen sahen sich mit einem Blicke an, der auszudrücken schien: Siehst Du, auch dieser! Dann baten sie Herrn Mitscherlich, die Stelle doch nochmals aufmerksam zu lesen. Als dieser noch immer ohne Verständnis blieb, nahm Eulalia eine Nadel von ihrem Strickstrumpfe und deutete auf ein Wort in dem letzten Satze.

Herr Mitscherlich sah auf das Wort und dann auf die Damen. Die drei Fräuleins saßen mit niedergeschlagenen Augen da und strickten eifrig. Roth waren sie nicht, nur die Nasenspitze von Fräulein Eulalia schien etwas röther geworden. Es war eine unheimliche Stille in dem Gemach und Herr Mitscherlich hätte sie am liebsten unterbrochen durch ein recht herzliches Lachen. Aber die drei Edeljungfrauen sahen so furchtbar finster drein, daß er Mitleid mit ihnen hatte und bat, die Sache zu entschuldigen. Es könne jedem Menschen einmal ein Malheur passiren und auch dem sittsamsten Schriftsteller kann einmal das Wort „Hengst" entschlüpfen, wenn er dabei eben an nichts Anderes denke, als das Wort Roß oder Pferd nicht zu wiederholen. Er werde seinen Redacteuren in Zukunft Vorsicht empfehlen.

Auf diese Erklärung hin beruhigten sich die Damen und man verabschiedete sich auf's freundlichste. Man war sogar so liebenswürdig, den Neffen des Hauses, einen jungen Mann von 18 Jahren, dem Gaste

zum Begleiter mitzugeben und dieser führte Herrn Mitscherlich auf seinem eleganten Wägelchen, das er selbst kutschierte, binnen einer halben Stunde in die Stadt. Bevor man sich trennte, ersuchte der Jüngling Herrn Mitscherlich noch, sein Blatt doch etwas unterhaltender zu gestalten, so etwa wie den Pariser „Figaro", den er immer bei einem Freunde lese. Die „Bildungswarte" sei zu wenig pikant.

In der Stadt machte Herr Mitscherlich noch einige Besuche und erfuhr bald, daß die „Bildungswarte" zu wenig Politik bringe und bald wieder, daß sie zu viel enthalte; bald waren die Romane zu wenig und bald zu viel romantisch, die Feuilletons waren jetzt zu heiter und dann zu ernst, der Eine fühlte sich durch eine Notiz beleidigt, der Andere dadurch, daß sein Concurrent gelobt war u. s. w. Beim Abendessen erfuhr er, daß der Neffe in Wirklichkeit der Sohn des Fräuleins Eulalia von Eisenstein und eines im übrigen sehr frommen Herrn sei und als er im Speisesaal des Hotels das Localblatt zur Hand nahm, da fand er, daß es fast Wort für Wort ein Nachdruck der „Bildungswarte" war und nur ein paar örtliche Notizen als Original-Zugabe enthielt Dieses Blatt hatte eine Auflage von 7000 Exemplaren und der Eigenthümer war, wie man ihm erzählte, durch dasselbe ein reicher Mann geworden. . . .

Herr Mitscherlich besuchte Niemanden mehr. Er machte noch eine kleine Erholungstour und kehrte dann nach Winkelsroda zurück. In der Redactions-Conferenz theilte er seine Erlebnisse in humoristischer Form mit und zugleich die Thatsache, daß er ein Gut im Gebirge erworben habe und sich dorthin zurückziehen werde. Dort lebe ein Stamm unverdorbener Menschen und vielleicht könne er da etwas — bilden. Die Zeitung gebe er ganz in die Hände des Chef-Redacteurs; er gebe sie nicht auf, weil es ihm schwer komme, wackern Leuten die lieb gewordene Stellung zu kündigen und es ihm ja auf ein paar Mark nicht ankomme. „Und dann," fügte er hinzu, „lassen Sie sich durch das Erzählte nicht beirren. Ich hatte eben Malheur. Es gibt ja gewiß viele Leute, denen wir's recht machen. Beschränken wir uns auf diese und — redigieren Sie weiter wie bisher. Ich will's mal inzwischen mit einem Mustergute versuchen. . . ."

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Von P. K. Rosegger.

XVI.

Flüchtige Erinnerungen.

Meine erste große Reise war für mich weitaus die fruchtbarste und lehrreichste. Damals hatte ich noch zu wenig Geld, um auf Eisenbahnen fahren und in bequemen Hotels wohnen zu können; wohl daß ich manchmal in der vierten Classe fuhr und in Gasthäusern vierten Ranges oder auf Herbergen übernachtete. Da lernt man Menschen kennen.

Es war im Frühsommer des Jahres 1870. Ich reiste durch Niederösterreich, Mähren, Böhmen, Sachsen, Thüringen Preußen bis zur Insel Rügen. Von dort gieng ich über Mecklenburg nach

Hamburg und von da zur See über Helgoland nach Amsterdam. Durch Holland giengs und rheinaufwärts nach — Frankreich. Damals war es nach Frankreich noch nicht so weit, als heute; freilich sah ich von Frankreich nicht mehr, als was vom Straßburger Münster aus zu sehen war. Durch Schwaben und Würtemberg zog ich in die Schweiz und dann über Vorarlberg, Tirol und Kärnten zurück nach Steiermark. Sachsen, Rügen, die Rheingegenden, den Schwarzwald und die Alpen durchzog ich mit wenigen Unterbrechungen zu Fuß. Halb Handwerksbursche und halb Student, so reiste ich. Mit einem groben grauen Anzug, einem Stock, einer Wollendecke, einem Handkofferchen, das man an den Stock gehängt über der Achsel tragen kann, so wanderte ich. Mit achtzig Gulden in der Tasche, so zog ich fort — es war ja ohnehin ein wahres Capital! Der alte Landeshauptmann Kaiserfeld war's gewesen, der mir den Rath gab, einen Theil des Landesstipendiums, das ich damals bezog, auf Reisen zu verwenden. Mein Gönner, der Großindustrielle Reininghaus in Graz, ein geborner Westfäler, trug mir auf, wenn ich in sein Heimatland käme, in Münster auf dem Postamt anzufragen, ob aus Graz nicht ein weiterer Zehrpfennig für mich bereit läge. Meine Freunde A. Svoboda und Friedrich Marx, der Dichter, versahen mich reichlich mit Empfehlungsbriefen. Letztere öffneten mir manches Thor, aber die Leute, denen ich empfohlen war, wußten doch nicht recht, was sie mit mir anfangen sollten; als „Poet“ wurde ich ihnen vorgestellt, leuchtete aber den Meisten nicht ein; endlich trafen sie im Verkehr mit mir doch das Richtige, sie luden mich zu Tisch und ließen mir nöthigenfalls auch die Stiefeln ausbessern. So kam es, daß ich in Münster keinen Anlaß sah, auf dem Postamte nach dem bewußten Zehrpfennig zu fragen. Derselbe soll monatelang in der Stadt des Johann von Leydn gelegen, endlich aber war er nach Graz zu seinem wackeren Absender zurückgekehrt, wo er meiner getreulich harrte.

Am Rhein beim Wein hatte ich mich hübsch als Student betragen; im Vorarlbergischen sah ich mich aber veranlaßt, den Handwerksburschen hervorzukehren; dort erbot ich mich einmal in einem kleinen Bauernwirtshause, Herberge und Zeche durch Flickschneiderei abzustatten, was auch angenommen worden ist. Einen Reisepaß trug ich in der Tasche, wurde jedoch auf der ganzen Reise nicht ein einzigmal darum befragt, außer in Marburg an der Drau, bei der Heimkehr, wenige Stunden von Graz. Ich glaub's, der äußere Mensch an mir wird darnach ausgesehen haben.

Wenn ich mich heute auf die allgemeinen Eindrücke jener Reise entsinne, so finde ich, daß mich die großen Städte enttäuscht, die Kunstwerke ziemlich gleichgiltig gelassen, die Menschen angenehm berührt, die Naturschönheiten aber, als z. B. die Sächsische Schweiz, der Thüringerwald, das Meer und das Hochgebirge über die Maßen aufgeregt und begeistert hatten.

Ich hatte in den ersten Tagen begonnen, über die Dinge ein ausführliches Tagebuch zu schreiben. Bedeutendes und Unbedeutendes, Alles durcheinander, besann mich aber bald, daß Alles, Alles schon hundertfach, und zwar von Kennern und erfahrenen Geistern beschrieben worden war. So ließ ich die Dinge und Verhältnisse, die mir zufällig begegneten, auf mich wirken, ohne sie literarisch auszunützen oder für spätere Zeiten zu fixieren. Doch ist jene Reise auf mich von wesentlichem Einfluß geworden. Mein Auge habe ich in der Fremde von jeher mehr auf die Natur geworfen, als auf das äußere Leben der Menschen und ihre Werke, und so kam es stets, daß ich in dieser Richtung nicht viele Erfahrung gemacht habe. Bei den Menschen interessierten mich mehr die Vorgänge des Seelenlebens, so weit sie zu er-

gründen waren, als das äußere Gehaben. Was meine persönliche Erfahrung betrifft, so muß ich gestehen, daß mir auf meinen vielen Reisen durch verschiedener Herren Länder nicht ein einziger Mensch vorgekommen ist, der mir meines Wissens mit Absicht etwas Unangenehmes zugefügt hätte. Warme, wohlwollende Herzen überall. Daß sie überall auf ihren Vortheil sehen, ist natürlich, ich sehe ja auch auf den meinen; des Weiteren wüßte ich weder von einer groben Uebervortheilung oder Rohheit zu erzählen. Ich lebe der Ueberzeugung, daß die Menschen verschiedener Völker sich innerlich weit weniger unterscheiden als äußerlich, daß die Herzen sich auch dort verstehen können, wo die Sprache nicht mehr vermittelt und daß, wo man Wohlgesinnung entgegenbringt, man zumeist auch Wohlgesinnung erfährt. Das gilt vor Allem von den breiten Volksschichten. Das Personale in öffentlichen Etablissements und großen Hotels ist oft mehr Maschine als Mensch, und daß Maschinen geschmiert werden sollen, daß weiß man. Ich pflege in dieser Beziehung mehr nach dem Maßstabe der Empfindung als dem des Vortheiles zu handeln.

Wenn ich die Namen der Menschen alle nennen wollte, die mir in der Fremde freundschaftlich wohlgethan, die mir Liebes erwiesen haben auch schon zu jener Zeit, da ich noch vollständig unbekannt war — ich müßte Seiten füllen.

Auf jener Reise im Jahre 1870 hatte ich es ein wenig gegen die Preußen. Das Jahr 1866! Ich fand sie aber nicht gar so arg anmaßend und herrisch, wie man sie geschildert; das Einzige, was mir damals an ihnen auffiel, war eine ziemlich starke, doch nicht unliebenswürdige Selbstgefälligkeit, die aber in jenen Tagen mit einer bangen Aufregung vermischt war; denn es stand ein großer Krieg bevor.

Am Rhein begegnete ich vielem jungen reisenden Volk. Es sammelte sich das Heer. Aber ich kann nicht unterlassen zu bemerken, daß sich im jungen Volk von damals ein anderer Geist bemerkbar machte, als in dem von heute, da Deutschland wieder vor der Gefahr eines großen Krieges steht. Damals war's noch wie ein Hauch von den Befreiungskriegen; die nationale Idee stand noch auf dem Boden von 1848, man citierte damals noch die großen deutschen Dichter als die Vorläufer und Propheten der großen Zeit, die erwartet wurde, und pries sie als die Erwecker des nationalen Geistes. Damals wäre es bei einem jungen Menschen nicht möglich gewesen, laut zu sagen, daß 1848 ein Unglück für das Volk sei, daß alle deutschen Classiker zusammen überhaupt nicht so viel bedeuten, wie ein einziger Moltke. — Heute kann man derlei hören, und sogar häufig und häufiger. Den Besonnenen gefällt das nicht. Das Schwert soll nicht übermüthig werden, das Schwert allein befreit und erhebt kein Volk.

Mir haben damals und seither immer wieder die Erinnerung und Denkmale an Deutschlands große Geister die Reise durch das Reich verklärt. Bloß der höckerige Erdboden und die steinernen Städte und die Durchschnittsleute, wie man sie überall findet, lohnen nicht der Mühe, sich mit wunden Füßen durch die Länder zu darben. Meine Reise war eine Art Wallfahrt zu den Weihestätten der deutschen Dichter und Denker. Die Reise war auf drei Monate berechnet gewesen, allein der Kriegslärm wurde immer lauter, er schlug auch an die Felsen der Schweiz und scheuchte mich von dort vorzeitig der stilleren Heimat zu.

Im nächsten Jahre bereiste ich Ungarn, im übernächsten Italien; allein ich war nicht mehr arm genug, um mit dem eigentlichen Volke verkehren zu müssen, ich gab hie und da schon der Bequemlichkeit die Ehre, eine Schwäche, die später, besonders der sich steigernden Kränklichkeit wegen, nur zugenommen hat. Und diesen Vorwurf

muß ich mir wohl machen, ich habe die Reisen nicht immer so ausgenützt, als ichs der Anlage nach hätte thun sollen. Bahnhöfe, Hotels, Dampfschiffe, Museen, Bildergallerien, Theater, manchmal ein Abstecher zu irgend einem renommirten Gebäude oder Landpunkt, Natur nur, so viel sich beim vorüberfliegen durch die Waggonfenster bietet — das sind die Hauptmerkmale der modernen Reisen. Es ist ja auch gut, aber man könnte für weniger Geld mehr haben.

Heute reist man nur mehr mit Eilzügen oder Blitzzügen; weil's am billigsten ist, heißt es. Die Fußwanderungen wären aber noch billiger, dächte ich; freilich führen sie nicht so weit, aber sie führen tiefer ins Leben und zeigen die schöne Welt gründlicher.

Wenn ich wieder jung werden sollte, ich wollt' mir's gesagt sein lassen.

XVII.

Wie ich gesund worden bin.

Das war doch vielleicht das drolligste Abenteuer meines Lebens.

Ich saß am Rande meines Grabes und schlenkerte so ein wenig die Füße hinab. Ein Weib, vier kleine Kinder und ein alter Vater hielten mich an den Händen und baten mich und beschworen mich, nicht hinabzusteigen.

Wie Gott will.

Das war schon im sechsten Jahre so, und die Welt lachte freundlich auf mich her und das Grab war dunkel. Still und ständig siechte ich dahin. In meinem dünnen Blute war kein Temperament mehr. Der Arzt sagte, die Heimat sei der Moloch; der thöricht überspannte Hang zur Heimat hätte mein Fleisch verzehrt, mein Blut getrunken. Ich hätte fort sollen in ein milderes Klima, und konnte die trauten Berge nicht lassen. Lieber in heimatlicher Erde ruhen, als auf fremder athmen. Ich hatte das hohe Lied meines Volkes noch nicht gesungen und sollte schon sterben! Abgezehrt und blutlos saß ich da in der Laube und blickte auf die herrlichen Berge hin, die im Sonnenäther blau und rein dastanden, und dachte an den Frieden ihrer Wälder. Die Leute draußen in den Flecken und Städten, sie zanken und streiten um Phantome und haben kein Auge für ihre Heimat. Vor lauter Politik vergessen sie des Vaterlandes. — Ich sehe die Schönheit dieses Landes, den inneren unverstandenen Wert seiner Bewohner und muß sterben. — Weib und Kind! In ihnen mich selbst verlieren, nach dem Tode noch leben und mir selbst nachweinen in's Grab und verwaist sein!

Vor mir auf dem Anger spielte mein jüngster Knabe. Er band, in Erinnerung an einen Kirchhofsbesuch, zwei Holzstücklein zusammen zu einem Kreuz und steckte es in die Erde. „Schau, Vater!" jubelte er, „schau, da ist Dein Grab!"

Auch gut, dachte ich, nimm's für ein Spiel, Hans, Du bist der Klügste.

Weil mich stets fröstelte, so saß ich gerne auf der sonnigen Gartenbank und starrte in einer Art von süßer Stumpfheit vor mich hin. Da erinnere ich mich, daß ich eines Tages mit gewissem Interesse zweien Rindern zusah, die hinter dem Zaune auf der Weide mit einander im Zweikampf waren. Anfangs hatten sie nur so mit den Hörnern gegaukelt, gescherzt und sich gegenseitig beleckt. Ich sah die Ursache nicht, aus welcher sie allmählich entschiedener gegen einander auftraten, so zu sagen in schärferer Tonart, brüllend mit den Vorderklauen die Erde aufwühlten und dann schnaubend aneinanderfuhren. Mit gehobenen Schwänzen drehten sie sich im Kreise, einmal wild dreinstoßend, das anderemal lauernd und berechnend, wie dem Partner die Hörner in den Hals, in die Flanke zu rennen seien. Es wäre auf den Tod gegangen, wenn nicht ein Junge mit der Peitsche sie auseinander gejagt hätte. Das liebe Vieh!

Gott sei Dank, daß wir Menschen sind! Nur das nahm mich Wunder, daß diese vierfüßigen Ritter sich in ihrer gewaltigen Heldenhaftigkeit durch die Garnpeitsche des Jungen stören ließen.

Ich muß mich an jenem Tage etwas munterer gefühlt haben, wie Befinden und Stimmung schon zu wechseln pflegen, ich empfand wieder die vielfachen ehernen Bande, mit denen man am Leben hängt, und da hielte man es für eine Sünde der Natur, sterben zu müssen. Und die Natur sündigt nicht.

Trat durch den Gartenzaun ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann zu mir herein, ein wahres Prachtexemplar von Kraft und Gesundheit. Ich freute mich bei diesem Anblick, daß es noch solche Recken gibt auf der Welt. Der Mann kam mit feierlichem Ernste auf mich zu und forderte mich auf zu einem Duell.

Ich lugte den Spaßvogel an und indem ich ihn einlud, neben mir auf der Bank Platz zu nehmen, sagte ich, es wäre ein guter Witz.

„Das ist kein Spaß, mein Herr!“ versetzte er schreckbar ernsthaft; „Sie haben einen meiner politischen Freunde beleidigt, indem Sie ihn als Säbelrassler in Civil öffentlich lächerlich gemacht haben. Sie haben den Mann zwar nicht genannt, aber wir wissen doch Alle, daß er gemeint ist. Die Redacteure der zwei Blätter, die Ihre Auslassungen nachgedruckt, die haben wir auf Pistolen gefordert, wenn sie nicht widerrufen; es waren Ehrenmänner, sie haben widerrufen. Und nun werden auch Sie widerrufen, mein Herr, denn Sie haben eine grobe Unwahrheit behauptet; wir sind keine Säbelrassler, wir contrahieren auf Pistolen. Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich mit Dingen, die mir heilig sind, Scherz treibe. Also ich bitte! zurücknehmen, oder —“

Anfangs war der Mann ganz martialisch höflich gewesen; ich glaube, das gehört dazu. Aber mir wäre ein ehrliches: Mensch, ich will Dich niederschießen! lieber gewesen, als diese hämisch verbissene Artigkeit, bei welcher aus jeder Satzfuge Gift und Galle sickert. Daß es im gegebenen Falle ein „Zurücknehmen“ nicht gab, das wußte er so gut als ich. Meine Aeußerung über den „Säbelrassler in Civil“ hatte sich auf eine Type von Menschen bezogen, welche einen scharfen Peitschenhieb manchmal verdient. Nachdem die Bemerkung jedoch von einer bestimmten Person aufgefangen worden war, so dachte ich: gut, sie wird wissen, was ihr zugehört.

Anfangs hatte ich dem Mann über seine Zumuthung höllisch ungeschickt in's Gesicht gelacht. Es war ein gesundes Auflachen, wie schon seit Langem nicht mehr. Allmählich jedoch kam mir zum Bewußtsein, wie viel Niedertracht in dieser Forderung lag. Plötzlich empfand ich einen glühenden Zorn.

„Herr!“ sagte ich, „diese Angelegenheit haben Sie vom Zaun gebrochen, um an mir Ihr Müthchen zu kühlen. Was sind Sie für ein Landsmann? Deutsche Männer machen einer solchen Sache wegen kein Duell! — Was sind Sie für ein Charakter? Seit wann fordert ein starker, waffengeübter Haudegen einen Kranken? einen waffenunkundigen, friedliebenden Poeten? Schämen Sie sich! — Den Pflug und die Sichel habe ich führen gelernt, wenn Sie mir einmal parieren wollen! Arbeiten Sie fleißig, dann wird Ihnen der Uebermuth schon vergehen.“

Der Mann schüttelte sein schönes Haupt und murmelte: „Ich begreife Ihre Erregung nicht.“

Darauf mein Bekenntnis: „Ich eigentlich auch nicht. Es ist ja zu drollig.“

Wo das Drollige läge in dieser ernsten Sache? fragte er. Er hätte schon hunderte von Affairen gehabt, aber eine solche Erfahrung sei ihm neu. Er hätte sich's übrigens gedacht.

„Und leicht denken können", entgegnete ich. „Ein Auerochs fordert die Taube zum Zweikampf. Natürlich fliegt die Taube davon und der Ochs bleibt stehen. Ist das Ihre Ritterlichkeit? Nein, Herr, das ist gemeine Rauflust, gepaart mit Feigheit. Meinen Hausmeister stelle ich Ihnen, wenns gefällig ist."

Der Gegner — anfangs so stolz und selbstbewußt aufgetreten — war blaß geworden. Das mußte dem schlagfertigen Manne noch nie passiert sein, als Chavalier anzukommen und als klägliche Figur abzugehen. Mit einem wahren Armensündergesichte machte er sich aus dem Staube. — Hoffentlich wird er ein anderesmal vorsichtiger sein, daß er nicht zum Unrechten kommt.

Das also war das possierliche Abenteuer gewesen.

Als meine Frau herbeikam, fand sie mich fast rüstig über den Boden auf und abschreiten.

„Was hat denn der Herr gewollt, der so eben davongieng?" fragte sie.

„Nichts, nichts. Laß mich jetzt allein."

„Es hat etwas gegeben. Ich bitte Dich, Mann, Du bist aufgeregt. Es hat etwas gegeben. Was wollte der Herr?"

„Nichts von Bedeutung," antwortete ich, „wenn Du es schon durchaus wissen willst — niederschießen wollte er mich."

„Ein Räuber?"

„I bewahre, ein ehrlicher Mann. Er wäre ja nebenbei so freundlich gewesen, sich auch von mir niederschießen zu lassen, wenn ich ihn getroffen hätte. Es war ein recht gemüthlicher Patron."

Meine Frau lief in großer Aufregung davon und ließ den Arzt rufen, es müsse dem Kranken das Geblüt in's Hirn gekommen sein, er spräche auf einmal das sonderbarste Zeug durcheinander. Ein Mensch, der ihn niederschießen wolle!

„Bah," sagte der Arzt, „mir ist jener Kauz ja auch bekannt. Vor Kurzem soll er seinen Schneider gefordert haben, und warum? weil der Schneider ihn gefordert hat. Man sieht, das Duell gewinnt wirtschaftliche Bedeutung." — „Na nu," setzte der Arzt bei und befühlte mir die Adern. „Na nu," sagte er, „das ist nun wieder einmal ein kräftiger Puls. Das lasse ich mir gefallen."

Und in der That. An jenem Tage war — um mich hübsch medicinisch auszudrücken — die Krisis gewesen. Der Zorn war vorbei, ich fühlte mich erleichtert, ja kräftiger, gewann Appetit und Schlaf und ward wieder aufgelegt zur Arbeit.

Es ist erst nicht gut, immer wohlzumeinen, zu träumen und zu schwärmen, immer weichmüthig, versöhnlich und gemüthlich zu sein. Mir hatte ein frischer, fröhlicher Zorn gefehlt. Der war nun gekommen und hatte mich aufgeweckt, aufgerüttelt, indem er das Blut etlichemal tüchtig durch den Körper jagte und somit wieder für längere Zeit in einen lebhafteren Gang gebracht hatte.

Und auch das zwerchfellerschütternde Gelächter that mir ungemein wohl, so oft ich mich später an die drollige Scene erinnert und Anderen davon erzählt habe.

Ich pflege Jedermann, der mit einer Wohlthat in mein Leben tritt, ein bescheidenes Denkmal zu setzen. Diese Zeilen sind dem herrlichen Mann geweiht. Ich weiß nicht, wo in der Welt er gegenwärtig herumrasselt — mögen seine „ritterlichen" Gelüste einmal gründliche Sättigung finden!

Waffengänge gegen das Duell.

In dem vorhergehenden Hefte dieser Zeitschrift wurde einer vortrefflichen Broschüre: „Das Duell vor dem Forum der Vernunft" von Dr. Helfer*) Erwähnung gethan. Für die Verbreitung gesunder, zeitgemäßer Anschauungen sollen wir Sorge tragen, und so wollen wir in loser Aneinanderreihung die wichtigsten Grundgedanken der Schrift hier wiedergeben.

Dr. Helfer sagt unter Anderem:

Seiner Form nach ist das Duell ein auf Tödtung oder Verwundung abzielender Zweikampf, welcher auf die Privatautorität der Kämpfenden hin, und zwar nach vorausgegangener Vereinbarung über Zeit, Ort, Waffen u. s. w. stattfindet. Im Duell kommt also zum allgemeinen Begriffe „Zweikampf" ein dreifaches Moment hinzu: Erstens daß er unternommen werde auf die Privatautorität der Kämpfenden hin; Zweitens daß er auf Tödtung oder Verwundung abziele; Drittens daß er statthabe nach vorgängiger Verabredung über Zeit, Ort, Waffen u. s. w. Fehlt eines dieser drei Momente, so ist ein Zweikampf nicht Duell, weder im Sinne des allgemeinen Sprachgebrauchs, noch auch im strafrechtlichen Sinne — denn auch das Strafrecht befaßt sich mit dem Duellbegriff, aber leider mehr mit dem Begriffe als mit der Sache.

Zweien Bauernburschen, welche mit wuchtigen Fäusten oder mit Knitteln oder auch mit geschliffenen Waffen etwas unsanft an einander geriethen, bleibt der „Ruhm," sich duelliert zu haben, eines Formfehlers versagt.

Die Ehre läßt sich kurzweg als Zweck des heutigen Duells bezeichnen: die Ehre ist der Götze, dem ein modernes Heidenthum Ströme von Menschenblut zum Opfer bringt.

Ein bewußter und überlegter Angriff auf das Leben eines Mitmenschen unter gleicher Gefährdung des eigenen Lebens ist nach Vernunft und natürlichem Gewissen ohne Zweifel nur statthaft, wenn es einen entsprechend wichtigen Zweck gilt, einen Zweck, der zu dem Werte des Lebens in Proportion steht. Oder huldigen vielleicht die Verfechter des Duellprincips der Ansicht, daß der Mensch unbedingter Herr seines Lebens sei, derart, daß es Niemanden etwas angehe, wenn zwei miteinander übereinkommen, sich gegenseitig todt schießen zu wollen, falls es gelingt? Ich halte es wohl für unnöthig, mit einer solchen Anschauung zu rechten, sie richtet sich selbst.

Geflissentliche Gefährdung des eigenen oder fremden Lebens ist nach Vernunft und Gewissen nicht statthaft, sondern ein verbrecherischer Frevel und ein strafwürdiges Unrecht, außer wenn dieselbe zur Erreichung eines entsprechend wichtigen Zweckes erforderlich ist.

Triumphierend wird mir der Verfechter des Duellprincips, der „Mann von Ehre," entgegenhalten, die Ehre stehe ihm höher, als das Leben, also dürfe, ja müsse er nöthigenfalls das Leben für die Ehre einsetzen.

Wenn aber von Ehre die Rede ist, haben wir wohl zu unterscheiden zwischen Ehre und Ehre. Obenan steht die wahre, die wirkliche, die innere Ehre des Menschen. Worin besteht diese? Die innere Ehre des Menschen ist identisch mit seinem objectiven Wert. Alles was einem Menschen wirklichen,

*) Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 1887.

inneren Wert verleiht, bedingt auch seine innere Ehre. Talente und Fähigkeiten, Vorzüge des Geistes und Herzens Wissen und Können, besonders aber moralische Tüchtigkeit, Tugend, unerschütterliches Festhalten an der besseren Ueberzeugung und am Gewissen machen den inneren Wert des Menschen und zugleich auch seine innere, wahre Ehre aus. Gewiß verleiht auch Muth und Unerschrockenheit gegenüber drohenden Gefahren einem Menschen Wert, zumal wenn der besondere Beruf in dieser Richtung erhöhte Anforderungen stellt, wie beim Soldaten. Aber der echte und tugendhafte Muth ist gleichweit entfernt von unsinniger Tollkühnheit, welche zwecklos Gefahren sucht, wie von feiger Schwäche und Zaghaftigkeit, welche vor dem Opfer, das eine gute Sache erfordert, zurückschreckt.

Man könnte mir bemerken, das Duell erhöhe den inneren Wert, die innere Ehre, soferne es den Muth fördere. Es liege im Interesse der für den Ernstfall so wertvollen soldatischen Tüchtigkeit, daß der Soldat sich öfter der Todesgefahr ausgesetzt sehe und sich so in der Todesverachtung zu üben Gelegenheit habe!

Gegen dieses Argument ist wohl nicht schwer aufzukommen. Wenn die Uebung in der Todesverachtung im Interesse der soldatischen Tüchtigkeit liegt, warum wird diese erforderliche Schulung nicht officiell, durch die Waffenübungen, besorgt, sondern dem Privatfleiße überlassen? Und wenn wirklich das Duell der soldatischen Tüchtigkeit dient, warum verbietet es das Militärgesetz, und warum soll es nur für den Officier und nicht ebensogut für den gemeinen Soldaten erforderlich sein, da ja im Ernstfalle muthige Officiere an der Spitze einer muthlosen Mannschaft keinen Sieg erfechten?

Die Ehre, welche dem Duell allemal thatsächlich zum Vorwande dient, ist die äußere Ehre, welche in der Achtung und Wertschätzung der eigenen Person seitens der Mitmenschen besteht.

Unverständig nenne ich jene äußere Ehre oder Achtung, welche sich auf falscher Schätzung bekannter Werte, also auf positivem Irrthum, auf grundlosem Vorurtheil aufbaut, sei es, daß man schätzt, was wertlos ist, oder gar was Tadel verdient, sei es, daß man, was wirklichen Wert hat, entschieden überschätzt. Solche Ehre hat an sich gar keinen Wert. Um solch' unverständige Achtung wird sich ein vernünftiger Mann, ein wirklicher Ehrenmann nicht bewerben.

Versetzen wir uns in eine Irrenanstalt; nehmen wir an, es gebe da — in einem Irrenhause ist Alles denkbar — eine Abtheilung von Irren, welche sich „auf allen Vieren" bewegen und fix und fest der Anschauung sind, ein jeder Mensch, dem das Bewußtsein der Menschenwürde nicht ganz abhanden gekommen, müsse unbedingt „auf allen Vieren" gehen. Ob sich wohl der behandelnde Irrenarzt stark um die Achtung dieses Gesellschaftskreises bemühen und die verlangte Probe seiner Menschenwürde auf sich nehmen wird? Ich glaube, er bleibt bei seinem Unglück ganz ruhig!

Ohne allen Zweifel muß sich der vom richtigen Ehrbegriffe geleitete Ehrenmann unbedenklich und entschieden zu dem Grundsatze bekennen, jedenfalls lieber auf die Achtung von Mitmenschen verzichten zu wollen, als seine innere Ehre, seine bessere Ueberzeugung und sein Gewissen zu verleugnen.

Nach den in duellfreundlichen Kreisen herrschenden Anschauungen und Grundsätzen gilt ein Mann, der gegen eine eventuelle Ehrenkränkung — dieses Wort im weitesten Sinn verstanden — nicht durch Forderung zum Zweikampfe reagiert, für ehrlos, weil er durch sein Verhalten an den Tag legt, daß er entweder kein Ehrgefühl im Leibe hat, oder daß er ein Feigling ist, beides aber ist ein schimpflicher Schandfleck. Will sich also Jemand den Namen eines Ehrenmannes wahren, will er noch ferner als Ehrenmann

gelten, so muß er gegen eine erlittene Ehrenkränkung durch die Forderung reagieren. Ebenso ist es der Geforderte seiner Ehre schuldig, die Forderung anzunehmen; weist er sie zurück, so bekundet er verächtliche Feigheit und wird infolge dessen verfehmt. Dies die duellfreundliche Anschauung.

Muß denn überhaupt ein ehrenhafter Charakter, also ein Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes, gegen eine Ehrenkränkung nothwendig reagieren? Es ist entschieden in Abrede zu stellen, daß dies in allen Fällen geschehen müsse. Ein Mann von Ehrgefühl wird zwar jederzeit eine ihm zugefügte Beleidigung empfinden, aber er muß sich nicht, ja er soll sich nicht durch die Empfindung leiten lassen. Haben denn die Verfechter der „ritterlichen Ehre“ gar keine Ahnung, daß Selbstbeherrschung nicht weniger eine ehrenvolle Tugend ist, als Muth, ja daß sie die Tugend der Tugenden, weil eine nothwendige Bedingung jeglicher Tugend, ist? Ist denn das Ehrgefühl derart souverain, daß es sich vor keiner höheren Rücksicht beugen darf? In ungezählten, vielleicht in den allermeisten Fällen von Ehrenkränkungen, welche erfahrungsgemäß zum Duell führen, würde in den Augen aller Vernünftigen ein wenig mehr Selbstbeherrschung den ehrenhaften Manne charakter ungleich zuverlässiger offenbaren und so der Ehre ungleich wertvollere Dienste leisten, als das tolle Ueberschäumen des verletzten Ehrgefühls; ja noch mehr: es gibt eine Menge von sogenannten Beleidigungen, denen gegenüber eine richtig verstandene Ehre und selbst das gesunde Ehrgefühl ein Reagieren eigentlich verbieten müßten; und doch werden derartige Händel blutig ausgetragen. Wie unsicher muß doch ein Ehrenmann nach dem Begriffe unserer Duellfreunde in dem Bewußtsein seines inneren Wertes und seiner Ehrenhaftigkeit begründet sein, wenn schon ein leichter Windhauch: ein schiefes Wort, der fixierende Blick eines Hohlkopfes, eines Bramarbas, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen vermag!

Das Duell ist eine ganz unvernünftige Art, gegen eine Ehrenkränkung zu reagieren.

Es können nur drei mögliche Positionen in Betracht kommen: Entweder ist das Duell einer Ehrenkränkung gegenüber aufzufassen als Rachemittel, oder als Beweismittel, oder als Satisfactionsmittel.

Das Duell als Rachemittel. Im Gegensatze zur Rache im edleren Sinn des Wortes, welche ich Satisfaction heiße, fasse ich diesen Begriff hier in seiner niedrigen, gemeinen Bedeutung. Rache in diesem Sinne geht darauf aus, dem Feinde wehe zu thun. Wir brauchen aber wohl nicht zu befürchten, daß eine grundsätzliche Rechtfertigung des Duells unter diesem Gesichtspunkte von irgend einer Seite versucht wird. Zugleich läßt sich aber auch nicht verkennen, daß es selbst als Mittel zu diesem unsittlichen Zwecke im hohen Grade ungeeignet ist, ja den Charakter der Lächerlichkeit an sich trägt. Oder ist es denn nicht lächerlich, auf eine Art an seinem Feinde sich rächen zu wollen, wobei die Wahrscheinlichkeit des Gelingens vertragsmäßig nicht größer sein darf, als die Wahrscheinlichkeit, sich für die erlittene Kränkung noch eine Portion Prügel zu holen, wenn es nicht noch schlimmer endet!

Das Duell als Beweismittel. Bei unseren Altvordern, den Germanen, ward das Duell, der Zweikampf, in der That als Beweismittel angewendet.

Dieser gerichtliche Zweikampf als Beweismittel, beruhte bei unseren Ahnen auf dem festen Glauben, daß Gott Recht und Unschuld nicht unterliegen lasse. Es kam daher auch wesentlich auf den Ausgang des Kampfes an.

Ich kann aber die Bemerkung nicht unterlassen, daß derselbe weit mehr Sinn hatte, und weit weniger Tadel verdient, als unser modernes Duell.

Es kommt ja bekanntlich beim Duell

nicht auf den Ausgang, auf Sieg oder Niederlage, an; der Ausgang entscheidet höchstens, welcher von den beiden Duellanten der gewandtere Fechter oder der zielsicherere Schütze ist, aber Niemandem fällt es ein, aus dem Ausgange des Kampfes einen Schluß auf Recht oder Unrecht bezüglich der vorausgegangenen Ehrenkränkung zu ziehen. Es wird z. B. Jemand ein Dummkopf gescholten, und noch dazu in einem öffentlichen Locale; diese Dosis ist ihm natürlich zu stark, er fordert, es kommt zu einer regelrechten Schlägerei, und siehe da, er säbelt seinen Gegner glücklich nieder. Kein Mensch erblickt hierin einen Beweis, daß der erhobene Anwurf ungerechtfertigt war; im Gegentheil ist hie und da Einer versucht, zu glauben, er habe den Beweis erbracht, daß der Vorwurf vollauf begründet war. Ein anderer Fall. Da behauptet ein holländischer Rindviehhändler en gros, oder sagen wir höflicher, ein Armeelieferant, der sein Material aus Holland bezieht, seine Ochsen seien größer und fetter, als die deutschen. Solchen Schimpf kann der deutsche Besitzer dieser Thiergattung, wenn er ein richtiger Mann von Ehre ist, auf der Ehre der deutschen Ochsen, ja der ganzen deutschen Nation nicht ruhen lassen. Echt ritterlich steht er mit seinem Leben ein, fordert seinen Gegner und jagt ihm richtig eine Kugel in den Leib. Ist damit vielleicht bewiesen, daß die Deutschen die größeren Ochsen besitzen, als die Holländer? Wie Jedermann sieht, ist nichts bewiesen, als das Eine, daß der Mann zu solcher Vertretung entschieden Beruf hat.

Aber in dem Falle wenigstens, daß Einem der Vorwurf der Feigheit in's Gesicht geschleudert wird, scheint das Duell, beziehungsweise die Forderung doch als Beweismittel geeignet zu sein; wer in die Duellarena herabsteigt, zeigt Muth und entkräftet hiedurch den Vorwurf der Feigheit.

Der „Muth" des Duells ist nicht der Muth, welcher dem Manne zur Ehre gereicht, sondern entehrender Uebermuth. Der „Muth„ des Duells verhält sich zur Feigheit, wie Verschwendung zum Geiz, welche beide, obwohl entgegengesetzt, entehrende Laster sind, zwischen denen die ehrenvolle Tugend der Freigebigkeit in der Mitte liegt.

Oder ist etwa der echte Mannesmuth identisch mit blinder Berserkerwuth? Will man mir also den Mangel unbesonnenen Uebermuthes als Feigheit anrechnen, so involviert dies thatsächlich ebensowenig eine Ehrenkränkung, als wenn man mir zur Last legt, daß ich nicht einmal die Tapferkeit besitze, an einem Abend die Kleinigkeit von einem halben Hektoliter Bier zu vertilgen!

Für das Leben zwecklos eine ernste Gefahr heraufbeschwören, ist nicht tugendhafter Mannesmuth, dem die Feigheit gegenübersteht, sondern ist vielmehr frevler Uebermuth. Für den grundsätzlichen Gegner des Duells ist heutzutage ein ungleich größerer Muth erforderlich, das Duell zu verweigern, als für seine Anhänger, sich zu schlagen.

Ein dem Ehrenmanne in's Gesicht geschleuderter Vorwurf der Feigheit berechtigt ihn also nicht zu einer Probe frevelhaften Uebermuthes, wohl aber berechtigt sie ihn zu einer Probe echten Mannesmuthes. Hiezu muß er aber eine passende Gelegenheit haben, eine Gelegenheit, in welcher die Rücksicht auf einen entsprechend wichtigen Zweck den Einsatz des Lebes fordert oder wenigstens gestattet.

Blicken wir auf den tapfern Soldaten im Felde, der unerschrocken (aber doch nicht unbesonnen) dem Tode in's Angesicht schaut, so haben wir eine Probe echten, ehrenden Muthes vor uns. Der tapfere Soldat kämpft nicht für seine Ehre, er kämpft zum Schutze des Rechtes und des bedrohten Vaterlandes, und das gereicht ihm zur Ehre.

Es bleibt also noch der Ehrenersatz. Vielleicht läßt sich das Duell für diesen Zweck brauchen. Die Eignung

des Duells hiefür ließe sich nur in der Voraussetzung aufrecht erhalten, daß dadurch der Gegner wenigstens mit wahrscheinlichem Erfolge zum Ehrenersatze gezwungen werden könnte.

Hier drängt sich uns ein Vergleich des Duells mit dem Kriege, dem Kampfe zweier Völker oder Staatengebilde, auf. Allein es ergeben sich zwischen Duell und Krieg zwei wesentliche Unterschiede.

Einmal existiert thatsächlich kein über Völker und Staaten gestelltes Tribunal, welches Rechtsstreitigkeiten aller Art definitiv entschiede und die erforderliche Executive zur Seite hätte. Wäre dieses der Fall, so könnte dem in seinen Consequenzen so furchtbaren Kriege keine Berechtigung zuerkannt werden. Dagegen besteht, bei uns wenigstens und in allen civilisierten Ländern, für Private ein solches Tribunal, welches im Falle einer Rechtsverletzung überhaupt und ebenso auch im Falle einer Ehrenkränkung die entsprechende Remedur erzwingen kann. Aber, hält man mir entgegen, die Gerichte würden in den seltesten Fällen, welche thatsächlich Anlaß zum Duell geben, gegen eine zugefügte Beleidigung reagieren, d. h. eine Ehrenklage entgegennehmen.

Freilich, wenn Jemand im Kaffeehause ein Zeitungsblatt vom Tische streift, ohne pflichtschuldigst ein „Pardon“ oder „Excusez“ zu rufen, und man in diesem oder einem ähnlichen Vorkommnisse einen casus belli, ein verbrecherisches Attentat auf seine Ehre erblickt, da kann man allerdings die Gerichte nicht behelligen, ohne sich lächerlich zu machen; aber eine Lächerlichkeit sollte wichtig genug sein, um ihretwegen das Leben auf's Spiel zu setzen! Ja wohl, das Duell hat ungeachtet seines blutigen Ernstes ungeheuer viel Kindisches an sich.

Der zweite wesentliche Unterschied zwischen Krieg und Duell ist darin zu entdecken, daß ersterer seiner ganzen Natur nach auf der Erzwingbarkeit des Rechtes beruht, was beim Duell, wie schon früher hervorgehoben wurde, keineswegs der Fall ist. Ein Staat erachtet sich von Seite eines andern in seinem rechtlichen Interesse beschädigt oder in seiner Ehre verletzt; er verlangt Anerkennung oder Gewährleistung seines Rechtes, er verlangt Satisfaction. Wird diesem Verlangen nicht entsprochen, so greift er zur Gewalt, um die geforderte Leistung zu erzwingen. Diesen Zwangscharakter, um mich so auszudrücken, verräth der Krieg im Gegensatz zum Duell zunächst dadurch, daß der Gegner nicht erst gefragt wird, ob er sich den beabsichtigten Zwang gefallen lasse, d. h. die Kriegserklärung annehme, sodann aber und ganz besonders auch dadurch, daß der intendierte Zweck nicht vom Kriege als solchem, sondern von dessen Erfolge abhängt. Eine Satisfaction erzwingen zu wollen nach der Art, wie dies im Kriege geschieht, hat einen Sinn, das Duell aber als Mittel, Ehrenersatz zu erzielen, ist sinnlos, weil es dem Gegner frei steht, das Duell anzunehmen oder nicht, und weil der Ausgang irrelevant ist.

Aber das Duell darf nicht nach Vernunft und Gewissen, es muß nach dem Gefühle beurtheilt werden, sagt man vielleicht. Kann es eine seichtere Phrase geben, als diese? Wurzelt nicht auch die gemeinste Rache im Gefühle, ja läßt sich dasselbe nicht mehr oder weniger von allen, selbst den ungeheuersten Lastern behaupten?

Soweit muß sich der Ehrenmann doch beherrschen können, daß er seine wie immer gearteten Gefühle unter die Botmäßigkeit der Vernunft und des Gewissens bringe.

Die erste und heiligste „Ehrenpflicht“ des Ehrenmannes ist denn doch die Heilighaltung des Gewissens. Wer das nicht anerkennt, hat gar kein Recht mitzusprechen, wenn es sich um Ehre handelt. Oder legen etwa wirklich unsere Duellfreunde bewußt einen Wert darauf, daß einer der Ihrigen den

Muth habe, sich über ernste Gewissensbedenken hinwegzusetzen?

Aber dieses Vorurtheil besteht einmal, ich sehe mich ihm als einer Thatsache, die ich nicht ändern kann gegenüber, was soll ich denn thun? Schlage ich mich gegebenen Falles nicht, so werde ich thatsächlich als ehrlos verfehmt, ja meine Ehre ist so gut wie vogelfrei. Dies die Klage vieler, welche im Princip dem Duell nicht huldigen, welche aber die pure Muthlosigkeit in die Reihen der „Muthigen" stellt. Aber ich frage, wer erklärt Dich denn für ehrlos, Vernunft oder Unvernunft? Was gilt denn die Ehre der Unvernunft? Vor wem ist denn Deine Ehre vogelfrei, vor dem wirklichen Ehrenmanne oder vor dem hohlköpfigen Bramarbas? Der wirkliche Ehrenmann, dessen kannst Du versichert sein, wird Deine Ueberzeugungstreue achten, selbst wenn er Deine Ueberzeugung nicht theilen sollte.

Wer einmal in dem Vorurtheil befangen, das Duell für eine Ehrensache ansieht, den bedauere ich und suche ich thunlichst eines Besseren zu belehren; wer aber dem Vorurtheil seine Ueberzeugung und sein Gewissen preisgibt, den muß ich verachten.

Das Duellprincip befördert die moralische Feigheit und Charakterlosigkeit. Tausende gibt es, welche der Unsittlichkeit des Duells mehr oder weniger sich bewußt, als Sclaven der „öffentlichen Meinung" und aus feiger Furcht vor der Tyrannei des herrschenden Vorurtheils durch das Duell ihre Ueberzeugung und ihr Gewissen verrathen. Aber das Prestige der „Ritterlichkeit" und noch mehr die Furcht vor der Verfehmung überwiegen. Tritt hier nicht moralische Feigheit und Charakterlosigkeit zu Tage?*)

Das herrschende Duellprincip schont selbst der Heiligkeit des Eides nicht, womit man die Treue gegen die Gesetze beschworen. Wem das Gesetz, dem er Treue geschworen, wem das eidliche Gelöbnis nicht mehr heilig ist, wo ist die „Majestät" des Gesetzes, die ihm noch zu imponieren vermöchte? „Darf auch der Mann von Treue sprechen, der treulos war an seinen ersten Pflichten?"

Das Duellprincip leistet der Verrohung Vorschub. Seine Freunde rühmen dem Duell zwar nach, daß es der Roheit entgegenwirke und zur Aufrechthaltung eines „feineren Tones" in der Gesellschaft ungemein beitrage. Indes, wenn unter dem „feineren Tone" etwas mehr verstanden wird, als die größere Eleganz beim Prügeln, so will es mich bedünken, daß die Duellfreunde nicht gut thun, sich auf diesen „feineren Ton" zu berufen; denn, soweit er überhaupt im Gefolge des Duellwesens auftritt, kann er nur die Frucht einer gewissen Furchtsamkeit sein, während diese Herren doch alle Welt glauben machen wollen, daß sie Furcht nicht kennen. Doch es kann ja sein, daß das Duell auch eine gute Wirkung hervorbringe, auch das Räuberhandwerk stählt den Muth, schärft den Geist und kann ein strategisches Talent zur vollen Entfaltung führen. Kommt es bei unserem Handeln nicht vor Allem auf die inneren Triebfedern an? Aber selbst wenn wir davon absehen, ist nicht jede Grobheit, jede Ungezogenheit, ja selbst die Lümmelhaftigkeit salonfähig, wofern sie nur eventuell durch eine Prügelei im „feineren Tone" gesühnt wird. Heißt das nicht ebenso viel, als die Roheit auf den Schild erheben?

Das Duellprincip schädigt das gesunde Ehrgefühl und protegiert sitt-

*) Nur einen einzigen Fall gibt es, in welchem das Duell einen Sinn hat. Wenn sich Zwei so tödtlich hassen, daß gegenseitig der Eine nicht leben will, wenn der Andere lebt, dann heißt die Losung: Du oder ich! Dann muß aber das Duell auf Leben und Tod geführt werden. Das wäre Bestialität, aber vernunftlos im praktischen Sinne wäre das Duell hier nicht, weil es seinen Zweck kennt und auch erreicht. D. R.

liche Gebrechen verschiedener Art, woferne diese nur an dem Strafhause vorbeikommen.

Nach dem herrschenden Duellprincip gilt die fingierte „ritterliche Ehre“ so hoch, daß unter ihren Fittichen so manches Schutz finden kann, was der richtig verstandenen Ehre Eintrag thut. Der falsche Ehrbegriff macht sich breit auf Kosten des wahren. Auch der Schurke kann sich mit Hilfe des Duells zum „Ehrenmann“ erschwingen.

Damit ist das Duellprincip gerichtet. Das Duellprincip ist an sich unvernünftig und unsittlich, in seinen Folgen höchst verderblich. Das Duellprincip ist ein barbarisches Princip, eine wahre Schande des Jahrhunderts. So lange es seine blutige Herrschaft führt, schreitet eine legitime Königin, entthront und in Trauergewänder gehüllt, allenthalben Unterstützung ihres Rechtes fordernd, durch die aufgeklärten Länder — die Vernunft.

Der Einzigen.

Du warst ein Mensch und Du logst nicht,
Du warst ein Weib und gerecht,
Du wurdest geliebt und betrogst nicht,
Du wurdest geschmäht und bliebst echt.
Du bliebest so heute wie gestern,
Du schiedest, doch flohest Du nicht,
Du wachtest, doch nicht um zu lästern,
Du schwiegst, doch nicht mir zum Gericht.

Ob Alles im Schiffbruch zerstiebe,
Eins prägte dem Herzen sich ein:
Sie, die ich am innigsten liebe,
Verdiente die Liebste zu sein.
Ein Quell noch im Sande mich grüßte,
Ein Baum noch im öden Revier,
Ein Vogel noch singt in der Wüste
Und erzählt meiner Seele von Dir.

B.

Kleine Laube.

Im sonnigen Süden.

Eine landschaftliche Skizze von der Adria.

Abbazia! Schon das Wort klingt wie der Gesang eines tropischen Vogels.

Wo liegt dieses Abbazia, das man heute so oft nennen hört? Die Lexikas und geographischen Werke verschweigen es schalkhaft; sie werden es aber bald aufzeigen müssen.

Dem Wiener ist Abbazia spielend leicht zu erreichen, er schläft sich einfach hinüber. Abends sieben Uhr läßt er sich auf dem Südbahnhof ein Eisenbahn-Coupé aufsperren, zieht die Fenstervorhänge zu, macht sich bequem, raucht noch ein paar Cigarren, legt sich dann hin und — unter leichtem angenehmem Schaukeln, das wir noch von der Wiege her in guter Erinnerung haben — schläft er ein.

Nach einiger Zeit wird er wach, reibt den letzten Rest Duseligkeit aus den Augen, streckt sich und sagt: „Ah, das war ein köstlicher Schlaf! — Wo sind wir denn schon?“ Er zieht die Vorhänge auf: Ah!

Italien in Morgensonnenschein!

Der Eisenbahnzug steht hoch an einem Ausläufer des Karst in der Station Mattulie. Steil und größentheils kahl stürzen die kalkfelsigen Berge ab und unten liegt blauend das Meer.

Es ist die Bucht von Fiume, die allerdings viele Aehnlichkeit mit einem Binnensee hat, weil sie in der Ferne von mehreren langgestreckten Inseln begrenzt wird. Nur rechts, am istrianischen Strande entlang öffnet sich eine Straße hinaus auf die freie, hohe See. Das ganze Bild ist ein südliches und erinnert an italienische und spanische Küsten; besondere Liebhaber mögen sich auch an die Buchten Griechenlands, an den Strand von Palästina, an den Fuß des Libanons versetzt fühlen. Die Höhen des Karst und der croatischen Alpen, frei vom Meeresspiegel aufspringend, geben sich gar imponierend und ihre Schneegipfel schauen neugierig herab auf die immergrünen Lorbeer- und Palmenhaine an der Küste.

Dem Ankömmling wird gesagt, er habe von der Station Mattulie aus zu Wagen nach Abbazia vierzig Minuten zu fahren, und auch nicht länger zu gehen. Bei der klaren kühlen Witterung wählt er das Letztere. Mit jedem Schritte, den er abwärts thut, steigert sich die Wärme der Luft. Seine Umgebung sind graue aus der Erde quellende Felsblöcke, Steinflecke und dazwischen dort und da eine ärmliche Hütte aus Quadern, Gärtlein mit Oelbäumen und Weinreben, und kleinen Wiesen, die terrassenartig mit Rohsteinwällen oder festen Mauern eingefaßt sind. So ähnelt mancher Gemüsegarten einem Gebäude, manche Ziegenweide einer Festung. Da ist der Schafstall und die Hütte des

Bettlers massiv, wie für die Weltgeschichte gemacht; und wenn das Schaf vom Executor davongetrieben wird und der Bettler auswandert und das Strohdach einbricht, so stehen die Steinmauern so gut ihr Jahrhundert nach, als bei uns daheim die Ruinen der Ritterburgen. In der Gegend sieht man viele Häuserruinen stehen; die Zeit hat hier ein armes Volk erdrückt. Die neuesten Tage bauen an diesen Küsten Palast um Palast, aber nicht für die Einheimischen, sondern für die Fremden, die in ihren großen Städten müde geworden sind und hier am Meeresodem wieder erfrischen wollen.

Zu Füßen des Wanderes liegt nun hart am Meere der Flecken Voleska. Die Bauart italienisch, die Kirche mit den zwei Barokthürmen ausgenommen. Slavisches und romanisches Wesen ist hier gemischt, ersteres wiegt an Ausdehnung und Zahl vor, letzteres drückt aber der Gegend den Charakter auf. An dieser südlichen Meeresbucht ist mir der Italiener auch weitaus stilgerechter, als der Slovene. Von Voleska aus links führt eine schöne Kunststraße nach dem nahen Fiume, rechts am Meere hin gehts nach Abbazia. Der Weg ist kurz, bald stehen wir im vielgenannten Curorte. Die im Hintergrunde sich steil erhebenden Berge — an der Spitze der 1400 Meter aufsteigende Monte Magiore — sind unwirtlich und stellenweise armselig bestanden mit blattlosem Laubholz; sie lassen am Strande nur einen kümmerlichen Raum für Menschen. Dieser Raum ist von einem immergrünen Wald von Lorbeerbäumen, Palmen, Cedern und Sebengewächsen bestanden. Dem entsprechend ist die Blumenwelt. Fast betäubt den Fremden anfangs die weiche Luft und der üppige Duft. Es ist, als ob man in einem ungeheuren Gewächshaus stünde, von welchem die Glaswände und das Dach weggenommen worden. Und in diesen Wald hinein bauen sie den Curort Abbazia. Gegenwärtig stehen nebst der alten kleinen Abtei und dem älteren Landhause „Angeolina" zwei große Hotels und eine Reihe von Villen, Alles nach dem neuesten Geschmacke eingerichtet. Tiefschattige Haine, bunte Rasenplätze, glatte Kieswege, wildes Gefelse und Ruinen von Bauernhütten wechseln zwischen den Häusern; so sinkt die Fläche sanft zum Meere hin, wo wildzerklüftete braune Steinwuchten und Klippen gegen die andonnerden Wogen ihre Vorwacht halten. Es ist wohl nicht zweifelhaft, wer am Ende siegen wird, das weiche Wasser oder das harte Gestein. Letzteres verliert bei jedem Wellenschlag Atome, ersteres zergischtet jede Minute und ist doch ewig gesund. Aber bis der Strand dahingewaschen sein wird, dazu hats noch lange Zeit; da mag früher wohl ein großer weltberühmter Curort hier florieren und wieder aus der Mode kommen und verfallen, wie die Wohnungen der früheren Ansiedler hier verfallen sind.

Heute ist Abbazia in frischestem Aufblühen begriffen. Oesterreich hat im vergangenen Winter sein Kleinod hier gehütet: die Gemalin des Kronprinzen. Die anmuthsvolle Erzherzogin Stefanie, welche heute schon der Liebling des Reiches geworden ist, hat dem jungen Curort reichen Glanz verliehen. Dem Verfasser dieser Zeilen war es gegönnt, zu Abbazia in Landhause Angeolina einen Blick in das häusliche Leben unseres Kronprinzenpaares thun zu dürfen. Nicht bewandert im Leben der Großen, hatte er kaum ahnen können, in diesem Hause, gepaart mit Hoheit, so viel gemüthliche Schlichtheit zu finden. Er freute sich des schlichten warmherzigen Tones und des Sinnes für das Schöne, für geistige Interessen, welcher das hohe Paar noch besonders adelt.

Das Schönste, was Abbazia hat, ist der Strandweg südwestlich gegen Ika hin. Derselbe, vom österreichischen Touristenclub angelegt, ist noch ganz Natur; keine Villa steht an ihm, kein Kunstpark besäumt ihn, selbst die Lorbeersträucher gehen nur gezwungener Weise, neu und mühevoll gepflanzt, da hinaus. Ueberall das rauhe Gestein und der Kampf des Meeres mit den Klippen. Man setzt sich hin und kann stundenlang dem Spiele des Wassers zusehen, es ist unendlich mannigfach. Gerne treibt es — und das ist bei gewöhnlicher Lebhaftigkeit sein Gebahren — in langge-

zogenen Wellen, wovon eine von der andern etwa zehn bis fünfzehn Meter entfernt ist, heran. Solch eine Welle macht einen hohen glatten Rücken, durch welchen das Licht schimmert und sie wie grünliches Eis erscheinen läßt. Nahe dem Strande begegnet ihr aber eine von den Steinen zurückgeworfene Welle, über diese hinwegspringend bricht sie sich in Gischt, fährt an den Strand, wo sie unbändig emporwallt oder schneeweiß aufspritzt, um dann wie ihre Vorfahren und ihre Nachkommen zurückzusinken. An mehreren Punkten, besonders am sogenannten Teufelsbrunnen sichtbar, rinnt das Meerwasser in mächtigen Strömen durch Höhlungen in den Berg hinein, um an anderer Stelle wieder hervorzubrechen. Dort und da gibt es badeschwammartig durchlöcherte Steine, durch welche das Wasser gurgelt und drängt, um auf der andern Seite stoßweise hervorzuspringen. Die Färbung des Meeres ist überhaupt von höchster Mannigfaltigkeit, hier kommt noch dazu die Schattierung von den Inseln Iveglia und Ichersо, deren Berge besonders in den späten Nachmittagsstunden in duftigstem Violette herüberlachen. Freundlich schimmert Fiume und Porto Re am Fuße des croatischen Gebirges und im südlichen Hintergrunde steigen die hohen, weißen Bergzüge Dalmatiens hoch in den Himmel empor. Aehnlich ist der Blick auf dem Bodensee gegen die Gletscher der Schweiz hin. Die Schönheit der See und die Herrlichkeit der Alpen im Bilde vereinigt!

In Sicht von Abbazia kreuzen stets zahlreiche Schiffe, große Steamer und kleine Dampfer und Kähne. Häufig läuft so ein flinker, niedlicher Dampfer ein im Hafen von Abbazia, mit welchem selbstverständlich das eine Stunde ferne Fiume in lebhaftem Verkehr ist. Nach Triest ist die Seereise von hier aus lang; auf der Eisenbahn ist es in drei Stunden erreichbar.

Als drüben an der Riviera vor einiger Zeit das Erdbeben gewüthet hatte, kamen Flüchtlinge herüber nach Abbazia, das sich patriotischer Weise anschickt, die österreichische Riviera zu werden. Und man hat gefunden, daß die Naturschönheit hüben jener von drüben nicht bloß in nichts nachgibt, sondern sie sogar übertrifft. Wie es ferner mit der Heilung der Kranken steht in Abbazia? Es wird so sein, wie in anderen Curorten, wer sich dort wohl fühlt, der wird genesen. Mich läßt ein Curort als solcher freilich kühl, ja ich weiche ihm aus; der Müßigang, der in einem solchen zu herrschen pflegt, zeitigt nicht bloß die lächerlichsten Ungeheuerlichkeiten der Putzsucht, des Tratsches, des Spieles, sondern oft auch tragische Ereignisse. Die meisten Laster und die meisten Selbstmorde werden verübt in eleganten Curorten. Die Naturschönheiten sind es und die bequeme Gelegenheit, sie zu genießen, welche mich Curorte aufsuchen lassen.

Das neue Asyl am Quarnero hat für uns freilich seinen besonderen Wert. Wer den nordischen Winter nicht liebt oder ihn der Gesundheit wegen fliehen muß und doch nicht ins ferne Ausland will, der schlafe sich also in einer schönen Nacht hinab nach Abbazia. Im milden Hauche des grünen Lorbeerhaines und im Angesichte des sommerlich sonnigen Meeres kann er dort das frohe Christmahl halten.

R.

Bettler machen!

Arme Leute sind in mancher Beziehung wie Kinder. Sie sind unselbstständig im Wollen und Handeln und zumeist auch in Denken, sie treiben Alles nur nach natürlichen Instincten, haben daher ihre Unarten und stoßen mitunter an die harte Wand der Gesetze.

Die Armen müßten moralisch erzogen wären, wie Kinder, nach pädagogischen Grundsätzen. Die Armut in der heutigen Gesellschaft ist wie ein Kind in einer Familie, das einen Stiefvater und eine „rechte" Mutter hat. Unter dem Stiefvater verstehe ich den Eigennutz der Besitzenden, unter der Mutter die Wohlthätigkeit. Aber wie es schon zu gehen pflegt, je

strenger und herber der Stiefvater auftritt, desto zärtlicher liebt die Mutter das arme Kind, desto eher wird sie es, wenn sie Gelegenheit hat, verzärteln und verziehen. Unsere Armut wird auch verzogen. Man lehrt die armen Leute nicht selbstständig werden — das will ja der gestrenge Stiefvater nicht zugeben — man lehrt sie nur Almosen suchen und milde Gaben hinnehmen, man macht aus armen Leuten — Bettler.

Die Wohlthätigkeit ist das böse Gewissen der Reichen, würde der Skeptiker sagen können, der nichts an sich Gutes gelten lassen will im Menschen. So weit gehe ich nicht; ich bin froh, wenn das Gute geschieht und grüble nicht erst lange nach dem Beweggrund desselben. Maßgebender als die Ursachen der Wohlthätigkeit sind die Wirkungen, und hierin hätte man an unserem Wohlthätigkeitswesen manches auszusetzen.

Mit unserer Opferwilligkeit dürfte man zufrieden sein, so lange es sich nur um's Geben handelt, dort, wo man zu geben hat. Wir geben gern und viel, wir haben ein menschlich Fühlen für die Armut und möchten gerne überall helfen. Welche Summen in unseren Ländern für wohlthätige Zwecke ausgegeben werden, läßt sich mit Ziffern nicht ausdrücken, ich vermuthe, sie kommen in einzelnen Ständen jener Summe nahe, die für Luxus ausgegeben wird, und ich glaube das wäre das richtige Maximum.

Die größten und wahrhaftigsten Wohlthaten, die Menschen einander erweisen, werden erst offenbar, wenn die Todten auferstehn.

Ich denke heute an jene Wohlthaten, die im Sonnenlichte gethan werden, vielleicht nicht zum letzten Zwecke, um gesehen zu werden. Wir sehen die großen Wohlthätigkeitsmaschinen der Corporationen und Vereine und ihre weitverzweigte Thätigkeit. Wir sehen, daß die Leute von solcher Seite oft förmlich gezwungen werden, wohlthätig zu sein, und sie sollen dafür auch etwas haben. Sie können für ihre Wohlthätigkeit Musik hören und tanzen, auch essen und trinken und ihre Namen in den Zeitungen lesen. Sie können auch Diplome und Orden bekommen. Ich bin ganz damit einverstanden. Viel bedenklicher jedoch ist es, das durch Wohlthätigkeit eingegangene Geld richtig anzuwenden. Gewöhnlich bekommt der am meisten, der am besten betteln kann; da lohnt sichs dann freilich der Mühe, das Betteln zu lernen. Und mancher verschämte, bescheidene Arme, der vielleicht wirklich schuldlos darbt, wird darben trotz aller wohlthätigen Vereine.

Ein Blick in die Hauptstadt. In Wien bestehen gegenwärtig zweihundertachtunddreißig Wohlthätigkeitsvereine. Das ist gut. Denn da die Formen der Armut so überaus mannigfaltige, die Bedürfnisse so überaus vielgestaltige sind, so läßt sich auch nicht durch wenige Vereine dem Elend entgegenwirken. Wenn man aber aus keinem anderen Grunde, als damit persönliche Eitelkeiten befriedigt werden, Concurrenz-Wohlthätigkeitsvereine gründet, so mischt sich schon in die gute Absicht ein nicht zu billigender Nebenzweck, und wenn die Vereine — mit gleichen Mitteln ausgestattet, aus denselben Quellen genährt — denselben Personen ihre Wohlthaten zuwenden, so ist das eigentlich ein Verschleudern des zu humanitären Zwecken gesammelten Geldes. Wir könnten auf eine Anzahl von Vereinen hinweisen, die sich nicht bloß ihre Spender gegenseitig abzufischen suchen, sondern auch darin einander Concurrenz machen, daß sie die „Armen“ gegenseitig ab-, respective sich selbst zuzuwenden bemüht sind, um nur mit großen Ziffern brillieren zu können. Aus der Concurrenz der Wohlthätigkeitsvereine erwächst eine Gefahr, welche man nicht übersehen darf, und diese besteht in der Speculation auf die Zersplitterung des Armenwesens. Alle Bemühungen, die Vereine wenigstens insoweit zu centralisieren, daß über die Personen der Beschenkten und die aufgewendeten Einzelsummen ein General-Katalog — der selbstverständlich nur für die Leiter zugänglich wäre — verfaßt werden soll, sind gescheitert und die Folge davon ist, daß 238 Vereine mit vollen Händen geben — in Hände

geben, von denen es ihnen nicht genau bekannt ist, ob es die rechten sind. Die Zersplitterung hat zur Folge, daß jetzt industriöse „Arme" — es soll solche geben — von Verein zu Verein gehen, sich überall eine „kleine" Unterstützung erwirken können und daß dann ihre ganze Existenz auf das Absammeln dieser Unterstützungen sich gründet. Niemand hindert sie, auf solche Weise die Wohlthätigkeit geradezu auszubeuten und auf Vereinskosten so zu leben, wie es eben diese zahllosen Vereine, die untereinander keinen Zusammenhang haben, ermöglichen. Ferne liegt es uns, der wahren Armut nahezutreten; wir wissen, wie groß das Elend ist und wie dringend nothwendig es erscheint, demselben mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Aber die Art, wie man jetzt Wohlthätigkeit übt, können wir darum doch nicht billigen. So wie es jetzt geschieht, werden riesige Summen, mit denen man bei richtiger Verwendung wirklich viel Gutes stiften und den Erwerblosen zum Erwerbenden machen könnte, in kleine Einzelbeträge zersplittert, mit denen nicht nur der momentanen Noth nicht entgegengewirkt, sondern durch die der Beschenkte geradezu auf den Weg des Bettels gedrängt wird. Was soll die arme Familie mit einem bis zwei Gulden, die sie in einem Momente erhält, anfangen? Die Gabe reicht oft nicht aus, um den augenblicklichen Hunger zu stillen; sie muß also beim zweiten und dritten Vereine das Bettelgeschäft von vorne anfangen, um nur den Bedarf des Augenblicks zu befriedigen, und am nächsten Tage beginnt das Elend von Neuem! Auf diese Weise wird die Bettelei förmlich großgezogen. Wie die Wohlthätigkeit geübt wird und große Beträge in kleine umgesetzt werden, setzen sich die Vereine außer Stand, in wirklichen Nothfällen helfend einzugreifen und dem wahren Zwecke ihrer Existenz gerecht zu werden.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß fast alle Vereine ihren Appell um Beiträge nahezu an dieselben Persönlichkeiten richten, und statt, wie man es bei einem Bestande von 238 Vereinen vermuthen sollte, einen größeren Kreis von Mitwirkenden heranzuziehen, durch ihre Wirksamkeit eher den Kreis verkleinern und dadurch, trotz der Vermehrung der Zahl der Vereine, eine Vermehrung der Spenden nicht erreichen.

Die Autonomie der Vereine und die Befriedigung der Eitelkeit der Präsidenten, Directoren, und wie sonst diese Würdenträger sich zu nennen belieben, kann ganz gut neben einer geordneten Wirtschaft fortbestehen und befriedigt werden; ja wir glauben, die Vereine würden viel besser bestehen, wenn die Zersplitterung durch die Centralisation ersetzt würde, sie könnten auf größere, nachhaltigere Erfolge hinweisen, noch größere Summen erhalten und mit diesen einen viel bedeutenderen Nutzen stiften, als sie es jetzt vermögen.

Es kann ja überhaupt so nicht fortgehen, daß erwerbsfähige Menschen auf Almosen angewiesen sein sollen. Das ist der abscheuliche Krebsschaden unserer wirtschaftlichen Welt. Die Armut wird man nie abbringen, weil es immer erwerbsunfähige Menschen geben wird, und d i e s e zu unterstützen, mit aller Liebe und Opferfreudigkeit zu unterstützen ist die Aufgabe der Wohlthätigkeit. Den arbeitsfähigen Armen hat die Gesellschaft Arbeit zu geben, und nicht Almosen! Das Almosen muß die Leute von der Arbeit nur abhalten, sie zu Faullenzern und routinierten Bettlern machen, wenn nicht gelegentlich zu Aergerem!

Ihr Reichen und Mächtigen! Ihr thut nicht Euere Pflicht, indem Ihr mit vollen Händen Almosen gebt! den einen Theil der Leute ausnützen, um dem andern das Nichtsthun zu honorieren, das ist zweifach gefehlt. Und wenn es für vacierende Arbeitskräfte schon wirklich gar nichts mehr zu thun gibt auf der Welt, so lasset bei anständigem Taglohn den Großglockner abtragen und denselben über den Großvenediger aufbauen. Denkt nicht immer nur an Euren Gewinn. Arbeit kann Selbstzweck werden, wenn sie vor Demoralisation bewahrt.

M.

Neue Lieder und Gedichte

in oberösterreichischer Mundart

von Leopold Hörmann.*)

Da Dischkur mit 'n Vögerl.

I han amal, hat mi gar a so blangt,[1]
Mit an Vögerl ön Wald an Dischkur[2] angfangt.

Für 's Mäul is da Anfang allweil a Plag,
So sag i a da: ham ma heunt a schen Tag!

Draf thuat si 's Vögerl ön Schnabel areibn,
„Ja," moant 's „kunnt nu a Zeit a so bleibn."

Richti, Vögerl (und i tritt föster für),
I hät' a kloans wenkerl was z'rödn mit Dir.

„So?" wischpelt 's Vögerl neugieri, guat,
Auf dös wiar i rebi[3] und sammel man Muath.

Vögerl, sag i (do san mar fein stad,[4]
Weil i gern ganz alloan damit hoamkemma that),

Sag mar amal, ön Dreiteuxelsnam!
Wia bringst denn nur Du Deine Liadln zsamm?

„I sing," gsteht 's Vögerl, „mehr woaß i nöt gwiß,
Halt wia ma da Schnabel gewaxn is."

Sikra! röd i eahm blitzschnell drauf,
Hiatzt geht ma auf oanmal a Liachtl auf.

Fort mit dö Faxn, den Bahrn ön oa Loh,[5]
I machs as wia Du hiatzt, just netta a so!

Aft[6] richt i mi gschwindi und schnell zan gehn,
Vögerl, bhüat Gott! und i dank da recht schen. —

Dös is mei Dischkur mit 'n Vögerl gwöst,
Heunt hats mas zan erstnmal außaprößt.

Und hiatzt derf i 's varathn, es macht nix mehr:
I war bein Waldvögerl draußt ön da Lehr.

A i sing (und mehrasta woaß i nöt gwiß)
So wia ma da Schnabel gewaxn is. —

[1]) darnach verlangt. [2]) Discurs. [3]) heiter, aufgeräumt. [4]) still (vorsichtig). [5]) Bohren in ein Loch (Schablone). [6]) dann.

---

*) Unter obigem Titel ist bei Baumert und Ronge in Großenhain eine neue Sammlung des oberösterreichischen Volksdichters erschienen. Wir glauben das treffliche Büchlein am besten mit der Wiedergabe einiger Gedichtchen zu charakterisieren. Diese Stücke werden weder die besten noch die schlechtesten im Werkchen sein; es enthält köstliche Sachen, aber auch Einzelnes, das bei einer neuen Auflage besser wegbleiben wird. Im Ganzen fanden wir Hörmann's: „Schneekaderln und Himmelschlüsseln" origineller, als diese neue Sammlung. M.

I mecht — und kann nöt.

I war' a Bleamerl gern — i hab vablüahrt.
I mecht a Fischerl sein — i hab mi grüahrt.
I mecht a Vögerl sein — i kann nöt fliagn.
I glang um d' Stern so gern — i kann s'nöt kriagn.
I mecht ön Himmel 'ein — da Wög is z'weit.
I mecht a Engerl sein — und bin a Leut.

A Liabsgschicht.

Alle zwoa sterbnsvaliabt,
's Dirndl und da Bua,
Denna koa Oanikeit,[1]
Nia Fried und Ruah.

Eahm plagt dö Eifersucht,
Machtn fuchswild,
Sie hat so gwiße Grilln:
„Harbsein" wird gspielt.

Sie is dö Trutzige,
Er tückelt a —
Oa Wort so d' ganze Wichs[2]
Guat wieder wa'.

Da fallt 's nöt, dortn nöt,
Koans roacht[3] sa Hand,
So kemman s', sterbnsvaliabt,
Z'lötzt ausanand.

[1]) Einigkeit. [2]) Sache. [3]) reicht.

's sichare Mittl.

Da Pfarrer z' Gahnling[1] sagt zu Oana —
Denn dö hat eahm 'klagt,
Daß s' ihr Mann so oft schlagt,
Sie muaß si nu z'taod flehn und woana:
Kimmt da Mann spat van Wirth so thuat a selkiarn,
Ratzn und feanzn, streitn und dischpaliarn.

Da Pfarrer also will da moana:
Er woaß a Mittl, dös wirkt,
Dös niamals lüagt,
Glei aus war 's aft mit Flehn und Woana:
„Wann da Mann wieder spat van Wirt thuat kemma, —
Gswindi ön 's Mäul an Weichbrunn[2] nehma."

Den Mann hert s' wia sunst schrein und klopfn.
Do heunt macht s' glei auf —
Lögt si auf d' Födern drauf,
Z'erst thuat sa sie schan 's Mäul vastopfn.
Da Mann will wia sunstn ratzn und stimma,
Wart't und stutzt und rüahrt sie nimma. —

's hat gholfn ön Pfarrer sei Mittl:
Halt' 's Mäul! hat a gschafft.
Aber Glaubn und Kraft
Gibt erst da scheni, heilige Titl. — —
A ös andern kinnts Enkas z' Herzn nehma,
Wann Enkare Manner spat hoam than kemma.

[1]) Ortsname. [2]) Weihwasser.

's Gsäus.

Durchs Gsäus' bin i gfahrn
Mit da rollatn Bahn —
Wer a Wunder will segn,
Macht ma 's nach, schaut si 's an.

Dö Macht und den Gewalt
Und wias rodlt und hallt,
Wias säuselt und braust,
Daß dar gruselt und graust.

Oa Berg um den andern,
Der röckt si ön d' Heh,
Und 's einzwängte Wasserl
Schreit: Auweh, auweh!

Und dö Schenheit und Macht
Und dö Greß und dö Pracht,
Wost Di wendst, wiast Di drahst:
Zwannst ön Zauberland wast.

Durchs Gsäus' bin i gfahrn
Mit da rollatn Bahn:
Wer a Wunder will segn,
Macht ma 's nach, schaut si 's an!

Ein Concert im Postwagen.

Von Karl Neumann-Strela.

Ein Herr, der einen braunen Frack mit gelben Knöpfen, einen grauen Phantasie-Hut und auf dem rechten Arm einen grauen Ueberrock trug, bestieg in Heidelberg den Eilwagen, welcher nach Stuttgart fuhr. Die gestickte Reisetasche in seiner Rechten wurde in das Netz an der Wagendecke geschoben, aber den Geigenkasten, den seine Linke förmlich umklammert hielt, stellte er neben sich und bedeckte ihn mit dem Ueberrock, als wollte er seinen Liebling vor Zugluft bewahren.

Der Postillon blies ein lustiges Stücklein; die Pferde zogen an. Der einzige Passagier lehnte in der Ecke, und nachdem er sich noch einmal von der sicheren Lage seiner Geige überzeugt, nahm er Pfeife und Tabaksbeutel, Feuerstein und Stahl und Schwamm aus der Tasche. Bald stieg der blaue Dampf zur Decke empor, und der Raucher kreuzte die Arme über der Brust und versank in tiefes Sinnen.

Erste Station. Das Gefährt hielt vor einem kleinen schmutzigen Hause. Zwei Postdiener schleppten im Schweiße ihres Angesichts einen großen Reisekorb herbei, der auf dem Wagen untergebracht wurde. Dann kam ein Dritter mit Schachteln und Kästchen, die sämmtlich in das Netz wanderten.

Der Passagier wurde erst aus seinem Nachdenken gerissen, als zwei Damen an den Schlag traten. Schwestern, der Aehnlichkeit nach; Beide hatten dunkles Haar, dunkle Augen, schwarzseidene Kleider und Hütchen von schwarzem Flor.

Die Größere setzte den zierlichen Fuß auf den Tritt, hüpfte in den Wagen und rief: „Marie, ein entsetzlicher Qualm! Wir werden ersticken!“

„Schrecklich!“ rief Marie, nachdem auch sie eingestiegen, aber sie lachte dazu und nahm unter Lachen Platz.

Der Herr und die Damen saßen sich gegenüber.

Der Herr zog die Brauen zusammen, grüßte und sagte: „Den Damen ist der Tabaksrauch lästig?“

„Wenn ich bitten darf,“ nahm Therese das Wort, „so gönnen Sie Ihrer Pfeife ein wenig Ruhe. Der Rauch verursacht mir Kopfschmerz.“

Mit einem ganz leisen Seufzer ließ er die Pfeife in die Tasche gleiten. Wieder kreuzte er die Arme und schloß die Augen; er wollte schlafen. Aber die süße Gewohnheit des Rauchens! Er wurde immer unruhiger, er rückte nach rechts und nach links. Mit jeder Minute wurde die Sehnsucht nach seinem Pfeifchen größer, und er hätte sich zum Schwager auf den Bock gesetzt, wenn nicht seit der Abfahrt vom Stationshause ein feiner Regen gefallen wäre.

Die Damen, welche sich mit Lectüre beschäftigten, merkten von diesen Qualen nichts.

Plötzlich fiel ihm ein: wenn du im Postwagen in Gegenwart des schönen Geschlechts nicht rauchen darfst, so darfst du wenigstens geigen. Geigenspiel im Postwagen verboten — wo stände das geschrieben?

Gedacht, gethan. Der Ueberrock wird vom Kasten geworfen, Geige und Bogen

zur Hand genommen — ein heller frischer Klang zieht durch den kleinen Raum.

Die Damen sind so erstaunt, daß ihnen die Bücher entsinken. Aber sie nicken sich zu und ihre Mienen zeigen, daß der wunderliche Einfall des Herrn ganz nach ihrem Sinne ist.

Er phantasiert auf der Geige. Die Musik hebt klagend an; beklagt er das kalte Pfeifchen in der Tasche? Dann werden die Töne markiger und voller; über den Saiten scheint das Wort Entsagung! zu schweben. Dann ist es, als wenn die Leidenschaft wieder die Oberhand gewänne; immer wilder wird die Musik, immer grausiger, plötzlich ein schneidender Ton — der Bogen sinkt.

Regungslos, sprachlos saßen die Damen da. Erst als der funkelnde Blick des Mannes sie traf, erwachten sie wie aus einer Erstarrung. Therese hob den Arm und rief: „Mein Herr, Ihr Stück hat keinen Schluß!" — „Bitte, den Schluß," rief Marie.

„Ein Schrei — das sei das Ende," sagte er, und in den Winkeln seines Mundes zuckte es seltsam.

„Nein," rief Therese, das Ende soll ein Danklied für alles Gute und Schöne sein."

„Ein Gebet aus vollstem Herzen," warf Marie ein. „Schwester, mache Du den Schluß."

„Ah, Sie sind Künstlerin?" fragte er überrascht.

„Ich spiele ein wenig," gab Therese lächelnd zur Antwort.

„Ich bitte —" er reichte ihr Geige und Bogen.

Sie wehrte mit der Rechten. „Unser Handwerkszeug haben wir stets bei uns."

Er bemerkte mit wachsendem Erstaunen, daß die Schwester sich erhob, in das Netz griff und zwei Geigen zum Vorschein brachte. „Auch Sie? auch Sie?" rief er.

Sie neigte lächelnd das Haupt ..... die Geigen wurden gestimmt, und die schelmische Marie rief der Schwester zu, welche schon den Bogen erhoben hatte: „Ein so zahlreiches Publikum hast Du noch nie gehabt."

Therese spielte. Sie zauberte ein Bild vor das innere Auge des Mannes: im Sonnenschein wogte das Aehrenfeld. Schnitter kamen mit ihren Sensen, es kam Alt und Jung und freute sich der reichen Ernte. Dann knieten sie Alle nieder und priesen und dankten Gott für seine Güte, hoch im Blauen aber jubelte eine Lerche.

In sich versunken saß der Hörer da; der traurige Zug um seinen Mund war einem Entzücken gewichen, das wie Sonnenglanz aus seinen Augen strahlte. Doch ehe er seiner Bewunderung Worte leihen konnte, wandte sich Therese zur Schwester und sprach: „Nun, mein Herzchen, kommst Du mit dem rechten und echten Schluß."

„Schweige still," rief sie mit komischer Geberde, „Der Schluß war recht und echt. Aber wie wäre es mit dem Duo von Kreutzer? Du hast mit Deinem Spiel einen Funken in meine Seele geworfen; ich könnte geigen bis in die tiefe Nacht hinein. — Also! Komm, Schwesterherz — eins, zwei, drei!"

Das herrliche Duo von Kreutzer, in so meisterhafter Weise vorgetragen, hätte den größten Musikfeind in einen Enthusiasten verwandeln müssen. Um so begeisterter war der Zuhörer. Seine Brust hob und senkte sich, an seinen Wimpern perlten Thränen, und als der letzte Ton verklungen war, da breitete er die Arme aus und rief: „Ihr seid himmlische Gestalten oder die Geschwister Milanollo!"

„Nur das letztere, mein Herr," lachte die stets heitere Marie. „Das ist die Therese und ich bin die Marie."

„Erlauben Sie mir Ihre Hände," sprach er feierlichen Tones, und er legte die weißen zierlichen Hände auf sein wogendes Herz. „Dieser Stunde werde ich gedenken, bis der Tod mir naht."

„Warum so melancholisch, mein Herr College?" sagte Marie. „Ich habe uns verrathen, oder vielmehr, Sie haben uns errathen; jetzt aber hoffen wir, daß Sie mit Ihrem Namen nicht länger hinter dem Berge halten werden. Durch Ihr Spiel haben Sie bewiesen, daß Sie unser College sind. Also gestehen Sie: Sind Sie Baillot oder Rode oder Lafont oder gar

Kreutzer, dessen Duos unsere Lieblinge sind?"

„Ich bin nicht so glücklich, mich Ihren Collegen nennen zu dürfen. Ich bin Dilettant auf der Geige, meine Hauptbeschäftigung ist Verse machen; und da Sie meinen Namen verlangen, so habe ich das Vergnügen, mich Ihnen als Nikolaus Lenau vorzustellen."

„Lenau, Lenau!" jubelte Therese, „jetzt erlauben Sie uns Ihre Hände! Dort in der Tasche liegen Ihre Gedichte, die uns von Stadt zu Stadt begleiten und oft, oft unser Verlangen nach der persönlichen Bekanntschaft des Dichters erweckten. Endlich hat das gütige Geschick unsern Wunsch erfüllt und —"

„Der Schicksalsgöttin werde ein Hymnus gespendet, wenn wir in Stuttgart sind," fiel Marie ein.

„Warum erst in Stuttgart? Nein, das währt mir zu lange. Im Postwagen haben wir unsere Bekanntschaft gemacht, also werde im Postwagen geopfert. Herr Dilettant, Sie kennen jedenfalls das Trio in C-dur von Kreutzer? Gut. Sie spielen es auswendig? Desto besser. Die Geigen heraus — in makellosem Vortrage dieses Trios soll unser Dankopfer bestehen."

Die Pferde schritten langsam und spitzten die Ohren; der Schwager Postillon spitzte die Ohren noch viel mehr. Seit dreiundzwanzig Jahren kutschierte er von Heidelberg nach Stuttgart, aber solche Passagiere hatte er sein Lebtag nicht gehabt.

Als die Thürme von Stuttgart sichbar wurden, hatte sich die Bekanntschaft schon in Freundschaft verwandelt. Gar oft ist die Brieftaube aus dem Schwabenland nach Paris und zurück geflogen; das Babel an der Seine betrachteten die Milanollo's als zweite Heimat, welche sie nur verließen, wenn die Bitten ihrer vieltausend deutschen Bewunderer sie über den Rhein riefen. In Paris starb Marie, „mein lieber Schelm," wie Lenau sie oft genannt, im rauhen Herbst des rauhen Jahres 1848; und als zwei Jahre später, in Oberdöbling bei Wien, der arme Dichter die Augen schloß, da ward auf sein Grab ein Lorbeerkranz mit weißseidenem Bande gelegt. Auf dem Bande stand geschrieben:

„Und als Lebwohl er winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.
Dem Unsterblichen
von
Therese Milanollo."

Lebt denn der alte Gott nicht mehr?

Eine Parabel von W. Popper.

Es war einmal ein Gott, der die Welt erschuf, und seine Ehefrau war die Ewigkeit. Sie hatten drei Töchter. Die Aelteste war die Schönste und Blühendste; voll Kraft und Leben war sie des Vaters Ebenbild und Liebling. Schon als Kind bat sie oft: „Vater, überlasse mir nur für ein Weilchen das Welt-Regiment!" und Gott gab nach, obgleich sie in kindischem Muthwillen ebensoviel zerstörte, als schuf.

Die zweite Tochter war nur der Schatten der Aeltesten. Ein blasses, willenloses Kind, pflegte sie tagelang auf dem Schoße der Mutter zu sitzen und sich von dieser Geschichten erzählen zu lassen. Sie hatte einen Hang zur Träumerei und war die Liebreichste, deshalb auch der Mutter Liebling. Die Jüngste war ein rechter Wildfang voll Grazie und Schelmerei, sie neckte die Schwestern wo sie nur konnte, ja sie versuchte ihren unwiderstehlichen Zauber auch an den ernsten Eltern und Niemand konnte ihr gram sein.

Eines Tages trat die älteste Tochter vor den erhabenen Thron Gottes und sprach: „Nun, Vater, bin ich groß und stark und Du bist alt genug, deshalb pflege der Ruhe und überlasse mir das Welt-Regiment!"

Der Vater blickte voll Wohlgefallen auf seine Tochter nieder, aber seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit eingedenk, antwortete er ihr:

„Ich kann Dir keinen Vorzug geben, Dir keine Rechte einräumen, die Deine Schwestern nicht theilen, rufe sie also auch vor meinen Thron!"

Als nun die Zweite gesenkten Hauptes, voll demüthiger Ergebenheit einherschritt, die Jüngste in sorglosem Leichtsinn heranhüpfte, sprach Gott der Vater:

„Ich will die Weltherrschaft unter Euch theilen! Dir, meiner ältesten Tochter, der Thatkraft, die voll göttlichen Selbstvertrauens stets im rechten Momente das Rechte thut, Dir, meinem Ebenbilde gebe ich das weite, das mächtige Reich der Gegenwart!

Dir dagegen, Du stille, liebereiche und liebesbedürftige Träumerin Erinnerung, die Du zu jedem Kampfe unfähig bist, Dir verleihe ich das vor jedem feindlichen Angriffe geschützte Reich, in dem es nicht zu schaffen, noch zu zerstören, sondern nur zu erhalten gilt: die Vergangenheit!

Dir aber, Du loser Engel voll Leichtsinn und Gnade, halb des Vaters, halb der Mutter Ebenbild — Dir schenke ich das unermeßliche Reich der Zukunft, das Du als unumschränkte Königin Hoffnung zum Wohle meiner Geschöpfe verwalten sollst!“ — Wie Gott sprach, so geschah es.

So ist es denn gekommen, daß nicht Gott Vater der Gerechte und die große Ewigkeit uns beherrschen, sondern nur ihre drei Töchter, die Königinnen: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

So kommt es, daß wir oftmals, wenn die eiserne Hand der Gegenwart uns unter ihr Joch zwingt, die Vergangenheit uns Schauergeschichten erzählt und die Zukunft schäkernd unserem verzweifelten Griffe enteilt — so kommt es denn, daß wir in die Kniee sinkend fragen: Lebt denn der alte Gott nicht mehr?

Der Poetenwinkel.

Betrachtung.

Von den Bäumen weh'n die Winde
Welke Blätter in den Sand;
Was der Lenz als Angebinde
Einst in kahles Astwerk wand,
Sinkt zu Boden,
Zu den Todten,
Bis des Frühlings Zauberwalten
Blatt um Blatt mag neu gestalten.

Jahr um Jahr in gleicher Weise
Geht der Mensch durchs Leben hin,
Bis vollendet seine Kreise
Und die Bahre sein Gewinn.
Was wird bleiben
Von dem Treiben?
Einen rühmt man ungemessen,
Und der And're wird vergessen!

Hans Kronberger.

Frühling.

O Frühling! o Du Wonnezeit!
Mit Deinem Glücke kehrst Du wieder!
Die Erde schmückt Dein Saphirkleid,
Und Blüten streust Du darauf nieder.

Erweckt von Deiner Sonne Strahl
Im Moos die bunten Sterne lachen.
Wie plätschert es vom Berg zu Thal!
Natur, wie schön ist Dein Erwachen!

Dein Blumenflor ziert Flur und Feld,
Berauschend sind der Blüten Düfte,
Und eine bunte Vogelwelt
Erfüllt mit Sang die lauen Lüfte.

Der Landmann steuert seinen Pflug,
Sät, hoffend auf des Herren Segen.
Dem Himmel singt in hehrem Flug
Ein Lerchenpaar sein Lied entgegen.

Und Alles, Alles athmet Lust,
Und athmet Leben, athmet Liebe!
Ein Wunsch beseelt des Menschen Brust:
Ach! daß es ewig Frühling bliebe!

Oscar Puß.

Rosen.

Sacht hernieder fiel zur Nacht der Regen,
Leuchtend zuckten hin auf Himmelswegen
Glühe Blitze, und zur Erde nieder;
Und in hellem, lichtem Purpurscheine
Glüht von Rosen es nun rings im Haine,
Nachtigallen flöten süße Lieder.

Weckte, sagt, Ihr zauberduftigen Rosen,
Euch der holden Elfen süßes Kosen
Oder Philomelens goldne Lieder,
Oder trugen, unser Sein zu schmücken
Und der Menschen Herzen zu entzücken,
Engel leuchtend Euch vom Himmel nieder?

Karl August Hückinghaus.

Liebeswetter.

Wieder nach verliebtem Schmollen
Halt' ich zärtlich sie umfangen,
Wieder nach dem bangen Grollen
Küße ich die süßen, vollen
Thränen ihr von Aug' und Wangen.

Wie sie schön ist im Vergeben!
Wie entzückend hold im Scherzen!
Thränen zittern, Worte beben,
Doch ein jubelnd neues Leben
Blüht schon wieder auf im Herzen.

Ueber'n Himmel selbst, den blauen,
Zieht der Sturm, der brausend wilde,
Nebel hüllen ein die Auen,
Wolkenschatten dunkel schauen
Auf die lieblichsten Gefilde.

Sturmgewölk ist schnell verflogen,
Helle blaut der Himmel wieder,
Wölbet freudig seinen Bogen,
Wonnig strahlend hingezogen
Ueber Blüten, Duft und Lieder.

Wieder nach verliebtem Schmollen
Halt' ich zärtlich sie umfangen,
Wieder nach dem bangen Grollen
Küße ich die süßen, vollen
Thränen ihr von Aug' und Wangen.

Raymund Mayr.

Kindesherz.

Ich gieng im lieblichen Maien
Hinaus in's grünende Feld
Und hatte mir aus den Veilchen
Die duftendsten ausgewählt.

Sie lugten aus laubigen Sträuchen
Herzinnig und traut hervor
Und lachten mir fröhlich entgegen,
Wenn ich sie mir erkor.

In einem buschigen Ahorn
Entdeckte ich deren viel
Und wollte sie eben pflücken,
Und faßte sie schon am Stiel —

Da sah ich ein nacktes Vöglein
Inmitten zitternd vor mir,
Und über dem Ahornstrauche
Kam ängstlich der Alte herfür.

Ich küßte des Jungen Schnäblein
Und hauchte es wärmend an,
Drauf hab ich's mit sorglichen Händen
In's moosige Nestlein gethan.

Und Dornen zog ich darüber
Zutrotz dem Falkengeschlecht —
So hat es der Lehrer befohlen —
Gelt, Vater, so war es recht?

Johann Tanzer.

Das seltsame Haus.

Es steht ein Fremdling auf der Straße
Unb blicket auf ein altes Haus,
Wie er, so ärmlich und so traurig,
Sieht auch das Wohngebäude aus.

Er starrt zur Höhe hin und weinet,
Viel Gaffer stehen um ihn her,
Die schau'n und fragen, doch vergeblich,
Und blicken dann hinauf, wie er.

Und dichter wird des Volk's Gedränge
Um ihn, den sonderbaren Greis,
Und ungestümer wird das Fragen,
Doch Niemand eine Antwort weiß.

Da fährt der tiefbetrübte Alte
Erwachet wie vom Traum empor
Und sieht erschreckt um sich die Menge
Und stammelt leis die Wort' hervor:

„Dies Haus umschließet gar nichts Selt'nes,
Es ist, ach lachet mich nicht aus! —
O gold'ner Traum entschwund'ner Jugend! —
Es ist mein theueres Vaterhaus!"

Friedrich Haßlwander.

An Emile Zola.

Sonett.

Du suchst in farbengrellen Lebensbildern
Verkomm'ner Menschen grauenvolles Sein,
Erhellt von keinem fernen Hoffnungsschein,
Mit des Talentes ganzer Kraft zu schildern.

Doch Du verschmähst, mit Künstlergeist zu mildern,
Und was Du dichtest, es ist blos gemein,
Entsetzlich, jammervoll, unschön allein,
Nicht bessern wird's die Menschen, nur verwildern.

Ein Dichter bist Du, der sich eifrig müht
Mit Bildern, welche nur die Menschheit schänden —
Des Scheußlichen Copist, ein roh Gemüth!

Doch Dein Triumph wird bald und schmählich enden;
Denn wessen Herz für echte Kunst noch glüht,
Wirft, was Du schriebst, mit Ekel aus den Händen.

Friedrich Haßlwander.

Geburtsanzeige.

Es ist heraus, Freund! Da! Ein kleiner Band,
Der schon beginnt recht vielen Lärm zu machen!
In's Fäustchen kann sich der Verleger lachen,
Zur zweiten Auflag' regt er schon die Hand.

Ein ganzer Troß wohlweiser Richter fand:
Das Beste sei's von allen seinen Sachen,
Die Sprache farbig ohne zu verflachen,
Und schön're Form sei nirgend'swo im Land!

Und dann ist Herz und Kopf darin! Ein großer Kopf!
Ein Buch wie das nimmt Jeder gern beim Schopf.
Man kann's der Tochter in die Hände geben!

Verschrobne Recensenten meinen eben,
Daß Alles Form und Inhalt nicht zu finden!
Genug ist drin! Das merken selbst die Blinden!

Italienisch: Edmondo de Amicis. Deutsch: Alfred Friedmann.

Selbstgenügen.

Es gibt ein Glück im Wirrsal dieses Lebens,
Das nur der Auserwählten wenige kennen —
Nach Gold und Reichthum sicht man diese rennen,
Und jenen ist der Ruhm der Zweck des Strebens.

Und alle suchen sie das Glück vergebens,
Das sie dann falsch und unbeständig nennen —
Wonach die meisten mit Begierde brennen,
Das ist nur Ziel gemeinen Thuns und Webens! . .

Nur Falschheit übt die Menschheit aller Orten
Auf diesem wonnigschönen Erdenrunde,
Und Ihre faule Gunst sind — Schein und Lügen! —

Nicht such' das wahre Glück an ihren Pforten!
Es wohnt in Deines Herzens tiefstem Grunde
Und bleibt Dir ewig treu: das Selbstgenügen! —

Johann Peter.

Kampf und Sieg.

Einst rang ich in Jugendträumen
Nach einem fernen Glück
Und kämpfte in düsterm Gemüthe
Mit meinem harten Geschick.

Die schönsten Ideale
Aus meinem Himmelstraum
Zerrannen im Lebensgewirre,
Wie perlender Seifenschaum.

Es zerrten mich tiefe Gefühle
Zum irdischen Lebensgenuss,
Es brachten mich andere Stimmen
Zum Lebensüberdruss. —

Und Jahre zogen darüber
Wie finstere Dämonen,
In meiner jungen Brust
Hat es zu sterben begonnen.

Da aber kam ein Engel
Und lachte mir ins Gesicht
Wie die Sonne im Morgenglühen,
Da sie die Dämmerung bricht. —

Im Busen begann es zu schlagen,
Und endlich hatte ich Ruh;
Und dieser Sieges-Engel,
Geliebte, warest Du!

Johann Tanzer.

Liebe gibts nicht ohn' Vertrauen.

Liebe gibt's nicht ohn' Vertrauen,
Auf die Liebe muß man bauen,
Und die Liebe ist nichts wert,
Hat der Schmerz sie nicht geklärt.

Denn in Freuden nur genossen,
Und in Freude nur gesprossen,
Ist die Lieb' gar bald zerflossen,
Fortgeeilt auf schnellen Rossen.

Doch in Schmerz und Leid erkämpft,
Nichts mehr diese Lieb' dann dämpft,
Flieht auch bald die Leidenschaft,
Bleibt der Liebe stille Kraft.

W. Schmidt.

Glöckner's Abendlied.

Schwinge, Glocke, schwinge!
Töne voll und töne laut,
Daß Dein Ton die Nacht durchdringe,
Die zur müden Erde niederthaut.

Immer lauter halle
Durch die wundermilde Nacht!
In der Töne vollem Schwalle
Zeige Deines Klanges reine Pracht!

Frieden bringe, Frieden,
Nach des Tages Müh' und Last!
Bring' der Seele Frieden,
Und dem müden Körper süße Rast.

Wo auf bösem Pfade
Einer Arges bei sich plant —
Wollte doch des Herren Gnade,
Daß Dein Klang ihn an das Rechte mahnt!

Wo auf irrem Wege
Noch ein müder Wand'rer schleicht,
Weise ihm die rechten Stege,
Daß er uns're Hütten heil erreicht.

Wo auf heißen Pfühle
Einer mit dem Tode ringt,
Wollte Gott, daß Grabeskühle
Und Erlösung ihm Dein Tönen bringt. —

Jetzo lass' Dein Klingen,
Glocke, und vertöne sacht!
Schützend breite Deine Schwingen
Ueber uns Du stille, heilige Nacht!

Leopold Wurth.

Der Born der Schönheit.

Sonett.

Wer lebt und strebt, hat reichlich Grund zu klagen;
Zu Boden pressen Leiden, immer nagen Sorgen,
Und dämmernd bricht heran kaum je ein Morgen,
Der nicht ein neues Kreuz auflegt zu tragen.

Wir müßten ob der schweren Last verzagen,
Wenn uns die frohe Kunde wär' verborgen,
Daß holde Schönheitswunder stetig sorgen
Zu heilen Wunden, die der Schmerz geschlagen.

Des Himmels Blau, das Dunkelgrün der Wälder,
Der Berge Pracht, das Aehrengold der Felder,
Der Wonneglanz im Auge zarter Frauen,

Und alles Schöne, das die Kunst uns spendet,
Ein reicher Born ist's, der das Heil entsendet
Auf dieser Erde glückesdurstige Auen.

Paul Peuker.

Aus Tagebüchern.

Von Adolf Pichler.

* * *

Was nicht von Innen wächst, taugt nichts.

* * *

Im Grund erzeugt sich jeder Geist seine Sprache selbst.

* * *

Besser lernst Du aus der Sache, als über die Sache.

* * *

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

* * *

Die Sünde ist der Kampf des Individuums gegen das Gesetz der Gattung.

* * *

Verzeih die Sünde, aber nicht die Unsittlichkeit.

* * *

Das Volk hat meistens Recht, manchmal auch die Menge.

* * *

Niemand kennt ihn, als seine Flöhe.

* * *

In der Kunst folgt auf die Tragödie das Satyrspiel; ich fürchte nur, daß auf das Satyrspiel in der Politik die Tragödie folge.

Bücher.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, dreizehnte umgearbeitete Auflage, ist mit dem soeben erschienenen 240. Hefte in der Heftausgabe vollständig geworden.

Unter den 4219 Artikeln, welche dieser letzte Band enthält, nimmt vor allen andern der über „Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen" das höchste Interesse in Anspruch. Die nunmehr vollendete dreizehnte Auflage zählt nahe an 90000 Artikel gegen nur etwa 30000 der vorigen Auflage, und während keine der frühern Auflagen mit Abbildungen versehen war, bietet sie eine Fülle planmäßig nach den verschiedenen Wissensfächern geordneter Illustrationen auf 411 beigegebenen Karten und Bildertafeln von vorzüglicher Ausführung sowie im Texte selbst. Wie Brockhaus' Conversations-Lexikon das älteste und bewährteste, ist es nun zugleich auch wieder das neueste und gegenwärtig das einzige, das abgeschlossen vorliegt. Damit dieser Vorzug der Neuheit dem Werke erhalten bleibe, läßt die Verlagshandlung für die Besitzer der dreizehnten Auflage einen Supplementband in 15 Heften erscheinen, welcher alle Veränderungen, Ergänzungen und Zusätze, die während des Drucks nicht mehr aufgenommen werden konnten, bis auf die jüngsten Tage in lexikalischer Bearbeitung enthalten soll.

V.

Der Mont-Cenis. Europäische Wanderbilder. (Orell Füßli & Co. Zürich.)

Der Verfasser, V. Barbier, ein Sohn Savoyens, der mit Liebe an seiner Heimat hängt, führt uns durch sein schönes Bergland dahin und weist uns alle die Stellen, welche geschichtlich oder naturhistorisch merkwürdig sind. Wir besuchen mit ihm das anmuthige Aix-les-Bains, Chambéry, die alte Stadt, aus der das Königshaus von Italien hervorging, die Ruinen der vom Zauber der Poesie umwobenen zahlreichen

Ritterschlösser. Wir übersteigen unter seiner kundigen Leitung die Bergjoche, von welchen aus er uns einen Einblick thun läßt in die erhabene Gletscherwelt des Gebirges, das Frankreich von Italien scheidet. Reminiszenzen aus längst dahingegangenen Tagen mischen sich mit dem rührigen Leben der Gegenwart, und mit kundiger Feder beschreibt uns der Autor das große Werk des ersten Alpendurchstichs. Nehmen wir die Niederfahrt nach Italien hinzu, wo wir an der Klause von Susa der Kämpfe gedenken, von denen der Besitz des schönen Landes abhing, wo uns eine Natur entgegenlacht, die den Ernst und die Strenge der Alpenwelt mit den Reizen des südlichen Himmels vereinigt, so müssen wir gestehen, daß uns Barbier eine Gabe von Wert bietet.

V.

— —

Die Literatur über Vegetarismus ist ziemlich umfangreich und vergrößert sich immer wieder. Vor Kurzem erschien in zweiter Auflage eine recht lesenswerte Broschüre von Meta Wellmer über „die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier" in Paul Schettler's Verlag zu Cöthen. Die Verfasserin bietet allerdings nichts Neues, sie stellt vielmehr die interessantesten und besten Bemerkungen aus anderen Büchern, sowie überaus zahlreiche Aussprüche berühmter Männer, die dem Vegetarismus nicht abgeneigt waren oder sich zu ihm bekannten, zusammen. Sie spricht über den Vegetarismus in der Geschichte und zählt eine lange Reihe historisch berühmter Persönlichkeiten auf, die Vegetarier gewesen sein sollen, sie spricht über den Vegetarismus aus religiösen, wissenschaftlichen, Gesundheitsgründen, aus ästhetischen, humanen, moralischen, ökonomischen und anderen Gründen. Das Büchlein enthält manche beherzigenswerte Mahnung, wenn auch die Seitenhiebe auf die „Thierleichenkost" oft allzu scharf sind. Als Motto setzte Frau Meta Wellmer dem Büchlein das Wort Schopenhauer's vor: „Der Mensch versteht die Sprache der Natur nicht mehr — weil sie zu einfach ist."

— t.

Von Alfred Friedmann's Dichtungen, welche im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden in Westfalen (1886) erschienen sind, nennen wir heute **Erlaubt und Unerlaubt.** Novellen und Skizzenblätter.

Von den Novellen sind mehrere durch sinnige Erfindung und formvollendete, selbst durch zart und duftig zu nennende Darstellung ausgezeichnet. Ein gereifter Lebensernst ist dem Verfasser eigen, doch kann er auch echten Humor entfalten, wie „der Pfarrer als Pechvogel" zeigt. In den Reiseerinnerungen ist Friedmann weniger glücklich. Unter den literarischen Skizzen ist das über des Verfassers Verkehr mit Gottfried Kinkel Aufgezeichnete hervorzuheben, namentlich wegen der darin mitgetheilten, einige ästhetischen Fragen betreffenden Briefe Kinkel's. Ein weiteres Sammelwerk betitelt sich **„Aus Höhen und Tiefen. Ernstes und Profanes."** Die poetische Form, die hier ausschließlich angewendet ist, scheint dem Autor noch handgerechter zu sein, als die Prosa. Seine erzählenden und balladenmäßigen Dichtungen zumal zeugen von einer reichen Gabe künstlerischen Sehens und maßvollen, zielbewußten und sicheren Gestaltens; „Jesus am Brunnen," „Anna Boleyn" und „Die drei Brüder" dürften den Preis verdienen. Außer dem Ton für ernste Dinge ist auch der für die scherzende Satire getroffen. Die sprachliche und metrische Form ist fast tadellos. Nicht zulässig ist das Wort „Triere" (Schiff mit drei Reihen von Rudern) auf „verliere" zu reimen, wie es hier auf S. 227 geschehen ist; „Triere" ist dreisilbig.

V.

Von den Umwälzungen im Weltall. „Drei Bücher:" In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde. Von Rudolf Falb. Zweite Auflage. Mit 96 Abbildungen. (Hartleben Wien.)

Es wird wohl wenige Bücher geben, denen ein so tiefgehendes und allgemeines Interesse entgegengebracht wird, als dem bahnbrechenden Werke des berühmten Erdbebenforschers Rudolf Falb, das durch die gewaltige Bestätigung seiner Theorie in dem Erdbeben an der Riviera eine seltene Actualität erhalten. Das Buch umfaßt in drei Abtheilungen das ganze Weltall und überall bewährt sich die lichtvolle Darstellung von Falb's geschickter und dem Geiste des Laien sorgsam angepaßter Feder. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in dem letzten Abschnitte: „In den Tiefen der Erde." Daß des Verfassers Ausführungen über die Ursache der Erdbeben durchwegs auf Beobachtungen fußen, wird sich dem Leser auf jeder Seite verrathen und am deutlichsten zutage treten, wenn er objectiv und unbefangen die Charakteristik dieser Naturerscheinungen mit den in den letzten Jahren eingetretenen hervorragendsten Katastrophen und ihrem Verlaufe vergleicht.

V.

Dem Heimgarten soeben zugegangen:

Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauß. (Neu-

titschein, Wien und Leipzig. Rainer Hosch.) Von diesem ganz ausgezeichneten Werke sind bisher 11 Hefte erschienen. Wir werden seiner Zeit Näheres darüber berichten.

Heimatskunde von Kärnten. Von Edm. Aelschker und Jos. Palla. (Klagenfurt. Ferd. von Kleinmayr 1887.) Von diesem Werke ist soeben die Schlußlieferung erschienen.

Die Weisheit Salomon's. Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz 1887.)

Hans Wierauer. Drama in fünf Aufzügen von F. A. Subert. Autorisierte Uebersetzung von Edmund Grün. (Leipzig. E. Wartigs Verlag. 1887.)

Kirchenraub. Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen von Alfred Friedmann. (Leipzig. Philipp Reclam).

Das schwierige Problem. Humoreske von J. H. Detmold. Illustriert von E. Klein. (Stuttgart, Rob. Lutz. 1887.)

„**Goldkörner** aus dem deutschen ev. Predigtschatz alter und neuer Zeit.“ (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Atheroiden. Von Rudolf Freiherrn Procházka. (Leon Elms.) Prag. H. Mercy. 1887.

Hausbuch. Miniaturzeitschrift. (Wernigerode a. H. Hermann Kiehne).

Postkarten des Heimgarten.

× × Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

W. J., Steyer: Machen Sie aufmerksam auf eine eigenartige Karte von Oberösterreich. Eine kleine Gesellschaft von oberösterreichischen Volksschullehrern hat es unternommen, die Generalstabskarte des gedachten Kronlandes im Maßstabe 1:75.000 in's Plastische mit einer 2·3maligen Ueberhöhung = 1:32.600 nach den 100m Schichten in Holz auszuarbeiten. Näheres darüber erfahren Sie bei Herrn A. Lanz, Schulleiter in Linz.

E. Gratzen: Der treffliche Kärntnerlieder-Componist Thomas Koschat ist Hofopernsänger und wohnt in Wien IV. Paniglgasse 5.

M. O., Graz: Der Grund der Tratschsucht besteht vielleicht darin, weil sich manche Leute freuen, an Anderen recht viel Schlechtes zu finden um sich sonach für das eigene gewissermaßen zu rechtfertigen.

S., Laibach: Besten Dank. Das bisher noch ungedruckte Gedicht, welches Adalbert Stifter als Student in Kremsmünster verfaßt hat, theilen wir hier mit:

Die Greise.

(1824)

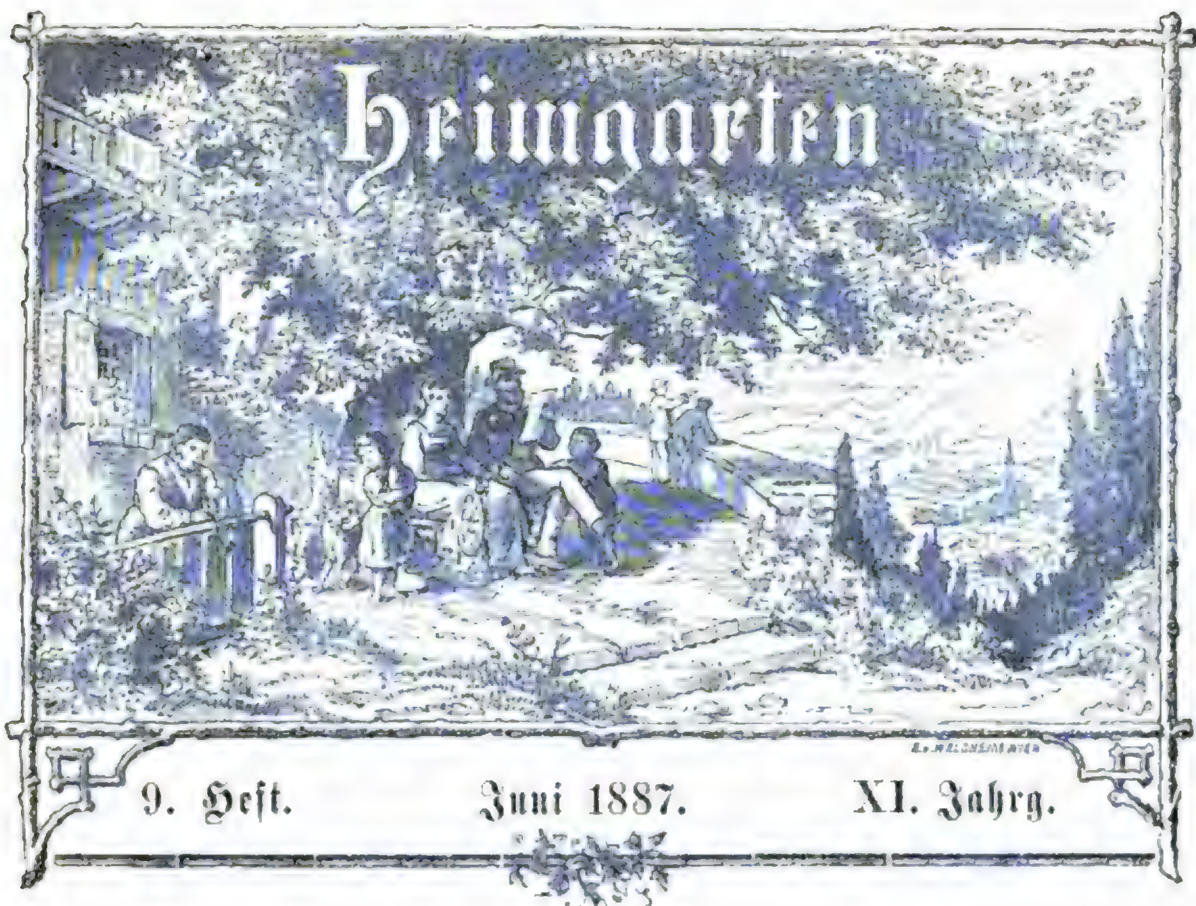
Sieh, der Schnee liegt glänzend auf unsrem Haupte,
Doch kein Lenz erscheint nach diesem Winter,
Nimmer tilgen Dir die verhaßte Farbe
Salböl und Kränze.

Freund! Dich hat die Jugend mit mir vereint;
Morgen rafft uns Beide der Tod von hinnen;
Doch verdoppeln kannst Du durch hohen Ruf die
Jahre, Geliebter!

Wessen Tod der Bürger beweint, o der hat
Lang gelebt. Ein Jeglicher schreib' zum Erben
Sich den Ruf; den Andern führen karge
Monde von hinnen.

O. O. S., Dresden: Sie meinen, daß die Deutschen Goethe lesen sollten? Wie naiv! Goethe schrieb für die Ewigkeit, aber nicht für's Volk.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



9. Heft. Juni 1887. XI. Jahrg.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Der Jakob besucht seine Kinder.

Die jungen Pächtersleute in der Gemeinau hatten ein Töchterlein bekommen. Als ob es absichtlich keine geborene Altenmooserin sein wollte, war es erst etliche Tage, nachdem die Eltern das entlegene Waldthal verlassen hatten, ans Licht der Welt gegangen. In der Gemeinau, wo weit und breit kein Waldbaum war, schien es auch viel heller und wärmer, als in dem Waldschatten der Sandach.

Die Angerl schrieb dem Vater Jakob, er möchte kommen und seine kleine Enkelin ansehen. „Ist er nur erst einmal da," sagte sie zu ihrem Florian, „dann wollen wir es ihm hier so lieb und gut machen, daß er auf sein Altenmoos vergessen soll."

Sie richteten ihm das gute Stübel ein und zogen sich selbst mit dem Kinde in die Nebenkammer, sie ordneten Alles so an, wie sie wußten, daß es der Vater gewohnt war, nur daß sie es viel feiner und freundlicher zu machen wußten, wie es im Reuthofe je gewesen war.

Der Jakob machte sich im nächsten Frühjahre denn auch wirklich auf und reiste nach der Gemeinau. Als er in das weite Thal hinauskam, wunderte er sich, wie da Alles schon so schön sommerlich war, während in Altenmoos noch überall der Schnee lag, der schmutzige, mit Fichtennadeln und Zapfenschuppen durchsetzte Schnee. Auf den schlechten Wegen lagen noch die Eiskrusten oder es rann das trübe Wasser. Hier im Thale der Gemeinau waren die Straßen blendend weiß und trocken. und der Maiwind fächelte Staub empor. Auf den Feldern grünte die junge Saat, Aepfelbäume blühten und auf den Wiesenrainen schnitten die Häuslerinen schon junges Futter.

Der Jakob freute sich an der

schönen Welt und gönnte es den Leuten der Gemeinau, daß sie eine solche Heimat hatten.

Das Haus seiner Kinder war schwer zu erfragen. Ueberall stattliche Gehöfte, aber von den aus dem Gebirge eingewanderten Leuten wollte Keiner gehört haben. Endlich erinnerte sich ein Weib, daß im Steinhäusel seit einem Jahre fremde Pächterleute hauseten. Man sehe sie fast nie, sie wären immer daheim auf dem Anwesen und sehr fleißig, aber sie verstünden nicht recht zu wirtschaften. Sie machten Alles so, wie sie es im Gebirge gemacht hätten, und das tauge nicht im Thale und sie würden tüchtig zu thun haben, um sich aufrecht zu halten.

Hinter dem Dorfe war ein dürrer, steiniger Bühel, fast der einzige Steingrund im weiten, fruchtbaren Thale. Und dahinter duckte sich das Häusel, in welchem die Altenmooser Leute lebten. Ein alter, halbverdorrter Birnbaum ragte über den Dachgiebel hoch auf, sonst war abseits noch einiges Buschwerk, und dann lagen die Aeckerlein, auf denen in röthlichen Spitzen das Korn hervorsproßte.

Die Angerl war vor der Hausthür eben damit beschäftigt, weißen Federflaum auf ein Brett zu streuen und in der Sonne zu lockern.

„Schau schau! was in der Gemeinau die Schafe für eine feine Wolle geben!“ mit diesen Worten trat der Jakob vor und begrüßte seine Tochter.

Diese sprang ihm mit einem Freudenschrei an den Hals. So heftig war sie ihn in Altenmoos nie angesprungen. „Ja,“ lachte sie hernach, „das ist aber keine Schafwolle, das sind Bettfedern.“

„So, Bettfedern! Hoch hinaus! Freut mich, daß Euch schon die Federn wachsen. Hoch hinaus!“

„Ist nicht so vornehm, wie es ausschaut,“ sagte die Angerl. „Wirkliche Federn, so weit haben wirs freilich noch nicht gebracht. Das ist nur der weiße Flaum, der im Herbst auf den Disteln wachst. Disteln haben wir genug auf unserem Grund und weil man Alles nutzen muß, so habe ich im vorigen Herbst den Flaum gesammelt, und man liegt just so gut drauf, wie auf Federn. — Aber so kommt doch in die Stube, Vater, Ihr müßt ja die kleine Mirl anschauen! Mirl! Mirl!“ rief sie in die Stube voraus, „der Aehndel (Großvater) kommt!“

Das Mädchen hockte im Nest, guckte mit seinen blauen Aeuglein ein wenig befremdet auf den großen Mann, der jetzt eintrat, den es im Leben nie gesehen und dem es jetzt das Händel und einen Kuß geben soll!

„Ganz dem Friedel seine Augen hat sie,“ sagte der Jakob mit Befriedigung, „und es ist brav von euch, daß ihr der Kleinen den Namen von der Großmutter gegeben habt. Nur solltet ihr den schönen Namen Maria nicht in Mirl verunstalten.“

„Mirl, gefällt euch das nicht?“ fragte die Angerl, „in der Gemeinau ist es halt so der Brauch und jede Maria nennen sie dahier: Mirl. Ich will sie aber euch zu Lieb' gern Maria heißen. — Was ich doch kindisch bin! Da schwatzen, und ihr habt nichts Warmes in Magen! Zuerst muß ich noch den Florian rufen, der thut auf dem Felde draußen Steine graben.“

„Also auch hier in der Gemeinau müsset ihr reuten!“ rief der Jakob, sie war aber schon fort und er allein im Stübel bei seiner Enkelin. Da wurde ihm ganz warm ums Herz. Und als er das warme weiche Händchen festhielt und als ihn das liebe schöne blondlockige Kind so treuherzig anblickte. da war ihm schier, als wäre er nach langem Irren in der Fremde heimgekommen.

So blieb der Jakob nun ein Weilchen im Steinhäusel. Am ersten Tage that er nichts, als mit der kleinen Maria spielen und scherzen und in der kleinen Wirtschaft des Schwiegersohnes, sowie im Dorfe herumgehen. Da sah er allerhand Neues; Manches gefiel ihm nicht

übel, aber zu dem Meisten schüttelte er den Kopf. Am zweiten Tage schaute er sich nach einer Beschäftigung um, aber es gab nichts rechtes und die Werkzeuge waren ihm unhandlich. Der Florian ging ins Tagewerk aus, das war doch eigentlich der Haupterwerb. Das Essen, welches die Angerl ihrem Vater versetzte, wollte ihm nicht recht schmecken; gut war es freilich, sogar Kaffee, Butter und Honig; aber der Jakob dachte mit jedem Bissen daran, daß er um theures Geld gekauft werden müsse, und ein richtiger Gebirgsbauer sieht darin den Untergang, selbst wenn eine solche Kost mit dem Erwerb im Verhältnis stünde.

An seiner Tochter sah er jetzt eine Art Leichtsinn, den er Daheim nicht an ihr bemerkt hatte. Nur heiter sein und gut leben, es wird sich schon geben. Nicht beständig sorgen und kümmern, wenn auch bisweilen die Noth anklopft, — es wird sich Alles geben. — Das war ihr Denken. So denken die Weltleute alle, bevor sie zu Grunde gehen. Dem Jakob gefiel es durchaus nicht. Je besser sie ihm es meinte, je aufmerksamer sie ihn betreute und bediente, desto unbehaglicher ward ihm.

Eines Tages erzählte die Angerl ihrem Vater von einem Kapuziner aus dem Kloster zu Krebsau. Dieser Kapuziner sei kürzlich zurückgekehrt von einer Reise ins heilige Land. Auf dem rothen Meer — das sei genau dasselbe, in welchem die Soldaten des Pharao, die den Moses verfolgt, ertrunken wären — sei der Kapuziner mit einem Seemanne zusammengekommen. Der sei so wild und braun gewesen, wie ein halber Mohr, habe aber deutsch gesprochen. Er habe von Sandeben und Altenmoos gewußt und sich erkundigt nach dem Reuthofer, dem Jakob und seinen Leuten; er habe Alle beim Namen genannt, aber nichts weiter gesagt. Ob er, fragte die Angerl den Vater, sich nicht denken könne, wer dieser Mensch gewesen sei!

Was kümmere das ihn! versetzte der Jakob, es sei wahrscheinlich einer der Auswanderer gewesen, die sich in der ganzen Welt zerstreut hätten und vor lauter Gram und Aerger über ihr Misgeschick allerlei Farben bekämen.

Das Nichtsthun machte den Jakob allmählich ganz müde und verdrießlich. Einmal nahm er den Spaten und ging hinaus an den Feldrein, um Steine auszugraben; es war aber keiner mehr da. Er ging hinauf über den Bühel und hub dort an, Steine zu lockern. Es wird nicht schaden, wenn man den Bühel reutet, dachte er, wie sichs heute zeigt, haben sie in etlichen Jahren eine stubenvoll Kinder, da werden sie den neuen Acker wohl brauchen. Aber je mehr Steine der Jakob ausgrub, desto mehr waren noch drin. Und endlich kam der Eigenthümer des Anwesens herbeigeschliffelt und fragte den Jakob barsch, was er da mache! Er lässe auf seinem Boden nicht herumwühlen."

„Ihr sollet ja froh sein, wenn man euch die Steine fortschafft," wendete der Jakob ein.

„Froh sein!" lachte der Eigenthümer auf, „das auch noch! Und sich recht schön bedanken bei den Herren Gebirgsdodeln, daß sie zu uns herabkommen, und von ihren Geißen unsere Wiesen abnagen lassen, bis die Graswurzel hin ist auf zehn Jahr lang; schön bedanken dafür, daß sie uns mit ihrer vorweltlichen Bergwirtschaft die Felder verderben. Und den Pacht schuldig bleiben schon im ersten Jahr! Ja wohl, ich bedank' mich schön für solche Leut!"

Jetzt wollte es den Jakob gar nicht mehr freuen in der Gemeinau. Auch sagte er, es sei ihm die Luft zu schwül, er habe immer die Empfindung, als ziehe ein Gewitter heran. Daß die Leute hier anders gekleidet waren und anders wohnten, als zu Altenmoos, daß sie im Sprechen die Worte anders betonten, das war ihm gleich anfangs aufgefallen; jetzt hub derlei nachgerade an, ihm ein Gefühl

des Ekels zu erregen. Niedergeschlagen, erschöpft und krank war er an manchem Tage.

Und als der Frühling seine ganze Herrlichkeit entfaltet hatte, ja hochsommerlich geworden war im Thal, da sagte der Jakob zu seiner Tochter: „Jetzt wird wohl zu Altenmoos der Auswärts gekommen sein. Jetzt will ich halt in Gottesnamen wieder heimgehen und Korn und Erdäpfel und Kraut anbauen."

Sie wollte ihn schon fragen, ob er sich's denn nicht überlegt hätte? Ob es ihm nicht im schönen Thale besser gefalle, als im Hintergebirg? Wenn er älter würde und nach und nach mühselig, ob ihm die guten Wege und Stege hier nicht recht wären? Nahe in die Kirche, in's Wirtshaus, wenn es ihm einmal nach einem Glasel Wein geluste. Er habe sich sein Lebtag gekümmert und geplagt genug, so möge er sich doch in den alten Tagen leichter geschehen lassen bei seinen Kindern und Kindeskindern.

Das Alles wollte ihm die gute Angerl noch einmal zu bedenken geben, aber der Vater kam ihr zuvor und sagte: „Ehe ich wieder fortgehe, Angerl, hätte ich gern noch ein Wörtel mit Dir geredet. Auch mit Deinem Mann. Ich mein Euch's gut. Ich muß mich tausendmal bedanken für alles Liebe, was ich bei Euch genossen hab'. Und was mich am allermeisten freut, daß Ihr so glücklich und zufrieden zusammen lebt. Ihr seid brave, fleißige Leut', und thut's mir deswegen um so weher . . ."

Ob er was auf dem Herzen habe? fragte sie ihn. Da rückte er heraus: „Sollst mir nicht böse sein, Angerl, aber ich sag's aufrichtig und muß es sagen: Die Wirtschaft da bei Euch, die gefällt mir gar nicht. Ja freilich ist es schön und lustig in der Gemeinau, wer hier heimgesessen ist und einen eigenen Hof hat. Aber wie Ihr da lebt, das gefällt mir nicht. So lang Dein Mann noch als Taglöhner bei den Nachbarn tüchtig arbeiten kann und Ihr alle gesund seid, so lange mag's zur Noth noch gehen. Sobald aber das geringste Mißgeschick kommt, seid Ihr Bettelleute. Nicht einmal in's Armenhaus könnt Ihr kommen, weil ihr nirgends zuständig seid, als zu Altenmoos. Und in Altenmoos ist nichts mehr. Und wenn doch noch ein Hausgesessener dort wäre, so thät's bald heißen: So lang sie gesund und stark sind gewesen, haben sie von Altenmoos nichts wissen wollen, haben es fürnehm gegeben draußen im Thal, haben seidenes Gewand getragen und Kaffee getrunken. Jetzt, weil sie betteln müssen, wissen sie ihre Heimat zu finden, jetzt sind wir ihnen gut, jetzt kommen sie. — Nein, nein, das wollt' ich mir nicht nachsagen lassen, da wollt' ich mich bei Zeiten besinnen und hausen und bauen daheim, und mich von keinem Menschen knechten und von keinem Menschen spotten lassen. Schau, Angerl, noch ist es bei Euch früh genug. Packt Euer Sachel zusammen — heißt das die kleine Maria und die Wiege, sonst habt Ihr ohnehin nichts — und kommt mit mir auf den Reuthof."

Die Angerl schwieg anfangs auf diese Vorstellungen. Endlich fuhr sie sich mit der flachen Hand über das Gesicht und sagte: „Es ist halt gar so traurig. Ihr kränkt Euch um uns Vater, und wir kränken uns um Euch. Möchten gern beieinander sein und werden doch zur Zeit, wo wir uns beistehen sollten, weit auseinander sein und verlassen sterben müssen".

„An mir ist die Schuld nicht," sagte er, und seine Stimme war trübe, „ich bin verblieben, wo mich Gott hat hingesetzt."

Einen Tag später nahm er Abschied im Steinhäusel. Der kleinen Maria steckte er einen alten Silberthaler hinter das Busentüchlein, machte weiter nicht viel Worte und Zärtlichkeit. Dem Florian sagte er noch: „Wenn ich weiß, daß es Euch so

recht ist, wie es ist und kommen wird, so will ich mir auch nichts d'raus machen. Haltet Euch in Ehren, das ist die Hauptsache."

Damit gieng er davon.

O Heimat! Heimat! Du bist mein Verderben!

Unterwegs von der Gemeinau gegen das Gebirge traf der Jakob mit dem Staudenhuber zusammen. Das war ein Viehhändler, als solcher überall und auch zu Altenmoos bekannt. Der Jakob kannte ihn als Ehrenmann, nur daß man sich bei einem Handel hüten müsse vor seiner Pfiffigkeit. Nun, das gehört zum Geschäft, ein Schelm, wer nicht auf seinen Vortheil schaut beim Viehhandeln. Der Staudenhuber hatte ein rothes, rundes Gesicht, das immer lächelte; ein solches Gesicht soll jeder Viehhändler haben, es trägt Geld ein. Die beiden Männer giengen eine Strecke lang miteinander und plauderten von allerlei. Begonnen hatte der Staudenhuber das Gespräch mit dem Ausdruck der Befriedigung über das schöne Wetter und wie das eine gute Kornernte verspreche. Aber ein Viehhändler wird nicht lange beim Wetter und Korn verweilen, bald sprang er über auf das Vieh und fragte den Jakob, wer etwa zu Altenmoos junge Zuchtochsen stehen habe, oder saubere Kalben?

„Zu Altenmoos wird nimmer viel stehen", antwortete der Jakob, „außer Rehe und Hirschen, wenn Du willst. Solche stehen genug bei uns".

„'s ist schade um's Altenmoos," versetzte der Staudenhuber und trocknete sich mit dem blauen Sacktuch das Gesicht und den Nacken; das war Einer, der immer schwitzen mußte, „ist alleweil viel sauberes Vieh gewesen zu Altenmoos. Etliche Altenmooser, die sich auf der Ebene draußen angekauft haben, wollen freilich auch dort den Gebirgsschlag züchten, geht aber nicht recht. Will nicht gehen. Ueberhaupt stinkt's bei den Leuten, wie man hört."

Hierauf erzählte er Einiges von ausgewanderten Altenmoosern, und daß sie kein Glück hätten auf ihren neuen Plätzen. Die Einen hätten sich angekauft und abgewirtschaftet; die Anderen hätten sich aus dem Betrage ihres Altenmoosergutes anderswo gar nicht mehr ankaufen können, seien als Dienstboten eingestanden in fremden Höfen oder in Fabriken gegangen. Man höre von Keinem viel Erfreuliches. Dem Knatschel zu Sandeben habe man kürzlich sein Haus vergantet, er sei sammt dem Weibe fortgegangen — sie ein Handbündel, er ein Handbündel, so hätten sie ihre ganzen Habseligkeiten davongetragen. Der Guldeisner habe auch sein Herrenhaus verkauft und treibe jetzt den Pferdehandel, sei aber die längste Weile besoffen.

Auf derlei Berichte empfand der Jakob eine eigenthümliche Befriedigung, die ihn aber im nächsten Augenblick schon betrübte. Bist doch ein schlechter Mensch, sagte er zu sich selbst, wenn Du Dich über das Unglück Anderer freuen kannst. Bleibe Du auf der Hut, daß es Dir und den Deinen nicht auch so ergehe!

„Wer jetzt noch zu Altenmoos verbleiben will", sprach der Jakob nun zum Staudenhuber, „der muß eine andere Wirtschaft anheben. Die Felder werden alle wild und das Getreide frißt der Hirsch. Wenn mein Friedel vom Militär zurückkommt, der muß nur mit der Viehzucht arbeiten."

„Ei richtig, Du hast einen Sohn bei den Soldaten," versetzte der Staudenhuber, „wie steht's mit ihm? Ist er wieder wohlauf?"

„Wie so?"

„Hat er's überdauert?"

„Er hat mir schon eine Weile nicht mehr geschrieben, aber so viel ich weiß, ist er gesund und geht's ihm gut."

„Gestern habe ich in der Krebsau mit dem Thorbacher gesprochen, der

hat ein Paar feiste Ochsen, ich will sie wegtreiben, wird aber der Eine schwerer, wenn er noch ein paar Wochen beim Trog steht. Gut, ja, daß ich erzähl', dem Thorbacher sein Sohn — der ist auch beim Militär, sie sollen beisammen sein, der Deinige auch — der hat heimgeschrieben und daß Dein Friedel so arg das Heimweh thät haben. Im Spital wär' er gewesen, wär' wohl wieder heraußen, aber da sein thät' von ihm nur mehr Haut und Knochen, hat er geschrieben, der Thorbacherische; übertreiben wird er, denke ich. Was hätt' jetzt ein Soldat Zeit zum Heimweh! Jetzt wird's lustig für die Soldaten. Krieg gibt's, sagen die Leute."

Das leidige Hörensagen! man weiß, was man davon zu halten hat und doch sitzt der bittere Tropfen im Herzen. Verbittert war der Jakob vom Steinhäusel geschieden und mit einem tiefen Weh vom Staudenhuber, als die Wege sich trennten. So kam er heim auf den stillen, öden Reuthof. Er erwartete dort einen Brief vom Friedel zu finden, und nahm sich vor, wenn kein Brief da sei, Alles für erlogen zu halten und den jungen Weichselbaum noch liebevoller zu betreuen, wie bisher. Es war in der That kein Brief gekommen und der Jakob hielt doch seinen Vorsatz nicht, die Nachricht vom Viehhändler als für erlogen anzusehen. Weil der Bursch nicht schreibt, so kann's doch wahr sein, daß er im Spital liegt. Heimweh! Wie sollte es auch anders sein können! Es kann freilich anders sein, wer stark ist. Wenn ich in der Fremde bin und weiß, das Daheim steht mir fest und ich komme zurück — was soll Einer da viel Heimweh kriegen? Ein Viehhändler lügt, so oft er den Mund aufthut.

Ein Glück war's, daß die Arbeit drängte und dem einsamen Manne nicht Zeit ließ zum Herzweh. Das Feld mußte geackert, der Garten gedüngt, die Wiese bewässert werden. Das Schneewasser im Frühjahre schießt rasch ab, reißt mitunter ein Stück Erde mit sich, dann kommt auf die Lehnen der Sonnenbrand, und so ist heute zu viel Wasser und morgen zu wenig. Auf die höheren Matten wurde das Vieh getrieben, kaum daß die ersten grünen Hälmchen sproßten. Die winterlichen Futtervorräthe waren fast allemal aufgezehrt, bevor der Lenz sein frisches Grün gab; da mußten die Rinder Reisig und Moos nagen, und wenn sie endlich in's Freie kamen, waren die Thiere so armselig, daß sie kaum hinsteigen konnten an den Lehnen und manches Stück abrutschte und die Beine brach.

An einem Samstagabend war's, daß bei der Heimkehr der Herde, welche durch die hellen Lockrufe der Stallmagd herbeigeheißen wurde, eine Kalbin fehlte. Man suchte noch an demselben Abende auf den Matten und in den nahen Schachen, entdeckte aber keine Spur von ihr. Am nächsten Morgen machte sich der Jakob auf, um in den weiteren Waldungen nach der braunen Kalbin zu suchen und kam auch hinein in die hinteren Schluchten, aus welchen die Sandach floß, und kam in jenen Winkel, wo die Felsen senkrecht aufragen und ein stilles Waldthal einschließen, wo das Wasser klar wie Krystall auf dem weißen Sande lautlos dahinfließt. Im Gottesfrieden. Der Reuthofer war schon lange nicht mehr hier gewesen. Er vergaß auf seinen Zweck, die Kalbin zu suchen. Eine feierliche Stimmung kam über ihn in dieser Ruhe und Einsamkeit. Die goldige Sonntagssonne lag an den Wänden, in den Baumwipfeln. Andere Leute sind jetzt in der Kirche und hören die Predigt, das Hochamt. Unsereiner treibt sich in der Wildnis um wie ein Heide. Aber wer beten will, er kann's auch unter freiem Himmel. Im Gottesfrieden! Keine Kirche hat einen schöneren Namen. Wenn einmal der Weg nach Sandeben hinaus ganz verschüttet sein

wird, so will ich am Sonntag in den Gottesfrieden hereingehen um zu beten. Freilich, Gott wäre auch draußen in meiner Kapelle, in meiner Stube, überall, aber man muß ein Uebriges thun, ihn aufzusuchen, so verlangt's das Menschenherz. Wir müssen ja Alles, was Wert hat, schwer verdienen und suchen, warum sollen wir just das Beste bei uns haben, ohne auch nur einen Schritt nach ihm zu thun? Je weiter der Weg zum lieben Gott, desto größer die Gnade. — Das waren die Sonntagsgedanken des Altenmooser-Bauers. Und wie das wunderlich ist, dachte er weiter, während all' meine Nachbaren der Wildnis entlaufen, komme ich immer tiefer in dieselbe hinein. So wollen wir doch sehen, welcher der rechte Weg ist....

Er kam zum See und schaute in das wunderbare Grün desselben. Scharf stand sein Bild im Spiegel des Wassers. Wohl wohl, dachte er, wir in der Wildnis haben auch unsere Spiegel, nur daß sie noch viel größer sind als die draußen in den Herrenhäusern. Zum Spiegelgucken geht mir nichts ab, als die Schönheit. Ja, als ich noch jung war, da hat's mir einen guten Spaß gemacht, so in's Wasser zu schauen.

Noch dachte er das, als im Wasser hinter seinem Kopf ein zweiter auftauchte — sein Jugendbild. Erschrocken wandte er sich um, da stand neben ihm, ganz nahe neben ihm, der Friedel.

Der Friedel in der Soldatenmontur.

Sein Gesicht war blaß und fast verstört; nun lachte er den Vater an, hielt ihm die Hand vor und sagte: „Grüß Euch Gott. Ich bins."

Dem Jakob geschah ganz sonderbar. „Friedel!" sagte er mit unsicherer Stimme. „Wie so kommst Du da her?"

„Ueber's Hochgebirg. Urlaub auf unbestimmte Zeit."

„Urlaub!" rief der Jakob. „Und das wär! Ich glaub's nicht! Ich glaub's nicht! Laß' Dich anschauen, Friedel!" er riß ihn an sich, „Bist's Bist es wirklich? Gotts tausend Dank, mein Friedel ist wieder da! Jetzt bin ich nimmer allein. — Aber," setzte er seinen Jubel plötzlich unterbrechend bei, „sie sagen ja, daß es Krieg gibt!"

„Ich weiß es nicht, ich bin da," sagte der Bursche, „und ich will nimmer fort."

Sie giengen neben einander hin. Der Jakob blickte seinen Sohn verstohlen an. — Anders ist er doch jetzt, als er sonst gewesen. Etwas Fremdes, Ungewisses ist an ihm. So kleinlaut ist er und einen verwirrten Blick hat er. Es hat ihn recht zusammengerissen.

„Bist krank gewesen, Friedel?" fragte der Vater mit weicher, inniger Stimme.

Da fiel ihm der Bursche um den Hals und hub an zu beben und bitter zu schluchzen.

„Was ist das? Sohn, was ist geschehen?" rief der Vater erschrocken.

„Vor Freuden!" schluchzte der Bursche, „vor Freuden, daß ich wieder daheim bin."

„Das hätt' ich mir nimmer eingebildet," sagte der Jakob, „in die weite Welt hab' ich Dir meine Gedanken nachgeschickt und dieweil finde ich Dich da in der hintersten Wildnis. Hast Du unterwegs die braune Kalbin nicht gesehen? Die braune Kalbin ist mir davongelaufen," so der Bauer, bei dem sich trotz aller Gemüthsbewegung die praktischen Tagesangelegenheiten nie lange in den Hintergrund drängen ließen.

Erst als sie gegen die ersten Hausruinen des Altenmoos gekommen waren, sollte der Friedel erzählen, wie es ihm denn stets ergangen. Vom Kasernleben, vom Exercieren, vom fluchenden Hauptmanne, auch wohl vom Spital — sonst wußte er nicht viel. Vom Krieg wußte er nur, daß er im Regiment gewünscht werde, was dem Jakob unbegreiflich vorkam. Wie kann ein

Soldat den Krieg wünschen, da wird er ja niedergeschossen!

Immer spähte der Jakob unterwegs, ob er im Sande nicht die Spuren des verlaufenen Rindes entdecke. Wildspuren in Kreuz und krumm, aber von der Kalbin nichts zu merken.

„Ich guck' auf die rechte Seite," sagte der Vater zum Sohne, „guck' Du auf die linke. Du mußt Dich jetzt auch kümmern um die Wirtschaft. Magst sie ganz übernehmen, ich hab' nichts dagegen. Magst auch heiraten, wenn Du Lust hast. Es geht nicht gut, wenn keine Bäurin im Haus ist. Wenn unser wieder Mehrere sind, dann halten wir leichter fest in Altenmoos. Es wird alleweil schlimmer, mein lieber Friedel. Aber nur tapfer feststehen auf dem Reuthof, nur nicht weichen. Wirst sehen, die Anderen, die ausgewandert sind, kommen auch wieder heim, oder möchten es wenigstens, wenn sie könnten. Es wird bald aus der Mode kommen, das Davonlaufen, wenn ihrer draußen einmal genug verhungert sind. — Du schau, das ist die Spur von einer Rindsklaue!"

„Sie ist zu schmal," antwortete der Friedel, da er den Eindruck im Sand betrachtete, „das ist eher von einer Hirschkuh."

„Mag auch sein," entgegnete der Jakob, „Du kennst Dich schon besser aus, als wie der Alte. Na, gefreut mich, gefreut mich, Friedel, daß Du wieder daheim bist. Schau, jetzt siehst schon den Reuthof. Grüß Dich Gott, Daheim!"

Als sie zu den Eschen kamen, die noch kahl waren und unter denen der Hofbrunnen in einen langen Trog rieselte, stand am Troge die zwergige Dirn und kicherte. „So viel sauber sind sie," lachte die Dirn vor sich hin, „und so viel lange Spieße haben sie!"

Ohne darauf zu achten, führte der Jakob den Heimgekehrten zur Kapelle. Der Weichselbaum daneben stand bereits in der Blüte.

„Es wird Alles wieder gut werden," sagte der Jakob, „jetzt hab' ich wieder Muth. Gottlob!"

Dann traten sie in's Haus. Der Bursche stürmte voran. Als er die Stubenthür öffnete, prallte er zurück, als hätte ihm Jemand einen Schlag in's Gesicht versetzt. Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren nahmen ihn in Empfang.

Flüchtling!

Dem Jakob ward blau vor den Augen. Der Friedel that einen Seufzer, dann preßte er Mund und Augen zu und ließ sich fesseln.

„So steht's mit Dir!" stöhnte der Vater.

„Sie sollen mich erschießen, ist mir alles eins," knirschte der Bursche. „O Heimat! Heimat! Du bist mein Verderben!"

Als er gefesselt in einem Winkel der Stube kauerte, verlangten die Gendarmen etwas zu essen. Die alte Gardel trug Milch und Brot auf und fragte zitternd, ob sie auch Geld haben wollten, und flehte, nur das Leben sollten sie ihr nicht nehmen, um Gotteswillen.

Der Jakob befahl barsch, daß sie nicht thöricht sein, sondern eine Eierspeise kochen solle. Als die Speise auf dem Tische stand, drang er in den Burschen, etwas zu essen. Aber umsonst. Der Friedel lehnte im Winkel, regungslos und todtenblaß und schien theilnahmslos zu sein für Alles.

Und als die Gendarmen endlich aufbrachen und den Burschen emporrissen, wendete sich dieser noch einmal gegen den Jakob und sagte fast trotzig: „Vater, heute sehen wir uns das letztemal."

„Ich geh' ja mit Dir!" sprach dieser ihm zu, nahm eilig seinen Stock von der Wand und so giengen sie davon.

Jetzt lief ihnen der Ferdinand nach, genannt der Rothschiagl, und trug sich an, für den Friedel zu den Soldaten zu gehen. Sie scheuchten ihn zurück. Der Bursche kletterte den

Wiesenrain empor, schaute ihnen von dort aus nach, so lange er sie sah, und wimmerte vor Herzleid.

Dem Wasser entlang giengen sie thalwärts. Den Flüchtling führten die Häscher in der Mitte, hintendrein schritt der Jakob. Er hastete hart hinten drein und schnob manchmal, wie ein gereizter Eber. Als sie unweit des Steppenhofes einem Kohlenbrenner begegneten, der starr vor Verwunderung den seltsamen Aufzug anglotzte, rief ihm der Jakob zu: „Ja, mein Friedel ist's. Angestellt hat er nichts. Durchgegangen ist er ihnen. Ein Großoheim von mir ist auch deserteurt. Im Blut liegt's. Heim hat's ihn gezogen. Angestellt hat er nichts!"

Als sie in die Schluchten hinauskamen, wo der Weg ganz und gar zerrissen war und der schmale Fußsteig am Berghang hinzog, begehrten die Gendarmen vom Jakob, daß er umkehren solle.

„Vielleicht daß die Herren meinem Sohn was zu befehlen haben," entgegnete der Jakob, „mir nicht. Das ist ein freier Weg und ich gehe, wo ich will."

Sie verlangten dringender, daß er eine Strecke zurückbleibe.

„Ah so, jetzt verstehe ich's wohl!" lachte der Jakob bitter. „Gut, ich bleibe zurück."

Er blieb hier zurück, nahm einen Vorsprung über den Berg, und als sie gegen die Sandeben hinauskamen, wo die Schlucht sich weitet, stand dort neben einem steinernen Kreuz der Jakob.

„Ich thu' Euch nichts," sagte er, „will nur Abschied nehmen von meinem Sohn. Weiter gehe ich nicht mehr."

Dann nahm er aus dem Sack seine Brieftasche und steckte sie dem gefesselten Burschen in die Brusttasche.

„Und jetzt," rief er, indem er vor dem Flüchtling auf die Knie fiel, „jetzt bitte ich Dich, Friedel, und bitte Dich bei Leben und Sterben, bleib' brav und halt' aus! Es dauert nicht ewig. Deine Heimat hast jetzt wieder gesehen. Sie wartet auf Dich, die paar Jahr sind bald vorbei. Halt' aus. Ich will Dir Alles wissen lassen, was daheim geschieht, ich will Dich selber besuchen so oft es sein kann. Sei Mann und halt aus. Denk', es ist nicht umsonst, Du stehst für Deine Heimat Wacht. In Ketten wirst mir jetzt fortgeführt, mit Ehren kommst mir heim. Schau zum Himmel auf, wenn die Versuchung kommt. Es ist dieselbe Sonne, die auf Dich und auf mich scheint. Es ist derselbe Gott, der Dich und mich behütet. Friedel! Friedel!"

Er schüttelte dem Burschen die Hände, daß die Fessel rasselte, er preßte die Arme um seinen Hals. Die Gendarmen drängten sie auseinander.

Beim steinernen Kreuz war das gewesen, wo die Schlucht sich weitet in das Thal von Sandeben.

Für's Vaterland!

Nun kam eine üppige Zeit. Fleisch gab's im selbigen Sommer.

Die braune Kalbin hatte sich gefunden. Im Dreisamschachen lag sie mit durchschossenem Halse. Der Jäger hätte sie wahrscheinlich für eine Hirschkuh gehalten, meinte der Jakob.

„Halbnarr!" rief der Pechöl-Natz, „Hirschkühe schießt ein Jäger ja nicht zu solcher Zeit."

„Darum hat er meine braune Kalbin geschossen," versetzte der Jakob bitter, „wirst in keinem Jagdkalender lesen, daß des Bauern Kühe Schonzeit haben. Das Vieh ist durch den Zaun gebrochen und hat auf dem Kampelherrn-Grund Gras gefressen, vielleicht auch ein frischgepflanztes Bäumel abgebissen. Da ist es ja seine Pflicht und Schuldigkeit, daß er schießt, der Herr Förster. Wenn er streng sein will, muß ich ihm noch das Pulver zahlen, dem Herrn Förster."

Sie schroteten die Kalbin in kleine Stücke, die sie dann in den Rauchfang hiengen. An jedem Tag, wenn nicht

Fasttag war, aßen sie zum Mittagsmahl davon ein Stückchen mit Knödeln und Grubenkraut. Das hätte er sich nicht träumen lassen, der Jakob, daß er dem Jäger je einmal so viele gute Bissen sollte zu verdanken haben. Wird ihm's nicht vergessen.

Mitten im Sommer war's, als auf einmal der Befehl nach Altenmoos kam, die Leute sollten Stroh und Hafer liefern nach Krebsau, für durchmarschirendes Militär.

Die Leute in Altenmoos! das war der Reuthofer. Die wenigen Anderen hatten weder Stroh noch Hafer. Nun, der Jakob spannte Ochsen ein und schleppte den verlangten Hafer und einen Bund Stroh hinaus. Das Stroh war den Herren zu wenig; der Jakob sagte, er habe nicht mehr, das andere stünde noch in Halmen auf dem Feld. Wenn sie darauf warten wollten?

Warten könnten sie nicht. Er habe den Wert des fehlenden Strohes in Geld zu entrichten.

Der Jakob weigerte sich nicht.

Die Gegend war in Aufregung. Die Landstraßen voll Militär. Stundenlang waren die Züge der vorüberreitenden Cavallerie und Proviantwägen und Geschosse mit Bedeckung in unabsehbaren Reihen. Mit funkelnden Waffen, flatternden Fahnen und lustigem Spiel gieng's der Grenze zu. Krieg! Die Häuser waren beflaggt; Volk kam herbei aus allen Thälern. Aufrufe erschienen, Vaterlandslieder erklangen; in den Wirtshäusern versammelten sich die Leute, hatten schmucke Kleider, führten muthige Reden, schrien „Hurrah!“ den Soldaten entgegen und veranstalteten muntere Gelage im Freien. Es war wie ein großes Volksfest über das ganze Land. Natürlich, und zum Fest wird geschlachtet! — Schweine nicht, diesmal, aber Menschen!

Den größten Spaß hatten die Weibsleute. Man weiß ja, wenn das Weibsbild einen jungen Kerl auf dem Pferd sieht! Und hier ritten hundert und tausend solche Kerle daher, die Schnurrbärte aufgespitzt, stachen sie mit ihren scharfen Augen auf die Dirndeln herab oder warfen ihnen die Küsse handvollweis zu. An Raststationen war's noch schöner. Die meisten Reiter sprachen gar nicht deutsch, aber schmunzeln und schäkern und herzen konnten sie; das Schwatzen ist nicht vonnöthen, fällt das leidige Fragen und Neinsagenmüssen weg.

„Wenn man sich Einen dabehalten kunnt,“ war die Meinung einer Krebsauerin, „zum Derschossenwerden ist es eh Schad um sie.“

Besonders wichtig gab sich um diese Zeit der Kampelherr. All' seine Häuser, die an der Straße standen, ließ er beflaggen mit des Landesfürsten Farben, aus allen winkte man den vorüberziehenden Truppen mit weißen Tüchern zu. Die Soldaten bewirtete er mit Wein und Brot und Cigarren. Den Officieren stellte er seine Kaleschen zu Diensten, lud sie zur Tafel, trank mit ihnen Champagner auf das Wohl der Armee und des obersten Kriegsherrn, und jetzt erst zeigte sich's, was dieser Mann für ein großer Patriot war.

Etliche Bergbauern wußten zu erzählen, daß der Kampelherr wohl ein sehr hoher Herr sein müsse, vierspännig sei er gefahren!

„Das macht nichts,“ antwortete der Jakob, „mein Heu fährt auch vierspännig von der Wiese herauf die steile Leiten, und ist doch nur Heu und sonst nichts.“

„Geh geh,“ entgegnete ein Anderer, „Du hast immer was gegen den Kampelherrn.“

„Weil er unser Unglück ist,“ sagte der Jakob.

Bald huben die Frauen in Krebsau und Sandeben an, Leinwand zu zupfen und Verbandzeug zu sammeln für die verwundeten Krieger. Mittlerweile kamen neue Rekrutirungen, auch der Florian vom Steinhäusel mußte fort. Die Abgaben an Materialien und Geld steigerten sich von Tag zu Tag. Wer Wagen hatte, der mußte sie für

den Transport hergeben, wer Pferde hatte, mußte sie stellen. In den Wäldern waren die Holzarbeiten eingestellt, in den Fabriken wurden alle Arbeiter entlassen; die nicht mehr pflichtig waren, ließen sich als Freiwillige anwerben, tranken sich Trotz und zogen mit Gesang und Gejohle davon. Manche Maid blickte ihnen nach mit rothgeweinten Augen. Den Männern aber waren die Herzen geschwellt, und Manchem fiel ein: „Halloh! der Krieg ist lustiger als die Liebe!“

In der Pfarrkirche zu Sandeben wurden Betstunden abgehalten für Kaiser und Reich. Gott ward angerufen als der Herr der Heerscharen. Zu solchem Gebete war auch der Jakob herausgekommen aus seinen Wäldern. Mit der ganzen Innigkeit eines Vaterherzens flehte er um Schutz für seinen Friedel. Nach dem Gottesdienst wurde er in das Gemeindeamt beschieden. Dort erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn in der Schlacht gefallen sei. „Als Held!“ setzte der Beamte tröstend bei, „als Held für Kaiser und Vaterland. Für die Heimat! Ein weißgrünes Corpsfähnlein war in Gefahr gewesen, vom Feinde genommen zu werden, da stürzte sich Friedrich Steinreuter in den Kampf und erhielt einen tiefen Bajonettstich in die Brust.“

Der Jakob hatte dem Bericht scheinbar ruhig zugehört, dann that er einen schweren Athemzug und sagte: „Im Gottesnamen!“

Dann wankte er davon.

Einige, die ihm nachblickten, sagten zu einander: „Armer Mann! Alles für's Vaterland zu opfern und dennoch schutz- und hilflos dastehen im Vaterland, an Heimatsliebe untergehen in der Heimat!“

Im Reuthofe war großes Klagen. Und als der alte blödsinnig gewordene Luschel Peterl auf der Ofenbank dadurch beunruhigt sich erkundigte, warum die Leute denn so sehr hin- und herliefen und weinten, und als er es erfuhr, der Friedel sei im Krieg erschossen worden, rief er lallend: „Dasselbe wird leicht wohl g'wiß wahr sein. Na ist recht, ist recht.“ Und versank wieder in seinen Halbschlummer.

Jagdlust. Jagdleid.

Hoch gieng es zu Altenmoos im Frühjahre her, wenn die Hahnenbalz war, und noch höher im Herbst bei den Reh- und Hirschjagden, da wurden sogar neue Wege angelegt, daß die Herrenwagen fahren konnten. Hohe Herrschaften waren da, aber allmiteinander in verschossenem und verschlissenem Bauerngewand. Es gibt Stadtleute, die am Werktag Herren und am Feiertag Bauern sein möchten. Und Feiertag machen sie, wann sie wollen. Es gibt Herrschaften, die nicht genug haben mit aller Unterhaltung des Stadtlebens, sie wollen auch vom Landleben noch das Beste haben. Das Jagdvergnügen! Eine Unterhaltung, die den Herren viel kostet, und den Bauern mitunter noch mehr. Daß sich die Herren, wenn sie auf die Jagd gehen, in Bauerngewand stecken, ist ja eigentlich ein Geständnis, daß die Jagd dem Bauer gehörte. — Diese Gedanken hegte Einer zu Altenmoos, so oft Jagdgesellschaften in die Gegend kamen. Hundegebell, Hörnerschall, Büchsenknall und Gläserklang! Es ist ja nicht wahr, Jakob Steinreuter, daß es in neuer Zeit so traurig zugeht in Altenmoos!

Auf der „Knatschel-Eben“, die hoch oben mitten im Walde lag, wurde im Freien gekocht und geschmort, und schon tagelang früher waren Arbeiter beschäftigt gewesen, Hütten, Feuerstätten, Faßgestelle, Tische und Bänke aufzurichten. Alle Waldarbeiter und Häusler der Gegend wurden als Treiber aufgeboten; sie bekamen auch ihr Essen und Trinken, aber seitab von den Herrschaften, weit seitab; die Treiber, meinte ein Holzhauer, seien ja nichts als zweibeinige Jagdhunde.

Und diese zweibeinigen Jagdhunde liefen so gut, wie die vierbeinigen, über Jakobs Wiesen, Felder und Saaten und stampften Gras und Korn in den Grund. Und das Alles, weil der Jakob nicht zweihundert Joch Grund hatte, sondern ein Kleinbauer war.

„Wieso," fragte der Jakob, „haben nur die Herrschaften und ihr Troß das Recht, mir mein Eigenthum zu zertreten? Ich darf nicht einmal mit meinem Hund über meinen Grund gehen. Und das nennt man Eigenthum! Und das Andere nennen sie den edlen Jagdsport!"

„Ja," sagte ein Bauer, aus Sandeben, „es ist auch draußen in anderen Gegenden dieselbe Sach'. Auch in den Gärten zu Sandeben und Gemeinau und Marienfeld grasen die Rehe, seitdem die Bauerngüter aufgekauft oder die Jagden gepachtet werden von den Herren. Wenn das Altenmoos hin ist, kommt Sandeben an die Reihe. Die Landwirtschaft gilt nicht mehr, das Wildhetzen ist wichtiger."

Es wäre schon darüber zu reden, meinten Andere, aber es sei gerathen, derlei Meinungen klüglich für sich zu behalten. Die Herren seien obenan und einstweilen noch die Stärkeren, da lasse sich nichts machen. Jetzt sei es noch so eingerichtet, daß ein Einzelner, wenn er gegen Viele um sein Recht streite, zu Grunde gehen müsse. Wären es Volksfreunde gewesen, die bisher das Jagdgesetz gemacht? Nein, Jagdfreunde hätten es aufgestellt unter der Behauptung, für die Landwirtschaft sei es das größte Glück, wenn es recht viele Hirschen, Rehe, Hasen und Jäger gebe.

Der Kampelherr, ein schlanker, noch immer fast jugendlich blondbärtiger Mann, war überall, wo er sich zeigte, außerordentlich artig und fein, und hatte selbst gegen Untergebene eine überaus glatte und gefällige Höflichkeit. Wie es hieß, wollte er sich in den Reichsrath wählen lassen, als Volksvertreter.

Auch dem Jakob war bedeutet worden, sich als Treiber zu stellen; der dankte und ließ sagen, er sei selber ein Gehetzter.

Die Herbstjagden zu Altenmoos ergaben große Wagenladungen von Hasen, Rehen und Hirschen. Der Jakob athmete allemal auf, wenn sie mit ihrer Beute abzogen.

Leider war die Wildhegung eine so vorzügliche, daß eine Jagd nicht viel ausgab. Für Bruttstätten war gesorgt. Des strengen Winters wegen waren in den Wäldern Heuhütten und Krippen aufgerichtet, in welchen sich die Thiere das Futter holen konnten.

Im selbigen Sommer, als auf dem Kriegsfelde der Friedel gefallen war, trug es sich zu, daß zur Nachtszeit die Hirschen in den Kohlgarten des Reuthofes drangen und die Blätter fraßen. Als der Jakob von seinem Fenster aus das erstemal diese ungeladenen Gäste gewahrte, kam ihm der Gedanke: Niederschießen! Man schießt heut zu Tag die Kalbinnen nieder, man schießt die Leut' nieder, warum soll man nicht einen Hirschen niederschießen, wenn er in den Gemüsegarten bricht!

Er that's aber nicht, sondern gieng am nächsten Tage hinaus in's Thal zum Verwalter der Kampelherr'schen Besitzungen.

Der Herr Verwalter hatte ein Bierglas vor sich und im Mund eine wuchtige Pfeife.

„Das ist ja der Reuthofer aus Altenmoos," sagte er; „freut mich, daß ich einmal die Ehre habe."

„Ehre ist nicht viel dabei," sagte der Jakob, „ich muß mich beklagen der Wildschäden wegen. Das Wild frißt mir alles Gemüse."

„Da ist kein Beklagen nöthig," entgegnete der Verwalter, „wie der Reuthofer wissen wird, die Wildschäden werden abgeschätzt und vergütet."

„Ist schon recht das," sagte der Jakob, „es kommt darauf an, wer sie abschätzt, die Herren oder die Bauern,

die Beschädigten oder die Jagdfreunde. Für uns Bauern hat ein Kohlkopf mehr Wert, als für Euch Herrenleute. Wenn Ihr uns die Wildschäden wirklich vergüten wolltet, so müßtet Ihr unsere Dienstboten löhnen und verköstigen, unsere Familie ernähren und unsere Steuer zahlen. Das Wild frißt uns Alles. Gegen Diebstahl kann man sich schützen, gegen Mißjahre und Hagel gibt's Versicherungen, aber das Wild kommt jetzt schon jedes Jahr auf unsere Felder und wir müssen zuschauen, was es frißt und warten, was es übrig läßt. Wenn des Nachbar's Vieh auf meinen Grund eindringt, so kann ich es pfänden. Warum darf ich das Wild nicht pfänden? Weil es den Herren gehört, weil das Gesetz die Herren gemacht haben. Gegen andere Räuber dürfen wir uns wehren, wer auf seinem eigenen Grund den Hirschen, das Reh wegnimmt, wird eingesperrt wie ein Spitzbub."

„Ja, lieber Freund," versetzte nun der Verwalter, „dürfet Ihr denn ein Kalb schlachten, daß Ihr verkauft habt?"

„Nein," antwortete der Jakob.

„Nun also. Auch die Hirschen und Rehe habt Ihr verkauft."

„Wie so? Ich habe keinen Hirschen und kein Reh gehabt, so habe ich auch nichts verkaufen können."

„Aber die Gemeinde hat das Jagdrecht verkauft oder verpachtet."

„Ich bin nicht befragt worden, ob es mir recht ist," versetzte der Bauer. „Kürzlich hat mir der Sandebner Gemeindevorstand fünfundsechzig Kreuzer eingehändigt. Wofür? frage ich. Der Jahresantheil vom Jagdpacht, der auf Dich fällt, hat's geheißen. So sage ich, daß die Herren Jäger über meine Felder und Wiesen laufen dürfen, daß sie mir den Haushund niederschießen, wenn er zufällig einmal über den Hofanger lauft, daß sie mir die Hauskatz' niederbrennen, die ausgeht der Feldmäuse wegen; daß ich hohe Zäune muß aufführen um Aecker und Gärten, daß ich zur Jagdzeit meine Herde nicht auf die Weide treiben, nicht Holz hacken darf in meinem Wald, dafür bekomme ich fünfundsechzig Kreuzer. Daß der Jagdherr hundert Thiere, oder tausend, oder so viel er will, das ganze Jahr auf meinem Grund äsen läßt, dafür kriege ich fünfundsechzig Kreuzer. Vorstand! sage ich, wir dürfen die Jagd nicht mehr verpachten! — Wird auch nicht mehr, sagt er, gehört ohnehin schier aller Boden dem Kampelherrn."

Der Verwalter zuckte die Achseln.

„Ich will nicht sagen," fuhr der Jakob fort, „unser Herrgott hätte das Wild nur für die Armen erschaffen. Auch der Bettelmann darf mir nicht über das bebaute Feld laufen. Ich sage: Der vertrackte Brauch muß abkommen, das Wild gehört zum Boden, auf dem es fällt, und um's lebendige soll nicht weiter geschachert werden. Wer's hegen will, der mag's thun, verkaufen kann Einer das nicht, was frei in aller Welt umherläuft. Warum pachten sie die Sonnenstrahlen nicht? Die fliegenden Waldsamen nicht? Die Heuschrecken und Kröten nicht? Die Maulwürfe nicht? Und die Kupfernattern nicht?"

„Nicht confus werden, Reuthofer!" rief der Verwalter dazwischen.

„Daß der reiche Herr seine Hirschen und Böcke von den Bauern mästen läßt! Eine Schande für die Cavaliere, daß sie ihr Vergnügen auf Kosten armer Teufel treiben! Die Herren mögen schon machen was sie wollen, allemal geht der Schaden auf die armen Teufel aus."

„Ihr habt Recht," entgegnete der Verwalter und nahm einen wackeren Schluck aus dem Bierglas, „da mag der Teufel armer Teufel sein!"

„Da ist kein Spaß zu machen, Herr!" sagte der Jakob. „Es geschieht uns Unrecht. Sie sollen genug haben mit ihren Jagdrevieren in Auen und Steppen, Hochwäldern und Gemsgebirgen, daß sie nicht die Bauern schä-

digen müßten. Wildschaden schätzen! Geht mir weg!"

„Wisset," sagte der Verwalter und schlug den Bierglasdeckel zu, „das versteht Ihr nicht. Ich an Eurer Stelle wollte mir's anders machen. Den ganzen Krempel von Wirtschaft würfe ich dem Jagdherrn an den Schädel. Jetzt schert Ihr Euch darum, würde ich sagen, ich will Euch keinen Narren machen! — Ei, Reuthofer, ein Glas Bier müsset Ihr mit mir trinken. Ihr werdet ja Durst haben, der Weg ist weit heraus von Altenmoos. Wie gesagt, Reuthofer, Ihr solltet Euch's bequemer machen, der Mensch lebt nur einmal auf der Welt. In einer wegsameren Gegend solltet Ihr Euch gut sein lassen."

„Mir wäre nicht gut, Herr Verwalter!" sagte der Jakob mit Nachdruck.

„Ah was! Wenn man Geld hat, ist's überall gut."

„Aber daheim am besten, Herr Verwalter."

„Habt Ihr doch just geklagt, daß Euch daheim schlecht sei."

„In der Fremde noch schlechter, Herr Verwalter!"

„Ich kehre es um, lieber Bauer und sage, 's ist nicht überall gut, wo man daheim ist, aber man ist überall daheim, wo es Einem gut geht. Schaut, Euere Nachbarn haben das auch gewußt."

„Meine Nachbarn! Das wären schlechte Beispiele, Herr Verwalter, zu Eurem Rath!"

„Jeder hat's nicht getroffen, es mag sein, jeder nicht, der von Altenmoos abgefahren ist, das ist wahr. Ihr aber, der letzte in der Wildnis, habt nichts mehr zu verlieren und viel zu gewinnen. Und Ihr werdet sehr viel gewinnen, das kann ich Euch sagen und ich will Euer Freund sein. Ich brauche nicht zum Schaden meines Herrn zu sprechen, wenn ich Euch zum Nutzen spreche. Das kann ich Euch vertrauen: dem Kampelherrn wäre viel daran gelegen, seinen Besitz abzurunden, das Reuthofergut ist ihm ein Pfahl im Fleische, ich vertraue es Euch in Freundschaft. — Trinket, Reuthofer! Auf Euer Wohl, Reuthofer! Ihr habt Mißtrauen gegen uns, ich weiß es, aber daß Euch der Verwalter Ebner schlimm mitgespielt hätte, des solltet Ihr Euch nicht beklagen. Ich habe auch eine Heimat gehabt und weiß, was das heißt und werde sie nie vergessen. Ich habe Eueren Willen, auf dem Gute Eurer Väter fest zu bleiben, sehr geachtet und wollte nur wünschen, auch Eure Nachbarn wären so fest geblieben. Jetzt ist's anders. Wie ich höre, hat Euch der Krieg Eueren letzten Sohn geraubt. Euere Tochter ist ausgewandert. Für wen wollet Ihr den Reuthof noch halten? Von Eueren Leuten ist Niemand mehr, der ihn will, ihr werdet alt, Ihr seid Euer Lebtag fleißig gewesen und habt es nicht verdient, in der Wildnis verderben zu müssen. Seid klug, Reuthofer!"

Der Jakob schwieg eine Weile, und dann entgegnete er: „Wenn ich jetzt nein sage und wieder nein, so wird der Herr glauben, es wäre Trotz von mir und nichts als Trotz. Aber beim Herrgott im Himmel muß ich's sagen: ich kann nicht fort von meinem Reuthof, ich bin angewachsen, wie die alte Linde dort angewachsen ist, die meine Vorfahren gepflanzt haben. Den reichen vornehmen Herren, was kann ihnen d'ran sein, an dem armen steinigen Reuthof? Sie sollen mich in Ruh' lassen, mir ist Alles d'ran. Wenn ich gestorben bin und von meinen Kindern meldet sich keines d'rum, nachher mag meinetwegen mit dem Reuthof geschehen was will."

„Ich wiederhole es noch einmal, Euere Anhänglichkeit an die Vorfahren achte ich hoch," versetzte nun der Verwalter, „und man wird heutzutage eine solche Treue sobald nicht wieder finden. Es verlangt aber auch kein Mensch, daß Ihr den Reuthof verlassen sollet; Ihr mögt Euer Lebtag darauf sitzen bleiben und es soll Euch nicht

mangeln. Der Kampelherr bietet Euch für den Reuthof-Grund, wie er heute liegt und steht —"

„Ich will's nicht hören," unterbrach ihn der Jakob und wehrte mit der Hand ab, „mein Haus verkaufe ich nicht. Ich bin gekommen, um meinen Wildschaden anzugeben und dafür entschädigt zu werden. Sonst will ich nichts."

„Ich werde den Schaden von Sachverständigen abschätzen lassen und die Entschädigung wird Euch auf Amtswegen zukommen." So sprach der Verwalter und stand von seinem Sitze auf.

Der Jakob trat seinen Weg nach Altenmoos an, den er tausendmal schon gemacht hatte, den seine Vorfahren in ihren jungen und in ihren alten Tagen, in Glück und Noth unzähligemal gegangen waren. So gieng auch heute den Weg in die uralte geliebte Bergheimat Jakob Steinreuter — Jakob der Letzte.

(Schluß folgt.)

Auf der Gant.

Aus dem tirolischen Bauernleben von Josef Bayer.

„Auf der Gant sein" oder „hat gar g'macht" ist ziemlich das Gleiche. Dies sagt man auf dem Lande, wo es seltener vorkommt; für die Stadt, wo täglich einer hinunter purzelt, hat man die nobleren Bezeichnungen Bankerott oder Fallissement gewählt.

Die Städter müssen etwas voraus haben. Kommt dort ein solcher betrübender Fall vor, macht man wenig Aufhebens. Der Betroffene hat schon sein Scherflein im Trockenen (wird wenigstens von Vielen behauptet). Uebrigens in unserer fortschrittlichen modernen Zeit kommt dies in den besten Familien vor.

Auf dem Lande ist's noch anders. Es muß Einen schon arg verfolgt haben, bis ihm seine Nachbarn hilfreich unter die Arme greifen. Hat zum Beispiel eine Lawine über Nacht Grund und Boden ruinirt, oder hat Hagelschlag des ganzen Jahres Verdienst, die Ernte zerstört, sie helfen ihm. Heißt es aber: „Bauer, hast nit gut g'haust, jedes Handwerk nährt seinen Mann," wird der Vergantete gleichsam in Acht und Bann gethan, er hat keine Berechtigung, das Mitleid und die Hilfe der Anderen anzusprechen. Dem ist in den meisten Fällen nicht anders zu helfen, als daß er sich verdingt. Aber selbst als Knecht nimmt man ihn ungern — es sei wenig „Verlaß" darauf. Jedes im Dorfe kennt diese Satzung, Jeder ist sicher, wenn er nicht gut thut, ergeht's ihm gleich — darum fürchtet sich jeder vor der Schande. Auch ist er an die Scholle Erde gebunden, die Qualität seiner Arbeit erschwert schon eine Veränderung, abgesehen, daß doch immer ein Fünklein Liebe damit verbunden.

Der Städter, unternehmender, läßt seine sieben Sachen an einen Ort bringen, wo er noch unbekannt; Credit und Schick helfen ihm leichter auf als dem Bauern.

Im Dorfe ist es Ereignis, denn ein Außergewöhnliches hängt fast immer d'ran, haben's nun die armen Opfer verschuldet oder nicht.

Ich war von einer Gebirgstour in ein kleines, freundlich gelegenes Dorf gekommen. Der Name davon hat keine Bedeutung. Weil ich müde war, und

Hunger verspürte, kehrte ich im nächstbesten Wirtshaus ein. Die Kellnerin, eine lebfrische Dirne, brachte mir Wein, der, allerdings sauer genug, mir den Mund verziehen machte. Sie lachte darauf und sagte, ich soll mich nur trösten, es gienge allen Fremden so. Der Zucker sei so kostspielig und wenig ergäbe nichts.

Außer mir und dem Mädchen war noch ein Greisenpaar im Zimmer anwesend, welches auf der Ofenbank Platz genommen hatte.

Ich wähnte, trotz der armen, zerflickten Kleidung, darin die Großeltern der Dirne, was ich ihr zu verstehen gab.

„Beileib,*) sind nur Vergantete, sind nur Vergantete," warf sie laut und geringschätzend hin. Die alte Frau wandte ihr das Gesicht zu, ein aufgedunsenes, rothes, mit verglasten Augen, welches gar seltsam vom üppigen, schneeweißen Haar abstach, entgegnete jedoch nichts.

Nun erfuhr ich, ihn hätte man Federhanns geheißen. Den Hut keck auf der Seite, mit einem Spielhahnschweif d'rauf, hätt' ihm kein Mädel im Dorf und im Gai**) widersteh'n können. Die Alten im Ort sagen noch, wie der Hannes, kann keiner mehr bei den Weibsleuten reden. Und hätt er auf der Alm einen Juhschrei abgelassen, hätt' man ihn über's Thal g'hört. 'S Jodln und Zitherschlagen seien ihm überhaupt lieber gewesen als die Bauerschaft.

Der Vater des Hannes, ein biederer gerader Charakter, wurde beim Holzen unter einen Baum gerissen; als man ihn herausholte, sah man's, es hatte ihm ein Ast den Brustkorb eindrückt.

Der damals erst zwanzigjährige Hannes sah sich auf Knall und Fall als Besitzer eines prächtigen Hofes, war selbsteigener Bauer, mit unter die Reichsten gezählt.

*) Beileib — Gott bewahre.
**) Gai — im Gau.

Im Haus war bald die altgewohnte Ordnung abhanden gekommen. Der neue Herr wollte sich überall als solcher zeigen, traf andere Anordnungen, schalt hier und dort, während der Großknecht Alles besser verstehen konnte und sich auf den bisherigen Erfolg berief. Das hatte zur Folge, daß ein ganz neuer Boden gelegt wurde.*) Die älteren erfahrenen Dienstboten mußten jungem Volke weichen. — Wäre er fortgefahren in seiner Bekümmernis um die Wirtschaft und hätte er sich darin eingelebt, ja dann wär's recht gewesen. Aber das Schaffen und Commandieren hatte nur kurze Dauer, das Selbstarbeiten noch die kürzere. Kegelstatt und Schießstand, ein G'sangl oder ein Dirndl waren sein Element. Manchmal kam er erst am frühen Morgen nach Hause. Konnte er dann schon mit den Uebrigen zur gleichen Stunde bei der Arbeit sein? Nein, das nicht; aber früher heim hätte er geh'n sollen. Er hatte das Schaffen des Großknechtes nicht vertragen, hat ihn d'rum geh'n lassen; jetzt that Jedes im Haus was es wollte, und er getraute sich nichts zu sagen, weil er spürte, er selbst sei vom geraden Weg ab.

Der Ledergurt, den der alte Haslhofer als Vorsorg für besondere Fälle — man weiß ja nie, was der Herrgott schickt, und nacher ist's gut herzunehmen — hinter den mächtigen Leinenballen versteckt hatte, schmolz wie Schnee unter der Mittagssonne und wie die Leinwand — der Stolz der Bäurin, selig — selbst; es wanderte Pack um Pack zum Händler. Spiel und Wirtshaus fressen Geld!

Je mehr es im Haus abwärts gieng, desto lustiger und lauter war der Hannes. Das schreiende Gewissen mußte überschrien werden. Und da gibt es kein besseres Mittel als fleißig „Aufschütten", im Kreise guter Freunde

*) Neuer Boden gelegt — landläufig für Dienstbotenwechsel.

Zerstreuung suchen. Solche hatten sich bald gefunden; freilich nach seiner Ansicht; lärmende, wüste Gesellen, welche mit ihm aushielten, so lange er es wollte und zahlte. Sie gaben ihm in Allem recht, wußten stets Neues zu finden, was den Sinn reizte, daß er nie aus dem Taumel herauskam.

Roh wies er jedes warnende, wohlmeinende Wort zurück, bis ihn seine echten Freunde mieden. Ein solcher hatte vom Heiraten zu ihm gesprochen. Die Idee gefiel ihm. Er, der beliebte Gesellschafter, der Haslhofer, der schmucke Mann durfte sich an Jede wagen. Und in Wahrheit, keiner im Dorfe hatte ihm die Tochter verweigert.

Nun gieng Hanns Umschau halten unter den Schönen. Ueberall kam man ihm freundlich entgegen, wäre ja jede gern Haslbäuerin geworden. Wenn's d'rauf und d'ran kommt, möchte jedes Mädel unter die Haube, aber besonders sein fröhliches Geschwätz übte die größte Wirkung. Es ist ja was Altes, wer am meisten redet, ist der Beste, nur viel reden gilt bei den Weibsleuten, was, ist gleichgiltig.

Besonders das Lenerl setzte auf diesen ähnlichen Entschluß große Hoffnungen. Die zwei haben schon längst ein heimliches „Tächtlmächtl" *) miteinand gehabt; aber zu Lenerl's Rechtfertigung sei gesagt, sie hat ihn rechtschaffen gern gehabt.

Die Wanderschaft des lustigen Brautwerbers, dem seine fidele Lustbarkeit über Alles gieng, fiel ganz anders aus, als sich selbst die höchsten Vermuthungen voraussetzen ließen. Er ist außigrast, d. h. über das Weichbild des Dorfes, und hatte eines schönen Morgens über die Grenze Eine herübergebracht.

Eine stattliche Figur her! Man grollte über den Hochmüthigen, dem keine im Ort gut genug, und das erstemal wurde das arme Lenerl vertheidigt. Sonst war der Neid über sie gewesen.

Die große Starke, meinten schadenfroh die Einen, werde ihm's schon sein. Doch sie hatten sich verrechnet. Nach wie vor bliebs am Haslhof unterhaltig. Eine gewisse Sorte Männer kehrte dem Hannes die Freundschaft wieder zu und kamen nun öfter als üblich in den Heimgarten. Derweil wurde mählich abwärts gehaust. — Post um Post wurde auf den Hof angeschrieben. Der körperlich starke Mann glich in seiner Willenskraft einem hilflosen Kinde. Er war zu schwach, seiner Gewohnheit Einhalt zu thun, zu schwach, einen gefaßten Vorsatz durchzuführen. Schwach und selbst ohne Halt mußte er sein Weib sehen. Ohne einen rechten Begriff von einer braven Bäuerin zu haben, ahnte sie auch deren Pflichten nicht; wo eine andere für zehn Hände Arbeit hatte, wußte sie nicht einmal für sich eine.

Das Vertrauen in einander war erschüttert. Eins fürchtete sich vor dem Andern, beiderseits vermied man Erklärungen, bis endlich der zurückgedämmte, langverhaltene Unmuth in hellen Flammen durchbrach. Der Anfang gemacht, kehrte der Streit täglich wieder. Aus dem Freudhof war ein Streithof.

„Was brauch ich noch weiter zu erzählen," sagte das Mädel, „es ist so gekommen, wie sich's jeder an allen Fünfen abfingern hat können, auf die Gant seins kommen. Die Brettelbohrer*) und Spielleut sein durstige Leut und sel**) thut nit gut. Das Gut ist unterm Hammer einem Andern zug'schlagen worden."

Darauf seien die zwei verschwunden, man glaubt sie haben sich als Dörcher***) in der Welt herum getrieben, bis sie vor etlichen Jahren in die Gemeinde zurückbefördert wurden. Weil nun die

*) Tächtlmächtl — Liebschaft, eigentlich Liebelei.

*) Brettelbohrer — Standschützen.
**) sel' — dasselbe.
***) Dörcher — Landstreicher.

Gemeinde selbst dürftig, sich kein Armenhaus zu bauen vermag, müssen sie täglich als Einleger um ein Haus weiter gehen, und bei dem sie einkehren, der müssesie einen Tag verpflegen.

„Aber selber thau, selber tragen."

Uebrigens kämen sie jetzt selbander gut aus, der Hannes habe sich auf's Beten verlegt und ersehe in Allem eine Fügung der göttlichen Vorsehung, sie aber saufe was ihr unterkäme.

Heuer, in meinen Ferien, führte mich mein Weg wieder durch jenes Thal in das freundliche Dorf. Ich gestehe aufrichtig, des wunderlichen Paares hatte ich längst vergessen. Da, im Ort ruft mich Eins an, mir die Hand hinstreckend: „Grüaß Di Gott, Schreiber! Wie lebst?" Es war 's Moidl, des Sonnenwirts Tochter, von dazumal. Mit der den Innthalern eigenthümlichen Freimüthigkeit plauderte sie nun weiter. Wie sie mir nur eigentlich hat sagen wollen, daß ich mich gar nichts verändert, so daß sie mich gleich wieder erkannte und daß sich aber doch wieder mentisch viel verändert habe, nämlich bei ihnen. Aber ganz eigentlich wolle sie mir nur erzählen, wie der Federhanns und seine Alte eines Tages im Mühlbach ersoffen aufgefunden worden seien. Man vermuthe, sie habe im Rausch den Steg verfehlt und den halbblinden Mann mitgerissen. Gott stehe den armen Seelen bei! Ich werde schon wissen und mich daran erinnern können, von wegen denen ich ihr eine solche Predigt gemacht habe, weil sie so geringschätzig damit gethan. Sie sehe wohl ein, man werde erst als verheiratet gescheit, das sei sie jetzt. Wenn es ihr gerade einfalle, ließe sie wohl auch für die Verganteten eine Gralle fallen. *)

„Und jetzt pfüati!" Ich gab meinen Dankgott zurück und wollte fürbaß. Richtig, noch Eines falle ihr ein, was sie mir jetzt schon sagen könne, als Weib hab's keine Gefahr mehr. Ihr Alter sage alleweil, heutzutage müsse man bei der Feder sein, die hätten das Heft in der Hand. Ich sei ja ein solcher, und allen Respect! Sie thue nichts davon, aber, wie ich damals hier gewesen, wäre ich ihr zu dasig **) vorgekommen. Wenn ich mich etwas umgethan hätte, nun ich würde mich wohl auskennen. Mein Gott! man ist jung und nit von Holz. Es sei nur für einen andern Fall, sie mein' mir's gut, man tragt nit schwer d'ran. „Wohlaufleben! und nit zu resch!" rief sie mir noch lachend nach. Und ich? Was konnte ich besseres thun, als wieder lachen.

Das ist die Geschichte von den Verganteten, über die ich die blauen Augen eines mir wohlgesinnten Mädchens übersehen. — Würd' ich's heute auch noch?

---

*) Gralle fallen lassen — beim Rosenkranz ein Vaterunser beten.

**) dasig — wenig gesprächig.

So geht's auf der Welt.

Eine Begegnung im Orientzug von Hans Malser.

Eines Abends fuhr ich von St. Pölten nach Wien. Da alle anderen Züge in dieser Richtung schon abgelaufen waren, so mußte ich den Orientzug benützen, der ohne Umschweife und Säumnis von Paris kam und ohne Umschweife nach Constantinopel gieng. Von Paris bis Constantinopel in 82 Stunden! Wie weit wir es doch gebracht haben.

Den Fuß vom trauten niederösterreichischen Boden emporziehend und auf das Trittbrett setzend, war ich plötzlich in einer fremden Welt. Dieser Orientzug vergleicht sich am besten mit einem hocheleganten internationalen Hotel en miniature. Aller Comfort ist da. Nebst den Cabineten für eine, zwei oder mehrere Personen, sind wohlerleuchtete und mit geschmackvollem Luxus ausgestattete Speisesäle, Rauch- und Spielsalons, Lesezimmer mit Büchern und Zeitungen, Toilettecabinete u. s. w. vorhanden. Der größte Vorzug dieses Zuges besteht wohl darin, daß man in ihm weder ein Rütteln, noch einen Räderlärm merkt, das gleitet glatt und leicht dahin und nur ein gleichmäßiges dumpfes Dröhnen erinnert daran, daß man sich auf einem sich bewegenden Fahrzeuge befindet. Die Wände bestehen fast durchgehends aus massiven Spiegelscheiben, wer es aber traulicher haben will, der mag die Tapetenrollen herablassen und er ist in einem fensterlosen Gemache mit Gasbeleuchtung und er mag sich einbilden, daß er daheim im wohlgeborgenen Stübchen sitzt.

Jedem Reisenden stehen — da es nur erste Classe gibt — all' diese Räumlichkeiten und Einrichtungen zur Verfügung und man kann bequem den ganzen Zug durchwandern und sich niederlassen, wo es Einem gefällt und Platz ist. Die Stunde zwischen genanntem Städtchen und der Residenz bietet gerade Zeit genug, um Alles flüchtig in Augenschein zu nehmen und auch noch die Reisenden ein bißchen zu beobachten. Zum Theil haben sie sich wohl schon zurückgezogen in ihre Cabinete; Andere sitzen im Restaurant, essen, trinken oder plaudern, Andere spielen Karten, Andere lehnen in dem Sofa, rauchen, lesen, träumen vor sich hin oder schlafen. Da sind gelangweilte Engländer mit blonden Flügelbärten, schläfrige Türken mit rothem Fez, vor Allem aber Franzosen mit echt gallischen Gesichtern und einer stets nervösen Behendigkeit. Es sind wohl zumeist hohe Herrschaften, die auf diesem Zuge durch Europa gleiten, große Kaufleute, Diplomaten, auch etwa Fürsten darunter und andere Granden von hohen und höchsten Stellen und Würden. Mein Geld aber, das ich bezahlt, macht mich ihnen hier ebenbürtig. Im ganzen Zug herrscht französisches Geld und fast ausschließlich die französische Sprache, die Zugsbemannung radebrecht nothgedrungen ein nachgerade unheimliches Deutsch; ich verstand mich zwar mit ihr, aber wie sich's zeigen wird, nicht auf's beste.

In einer Ecke des Speisesaales lehnte ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren. Er fiel mir sofort auf, denn in meinem Leben habe ich keinen so krank aussehenden Menschen erblickt, als diesen. Ein kahler Todtenschädel ist nicht schrecklich, aber ein Todtenschädel, über den noch Haut

und Haar gespannt sind und aus dessen Höhlen ein Paar müde rollende Augen starren, dessen weiße Zahnreihen zwischen den dünnen Lippen der eingesunkenen fahlen Haut sozusagen hervorquellen, das ist schrecklich zu sehen. Daneben auf dem Lederpolster stand ein in Zeitungspapier geschlagener eckiger Gegenstand, auf welchen der arme Mensch seine abgezehrte, todtenblasse Hand legte. Zeitweilig war es, als schlummere er, sein Haupt knickte nach vorne ein, dann hob er es wieder und schlug fröstelnd von seinem dünnen schwarzen Rock den Kragen empor über den Hals; dann wieder irrte sein Blick umher zu den Gruppen der Essenden, Trinkenden, Rauchenden und munter Plaudernden. Plötzlich richtete er sich mühsam auf, taumelte an das Tischchen, an welchem ich abgesondert saß, und murmelnd: „Bitte, ist frei?“ langte er nach der Wasserflasche. Diese in der Hand knickte er an seinem Platze wieder zusammen und trank mit Mühe und Anstrengung aus dem Kragen der Flasche. Ich rief den Aufwärter, daß er ein Trinkglas bringe, schenkte es voll, stellte es vor den Kranken und fragte, ob ihm schlecht sei.

„Sehr! sehr schlecht!“ hauchte er.

Ob er nicht einen Schluck Wein trinken wolle?

Er schüttelte den Kopf.

Einige Herren waren aufmerksam geworden und äußerten sich, wie mir schien, etwas mißgünstig über den früheren Vorgang.

Von woher er fahre? fragte ich den jungen Menschen.

„München,“ gab er zur Antwort.

Und wohin?

„Bukarest,“ stammelte er, und setzte bei: „Su Hause morgen Nachts swölf Uhr. Vater, Mutter.“

Sein Auge leuchtete ein wenig auf, als wäre er dankbar, daß auf diesem weltfremden Eiland ein Mensch sich nach ihm kehre.

Was er mit sich führe? war meine Frage, indem ich auf den Gegenstand wies, auf welchen er so fürsorglich seine Hand legte.

„Kanarivogel,“ sagte er, dann netzte er wieder seine trockenen Lippen, knickte zusammen und seine Brust wogte rasselnd. Hinlegen konnte er sich nicht, weil der Sitz zwischen Fenster und Thür zu schmal war.

Ein Conducteur passierte den Saal, ich redete ihn an, ob man im Zug denn keinen Platz habe, wo sich der arme Mensch hinlegen könne.

„Dafür sind *wir* da!“ schnarrte mich der Bedienstete an.

„Er ist sehr krank,“ war meine Bemerkung.

„Das sehen wir!“ Damit schlug der Mann die Spiegelthür hinter sich zu und der Sterbende blieb kauern unter Zechern und Kartenspielern, hilflos wie in einer öden Wüste. Keiner dachte daran, daß er selbst einen Freund, einen Bruder, einen Sohn haben könne, der in fremden Landen einmal elendlich so dahinsterbe. Die Spielkarten lassen derlei Sentimentales nicht aufkommen. Im Gegentheile knurrte ein Herr mit einer wahrhaftigen Louis Napoleon-Visage immer noch über das Unangenehme, mit einem solchen Individuum, wie dieser Kranke, in Einem Raume reisen zu müssen. Mir wollte das Herz brechen über Jene, die keines haben und über dieses, das in kurzer Zeit stille stehen wird.

Hinaustretend stieß ich auf dem Perron an den Conducteur. Noch einmal sagte ich höflich den Wunsch:

„Ich bitte Sie, diesem armen Menschen eine Schlafstelle anzuweisen!“

Der Mann wandte sich an mich und sagte achselzuckend in einem Deutsch, das ich verbessere: „Schlimme Krankheit! Ist verloren.“

„Man sollte ihm doch einen Platz anweisen, wo er ruhen kann. Er bricht vor Erschöpfung ja zusammen!“

„Was wollen Sie!“ schnarrte mich der Conducteur an, „schon das zweitemal mischen Sie sich in etwas, das Sie nichts angeht.“

Jetzt trat ich aber sehr nahe vor seine Brust und sagte: „Wer sind Sie, daß Sie in solchem Tone zu mir sprechen? Sie sind hier mein Diener, und das soll Ihnen sehr bald klar werden, wenn wir den Bahnhof Wien erreicht haben. Und wenn Sie glauben, daß mich ein sterbender Mensch nichts angeht, der mitten in einem Wust von Luxus und herzlosen Leuten ohne Trost und ohne Labung verschmachten muß, so — —! Alsogleich treten Sie mir aus den Augen!"

Wenige Minuten später wurde der Kranke aus dem Saale entfernt. Er vergaß aber nicht, taumelnd nach dem Käfig zu haschen, in welchem der Vogel nun wild umherflatterte, und ihn mit sich zu tragen.

Als er davon war, unterbrachen die Herren ihr Kartenspiel, um jetzt ganz unverhohlen den Menschen zu tadeln, der aus dem Halse einer gemeinsamen Wasserflasche getrunken hatte.

„Er schien einer Ohnmacht nahe gewesen zu sein," suchte ich ihn zu entschuldigen, „und seine Stimme ist nicht mehr mächtig genug, nach einem Trinkglase zu rufen."

Das zeige sehr wenig Lebensart, bemerkte das Napoleongesicht, und wie leicht könnten Andere angesteckt werden, die nach ihm die Flasche benützten! Es sei doch unerhört!

Mit einem so Schwerkranken müsse man wohl Nachsicht haben, war meine Meinung; ein Sterbender frage nicht mehr nach dem, was sich schickt.

Sie murrten fort und als sie schon lange wieder das Spiel begonnen hatten, murrten sie immer noch fort, bis ich über eine solche Herzlosigkeit empört, von meinem Tischchen laut hinüberrief: „Meine Herren! Ich mahne Sie daran, daß wir auch einmal sterben werden! Gott gebe, daß es nicht auf der Reise sei!"

Sie sagten nichts mehr, sondern vertieften sich in ihre Kartenblätter, als in das Elementar-Lehrbuch des Eigennutzes und der Uebervortheilung.

Als ich in Wien im Begriffe war auszusteigen, faßte mich der Herr mit dem Napoleongesicht am Arme, sagte: „Vous et un home!" ließ mich rasch wieder los und gieng in's Gelaß.

Ich gieng meiner Wege. Erst in stiller Mitternacht ward es mir bewußt, daß ich selbst — der Anderen Menschlichkeit gepredigt — die Ausübung der Menschlichkeit versäumt hatte. Hätte ich mich nicht energisch darum kümmern müssen, was aus dem armen Burschen weiter werden sollte, ob sie ihn in Wien ausladen und einem Spital übergeben, oder ob sie ihn auf dem Eisenbahnzuge sterben lassen wollten? Nun, ich überließ es der Menschlichkeit des Zugspersonales und der Passagiere; aufmerksam sind sie ja auf den Kranken, das Weitere wird der homme besorgen. Der Kanarivogel wird freilich lebendig nach Bukarest kommen, dachte ich, er mag den trostlosen Eltern singend den letzten Gruß ausrichten vom geliebten Kinde.

Einige Tage später saß ich mit einem guten Bekannten in der Restauration „Gause" in Wien. Das kleine Begegnis auf dem Orientzug hatte ich schon vergessen, denn wir Großstädter haben alle ein sehr flüchtiges Herz. Mein guter Bekannter aber erinnerte mich daran auf die wirksamste Weise. Er war ein Mediciner, der sich viel im anatomischen Saale beschäftigte und davon mit vielem Behagen mancherlei Schauderhaftes zu erzählen liebte. Vor dem Menschen hatte er gar keinen Respect, nur vor seinen Kleidern. Ein todter, kleidloser Mensch ist ihm nichts mehr, als Cadaver; aber vor einem Todten, der den Anzug noch am Leibe hat, vor dem graut ihm. Da erzählte er von einem jungen Lebemann, den auf dem Balle mitten im Reigen der Schlag getroffen hatte. In Frack, weißer Cravatte, Glace-

handschuhen und Glanzstiefeln lag er da und sollte secirt werden. Mit Schaudern wendete sich der Professor ab, der ist ja noch Mensch! Diener, entkleidet ihn!

„Gestern haben wir einen interessanten Fall gehabt,“ erzählte mein Professor während unseres Soupers, „wenn Sie ihn nicht weiter sagen, so will ich ihn Ihnen mittheilen.“

„Weiter sagen, wohin denken Sie!“ rief ich, „bloß drucken lassen werde ich ihn, wenn er wirklich interessant ist.“

„Das können Sie thun, denn dann wird eine Novelle daraus, deren Ursprung und Wahrheit Niemand nachforscht —“

„— und nachzuforschen das Recht hat. Also!“

„Vor vier Tagen“ — so erzählte der Professor — „kam uns aus einem Spitale der Cadaver eines jungen Menschen zu, der auf der Heimreise von München nach Bukarest unterwegs gestorben ist. Tuberculose. Ein Handelscommis oder Studiosus, man hat nichts bei ihm gefunden. Aermliche Verhältnisse, scheint seine Habe d'rangesetzt zu haben, um mit dem raschesten Zug weiterzukommen. Achtzig Kreuzer hatte er im Sack und einen lebendigen Kanarivogel soll er bei sich gehabt haben, wie später verhandelt worden. Da man den Cadaver sozusagen für herrenlos hielt, so hat man darüber verfügt, allerdings etwas voreilig. Da erschien gestern im Sectionssaale ein Mann und begehrte die Leiche seines Sohnes zurück, die irrthümlich in's anatomische Institut gekommen. Er sei aus Bukarest eiligst hierhergereist, um seinen Jungen, der sterbend von Wien aus telegraphirt habe, noch einmal zu sehen. Leider zu spät, aber die Leiche wolle er haben. Wir wußten nur zu bald, um welchen Cadaver es sich handle, konnten ihm aber nicht sagen, daß derselbe schon der Wissenschaft zum Opfer gefallen sei, denn genau genommen, wir hatten das Recht nicht dazu, wir hatten die gesetzliche Frist nicht abgewartet, innerhalb welcher die Leiche von Verwandten reclamiert werden kann. Wir bedeuteten nun den Vater, daß die Leiche wohl schon so sehr an Verwesung gelitten habe und wie es nicht rathsam wäre, das schöne Bild, welches er etwa von seinem Sohne in der Seele trage, durch die Wirklichkeit zu zerstören. Als der alte Rumäne unsere Ausflüchte hörte, ballte er die Fäuste und schrie: Wenn mir die Leiche meines Kindes nicht sofort ausgefolgt wird, so schlage ich Allarm, der in ganz Wien wiederhallen soll! — Herr, sagte ich begütigend, das wird nicht nöthig sein. Wir begreifen Ihre Aufregung sehr wohl und wir werden dem Vaterherzen das Seine nicht vorenthalten. Doch ist gegenwärtig der Saal geschlossen. Kommen Sie in drei Stunden wieder und Sie sollen Ihren Sohn haben.

Beruhigt gieng der Mann von dannen. Ich eilig zu den Studenten und fragte, wer den Cadaver Nummer 29 behandelt habe? Der und Der. Sei aber nichts mehr davon da, als der gut erhaltene Kopf, den sich einer der jungen Mediciner präparieren wolle. — Her mit dem Kopf! Und auch schnell einen beliebigen Körper herbei! — Ein männlicher sei momentan nicht vorhanden, wohl aber jener der Selbstmörderin, der aus der Donau gezogen worden. — Es sei d'rum! Man enthaupte sie, hefte den Kopf des jungen Rumänen d'ran, kleide die Leiche mit dessen Anzug und bahre sie auf!

Als die drei Stunden vorüber waren, stand auch der Alte schon vor der Thür. Er ward zur angeblichen Leiche seines Sohnes geführt. Davor sank er nieder, küßte das Haupt und weinte. — Dann wurde der Sarg in den Leichenwagen geschoben und der Vater folgte ihm auf den Centralfriedhof. Wir haben von den Beiden weiter nichts mehr gehört.“

Diese Erzählung hatte mich unsäglich verstimmt und auch die Ausflucht des Professors, daß es ein wohlthätiger Betrug gewesen sei, konnte mich nicht beruhigen. Der Fluch, arm zu sein! O Humanitätsschwindel der Bildung und Wissenschaft! Im Orientzug lassen wir ihn lablos verschmachten und in der Klinik betrügt man den Vater um die theueren Reste des Kindes.

Wir sind schon die Wahren!

Unsere Uhlandfeier.

Nachdem zur Feier des hundertsten Geburtstages Ludwig Uhlands (26. April 1887) die schönen Festgedichte verklungen, die herrlichen Festreden verhallt, die vortrefflichen Festessen verdaut, in den Zeitschriften das Bild des Dichters mit dazugehörigem Texte gesehen worden sind und Uhlands Werke nach wie vor im Staube der Buchläden ruhen, weihen wir hier einen Kranz aus des Dichters eigenen Poesien den Manen des Unsterblichen.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch Eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wiesensteg.
Sie schaut aus ihrem Gartenhaus,
Es stehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie bestellt,
Es ist nur so der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es so geschah,
Seit lange küss' ich sie.
Ich bitte nicht, sie sagt nicht: ja,
Doch sagt sie: nein auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hinderns nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Rose spielt,
Es fragt nicht: hast mich lieb?
Das Röschen sich am Thaue kühlt,
Es sagt nicht lange: gieb!
Ich liebe sie, sie liebet mich,
Doch keines sagt: ich liebe Dich.

Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum;
Mit Ungestüm und Thränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein,
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch zusammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt
Und nur das Echte, Reine,
Das Menschliche begehrt,

Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

Erstorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmlisch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen Dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es schlug des Busens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte rastlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja, Lieb' ist höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen;
Nun such' ich sie an Dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura, Dich und mich beweinen;
Wir Beide sind erloschner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebelosen Lebens.

Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau gieng,
Der Mond beschien sie trübe;
An ihrer Wimper hieng
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben;
Er wird ein Engel sein
Und Engel darf ich lieben."

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Marienbild;
Es stand in lichtem Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen."

Trommeln und Trommeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balcone:
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr, wie ist Eur Nam' und Zeichen?"
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen:
Bin ein Fürst von großen Reichen."

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen;
Bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht Euch genesen."
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen."

An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben:
Wohin der graue
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmst Du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudelosen!"
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech' ich Rosen."

Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch Du, Helene,
Mein theures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut!"

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantstein,
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb ans Fingerlein:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut':
„Du hast, o lieber Goldschmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut.

„Doch daß ich wisse, wie ihrs steh',
Tritt, schöne Maid, herzu,
Daß ich an Dir zur Probe seh'
Den Brautschmuck meiner Liebsten!
Sie ist so schön wie Du."

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die feine Maid
Heut angethan mit sondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter stand:
Er setzt ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut,
Der Scherz ein Ende nimmt.
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring bestimmt.

„Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist Du erwachsen hier,
Das sollte Dir ein Zeichen sein,
Daß Du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir."

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein:

„Frau Wirthin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach lebtest Du noch, Du schöne Maid!
Ich würde Dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß Du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' Dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit."

Von den sieben Zechbrüdern.

Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort;
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Es ist das gute Wörtlein Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kommts nun, daß die wilden Prasser
Dies schlichte Wort so mächtig schreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeschichte.

Einst hörten jene durst'gen sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirtshaus aufgethan,
Da fließen so reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' keiner sich vom Platz bewegt:
Doch gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Bursche gleich erregt.
„Auf, lasset uns wandern!"
Ruft einer dem Andern.

Sie wandern rüstig mit dem Frühen;
Bald steigt die Sonne drückend heiß,
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Wie trinken sie in vollen Zügen!
Doch als sie kaum den Durst gestillt,
Bezeugen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwänke!"

In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf.
Da stehn sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf:
Sie irren, sie suchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt;
Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt;
Dann kommt es geflossen,
Unendlich ergossen.

Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köstliche Traufe!

Vor Alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß;
Auch uns're sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
Sie triefen, sie schwellen,
Als würden sie Quellen.

So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangten sie zum Wald hinaus,
Doch keine Schenke sehn sie prangen,
Sie sind auf geradem Weg nach Haus:
Schon rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saub're Brüderschar!
Ihr habt geschmähet, thöricht Freche,
Mein Wasser, das Euch labend war.
Nun seid ihr getränket,
Daß ihr daran denket."

So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort,
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Graf Eberstein.

Zu Speier im Saale da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen;
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise (sie kanns nicht verschweigen):
„Graf Eberstein,
Hüte Dich fein!
Heut Nacht wird Dein Schlößlein gefährdet sein."

„Ei!" denket der Graf „Euer kaiserlich' Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!"
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Feste da wimmelts von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all:

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Thut's Noth, Ihr verstehet auf's Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen:
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise (nicht kann er's verschweigen):

„Schön Jungfräulein,
Hüte Dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein.“

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz:
D'rin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich:
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar:
Der Alte mit der Harfe der saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond d'rein.

Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott!
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm:
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis:
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh Euch, Ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch Eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis Euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

„Weh Euch, Ihr duftgen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß Ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß Ihr in künftgen Tagen versteint, verödet liegt.

„Weh Dir, verruchter Mörder, Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all Dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms:
Dein Name sei vergessen, in ewge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch Eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht:
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duftger Gärten ein ödes Heideland:
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und Vergessen. Das ist des Sängers Fluch.

Die versunkene Krone.

Da droben auf dem Hügel,
Da steht ein kleines Haus;
Man sieht von seiner Schwelle
Ins schöne Land hinaus.
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank;
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich.
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Sapphir:
Sie liegt seit grauen Jahren
Und Niemand sucht nach ihr.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nit.
Die Trommel schlug zum Streite:
Er gieng an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
Gilts mir oder gilt es Dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wärs ein Stück von mir;

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann Dir die Hand nicht geben,
Bleib Du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

Jugenderinnerungen an Rudolf Falb.

Von **P. K. Rosegger.**

Mir graut, wenn ich an die ersten Wochen denke, die ich vor zweiundzwanzig Jahren — aus den oberländischen Bergen gekommen — in der großen Stadt zugebracht habe. Wenige Tage war ich in Laibach gewesen, von wo ich entmuthigt und verzagt nach Steiermark zurückgekehrt bin. Ich wollte geradeswegs heim in die Bergwälder; jene Männer in Graz, die sich einmal um mich angenommen hatten, hielten mich in der Hauptstadt fest, obwohl sie eigentlich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußten. Ein Bengel mit Bauernmanieren, ohne Schulbildung, aber mit einem Anflug von Schwärmerei, einerseits mit dem Drange, etwas zu lernen und zu werden, anderseits von Heimsucht erfüllt und einem bäuerlichen Fatalis-

mus ergeben: geht's wies geht! — was läßt sich mit so einem Gesellen machen?

Mein Gönner Doctor Svoboda hatte wiederholt Versuche gemacht, um mich in eine Lehranstalt oder auch nur bei einem Gewerbsmann in der Stadt unterzubringen. Es war vergebens, man kümmerte sich nicht um den „Naturdichter," als der ich durch Doctor Svoboda öffentlich eingeführt und in die Stadt gebracht worden war. Nebst Svoboda war es noch der Großindustrielle Peter Reininghaus, welcher mit Entschiedenheit mich stützte und sozusagen in der Stadt festhielt. Allein, theils mochte es meine Blödigkeit gewesen sein, und das Ungewohnte, von fremden Wohlthaten zu leben, theils der Hang, in der Stadt frei und ungeleitet für mich hinzuleben, ich hielt mich die erste Zeit nicht allzusehr an die beiden Freunde, sondern bummelte ganz mir selbst überlassen in dem mir neuartigen und anlockenden Leben der Stadt dahin. Ein zweiundzwanzigjähriger gesunder, naiver Bursche mit leidlich empfänglichen Sinnen, voll Vertrauensseligkeit und ohne jegliche Welterfahrung, so lebte ich und vagierte von einem Tag zum andern, von einer Stadtergötzung zur andern, so weit es meine Mittel erlaubten.

Wo ich die ersten vier oder fünf Tage, die ich in Graz zugebracht, gewohnt und geschlafen, das weiß ich heute nicht mehr sicher anzugeben, ich vermuthe, bei einem jungen Schriftsetzer Namens Robert Wagner, der mir von allem Anfange seine treuherzige Freundschaft entgegengebracht hatte. Fast wahrscheinlich scheint es mir, daß ich gar nirgends wohnte, meine paar Sachen aber in Wagners Stübchen, welches er in Aftermiethe besaß, liegen gelassen hatte und nur gelegentlich in demselben ein wenig schlief. Ich weiß nur, daß ich einmal die ganze Nacht mit Wagner, der zu allem Abenteuerlichen aufgelegt war, auf dem Schloßberge herumstrich und über Gott und Unsterblichkeit der Seele stritt. Der junge Schriftsetzer war nämlich ein hartgesottener Freigeist und das bekümmerte mich so tief, daß ich ihn bekehren wollte. Bei jenen Gesprächen, vom Gegner scharf angespornt und in die Enge getrieben, entdeckte ich zu meinem innerlichen Staunen, daß ich eigentlich selber ketzerische Anwandlungen hatte und an — die Seelenwanderung glaubte. Ob diese Stimmung nicht in der Wandlung, die zu jener Zeit mit mir vorgieng, ihren Grund hatte?

Auf das Drängen Svoboda's und Reininghaus' nahm ich mir endlich ein Zimmerchen auf; zudem bekam ich einen Instructor, der mich täglich eine Stunde im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Die übrige Zeit war ich frei, und damit mir das Warten auf eine geordnete Schule nicht zu langweilig wurde, unterhielt ich mich so gut es gieng. Ich strich in der Stadt und Umgebung herum, ich gieng in die Kirche zu Gottesdiensten, ich begleitete pomphafte Leichenzüge auf den Friedhof; in den Beiseln, wo Bänkelsänger waren, genoß ich mein Mittags- und Abendbrot und machte Bekanntschaften, die freilich eine Woche selten überdauerten. Der Theaterdirector Czernitz, der von dem „Naturdichter" gehört, wollte das Seinige thun, indem er mir freien Eintritt ins Thaliatheater (heutiges Stadttheater) bewilligte. Nun gieng ich jeden Tag in's Theater; damals kamen eben die Offenbach'schen Operetten auf, an denen ich mich höchlichst ergötzte. In denselben fiel mir aber nur das Derbkomische in den Situationen und Gesprächen und die leichten flotten Arien auf. Weitere Reize habe ich nicht wahrgenommen, sondern wunderte mich nur, als mein Freund eines Tages sagte, ich sollte mich von der „schönen Helena" nicht verführen lassen.

Eigentlich wohl war mir aber bei diesem Schlaraffenleben nicht; ich fühlte

nur zu sehr, daß es so nicht in Ordnung sei. Die Anforderungen meines Instructors machten mir zum Glücke viel zu schaffen. Ich faßte die rein theoretischen Gegenstände schwer auf und das Gedächtnis war spröde; was ich heute gelernt, war in wenigen Tagen wieder dahin. Wo ich gieng und stand, dachte ich an die Lehrgegenstände, und die Schwierigkeiten derselben verleideten mir allmählich jedes Vergnügen. Und es war doch nichts weiter, als der sehr einfache Unterricht über die Grundregeln der Grammatik und Arithmetik. Wenn ich dachte, was ich mir Alles aneignen müßte, um überhaupt nur zu den Gebildeten zu gehören, geschweige denn, um etwas zu leisten, war ich oft bis in die Seele verzagt. Eine Unterrichtsanstalt aber erschloß sich mir nicht. In eine Elementarschule wollte man den Bengel nicht stecken und für alle anderen Schulen hatte ich zu wenig Vorbildung. Ich vermuthe, daß meinem Doctor Svoboda manchmal meinetwegen angst und bang geworden sein mag. Was er thun konnte, das that er getreulich, er schrieb mir Lebensregeln vor, war mir Rathgeber in dem, was ich lesen sollte, ermahnte mich zur Strenge gegen mich selbst, zur Gewissenhaftigkeit, zum Fleiß, und weil er wohl sah, wie sehr ich Muth bedürfe, so wies er immer wieder auf „die schöne Zukunft“ hin, der ich entgegengehe. Fast täglich brachte ich ihm Proben von meinen Gedichten; er war mit den wenigsten zufrieden, blieb dabei, daß ich vorwärts müsse.

Reininghaus hatte mir sein Haus mittlerweile ganz und gar geöffnet; doch war es von meiner Wohnung so entfernt, daß ich von solcher Güte nicht in vollem Maße Gebrauch machen konnte. Wöchentlich zweimal speiste ich bei ihm zu Mittag und durfte dem Zeichenunterrichte seiner Kinder beiwohnen und selbst mitzeichnen. Manchmal wenn er mir Geld gab, glaubte ich ihm es gestehen zu müssen, daß ich fürchte, meine Fortschritte im Lernen möchten ihm nicht entsprechen, es gienge halt gar so schwer. Da pflegte er mir seine Hand auf die Achsel zu legen und zu sagen: „Ich gebe auf Fleiß und guten Willen mehr, als auf Talent. Bleiben Sie um Gotteswillen nur brav! Alles Weitere wird sich finden.“

Als ich fünf oder sechs Wochen so dahingelebt hatte, theilte mir eines Tages Doctor Svoboda mit, daß mich der Religionsprofessor der Grazer Handelsakademie kennen zu lernen wünsche. Derselbe wolle versuchen, mich als Gast in die Handelsakademie zu bringen, wo mir Gelegenheit geboten sei, ordnungsmäßig zu studieren. Der Professor hieße Rudolf Falb, sei auch ein Bauernsohn aus Obersteier, sei Dorfkaplan gewesen und erst vor Kurzem aus Kainach nach Graz an die Handelsakademie berufen worden, weil er ein sehr strebsamer und gelehrter Mann wäre.

Ich habe den Herrn Professor noch an demselben Tage besucht. Er war ein hübscher, freundlicher Mann im Priestertalare und wohl nur um wenige Jahre älter als ich. Sein Zimmer war fast ringsum mit Büchern bestellt bis hinauf zur Decke; mitten im Zimmer stand eine große Weltkugel und ein mächtiges Fernrohr, woran er mir alsbald etwelches erklärte. Als er sich nach meinen Verhältnissen erkundigt und mich dann in eine Restauration zum Mittagessen geführt hatte, wobei ich sein Gast war, lud er mich ein, am Abend wieder zu kommen, da wolle er mir durch das Fernrohr den Mond und einige Sterne zeigen.

Von diesem darauffolgenden Abend kann ich mich nur erinnern, daß der Professor sich wunderte, wie so ich von der Gestalt des Mondes und von der Größe der Sterne nicht mehr überrascht sei.

„Ja,“ gab ich ihm zur Antwort, „ich wußte wohl, daß die Sterne in Natur viel größer sind als sie aussehen.“

Hierauf belehrte er mich in einer überaus leichtfaßlichen Methode, wie diese Sterne viel größer seien, als unsere Erde, wie die Erde selbst so ein runder Körper wäre, der von einer Luftschichte umgeben im unendlichen Raum schwebe, daß der Mittelpunkt der Erde für alle ihre Wesen und Dinge der Anziehungspunkt sei; die Richtung nach diesem Anziehungspunkt, dem Alles zufällt, was fallen kann, nennten wir „unten" im Gegensatze zu dem „Oben", das von der Erde nach allen Seiten hin im Himmelsraume ist.

Auch das überraschte mich nicht eigentlich, sondern ich fand es selbstverständlich, daß es so sei, und hierauf sagte der Professor, er würde trachten, mich in die Handelsakademie zu bringen.

Ein nächstesmal lud mich Rudolf Falb ein, seine Büchersammlung zu ordnen, insofern, als ich die Werke der verschiedenen Sprachen sondern sollte; durch eine Uebersiedlung waren die Dinge in Unordnung gekommen. Nicht zehn Minuten bedurfte er, um mir die in das Auge fallenden Unterschiede und Eigenheiten der verschiedenen Sprachen, als griechisch, hebräisch, lateinisch, französisch, englisch u. s. w. begreiflich zu machen. Er hatte eine merkwürdige Manier, die Dinge mit wenigen Worten und Beispielen zu bestimmen und zu erklären, und zwar so, daß man das einmal Verstandene gar nicht mehr vergessen konnte. Schon in nächster Zeit durfte ich mit Falb Ausflüge in die Umgebung von Graz machen, wobei wir fortwährend lustig über allerlei plauderten, und jedes Wort aus seinem Munde war Unterricht. Bei Gratwein war es, wo er eines Tages am Wegrain eine lebendige Natter mit freier Hand fieng, und mir den Bau ihres Körpers, sowie ihr scharfes Gebiß zeigte und erklärte.

Um diese Zeit borgte und schenkte mir Falb auch Bücher und ließ sich im Vereine mit Doctor Svoboda angelegen sein, mich in der Auswahl meiner Lectüre zu leiten, und nun gieng mir sachte ein Licht auf, daß es in der Literatur noch etwas Höheres gibt, als Volkskalender und Zeitungsromane und Gebetbücher, so bislang mein Herzenstrost gewesen waren.

Außerdem war Falb bestrebt, mich in Familien einzuführen, so beim Landesausschusse Dr. Reicher, Herrn von Rebenburg, an denen ich warmherzige Gönner fand und Freunde, die es bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Auch verschaffte er mir für das landschaftliche Theater eine beständige Freikarte, weil er wie Svoboda der Ansicht war, mir thäte nicht bloß die Schule noth, sondern auch die Bekanntschaft mit den großen Geistern der Völker und dem Kunstleben der Zeit. Und ich denke, das Letztere ist für mich nicht ganz unwichtig gewesen, hat mir Manches, was sonst Gymnasial- und Universitätsstudien bieten, lebendig ersetzt.

Um dieselbe Zeit war es, daß Professoren der Handelsakademie einen Cyklus von öffentlichen Vorlesungen veranstalteten, anfangs im Saale der Akademie und später, weil dieser zu klein geworden war, im Rittersaale. So viel ich mich erinnere, las Professor Dawidowski über das Leben der Blume, Director Alwens über die Luft, Professor Bischof über den Menschengeist in Natur und Geschichte, Professor Winter über den Luftballon, Professor Falb, der den Anfang machte, hatte den Sternenhimmel zum Gegenstande seines Vortrages gewählt.

Zu diesen Vorlesungen erwirkte mir Professor Falb den freien Eintritt und zwar unter dem Vorwand, daß — was seine Vorlesung anbelange — er meiner Mitwirkung bedürfe. Der Professor hatte nämlich eine Anzahl großer Sternkarten, welcher er bei dem Vortrage für die Zuhörer zur Erläuterung bedurfte. Diese Karten hatte ich nun während der Vorlesung bei den betreffenden Stellen aufzu-

hängen oder abzunehmen, und zwar im Angesichte der vielen Menschen. Daß das Selbstbewußtsein, welches diese wichtige Aufgabe in mir wachrief, kein geringes war, kann man sich denken. Es mag ja sein, daß ich die nördliche Hämisphäre einmal mit der südlichen verwechselte, oder das Planetensystem auf den Kopf stellte, doch das brachte weder das Weltall im Allgemeinen, noch den Professor im Besonderen aus dem Gleichgewichte. Der Professor hatte mich für meine Obliegenheit mit einem neuen Beinkleide und einem schwarzen Rocke ausgestattet, weil es doch zu fürchten gewesen, daß mein gewöhnlicher Anzug im Glanz der Legionen Sterne, denen ich so nahe war, nicht mit vollen Ehren bestehen dürfte. Dieses erste öffentliche Auftreten als Famulus des Astronomen hatte für mich zunächst den Vortheil, daß ich dadurch in jenen akademischen Kreis gezogen wurde, in welchem ich meine allgemeine Ausbildung genießen sollte. Zudem regten mich die Gegenstände, vor Allem der Vortrag über die Sternenwelt und das Leben der Blume mächtig an, und die fast weihevolle Stimmung, welche im hellerleuchteten Saale war und in welcher das Publikum den gewählten Worten der Vortragenden lauschte, warf einen wundersamen Nimbus auf die Wissenschaft, die sich mir hier sozusagen im Festgewande darstellte, nachdem ich von ihr bisher nur die Prosa der Sprachlehre und des Rechenbuches kennen gelernt hatte.

Im April desselben Jahres war's, nachdem ich an zwei Monate dieses wunderliche Leben geführt, als mir Professor Falb den Tag bestimmte, an welchem ich als Hospitant in die zweite Vorbereitungsclasse der Akademie für Handel und Industrie in Graz eintreten sollte. Dieses Institut, welches heute noch in Glanz und Ehren besteht, war damals ein par Jahre früher von einigen opfermuthigen Kaufleuten und Industriellen der Landeshauptstadt gegründet worden. Die Privatanstalt hatte keine Satzung, welche die Aufnahme eines armen, ganz ungeschulten, aber lernlustigen jungen Menschen verboten hätte. Und die Verwaltungsräthe, als die Herren J. Kleinoscheg, Oberranzmeyer, Zeiler u. s. w., sowie die Herren Professoren hatten Verständnis genug dafür, daß eine Verpflichtung da ist, Jedem, der etwas lernen will, dazu Gelegenheit zu bieten.

Professor Falb führte mich persönlich ein, stellte mich erstens den Lehrern vor und empfahl mich ihrer Nachsicht, stellte mich dann den Studenten vor, lauter Büblein von 12 bis 15 Jahren, deren größten ich um Kopfeslänge überragte. — Sollte ich, sagte er beiläufig zu diesen, an Schulwissen vielleicht etwas zurückstehen, so könne ich hingegen Gedichte machen und Sternkarten auf den Nagel hängen und wäre ein fleißiger Schüler. Im schwarzen, etwas schlotternden Gewand, die Haare glatt nach rückwärts gekämmt, die langen Arme an beiden Seiten hinabhängen lassend, so stand der Geselle da, der den Sternenhimmel auf den Nagel hängen konnte. Etliche der neuen Collegen wurden bald zutraulich und fragten den Professor, ob sie mich mit Schreibzeug oder gar mit Büchern beschenken dürften, was ihnen natürlich herzlich gerne gestattet war.

Falb trug in unserer Classe Deutsch und Religion vor. In ersterem schrieb ich die besten Aufsätze und machte die haarsträubendsten orthographischen Fehler; in letzterer, was den Katechismus und die kirchlichen Gebräuche anbelangt, wußte ich mehr, als die ganze Classe zusammen. Das hatte ich noch von heim mit.

Falb's Religionsunterricht war freilich kein gewöhnlicher. Vom obligaten Katechismus ausgehend, verweilte er gerne bei der Unendlichkeit und Allmacht Gottes. Er sprach von Gottes Größe im Weltall, von Gottes Wunderkraft im regelmäßigen Lauf der Gestirne, von Gottes Majestät im

Sturm des Meeres und im Beben der Erde. Er erläuterte uns hierauf solche Naturerscheinungen und sagte einmal, daß der Mond und die Gestirne am Himmel Anziehungskraft ausübten auf die Erde, was auf den Meeren Flut und Ebbe zur Folge habe. Und er sagte, daß bei einem richtigen Zusammenwirken mehrerer Gestirne am Himmel auch im Innern der Erde, welches ja flüssig sei, Flut und Ebbe entstehen könne, daß dabei Explosionen im Erdinnern stattfinden könnten, welche möglicher Weise die Ursache der Erdbeben wären. — So waren die Schüler der Grazer Handelsakademie vielleicht die Ersten, welche die Grundzüge von Falb's Erdbebentheorie vernommen haben.

Ich fand in solchen Excursionen keinen Mißbrauch des Religionsunterrichtes, im Gegentheil, ich habe bei keiner Predigt und Christenlehre eine solche Ehrfurcht vor der Größe des Weltschöpfers empfunden, als in den damaligen Religionsstunden der Akademie. Die aufmerksameren Schüler pflegte der Professor damit zu belohnen, daß er sie einlud, an heiteren Abenden zu ihm zu kommen, um durch das Fernrohr den Himmel zu betrachten. Falb hatte damals indem sogenannten Keplerthurm (in der Stempfergasse zu Graz, wo einst der große Astronom Johannes Kepler den Studien oblag) sein Fernrohr aufgestellt. Und in diesem Thurme kamen wir — die Fleißigeren — zusammen, um unter unseres Professors Erklärungen die Wunder des Himmels zu betrachten. Wie froh erregt er war, wenn wir im Monde gewisse Spitzen und Krater, oder beim Saturn den Ring, oder in der Milchstraße besondere Sternhaufen sehen konnten, auf die er uns aufmerksam gemacht. Da Falb an mir ein gewisses Zeichentalent entdeckt haben wollte, so lud er mich eines Tages ein, mit ihm eine große Mondkarte nach der Natur zu zeichnen. Die Karte fiel zwar nicht zur Zufriedenheit aus, aber Falb lachte und sagte: „Nicht darauf kam es mir an, daß Sie den Mond mit seinen Kratern auf's Papier, sondern daß Sie ihn in Ihr Gedächtnis zeichneten. Da haben Sie ihn nun hoffentlich d'rin."

Da der Religionsprofessor gleichzeitig auch unser Beichtvater war, so konnte unter Anderem der bekannte Beichtzettelverschleiß auf unserer Anstalt nicht floriren. Ein Beichtkind, das die Sache etwas tiefer nahm, mußte wohl erfahren, daß der Mann nicht allein in die Geheimnisse der äußeren, sondern auch in jene der inneren, der menschlichen Natur zu schauen vermochte. Manchmal mögen die Geheimnisse des Menschenherzens wohl grauenhafter sein, als jene des glühenden Erdinnern. Im Ganzen mochte ihm die Menschenseele als steriler Boden erscheinen und ich glaube es wohl, daß dieser Forschergeist sich allmählich von dem Amte des Priesters ab- und dem des Gelehrten zuzuwenden begann.

Kaum länger als ein Jahr genoß ich auf der Akademie seinen Unterricht, dann nahm er eine Erzieherstelle an, welche ihm mehr Freiheit und Muße für seine Studien gewährte und deren Pension ihn später in Stand setzte, sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Mit der Oeffentlichkeit verbanden ihn noch die von ihm herausgegebene astronomische Zeitschrift „Sirius" und seine Vorlesungen über Sternkunde und Erdbeben. Daß Rudolf Falb hierauf zum Protestantismus übergetreten ist und in den Siebziger-Jahren eine große Reise nach Südamerika unternommen hat, ist bekannt. Diese Reise dauerte über drei Jahre. Falb wanderte ein halbes Jahr in Chili, zwei Jahre in Peru und Bolivien umher und lebte längere Zeit bei den Kitschua- und Aimara-Indianern auf dem Hochlande der Cordilleren; er bestieg mehrere der größten Vulcane, u. A. den Misti (bei Arequipa), auf dessen 17.000 Fuß hohem Gipfel er drei Tage und

drei Nächte hinter einander seine wissenschaftlichen Beobachtungen anstellte. Er bereicherte aber nicht nur seine Erdbebenkenntnis, sondern machte auch interessante Funde auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft und Archäologie. Ueber Kalifornien, wo ihn eine schwere Augenkrankheit, welche sich Ausländer oft bei längerem Aufenthalte auf den Cordilleren zuziehen, auf ein langes Krankenlager warf, und über Nordamerika kehrte Falb im März 1880 nach Europa zurück, wo übrigens die Zeitungen bereits seinen Tod durch Indianerhand fälschlich gemeldet hatten. Seine Erdbebentheorie war mittlerweile so bekannt geworden, daß der heimgekehrte Forscher neben derselben mit seinen vergleichenden Sprachstudien, zu welchen ihn die Reise angeregt, nicht recht in den Vordergrund kam. Laut sprachen für Falb die gewaltigen Erdbeben von Belluno (1873), von Agram (1880), in Griechenland und Nordamerika (1886) und an der Riviera in diesem Jahre. Der Forscher hatte diese Erdbeben fast genau vorausgesagt und somit den Beweis erbracht für die Richtigkeit seiner Theorie, die von den Zunftgelehrten kaum mehr länger wird ignoriert werden können.

Um von seiner Weltreise auszuruhen, hatte Falb in seinem stillen Heimatsorte Obdach, wo er 1838 geboren, sich niedergelassen. Da er als Forscher so viel für die Menschheit geleistet hatte, wollte der Mann von seinen Rechten nicht zurückstehen; aus dem ehemaligen katholischen Priester wurde ein glücklicher Familienvater. Aber das sahen manche seiner Landsleute nicht gern, und wie es von Uebel ist, wenn irgendwo ein geschnitzter Herrgott steht, den die Leute noch als Birnbaum gekannt haben, so ist es nicht minder von Uebel, wenn irgendwo ein Birnbaum steht, den die Leute einmal als Herrgott angesehen haben. So hat der Gelehrte eines Tages Weib, Kind und Kegel zusammengepackt und ist ausgewandert.

Heute lebt Rudolf Falb in Leipzig, umgeben vom Nimbus des Erdbebenpropheten. Ich glaube, daß diese Erinnerung an seine Priesterzeit Manchem von Interesse sein dürfte. Lieb ist mir die Gelegenheit, es laut aussprechen zu können, wie wesentlich Falb in mein Leben gegriffen, und daß er zu den Schutzgeistern gehört, die mich damals aus Gefahren den rechten Weg geleitet haben.

Verschiedene Gefahren für unsere Erde.

Nach Rudolf Falb.*)

Was war im Anfang aller Dinge?

Im Anfang war der Raum. Es ist vorauszusehen, daß man diesem Ausspruche nicht nur die volle Zustimmung geben, sondern ihn sogar trivial finden wird; denn bevor irgend etwas entsteht, muß der dafür nöthige Raum vorhanden sein; wo kein Raum ist, kann kein Gott auch nur ein Sandkorn zu Stande bringen.

Und doch behaupte ich: jener Ausspruch ist falsch. Denn damit überhaupt von Anfang oder Ende die

*) Aus dessem Werke: „Von den Umwälzungen im Weltall.“ (Wien. A. Hartleben.)

Rede sein kann, muß der Begriff Zeit vorausgehen, ohne Zeit gibt es weder Anfang noch Ende.

Vielleicht könnten wir also sagen: „Im Anfang war die Zeit."

Was ist die Zeit? Wie kommt die Zeit zu unserem Bewußtsein? Einzig und allein durch die Veränderung der Dinge in, an und um uns. Wenn stets Alles, was in, an und um uns ist, unverändert bliebe, würden wir nie zu dem Begriffe dessen kommen, was wir jetzt Zeit nennen.

Und umgekehrt, wenn wir Augen hätten, die wie Mikroskope 6000mal, 10.000mal und mehrmals noch vergrößerten, so daß wir z. B. das Gras wachsen sehen könnten, dann würden wir in einem Momente so viele Veränderungen wahrnehmen, daß uns eine Secunde wie ein Tag erschiene.

Und wenn wir dieses Auseinanderzerren der kleinsten Zeiträume fortsetzen würden, etwa herab bis zur Wahrnehmung der kleinsten Theilchen der Materie, die wir Atome nennen, dann würden wir die Entdeckung machen, daß Veränderung nichts anderes ist als Bewegung, Bewegung dieser kleinsten Theile oder Atome.

Vielleicht war also im Anfange die Bewegung? Zur Bewegung gehört vor Allem Etwas, das sich bewegt: der Stoff. Es würde schön klingen, zu sagen: „Im Anfang war der Stoff". Doch dieser allein reicht zur Bewegung nicht aus; es muß etwas da sein, das den Stoff in Bewegung setzt: die Kraft.

Aber auch damit kommt noch immer keine Bewegung zu Stande; es gehört noch ein Drittes dazu, worin sich die Bewegung vollzieht: das ist der Raum. Und hiermit stehen wir wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, und können den Kreislauf von Neuem beginnen, ohne daß uns je die Aussicht dämmert, diesem Gedanken-Labyrinthe zu entkommen und je herauszukriegen, was denn eigentlich am Anfang war.

Da wir also den gordischen Knoten unseres Ideengewebes nicht zu lösen vermögen, so zerhauen wir ihn, indem wir sagen: es gab nie einen Anfang, ewig ist die Zeit, ewig die Bewegung, ewig der Stoff, ewig die Kraft und ewig der Raum.

Damit stellen wir uns allerdings in Widerspruch mit althergebrachten Traditionen, alten Mythen und alten Documenten; allein wer in dieser Frage competent ist, darüber kann heutzutage wohl kein Zweifel mehr walten. Wenn es sich darum handelt, die Entstehung einer Wolke zu erforschen, so kümmern wir uns nicht um alte Traditionen, sondern fragen nach den Thatsachen der Beobachtung. Oder wenn wir nach dem Ursprunge des Regens fragen, ziehen wir nicht alte Mythen zu Rathe, sondern einzig und allein physikalische Untersuchungen und gründen darauf unsere Schlüsse. Warum sollten wir nun ein anderes Mittel wählen, wenn es sich um die Erforschung der Geschichte der Erde handelt, warum sollten wir einen anderen Weg einschlagen und nach alten Ueberlieferungen greifen, wenn wir zur Kenntnis der Entstehung der Sonne, des Sonnensystems, der Sterneninsel, in welcher sich das letztere befindet, ja des ganzen Universums überhaupt gelangen wollen? Ist es nicht natürlich und vernunftgemäß, auch hier dem altbewährten Wege zu folgen und nur Thatsachen der Beobachtung sprechen zu lassen, nur auf Grund physikalischer Wahrnehmungen unsere Schlüsse zu ziehen? Von diesem Standpunkte wolle der Leser die folgende Auseinandersetzung betrachten.

Damit ist allerdings ein Irrthum noch nicht ausgeschlossen; doch der Irrthum, welcher aus falschen Beobachtungen und unrichtigen Schlüssen entspringt, kann im Laufe der Zeit controliert und verbessert werden; allein

der Irrthum, der ausschließlich auf dem Autoritätsglauben beruht, ist uncontrolierbar und incorrigibel. Das ist der Unterschied.

Die Erde wird sich der Sonne nähern.

Wohl liegt uns vor Allem das Schicksal des Planeten am Herzen, auf dessen Rinde unsere Füße wandeln. Was ist die Zukunft der Erde? Und zunächst: Wird sie ewig den Pfaden folgen, die ihrer Bewegung um die Sonne heute vorgezeichnet sind, oder tritt im Laufe der Zeiten hierin eine Veränderung ein? Wird sie der Sonne näher kommen oder in größere Entfernung von ihr hinausgeschleudert werden?

Diese Frage liegt im Bereiche unserer Wissenschaft. Schon der große Mathematiker und Astronom Laplace hatte sie vor hundert Jahren aufgeworfen und dahin gelöst, daß die Erde, wie alle Planeten, sich in regelmäßigen Perioden abwechselnd um einen sehr kleinen Betrag der Sonne nähere und sich wieder von ihr entferne, im Ganzen aber stets in einer bestimmten mittleren Entfernung verharre, die ewig gleich bleibt. Heute jedoch müssen wir diese Frage in entgegengesetztem Sinne beantworten. Heute wissen wir, daß alle Planeten, so auch unsere Erde, im Laufe künftiger Jahrmillionen ihre mittlere Entfernung von der Sonne ändern, indem sie diesem Gestirne mehr und mehr näher rücken muß. Die Erde wird also dereinst in die Sonne stürzen.

Anwendung der Beobachtungen auf den Mond.

Doch — was wir bezüglich der Erde gefunden, gilt auch für den Mond. So wie die Erde um die Sonne wandert, kreist der Mond um die Erde. Auch dieser unser nächster Nachbar kann seinen Flug nicht ohne Widerstand vollführen, auch er hat sich durch Schwärme von Meteoren Bahn zu brechen. Es wird also auch die Bahn des Mondes um die Erde immer enger und enger werden, das heißt: der Mond muß sich der Erde nähern und dereinst auf sie stürzen.

Heute weiß der Astronom nun in der That, daß eine Annäherung des Mondes stattfindet, und wir kennen sogar die Größe derselben; sie beträgt in je hundert Jahren neun Fuß! Da wir zugleich die gegenwärtige Entfernung des Mondes von der Erde genau kennen — sie beläuft sich auf ungefähr fünfzigtausend geographische Meilen, so wäre es nicht schwer zu berechnen, wann endlich der Sturz des Mondes auf die Erde erfolgen muß.

Doch viel früher schon würde sich das Heranrücken dieses Himmelskörpers bemerkbar machen. Zunächst müßte die Bewegung des Meeres, die wir Ebbe und Flut nennen, immer größere Dimensionen annehmen. Denn sie wird durch die Anziehung des Mondes hervorgebracht. Je näher der Mond zur Erde gelangt, desto höher muß das Wasser zur Flutzeit steigen. Es wird dann die Meereswelle von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer die Küsten überfluten, bis das Wasser endlich sein altes Bett gänzlich verläßt und mit furchtbarer Gewalt seine Wanderung über alle Festlande antritt.

Auch in den astronomischen Beobachtungen würde der Mond sein Heranrücken verkünden. Denn die großartigen Bewegungen der Wassermassen stören die gleichmäßige ruhige Achsendrehung der Erde, und es müßte die Rotation derselben immer geringer, daher der Tag länger werden. Die Atmosphäre würde von schrecklichen Blitzen durchzuckt, der Boden unter den heftigsten Erschütterungen erdröhnen und alle vulcanischen Schlote

müßten geöffnet, die feurigen Eingeweide der Erde ausgeworfen werden. Endlich würde der furchtbare Moment eintreten, in welchem der Sturz des Mondes auf die Erde und damit der Untergang aller lebenden Wesen erfolgt.

Indessen gibt es noch andere Himmelskörper, mit welchen ein Zusammenstoß in Betracht gezogen werden muß.

Bezüglich der Planeten in unserem Sonnensystem ist allerdings ein solcher kaum zu fürchten. Denn, es bewegen sich dieselben sammt und sonders in der nämlichen Richtung, können daher nicht von verschiedenen Seiten auf einander prallen. Ferners sind die Distanzen zwischen den einzelnen derselben (die kleinen Planeten ausgenommen) so bedeutend, daß auch deshalb ein Zusammenstoß unmöglich wird. Gerade dieser harmonische Bau des Sonnensystems war es, welcher zur Verbreitung der irrigen Ansicht beitrug, das Weltall sei vor allen Katastrophen gesichert, und eine zerstörende Umwälzung undenkbar.

Der Zusammenstoß der Erde mit anderen Planeten.

Wir glauben heute deshalb um so lieber an solche Katastrophen, weil eine eigene Gattung von Himmelskörpern sich geradezu als die Reste von zertrümmerten Planeten entpuppt, Es sind dies die Meteoriten und die Kometen. Jene Theorie, welche diese Körper als die festen und flüssigen Bestandtheile einer zugrunde gegangenen Welt auffaßt, entspricht am meisten den Thatsachen, die in neuester Zeit über diese Himmelskörper bekannt geworden sind.

Würde also die Erde mit einem anderen Planeten eines fremden Systems in Collision gerathen, so müßten nach der erfolgten Zertrümmerung die festen Stücke der Erdrinde und die innere noch heißflüssige Lava, in Tausende von kleinen Tropfen zerstäubt, als Sternschnuppen und Meteorsteine, das ganze Quantum des vorhandenen Wassers, nachdem es sich mit dem aus der heißflüssigen Eisenmasse ausgeschiedenen Kohlenstoffe zu Kohlenwasserstoff verbunden, als ein großer Komet erscheinen. Das ganze Trümmerwerk, Komet und Meteoriten, würde nun zusammen als ein loser Haufen wegen plötzlicher Verminderung ihrer Schwungkraft eine Aenderung ihrer Bahn erleiden; an die Stelle einer nahezu kreisförmigen Ellipse würde eine sehr gestreckte Bahn treten; das lose Band, welches die Trümmer durch gemeinsame Anziehung anfangs noch umschlingt, würde bald durch die Einwirkung von Nachbarsonnen und Planeten gänzlich gelockert und im Laufe der Zeiten würden sich die leichteren Massen (Kometen) von den schweren (Meteoriten) ganz trennen. Es bleibt dann nur noch die gemeinsame Bahn, welche den späteren Jahrtausenden verräth, daß Alles einstens ein einziger Himmelskörper gewesen.

Indes ist eine solche Katastrophe bezüglich unserer Erde noch lange nicht zu fürchten. Denn keine fremde Sonne ist der unsrigen so nahe gerückt, daß eine Einwirkung derselben auf die Bahnen der Planeten merkbar wäre.

Können Kometen mit der Erde zusammenstoßen?

Aber es gibt eine Gattung von Himmelskörpern, mit welchen ein Zusammenstoß schon in sehr kurzer Zeit möglich ist. Es sind dies die Kometen, die bereits durch ihr Aussehen, durch den langen Schweif, der die meisten derselben auszeichnet, noch vor wenigen Jahrhunderten Furcht und Schrecken erregt haben.

Diese gelangen aus dem fernen Himmelsraume in unser Sonnensystem und bewegen sich darin, nicht wie

Planeten unabänderlich von Ost nach West, sondern in allen möglichen Richtungen. Sie sind die wahren Zigeuner des Universums. Kometen können daher an jeden Punkt des Planetensystems gelangen; sie können mit jedem Planeten zusammenstoßen.

Da sind es nun vorzüglich zwei, welche der Erde früher oder später einmal gefährlich werden dürften. Der Komet I von 1866 durchschneidet die Erdbahn gerade in dem Punkte, in welchem die Erde sich alljährlich am 13. November befindet. Wenn nun dieser Komet, der im Jahre 1899 wiederkehrt, etwa einmal am 13. November weder außerhalb, noch innerhalb der Erdbahn, sondern genau in derselben steht, dann ist sein Zusammenstoß mit der Erde unvermeidlich.

Aehnlich verhält es sich mit dem Kometen, der Biela genannt wird. Auch dieser durchschneidet die Erdbahn, und zwar in dem Punkte, an welchem sie alljährlich am 27. November sich befindet. Sollte nun, was allerdings nicht außer der Möglichkeit liegt, dieser Komet am 27. November des Jahres seiner Wiederkehr genau auf die Erdbahn zu stehen kommen, dann ist ein Zusammenstoß mit unserer Erde gewiß.

Folgen eines solchen Ereignisses.

Die Folgen eines solchen Zusammenstoßes? Man hat schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die Materie, aus welcher die Kometen bestehen, eine äußerst lockere, die Masse dieser Himmelskörper, wie man sich auszudrücken pflegt, eine sehr geringe ist. Dies zeigt zunächst schon ihr Anblick, indem nicht selten Sterne durch die Substanz derselben durchschimmern. So konnte man z. B. beim schönen Kometen von Donati, der im Jahre 1858 erschien, und wohl der größte sein dürfte, dessen sich die gegenwärtige Generation erinnern kann, durch alle Partien des Schweifes Sterne durchleuchten sehen, und zwar mit ungeschwächtem Glanze.

Außerdem läßt sich aber die geringe Masse der Kometen noch schärfer beweisen durch die Beobachtung, daß sie gar keine Anziehungswirkung auf Planeten oder Monde, denen sie in ihrem Laufe nahe kommen, ausüben. So gieng der Komet Lexell im Jahre 1776 mitten durch die Monde des Jupiter, ohne sie in ihrer Bahn im geringsten zu stören; und derselbe Komet kam auf das Sechsfache der Entfernung unseres Mondes an die Erde heran und vermochte gleichwohl keine merkliche Aenderung ihrer Bahn hervorzubringen. Man hat daraus berechnet, daß sein Gewicht nicht einmal den fünftausendsten Theil des Erdgewichtes betragen kann. Nun muß man bedenken, daß diese Himmelskörper an Ausdehnung unsere Erde viele Tausendmale übertreffen; ja, Schweife, deren Länge der Entfernung der Erde von der Sonne, das ist zwanzig Millionen Meilen, gleichkommt, sind gar nicht selten.

Wenn also ein so großer Himmelskörper eine so geringe Masse besitzt, so folgt daraus, daß der Stoff, aus welchem er besteht, außerordentlich locker sein muß. — Beim Zusammentreffen mit einem Kometen kann daher von einem Stoße, also auch von einer Zertrümmerung keine Rede sein. Und damit hat man die Menschheit bisher getröstet.

Das Erlöschen der Sonne und dessen Folgen.

Wir wollen nun die Betrachtungen über die Gefahren, welche aus der Durchkreuzung der Bahnen entstehen, verlassen, und jene erörtern, welche in der physikalischen Beschaffenheit der Planeten und Sonnen liegen.

Die Sonne, welche gegenwärtig die Quelle des Lichtes und der Wärme nicht nur für die Erde, sondern für das ganze Planetensystem bildet, ist

im Erkalten begriffen; sie verliert täglich eine große Menge von Wärme durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum und muß einst vollkommen dunkel werden und sich mit einer starren Kruste umziehen, wie dies auf der Erde und dem Monde bereits vor Millionen Jahren geschah.

Doch wird diese Erscheinung nicht plötzlich, sondern langsam und allmählich eintreten. Deshalb ist der Untergang der Menschen, Thiere und Pflanzen auf der Erde nicht nothwendig mit dem Erlöschen der Sonne verbunden. Alle Lebewesen sind bis zu einem gewissen Grade im Stande, sich neuen Lebensbedingungen anzuquemen, wenn die Veränderung so langsam vor sich geht, daß die zur Umgestaltung ihres Organismus nöthige Zeit vorhanden ist. Wir sind überzeugt, daß es auf Neptun ebenfalls lebende, organische Wesen gibt, obgleich er so weit von uns entfernt ist, daß wir mit einem Eilzuge, welcher in der Secunde 20 Meter zurücklegt, ununterbrochen 7315 Jahre fahren müßten, um dahin zu gelangen. Auch für diesen Himmelskörper ist die Sonne das belebende und erhaltende Princip; allein sie erscheint den Bewohnern daselbst nicht größer, als uns der Planet Jupiter in seiner günstigsten Position. Licht und Wärme sind auf Neptun dreißigmal geringer als auf unserer Erde.

Aber mit dieser Erkaltung der Sonnenoberfläche würden zugleich andere Processe eintreten, die plötzlich den Untergang aller Lebewesen auf der Erde herbeiführen müßten. Wir meinen die Entstehung des Wassers auf der Sonne. Daß auch die Sonne dereinst Wasser erhalten muß, steht außer Zweifel. Die dafür nöthigen Gase: Sauerstoff und Wasserstoff, sind heute schon daselbst vorhanden; doch ist die Temperatur noch viel zu hoch, um die Vereinigung dieser beiden Gase zu gestatten. Ist die Erkaltung der Sonnenoberfläche aber in späteren Zeiten weit genug vorgeschritten, dann wird und muß diese Vereinigung geschehen. Die Folge davon können wir im chemischen Laboratorium beobachten. Wenn dort Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser verbunden wird, entwickelt sich das sogenannte Knallgas mit plötzlicher und bedeutender Wärme-Entwicklung.

Dasselbe müßte also auch auf der schon erkalteten Sonne eintreten, nachdem zuvor durch Jahrtausende bereits das Menschengeschlecht auf der Erde sich an eine sehr niedere Temperatur und an eine völlige Dunkelheit gewöhnt hatte. Und so müßte dieses plötzliche Aufleuchten der Sonne mit einem Schlage alles organische Leben der Erde vernichten.

Es ist die Schilderung dieses Processes kein Hirngespinst. Wir haben ihn schon wiederholt am Himmel bei anderen Sonnen beobachtet. Es sind gegenwärtig etwa zwanzig solche Fälle bekannt. Am besten beschrieben wurde zuerst jener, welchen der berühmte Astronom Tycho de Brahe selbst beobachtete. Als dieser Gelehrte am 11. November 1572 Nachts aus seinem Laboratorium in die Wohnung zurückkehrte, sah er einen hellglänzenden Stern an einem Punkte des Himmels, wo er nie zuvor einen solchen beobachtete. Die Helligkeit war so bedeutend, daß der Stern selbst am Tage sichtbar war und viele Menschen auf den Straßen stehen blieben, die Fuhrleute ihre Wagen anhielten, um das Wunder am Himmel zu betrachten. Der Stern nahm jedoch an Glanz beständig ab und verschwand nachdem er siebzehn Monate lang sichtbar war, und sich seine Farbe, die anfangs weiß gewesen, in Roth und am Schlusse wieder in Weiß verwandelte, spurlos für das freie Auge.

Die letzte dieser Erscheinungen ereignete sich am 27. November des Jahres 1876, wo Julius Schmidt, Director der Sternwarte in Athen, plötzlich einen neuen Stern zweiter

Größe erblickte, dessen Licht gleichfalls bald wieder bis zum völligen Verschwinden abnahm.

Es ist allen zwanzig Fällen, die wir bis heute kennen, eigen, daß der Glanz plötzlich erscheint und dann langsam verschwindet. Wir haben also in der That hier einen chemischen Proceß vor uns, durch welchen auf längst erkalteten Sonnen eine furchtbare momentane Entwicklung von Licht, und also sicherlich auch von Wärme eintritt, und wir können vollkommen überzeugt sein, wenn jene fremde Sonne gleichfalls ihre Planeten hat, wie die unserige, und diese Planeten von Organismen bewohnt sind, dann sind am 27. November des Jahres 1876 in wenigen Stunden Millionen von Lebewesen plötzlich zugrunde gegangen.

Abnahme des Meeres.

Der entgegengesetzte Proceß, nicht das Entstehen, sondern das Verschwinden des Wassers, ist eine Gefahr für die Erde, die ohne Zweifel viel näher liegt, als jene, welche wir soeben erörtert haben.

Das Meer ist im Verschwinden begriffen, die Menge des Wassers war auf der Erdoberfläche einstens viel bedeutender, als gegenwärtig. Auf den höchsten Spitzen der Berge, wie in den Tiefen der Thäler sehen wir die Ueberreste von Wasserthieren, selbst im Innern der Continente, weit von allen Meeresküsten entfernt. Und überall finden wir im Boden, zwischen den Gesteinsschichten unter unseren Füßen Wasser, welches einst, als die Temperatur der Erdoberfläche noch sehr hoch war, als Dampf in der Atmosphäre vorhanden gewesen sein und später nach der Condensation dieses Dampfes, als Meer die ganze Erdoberfläche bedeckt haben mußte. In dem Maße, als die heißflüssigen Massen der Erde erstarrten, drang das Wasser in die Tiefe und findet sich als Grundwasser allenthalben, wo wir tief genug zu bohren vermögen.

Dieser Proceß setzt sich ununterbrochen fort. Tiefer und tiefer rückt die Erstarrung der inneren Schichten und gierig verbinden sich die kalten Gesteine mit dem durch seine Schwere nachrückenden Wasser. Sie verbinden sich nicht nur mechanisch, sondern auch chemisch. Und diese letztere Verbindung ist eine dauernde. Daher kommt nur ein kleiner Theil des Wassers, welches als Regen in den Boden dringt, als Quelle wieder an die Oberfläche. Der größte Theil ist bleibend im Innern gebunden.

Und so muß langsam eine beständige Verminderung des Meeres stattfinden, so lange, bis alles Wasser von der Erde verschwunden sein wird, wie das auf dem Monde heute schon der Fall ist. Der Mond erkaltete als kleinere Kugel viel rascher als die Erde. Es ist kein Zweifel, daß auch auf ihm dereinst Wasser sich befand; allein heute kann man streng nachweisen, daß davon kein Tropfen mehr vorhanden ist. Er hat Alles wie ein Schwamm in sich eingesaugt. Im Monde sehen wir, wie in einem Spiegel, auch unsere Zukunft.

Doch hat es auch damit gegenwärtig noch keine Gefahr. Bevor die gänzliche Austrocknung der Erde vor sich geht, müssen noch Ereignisse eintreten, welche für Jahrtausende eine Vermehrung des Wassers zu schaffen scheinen, indem gewaltige Niederschläge und Wolkenbrüche eine neue Sintfluth herbeiführen werden.

Das Weltall gleicht einer Uhr, bei welcher die Gewichte durch den Aetherdruck, das Räderwerk, das den raschen Ablauf des Ganzen verhindert, durch die Rotationsbewegungen dargestellt sind, und welche Uhr sich, sobald sie abgelaufen ist, durch die Spannkraft der entwickelten Wärme von selbst wieder aufzieht.

Wir haben Glied um Glied im Weltenprocesse verfolgt, und als wir glaubten, an das letzte gelangt zu sein, sehen wir, daß es zugleich wieder das erste war. Nachdem wir das Weltall zusammenstürzen sahen, erhob es sich — wie der Phönix — verjüngt aus der Asche.

Weltuntergang ist Weltenaufgang.

Nun werden wir physikalisch begreifen, was das uralte Symbol der Schlange bedeutet, die das Ende ihres Schweifes im Munde hält. Wir werden physikalisch erfassen die Ewigkeit von Bewegung, von Stoff, Kraft und Raum und mit klarem, wissenschaftlichen Bewußtsein erkennen, was der Dichter nur in dunkler Ahnung singt:

„Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlich Grab von Welt und Zeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist Dir ein Keim von Künftigkeiten!"

Das Volksbuch,

wie es vor zweihundert fünfzig Jahren war.

In einem Bauernhause des oberen Mürzthales fand sich ein altes Buch. Es war in gewöhnlichem Gebetbuchformat, aber an drei Zoll dick und in gelbbraunes, wohlgepreßtes Schweinsleder fest gebunden. Der Rücken dieses Einbandes war schon derart zusammengedorrt, daß das Buch nach vorne hinausgedrängt längs des Schnittes einen Wulst machte und demnach die Lederklappen nicht mehr einhäkeln konnten. Das Papier war durch das Alter schier nußbraun geworden und mit Fractur bedruckt. Es war weder ein Gebet- noch ein Predigtbuch, noch ein anderes geistliches Werk, es war für „Belehrung und Unterhaltung" im weltlichen Sinne, etwa wie ein heutiger Volkskalender. Sein Titel lautete: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte". Geschrieben war es von Johann Michael Dilherr um das Jahr 1637; den Druckort hatte die Maus weggebissen.

Der Inhalt dieses Buches ist höchst mannigfaltig, zumeist kleine Erzählungen, wovon jede ihre zwölf mit arabischen Ziffern bezeichnete Abtheilungen hat. Die Stücke sind reich an biblischen Citaten und anderen frommen Redewendungen, hinter welchen sich jedoch viel Barockes und Lascives birgt. Die Leute des betreffenden Bauernhauses wußten mit dem Buche nicht viel anzufangen, trotzdem auch allerhand Räthsel und Hausmittel drinnen stehen. Da hörte die Bäuerin von einem jungen Menschen, der Alles zusammenlese, dessen er habhaft werden könne; den ließ sie fragen, ob er nicht so gut sein und auch ihr altes Buch lesen wolle. Denn gelesen müsse es doch endlich einmal werden, bevor es die Mäuse und die Schaben fräßen.

Das wäre mir schon recht! ließ ich ihr sagen, und ich käme am nächsten Sonntag, das Buch zu holen. Ich habe es wiederholt durchgelesen und als die Bäuerin es erfahren, wie weidlich ich mich daran ergötzt hat sie es mir zum Geschenk gemacht; ich solle zu Lohn für sie einmal ein Vaterunser beten.

Das gute Weib! Wenn es gewußt hätte, wie viel Gift und Gottlosigkeit in dem Buche steckt, sie hätte es wahrlich lieber den Mäusen und Ratten

zum Genusse gegeben, als mir, dem 16jährigen, warmherzigen Menschen. Zum Glücke hatte ich damals schon so viel verschiedenes Zeug durcheinandergelesen, daß eins das andere gewissermaßen aufhob — Gift und Gegengift — ich hatte mir den Grundsatz angelesen, daß man Alles prüfen und das Beste behalten soll. Ob jedoch ein 16jähriger Junge auch allemal weiß, was das Beste ist? Das war der Haken. Mit einem lustigen Gedankensprung sagte ich mir: Das beste ist, fremderlei nicht ernst zu nehmen, das Papier ist geduldig und mancher Schreiber ist ein Narr oder ein Verführer.

Der „große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ war für das Volk berechnet, es hatte allerlei Ritter-, Räuber- und Liebesgeschichten, allerlei gute Lehren und Rathschläge für allerlei geheime Anliegen, auch etliche Zauberformeln darunter, dann wieder „Wissenschaftliches“ über Natur, Geschichte und Glauben, wobei es aber zumeist die Schlußwendung in die Welt galanter Abenteuer nahm. Das Buch ist eine Art „Lachender Philosoph“ des siebzehnten Jahrhunderts, nur weitaus frivoler und schwerfälliger, als K. J. Webers „Demokritos“.

Wenn ich den „Großen Schauplatz“ charakterisieren will, so kann ich es hier nur nach jener Richtung hin thun, in welcher er am harmlosesten ist. Ich gebe aus dem alten Buche zwei Stücke zum besten, welche so eine Art von culturgeschichtlicher oder philosophischer Essays sind und einen recht lehrreichen Einblick in das Geistesleben der Zeit des dreißigjährigen Krieges bieten.

Die Einbilder.

Wir sagen in dem Sprüchwort: Einbildung ist ärger als Pestilenz. Was die Pest für Unheil mit sich bringet, ist sonderlich denen bekant, welche ihre Freunde und Bekante an dieser Seuche fallen sehen: Die aber so in ihrer Einbildung verderben, nehmen wir fast nicht inacht, weil es so gemein, daß wir es für keinen Fehler erkennen. Wie nun die Pest eine ansteckende Krandheit ist, also machet auch ein Einbilder (ich wil nit sagen Narren) derselben zehen, und hat Seneca recht gesagt: Daß ihrer viel zu der Weißheit und Wissenschafft gekommen wären, wann sie nicht vermeynet, sie wären schon darüber weit hinauß, und die alten Hebräer haben ein Sprüchwort: So lang du lernest, so bistu klug; so bald du vermeynest, du könnest es, so bist du ein Thor.

2. Die Erkantnüß der gegenwärtigen Sachen ist nicht genug zu Erhaltung deß Leibes, sondern erfordert auch das Vergangene und Zukünfftige: Deßwegen hat die fürsichtige Natur nicht nur fünff äusserliche Sinne den Menschen ertheilet, vermittelst welcher das Gegenwärtige erkennet wird, sondern auch den gemeinen Sinn (sensum communem) alles zu unterscheiden, die Bildungs-Kräffte, das abwesende fürzumahlen, und die Gedächtniß solches Gemähld zu erhalten, ertheilet. Wie nun unter den äusserlichen Sinnen das gute Auge am besten siehet, das gute Ohr am besten höret, also hat auch das wohlbeschaffene Hirn die stärckste und beste Bildung: Ist es feucht, so würcket der gemeine Sinn am kräfftigsten, ist das Gehirn trucken, so drucket das Gedächtnüß ihr Bildung gleichsam in ein Wax, ist es hitzig, so kan sich das Bild leichtlich verformen, und hasirliche Gedancken darauß werden. Wann aber das Gehirn kalt und trucken zugleich, verursachet solches reiffes Nachsinnen, wie bey den alten und melancholischen Leuten.

3. Hier ist sich nun zu verwundern, daß die Einbildung den Verstand und Willen beherrschet, ja wider den Verstand und den Willen ihre Würckung leistet: Massen die Mütter ihren Kindern Mahle anhangen, und wann die Schlaffgänger sich in Gefahr begeben, auff die Haußdächer steigen, in das

Wasser gehen, &c. welches sie nicht thäten, wann ihre Einbildung nicht verletzet wäre. Also fürchtet sich mancher in der Finsterniß, wo nichts zu fürchten ist: Was ist die Ursache, daß man denen, welche in Todesgefahr gehen sollen, Wein zu trincken gibt, als daß desselben auffsteigende Dämpffe verhindern, daß sie ihnen nichts furchtsames einbilden sollen, oder man mahlet ihnen mit Worten den Sieg, die Großmütigkeit, die Ehre, die Beuten und dergleichen für, daß sie dadurch kühn angehen sollen.

4. Diese Einbildung wird auch genennet der Wahn, welchen man von einem Dinge fasset, und in solchen stehet fast alle Eitelkeit unsers menschlichen Wesens. Die erste Einbildung welche wir fassen, beharret lange Zeit, es sey selbe gegründet oder nicht, und machet uns solcher Wahn glückselig oder unglückselig, als welcher gleichsam zum Richter unserer Gedancken ist und für gut oder verwefflich, für schätzbar oder verächtlich außspricht, was man ihm fürhält. Diese Krafft der Einbildung haben auch die Thiere, jedoch nach der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit ihres Leibes Zustands, und erscheinet unter andern auch darauß, daß die Hund in dem Schlaf traumen, und dem, der ihnen guts thut, von andern wol zu unterscheiden wissen.

5. Also muß auch das Ungezieffer etlicher massen mit den Einbildungskräfften begabet seyn, weil sie ohne solche nicht wissen oder fassen können, was vortheilig oder nachtheilig, dienlich oder schädlich, wie die Immen oder Biene die Blume zu unterscheiden wissen, die Omeisen ihre Nahrung zusammen zu tragen, und weil die Einbildung von den Bildern, welche fürgestellet werden, ihren Namen hat, lässet sich zweifeln, ob auch der blinde Maulwurff solcher fähig. Die Poeten erwärmen das Gehirn und stärcken ihre Einbildung mit dem edlen Rebensafft, welcher auch der Poeten Pferd genennet wird, was nun diese Einbildung für eine überauß grosse Krafft, wollen wir noch mit etlichen Erzehlungen beglauben, wiewol wir hievon bereit an einem Ort auch gehandelt haben.

6. Ein Jud in Hispanien ist auff einem Esel entschlaffen, und das Thier wuste den Weg, und gienge über eine sehr schmale Brücke, die zwischen zween hohen Bergen war. Der Jud kame wol nacher Hause, als er ihm aber eingebildet die Gefahr in welcher er gewesen, und wie leichtlich er den Halß brechen können, hat er sich so sehr entsetzet, daß er vor Schrecken gestorben. L. Vives in dem 3. Buch von der Seele.

7. Montaigne erzehlet von einem Weib, welche ihr eingebildet, sie habe ein Stecknadel mit Brod eingeschlungen, und wolte ihr solches nit lassen außreden. Der verständige Artzt gibt ihr ein Getränck ein, das sie brechen machte, und wurffe eine gebogene Stecknadel in das Becken, welche die Frau ersahe, und darnach wieder genesen. Diese beredete ein Edelmann im Scherz, er hätte ihr für einen Hasen eine Katz zu essen gegeben, darüber entsetzte sie sich so beweglich, daß sie ihr dieses für wahr eingebildet, und darüber in ein Fieber gefallen und gestorben.

8. Martin Weinreich meldet cap. 17. von Wundergeburten, daß ein Weib für einem Ratzen erschrocken, und auch einen Ratzen zur Welt gebohren habe. Ein andere ist für einem Leichnam erschrocken, und ihr Kind hat die Zeit seines Lebens einem Todten gleich gesehen.

9. Viel die man schertzweiß zum Tod verurtheilt, sind auß Furcht und Einbildung gestorben, darunter Donella, deß Hertzogen von Ferrara Tischrath gewesen, welcher seinen Herrn in das Wasser geworffen, ihme das Fieber abzuhelfen, und deßwegen die Flucht nehmen müssen: Nachdem er aber in dem Parmesanischen Gebiet etliche Wasen gekaufft, und sich darauff auff einem Karrn führen lassen, fürgebend,

er wäre auff seinem Grund und Boden, hat der Hertzog den Karn zu zerbrechen befohlen, und ihn, wie gesagt, zu dem Schwerdt, welches ein klein Stäblein war, verurtheilt: von dem Schlag aber ist er auß Einbildung gestorben.

10. Einem Weibe in Beausse ist ein Frosch in die Hand gebunden worden, daß sie solchen darinnen solte sterben lassen, und ihr deß Fiebers damit abhelffen: sie hat ihr aber das Thier so starck eingebildet, daß ihr Kind einen Froschkopff bekommen, welches sie damals empfangen hatte. Paräus.

11. In Westphalen hatte ein Edelmann die heiligen drey Könige in seiner Kammer abgemahlet, darunter einer als ein Mohr gantz schwartz gestaltet. Diesen bildete ihr die Edelfrau so starck ein, daß sie ein gantz schwartzes Kind mit grossen auffgelauffenen Lippen zu der Welt gebahre.

12. Zu Pariß bildete ihm einer ein, er hätte ein Glocke in dem Kopff, und hörte sie klingen. Ein ander sagte, er wäre von Butter, und wolte nit in die Sonne gehen. In dem Lymosinischen Gebiet hatte ein wildes Schwein einen Edelmann zu Boden geworffen, welchem doch die Jäger zu Hülffe gekommen, und dem Schwein so viel Fänge gegeben, daß der Edelmann nit verwundet worden: Er hat ihm aber ungezweiffelt eingebildet, das Schwein habe ihm mit den Waffen das rechte Bein abgeschlagen, und wollte sich keines andern bereden lassen, biß endlich zween Mönche bey ihm eingekehret, deren der eine ihme erzehlet, daß er auch einen Schenckel verloren, aber durch Fürbitte des H. Frantzen, denselben wieder bekommen. Diesen stellte er Glauben zu, und kame also, ohne Wunderwerck, wieder zu recht.

Der Warheits-Zwang.

VIel leichter ist, nach dem Sprichwort, die Warheit hören, als reden, weil man mehr Zuhörer derselben findet, als welche solche reden: Deßwegen jener, als man ihn gefragt? Wie weit die Lügen von der Warheit? recht geantwortet, so weit die Augen von den Ohren, weil nemlich nur das für wahr gehalten wird, was man mit den Augen sihet, und nicht was man höret. Man soll der Lügen ein Hauß bauen, ausser der Stadt, wie ein Pestilentzhauß, aber nur auff drey Seulen, daß sie der Wind reinigen kan. Von solchen Warsagern wollen wir etliches in dieser Erzehlung anmelden, und bemercken, wie solche auff nicht gemeine Weise erzwungen wird.

2. Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir von der peinliche Frage, an unterschiedlichen Orten, beygebracht, auch nit gedencken, daß der Wein und die Weiber durch angenehmen Zwang, die Wahrheit herauß pressen können, und daß man ohne Bekantniß deß Verbrechens niemand zu dem Tod verurtheilen kan, deßwegen die Richter auff solche Mittel gedacht, die schmertzlich aber nicht tödtlich sind, und unterwerffen keinen solchen Proben, wann nicht gnugsamer Beweiß, oder Zeugschafft wider einen Ubelthäter vorhanden, und er doch mit der Warheit nicht herauß will. Da dann die Marter ein Antheil seiner Strafe wird.

3. Uber die gewöhnliche Marterbank oder Folter, da man die Glieder deß Menschen außeinander ziehet, hat man noch viel Mittel erdacht, die Missethäter zu peinigen, und ist eines der Hunger und Durst, welchen der Mensch nit gar lang ertragen kan: Sonderlich aber der Durst, indem man solchen Leuten täglich gesaltzne Speisen zu essen gibet, und keinen Tropffen zu trincken. Weil aber etliche wenig, etliche gar nit trincken, wie Dr. Schenck viel solche Exempel erzehlet, ist dieses jetziger Zeit nicht mehr gebräuchlich. Die Pilulen von Taback machen, daß man Hunger und Durst leichtlich erdulden kan.

4. Von den grossen Plagen eine ist, daß man einen solchen Ubelthäter der nit bekennen will, viel Speise und starckes Geträncke zulässet, bindet ihn aber auff eine Banck, da er die Füsse nicht auffstellen kan, und die 2 entblösten Arm über sich, so offt er nun schlaffen will, stossen ihn die Henckersbuben mit brennenden Fackeln in die Seiten, und ist keine Pein schmertzlicher und deß Menschen Leib weniger schädlicher, massen dann einem solchen die Ruhe und den Schlaf verspricht, so bald er die Warheit bekennet.

5. Ferner hat man sich vor Alters deß Feuers und deß Wassers gebrauchet, und zwar deß Feuers auff zweyerley Weise; daß sie entweder die Ubelthäter gezwungen auff glüenden Kohlen zu gehen, dardurch die Fußsohlen gantz verbrennt, und ein solcher die Zeit seines Lebens nit mehr gehen konnte; oder beschmierten die Fußsohlen mit Schweinsfett, und liessen sie von ferne also braten.

6. Das Wasser gebrauchten die Alten also: Sie banden dem Ubelthäter die Hände und Füsse, spannten ihm den Mund mit einem Knöbel auff, gossen hernach einen Kübel nach dem andern über sein Angesicht, daß zu Zeiten ein solcher erstickt ist. Etliche haben gar Kalckwasser genommen, etliche Essig, oder Wasser mit Essig vermischt, und es auch wol in die Naßlöcher gegossen; ist aber keine peinliche Frage, sondern eine Strafe, mit welcher man die leibeigenen Knechte zu belegen pflegt.

7. Lächerlich ist, aber noch viel verdrüßlicher was folgen soll. Man hat den armen Sünder außgezogen, und ihm einen Käfer auff den Nabel gesetzet, solchen mit einem Glaß oder einer Stürtzen bedecket, und also beedes den Menschen und besagte Stürtzen aneinander gebunden, daß keines weichen können. Es soll nicht außzusagen sein, was dieses Grüsseln deß Käfers für eine Plage, und ist leichtlich zu glauben, weil ein Floh in dem Ohr sehr beschwerlich ist, der doch keine so spitzige Füsse hat, als ein Käfer.

8. Es scheinet auch, daß die Menschen auff noch wunderliche Qualen sich bedacht, indeme sie einen Ubelthäter auff eine Banck gebunden, die Füsse entblösset, und die Sohlen mit Saltz gerieben, oder mit Saltz-Wasser angefeuchtet, hernach eine Gaiß, welche unter allen Thieren die raueste Zungen haben, das Saltz ablecken lassen, da man gesehen, daß die Gaiß alles Fleisch, biß auff die Gebeine weggefrettet.

9. Indeme nun der Richter die Warheit herauß zwingen will, muß man bescheidentlich verfahren, damit der Unschuldige darüber nicht leide, und er ihme die Strafe GOttes auff den Hals ziehe. Wann genugsame Proben zu der Peinlichen Frage vorhanden, und der Ubelthäter eine Person, welche nach den Gesetzen an die Folter gespannet werden kan (dann man die Knaben, schwangere Weiber, krancke oder sonst schadhaffte Leute verschonet) muß man erstlich betrachten das Verbrechen, alsdann mit Schreckworten bedrauen, mit Binden, mit dem Daumstock, mit Anhangung deß kleinen Steins. Wann alles dieses zu unterschiedlichen Zeiten vorgenommen, nichts helffen will, mit den größten Steinen verfahren.

10. Will dieses alles nicht gnugsam sein, pflegt man den Ubelthätern kaltes Wasser in den Rücken zu giessen, lässet ihn an der Folter hangen, erschüttert die Stricke daran er gebunden, jedoch, daß man länger nicht als eine Stunde darmit umgehe, in welcher Zeit man ihn rasten lassen muß, daß er sich verschnauffen, bedencken und bekennen kan: Hat er aber diese peinliche Frage zum drittenmal außgestanden, so hält man ihn für unschuldig, und wird der Verhafft entlassen; jedoch nach Beschaffenheit der Sachen, und wird dieses zu unterschiedenen Tagen, und allezeit vorgenommen, wann der Missethäter zuvor gessen hat.

11. Hier fragt sich nun zweyerley, erstlich: Warum man die Ubelthäter zu bescheeren pflege; und wann derselben viel, welche man am ersten mit der Frage angreiffen soll? Daß sie ohne Haare bekennen, lehret die Erfahrung, und wissen wir, daß Samson seine Stärcke in den Haaren gehabt. (Richt. 16. v. 19.) bey dem Ovidio hat Nisus nicht können überwunden werden, so lange er die Haare auff dem Haupt hatte, welche ihm Scylla abgeschoren. Mit den Haaren nimmet man vielen auch die Künheit und Tapfferkeit, daher alle Leibeigene abgeschorne Haare tragen müssen, und ist bekandt, daß die Verschnittenen und Weiber, welche keine Haare um den Mund haben, furchtsam und verzagt sind. Es werden ihnen aber die Haare abgeschnitten, wegen verdächtiger Zauberhändel, und weil solchen Beschornen auch die Kälte das Haupt schwächet und Schmertzen verursachet; welche sie unter den Haaren zu verbergen pflegen, und geschiehet solches, wann sie das estemal nit bekennen wollen, und dann weil sie grössern Schmertzen an dem entblösten Haupt leiden, indem alle Schweißlöcher eröffnet werden, und die Feuchtigkeit der tieffgewölbten Gefängnissen, welche die Haare auffhalten, nicht kan gehindert werden.

12. Auff die andern Frage finden sich unterschiedliche Meynungen, und wollen etliche, man soll den ältesten, welche am verständigsten seyn, und die andern abmahnen sollen, am ersten angreiffen: andere wehlen den Jüngsten, als den Einfältigsten, der die andern am leichtsten verrathen solte: Etliche aber nehmen den, dessen Angesicht am tyrannischsten außsiehet, und ist nicht zu zweiffeln, daß in den Augen das Hertz gleichsam erscheinet, und fehlet man nicht leichtlich, wann sonderlich andere Umstände, die einen solchen beschweren, darzu kommen.

Unsere Alpen-Wirtshäuser.

Von J. R. Lecher.

Weg und Steg in den Alpen sind wieder gangbar, und man kann auch die Hochjoche überschreiten ohne Gefahr, unter eine Lawine zu gerathen. Das ist die Zeit der Rüste für all' die zahlreichen Leute, welche des Sommers über durch den Fremdenzufluß einen Verdienst erhoffen dürfen. Bergführer lassen ihre Schnürschuhe frisch sohlen und nageln, Kellnerinnen bestellen bei der nächsten Stadtschneiderin ein fesches, ländliches Gewand, dessen Stil „messing" ist, halb Dorfdialect, halb international nach der allerneuesten Modezeitung von 1885; Krämer und Wirte werden von den Reisenden der Weinhandlungen und Eßwaarengeschäfte überlaufen, damit sie Bestellungen machen, welche sie auch zur Bedienung feinerer Gäste in Stand setzen. Im hintersten Tiroler Badel lockt der Wastel den Schulmeister an einem sonnigen Feiertage zu einem Liter Special, damit er ihm eine Einschaltung auffetze für die Zeitung, in welcher die Vorzüge seines Wassers, die Güte seines Trunkes und die Billigkeit seiner gediegenen Hausmannskost mit naiv bescheidener Unverschämtheit angepriesen wird. Wer höher hinausstrebt und es nobel gibt während der Saison, bedrängt wohl auch einen Freund Landsmann in der Residenz,

der den langen Winter hinter seinem Bureautisch verhockt hat, mit einem liebenswürdigen Einladebrief auf einen gemüthlichen Besuch bevor das Gewimmel der Zugvögel aus dem Norden, die „Berliner“, Zirbenegg, Fichtenhalde, Lärchenkogel und wie die lockenden Namen alpiner Pensionen heißen mögen, ungemüthlich macht; er stellt, um der Einladung mehr Nachdruck zu geben, einen lustigen Forellenfang in Aussicht oder einen alten, billig zu erhandelnden Kasten, den er da hinten in einem Graben beim Keuschler entdeckt habe. Zwischen den Zeilen kann man lesen, Du wirst Dir natürlich aus dem Ausflug ein kleines Schriftwerk zurecht machen, bei welchem auch für mich eine Reclame abfällt. All' das gehört zum Geschäftsrummel, den man mit seiner ernsten und komischen Seite eben nehmen muß, wie er wächst; ich habe mich über jede Regung des erwachenden Erwerbssinnes gefreut, welcher nachgerade auch in unseren Alpenländern die Fremden-Industrie nutzbar zu machen weiß. Bringt dieselbe vorläufig bei uns nicht solche Unsummen herein, wie in der Schweiz, so weist doch die jeweilige Bilanz der letzten Jahre immerhin etliche Millionen auf; und das will schon etwas bedeuten für Gebiete, in denen die landwirtschaftliche Production nicht sehr ergiebig und die gewerbliche eine ebenso magere ist. Ueberdies hat man neben dem wirtschaftlichen Gewinn auch einen culturellen zu verbuchen. Jahrhundertelang abgeschlossene Bevölkerungen treten mit den Fremden in Berührung, erweitern dadurch ihren Gesichtskreis, erlangen neue Anschauungen über Menschen und Dinge, werden weltläufiger und somit widerstandsfähiger in dem schweren Kampfe ums Dasein, den sie auf ihrer wenig ergiebigen Scholle führen. Die Duldung, welche gegen den geldbringenden Sommergast geübt werden muß, damit er sich wohl fühle, wird allgemach ein Dulden, ein Geltenlassen fremder Art, wenn diese auch von der altererbten heimischen abweicht. Die starre bäuerliche Exclusivität, die neben ihren guten sittlichen Seiten das Schlimme hat, jede Neuerung, die ein Fortschritt, eine Verbesserung wäre, abzuweisen, wird auf hundert und hundert Punkten durchbrochen und ein neuer Culturſamen sprießt in dem Brachland auf; spärlich anfangs und nur kümmerlich gedeihend, erstarkt derselbe allmählich und wirkt geradezu verjüngend. Am auffälligsten kann man dies in den von Touristen am meisten besuchten Landstrichen von Tirol wahrnehmen und am allerauffälligsten längs der Arlbergbahn.

Unsere Volkswirtschafter haben den Wert der Fremden-Industrie richtig taxiert und geben sich viele Mühe, dieselbe mannichfach zu fördern. Hand in Hand mit ihr gehen die staatlichen, die Landes- und die Gemeindebehörden, die Eisenbahn-Unternehmungen, die Touristen- und Alpenvereine u. s. w. Sie haben zahlreiche und mitunter auch recht glückliche Versuche gemacht, dem Fremdenverkehre die Wege zu ebnen und den Gästen aus der Fremde den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Wir besitzen bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur, die einzig diesen Zweck verfolgt, eine gute Organisation des Führerwesens und wenigstens auf vielen Punkten, wenn auch nicht auf allen, wo es wünschenswert, ganz leidliche Verkehrsmittel. In manchen Orten sind mustergiltige Hotels entstanden oder haben sich die alten Wirtshäuser, den neuen Bedürfnissen entsprechend, verjüngt und einen Ruf erworben, der von Jahr zu Jahr in weitere Kreise getragen wird und dem Besitzer die aufgewendete Mühe reichlichst lohnt. Im Großen und Ganzen aber bleibt der Jammer über die Wirtshäuser in den österreichischen Alpengebieten, und zwar auch auf jenen Punkten, welche von Fremden viel besucht werden, die allezeit wiederkehrende Klage der Frem-

den und der stete Trumpf der Schwärmer für die Schweizer Reisen. Nicht daß gerade über Kost und Getränke viel raisonniert würde; man findet im Gegentheil dieselben meist gut und zugleich preiswürdig; auch bezüglich des Mangels an Reinlichkeit werden nicht viel Beschwerden laut, wohl aber wegen des mangelnden Comforts. In dieser Richtung ist es um die Wirtshäuser in unseren Alpen meistens kläglich bestellt und geschieht von Seite der berufenen Förderer des Touristenwesens viel zu wenig, um eine Aenderung und eine Besserung der primitiven Zustände herbeizuführen. Die Schweizer hatten es von Anfang an mit den Engländern zu thun, welche sehr anspruchsvoll in diesem Punkte und durchaus unnachgiebig gegenüber dem altererbten Schlendrian waren. Diese reisenden Engländer haben in der Schweiz jene wohlthätige Reform in den Einrichtungen der Wirtshauszimmer und gewisser Oertlichkeiten, sowie jene Reinlichkeit der Straßen und Plätze an den Kreuzungspunkten der Touristen herbeigeführt, welche in unseren österreichischen Alpen beinahe überall vermißt werden. Dem Einflusse der englischen Pfadfinder in den schweizerischen Alpen ist es zu danken, daß dort auch der dümmste Dorfteufel, wenn er sich entschließt, irgendwo an einem halbversteckten Bergweg ein Wirtshäuslein aufzuthun mit zwei, drei Touristenzimmern, diese vollständig ausreichend mit dem zum Behagen der Gäste Nothwendigsten ausrüstet, wenn auch jeder noch so leise Anklang an Luxus fehlt. Es hat sich im Verlauf eines Menschenalters in der ganzen Schweiz die richtige Kenntnis dessen verbreitet, was ein den gebildeten Ständen angehörender Westeuropäer als unumgänglich nothwendig erachtet für die Ausstattung eines Absteigequartiers, in dem man nächtigen und allenfalls auch etliche Tage wohnen möchte. Und diese Bequemlichkeit läßt sich denn auch der Osteuropäer, der ja allgemach ebenfalls verwöhnter und anspruchsvoller geworden, mit Vergnügen gefallen. Davon aber hat man, die ersten Gasthöfe abgerechnet, in unseren österreichischen Alpenwirtshäusern noch keine Ahnung; die Gastgeber stecken ihr Geld zum Theil in ganz unnöthige Luxussachen, mit denen sie ihre Zimmer ausstaffieren, und lassen es an dem Nothwendigsten ermangeln. Sie sind um ein gutes Halbjahrhundert hinter ihrer Zeit und deren Anforderungen zurück.

Da zum Rechten zu sehen und eine durchgreifende Reform anzubahnen, wäre Sache unserer Touristen- und Alpenvereine; ihnen sind eigentlich diese Zeilen gewidmet, ihnen die dringende Mahnung ans Herz gelegt, durch Wort und That, durch Schriftwerke und lehrsame Beispiele eine Wendung zum Bessern herbeizuführen. Sie leisten damit zur Hebung der Fremden-Industrie in unseren Alpenländern weit mehr noch, als sie dies thun mit ihren Wegmarkirungen und ihren Publicationen von populären Reisehandbüchlein und Kartenwerken. In der Schweiz hat man neben der touristischen Literatur der dortigen Alpinisten-Vereine auch eine nicht zu verachtende Fachliteratur für Gastwirte. Bei den zahlreichen localen Industrie-Ausstellungen wird allwegs auch die Fremden-Industrie, die Gasthaus-Industrie berücksichtigt, und die Wirte aus der näheren und weiteren Umgebung holen daselbst Anregung und Belehrung. In unserem österreichischen Schriftenschatz aus neuester Zeit finden sich wohl einige Bücher über das feine städtische Hotelwesen, in welchem ganz nebenbei auch die Eigenart der Touristenhotels berührt wird; wir haben aber kein, auch für den bäuerlichen Leser verständliches Lehrbüchlein, in welchem die Beherbergung und Bewirtung von Touristen- und Sommerfrischlern in kleinen Landwirtshäusern auf praktische Weise erörtert würde. Auf keiner der vielen

Ausstellungen, welche die letzten Jahre über in Städten unserer Voralpen und Alpen veranstaltet wurden, kam die Fremden-Industrie, vom Standpunkte des Wirtes aus betrachtet, zur Veranschaulichung. Diese Unterlassungssünden endlich zu bessern und das Versäumte nachzuholen, wäre ein gar verdienstliches Werk; es bedarf wohl nur irgend einer kräftigen Anregung von berufener und einflußreicher Seite, damit ein entsprechender Anfang gemacht werde und dieser dann allerwärts löbliche Nachahmung finde.

Viel ist es ja nicht, was da verlangt wird: Nichts, was über das Können und Vermögen der Gastgeber in unseren Alpen hinausgeht, sondern lediglich über ihr — Kennen. Leider geht es zum Theile auch über das Kennen unserer gebildeten Classen, die zwar gewisse Luxusbedürfnisse schwer vermissen, aber oft auf den bescheidensten Comfort verzichten, weil sie mit ihm noch nicht in nähere Bekanntschaft getreten sind. Wer in den österreichischen Kronländern viel herumgekommen, wird oft mit Verwundern in sehr behäbigen Privathäusern, in denen er zu Gast war, diese Thatsache constatiert haben. Die Bettwäsche ist von einer Feinheit, daß aus den Linnentüchern die allerfeinsten Hemden gefertigt werden könnten; an echten Teppichen, an Krystallservice und dergleichen ist ein Ueberfluß, der fast unbequem wird, und das Silberzeug ist von gediegener Schwere, aber das Waschgeräth auf der schönen Marmorplatte des Toilettetisches und die Wassercaraffe daselbst sind so winzig, als wären sie für einen Däumling berechnet. Ein Geschirr, um das schmutzige Waschwasser aufzunehmen, ist ebensowenig vorhanden, wie ein ausgiebiger Krug, um das Waschwasser zu erneuern. In diesem Stile ist auch Anderes gehalten. Die Dorfwirtshäuser stehen natürlich auf der gleichen Culturstufe, nur etliche Grade der Scala niedriger und entsprechen demgemäß dann „verwöhnteren" Anforderungen nicht; die Wirte können beim besten Willen den Wünschen der Gäste nicht genügen, weil sie dieselben nicht verstehen, weil sie und ihre Dienerschaft die allereinfachsten und billigsten Wünsche der Gäste als eine herrische Seccatur ansehen. Wie oft bin ich nach einem scharfen Tagesmarsche in ein mir vielgerühmtes und versprechend stattlich aussehendes Dorfwirtshaus gerathen, um sofort, nachdem ich das mir angewiesene Zimmer betreten, meine liebe Noth mit der Kellnerin zu haben, weil ich mit dem auf den Waschtisch gestellten Viertelliter Wasser nicht ausreichen konnte zu einer erquicklichen Reinigung, und das Moidele absolut nicht verstehen wollte, daß sie mir frischweg von dem rauschenden Brunnen vor dem Fenster noch ein ganzes Schaff voll Wasser und einen leeren Büttel für das schmutzig gewordene Wasser zu bringen habe. So frevelhaft, ein Becken für das Fußbad, für Touristen eine wahre Erquickung, zu verlangen, wagte ich gar nicht zu sein, trotz des aufmunternden Viertelguldens, den ich vorweg bei Stellung meiner Sonderforderung dem dienstbaren Geiste in die Hand gedrückt. Wie mir, ergeht es vielen tausend Anderen alljährlich, und sie werden der ewigen Balgerei müde, gehen das nächstemal in die Schweiz, wo sie das ihnen selbstverständlich Scheinende auch selbstverständlich finden. Nicht minder läßt bei uns die übrige Einrichtung der Herbergzimmer zu wünschen; das Bett ist beinahe immer gut, aber dumpfig, weil nach Bauernart der Raum nicht gehörig gelüftet wurde; und bei aller Güte ist es für größere Personen zu kurz und beinahe immer zu schmal. Der Spiegel hängt unzweckmäßig, das Glas ist viel zu klein, hat aber dafür einen unnöthig breiten Goldrahmen. Auf dem Tische ist ein Teppich, den man entbehren könnte, fehlt aber ein Schreibzeug mit guter und frischer Tinte und

mit brauchbaren Federn. Mitunter ist auch unter dem Tisch ein Teppich, der unnöthig, dafür fehlt aber der Vorlegteppich vor dem Bette. Ebenso ist im Gastzimmer selten Alles, wie es auch nach bescheidenen Anforderungen sein sollte. Es kann Einem passiren, daß man ein schweres Silberbesteck vorgelegt bekommt, der Löffel hat laut eingravierten Namen und Datum die Bedeutung eines Blattes aus der Familienchronik, er ist ein Pathengeschenk für das schmucke Töchterlein, das den Schilcher credenzt oder den rothen Traminer; trotz dieser bürgerlichen Solidität werden aber die schmackhaften Gerichte auf anbrüchigen Steinguttellern serviert, deren grau gewordene Glasur so viel Sprünge zeigt, wie altes Nankinger Craquelé-Porcellan, und doch ist heutzutage einfach weißes Porcelan, das allezeit appetitlich bleibt, im Preise kaum theurer wie Steingut. — Und will man dann nach Tisch einen Gang machen, schwirren Einem die greulichsten Citate aus dem Taucher durch den Kopf: „Da unten aber ist's fürchterlich." Die Schweizer haben von den Engländern Das englisch einzurichten gelernt; auch die Ampezzaner sind bereits auf den Witz gekommen und in einer ihrer berühmtesten Fremdenherbergen findet man Das in Einem sauber tapezierten Cabinete doppelt nebeneinander; die Besitzerin mag gedacht haben superflua non nocent! Zu diesem specielleren Abschnitte gehört auch das Capitel über die Straßenreinlichkeit, die selbst in vielbesuchten und berühmten Sommerfrischorten Alles zu wünschen übrig läßt. In einem angehenden Curort an einem reizenden See sind die Schweinekoben mit besonderer Vorliebe nach der Straßenseite gekehrt worden und neben denselben liegen die Miststätten; bei Regenwetter gibt ihre Jauche dem Straßenkoth wohl ein recht warmes Sepiabraun, das zwar hübsch absticht von dem Saftgrün der Grasraine, aber den Geruchsorganen ebenso unangenehm ist, wie an trockenen Sommertagen die Ausdünstung ihrer Ursprungsstätte.

Die Reihe ähnlicher Beschwerden ließe sich fortsetzen in's Endlose, aber mit dem Klagen in Zeitschriften werden die Beschwerden noch nicht beseitigt. Dazu bedarf es einer an Ort und Stelle nachdrücklich und nachhaltend empfundenen Einwirkung, einer planmäßig betriebenen Reformpropaganda, zu welcher sich alle berufenen Organe, Behörden und Vereine verbinden müßten. Am besten wäre es, zur Leitung der nöthigen Arbeiten einen besonderen Verein oder einen besondern Ausschuß für Reform der Wirtshäuser in unseren Alpenländern niederzusetzen, in welchem die zahlreichen alpinistischen touristischen Verbindungen und die Gesellschaft zur Förderung des Fremdenverkehrs im Alpengebiete entsprechend vertreten wären. Was dieser Ausschuß für geeignet zur Ausführung erachtet, hätten dann die zahlreichen Sectionen jener vorerwähnten Verbindungen, jede innerhalb ihres engeren Wirkungskreises, zu fördern. Die Aufgabe dieses Ausschusses der Alpinisten- und Touristenvereine für Reform der Wirthshäuser in den Alpenländern wäre nicht zu hoch zu greifen; man hätte sich nicht mit dem bei uns vorläufig undurchführbaren Gedanken zu befassen, das urwüchsig eigenartige und in seiner Weise ja vortrefflich veranlagte Wirtshauswesen unserer österreichischen Aelpler über den kosmopolitischen Schweizer Leisten zu schlagen, sondern nur Dasjenige zu verbessern, was unbedingt einer Besserung bedarf, sollen die Fremden sich bei uns wohl fühlen. Die Propaganda hätte sich dementsprechend auf wenige Anforderungen zu beschränken, diese aber umso intensiver zu betreiben: Auf eine Aenderung der Zimmereinrichtungen und Abstellung der oben erwähnten Uebelstände; auf eine entsprechende Mo-

dernisierung des Services und des Servierens und auf jenes Reinlichkeitscapitel, dessen Paragraphe die Engländer den Schweizern geläufig gemacht haben in Haus und Straße. Betrieben werden sollte diese Propaganda durch Verbreitung kleiner gemeinfaßlicher belehrender Schriften und durch Einbeziehung des Wirtshauswesens, der Wirtshaus-Industrie in alle Regional-Ausstellungen, welche irgendwo im Alpengebiete veranstaltet werden. Die Herstellung der belehrenden Flugschriften würde sehr wenig kosten, da die ihnen beigegebenen, aber mit planmäßiger Auswahl von der Redaction zu sichtenden Inserate einen guten Theil der Auslagen decken würden. Auf den Ausstellungen hätte man nicht das luxuriöser eingerichtete Wirtshaus und Sommerfrischlerheim in erster Linie zu berücksichtigen, sondern vorab das einfache Wirtshaus. Anstatt daß bei diesen Ausstellungen, wie es Mode geworden, „altdeutsche Zimmer" mit echten Fundstücken aus der Urväterzeit und mit Gschnas herausgeputzt werden, wären Wirtshauszimmer der allereinfachsten Art, aber ausgerüstet mit den für den Comfort unentbehrlichen Gegenständen aufzustellen und die Preise dieser Einrichtungen, sowie ihre Bezugsquelle anzugeben. Es würden sich alsbald einige Mustertypen ergeben, mit denen die Wirte sich in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse vertraut machen und diese nachahmen würden. Aller Luxus, alle nicht absolut nothwendige Zier wäre zu vermeiden bei Beibehaltung einfach geschmackvoller Formen. Die kunstgewerblichen Schulen in den Alpenländern fänden hier eine Aufgabe, um auch ihrerseits reformatorisch einzugreifen, indem sie den Dorfhandwerkern die Muster an die Hand geben und die Wirte damit von dem Bezuge kostspieliger Einrichtungs-Gegenstände aus der Ferne emancipieren. Das Beste würde hiebei die mündliche Belehrung und Ueberredung thun.*)

Jeder Wirt, der auf Sommergäste Bedacht nimmt, bestrebt sich, so gut er es eben versteht, den Bedürfnissen derselben entgegenzukommen. Wird sein Gesichtskreis über diese Bedürfnisse erweitert, so finden auch seine Gäste ihre Rechnung und es verschwinden allmählich jene Frictionen, die den Fremdenverkehr in unseren Alpenländern bisher so mannigfach erschwert und den Aufschwung der Fremden-Industrie gestört haben. („Presse".)

*) Siehe den Aufsatz: „Von der Unzweckmäßigkeit unserer Zimmereinrichtung." Heimgarten, IX., Seite 909.

Das Landleben hat Gott 'geben — so heiter und froh!

Bilder aus dem Volke von P. K. Rosegger.

Ankunft zum Tanze.

Wenn das Dorf rhythmisch wird, da geht's lustig zu! Auf der Kirchweih! Auf der Hochzeit! Der Himmel ist nur darum so schön, weil er voll Geigen hängt. Denkt Euch's, auf dem Tanzboden: Die Schranken fallen, der Bursche geht zur Dirn, umarmt sie, tanzt mit ihr im Kreise, das Haupt legen sie einander auf die Schultern, die Brust drücken sie eine an die andere, sein Herz klopft heftig, klopft an ihren Busen an. Es darf sein. Jetzt auf einmal darf es sein, was Eltern, Vormünder und Pfarrer

sonst so strenge verbieten, jetzt auf einmal ist's erlaubt. Der Tanz ist ein Gottesfriedenkreis, in welchem sich auch solche umfangen dürfen, die sich still und ohne Hoffnung lieben, die auseinandergehalten werden, als hätten sie ihre Verdammniß durchzumachen schon auf dieser Welt.

Vielleicht zählt manches Kind die Tage des Jahres nur darum, weil es in demselben einen Kirchweihsonntag gibt; vielleicht beschließt es mit diesem Tage ein altes Jahr voll vergeblichen Hoffens und Harrens und beginnt ein neues voll vergeblichen Harrens und Hoffens. Aber so reich an Glück ist die eine Stunde, da sie beim Tanze ihr Haupt lehnen darf an seine Brust, so reich, daß sie ein ganzes Jahr verklärt.

Um wie viel freudiger ist der Kirchweihtag erst für andere Paare, die sich nach mancherlei Frohem und Zärtlichem einmal auch musikalisch gern haben können!

Man soll den Wirt in Gold fassen, der es versteht, seine große Stube mit so vielen himmlichen Freuden auszustatten. Seine Voreltern, die Gründer des Hauses, längst schon sind in der Beinkammer ihre weißen Knochen aufgeschichtet, aber wohlweislich haben sie sich malen lassen vor Zeiten, damit sie wenigstens im Bilde niederschauen können von der Wand auf den Kirchweihtanz. Ist daneben im Bilde doch gar auch die Muttergottes da, um zur Abwechslung einmal auch eine irdische Seligkeit zu betrachten.

Die Musikanten stimmen ihre Geigen und Pfeifen; keine Klapper sperrt sich. Keine Seite springt. Die Wanduhr hat man vergessen aufzuziehen, doch heute bleibt sie nicht stehen, geht freiwillig weiter, aber ganz leise, wie auf Socken, und der Zeiger weist bereits der guten Stunden erste. In der Küche unten — wer vorübergehend hineinguckt — da leuchtet, prasselt und duftet es; Ochsen, Kälber, Schweine, Hasen, Enten, Hühner — die halbe Arche Noahs hat sich opfern lassen und macht zum schlimmen Spiel jetzt gute Miene. Im Keller werden Fässer „angebeilt“, Flaschen aufgerichtet vom Boden, wo sie, halb mit Erde bedeckt oder mit Staub, manches schöne Jahr verschlummert haben. Sie kommen aber noch früh genug.

In den Feststuben sind die Tische zurecht gestellt und schier hochzeitlich gedeckt. Ein Pärchen oder das andere sitzt schon da um einmal etwas Wein zu kosten, denn heute wollen wir einen süßen, weil „sie“ da ist, und einen leichten, weil wir's bei etlichen Gläsern nicht bewenden lassen können.

Hallo, jetzt hört man munteren Lärm unten vor dem Hause, die Treppe herauf erschallen kräftige Fußtritte, auch weichere tappen mit — sie rücken an.

Die Thür springt auf. Der Birnbaumsepp von Dunnersbach und seine Liebste, die Margarethel, Juch! Der Kraxentoni und die Seinige. Juch! Der Oberstamer Michel und seine Regerl. Und ihre Schwester, die Kathrin. Juch! Juch! Die Kniereiter-Buben und die Dirndln von Sunnberg; dort sind sie schön zeitig worden in der „Sunn“, haben Wangen wie die Bartelmei-Aepfel, so herzig weiß und roth; und Zähne wie Kirschbaumblüh' lachen hervor zwischen den nelkenrothen Lippen.

„Grüß Gott, Buben;“

„Grüß Gott, Dirndln! Ihr lieben, ihr herztausigen, ihr himmelherrgottsvertrampelten Weiberleut! Juch! Juch! Juch!“

So fahren sie zusammen. Der Schützenhans ist von seinem Stuhl aufgesprungen, hopst ihnen entgegen und schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge.

Der Tonel von Sunnberg taumelt er zu und trillert:

„Mein Dirndl is sauber
In Sunntagwandl,
Und vor lauta Liab
Fibern ihr d' Fürtabandl!

Mein Dirndl kon tonzn,
Steht her wir a Pflonzn,
Draht sich um wia da Wind,
Wan's da rechti Bua nimmt!"

Der Kumpfhies, auch der Dodlraufer sind da, und Andere. Die Kathrin schreitet kühnlich voran, ihr thut keine Wahl weh, wem sie ihre Grußhand soll bieten. Dem Hies. Aber der läßt sich mit einer Hand nicht genug sein, er nimmt auch die zweite und so stehen sie da und lachen sich an. Man merkt es gleich, das sind alte Bekannte.

„Ist das Unkraut auch da!" sagt die Kathrin, denn bei den Bauersleuten: je spottender das Grußwort, desto besser ist's gemeint.

„Freilich bin ich da", antwortet der Hies, „ich will mich neuzeit halt alleweil vor den sauberen Weibsleuten verstecken und so bin ich auf den Tanzboden her, daß sie mich nit finden sollten."

„Ein rechter Lapp bist!" ruft sie und fächelt mit der flachen Hand gegen sein Gesicht hin, „mir scheint, Du bist noch der nämlich' Spitzbub, als der Du in Grosdorf bist gewest!"

„Kann schon sein", schmunzelt er. Sie verstehen sich.

Am Tisch, dort steht der Schlägler Franz — der mit dem Blondkopf. Er ist schon in einer Unterhandlung mit der Christel. Schier bescheiden neigt er sein Haupt vor und wartet auf Antwort. Sie macht sich mit den Fingern was zu thun und schlägt auch ihre Augen d'rauf nieder und stellt sich, als ob ihr die Fingernägel wichtiger wären als das Anliegen des Franz. Die kurzen Worte, die sie nebenbei so heraushaucht, die deuten schier mehr auf nein, als auf ja, aber plötzlich thut das Köpfchen ein ganz leichtes Nicken. Der Franz hat's nicht übersehen. Er schiebt ihr den Stuhl hin zum Niedersitzen. Die Frau Wirtin ist schon da mit Wein. Ein Bruderwein wird's, wo ihrer Mehrere mit einander trinken, denn heute wollen sie einmal gemüthlich beisammen sein, heißt das, wenn —.

Ganz hinten am Tisch, schier im Spielleutwinkel, dort sitzt er und lauert. Der wüßte schon Manche zu kriegen, weiß aber Keine festzuhalten, und darum will er Anderen auch Keine gönnen. Ihm geht's heute gar nicht um's Tanzen und Singen, ihm geht's um's Stänkern. Ihm geht's nicht um die Dirndln, aber um's Raufen. 's ist auch Einer von denen, die keine Unterhaltlichkeit finden bei einer Kirchweih, wenn nicht gerauft wird. Allerhand Finten hat sich die Frau Wirtin schon ausgedacht, wie sie den Studel-Stin heut' aus dem Haus brächte. Es ist ein Jammer um die Gläser, um die Fenster, um die Stuhlfüße, die Der allemal kostet.

Mitten in die Fröhlichkeit schreit die dünne Stimme des kleinen Bartwedel-Peter hinein: „Leut', aus ist's! Geht's eilends! Im untern Dorf beim Kreuzwirt soll ein gottssträfliches Raufen sein. Mit Dreschflegeln schlagen sie sich die Köpf' ein und bei der Hausthür rinnt schon das helle Blut heraus!"

Der Studel-Stin hörts. Er hebt sich, schleicht pfauchend an der Wand hin, huscht zur Thür hinaus.

Der kleine Bartwedel-Peter hebt an zu kichern, da verstehen sie ihn und lachen und laden ihn ein, ihr Gast zu sein den ganzen Abend.

„Aber wenn er wieder zurückkommt!" gibt der Birnbaum-Sepp zu bedenken.

„Der kommt heut' nimmer zurück," versichert der Peter. „Das Kreuzwirtshaus ist voller Leut', Holzknecht' sind dort, Schmiede sind dort, ungarische Drescher sind dort, Italiener und allerhand Leut'. Wenn nicht schon gerauft wird, bis er hinkommt, der Stin, so hebt er frisch vom Fleck weg selber was an und macht nicht früher Feierabend, als bis er aufgeladen hat. Und wem die Schmiede und Italiener einmal den Buckel voll laden, der geht

am selbigen Tag nimmer auf den Tanz aus.“

„Wahr ist's. Trink, kleiner Peter! Trinken sollst!“

„Und nachher, wenn wir stark sind, nachher, Spielleut', rührt's Euch!“

Noch Eins. Habt Ihr die Kleine schon stehen gesehen hinter der Thür, beim Ofen? Die ist gar still und ernsthaft, begnügt sich einstweilen nur mit dem Sehen und Hören, was da vorgeht und bleibt stehen wie angewachsen. Derselbige, den sie meint, der ist noch nicht da. Sie wartet auf ihn, das kann sie sich selbst nicht leugnen, aber so oft Einer draußen die Stiege heraufgeht, zittert ihr das Herz aus Angst, er möchte kommen. Sie geht überall hin, wo sie glaubt, daß er zu sehen sein könnte, und ist er nahe, so weicht sie ihm aus. Sie ist allemal trotzig, so oft er ihr was Freundliches anthut, sei es ein Gruß, sei es ein gutes Wort; und sie weint sich allemal die Augen roth, wenn er vorbei ist. — Sie steht da und ist in ihrer Unschuld, sie weiß noch nicht, was kommen muß.

Er wird kommen und sie einladen zum Tanz. Sie wird widerstreben und doch an seinen Armen hängen, zitternd wie eine Taube, die in die Hände eines kecken Jungen gerathen. Er wird ihr süßen Wein vorsetzen, sie wird sich weigern zu trinken und doch das Glas, das er ihr selber zum Munde führt, nicht zurückstoßen. Er wird treuherzig anfragen, ob er sie einmal am Fensterlein darf begrüßen. Sie wird ihn empört abweisen und doch in der nächsten Samstagsnacht vergessen, das Fenster zu schließen. Er wird die Leiter anlehnen, sie wird ihn angstvoll beschwören, davon abzulassen und wird von ihrem Fenster aus doch die Leiter halten, daß sie nicht umfällt. Wenn er heransteigt, wird sie das Fenster zumachen, aber versäumen, den Reiber vorzuschieben. Wenn er hineinsteigt, wird sie drohen mit Lärm und Hilferuf, und wird flehen, daß er leise auftrete, leise! Sie wird sich zur Wehr setzen, aber ihre weichen Arme werden sich biegen, mit den Händen wird sie sich das Gesicht verdecken und schluchzen . . . .

Das ist nicht Koketterie, ihr lieben Leute, das ist der Kampf zweier Gewalten, die im Weibe wohnen. Welche von den beiden siegt? Ich vermuthe, Ihr wisset es. Ist der Bann gebrochen — mit dem ersten Kuß geht eine neue Sonne auf.

— Dirndl, er kommt! Er sieht sie stehen, allein und zagend. Ohne viel Gruß und Fragen nimmt er sie an dem Arm — just heben die Spielleute an — Juchhe! der Tanz beginnt.

Sepps Brief.

Die Wirtstochter zum „Löwen“ schickt zu ihrer Freundin, der Kathrin, sie sollt eilends kommen, es gäbe was Neues.

Lange genug hat's gedauert, sechs Wochen lang, bis der Herr Kaiserjäger so gnädig war, einen Brief zu schicken. „Keine Andere mein Lebtag nicht!“ Dieses Wort hat er beim Abschied gerufen und hat dabei die Hand an die rechte Brust gelegt. — „Du Sepp!“ hatte damals die Grethel gesagt, „wenn Du bei diesem Schwur die Hand auf's Herz willst legen — das ist auf der linken Seiten!“ — „Dirndl!“ war seine Antwort, „bei mir ist es anders, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck!“ — So hatten sie sich damals auseinander gescherzt, und heute ist endlich ein Brief da. Ein Brief und eine Photographie. Die Beine kerzengerade gespreizt, den einen Arm an ein fürnehmes Tischel gestemmt, die andere Hand am Bajonnettgriff, „Bauch hinein, Brust heraus“, auf dem munter gehobenen Köpfel den Tschako, so steht er da, schier wie ein General, aber ein junger.

Das Couvert ist arg zerfetzt, man merkt, daß die Finger etwas ungeduldig gewesen sind. Kein Wunder,

den Schatz auszugraben mit bluteigenen Fingern!

Und was schreibt er? Die Kathrin guckt der Grethel über die Achsel. Daß alle Zwei so vergnügt lächeln wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß die Kathrin ihren Liebhaber schon im Trockenen hat — sie ist verlobt mit dem Bäcker Lois. Trotzdem verlangt sie's zu wissen, was der Sepp schreibt.

Der Brief ist sehr schön und am Rande mit Blumen bemalt.

„Herzliebste Grethel!“ schreibt der Sepp. „Wann Du diesen Brief lesest, werden Dir 1000 güldene Grüße entgegenströmen! Denn jedes Wort in diesem Brief soll bereits ein brennheißer Kuß sein! Alsdann, wir sein zwar jetzt nun ziemlich weit von einand, aber ist mein Sinn doch stets immer bei Dir, Tag und Nacht und sonst auch! Nur das thut mich ängstigen, wann Du mir wohl gewiß treu bleibst, und wann ich vor dem Feind stehe und die Kugel in der Brust, Dich kann ich niemals und im bitteren Tod nit vergessen!“ —

So geht's fort und es ist gottlos, daß die schönen Leserinnen lachen. Wüßten sie, wie dieser liebesinnige Brief zustande gekommen ist, sie würden nicht lachen, die Grethel noch am allerwenigsten. Der Sepp hat einem Kameraden für das Briefschreiben eine Maß Bier zahlen müssen und für die „Kugel in der Brust“ und den „bitteren Tod“ wollte der Schreiber noch ein paar Würste obendrein haben.

Jetzt halten die Freundinnen Rath. Sollen sie den Brief unbeantwortet lassen oder sollen sie den lustigen Kaiserjäger ein wenig foppen? Sie entschließen sich für das Letztere; der Sepp hat auch schon Manche gefoppt.

Die Grethel schreibt ihm, daß, seitdem er fort sei, die Welt ein Loch habe, daß sein Herz — gleichwohl es am rechten Fleck sitze — liebeskrank sein müsse, wenn es an ihrer Treue zweifeln könne, daß ihr sein trauriges Wort vom bitteren Tod Nächte voll Thränen gekostet habe und daß sie ihn schließlich um Gotteswillen bitte, nicht auf das Schlachtfeld zu ziehen, weil sie dort auf Leute schießen thäten. Sein Bild, das hienge bereits über ihrem Bett, aber mit dem Gesicht gegen die Wand; ehevor der Pfarrer nicht seinen Segen gegeben, könne sie es anders nicht dulden, denn er solle einst an ihr ein tugendsames Weib haben, wie er es verdiene u. s. w.

Lachend bringen die beiden Schalkinnen diesen Brief zu Stande und geben ihn auf die Post.

Fast „umgehend“ schreibt der Kaiserjäger zurück, ihr geliebtes Schreiben mache ihn glücklich über alle Maßen und am meisten gefreut habe ihn, daß sein Bildnis über ihrem Bette hienge und sein Gesicht gegen die Wand kehre. Das sei die gebührende Stellung, womit er verbleibe ihr ewig treuer Sepp.

Jetzt lacht die Löwenwirtstochter nicht mehr. Jetzt weint sie vor Zorn. Und das schwört sie: „Wenn er erst der Meinige ist, den Spott soll er mir büßen!“ Früher hat sie ihn gefoppt, aber jetzt haßt sie ihn, und haßt ihn so sehr, daß sie ihn heiraten will.

In der Sennhütte.

Die Hübschheste schickt der Bauer nicht hinauf in seine Sennhütte, das ist wahr; sie geht schon selber. Schon am Leihkauftag, wenn der Bauer die Dirn dingt für's nächste Jahr, nimmt sie sich das aus: „Mit Lohn und Gewand will ich Dich nit überhalten, aber gehen thu' ich nur für's Vieh. Bin auch heuer beim Vieh. Zum Vieh kann ich mich schicken, das wird Dir mein jetziger Bauer sagen, das Vieh hat mich gern. Wenn Du auf mich anstehst, ich komme schon zu Dir, ich bleibe mein Lebtag beim Vieh. Und im Sommer laßt mich auf die Alm.“

„Ah na,“ meint der Bauer, „auf die Alm, das wär' Schad' um Dich.“

„Nachher mögen wir nit gleich werden. Steck' ihn nur wieder ein, Deinen Leihkauf."

„Zum Dunner! Wesweg willst denn just auf die Alm?"

„Von wegen der Gesundheit. Der Doctor hat's geschafft, sagt er, ich thät blutschwach sein, da sollt' ich Almluft haben, sagt er."

Wenn man sie anschaut, sie ist richtig ein wenig blaß im Gesichtel, kunnt ihr nicht schaden, ein kecker, frischer Almwind.

„In Gottesnam'!" sagt der Bauer, und also geht sie zum nächsten Sommer im Gottesnam als Sennerin auf die Alm.

Einen Jakobi-Segen hat die Dirn — noch von ihrer Ahne her, einen Brief mit Leiden-Christi-Bildern geziert und „kräftige Gebetter" enthaltend. Schon ganz braun vor Alter, abgegriffen, abgeküßt und arg verknittert. Das macht aber nichts, die heilige Weih' hat er doch, sie steckt den Segen an den Busen, wohlverwahrt hinter dem Mieder. Jetzt kann ihr nichts geschehen, er beschützt, wie es zu lesen steht, vor Krieg und Pest, vor Feuer und Brand, vor Räuber und Mörder und aller Gefahr des Leibes und der Seelen.

So einen Segen möchte er auch haben, meint der Holzknecht Domini, der in der Sennhütte einkehrt. „Wo hast ihn denn?"

Sie sagt es nicht, er kann sich's denken und hebt an zu suchen.

Und mag es bei Anderen auch so sein. Der Pechtoni fürchtet sich vor dem Krieg und geht auf die Alm; der Geier- im Hag-Veit hat Angst vor der Pest und geht auf die Alm; der Friesel-Bub hat einmal ein Haus brennen sehen, seitdem träumt er alle Nächte von Feuer und Brand, er sucht Schutz bei dem Jakobi-Segen und geht auf die Alm. So wird die Sennhütte eine Zufluchtsstätte von allerhand Leuten. Die setzen sich des Abends um die Sennerin herum, rauchen ihr die Hütte mit starkem Tabak voll und auch ihre Reden, die sie mit der Dirn führen, sind starker Tabak. Das macht ihr nichts, sie ist das Rauchen gewohnt und bleibt gesund dabei. Darum sage ich, es geht nichts über das Abhärten in der Jugend. In der Bauernschaft weiß man es schon mit zehn Jahren, wo Barthel den Most holt; man kann's ja in jedem Stall, an jeder Hühnersteige erfahren — und ist weiter nichts d'ran. Ist besser, wie das Neugierigmachen mit dem Geheimthun, das Vertuschen und Absperren, während Jeder das warme Blut in seinem eigenen Leib hat. Das Blut will ehrlich behandelt werden, versteht Ihr? Und bei gesunden Leuten, die nicht durch prüde Bücher und pädagogische Schliche verdorben werden, die wacker arbeiten müssen und bei denen sich manche Begierde durch das Ventil derber Reden auspfeift, ist's im Allgemeinen nicht so schlimm. Es müßte ja sonst bei der herrschenden Zügellosigkeit in wenigen Generationen Alles zu Grunde gehen da draußen in Dörfern, Wäldern und Bergen. Die junge Sennerin auf der Alm wird nicht mehr leicht überrascht; sie kann ruhig bleiben und die Vernunft mitreden lassen, sie ist schlagfertig und gibt den kecken Burschen ihr Theil zurück, daß sie mit langer Nase abfahren müssen.

Eine Einsiedlerklause ist die Sennhütte nicht, das versteht sich, obwohl also mitunter ein frommer Waldbruder darin hockt, der das gewisse Glöcklein läutet und nach dem Jakobisegen späht. Und warum soll die einsame Dirn nicht ihren Kameraden haben? Einer ist ihr genug; Mehrere wären ihr zu wenig, sagt sie, denn sie will einen ehrlichen, braven, tüchtigen Burschen haben. — Man hätte wohl auch andere Erfahrungen, aber ich meine das: Was sich Jeder denken kann, das braucht man nicht laut zu sagen.

Der Capitelbot'.

Ein alter Volkstypus aus Niederösterreich.

Geschildert von E. J. Freunthaller.

Decanat-Post-Expediteur nennt er sich und hat das Recht dazu; denn er befördert die Verordnungen, Decrete und ähnliche Dinge im ganzen Decanate.

Er ist Postillon des Decanat-Vorstehers und hat zum Gefährt' des Schusters geflickte Rappen. Er hat Anspruch auf Unsterblichkeit, denn er geht schon mehr als seit einem Jahrtausend von Pfarrhof zu Pfarrhof, vor 1870 auch von Schulhaus zu Schulhaus und die heutigen Postbeamten nennt er nicht Collegen, sondern Enkel (Ahnln). Gibts einen ewigen Juden, sagt er, so gibt's auch einen ewigen Capitelboten und damit trotzt er dem Dampf und der Elektricität, und trotzt auch dem zwanzigsten Jahrhundert entgegen und hat nur sein Lächeln dazu.

Freilich setzt ihm die Neuzeit das Messer schon an die Kehle und der arme Mann ist ein hinfälliger Greis und Todesahnungen füllen ihm sein Gehirn im Traum und Wachen, doch kann ihm, wie er behauptet, nur der heilige Vater in Rom den Todtenschein ausstellen.

Stolz trägt er seinen Capitelbotenkopf, denn er hat Geheimnisse in seinem Ranzen. Er bringt Lust oder Leid in die Pfarrhöfe, oder sonstige Lehre. Und er ist auch der Thermometer seines gestrengen Herrn, welcher Dechant in N. ist. Bringt er Freude, tritt er schmeichelnd auf, bringt er aber Leid, nachher tritt er so stolz auf, daß er seine Kehle weit vor der Nase hat. Und somit weiß der Pfarrherr nachher allemal, ob der Mann Gutes oder Schlimmes bringt.

„Der Capitelbot' kommt!“ Der Ruf ist allemal ernst und schallt durchdringend im ganzen Pfarrhofe.

Schon am Geläute der Thürglocke erkennt der Pfarrherr, was er bringt. Ertönt die Glocke ruhig, gemessen, so bringt er gewöhnliche, harmlose Dinge; schrillt sie aber auf in kurzen, heftigen Tönen, nachher ist Wichtigkeit in der Botentasche. Der Pfarrherr erscheint selber. Nur einen kurzen Blick wirft er auf die eintretende Botengestalt; denn er weiß alsbald, was er zu hoffen oder zu fürchten hat. Tritt ein entblößter Scheitel zuerst ein, nachher glättet sich des Pfarrherrn besorgtes Gesicht.

Schier zwölfmal im Jahre tritt er seine Rundreise an und allemal fordert er das Postporto zum Empfang — von jedem Pfarrgehöfte dreißig schöne Kreuzer.

Schon im Dorfwirtshause wird er respectvoll begrüßt. Mancher Bauer, der vor seinem Pfarrherrn zeitlebens den Hut nicht rückt, reißt vor'm Capitelboten seinen Kopfdeckel weg und küßt die Capitelbotenhand mit gestammeltem: „Euer Exellenz! Gnaden!“

„Es ist halt dennoch gut, wenn ein Capitelbot' gut lesen kann!“ sagen die Bauern und Knechte, nachdem derselbe ihnen aus seiner geheimnisvollen Tasche eine Vorlesung gehalten. Und somit erfahren die Pfarrkinder alle Decan-Nachrichten um Vieles früher als der Pfarrherr selbst und muß der noch dreißig Kreuzer nebst Jause darauf

zahlen. Nun ja, der Capitelbot' ist freilich nirgends beeidigt und getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude aber doppelte Freude.

Vor 1870 sprang er auch die Schulmeister an, ihnen gleich auf Brust oder Genick mit einem Sprung. Je nachdem so eine Schulmeisterseele im weißen oder schwarzen Büchlein stand, darnach benahm sich der Bot'. Benahm sich entweder sehr herablassend, mit halbgeschlossenen Augen und Lippen, dabei ein Lied säuselnd, oder er guckte starren Leibes unablässig an die Zimmerdecke, dabei mit hervorquellenden Augen nach allen Seiten schielend.

Brachte er Gutes, dann sagte er schon bei der Thür: „Wir können diesmalen gratulieren, denn wir sind diesmalen zufrieden mit Ihm! Mög' Er uns stets erfreuen mit Seinem diesmaligen Eifer und Seiner diesmaligen Verwendbarkeit im Dienste!"

Brachte er Schlimmes, nachher hüstelte er vornehm, strich sich das Kinn und rief zur Zimmerdecke empor: „Wir sind diesmalen höchst mißgestimmt zu Ihm! Er mag hier lesen!"

Oder er trat gar polternd auf und gab dem todesgeschreckten Schulmeister eine derbe Lection. Gab Rügen und behielt den Hut auf dem Kopfe. So ein Kapitelbot' rügte oft sogar den Kindersegen im Schulmeisterhause.

Auf gleiche Art echot er auch in den Pfarrgehöften. Gegen Kapläne benimmt er sich stets sehr reserviert, wann er auch zeitlebens nicht so viel Jahre ernst gearbeitet hat als so ein armer Kaplan im harten Studium verbrachte. Herr ist er!

Nun bildet sich so ein Capitelbot' auch allemal zum ordentlichen Pfarrhof-Spion aus, und darum hat er Stielaugen. Capitelbotenaugen sind abnorme Augen, sie können hinterrücks, können im Winkel und in Spiralen blicken.

Geht so ein Capitelbot' mit Pack vom Dechantshof weg, dann stellt er es allemal an, daß er zur rechten Zeit bei diesem oder jenem Pfarrhofe gut frühstücken, gut mittagmahlen, gut nachtessen, etwa noch gut übernachten kann, überhaupt, daß er's gut trifft. Und er trifft's gut, geht aber vorher noch in die Wirtsstube, um diverse Dolche, Messer, Scheren u. dgl. gehörig schleifen zu lassen durch böse Mäuler — also, um auszuplaudern und auszuhorchen. Plaudert aus, horcht aus und macht darnach seine Geschichte.

Wie gesagt, setzt die Neuzeit schon das Messer an seine Kehle und hoch oben greift man schon nach der Feder, um seinen Todtenschein auszustellen.

Vor seinem Herrn, dem hochwürdigen Herrn Dechant, hält er den Scheitel stets im Niveau mit seinen Sohlen, denn just so tief bückt er sich. Thut's aber vorlings. Vor dem Pfarrherrn macht er den Bückling rücklings, just, daß er nicht überschnappt. Deswegen hat der Pfarrer den Capitelbotenleib mit Wein derart zu erweichen, daß derselbe wieder mehr nach vorne rückt, und thut gut daran.

Kam einmal so ein Capitelbot' zu seinem Herrn nach der Rundreise und lobte diesen und jenen Pfarrhof über alle Maßen, während er andere hochverdiente Priester schandvoll in Schatten stellte. Der Herr Decan aber witterte den Wein und that darnach.

Nach etwa vierzehn Tagen ließ er den Capitelboten rufen. Auf dem Decantisch aber standen fünfzehn weingefüllte Gläser.

„Hab' da von jedem Pfarrhof im Decanate ein Flaschel bringen lassen! Kommt her jetzt, Capitelbot', und probieren wir mitsammen die Pfarrhöf', ob sie was taugen!"

Der Capitelbot' hockte sich hin und kostete, trank und kostete wieder.

„Der da von Albertshausen!" machte er. Der Decan schüttelte den Kopf.

„Von Simonshofen!" entgegnete er. Jetzt fuhr der Capitelbot' in die Höh'.

„Hab' ich's nicht gesagt? Hab' ich's nicht gesagt? Alles falsch, was von Simonshofen kommt! Der Wein ist ein Albertshauser allemal!"

„Und doch ist's ein Simonshofer!" machte der Decan mit überlegenem Lächeln, und so war es auch.

„Ich sehe schon," fuhr der greise Decan fort, „aus Euch spricht nicht der Wein, denn im Weine soll Wahrheit liegen; sondern aus Euch spricht der Saufmagen, der gezahlten Bauernschnaps geschluckt hat!" und hieß ihn gehen. Der Capitelbot' wußte jedoch, daß er allmächtig sei und rächte sich in der Folge bitter an dem mißliebigen Pfarrhof.

Er ist sonst ein ganzer Mann, doch fehlt ihm die Hauptsache: der Zopf hinten, den er mit aller Berechtigung tragen dürfte oder müßte.

Doch lassen wir ihn wandern; der Capitelbot' nähert sich ja doch als letztes „Hauptstück" einem neuen „Abschnitte" und die Zeit wird ihm allenfalls den Schlußpunkt als Denkmal setzen.

Auf einem Grabkreuze irgendwo steht zu lesen:

„Hier ruht Franz Roth,
Gewesener Capitelbot'."

Schnaksn.

Lustigi Gschichtln und Bildln in steirischa Gmoansproch.

In Pfora sei Bruada!

Mein Pforer in Kirchboch is s haftn guat ohkema. Der nimbb in Willn fürs Werk und moant, wos da Mensch thuat und loßt, entscheidet Wissn und Obsicht. Is ah gonz richti.

Do kimbb da Pforer amol af da Gossn mit sein Bruadan zsom, der a Baur is z Kirchboch.

„Recht is s ma, daß ih Dih siach, Bruada," redtn da Pforer on, „ih hon a por Wort z redn mit Dir."

„Jo," sogg da Baur, „ih holt scha still; red her."

„Bruada," sogg da Pfora, „in vorign Sunta host ma wieder amol nit gor viel Ehr gmocht! — Host wieder amol trunkn!"

„Ah, wegn den!" moant da Baur. „Derawegn wirst ma nit bös sein, Hochwürdn. Schau, a wenk trinkn is jo douh nix Schlechts. Wan ma Durst hot! Daß oana koan Rausch trinkt, sa gscheit is mar a son."

„Schön!" sogg da Pfora. „Dos is alfo koan Rausch gwen, in da vorign Suntanocht, wia's Dih ban Hoamgehn hin und her draht hot, daß da d Londstroßn z eng is worn!"

„Hi hi," locht da Baur, „d Landstraßn, moanst! Hin und her draht! Wettn will ih nix, Pforar, as war a Räuschl! Oba woaßt, Pforar, as hots Reambb gsechn. Und däs is d Haubbsoch. Nur kan Aergernuß! sog ih ollamol."

„Reambb gsechn, moanst? Daß ka Mensch af da Stroßn war, moanst, Obnds, wan d Leut von Wirtshaus hoamgehn!"

„In Gottsnom, so hobn s mih holt gsechn, wos ligg dan dron! Wan s mih na nit dakennt hobn! Däs is d Haubbsochn."

„Nit dakennt hobn!" sogg da Pfora gonz gschmirt. „Sa wern holt da Bruggnhiasl und da Stoanschloga Thomas an frembbn Menschn af da Stroßn zsomklaubn, oana z Kopfn und

oana z Füaßn onpackn und in Dei Haus trogn! Han!"

„Ah wos!" schreit da Baur, „dakennt hin, dakennt her. Wan ih na selba nix davon woas."

Die Gonsleber.

Wia da liabi Herr Christus und da Petrus noh af der Welt umanondagonga sein, do sein s amol mit an Hondwerchsburschn zsomkema. Und wia s da Hondwerchsbursch hot wohrthon, daß die Zwen a foasti Gons ba se hobn, a zeckfoasti Gons, de da Herr Christus fürn Pfingstsunta kafft hot — loßt er sih neamer ohschittn und zodlt mit.

Do legn sih die Zwen, da Herr und da Petrus, amol in da Mittogshitz awenk unter an oltn Birnbam, daß s a Schlaferl mochadn, und trogn in Hondwerchsburschn auf, der sul sa guat sein und sul daweil die Gons brotn. Gern thuat er s, da Bursch, ei jo, is a kamodta, williga Mensch. — Nau aft nochha, wia die Zwen munta wern und guats Muats onhebn zan schmausn ban Gonsbradl, sogg da Herr gach: „Ees, wo is dan d Leber?"

„D Leber?" frogg da Hondwerchsbursch, „wos für a Leber?"

„Oba die Gons wird doh a Leber ghobb hobn!"

„Sult ma moan," sogg da Hondwerchsbursch, „ih glaubs selba, daß ah a Leber do sein sult, gleihwul ih ghört hon, daß s in der Gegnd do a Gottung Gäns gebn sul, de koa Leber hobn, oder a so a kloanwinzigi Leber, daß ma s klewa gsiacht."

„Du Bua!" sogg da Herr Christus gstreng zan Hondwerchsburschn, „laugns nit! Du host da d Leber selba zuaglegg!"

Do springg da Bursch auf und schreit: „Na, do muas ih bittn! Ih d Leber gstuhln! Ih, der nix hot af da Welt wia sein ehrlichn Nom! Den ah noh raubn! Is ma mei Leppa noh nit possirt. Dos is da Dank, daß ih Hulz zsomtrogn und Feur gemocht und die Gons brotn hon, daweils Ees af da fauln Haut seits glegn! Dos wir ih ma mirkn!"

„Nau, nau, nau!" sogg da Herr, „brauchst derawegn nit gar a so aufzbegehrn. Wird sih jo weisn."

In Tog drauf is s, wia die Drei über a Bruggn gehn, wird in Hondwerchsburschn af oanmol wirbli und er follt in Boch.

„Host d Leber gessn?" froggn da Herr.

„Und wan ih dasaufn muas!" gurgelt da Bursch, „ih bin unschuldi." — Af dos kimpp er glückler afn festn Bodn aussa.

Wieder in Tog drauf schlofn die Drei af an Heustodl; da Hondwerchsbursch thuat mit seina Tabakpfeifn um, af jo und na brinnt da Stodl und da Bursch is mittn in Feur.

„Host d Leber gessn?" froggn da Herr.

„Und wans mih brotn wir an Ochsn!" schreit da Bursch, „ih woas nix va da Leber!" Af dos hotn da Nachfonkkirer aus n Feur grissn.

Wieder in Tog drauf kemmen s oll Drei af an Kiata. Do wird an Kroma sei Geld gstuhln; in Hondwerchsburschn hobn s as ziechn, packn an zsom, wölln an aufhenkn.

Wian scha da Strick um an Hols is, froggn da Herr Christus: „Host d Leber gessn?„

„Und wan s mih ba die Füaß aufhenkn!" schwirt da Bursch, „Ih hons nit und ih hons nit gfressn!" — Hoaßts: da Kroma hät sei Geld wieda gfundn; hobn an Hondwerchsburschn ausglossn.

Hiaz is da Herr fuchti und er sogg zan Petrus: „Du, däs is a vadonkta Strik, der Hondwerchsbursch. Ih kon mochn wos ih will, ih bring eahms nit aussa!"

„Herr," sogg da Petrus holblaut, „däs Vulk kennst Du nit. Dos is a Böhm! Loß mih mochn. Ih wir n

gleih hobn. Leg Dih selm hinta d Hedschnstaudn, und gstell Dih, as wia wanst schlofn thast."

Richti, da Herr geht drauf ein. „Ih woas nit," sogg er laut, „daß ma heint da Schlof aso zuageht! D Hitz mochts. Ih muas mih awenk in Schotn legn."

Daweil er schloft, thuat da Petrus sein Geldbeidl ausser, laart n af a Bret aus und thoalt s Kupfageld in vier gleichi Häufla. Do schleicht da Hondwerchsbursch schen stad zucha, gugg und gampp aweil und frogg af d Leßt: „Bruada, wos thuast dan do?"

„Geld zähln," sogg da Petrus, „woaßt, unsere Weg wern hiaz bold ausanondagehn und sa miassn mar unter uns in Bedlpsening thoaln. Schau amol, d ä s Häuferl, däs ghört in Herrn; s zweiti do, däs is Deins, und s dritti ghört mei."

„Und s vierti?" frogg da Bursch.

„Freunderl," moant da Petrus und leggn d Hand af d Ochsel, „va den kriagst Du nix. Däs Häuferl ghört in Sebin, der dafür gsorgg hot, daß mir Ondern uns in Mogn nit vadorbn hobn. Nix schlechters fürn Mogn, as wir a Gonsleber. Däs Geld ghört Den, der d Leber hot gfressn."

„Mir ghörts!" schreit da Hondwerchsbursch, „meina Seel und Goud, d Leber — ich h o n s gschmaust!"

Da Gonsholda-Jogerl.

Auweh! Wos is dan in Jogerl widafohrn! In Gonsholda-Jogerl? Huckt selm afn Roan und rehrt. Kimbb sei Baur daher.

„Nau," sogg er, „Jogerl, wos fleust dan?"

Sogg da Jogerl vadriaßli: „Na, l o c h n wir ih nit!"

Frogg da Baur: „Hot da leicht da Fuchs a Gons gstuhln?"

Sogg da Jogerl: „Na, b r i n g a wird er ma s nit!"

Frogg da Baur: „Jo, bist n dan nit nochglassn?"

Sogg da Jogerl: „Na, v o r a u s lassn wir ih n nit!"

— „Is er leicht üban Berg gsprunga?"

— „Na, u n t e r n Berg durchi nit!"

— „Bist leicht stinkfaul af der Erdn glegn?"

— „Na, afn F i r m a m e n t obn nit!"

— „Nau gfreu Dih, Jogerl, Dir wir ih die Gons von Lohn ohziachn!"

— „Na, d r a u f g e b n werd a ma s nit!"

— „Kerl Du! muaßt dan olla=mol s leßti Wort hobn!"

— „Na, s e r s t i loßt a ma nit!"

— „Wart, ih wir da weitahelfn!"

— „Jo — s t e h n b l e i b n wir ih nit!"

Da Baron und sei Reitknecht.

Ja, wia da Baron gstorbn is — de scheni Leich! A wundascheni Leich! Sechs Rössa hobn s ongspont, üban Wogn obnauf hot an eisnana Ritter aussagschaut, weil er amol an Ofazier is gewen, da Baron, und hintn hobns an gonzn Haufn Kranzlwerch noch=gschlepp, und die Gloggan hobn gscheafelt a gonzi Stund, daß ma s Winseln nit hot ghört.

Wos für a Winseln? Jo! da Herr Baron is daweil schon in da Höll gsessn und hot gwinselt.

In erstn Tog, nau, do is s noh gonga, do hot da Tuifel noh gsogg: „Heint fonga ma noh nit on, Herr Baron, heint kon Er an Spoziergong mochn durch d Höll, daß Er die Oert=lichkeitn und Einrichtungen und Bräuch awenk kon kena lerna. Wird ah guat sei, wan er sih in ondern Tuifeln vorstellt. Ma kon nit wissn!"

War recht. Oba viel Schens hot er nit gsechn af sein Spoziergong und kunt ah nit sogn, daß er n extra guat ongschlogn hät. Guatn Bekontn is er begegnt: In Dokter Eisnbort, in General Pumperer, in Prolotn va Sanct Anton, in Hofroth Kraucher,

und af oamol siacht er ah sein liabn Reitknecht Johann, der an etla Wochn vor eahm gestorbn is.

„Euer Gnodn!" schreit da Johann und reißt sei Butln von Kopf, „jo wos is dan däs? Wos gibb ma d Ehr, mein liabn gnädin Herrn do heruntn z sechn? Wul do eppa nit af länga? Wul doh nar af an kloan Bsuach?"

„Mei liaba Johann!" sogg da Baron, „freili wul af länga."

„Jo, wia war s dan migla!" schreit da Reitknecht, „o so a guata, brava Herr! Sa viel ormi Leut beschäftigg, daß s nit gonz dahungert sein! Olli Wochn in guatn Freundn a pormol grossi Tofeln gebn! Fleißi in die Kirchn gongan und olli Freitog lauta Fisch und Humern und Mehlspeisn! Und hiaz do heruntn! Jo, däs war doh nit zan glabn!"

„Is holt doh a so, mei Du!" sogg da Baron gonz vazogg, „woaßt, ih — as is holt a so a Sochn — woaßt, a wenk z viel Baurn gschundn hon ih. In ormen Leutn Geld ohzogn, eahna va mein Hirschn s Kraut fressn lossn und nit dastot't. Ollaweil na mei Vamögn grössa mochn wölln — Baurndörfa zsomkafft, Gschlössa zsomkafft, af da Bank gspielt, ollaweil na Geld, mehra Geld — und olls vawegn an nixnutzign Sohn, der hiaz, wia ma hört, die gonz Wix wieda durgbringg. Rössa! Spielkortn! Mentscha! Sauba sul er s treibn hiaz, der nixnutzigi Bengel! — Oba sog ma, Johann, wia kimst dan Du do her? Ollaweil sa brav und treu und hormlos gwen! Wos host dan nur Du gmocht?"

Krotzt sich da Reitknecht hintern Ohrwaschl und sogg: „Holt ebn in nixnutzign Bengel!"

Erklärung: Hasn: fast. ohkema: zu verkehren. umanondagonga: umhergegangen. ohschittn: abschütteln. fuchti: zornig. gampp: schielt. in Sebin: denselben. rehrt: weint. gschnafelt: geläutet, geschrillt.

Kleine Laube.

Habt Dank, Ihr guten Leute!

Habt Dank, Ihr guten Leute,
Für dieses reiche Mahl,
Das Ihr mir aufgetragen
In buntbekränzten Schüsseln
Und Goldpocal.

Mein Herze dürstet nimmer
Nach Weltgenuß und Ehr',
Im stillen Dorf zu leben
Als Mensch bei schlichten Menschen,
Was soll ich mehr?

Daß ich im Frieden athme
Und dankbar, angesichts
Der heiligen Wunder Gottes
Mich meines Lebens freue,
Sonst will ich nichts.

Ich werde nimmer müde,
Des Himmels Glanz zu schau'n,
Auf seiner Wolken Spiele,
Auf seiner Flocken Reigen
Mein' Lust zu bau'n.

Der Lüfte sanftes Wiegen
Und wild gewaltige Macht,
Der Wässer Steigen, Stürzen
Hat stets mir Seligkeiten
Ins Herz gebracht.

Und sink' ich einst zu Grabe
Von heitrem Tageslicht,
Die Erde, ewig Rosen
Aus ihrem Schoße sendend —
Ich fürcht' sie nicht.

P. K. Rosegger.

Ein Reiseabenteuer.

Erinnerung aus den Bergen von Tirol.
Von J. Haas.

Ich bin meines Zeichens Naturfreund, und doch zweiundvierzig Jahre alt geworden, ohne eine Landpartie zu Fuß gemacht zu haben. Das Leben hat unvermeidliche Gefahren, wozu sich noch muthwillig in vermeidliche stürzen! Ich habe ohne Begleitung niemals eine Fußpartie im Gebirge gemacht; wenn Einer in einer Bergschlucht von Raubkerlen angefallen, stumm gemacht und in den Graben geworfen wird, wer gibt was dafür? Wird nicht Jeder sagen: Hat er's noth gehabt, daß er allein gereist ist? Ich danke schön. Zwar kann man häufig hören, im einsamen Hochgebirge sei es weit sicherer zu wandern, als etwa in belebten Gegenden, in der Umgebung von Städten. Mag sein, in solchen Gegenden wandere ich eben erst recht nicht. Die persönliche Sicherheit ist doch das Erste, wenn man einen Genuß haben will. Uebrigens, wenn es d'rauf ankömmt, weiß ich mich auch aus der Patsche zu schlagen!

Wenn ich in Tirol oder Oberbaiern in der wohlverwahrten Postkutsche saß, voran ein Paar flinke Rösser, auf dem Bock ein kräftiger Bursche, da fühlte ich mich geborgen und konnte mich der Naturkneiperei nach Herzenslust ergeben. Doch

habe auch ich die Erfahrung machen müssen, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgeht. Nur Kopf aufrecht, das ist die Hauptsache.

Im Sommer des vorigen Jahres war's. Ich reiste mit einigen meiner Bekannten in Tirol. Während die Anderen zu Fuß durch's Land stolperten, war ich vernünftig genug, mir einen Wagen zu gönnen. So fuhr ich mit dem Postwagen durch das obere Innthal gegen Innsbruck. Es waren sonnige Tage, weshalb ich den Wagen schließen ließ, des lästigen Staubes wegen; ich war fast immer der einzige Passagier. Nur einmal fuhr ich zwei Stunden lang mit einem kranken Italiener. Ich weiß übrigens nicht, ob er wirklich krank war, oder sich bloß so stellte. Ich beobachtete die nöthige Vorsicht und ist auch weiter nichts geschehen. Der Mann hat, als er ausstieg, ganz artig gegrüßt und sich, weil er mir ein bißchen auf die Zehen getreten, höflich entschuldigt.

Mit dem Postwagen kann man wohl auch in der Nacht reisen. Nu, man wird sehen.

Eines Abends spät, es war hinter Nauders, blieb der Wagen vor einem Wirtshause stehen, man kennt ja den Brauch der Postillons. Ich blieb im Wagen sitzen und dauerte es diesmal wirklich nicht lange, bis der Kutscher auf dem Bock sein Glas geleert haben mochte und weiter fuhr. Aber nicht fünf Minuten waren wir gefahren, bei einer Straßenscheide, wo unter einem Schachen eine gemauerte Kapelle stand, hielt die Kutsche wieder still, ein Mann machte den Wagenschlag auf und fragte mich, wohin ich reise?

„Nach Innsbruck", antwortete ich.

So müsse ich hier aussteigen, dieser Wagen gehe in's Graubündnerische. Es käme unverweilt ein zweiter Wagen nach, der mich aufnehmen würde und nach Innsbruck bringe.

„Es ist eine leidige Sache, das Umsteigen," sagte ich und suchte meine sieben Sachen zusammen; es ist gut, denn ich finde mich in Alles hinein. Dann war ich draußen und der Postwagen rollte davon.

Stand ich allein da in der finsteren Nacht und im schweigsamen Wald. Blickte um mich, sah aber nichts. Ward mir etwas ungleich. Hörte aber bald den Wagen heranrollen, der mich aufnehmen sollte

„Ist das der Wagen nach Innsbruck?" rief ich den Kutscher an. Wurde alsbald der Schlag geöffnet und ich sammt meinem Reisegepäck hineinexpediert. Dann gieng's rasch voran. Ist gut, dachte ich.

Als wir etwa eine Stunde gefahren waren — die Kutsche war auch wesentlich kümmerlicher, als die erste gewesen — merkte ich, daß der Weg immer holperiger und armseliger wurde. Das fährt sich nicht wie eine Landstraße in die Hauptstadt. Ein paarmal rief ich durch das Fenster den Kutscher zu, ob wir nicht bald in den nächsten Ort kämen, ich sei müde und wolle übernachten.

Der Kutscher brummte etwas Unverständliches und es rasselte und holperte weiter. So viel ich bei Sternenschein sah, wir kamen immer tiefer in eine Wildnis hinein; links war ein steiler, hoher Berg, rechts ein tiefer Abgrund, aus welchem ein wildes Wasser herauf rauschte. Plötzlich stand der Wagen still, ganz als ob er im Steingerölle, welches vom Berge niedergegangen, stecken geblieben wäre. Sachte wurde der Wagenschlag aufgemacht, davor standen etliche baumstarke Männer, wovon der Eine mich artig um meine Geldtasche und andere Wertsachen angieng.

„Postillon!" wollte ich rufen, aber die Stimme blieb in der Kehle stecken wie eingerostet. Es war aber bloß Klugheit. Nichts gefährlicher bei dergleichen Ueberfällen, als Schreien.

Der Postillon würde mich nicht hören, bedeutete der Mann, ich hätte den Postwagen ja längst verlassen, um mich dieser Kutsche zu bedienen, die mir ihrerseits zur Verfügung gestellt worden. Sie hätten schon gehört, daß ich mich auf meinen

Touren vor Räubern fürchte und daraus geschlossen, daß ich Geld bei mir haben müßte. Ich möge weiter keine Umstände machen, es wäre für mich weitaus am vortheilhaftesten, wenn ich meine Sach' ruhig und vertrauensvoll in ihre bewährten Hände legte. Dann möchte ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen, in zwei Stunden wäre ich wieder beim Inn und dann rechts, nur immer rechts halten, bis Innsbruck.

So habe ich mir gedacht: Im Gottesnamen, hier kriegt man ein Leben zu kaufen, ich kauf's. Und hab' ihnen Alles gegeben, auch den Revolver, den ich bei mir getragen und von dem sichs gezeigt, daß er nichts nützt. — Du wirst zugeben, lieber Leser, daß ich mich ganz tapfer gehalten; ein Anderer an meiner Stelle hätte sich etwa geweigert, das Verlangte auszufolgen oder hätte gar dreingeschossen. Das wäre das Unsinnigste gewesen; eben weil ich meinen Muth bezähmt, bin ich mit dem Leben davongekommen.

Wir sind hernach leidlich gut auseinandergekommen und heute freut mich das Abenteuer ganz unbändig und sollen es Kinder und Kindeskinder wissen, das damals unter einer gewaltigen Räuberbande einzig nur meine Besonnenheit mich gerettet hat.

Später hat man mir aber die Freude verderben wollen. Erhielt ich eines Tages ein Paket zugeschickt — ungenannter Absender — und darin fanden sich alle meine Sachen, die mir damals in der Bergschlucht geraubt worden, die Geldtasche, die Uhr, der Brillantring, das Taschenmesser, auch der Revolver dabei, und stak in der Mündung des letzteren ein kleiner, natürlicher Hasenfuß — was ein Witz hätte sein sollen. Und sagen meine Freunde, ich wäre gefoppt worden.

Das spricht so recht für die Art ihres Charakters. Mögen s i e sich vielleicht mit Mummenschanz zufrieden geben — gut. Meine Sache ist das nicht. Wenn i ch mich im Wald einmal anfallen lasse, so müssen es echte Räuber sein, und nicht falsche.

Flieg' fort, Du ungetreue Seele!

Lieder von Sophie Khuenberg.

I.

Weltfern geschieden und doch Hand in Hand,
Sein Blick ist kalt, ihr Herz voll bittrer Glut
Und seufzend stirbt die vielgequälte Liebe;
Mondhell liegt draußen das verschneite Land
Und träumt von Haß und Krieg und Menschenblut,
Sie aber träumen von verlorner Liebe.

II.

Eisblumen wachsen an den Scheiben,
Der Tag ist kalt und blau und klar —
Was soll ich thun, wo soll ich bleiben,
Da Alles Trug und Täuschung war.

An fremde Herzen pocht Dein Lieben,
An fremde Lippen denkt Dein Kuß,
Von Heim und Glück bin ich vertrieben,
Ein schwankend Boot auf wildem Fluß.

Aufschäumen hoch die weißen Wellen,
Es heult der Wind, es sinkt das Land —
Werd' ich am Uferrand zerschellen
Oder mich retten mit kühner Hand?!

III.

Flieg' fort, flieg' fort, Du ungetreue Seele,
Nicht Bitte und nicht Thräne send' ich nach,
Die Ferne blaut, entfalte Deine Schwingen,
In sehnsuchtsvollem Ton erstirbt Dein Singen
Und hinter Dir liegt Glück und Leid und Schmach.

So flieht der Vogel aus dem engen Stübchen,
Wo treue Liebe sorgend ihn bewacht.
Es locken ihn die flatternden Gesellen,
Die Wiese grünt, die weichen Lüfte schwellen
Und Alles scheint ihm sonnenhelle Pracht!

Doch mählich, wenn die ersten Dämmer sinken,
Sieht er mit leisem Zagen sich allein.
Im Schatten liegt der Wald, die Pfade dunkeln,
In kühler Höh' die matten Sterne funkeln
Und einsam fliegt er durch den öden Hain.

Was ist ihm dann die Freiheit, was das Leben?!
Kein traulich Nest, kein Zweiglein harret sein,
Die Fremde fremd, die Heimat ihm verloren —
Weh Dir, weh Dir, der solches Los erkoren,
In Schmerzen und in Reue denkst Du mein!

Von Begrüßungsformeln.

In alten Zeiten finden wir die Höflichkeit im Urzustande der Naivetät. Die Berührung von Person zu Person war vertraulich und bedurfte keine besondere Ausdrucksweise. Man redete einander mit Du an, wie hie und da noch jetzt geschieht, aber nur in mehr abgelegenen Gegenden. Später bemühte man sich, dem Angeredeten zu gefallen und ihn höher zu stellen. Dies geschah zuerst in der römischen und byzantinischen Kaiserzeit und pflanzte sich fort durch das Mittelalter bis zur Neuzeit. Die verschiedenen Höflichkeitsformen, wie schon das Wort höflich andeutet, entstanden auf den Höhen der Gesellschaft. Die übrigen Stände ahmten das nach, wie ja das auch mit den Moden geschieht. Alles fällt schließlich von der Höhe in die Tiefe und umgekehrt will wieder Alles höher hinauf. Heute heißt auch der Geringste ein „Herr", die Frau ist eine „Madame", das Wort „Fräulein", das einstige Prädicat für Fürstentöchter, trifft man jetzt selbst auf Briefen an Dienstmädchen, die auch keine Jungfrauen oder Jungfern mehr sein wollen.

Charakteristisch für das Gesellschaftsleben sind unsere Grußformeln. Sie sind vielfach, je nach den Standesunterschieden, je nach dem gegenseitigen mehr oder weniger freundschaftlichen Verhältnisse; sie sind heimisch oder entlehnt, ernst oder scherzhaft. Das Grüßen ist gewiß eine humane Sitte, allein es haben sich dabei auch manche leere Redensarten eingeschlichen. Darauf bezieht sich der alte Volksspruch: Leerer Gruß geht barfuß. Der passendste, auch außer Deutschland übliche Gruß „Guten Morgen, guten Tag, guten Abend" scheint bei vielen Stadtleuten in Vergessenheit zu gerathen, und doch ist er anwendbar für alle Stände, und es klebt ihm nichts Dienerliches an. Er ist anzuwenden beim Begegnen wie beim Fortgehen. Das „Küss' die Hand" hat zwei Seiten: es ist theils ehrerbietig, wie bei Kindern und Dienstboten; theils unterthänig, mehr slavisch als deutsch, darum hört man es mehr im deutschen Osten als im Westen. Ein herzlicher Gruß ist: „Grüß Gott! Gut Heil! Glück auf!"

Beim Abschiede sagt man: „Leb' wohl! Gott befohlen! B'hüt Gott!" u. a. Das kurze „Ade" (mit betontem Auslaut, aus dem französischen à dieu) ist seit dem 16. Jahrhundert ganz volksthümlich geworden und wird in der Dichtung noch immer gern gebraucht; auch im Volke häufig in der Form: Adjüss Adies! Grimm sagt (Wörterbuch I, 176): „Die Verbildung des 18. Jahrh. strebte, dies längst eingebürgerte Alde oder Ade zu tilgen und ein ganzes französisches adieu herzustellen." Dem Deutschen klingt jä von jeher alles Fremde viel vornehmer, daher auch die vielen, zu 70 Percent, unnöthigen Fremdwörter.

Manche Anreden und Begrüßungen sind der Mode unterworfen. Bei uns in Oesterreich hat jetzt Jedermann „die Ehre", als ob der Gegrüßte als ein höher Gestellter von dem Grüßenden etwa einen Besuch empfange. Dieses „Hab' die Ehre" kann nur einen Sinn haben, wenn dabei gedacht wird: — Sie zu grüßen, zu sehen oder dergleichen. Sonst ist es ein nichtssagender Gruß, für den z. B. ein Vorgesetzter einem in seinen Diensten Stehenden nicht mit derselben Phrase danken kann. Hat der Vorgesetzte auch „die Ehre?" —

Ferner hört man: „Ihr Diener!" sogar „Korschamer Diener! Servus (serviteur)! u. a. das „Tschau" haben die Officiere aus Italien mitgebracht, als den Oesterreichern Venedig und Mailand noch gehörte. Es ist das italienische schiavo, d. h. Sclave. Ein solcher Gruß ist doch selbst als gedankenlose Phrase gegen alle Menschenwürde, mehr als das kameradschaftliche „Servus", das auch ausgesprochen wird, ohne etwas dabei zu denken.

Die Höflichkeit hat einen sonderbaren Entwicklungsgang. Indem sie für eine Erhöhung der fremden Person sorgt, gibt der Redende scheinbar seine Selbstachtung

auf. Man kann einen Andern noch so sehr erheben, ohne sich dabei herabzusetzen, wie das besonders am Schlusse der Briefe und sonstiger Zuschriften geschieht. In der Sprache der alten Römer und Griechen findet sich keine Spur dieser unwahren, von echter Bescheidenheit weit entfernten Selbsterniedrigung, zu der sich die ostasiatischen und leider auch moderne europäische Völker, insbesondere die Deutschen, verleiten ließen. Hinter einer scheinbar demüthigen Phrase steckt oft eine große Eitelkeit. Ich fragte einst einen Clavierspieler, wer den von ihm gespielten Marsch componiert habe. Er antwortete: „Nun, meine Wenigkeit hat einmal eine schwache Stunde gehabt." Das Ich, welches sonst im Leben eine so große Rolle spielt, hat er vermieden, um bescheiden zu — scheinen.

Vernaleken.

Unsinn und Naturalismus in Schulbüchern.

In Deutschland erschien vor einiger Zeit ein biblisches Lesebuch für die Jugend, verfaßt von Otto Schulz, herausgegeben von Dr. G. A. Klix (Berlin, Oehmigke's Verlag). Das Buch ist in vielen Schulen des deutschen Reiches verbreitet.

Dem Vorworte gemäß ist der Zweck des Buches, „eine Auswahl der wichtigsten biblischen Erzählungen in ihrer einfachen, ursprünglichen Form zu geben, bloß mit Weglassung solcher Stellen und Ausdrücke, die für das jugendliche Alter entweder unverständlich oder anstößig sein könnten."

Das klingt sehr hübsch und derjenige, der sich die Mühe gibt, das Vorwort zu lesen, wird diesen Principien seine volle Anerkennung nicht versagen. Doch auf den ersten Blick erkennen wir, daß das Schulz-Klixsche Buch ein Werk ganz besonderer Art ist. Da finden wir wunderbare Dinge in Hülle und Fülle: erstens Wörter, Sätze und Ausdrücke, die entweder völlig unverständlich sind, zweitens andere Wörter, Sätze und Ausdrücke, die durch ihre brutale Natürlichkeit das Anstandsgefühl aufs Tiefste verletzen. Im „Magazin" gibt Curt Abel einen Auszug solcher Stellen, die er eintheilt in Sprachlich Anstößiges und in Unzüchtiges.

Sprachlich Anstößiges.

S. 10. Nach diesen Geschichten begab sich's, daß zu Abraham geschah das Wort des Herrn im Gesicht. (Soll bedeuten, der Herr offenbarte sich dem Abraham im Traume.)

S. 15. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra.

S. 16. Hundert Jahre war Abraham alt, da ihm sein Sohn Isaak geboren ward. Und Sarah sprach: Gott hat mir ein Lachen zugerichtet; wer es hört, der wird mein lachen.

S. 22. Er aber sprach: Dein Bruder ist gekommen mit List und hat Deinen Segen hinweg. Da sprach er: Er heißt wohl Jokob; denn er hat mich nun zwei Mal untertreten.

S. 24. Und er blieb die Nacht da und nahm von dem, das er vorhanden hatte, Geschenk seinem Bruder Esau.

S. 25. Da wurden sie ihm noch feinder.

S. 26. Als sie ihn nun sahen von ferne, ehe denn er nahe bei sie kam, schlugen sie an wider ihn.

S. 30. Warum habt Ihr so übel an mir gethan, daß Ihr dem Manne angesagt, wie Ihr noch einen Bruder habt?

S. 31. Da sprach Josef zu seinem Haushalter: Auf, und jage den Männern nach und wenn Du sie ergreifest, so sprich zu Ihnen: Warum habt Ihr Gutes mit Bösem vergolten? Habt Ihr nicht das, daraus mein Herr trinket, und damit er auch weissagt?

S. 39. Denn der Herr verstockte das Herz Phoraos, des Königs in Aegypten, daß er den Kindern Israel nachjagte. Aber die Kinder Israel waren durch eine hohe Hand ausgegangen.

S. 39. Und die Wolkensäule machte sich auch von Ihrem Angesicht und trat hinter sie.

S. 55. Denn sie (die Kinder Israel) verließen je und je den Herrn und dieneten Baal und Astharoth.

S. 59. Desselben gleichen alles Uebel der Männer Sichems vergalt Ihnen Gott auf ihren Kopf und kam über sie der Fluch Jonathans.

S. 62. Da er nun von seinem Schlaf erwachte, gedachte er: Ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, und will mich ausreißen.

S. 62. Da machte sie sich auf mit Ihren zwei Schnüren (= Schwägerinnen.)

S. 65. Siehe, es wird die Zeit kommen, daß ich entzwei brechen will Deinen Arm und den Arm Deines Vaters Hauses, daß kein Alter sei in Deinem Hause.

S. 65. Und der Herr sprach zu Samual: Siehe, ich thue ein Ding in Israel, daß, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.

S. 72. Und er stand und rief zu dem Zeuge Israels und sprach zu ihnen: Was seid Ihr ausgezogen, Euch zu rüsten in einen Streit?

S. 73. Denn wer ist der Philister, der den Zeug des lebendigen Gottes höhnet?

S. 75. Der König begehret keine Morgengabe ohne hundert Häupter von den Philistern, daß man sich räche an des Königs Feinden.

S. 80. Siehe, Deine Magd hat Deiner Stimme gehorchet, und habe meine Seele in meine Hand gesetzt, daß ich Deinen Worten gehorchte.

S. 93. Werden Deine Kinder ihre Wege behüten . . . so soll an Dir nimmer gebrechen ein Mann auf dem Stuhle Israels.

S. 94. Ach, mein Herr, ich und dieses Weib wohneten in einem Hause und ich gelag bei ihr im Hause.

Unzüchtiges.

S. 10. Da erschien der Herr Abraham und sprach: Deinem Samen will ich dies Land geben.

S. 12. Und Abraham sprach weiter: Mir hast Du keinen Samen gegeben.

S. 13. Da sprach er: Ich will wieder zu Dir kommen übers Jahr, siehe, so soll Sarah, Dein Weib, einen Sohn haben. Das hörte Sarah hinter ihm in der Thür der Hütte. Und sie waren beide, Abraham und Sarah, alt und wohlbetagt. Darum lachte Sarah bei sich selbst. Da sprach der Herr zu Abraham: Warum lacht Sarah? Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?

S. 18. Und sie war eine sehr schöne Dirne von Angesicht, noch eine Jungfrau.

S. 86. Und es begab sich, daß David um den Abend aufstand von seinem Lager und gieng auf dem Dach des Königshauses und sah vom Dach ein Weib sich waschen und das Weib war sehr schöner Gestalt. Und David sandte hin und ließ nach dem Weibe fragen, und man sagte: Das ist Bathseba, die Tochter Eliams, das Weib Urias. . . . Und da Urias Weib hörete, daß ihr Mann Uria todt war, trug sie Leid um ihren Hauswirt. (Anmerkung. David hat nämlich den Tod des unbequemen Gatten mittlerweile veranlaßt.) Da sie aber ausgetrauert hatte, sandte David hin und ließ sie in sein Haus holen und sie ward sein Weib und gebar ihm einen Sohn. Aber die That gefiel dem Herrn übel, die David that.

S. 99. Denn Du hast meine Nieren in Deiner Gewalt, Du warest über mir in Mutterleibe. Ich danke Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind Deine Werke und das erkennet meine Seele wohl. Es war Dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war . . .

S. 113. Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen.

S. 154. Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

S. 188. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freite und starb, und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder.

* * *

Das genügt! Solche Früchte trägt das Bestreben „Stellen und Ausdrücke, die für das jugendliche Alter entweder unverständlich oder anstößig sein könnten."

fortzulassen! Im besten Falle versteht das Kind nicht, was es liest — dann bietet man ihm etwas Unverdauliches und das kann doch unmöglich in der Absicht einer gesunden Pädagogik liegen. Man sollte meinen, daß das Schulz-Klixsche Buch eine unerhörte Erscheinung ist, doch nein! Fast alle biblischen Lesebücher der höheren Schulen machen sich desselben gemeingefährlichen Vergehens schuldig.

Und neben solcher Rohheit in religiösen Schulbüchern steht die Prüderie gegenüber von Volksschriften für Erwachsene. Wir müssen um Entschuldigung bitten, daß wir das Schulbuch citiert haben.

M.

Der Mahnbrief eines Fürsten an seinen Sohn.

Man kann sich von dem Eindruck der ersten französischen Revolution auf die Fürsten ein ziemlich deutliches Bild machen, wenn man sich in den Brief vertieft, den der Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg zu Anfang dieses Jahrhunderts an seinen Sohn Friedrich schrieb. Der Brief befindet sich im herzoglichen Archiv zu Gotha und lautet: „O, mein Kind! wir leben in schlimmen Zeiten und sehen einer unerwarteten Zukunft entgegen, deren Folgen und Endschaft Niemand zu bestimmen im Stande ist. Bedenke dies, mein lieber Sohn und folgere die Lehren daraus, die ich Dir gegeben habe. Alles, ja Alles will unserem Stande zu Leibe, will ihn verdrängen und vernichten. An ihm selbst würde nach meinem Gefühle eben nicht sehr Vieles verloren gehen, dies gibt wohl ein Jeder zu; allein hiermit ist noch nicht Alles gethan, sondern die Ordnung der Dinge, die nun einmal in der Welt stattfindet, gehet zu Grunde, die gesellschaftliche Verbindung löst sich auf, eine allgemeine Anarchie und Verwirrung der Gesinnungen und Leidenschaften muß jene Stelle in der Zukunft vertreten. Daraus folgt natürlich, daß alle Diejenigen, die bisher zu irgend einem Stande erzogen worden sind, nicht mehr zu demselben taugen werden; daß Vermögensumstände, wo solche noch zu retten sind, nicht mehr in dem Maße werden angewendet werden können, wozu man solche anzuwenden gewohnt war; ja, daß die mehrsten Güter dieser Erde verloren gehen werden, und daß Diejenigen, die jetzt darauf rechnen, in der Folge sich in ihrer Rechnung gewaltig irren und verrechnen werden. Du siehst leicht ein, mein guter Fritz, daß Dir's nicht besser als anderen ehrlichen Leuten gehen wird, und daß Du bei Zeiten Dich darauf vorbereiten mußt, um nicht, wenn das Schicksal auch uns, Dich und mich, trifft, in der Verlegenheit Dich zu befinden, einmal betteln zu gehen. Noch bist Du jung genug, etwas Ernsthaftes zu lernen, was es auch sei, um einmal Dein Brot zu verdienen und der dann noch übrigen menschlichen Gesellschaft nicht zur unnützen Last zu sein. Bedenke dies, mein guter Fritz, und bedenke es ernstlich, wie ein Mann. Etwas mußt Du doch anfangen, um Dir nicht selbst zur Last zu bleiben. Ich für meinen Theil, ich bin ganz gefaßt. Kann ich nicht mit dem Kopf arbeiten, so habe ich von Gott Gesundheit, Hände und Muth als Gnadengeschenk erhalten, so daß ich hoffen darf, nicht vor Hunger zu sterben; aber Du und Dein Bruder, Ihr macht mir Sorgen und Kummer. Ich bitte Dich, fange an, ernstlich über die Zukunft nachzudenken und irgend einen vernünftigen Plan zu entwerfen, was Du dermal einst anfangen willst, wenn ich Dich nicht mehr zu unterstützen im Stande sein werde. Du hast mir Dein Bildnis überschicken wollen, mein guter Fritz, es soll mir herzlich lieb sein und ich danke Dir aufrichtigst dafür; aber schicke mir Deinen festen, ernsten Entschluß, ein Mann — ein deutscher Mann zu werden, damit wirst Du mich noch weit mehr verbinden; denn Du wirst mir die Sorge erleichtern, die mir Dein künftiges Schicksal macht. Nur werde bestimmt etwas, damit Du Dich nicht vor Dir selber zu schämen brauchst.

Nun leb' wohl! Behalte mich lieb, und sei von meiner Zärtlichkeit überzeugt! Ich habe Dir vielleicht unangenehme Dinge gesagt: mag's sein, wenn Du nur noch ein brauchbarer Mensch wirst, der nur zu Etwas nütze ist. Aber mein Ernst, mein voller Ernst ist es; denn die Zeiten werden immer verworrener, und am Ende kommt das Auswandern gar an uns selbst. Ernst."

Wenn man heute diesen Brief liest und damit die Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit unserer besitzenden und gebildeten Classen, namentlich des in den Irrthümern des „Sichselbstüberlassungssystems" befindlichen Theiles, vergleicht, so muß man dem paradoxen Ausspruch Recht geben, daß die Geschichte für den Menschen nur den Zweck habe, nichts daraus zu lernen.

Visitkarten des Lebens.

Von Wilhelm Huschak.

Phantasie ist der Großgrundbesitz des Geistes.

* * *

Hoffnung ist das Pathengeschenk des Himmels an die Menschheit.

* * *

Für Ordensjäger wäre ein Jägerorden zu creiren.

* * *

Statt Vereinsmeierei lieber — Meiereivereine!

* * *

So mancher Dickschädel ist doch nur ein — Schwachkopf.

* * *

Nicht immer sind die empfindlichsten Naturen auch die feinfühlendsten.

* * *

Die Mode ist die Zwangsjacke der eleganten Welt.

* * *

Auch der Taube kann einer Schmeichelei williges Gehör schenken.

Lose Gedanken besitzen selbst auch Gedankenlose.

* * *

Wer die Frauenwelt zu stark liebt, wird leicht schwach.

* * *

Die Geburtstage sind die Ratenzahlungen auf den Tod.

* * *

Durch das, worauf wir am meisten spitzen, werden wir am leichtesten abgestumpft.

* * *

Durch einen „Schatz" ist Mancher arm geworden.

* * *

Man kann auch zu Fuße abfahren.

* * *

Du wirst trotz allen Verstandes oft nicht verstanden.

* * *

Warum zum Curhaus, wo Hauscur genügt?

* * *

Bei Geschwistern wird dem männlichen Theil mehr Gewissenhaftigkeit zugemuthet, weil man immer die brüderliche Theilung betont.

* * *

Nicht Alles, was aufrecht, basiert auf Recht.

* * *

Moderne Frauen sprechen das Wort Gemahl nicht derart, als sie es denken: „Geh mal!"

* * *

Wie sich die Zeiten ändern, früher galt der Rübezahl, jetzt die Rübenzahl.

* * *

Sei im Lieben und im Hassen immer ruhig und gelassen; will das Glück Dich irgend fassen, hüte Dich, es auszulassen: kannst Du selbst nicht jubeln, prassen, „willst in Noth den Freund verlassen?" Zu dem Weib, zu Deinen Kassen sollst Du doch nicht Jeden lassen!

Geistvolle Frauen bewähren oft wenig Seele und seelenvolle Wesen nicht selten wenig Geist.

Zur Rettung von Verunglückten.

Schon eine Menge Menschen haben durch Ueberschwemmungen, beim Baden und Fischen, durch Umschlagen oder Versinken der Schiffe, durch Einsinken unter Eis — im Wasser das Leben verloren und verlieren es noch immer. Wie manches herzige liebe Kindlein hat zum Jammer der oft durch Nachlässigkeit schuldigen Eltern im Jauchetrog ein schreckliches Ende gefunden! Wie unzählig viele Unvorsichtige oder Verzweifelnde haben sich mit Kohlendämpfen erstickt und am Stricke erwürgt! Wie oft meldet man, daß in den Kellern von gährendem Moste Personen todt geblieben seien, welche sich nach dem Herzerfreuer umsehen wollten und Andere, welche sie retten wollten, mit in den Tod hineingezogen haben!

Viele, man darf wohl sagen, die meisten dieser Menschenleben, sind nur durch die Unkenntnis des Volkes über zweckmäßige Rettungsversuche zu Grunde gegangen. Der „Heimgarten" bringt daher ein von den maßgebendsten Aerzten gebilligtes Rettungsverfahren, durch welches schon viele scheinbar todte Personen zum Leben zurückgebracht worden sind und ferner zurückgebracht werden können.

Es beruht dieses Verfahren auf Wiedereinleitung des stockenden Athems, und es ist nicht nur bei Erstickten und Ertrunkenen, sondern sogar bei durch rasch tödtende Pflanzengifte (Alkaloide) und Blausäure Vergifteten mit großem Erfolg angewandt worden, besonders wenn man sich in den Bemühungen nicht dadurch abschrecken ließ, daß der Erfolg nicht vor einer halben Stunde oder noch später eintritt.

I. Erste Vorschrift.

Leget den im Wasser Verunglückten auf den nächsten trockenen Platz an freien Luftzug, zieht ihm die Kleider vom Oberleibe und gebt ihm einen nicht zu starken stoßartigen Schlag auf die Magengrube. Wenn dies nicht im Stande ist, den Patienten aufzuwecken, so muß man weiter verfahren, um das in die Lungen und den Magen eingedrungene Wasser herauszubringen und zwar nach Vorschrift zwei.

II. Zweite Vorschrift.

Wendet den Patienten sanft um auf sein Gesicht, so daß die Magengrube, über ein zusammengefaltetes Gewand gelegt, etwas höher als der Mund zu liegen kommt. Uebet eine oder zwei Secunden lang einen festen Druck auf den dem Magen und der Lunge gegenüberliegenden Theil des Rückens aus, und wiederholt diesen Druck ein oder zwei Mal, bis die Flüssigkeit aufhört, dem Munde zu entfließen.

III. Dritte Vorschrift.

Dann kehrt den Patienten schnell wieder auf den Rücken, wieder mit dem Kleiderbündel unter ihm, so daß der untere Theil der Brustbeine (Rückgrat und unterste Rippen) etwas höher zu liegen kommt als der übrige Leib. Es knie Einer an seiner Seite, oder noch besser mit ausgespreizten Beinen rittlings über ihn (natürlich ohne in letzterer Stellung sich auf ihn zu setzen), lege seine Hände auf beide Seiten seiner Magengrube, auf die Vordertheile seiner untersten Rippen, so daß die Finger von selbst auf die Zwischenräume zwischen diesen Rippen zu liegen kommen und mit ihren Spitzen gegen den Hintergrund, dem Rücken zu, sich erstrecken. Nun fasse er die Taille so an, bediene sich seiner Knie als Drehpunkt, treibe auf diesem seine eigene Körperlast vorwärts, indem er die Brust des Patienten heraufdrückt, wie wenn er den Inhalt von dessen Brust und dessen Magen gegen den Mund hinausdrängen wollte. Dieser Handgriff bringt die nachgiebigen Rippen des Scheintodten näher zusammen, vermindert also den Umfang der Brusthöhle und zwingt die verdorbene Luft hinaus. Es ist dies die Einleitung mit Ausathmung. Der Retter vermehre den Druck stetig, indem er Eins, Zwei, Drei! zählt. Dann aber lasse er nach

einem Schlußstoße plötzlich die Brust den Händen entfahren und kehre in seine aufrecht knieende Stellung zurück; die Brusthöhlung erweitert sich wieder und in die Leere, welche zu entstehen im Begriffe, wird sofort frische Luft einströmen. Es ist dies der Wiederbeginn der Einathmung. So bringt man das Athmen wieder in Gang. Sobald der Retter wieder aufrecht auf seinen Knieen ist, zähle er Eins, Zwei, werfe wieder sein Körpergewicht vorwärts und verfahre ganz wie das erste Mal. Er wiederhole diese blasbalgartig knetende Bewegung zuerst etwa fünf Male in der Minute; nachher vermehre er sie bis zu 15 Malen in der Minute und setze sie mit der Regelmäßigkeit und Taktmäßigkeit des natürlichen Athmens, welches man ja nachahmen soll, fort. Ist noch eine andere rettende Person gegenwärtig, so soll diese mit der linken Hand die Zungenspitze des Patienten erfassen, sie zur linken Seite aus dessen Mund herausziehen und zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger festhalten, die er mit einem Handtuche (Nastuche) bedeckt. Dieses Herausziehen der Zunge hat zum Zwecke, daß sie nicht auf den Kehlkopf zurücksinke und denselben verschließe, und das Tuch dient zum besseren Halt der Zunge. Mit der rechten Hand kann dieser zweite Retter die beiden Handgelenke des Verunglückten packen und über dessen Kopfe auf dem Boden festhalten, welche Lage sehr geeignet ist, die Ausdehnung des Brustkastens zu befördern.

Das Nachverfahren.

Wenn das wirkliche Athmen endlich wiederkehrt, so spritze man mit Kraft von Zeit zu Zeit ein wenig kaltes Wasser in das Gesicht des Patienten. Sobald das Athmen natürlich geworden, ziehe man den Patienten rasch ganz aus, trockne ihn ebenso rasch und vollständig und wickle ihn bloß in eine wollene Decke ein. Man gebe ihm Branntwein mit warmem Wasser vermischt, während der ersten Halbstunde einen Theelöffel voll alle fünf Minuten und darauf während einer Stunde einen Eßlöffel voll alle fünfzehn Minuten. Wenn die Glieder kalt sind, so erwärme man sie durch Reiben. Man gestatte dem Kranken Ueberfluß an frischer Luft und lasse ihn in vollständiger Ruhe.

— Bei Erstickung durch Kohlengas, heiße Dämpfe, Rauch oder auch durch Hängen wende man bloß die Vorschriften I und III und das Nachverfahren an; die II ist überflüssig, da durch sie die verdorbene Luft und die giftigen Gase doch nicht aus dem Munde entweichen würden.

IV. Noch einige praktische Winke.

1. Vermeide jede Säumnis. Rasches Verfahren ist von höchster Wichtigkeit. Ein Moment verloren, ist oft ein Leben verloren. Man verliere keine Zeit mit Aufsuchen eines Obdachs; wenn auch gefunden, so schadet es dem Patienten oft mehr, als es ihm hilft.

2. Verhindere, daß sich Neugierige, überhaupt viele Leute um den Patienten anhäufen. So schwer dies oft zu erreichen ist, so ist es doch dringend geboten. Der Luftumlauf darf nicht gehemmt werden; auch darf der Patient, wenn er sich erholt, nicht zum Reden veranlaßt werden.

3. Vermeide die Anwendung jeder anreizenden Arznei, da eine solche nur die Athmungswege verstopft und den Patienten ersticken kann.

4. Vermeide übereilte, unregelmäßige Bewegungen mit dem Körper des Scheintodten. In der Aufregung des Augenblickes sind solche fast unausweichlich. Aber gerade so wie eine flackernde Kerze, sorglos bewegt, erlischt, gerade so braucht das menschliche Herz, wenn es nur noch unmerklich schlägt, nur einer ganz wenig verkehrten Bewegung, nur einer ganz geringen Störung, um für immer stille zu stehen. Die nach Vorschrift III vorzunehmenden Bewegungen sollten daher mit großer Sorgfalt und Regelmäßigkeit geschehen.

5. Vermeide überheizte Stuben. Die thierische Wärme, welche für das Leben erfordert wird, kann nie von außen ersetzt werden. Dies geschieht am besten durch freie Zufuhr frischer Luft und durch Gebrauch innerlicher Reizmittel. Die daraus

entstehende Lebenswärme wird aber am ehesten bewahrt durch Umhüllung des nackten Körpers mit wollenen Decken.

6. Man überlasse den Scheintodten nicht zu schnell dem Tode als Beute. — Man kann bis zu einer Stunde, ja bis zu zwei Stunden Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg des Rettungsversuches haben, obschon noch kein Vorzeichen desselben sichtbar ist. Der Erfolg ist sogar selten in weniger als in zwanzig Minuten gesichert. Also ermüde man nicht; ein Menschenleben ist doch wahrlich wohl wert, daß man sich eine, ja zwei Stunden lang anstrenge, es zu retten, sogar wenn es einen ganz fremden Menschen, geschweige, wenn es ein theures Familienglied zu retten gilt.

7. Der Patient muß sich, selbst wenn er hergestellt ist, noch einige Tage sehr in Acht nehmen und vor jeder Schädlichkeit hüten, da sonst sehr leicht Brustkrankheit eintreten könnte.

Auf der Wanderschaft.

Sacht schritten aus dem Dorf hinaus
Zwei lustige Vagabunden,
Sie hatten Münzen gesammelt, jedoch
Blutwenig nur gefunden.

Vor einem großen Bauernhof,
Da machten sie Halt verstohlen.
Der Eine sprach: „Herzbruder mein,
Ist drinnen 'was zu holen?"

Der Zweite drehte sich den Bart
Mit einem grimmen Fluche:
„Vergang'nes Jahr beehrt ich das Haus
Mit meinem werthen Besuche.

Der Hausherr ist ein rarer Mann
In seinem Schalten und Walten —
Er wollte mich um jeden Preis
Zum Essen dort behalten.

(Er hetzte seinen Hund auf mich,
Der fuhr mir in die Knochen . . .)
Seitdem hab' ich in diesem Haus
Nicht wieder vorgesprochen."

Aus vollem Halse lachten d'rauf
Die beiden im Vereine
Und machten sich mit Schnelligkeit
Auf ihre langen Beine.

J. M. Toscallo.

Was sich in eine Cubikmeile Alles einschachteln ließe.

Denken wir uns vier Bretterwände, von denen jede eine Meile lang und eine Meile breit ist; fügen wir dieselben zu einer Kiste zusammen und legen darauf einen Deckel, der ebenfalls eine Meile lang und eine Meile breit sein muß; so umschließt die Kiste den Raum einer Cubikmeile oder einfacher einer Würfelmeile; denn Jeder wird zugeben, daß die Kiste einen Würfel bildet, von dem jede Seite eine Meile lang und hoch ist. Da wir nun wissen, was eine Cubikmeile ist, wollen wir einmal sehen, was solch' eine Cubikmeile zu sagen hat oder einfacher, was solch' eine Cubikmeile an sich hat.

Zu diesem Zwecke wollen wir den Deckel der jetzt noch leeren Kiste öffnen, die Kiste mit Allem, was wir zur Hand haben, vollzupacken. Die Stadt Wien liegt uns so recht bequem; wir nehmen sie wie Kinderspielzeug und werfen sie in die Kiste. Darauf laufen wir schnell nach Laxenburg und nehmen beiläufig alle Dörfchen auf dem Wege mit und packen Alles zusammen und werfen's in die Kiste. Da aber mit all dem nicht viel mehr als der Boden der Kiste bedeckt ist, so müssen wir weiter ausholen. Wir ergreifen ganz Paris mit allen Säulen, Thürmen, Triumphbogen und Kirchen und werfen's hinein; da aber all das noch kaum zu merken ist, müssen wir auch ganz London mit hinzuthun. Daß Berlin mit hinein gehört, versteht sich von selbst, und, um den Frieden nicht zu stören, wollen wir auch Petersburg hinzuthun. Da aber all das noch nicht hilft, um die Kiste merklich zu füllen, wollen wir anfangen, Provinzial-Städte hineinzuthun, und, um keinen Neid und Rangstreit aufkommen zu lassen, wollen wir alle Festungen, Dörfer, Schlösser, Gehöfte beilegen.

Aber all das zieht noch nicht. Wir werfen Alles, was Menschenhände in Europa gemacht haben, hinein; aber das füllt kaum den vierten Theil der Kiste.

Wir thun alle Schiffe vom Meere dazu; es hilft nichts.

Wir greifen nach der alten und neuen Welt und werfen Egyptens Pyramiden und Nordamerikas Eisenbahnen und Maschinenfabriken hinein; wir thun Alles, was wir von Menschenwerken in Afrika, Asien, Amerika und Australien vorfinden, in die Kiste — und sie wird kaum zur Hälfte gefüllt werden.

Nun wollen wir die Kiste ein bißchen schütteln, dann sackt sich Alles besser und legt sich in Ordnung; und da wir's uns einmal in den Kopf gesetzt haben, die Kiste vollzupacken, so wollen wir versuchen, ob wir sie mit Menschen vollbekommen.

Wir raffen nun alles Stroh zusammen, das auf der ganzen Erde zu haben ist, und breiten dies in der ganzen Kiste aus; da es jedoch nicht ausreicht, um das Gerümpel darunter zu bedecken, so müssen wir Baumlaub zu Hilfe nehmen und stellen somit eine weiche Schichte her, um Menschen darauf packen zu können.

Da wir für Jeden etwas mehr als zwei Drittelmeter Breite brauchen, so legen wir der Kiste entlang, eine Reihe von zwölftausend Menschen; und da wir's den Menschen gern bequem machen, wollen wir die Höhe der Menschen zu nicht ganz neunzehn Decimeter annehmen, so daß wir auf das Strohlager viertausend solche Reihen legen können. Nun weiß es aber Jeder, daß viertausendmal zwölftausend netto achtundvierzig Millionen betragen; und da Amerika kaum die doppelte Zahl Menschen hat, so hat die amerikanische Menschheit sammt den vier Millionen Australiern in den beiden untersten Schichten Platz.

Nun decken wir sämmtliche Menschen Amerikas mit irgend einer weichen Schicht von einunddreißig Centimeter Höhe zu und legen auf dieses Lager achtundvierzig Millionen Menschen aus Asien darüber. Decken wir nun auch diese Schicht zu und bereiten immer neue Lager, um immer weitere achtundvierzig Millionen einzupacken: so gehören kaum siebzehn Schichten dazu, um die achthundert Millionen Menschen Asiens hinzulagern; für Afrika, wo circa einhundertneunzig Millionen Menschen wohnen, brauchen wir vier solche Schichten in unserer Kiste und die dreihundert Millionen große europäische Menschheit, für die sonst die Welt zu klein ist, nimmt, in unserer Kiste eingepackt, etwas über sechs Schichten ein.

Im Ganzen also können wir in unserer Kiste neunundzwanzig Schichten mit Menschen vollpacken; und wenn wir für jede Schicht nebst Strohverpackung einen Meter rechnen: so nimmt die ganze Menschheit des Erdballs in unserer Kiste nur neunundzwanzig Meter Höhe weg, so daß wir hundertfünfzigmal so viel Menschen, als in der Welt existieren, brauchen, um die nur halbvolle Kiste ganz zu füllen.

Was bleibt uns nun übrig? Wollen wir auch die Thierwelt in die Kiste packen und Ochsen, Esel, Schafe, Pferde, Maulesel, Kameele, Elephanten über die eingepackte Menschheit werfen und darauf Geflügel und Fische und Schlangen und Alles was kriecht und fliegt: sie würde doch nicht voll, wenn wir nicht zu Felsen und Gebirgen unsere Zuflucht nehmen.

Und das Alles ist nur eine einzige Cubikmeile! Gewiß, man bekommt Respect vor einer Cubikmeile.

Bernstein.

Räthsel.

Von Amandus Jamann.

Ich bin in jedem Reich vorhanden
Und bin der Erste, Größte dort;
Der Ruhm wird ohne mich zu Schanden,
Ohn' mich vergeht ein jeder Ort.

Die Sünde hat mich stets gemieden,
Obgleich die Tugend mir blieb fern
Und ich dem Laster mich verschrieben,
Mich hütet wohl der Morgenstern.

Der Tod wird niemals mich ereilen,
Doch bin ich schon im kühlen Grab
Und muß im engen Sarge weilen,
Dort schnarrend, wie ein heis'rer Rab'.

Auch in dem Herzen muß ich walten,
Ja selbst in jeder Leberwurst.
In jeder Thrän' bin ich enthalten,
Ohn' mich gäb's wahrlich keinen Durst.

Im Nirgends gar bin ich zu finden —
Ich bin führwahr ein schlaues Ding —
Du suche mich, wenn Sträuße binden
Die Mädchen, dann in ihrem Ring.

(Auflösung in den Postkarten.)

Bücher.

Ein neues Buch von Hans Grasberger.

Daß Hans Grasberger ein feiner Kenner Italiens ist, wußten wir bereits, daß er aber einer der besten deutschen Novellisten sei, darüber sind wir uns erst aus der Lectüre der Novellen „Aus der ewigen Stadt" (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind) klar geworden. Schon der Titel hat etwas für sich, denn er deckt der Mehrzahl nach Novellen, deren Schauplatz man nach beliebtem Muster nicht auch ebenso gut nach Spanien oder China verlegen dürfte, denn es pulsiert echt römisches Blut darin, das durch den Contrast, den die fremden Elemente dazu bilden, um so eigenartiger und lebendiger hervortritt. Dem Charakter der ewigen Stadt angemessen, könnte man einige Novellen als „Künstlernovellen" bezeichnen. In diesen schildert der Dichter mit Vorliebe das Unzulängliche des künstlerischen Könnens mit einer Variante der Redensart des Ben Akiba und zeigt uns mit wunderbarer Poesie die endliche Befriedigung durch die Allgewalt der Liebe. Dieser Gedanke kommt am wirksamsten im „Verpfändeten Maler" zum Ausdrucke. Daß in dieser Novelle ein, wie man annehmen muß, ungebildetes Mädchen Tasso's Verse declamierte, um den Maler zu inspirieren und zu begeistern, ist für den Kenner des italienischen Volkes keine Ungereimtheit. In Italien lebt der gemeinste Mann mit seinen Unsterblichen auf vertrauterem Fuße, als mancher Deutsche der sogenannten gebildeten Stände, dem die Sprache des Sportsman viel vornehmer dünkt als ein Vers Schiller's. Daß Grasberger treffend charakterisiert und sicher motiviert, versteht sich bei ihm von selbst und ist für den Meister der Novelle unerläßlich. — „Il Beppone", würden wir gerne missen, wenn er nicht als eine Ergänzung, gewissermaßen als ein Schlagschatten des sonst so freundlichen Bildes nothwendig wäre. — „Tag und Nacht" ist eine fein psychologisch ausgearbeitete Novelle, die ihre Stärke nicht so sehr in künstlerischer Abrundung und Vollendung, als psychologischer Ciselierarbeit besitzt. Dasselbe gilt auch von „Vicolo cieco". — Ueber der Erzählung „Das Aloeblatt", das wir für die formreifste und lieblichste der Sammlung halten, wenn sie auch nicht so sehr von tiefsinnigen Reflexionen und Sentenzen strotzt, wofür sie jedoch einen unmittelbaren, lebendigeren Eindruck hervorbringt, lacht der italienische Himmel in seiner ganzen bestrickenden Heiterkeit. — In allen diesen Erzählungen wird, was für Viele verlockend gewesen wäre, ein Hereinzerren des geistlichen Rom mit künstlerischer Beschränkung vermieden, ja die „Haberwirtin" hat nicht einmal italienischen Boden zu ihrem Schauplatze. Aber jener Geist, der von Rom aus strahlenförmig über die ganze Erde sich verbreitet und eine staunenswerte Adhäsion ausübt, senkt etwas wie ein verirrtes Strahlenbündel über das Schicksal zweier junger Liebesleute, wird jedoch noch rechtzeitig von der klugen „Haberwirthin" erkannt und gebannt. — So ist in geistreicher Art keiner der Machtfactoren der ewigen Stadt in Grasberger's Buch unvertreten, denn auch die Revolution spricht im „Vicolo cieco" ein Wörtlein darein. — Es ist uns seit Langem nicht ein so ansprechendes Buch zu Gesicht gekommen — ein solches Werk ist der beste Sturmbock gegen eine gewisse gesinnungs- und charakterlose Literatur unsere Tage.

—tt—

Ein Meister der deutschen Novelle.

Von Hermann Menkes.

Mehr als alle andere hat die deutsche Literatur die Eigenthümlichkeit, auswärtige Strömungen und Richtungen in sich aufzunehmen, sich gleichsam der herrschenden literarischen Mode unterzuordnen und nicht geradewegs den ihr von der Geschichte, von ihrer eigenen ursprünglichen Entwicklung angewiesenen Pfad zu wandeln. Die Troubadours beeinflußten die Minnesänger, die Verwilderung der französischen Literatur zu Zeiten weiland Gottschieds gieng auf die deutsche über, und jetzt, in unserem nüchternen Zeitalter, trägt die Schule Zola's und Consorten bei uns wild wuchernde Früchte. Die Zeit des Verfalles der deutschen Literatur hatte die mächtigen Stimmen, die heldenhaft kämpfenden Federn eines Lessing und Bodmer, die als Retter und Wegweiser auftraten. Aber unsere Zeit? Jetzt entstand eine neue Schule in Frankreich und ihr Heros ist Emil Zola. Der Naturalismus aber bekämpft nicht nur einen Hyper-Romanticismus, er setzt seine Aufgabe nicht bloß darein, die Erzählung wie jede dichterische Production dem Leben, dem wirklichen Leben, mit Allem, was dasselbe durchbraust und durchglüht, näher zu bringen,

sondern er sucht seine Aufgabe darin, das Leben mit all' seinem Elend, Schmutz, seiner Verwilderung und Erniederung mit den häßlichsten Farben zu copieren! Solches ist das nur im Haschen nach dem Effectvollen neu entstandene Feld, das er sich für seine fruchtbare, aber verderbliche Thätigkeit auserwählt hat! Und diese neue, allerdings ursprünglich französische, literarische Manie hat in Deutschland viele Nachbeter und Nachahmer gefunden und von Producten dieser Gattung scheint der deutsche Büchermarkt fast überschwemmt zu werden. Der Naturalismus und derbste Realismus herrschen!

In solchen Zeitläufen ist es doppelt erquicklich, zu sehen, wie ein Dichter wie Paul Heyse von diesen literarischen Auswüchsen sich fern hält, ja dieselben als ein Lessing der Gegenwart mit allen ihm zu Gebote stehenden reichen Mitteln, durch eigene Muster, sowie durch das sich an die Sache richtende Wort bekämpft. In der That ist Paul Heyse der Repräsentant des Idealismus in der deutschen Literatur der Gegenwart. Er hat aber auch nie einer Mode gedient und ist bloß sich und seinen Idealen treu geblieben, im Bewußtsein, daß nur Beherzigung der eigenen und inneren Stimme zum wahren Dichter macht. Er ist ein Idealist! Aber trotzdem schafft er durch den Idealismus keine umnebelten und verschwommenen Figuren, sondern Menschen von Fleisch und Blut, denn er verbindet meisterhaft den Idealismus mit gesundem Realismus, wodurch seine Novellen einen fesselnden Reiz ausüben.

Wie er sich von jeder literarischen Mode fern hält, so ist er auch von der grundsätzlich pessimistischen Richtung nicht angekränkelt. Denn Heyse ist kein „Weltschmerzler", und wenn er oft seine Helden ein tragisches Ende finden läßt, so athmen sie jene milde Versöhnung mit ihrem Schicksale, die uns das Gekommene als Erlösung erscheinen läßt, und wobei man sich sagen muß, daß es so kommen mußte, daß es nicht anders sein konnte!

Aber seine Figuren holt er sich nicht aus den oberen Schichten, er schildert nicht das hohle Aristokratenleben: — nach unten richtet sich sein Blick, dorthin, wo sich die Tragik des Lebens in ihrer ganzen Größe abspielt. Als echter Realist aber weiß er uns die Menschen, von denen uns sonst gesellschaftliche Grenzen trennen, näher zu bringen, sie uns mit einer Reinheit des Charakters vorzuführen, sie mit der ganzen Macht edler Menschlichkeit auszustatten, die uns den wahren Menschen zeigen. Das ist ja der schöne Zug des Idealismus, uns den Menschen in seiner Unbedeutenheit wichtig zu machen, und nur dies kann den Zweck der Poesie, veredelnd zu wirken, erfüllen.

Paul Heyse ist gleichsam ein poetischer Naturhistoriker der Menschen. Denn das menschliche Herz, die menschliche Seele zu ergründen, das ist die Aufgabe, die er sich seit dem Anbeginne seiner literarischen Thätigkeit, von der Erstlings-Novelle „L'Arrabiata", bis zu seiner letzten Arbeit gestellt hat. Durch jede Novelle zieht sich wie ein rother Faden ein psychologisches Problem. Und als feiner Seelenkenner versteht er dasselbe meisterhaft zu lösen. Wie dieser oder jener in diesem seelischen Zustande und Conflicte handeln müßte? Diese Frage scheint sich Heyse beim Beginne der Arbeit zu stellen, und erstaunlich ist es, wie consequent, wie harmonisch er diese Frage löst. Aber noch erstaunlicher ist es, wie er immer neue originelle psychologische Probleme aufzufinden versteht. Vor Allem aber ist er gleich Meister Goethe ein Kenner des weiblichen Herzens, des Weibes, das bei allem Zartsinn so viel zu dulden, bei aller Launenhaftigkeit so viel zu vergeben und zu vergessen vermag. Jede Regung der Seele ist ihm bekannt, jede Nuancirung des Gefühls ihm vertraut! Denn er ist der echte und rechte Dichter mit dem warmen empfänglichen Herzen für jedes Leid und Menschenweh! . . .

Spricht man von Heyse als von dem feinen Psychologen, so kennt man ihn auch als Meister der novellistischen Form. Es ist bezeichnend für ihn, daß er immer zur Novelle zurückkehrt, dieser lieblichen Dichtungsart. Denn in allen Gebieten der Poesie mit Erfolg producierend: in fein und sinnig empfundenen Gedichten, denen meisterhafte, vollendete Form eigen ist, im Drama und Epos, wie im Roman, ist doch die Novelle sein eigenstes Gebiet und seine eigenste Schöpfung geblieben, wo er formt und vollendet. Seine eigenste Schöpfung! Denn zu dem, wozu Goethe und Wilhelm Hauff, Ludwig Tieck und Heinrich Zschokke den Grundstein gelegt — nämlich zur novellistischen Erzählung in Form von „Dekamerone" — dazu hat er den vollendeten Bau ausgeführt, und was die Novelle jetzt in der deutschen Literatur geworden ist, das ist zum großen Theil sein Werk, sein eigenstes Gebiet! Als Novellist kann er sich nie verleugnen, nicht in seinen Romanen, denn die zwei Romane „Kinder der Welt" und „Im Paradiese", die er geschrieben hat, sind, so recht betrachtet, eigentlich jeder für sich eine Novellensammlung, die nur durch ein leichtes Band zu einem Romane verbunden sind, und Heyse scheint dieses breitere Feld nur darum für einen kurzen Aufenthalt sich ausgesucht zu haben, um seine Psychologie en gros zu bethätigen . . .

Aber noch eine Absicht dürfte ihn bei seinen Romanen geleitet haben! Er wollte dem ihm gemachten Vorwurfe, daß er, weil er als echter Dichter das Individuum höher stellt als die Gesammtheit, es mit mehr Liebe behandelt, für die socialen Leiden, an denen die moderne Gesellschaft krankt, kein Herz habe und gegen dieselben indifferent sei, begegnen. Und glänzend ist ihm dies gelungen, denn Alles, was unsere Zeit durchglüht und durchstürmt, die religiösen Ideen und die erweiterten Weltanschauungen der „Kinder der Welt“, die sociale Frage, sowie die gesellschaftlichen Zustände der oberen Zehntausend, sie sind hier mit einer Meisterschaft, mit einer Wärme geschildert, wie sie nur einem Gutzkow und Freytag eigen sind. Sein Stil, der ja sonst an den Olympier von Weimar erinnert und der wie ein kühler, lauterer Bach dahin fließt, zeigte in diesen beiden Werken, daß er auch leidenschaftlich aufschäumen kann, und voll und feurig sind die Accente, die er dort anschlägt. Zugleich zeigt sich darin eine neue Seite seiner Begabung: das große Talent, markige Typen zu zeichnen und die Zahl der dort Geschilderten ist geradezu frappierend.

Weil er der Sänger der Liebe ist, weil er über menschliche Vergehen milde urtheilt, ist ihm auch der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß das Sinnliche sein Hauptelement sei, und ein Band „Moralische Novellen“ war die Antwort darauf. Geradezu düstere Lebensschatten lagern sich über dieses Buch, und hier hat er das einzige Mal pessimistische Accorde angeschlagen. Gleichwohl tritt er darin nicht als Raisonneur und Moralprediger auf, denn nur der fast schaurige Lebensernst spiegelt sich darin ab. Und so ist er frömmelnden und subjectiven Kritikern nie die Antwort schuldig geblieben! . . .

Heyse ist auch Satiriker, aber freilich ist seine Satire mild: prickelnd, aber nicht verwundend, sanft berührend und nicht verletzend, aber auch voll Ironie und Spott gegen gesellschaftliche Fäulnis und jesuitisches Pfaffenthum. Und der Humor ist ihm auch eigen da, wo es gilt, seiner heiteren Weltanschauung Ausdruck zu verleihen.

Italien ist ihm zur zweiten Dichterheimat geworden, und italienische Luft und Frische sind es, die seine Kunstwerke (und solche sind seine Novellen durch die abgerundete, vollendete Form und plastische Darstellungskunst) durchwehen, die niemals veralten, die uns Weihestunden der Poesie verschaffen!

Ein Sonntagskind in der Kunst, ist er auch ein Sonntagskind im Leben. Ein gütiges Schicksal verlieh ihm Alles, was ein großes Talent bedarf, um sich voll und ganz entwickeln zu können: eine herrliche Phantasie, eine glücklich zurückgelegte Jugend und eine harmonische Natur, und jetzt kann er, im Zenith seiner Schaffenskraft stehend, auf ein Leben zurückschauen, das ruhig und blühend wie ein Frühling dahinfloß. Im schönsten Mannesalter ist er noch von jener Schaffenslust beseelt, wie damals, als ihn einst der kunstsinnige Maximilian von Baiern in die liebliche Musenstadt München berief, und seine Muse scheint nie ermüden zu wollen.

Rührend ist sein Abschiedswort an die Jugendlichkeit:

Schöne Jugend, scheidest Du?
Wohl! Du bliebst mir lange treu,
Weil ich Dir im Arm geruht.
Schien die Welt mir lieb und gut,
Kampf und Ruh',
Immer freudig, immer neu.

Nicht entwichst Du über Nacht,
Wie uns Dirnengunst verläßt,
Heischtest zögernd Dir zurück
Gab' um Gabe, Glück um Glück,
Und mit Macht
Hielt ich noch die Fliehende fest.

Wie ein feines Lieb sich kränkt,
Das vom Liebsten scheiden soll:
Immer noch ein letzter Kuß —
Noch ein Winken, noch ein Gruß —
Fern noch schwenkt
Sie ihr Tüchlein, thränenvoll . . . .

Ach, und nun, dem Blick entfloh'n,
Trifft mich noch der Stimme Klang.
Schweig! O locke nicht von fern!
Sieh, im Blau der Abendstern
Schimmert schon;
Um den Schlaf bringt Dein Gesang! . . .

Aber die Jugend, die er entfliehen zu sehen glaubte, war hartnäckig und sie ist geblieben! Seine schöne männliche Gestalt ist noch von jener goldigen Jugendlichkeit umwoben, die nach des Dichters Worten „nie entfliegt“ und den Stempel der Jugendlichkeit tragen noch alle seine letzten Dichtungen. Wir aber dürfen hoffen, daß es ihm noch recht lange vergönnt sein wird, aus dem „Jugendbrunnen“ der Poesie zu schöpfen, zur Freude Derer, die sich noch an der idealistischen Dichtkunst, die an Heyse als Epigonen-Erbschaft von Goethe und Schiller übergegangen ist, begeistern.

Buchengrün. Neue Gestalten und Geschichten aus dem deutschen Böhmerwalde, von Johann Peter. (Leipzig, Verlag der Illustr. Jagdzeitung. 1887.)

Die Leser dieses Blattes werden gerne nach dem Buche greifen, denn sie kennen den geschätzten Verfasser aus vielen gediegenen und interessanten Aufsätzen über das Volksleben des Böhmerwaldes. Seinem Erstlingswerke: „Charakter und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde.“ (Graz,

Leykam) ist rasch ein zweites gefolgt und wahrlich nicht minder inhaltsreich und liebenswürdig, als jenes. Es schließt sich den „Sittenbildern“ gewissermaßen an, nur nähern sich im neuen Buche die Aufsätze mehr der Dorfgeschichte, während ersteres fast ausschließlich ethnographisch ist. Wir werden gerne noch eine Reihe solcher Bändchen erleben, weil wir gegenwärtig Keinen wüßten, der uns jenen schönen Erdwinkel und sein gesundes Volk treuer und anmuthiger schildern könnte, als unser Johann Peter. Kräftiger Realismus vereint sich in diesem Schriftsteller mit edlem Idealismus und die Liebe zu seiner Heimat (er ist ein Böhmerwäldler) verklärt Alles. — Das Buch ist dem deutschböhmischen Dichter Wilhelm Ressel zugeeignet. R.

Es werde Licht! Historischer Roman von Anton Ohorn. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes.) Mit gespannter Erwartung nahmen wir den Roman in die Hand, etwas enttäuscht legten wir ihn weg. Man sollte glauben, wir hätten die Tendenzromane aus der Reformationszeit längst hinter uns: Der Verfasser belehrt uns eines Besseren und beschwört noch einmal den selig. Ablaßkrämer Tetzel herauf; auch einige Hussiten müssen erstehen — dazu Mord, Brand, Aufruhr als Staffage für einige Liebesleute. Wir finden einen verliebten Mönch, der Dank der Reformation seine Hussitin kriegt. Abgesehen von der Unerquicklichkeit des Stoffes hat das Buch viele der Vorzüge des bekannten und beliebten Autors. —tt—

Schlichte Geschichten nennt Nanna Hart drei im Verlage von Gustav Lange in Plauen i. V. erschienene Erzählungen, womit sie wohl das Erstemal vor die Oeffentlichkeit tritt. Ein productives Talent wollen wir der Dame nicht absprechen, aber Hervorragendes zu leisten, müßten um vorerst Phantasie und Geschmack in der Wahl der Themata geläutert und dem wirklichen Leben alle die kleinen Züge abgelauscht werden, ohne die keine zutreffende Charakteristik gelingt; das Experiment mit dem verschluckten und nach Jahren wieder zum Vorschein gekommenen Knochensplitter mag vielleicht vor Prof. Billroth bestehen: vor dem Aesthetiker besteht es nicht. Und warum, möchten wir sie fragen, stellt sie uns durchwegs bresthafte, unglückliche Frauen vor? Sollte dahinter etwas wie Pessimismus spuken? Wir hoffen ihr noch einmal in Begleitung einer fröhlicheren Gesellschaft zu begegnen, und freuen uns darauf. —tt—

Echten, anmuthenden Humor zeigt die Seminaristengeschichte: **Der verzauberte Apfel** von H. Bauer (Stuttgart. Verlag von Robert Lutz), die uns in Vielem an die Jobsiade erinnerte, aber mit geringerem Bedenken der Jugend in die Hand gegeben werden darf. Das Büchlein kann als Unterhaltungslectüre mit gutem Gewissen empfohlen werden. —tt—

Frau von Stael, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Charlotte Lady Blennerhassett. Mit einem Porträt der Frau von Staël. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Vorliegende Biographie umfaßt die Ereignisse der französischen Revolution und des Kaiserreichs, der ersten und zweiten Restauration, die Philosophie des XVIII. und die religiöse Reaction der Anfänge des XIX. Jahrhunderts. Innerhalb eines Zeitraumes von fünfzig Jahren, von 1766 bis 1817, hat sie das geistige Leben in Frankreich und England, in Deutschland und Italien, und fast alle berühmten Persönlichkeiten, von Voltaire bis Lord Byron, von Mirabeau, bis Lord Wellington, von Gibbon bis Chateaubriand, zu schildern. Frau von Staël, die Schülerin von J. J. Rousseau, die Freundin von Goethe und des Freiherrn von Stein, repräsentiert sie, was lebensfähig in den Ideen von 1789 gewesen ist und was entscheidend für den Entwicklungsgang der constitutionellen Monarchie in Frankreich wurde. Mit „Corinna“ hat sie eine unsterbliche Gestalt geschaffen, mit dem „Buch über Deutschland“ eine unsterbliche That vollbracht. Die Geschichte ihres Lebens ist ein würdiger Beitrag der deutschen Literatur zum Centenarium von 1789. V.

Die Erde in Karten und Bildern nennt sich ein neues, groß angelegtes Unternehmen, das A. Hartleben's Verlag in Wien uns soeben ankündigt. Das Werk, dessen glänzend ausgestatteter Prospect uns vorliegt, ist das erste seiner Art, indem es einen großen Handatlas von 60 gediegen ausgeführten Karten in Folioformat, mit einem geographischen Handbuche von 125 Bogen gleichen Formates und 800 künstlerisch vollendeten Illustrationen vereint und somit ein Gesammtbild der Erde in Wort und Bild bietet. V.

Mit einer wesentlichen Veränderung hat die beliebte **Deutsche Jugend** für Knaben und Mädchen von 9–14 Jahren, heraus-

gegeben von **Julius Lohmeyer** (Berlin, Bernhard Simion) am 1. April ihre Leser überrascht. Sie hat das unhandliche Quartformat in ein bequemes groß Octav verwandelt, dabei ihren Umfang erweitert. Als der unübertroffene Meister sinnigen Thierhumors bewährt sich immer wieder Feodor Flinzer, dessen launige Thierfiguren von Niemand ohne Heiterkeit betrachtet werden können. Sorglichen Eltern sei dieses anerkannte Werk für Unterhaltung und Belehrung der Jugend empfohlen. V.

Vorschriften für den Landsturmmann, eine gemeinfaßlich zusammengestellte und mit Erläuterungen versehene Sammlung aller militärgesetzlichen Bestimmmungen in ihrer Anwendung auf Officiere und Mannschaft im Landsturm der k. k. Armee, sowie für Wehrpflichtige überhaupt. (Wien, Kreisel & Gröger.)

Handarbeit. Vortrag von **Julius Lessing** (Berlin, Leonhard Simion.)

In dieser Darstellung wird das Verhältnis der Handarbeit zur Maschinenarbeit sowohl im Allgemeinen wie in den einzelnen Gewerben erörtert. Es wird gezeigt, wie zunächst die Einführung der Maschinenarbeit auf fast allen Gebieten die Handarbeit bis zur Vernichtung verdrängte, daß indes seit Jahr und Tag eine starke Reaction sich geltend macht und heutzutage vielfach die Handarbeit gesuchter ist als zuvor. V.

Im Flugschriften-Cyklus: **Gegen den Strom** (Wien. Karl Gräser) sind neuerdings folgende Schriften erschienen:

Moderne Kunstliebhaberei.

Das Zeitalter der Deutlichkeit.

Die Corruption im Kleinen.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Literarische Modelle und andere Geschichten. Von **Ferdinand Groß.** (Berlin. S. Fischer. 1887.)

Verurtheilt. Roman von **Friedrich Franke.** (Karlsruhe. Gebr. Bollmann. 1887.)

Jusjurandum. Roman von **Ida Klein.** (Prag. H. Mercy. 1887.)

Aus den Katakomben Berlins. Von **A. Schuppe.** (G. Schuh und C. München.)

Oskar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse von **Eugen Wolff.** (Literarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über literarische Fragen der Gegenwart. I. Heft.) (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Adam Asnyk's ausgewählte Gedichte. Deutsch von **Ladislaus Gumplowicz.** (Wien. Karl Konegen. 1887.)

Lebensbilder. Neue Dichtungen von **Hermann Friedrichs.** (Zürich, Verlagsmagazin. 1887.)

Strophen. Von Karl Henckell. (Zürich, Verlags-Magazin. J. Schabelitz).

Schwizer-Dütsch. Aus dem Canton Zürich. Siebentes Heft. Gesammelt und herausgegeben von **O. Sutermeister.** (Verlag von Orell Füßli & Co. in Zürich.)

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. **H. Ploß.** Bearbeitet von Dr. **Max Bartels.** Mit vielen Abbildungen. I. Lieferung. (Leipzig. Th. Griebner's Verlag. 1887.)

Lexikon der Elektricität und des Magnetismus. Ein Hand- und Nachschlagebuch von **Wilhelm Biscan.** (Graz. Leykam. 1887.)

Geschäft oder Kunst? Privat-Direction oder städtische Regie? Ein Beitrag zur Reform des Mainzer Stadttheaters. Herausgegeben von **Heinrich Hirsch.** (Mainz. J. Diener.)

Deutschland. Monatsschrift zur Förderung einer friedlichen Socialreform. (Baden-Baden. Bubenheim-Harxheim-Zell. Rheinpfalz.)

Postkarten des Heimgarten.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

A. K., Magdeburg: Mit Dank angenommen.

J. S. G., Görlitz: Nein. Lassen Sie das Dichten sein.

M. M., Passau: Lesen Sie die Erzählung: „Die Belagerung von Pfalzburg“ oder „Ein Recrut von Anno Dreizehn“, von Erckmann-Chatrian, und Sie werden mit Ihren phantastisch aufgestelzten Kriegsgeschichten hoffentlich bescheiden zurücktreten.

E. K. S.: Hilfe! Das Wasser ist da! Von allen Seiten fluten die lyrischen Gedichte heran. Ist denn keine Rettung!

H., Graz: Schön Dank. Das Geschick der guten Alten ist rührend.

× Auflösung des Räthsels von Seite 714 der Buchstabe r.

M. J. W., Wien: Das Gedichtchen, welches Alfred Meißner auf das Söhnchen seines Freundes A. H. Huschak in Wien gemacht und in Begleitung einer Taschenuhr geschickt hat, lautet:

An Wilhelm Huschak!

Was ich Dir, lieber Wilhelm, sende,
Es sei mit einem Spruch geweiht.
Nicht freuen bloß soll Dich die Spende,
Sie mahn' auch an den Wert der Zeit.

Wenn meine Uhr stillsteht seit Jahren,
Mein Name auch Erinnerung nur,
Daß sich die Väter Freunde waren,
Daran gemahne Dich die Uhr.

Bregenz, 5. Februar 1873. **Alfred Meißner.**

F. O. H., Wien: Poeten sind schon so, Geheimnisse, die sie ihren intimsten Freunden nicht anvertrauen mögen, lassen sie — drucken.

W., Klagenfurt: Die Zeitschriften pflegen nur eingesandte Bücher zu besprechen.

× Im Glöcknerlied, Seite 637, 4. und 6. Strophe, soll statt „Wollte": Walte, und in der 6. Strophe statt „heißen": heissem gelesen werden.

J. F. W., Berlin: Sie junger Grünspecht wollen den verdienstlichen Autor kritisch vernichten? Merken Sie sich's: Nur ein Meister kann meistern.

× Vom 1. Juni an sind alle Zuschriften an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach (Steiermark) zu richten. Alle Adressen an die Administration und Expedition wie bisher nach Graz, Verlag „Leykam".

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger**. — Druckerei „Leykam" in Graz.

10. Heft. Juli 1887. XI. Jahrg.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Die Schatten wachsen.

Hinter den Eschen des Reuthofes lag ein großer Steinhaufen. Es waren jene Steine, welche die Vorfahren des Jakob aus den Feldern und Weidegründen gegraben und hier zusammengetragen hatten. Das Erdreich schien zeitweilig zur Freude des Jakob steinlos, aber alljährlich von Neuem, so oft der Pflug über den Acker gieng, riß er Steine hervor, und so oft die Sense über die Wiese glitt, klang sie in den Steinen. Die Bauern sagen, es wüchsen die Steine in der Erde wie die Kartoffeln, und es wäre beinahe so. Immer wieder mußten sie diese unliebsame Frucht sammeln und auf den Steinhaufen tragen, der denn auch von Jahr zu Jahr größer wurde.

Auf dem Steinhaufen wucherte rother Holler, Himbeergesträuche und Gedistel, auch ein paar Fichtenbäumchen standen auf, so daß der Jakob einmal sagte: „Da heißt es, das Altenmoos wäre eine unfruchtbare Gegend, und wachsen doch sogar auf dem Steinhaufen allerhand Sachen."

Als es nun stark zu herbsten begann beim Jakob, und zu wintern beim Pechöl-Natz, daß sie die Sonne aufsuchten, wann und wo es gieng, saßen die beiden Männer gerne auf dem warmen Steinhaufen und schauten in die Gegend hinaus. Den stattlichen Reuthofer von ehe hätte man kaum mehr erkannt. Haar und Bart ungepflegt, grauend, die Wangen eingefallen, die Nase noch schärfer geschnitten, die sonst so schönen blauen Augen trüb und müde, und manchmal grell aufzuckend, als wolle sich der Jugendmuth in ihm nicht so ohneweiters begraben lassen. Wenn das Herz der beiden Männer munter war und sie sich was Gutes anthun wollten, so redeten sie

von alten Zeiten, da es noch lebendig und lustig gewesen in Altenmoos.

„Gegen dreihundert Menschen sind da gewesen,“ sagte der Jakob, „Gute Arbeiter, dazumal, tüchtige Soldaten. Ein fester Menschenschlag! kernfrische Leut'!“

„Und heute nur etliche Krüppel und Hascherln und ein Paar alte Männer, die auf dem Steinhaufen sitzen.“ So fügte der Natz bei.

„Gesungen ist worden und gejauchzt, daß es nur so hat angeschlagen drüben im Rockwald; munteres Gespiel mit Zither und Hackbrett haben sie getrieben an Sonn- und Feiertagen. Die Kugelbahnen haben geknattert im Sommer, die Herbstpeitschen geknallt, wenn die Frucht eingeheimst ist gewesen, die Eisschießstöcke haben geklungen im Winter.“

„Heut' ists todtenstill,“ sagte der Natz.

Einundzwanzig stattliche Häuser. Zwölf Großbauern. Hat jeder einen Wagen gehabt und ein Roß oder zwei, ist flott ins Kirchdorf gefahren, im Winter mit dem Schlitten. Hats geheißen: aufgeschaut die Altenmooser-Bauern kommen! Wein her und Braten her, Geigen und Pfeifen her, die Altenmooser-Bauern kommen!“

„Heut' schleifen wir mit der Gicht um, trinken Wasser statt Wein, essen statt Braten Krautrüben und wenn der Wind durch die Wandfugen pfeift, das ist unsere einzige Musik,“ so sagte der Natz.

„Die Leut' haben zusammengehalten. Hat Einem was gefehlt, haben ihm die Andern geholfen. Zu Grund' gegangen ist keiner.“

„Heut' traut Einer dem Andern nicht und ich glaub', wenn's zum Sterben ist, sucht sich Jeder dazu den ödweiligsten Winkel, daß ihn Niemand dabei sieht,“ sagte der Natz. „Bei den wilden Thieren gehts auch so zu. Ich sag' das und ich bleib' dabei: uns fehlen die Kinder. Nichts wachst mehr nach, wir werden bald ausgestorben sein.“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte der Jakob, „ist es Einbildung oder ist es wirklich wahr: Zu Altenmoos scheint die Sonne nicht mehr so hell, wie vor Zeiten. Es mag wohl an meinen alten Augen liegen.“

„Es mag auch an was Anderem liegen, mein lieber Jakob,“ entgegnete der Natz. „So lang' ich noch in den Hochwaldgräben drinnen gewesen bin, ists mir oft aufgefallen, daß in den Waldgräben mehr Nebel gewesen ist, als heraußen zu Altenmoos, wo die freien Bauerngründe sind gelegen. Jetzt ist auf diesen Bauerngründen auch Wald gewachsen, Wald auf den Wiesen und Wald auf den Feldern, jetzt legt sich der Nebel auch ins Altenmoos herein und bleibt liegen, wenn draußen überall die Sonne scheint. Alle Jahr wird der Winter länger und der Sommer kühler. Hast vor Zeiten zu Peter und Pauli Reif gesehen auf Deinem Rain?“

„Es will auch der Hafer nicht mehr zeitig werden vor dem ersten Schnee,“ sagte der Jakob.

„Vor Zeiten, wenn Du Dich erinnern kannst, sind alle Wiesen weiß und blau und roth gewesen vor lauter Blumen. Heut' blühen sogar die Disteln nimmer so schön roth, wie früher. Ueberall zu viel Schatten. Draußen sagen sie, sie hätten zu wenig Wald, wir haben zu viel. Die Leut' können kein Maß halten, das können sie nicht. Wie es der geschwindeste Gewinn verlangt, so treiben sies, die Herren, und es mögen ganze Gemeinden darüber zu Grund' gehen, darnach fragen sie nicht. Mein Trost dabei ist der: Es geschieht Ihnen auch selber nicht wohl dabei, trutz Geld und Lustbarkeit. Umbringen thun sich mehr Leute draußen in der lustigen Welt, als herinnen im traurigen Winkel.“

„Weils ihrer draußen mehr gibt,“ wendete der Jakob ein.

„Nicht so, Jakob, nicht so," bedeutete der Natz, der einmal seinen guten Tag hatte, „nach dem Perzent muß man's nehmen. Hab' neulich erst gehört, wie Einer aus der Zeitung gelesen hat draußen in Sandeben: im Verhältnis genommen thäten sich ein ganzes Dritttheil mehr Weltleute selber umbringen, als Waldleute. Es fehlen die Kinder, draußen wie da, es fehlen die Kinder. Die Leut' kommen heutzutag schon alt auf die Welt. — Meinetwegen, wir werden's ohnehin bald überstanden haben."

Derlei war ihr Gespräch auf dem Steinhaufen, wenn die Sonne schien.

Da triebs doch der Almhalter Wegerer anders. Kümmerlich war wohl auch er. Die Rinder, die ihm von den Bauern in Sandeben anvertraut waren, daß er sie in den Geschlägen und auf Almen weide und hüte, wurden fett, er selber aber blieb zaunmarterdürr. Eines Tages trieb er aus seiner Weidegegend einen Ochsen durch Altenmoos und gegen Sandeben dem Fleischhauer zu.

„Mach' Dir aber nichts draus, Falber," sprach er zum Ochsen, „schau, mußt Dir denken, Dir ist es halt schon so aufgesetzt, daß Du geschlachtet und aufgegessen werden mußt."

„Du bist ein Ochs, und das ist Dir halt schon so aufgesetzt!" erscholl plötzlich vom nächsten Busch her eine Stimme.

Dem Wegerer war etwas uneben, er wußte nicht ganz genau, hatte dieser Gruß dem Rinde gegolten, oder ihm.

Der Jakob bemerkte darüber zum Natz: „Es wird ja wohl etwas Wahres dran sein. Die Einfalt ist angeboren, aber dumm muß der Mensch selber werden." —

Was die Wildschäden anbelangt, so wurden dieselben dem Jakob richtig allemal vergütet. Abgeschätzt aber wurden sie von Jägern, Jagdliebhabern oder anderen Leuten, die unter der Gnade oder unter dem Drucke des Kampelherrn lebten.

Die Hirschen haben ihm das Kraut gefressen. Was ist ein Kohlpflanzel wert? Das Hundert zehn Kreuzer. Aber die Arbeit? Der Zeitverlust? Wer zahlt's? Was ist im Herbst ein Kohlkopf wert? Um vier Kreuzer, meinten die Schätzmänner, könne man sogar draußen in der Krebsau die schönsten Kohlköpfe haben. An zweihundert Stück, wenn man's hoch nimmt! — sagten sie — sind gefressen, macht acht Gulden. Bar bekam der Jakob das Geld auf die Hand ausgezahlt.

Dieser hielt die Scheine in der flachen Hand so hin und sagte: „Was mach' ich damit? Draußen im Thal mag man den Kohl kriegen, aber wer führt mir ihn herein, wo alle Wege zerrissen sind! Oder wachsen jetzt im Spätherbst die Kohlköpfe bei mir da, wenn ich dieses Papier ansäe? Ihr lieben Herren, für mich hat der Kohl einen andern Wert als für Euch; für mich ist er Hauptkost, für Euch ist er Zuspeis', mit Verlaub!"

Es half ihm aber nichts. Wenn ihm die Entschädigung zu wenig, so möge er sich an's Gericht wenden.

„Daß ich ein Narr wär'!" lachte der Jakob auf. „Da wollt' mir mein Recht hübsch theuer zu stehen kommen! Das kennen wir!"

Einmal, als ihm das Wild sein Haferfeld arg mitgenommen hatte, ward ihm wieder die Schadenabschätzung in Aussicht gestellt. Sie ließ auf sich warten; der Hafer aber, so viel noch vorhanden, war schon reif und wollte geschnitten sein. Der Oberförster ließ dem Jakob auf seine Vorstellung sagen, wenn er den Hafer schneide, bevor die Commission käme, so kriege er nichts.

Der Jakob wartete, bevor jedoch die Abschätzung kam, kam der Schnee und vernichtete die ganze Ernte.

Bald hernach war auch die löbliche Commission da. Sie machte eine sehr bedenkliche Miene und fragte: Wieso da von Wildschaden die Rede sein könne? Da müsse der Reuthofer schon

den Herrgott verklagen, für das Schneien könne kein Mensch etwas.

Da ballten sich dem armen Manne wohl oft die Fäuste im Sack. Und den schlimmsten Wildschaden hatte er doch noch nicht kennen gelernt, von dem man draußen in den Gegenden, wo Obstbau ist, zu erzählen weiß. — Im Reuthofe war der Haushund abgeschafft; durch das fortwährende Gebelle, gab der Jäger vor, würde aus der ganzen Gegend das Wild verscheucht. Es war nun zwar des Jakobs Recht, einen Haushund zu halten, aber dem armen Thier, es mochte nun an der Kette liegen oder nicht, passierte immer etwas, das eine starb an Blei, das andere an einem Pulver, welches nicht knallte, und da dachte sich der Jakob: Ich mag die Todesqualen nimmer sehen! — und verzichtete auf den Hauswächter. Eines Tages, als wieder ein Hirsch in den Gemüsegarten gebrochen war, nahm der Jakob seine mit Waffenpaß wohl verklauselte Hausflinte von der Wand, öffnete das Stubenfenster und schoß das Thier über den Haufen.

Der alte Natz that einen Freudenschrei. „So ists recht, Jakob! Ehevor der Hirsch uns frißt, fressen wir den Hirschen!"

Aber der Jakob sagte: „Das ist nicht so, mein lieber Bruder. Die Freude sollen sie nicht haben, daß sie mich als Wilddieb packen könnten. Sie können mir die Wirtschaft zu Grund' richten, sie können mir die Haut abziehen, aber zum schlechten Kerl machen sie mich nicht."

Er gieng hinaus ins Thal zum Verwalter.

„Herr!" sagte er zu diesem, „ich hab' gebeten und geklagt. Ich hab's ertragen. Ich hab' das mit der Wildschädenvergütung erlebt. Aus ists, bestehen kann ich nicht, wenn ich mich nicht selber schütze. Heut' ist wieder ein Thier in meinen Garten gekommen. Wenn Ihr es wegschaffen wollt, es liegt dort, wo es gestanden ist."

„Reuthofer!" begehrte der Verwalter auf.

„Ja," antwortete der Jakob, „ich hab' es niedergeschossen." Ich will's auch hertragen, wenns verlangt wird."

Der Verwalter schwieg ein wenig.

„Ich hab' das Thier niedergeschossen," wiederholte der Jakob. „Vor etlichen Tagen hat der Jäger meine Katz' niedergeschossen, weil sie den Rebhühnern hätte Schaden thun können. Wird in Ordnung sein. Ich habe den Hirschen niedergeschossen, weil er mir das Kraut gefressen. Wird auch in Ordnung sein.

Der Verwalter murmelte: „Das thut mir leid," und zog eine Klingel.

Auf das trat ein Jagdbursche ein.

„Es thut mir leid," wiederholte der Verwalter zum Jakob gewendet, „daß wir zwei heute auf solche Art auseinander gehen müssen. Ich wollt' Euch's immer gut; ich habe Mitleid mit Euch gehabt, ich hab' Euch wahrlich Vieles entschuldigt. Den Bauerntrotz läßt man hingehen, der Eigensinn zehrt sich selber auf. Die Bosheit aber! Die Bosheit kann ich nicht verzeihen. — Franz, thu' Deinen Hirschfänger um und führe mir den Mann nach Krebsau zum Gericht!"

„Einsperren!" rief der Jakob.

„Einsperren, mein lieber Reuthofer," entgegnete der Verwalter in geschmeidiger Weise.

„Einsperren, weil ich ehrlich gewesen bin und die Nothwehr selbst angezeigt habe!"

„Nothwehr? hat Euch der Hirsch nach dem Leben getrachtet?"

„Er hat mir nach dem Leben getrachtet. Wenn ein fremder Mensch ins Haus fällt, um mir das Brot zu rauben, so ist Nothwehr erlaubt. Und habe ich den Hirschen gestohlen?"

„Dem Wildschützen gehts um's Schießen oft mehr, als um's Stehlen."

„Haben wir denn kein Recht mehr auf unserem Boden?!" schrie der Jakob. „Hat in diesem Land denn das Wild einen größeren Schutz als der Mensch?!

„Lasset jetzt das Spintisieren. Wenn Ihr im Schatten sitzt, habt Ihr Zeit genug dazu. Marsch!"

Der Schatten, ja das war der Kotter. Achtundvierzig Stunden saß der Jakob drin und hatte Zeit nachzudenken über mancherlei. Wenn ihm der Staat schon nichts zu geben vermochte für alle Steuern an Geld, Blut und Treue, die er ihm sein Leben lang gebracht: sein gutes Recht, hatte er geglaubt, würde ihm gesichert sein, wenn es einmal darauf ankäme. — Nun saß er im Kotter und meinte, er müsse vergehen vor Scham und Entrüstung.

Er wußte damals noch nicht, daß der Kampelherr bereits im Reichsrathe saß. Gerade in jenen Tagen, als der Jakob eingesperrt war, hielt jener eine glänzende Rede vom „ehrlichen Mann der Arbeit mit der schwieligen Hand," und daß dem niedergehenden Bauernstande aufgeholfen werden müsse.

Ein Wunder war's noch, daß sie den Jakob endlich frei ließen — sie hätten ihn nach seiner Meinung gerade so gut Wochen, Monate, ja Jahre lang gefangen halten können, kein Mensch hätte sich des armen Waldbauern gekümmert. —

Als sie ihn freigelassen, eilte er auf Umwegen ins Altenmoos. Den Dörfern und Häusern, den Menschen wich er aus. „Der Sträfling! Der eingesperrt war!" Man weiß ja, wie es die losen Mäuler treiben, die es nur dann für sich selbst zu einem gewissen Tugendglanz bringen können, wenn ihnen gegenüber ein von amtswegen armer Sünder steht.

Als er erschöpft und abgezehrt heimkam, höhnte ihn Niemand, nur die zwergige Dirn lachte ihn aus, daß er im Reuthofe davongegangen sei, dieweilen im Garten der Hirsch von den Krähen verkostet wurde. Das klügste Lachen, das man von der zwergigen Dirn je gehört hatte.

Feierliche Wildnis. Das Jauchzen verboten.

Nach Sandeben gieng der Jakob seit dieser Zeit nicht mehr. Es schüttelte seinen Körper vor Ekel, wenn er an die Leute dachte. An Sonn- und Festtagen das Glockengeläute gieng ihm ab. Er stieg mehrmals auf die Sanderhöhe, wo man es klingen hören konnte, wenn der Südwind zog. Wenn er aber dachte, daß der Glockenstrick von einer Creatur gezogen wurde, war auch die Freude an dem Klingen dahin. Bald stieg er nicht mehr auf die Sanderhöhe, sondern betreute seine Kapelle und das uralte Holzbildnis, das einer seiner Vorfahren geschnitzt hatte. Neben der Kapelle stand und gedieh der Weichselbaum; er blühte alljährlich und trug Früchte, als ob der Friedel, dem er geweiht, nicht schon längst in einem Massengrabe des Schlachtfeldes moderte. Es ist kein Band und kein Verstehen und Mitleben in der Natur. Jedes Wesen für sich allein. Danklos entstehts, lieblos genießts, in heißen Schmerzen vergehts; es ist gar zu schlimm.

Wenn die stillen Tage der Nebel waren, da das Altenmoos zugedeckt schien mit einem grauen bleiernen Deckel und die Tropfen an den Bäumen spannen, gieng der Jakob bisweilen der Sandach entlang aufwärts durch die Schluchten bis in den Grund, genannt im Gottesfrieden.

Er gieng an den Felsen hin, am See vorüber und bis zum brausenden Wasserfall. Wenn der sinkende Luftzug das Brausen niederdrückte, daß die Steine zu beben schienen in der lauten Gewalt, das that dem Jakob wohl. Stundenlang stand er da und blickte in das aus den nebeligen Höhen endlos niedergehende ungeheuere Wasserband, welches weiß und schwer und flockend wie eine unaufhörliche Schneelawine in den quirlenden flutenden Kessel stürzte. Wie in wildem Zorne sprangen die weißen Gischten wieder hoch empor, schlugen

mit hundert Fittichen an die Felsenblöcke, umkreisten dieselben in ihren Tümpeln, als wären sie auf der Flucht und könnten den Ausweg nicht finden. Neben dem Hauptfall giengen in Stricken und Schleiern kleinere Nebenfälle, von Vorsprung zu Vorsprung hüpfend, grell flüsternd wie zischelnde Bosheit neben der grausen, wüthenden Leidenschaft.

Dieser Wasserfall der Sandach war sein Gebet geworden und sein Lied. Und so, wie das Wasser dann still und klar durch den Felsengrund floß, so geruhigt ward auch allemal sein Gemüth. Er vermochte es nicht zu deuten, warum es so war, aber aus der Kirche war er niemals mit feierlicherer und beruhigterer Stimmung getreten, als aus dem Felsgrunde im Gottesfrieden. So wußte er nun, wo seine Kirche stand. Und einmal fiel es ihm ein: Wer weiß, ob zu Sandeben schon eine Pfarrkirche gewesen zur Zeit, als die ersten Reuthofer den Reuthofgrund gereutet hatten! Wer weiß, ob der erste Jakob nicht mit dem Wasser im Gottesfrieden getauft worden ist! Was war zu Altenmoos nicht vorgegangen in den Jahrhunderten! Die Ansiedler, arbeitsam und bedürfnislos, hatten sich feste Stätten gegründet, zur Gemeinde zusammengethan, hatten Ordnung und Zucht gehalten, hatten sich im Frieden vertragen und das entlegene Thal zwischen den hohen Bergen und Wildnissen war ein heiteres, gesegnetes Menschenheim geworden für lange Zeit. Dann war die Pest der Zeit, die Gewinngier und der Streberwahn gekommen, hatte die Menschen treulos gemacht gegen die Heimat und ihre Sitten, hatte sie in das Elend der Welt hinausgejagt. Die wenigen Zurückbleibenden sind von der Herrschsucht und den Eigennutz der Mächtigen erdrückt worden. Ein großes Leben ist aufgestanden in Altenmoos, und ein großer Mord ist an ihm begangen worden .... Im Felsengrunde zum Gottesfrieden hat sich nichts geändert. Wie es zu des ersten Jakobs Zeiten war, so ist es noch. Hätte sich nicht auch hier etwas zu Geld machen lassen? Die Menschen sind doch ohnmächtiger, als sie glauben. —

Das gehobene Herz, das der Jakob aus dem Gottesfrieden allemal mitgebracht, sank im Reuthofe stets bald wieder in Sorge und Traurigkeit zurück. Es war keine Freude mehr auf dem Hof, es galt nur, das arme Leben zur Noth zu fristen. Vieh und Hafer verkaufte der Reuthofer längst nicht mehr, es war Alles so kümmerlich geworden und reichte kaum aus für den häuslichen Bedarf. Indes bedurften sie auch nichts, gar nichts mehr von draußen. Als Salz verwendeten sie getrockneten Kümmel. Gieng ein Fensterglas in Scherben, so gab eine alte Hauspostille Blätter her, um das Loch zu verkleben. Loden aus der Schafwolle, Leinwand aus dem wenigen Flachs, Leder aus den Häuten der geschlachteten Thiere ward schlecht und recht bereitet mittels der alten Vorrichtungen, die aus besseren Zeiten sich noch im Hause fanden.

Wie der Jakob im Gottesfrieden die Kirche entdeckt hatte, so hatte der Pechöl-Natz im Walde die Apotheke gefunden. Er sammelte Wurzeln und Kräuter, kochte Saft daraus oder rieb sie zu Pulver. Wenn dann die Krankheiten und Gebrechen kamen, wurden die Mittel mit gutem Vertrauen angewendet; manchmal halfen sie, manchmal halfen sie nicht, manchmal schadeten sie, ganz wie die Sachen aus der lateinischen Küche.

Einmal in einer mondhellen Sommernacht weckte der Natz den Jakob aus dem Schlafe. Es wären wieder die vierfüßigen Schelme draußen. Drei Rehe stiegen im Garten um und grasten die jungen Kohlpflanzen und den Salat weg. Der Natz war heute besonders erbittert, er hatte vor wenigen Tagen erst die Kohlpflanzen bei dem alten Weibe der Lunselkeusche erbetteln müssen. Das alte Weib hatte noch gezetert, was das für eine saubere

Bauernwirtschaft wäre, nicht einmal Setzpflanzen zu haben! — Aber das Wild hätte sie gefressen! berichtete der Natz. „Warum hat denn mir das Wild die Pflanzen nicht gefressen?“ rief das Weib. „Weil ich mein Bett draußen im Garten stehen hab' und weil ich die ganzen Nächte wach bleib' und Strümpf strick' und Lärm schlag', wenn die Bestien anschleichen. Müßt Ihr's halt auch so machen. Aber na, die Herren vom Reuthof wollen sich die Nacht gut sein lassen und nachher die Setzpflanzen von den armen Häuslerinnen erbetteln. Da hast ihrer. Ich hol' mir Milch dafür.“ — Als hernach über lange Mühe die Pflanzen glücklich im Garten standen, hübsch der Reihe nach gesetzt und mit Jauche gedüngt, wollte es erst nicht regnen, mußte der Natz alle Abend vom Brunnen viele Kübel Wasser herbeischleppen und die Setzlinge nach der Reihe begießen. Und wie sie jetzt anhuben zu gedeihen, waren die Thiere da, um sie abzufressen.

Der Natz gab dem Jakob das Gewehr in die Hand. Paff! durch die Wandlucke hinaus. Machte eines der Thiere den Sprung in die Luft und stürzte zu Boden. Die zwei anderen setzten in hohen Sprüngen über den Zaun und dem Walde zu, daß der Boden dröhnte.

„Wirf den Rock um,“ sagte der Jakob zum Natz, „wir gehen hinaus. Diesmal will ich gescheiter sein. Sie haben mich eingesperrt, weil ich's angezeigt; jetzt zeig' ich's nicht an, so werden sie mich nicht einsperren. Man macht's, wie sie's haben wollen.“

Sie trugen das Thier zum Brunnen, weideten es aus, trugen es in den Keller und legten sich wieder zu Bette.

Am nächsten Morgen war der Jakobstag. Die Bauern feiern an ihrem Namenstage gern auch das Gedächtnis ihrer Geburt. „Vierundsechzig Jahre!“ sagte der Jakob erschrocken zu sich selbst. „Bei manchem Menschen braucht es lange, bis er ein Spitzbub wird“.

Von diesem Schuß an hatte der Garten eine Weile Ruhe. Die Rehe und Hirsche kamen bis zum Rain herbei, schauten zwischen den Eschen mit langen Hälsen herüber auf den grünen Kohl, gewannen aber nicht recht den Muth, ihr Verlangen zu stillen.

So streckte einmal der Natz sein altes, weißbärtiges Gesicht vor und munkelte: „Jakob! Jakob! 's ist doch das rechte Mittel gewesen!“

Es geschah von nun an nicht allzuselten, daß in der Umgebung des Reuthofes ein Büchslein knallte. Manchmal sah man den Oberförster Ladislaus durch die Gegend hasten und um den Hof schleichen. Er war schon sehr gebückt und sein stets kurzgeschnittener Bart war grau wie Eis, aber seine Augen sprangen noch scharf und stechend in's Grüne aus und die Beine waren flink. In den früheren Jahren hatte man den Oberförster stets behäbig des Weges kommen gesehen; jetzt, da er alterte, lief er gebückt und hastig, so daß es immer war, als schleiche er Jemanden an. So geht's, wenn List die Kraft ersetzen muß. Der Oberförster schien Verdacht zu haben auf den Reuthof, aber es war nicht dahinter zu kommen, und das wurmte ihn. Er setzte sein Leben d'ran. Die Hirschen und die Wildschützen waren ihm die zwei wichtigsten Dinge auf der Welt.

Nun hatte ihm aber die neue Zeit eine neue Landplage gebracht — die Touristen. Das waren weder Hirschen noch Wildschützen, also sehr verächtliche Creaturen. Steigen auf allen Bergen umher und verscheuchen das Wild. Trotten mit ihren verfluchten Bergstöcken höllisch blöde und gleichgiltig dahin und verscheuchen es doch. Können den Schildhahn nicht vom Rebhuhn unterscheiden, und verscheuchen sie doch! Auf dem Weg, heißt's, wollten sie bleiben, diese gotts=

vermaledeiten Luftbummler. Es gibt gar keinen öffentlichen Weg in unseren Gebirgen! Privatgrund! Da wird nicht aufgetreten!

Die Touristen aber wußten nur von einer schönen Gotteswelt und nichts von einer, die dem Kampelherrn gehört; sie stiegen also auch hier wie überall auf die Berge. Da nahm der Oberförster eines Tages Einen gefangen. Der hatte nach keinem Wilde geschossen, ja nicht einmal eins gesehen, denn er war sehr kurzsichtig und trug über seinen gewöhnlichen Augengläsern Numero Acht noch ein paar blaue Brillen gegen das grelle Sonnenlicht. Diesen Menschen hatte der Oberförster festgenommen, weil er oben auf der Rockhöhe einen Jauchzer gemacht. „Wen schon der Teufel umhertreibt in unserem Revier, der soll wenigstens keinen Lärm machen!"

„Aber Herr Jäger," rief der Tourist, „wenn die Welt halt allzuschön ist! Wenn's halt gar zu lustig ist auf der Alm, wer soll da nicht jauchzen! Juh! Juh! Juh!"

Klingend wiederhallte es weitum in den Wäldern.

Der Oberförster war außer sich. „Die Hände kann man so einem Kerl fesseln, aber um die Goschen läßt sich kein Schloß anlegen."

„Juh, Juh!" schmetterte der Tourist in alle Winde und machte einen Freudensprung um den andern.

Ganz unwillkürlich legte der Oberförster die Finger an den Hahn. „Hol der Teufel das ganze Jagdgesetz, wenn man so einen Maulaffen nicht über den Haufen schießen darf!" knirschte er und stieß den Gewehrkolben auf den Boden. Der Tourist mußte mit. Erst unten an der Sandach ließ er ihn los, wo das Wasser den Lustschrei übertäubt hätte. Der Halbblinde aber gieng nicht weiter, sondern stellte sich hart vor den Förster und rief: „Ihr habt es weit gebracht mit der Welt, daß man jetzt nimmer jauchzen soll dürfen im grünen Wald! Das Fluchen ist nicht verboten, wie ich an Euch bemerkt habe. Schön! So verdamm' Euch Gott, Ihr Herren, die Ihr Eu'rem Jagdvergnügen die Existenz armer Leute opfern könnt. Verdamm' Euch Gott, die Ihr den Mordknall aufgebracht habt im Wald und das frohe Jauchzen verdrängt! Zu Pulver soll Euer Blut werden und zu Blei Euer Herz und zu Rauch Euere schwarze Seele! Guten Morgen!"

Und war davon.

Auf seinem weiteren Wege begegnete der Oberförster dem Almhalter. Der schlich mäuschenstill daher auf dem steinigen Weg, und zwar barfuß. „Daß ich die Hirschen nicht verscheuche!" sagte er zum Förster. Die Wahrheit war, daß er keinen Schuh besaß.

Der Herr Ladislaus wollte seinen Aerger zerstreuen und hub mit dem alten Wegerer ein Gespräch an.

„Na, Wegerer!" sagte er, „was kann so einem Kerl aufgesetzt sein, der im Wald wie toll umherschreit und das Wild verjagt?"

„Für's Erste," antwortete der Wegerer, „kann er heiser werden. Nachher kann's ihm durch die Straf Gottes aufgesetzt sein, daß er taubstumm wird! ganz taubstumm. Und blind und lahm und nach und nach todt, mausetodt!"

„Schön," sagte der Förster, „und weil Du Dich schon einmal so gut auskennst, so sage mir, was zum Beispiel dem Bauer dort drüben aufgesetzt ist?"

„Dem Reuthofer? der muß verhungern, wenn er nicht gescheit ist und sich als Wildschütz einsperren laßt. Ist ihm aufgesetzt, ich sag's! Und nachher dem Pechöl-Natz ist aufgesetzt, daß er mit achtzig Jahren noch einmal in den Ehestand tritt mit einem schönen Weib, weil er Kinder haben will."

„Da wird ihm wohl auch etwas Anderes aufgesetzt werden!" bemerkte der Oberförster witzig. „Schau her da, Alter, hast Du schon einmal eine

solche Schnur gesehen?“ Er zog seine Seidenschnur mit den Knoten hervor.

„Weiß schon, weiß schon davon!“ schmunzelte der Almhalter.

„Jetzt sag' aber auch einmal, was unserem gnädigen Herrn bevorsteht!“

„Dem gnädigen Herrn?“ entgegnete der Wegerer, „dem Kampelherrn? Wenn sich der nicht bald ändert, so muß ich schon sagen —“

„Heraus mit der Farbe!“

„Daß er Baron wird!“

„Und was meinst, Alter, was mir aufgesetzt ist?“ fragte der Förster, die Schnur wieder in den Sack schiebend, „Dem Herrn Waldmeister?“

„Aufrichtig sein!“

„Darf ich's sein?“

„Ich zahl' einen Schnaps.“

„Ist ein gutes Fürnehmen, Herr Waldmeister, ein sehr gutes Fürnehmen. Dem Herrn Waldmeister wird's noch recht gut gehen.“

„Und weiter? Ich will wissen, was für ein Glück mir aufgesetzt ist.“

„Nach meiner Meinung,“ sagte der Wegerer zögernd, „aber nicht für übel halten, kein Mensch kann dafür, was ihm aufgesetzt ist. Nach meiner Meinung müßte sich der Herr Waldmeister an seiner Seidenschnur aufhenken, zum seligen End'.“

„Und dafür willst Du Schnaps haben, Taugenichts!“ fuhr der Oberförster auf.

„Muß nicht gerade Schnaps sein. Ich mag auch Wein.“

„Schau, daß Du weiter kommst!“ herrschte ihm jener zu.

Der alte Almhalter schlich kopfschüttelnd davon. „Ich glaube gar,“ murmelte er, „der Mann ist beleidigt. Ist es mir accurat aufgesetzt, daß ich den muß beleidigen, der mir einen Schnaps wollt' zahlen.“

Und schlich dahin.

Ein Narr müßt' Einer sein.

Im Herbste war's, am Frauentag, genannt Maria Geburt.

Der Jakob saß zur Feiertagsruh' an seinem Tische und blätterte wieder einmal in der Bibel. Das Blättern gieng gar mühsam von statten, weil das Papier keine Axt ist und kein Spaten. Ja, wäre es eine Axt gewesen oder ein Spaten, dem Manne hätte es besser bekommen. Die herbe Arbeit erfrischte ihm das Herz, die Schrift machte ihn immer noch nachdenklicher, als er schon war. Und nachdenken soll ein Mensch nicht, der so betrübt ist, als der Jakob es war.

Ein Luftzug vom offenen Fenster herein hatte auch ein wenig geblättert und schließlich das Capitel vom verlorenen Sohn aufgeschlagen. — Was geht den Jakob der verlorene Sohn an! Ehevor er ein Lesestück ausgewählt hatte, schob sich die zwergige Dirn zur Thür herein und berichtete kichernd, daß ein Bettelmann draußen sei.

Man solle ihm ein Stück Brot geben.

Das habe er schon, aber er sitze auf dem Antrittstein und wolle nicht fortgehen, berichtete die Dirn unter heftigem Lachen.

Nach einer Stunde, als der Jakob hinausgieng gegen die Stallung, saß der Bettelmann noch auf dem Antrittstein und stützte den Kopf auf die Hand. Er trat zu ihm hin, blickte ihm in's Gesicht und erschrak bis in's Herz hinein. — Das ist doch nicht möglich. Er kann's nicht sein. In einem solchen Zustand, zerrissen und verkommen. Der Bart war schon grau und bewucherte das ganze Gesicht; die kleinen Augen zuckten wirr, fast munter, aber der wetterfahle Hut ist so tief in die Stirne gestülpt und so gedrückt klein ist das Kerlchen.

„Mit Verlaub,“ sagte der Jakob, als er eine Weile so dagestanden war, „ich muß mich doch vielleicht irren.“

„Wirst Dich nicht irren,“ antwortete der Bettelmann, „Rösser kaufen gehe ich um, wenn Du ihrer hast.“

„Also richtig der Guldeisner!“ rief der Jakob, „gut ausschaust! heißt

das, alt, schon woltern alt werden wir halt miteinand."

„Alt und letz, und arm und dumm," knurrte der Andere in seinen wulstigen, beflickten Mantel hinein.

„Wirst nicht eine Weil' sitzen bleiben da, Nachbar!" sagte der Jakob, „in der frostigen Herbstluft da! Geh' ein wenig in meine Stuben hinein."

„Wenn Du ein Wirtshaus hättest. Ueber Nacht bleiben möcht' ich da."

„Wirst Platz haben," sagte der Jakob und dachte bei sich: Armer Mensch! Mußt betteln und willst es nicht merken lassen.

Er hatte Vieles vorausgesehen. aber das hatte er nicht erwartet. Das Mitleid kam. Er will es ihm nicht fühlen lassen, dem Guldeisner, was dieser einst in seinem Hochmuth gesündigt hat.

„Mich freut es recht, Nachbar, daß ich Dich heimen kann und daß Du mein Dach nicht verschmähst. Mach Dich nur bequem da in der Stuben. Brauchst nicht so still umzuthun, der Peterl schläft fest auf der Ofenbank. Ein Krügel Holzapfelmost, wenn Du magst. Dies Jahr ist er wieder einmal geronnen. Leg' ab Deinen Wettermantel. Ist das beste Zeug, so ein alter Loden, wenn man in den Regen kommt. Aber daß Du jetzt Rösser suchst zu Altenmoos!"

„Such auch keine," antwortete der Guldeisner und pfnsterte. „Ein Narr müßt Einer sein! Den Guldeisnerhof möcht' ich wieder kaufen, heißt das, wenn er noch stehen thät' und wenn ich Geld hätt'. Der Kampelherr heißt es, will ihn wieder los haben. Will ganz Altenmoos wieder los haben. Hat einen Kracher gemacht, beim Kampelherrn. Mir kann's gleich sein. Aber errathen hast es, Reuthofer!"

Er trank den Krug Most auf einen Zug aus.

„Wie Du's nur gar so fein hast errathen mögen!" fuhr er gesprächig fort, „oft hab' ich an Dich gedacht. Aber den Anderen geht's auch schlecht." Und nun hub er an zu erzählen von den kümmerlichen Existenzen der Ausgewanderten, von solchen, die ihr Gütel hätten und darauf Noth litten, und von solchen die haltlos herumstromerten in der Welt, und von solchen, die verschollen waren.

Der Jakob konnte sich nicht genug wundern über das vertrauensselige Geplauder des einst so schroffen, wortkargen Mannes. Es hatte in der That den Anschein, als fühle er sich jetzt als Mensch, der nichts mehr zu verlieren, behaglicher und gemüthlicher, denn früher als reicher Großbauer und Villenbesitzer.

„Dummer Bauer!" sagte der Guldeisner plötzlich und schaute den Jakob verächtlich an.

„So!" entgegnete dieser.

„Kommst vom Tisch bis zum Ofen und weißt nichts. In die Fremd' muß man! Die Welt muß man sehen! Einen Unterschied muß man kennen lernen! — Du lebst und stirbst auf Einem Fleck und meinst, was für ein Schelmenstückel Du geleistet hast! Bist vierspännig gefahren? Hast Champagner getrunken? Hast betteln gelernt? Nichts hast erfahren. Ein Narr müßt' Einer sein! Der Apfel hat zwei Seiten, mein Lieber! Auf der einen ist er roth, auf der andern grün. Du bist hausgesessen geblieben und guckst auch sauer drein. Wenn's was gilt, Reuthofer, schlafen will ich besser, wie Du!"

„Magst Recht haben," versetzte der Jakob und dachte bei sich: Hochmüthig muß der immer sein, das einemal ist er's auf seinen Reichthum, das anderemal auf seine Bettelhaftigkeit.

Im Wandwinkel hockte die zwergige Dirn und kicherte. Das verdroß den Guldeisner. „Dumme Drulle, Altenmooserische!" knurrte er sie an. Da brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

Als der Guldeisner und die zwergige Dirn so nebeneinander auf der Bank saßen, fiel es dem Jakob ein, was die Leute sagten, und daß diese Zwei näher verwandt mit einander

wären, als sie es selbst ahnen mochten. Der ganz gescheite Guldeisner und die dumme Dirn! Da sitzen sie nebeneinander.

Lassen wir Gras darüber wachsen, dachte der Jakob, wer weiß, ob er Freude daran hätte, der alte Junggesell, in seinen alten Tagen eine solche Stütze zu finden.

Die Abendsuppe ließ sich der Guldeisner wohl schmecken. Wo aus er morgen seinen Weg nehme? fragte ihn der Jakob während des Essens.

„Nachschauen muß ich gehen," antwortete er, „die vertrakten Kerle schlagen mir Jungwald nieder. Sag' einmal, Winkelbauer, sind da oben im Knatschel- oder im Oberstöckelhaus, oder im Sanderhof Leut' drinnen?"

„Liegt seit funfzehn Jahren kein Zimmerbaum mehr auf dem andern."

„Also kann man nicht einmal betteln bei diesen Nestern? Na, hörst, Bauer, dieses Altenmoos ist sauber heruntergekommen!"

Als er sein Leibel auszog, um es über den Strohschaub zu breiten, den ihm der Jakob in die Stube als Schlafstätte getragen hatte, kletzelte er ein Papier aus der Tasche. „Da hab' ich einen Brief," murmelte er, „hätt' eh bald vergessen, ihn abzugeben. Dem Jakob Steinreuter gehört er, Bauer in Altenmoos bei Sandeben, letzte Post Krebsau in Steiermark. Kaiserthum Oesterreich. Weit her muß er sein, weil er so lang umfrägt in der Welt nach dem Jakob Steinreuter. Da hast ihn."

„Wie kommst denn Du dazu?" fragte der Jakob den großen versiegelten Brief in die Hand nehmend.

„Traurig stünd's mit Eurer Post, wenn Unsereiner nicht wär'. Der Bot' in Sandeben, wohin ich gienge? schreit er mir nach. Heim, sag' ich. Ob ich mir einen Botengroschen wollt' verdienen und gefälligst einen Brief wollt' mitnehmen für den Reuthofer. Lumpig! sage ich, daß Ihr sogar die Cavaliere belästigen müßt mit Eurer Briefpost. Her den Bettel! — Sapperment, ist das einmal ein Federbett!"

Damit sank er in das Stroh. „Ah, jetzt werd' ich bald König sein." Und schnarchte auch schon.

Ein Schreiben aus Neu-Altenmoos.

Als die Leute alle schliefen und der Jakob eine Kerze anzündete um den Brief zu lesen, hatte er freilich noch keine Ahnung, was ihm die nächste Stunde bringen sollte. Er wollte anfangs dem Papier nicht trauen, dann rieb er sich die Augen, dann putzte er die Kerze. An die heiße Stirn griff er sich. Daß ihm dieser Brief so wunderlich vorkam. Will ihn Jemand foppen? Der Brief ist mit seinem eigenen Namen unterschrieben. Seine Schrift ist es nicht, einen andern Jakob Steinreuter gibt es auch nicht in der Verwandtschaft, so viel er weiß. Aus Neu-Altenmoos in Oregon. Wo ist das? „Mein Vater!" begann das Schreiben. Da zuckte es dem Jakob durch die Seele.

Der Brief war mit festen Zügen geschrieben und lautete also:

„Mein Vater!

Ihr werdet von diesen Zeilen wohl sehr überrascht sein. Wie ich höre, habt Ihr mich für todt gehalten und tausendmal bitte ich um Verzeihung, daß ich so viele Jahre nichts von mir habe hören lassen. So lange es mir schlecht ergangen ist, hab' ich halt gemeint, es wäre besser, Ihr hieltet mich für gestorben, als für elend. Wohl arg ist es mir ergangen und ich habe mein Davonlaufen von den guten Eltern, von der lieben Heimat hart büßen müssen.

Ich will's ganz kurz erzählen, denn mir zittern die Hände und das Herz, wenn ich daran denke.

Von heim fort bin ich übers Hochgebirge und ins Land hinaus. Mit Rastelbinderleuten bin ich bis nach Triest. Dort als Schiffsjunge

auf einem Schiff nach Ostindien. O Vater, die Welt ist schreckbar weit. Anfangs ist mir gewesen: nur fort, recht weit fort. Wäre mir endlich aber doch schier zu weit worden. Als Matrose sieben ein halb Jahr lang. Zu erzählen wüßt' ich viel. Gewesen bin ich auf allen Meeren und in allen Welttheilen. Einmal Schiffbruch, da hätten mich und noch ihrer Drei die Wilden bald aufgefressen. Engländer haben uns gerettet. In Capstadt, das ist in Afrika, habe ich einen Altenmooser getroffen. Ein Grubbauernsohn, der hat mir von Euch erzählt, daß die Mutter gestorben ist und der Friedel bei den Soldaten, und daß ich als todt gelte daheim. Später habe ich erfahren, daß der Friedel gefallen ist und die Angerl geheiratet hat und daß Ihr fast allein wäret zu Altenmoos. Ich habe mir vorgenommen zu schreiben, aber bis es mir besser geht, hab' ich mir gedacht. Denn ich bin nach St. Francisco, das ist in Amerika, gereist, nach Californien und habe angefangen in Gemeinschaft mit zwei Russen mit meinem Sparpfennig eine Goldmine zu betreiben. Nach ein paar Jahren habe ich so viel Geld gehabt, daß ich ganz Altenmoos hätte kaufen können. Ist mir aber zu wenig gewesen und ist das Goldfieber über mich gekommen. Gold, nur Gold, sonst habe ich an nichts mehr gedacht, und meinen Namen habe ich: Jaques geschrieben. Das ist meine unseligste Zeit gewesen, da vergißt man auf alles Christenthum und auf alle Nächstenliebe. Bis an die Knochen abgemagert bin ich vor lauter Begier. Zum Glück hat es nicht lange gedauert. Bei einer Speculation mit einem tauben Bergwerk habe ich Alles verloren. Mehr als Alles; meine Gläubiger wollten mich todtschlagen, ich bin geflohen, so arm wie aus dem lieben Altenmoos, ohne Schuh und Hemde bin ich landeinwärts geflohen ins Gebirge der Sierra. Unterwegs in einer Wüste habe ich zwei deutsche Familien gefunden, die, von einem Speculanten nach Amerika gelockt, hilflos waren und zu Grunde gegangen wären. Ich habe sie mit mir geschleppt. Nach zwei Tagen sind wir in ein Gebirgsthal gekommen, das noch fast unbewohnt war aber voller Eichen- und Föhrenwälder, und auch Tannen und Fichten darunter. Und schöne Weidegründe. Aber auch Granitfelsengebirge. Es ist fast vergleichbar mit unserem Altenmoos daheim, nur, daß die Bäche im Sommer versiegen. Viele Marder und Wölfe gibt es, aber die werden ausgerottet. Hier haben wir uns niedergelassen und Blockhäuser gezimmert und angefangen, eine kümmerliche Wirtschaft zu betreiben. Wie mühevoll und kümmerlich, das ist nicht zu beschreiben. Wie die ersten Menschen nach Erschaffung der Welt, so haben wir anfangen müssen, und oft habe ich mir gedacht, das ist die Strafe, daß Du Deine Heimat so treulos verlassen hast, jetzt mußt Du Dir mit blutiger Müh' eine schaffen, die viel schlechter ist. Denn so war mein Wille: Das Umirren in der weiten Welt hab' ich satt, ich will eine Raststätte haben. Die Wälder reuten, die Thiere zähmen, die wilden Fruchtbäume veredeln, die Hütten schützen vor Winter und Sturm und feindlichen Ueberfällen, und dabei Krankheit und Entbehrung leiden aller Art; oft ist mir die Verzweiflung nahe gewesen.

Aber unablässig haben wir gearbeitet und nach etlichen Jahren ist es so weit gewesen, daß wir uns sagen konnten: Wir sind hier daheim. Auch ein paar Engländer haben sich bei uns angesiedelt, und selbst eine Rothhautfamilie; wir vertragen uns miteinander. Meine Hütte steht auf einer Anhöhe, unten rinnt ein Wasser, jenseits ist Wald.

Wir haben auch einen Weg angelegt thalwärts bis zu einem nächsten größeren Gut, das einem Franzosen gehört. Ich habe Arbeiter genommen und mein Anwesen vergrößert. Ich treibe Viehzucht, welche erträglich ist, und etwas kümmerlichen Ackerbau. Mein Haus habe ich den Reuthof genannt, und nebenan habe ich eine Kapelle gezimmert und für dieselbe eigenhändig aus Ahornholz das Bild des heiligen Jakobus geschnitzt. Und das Thal heißt Neu-Altenmoos. Wir kommen wöchentlich zweimal zusammen in meinem Hause, um unsere deutsche Sprache zu pflegen, die etliche schier vergessen könnten, um deutsche Lieder zu singen, deutsche Zeitschriften und Bücher zu lesen und die Sitten der alten Heimat zu halten. Vor sieben Monaten habe ich von einer meiner deutschen Nachbarsfamilien ein Mädchen geheiratet, und ich hoffe nach den Anzeichen, daß man mich Jakob den ersten nennen wird zu Neu-Altenmoos.

Das, mein Vater, ist in flüchtigen Umrissen mein bisheriger Lebenslauf. Und jetzt, glaube ich, darf ich schreiben. Wie gerne möchte ich Euch sehen, aber nun bin ich hier festgenagelt, wie Ihr dort. Jetzt verstehe ich das Festgesessensein schon besser, wie dazumal. Es ist ja wahr, Gottes ist die Erde überall und Pilger sind wir Alle. Doch der rechte Mensch muß eine Heimat haben, daß er und sein Geschlecht stark sei.

Wenn Ihr aber doch einmal kommen wolltet, Vater, um das Neu-Altenmoos zu sehen, welches fast nach dem Muster des alten ist: Ihr gehet einen Tag zu Fuß, fahret zwei Tage auf der Eisenbahn, dreizehn Tage auf dem Meere, dann wieder sieben Tage auf der Eisenbahn und endlich drei Tage mit Wagen oder reitet auf dem Pferde, dann seid Ihr bei mir. Ich schreibe Euch noch den Reiseplan. Vielleicht, daß Euch gar die neue Heimat besser gefiele, als die alte, denn meine Gertrud ist ein braves Weib, die gar keinen andern Fehler hat, als — trotzdem alle ihre lieben Leute hier sind — manchmal noch ein wenig Heimweh nach dem deutschen Vaterland. Aber liegt nur erst das Kind in der Wiege, daß sie vor sich schauen muß, statt hinter sich, dann wird auch das gut sein. Und bei Euch wirds auch so sein, Vater. Die kleinen Kinder sind bei den Eltern daheim, die alten Eltern bei den großen Kindern. Kommet zu uns, Vater, und überzeugt Euch, daß Euer Jackerl doch nicht ganz umsonst davongelaufen ist. Meine Gertrud bittet mit mir, daß Ihr uns Alle lieb habet.

Und vor Allem schreibet mir, daß Ihr mir verziehen habt, schreibet mir recht viel, wie es Euch geht, und von der Angerl und ihrem Mann, die ich vielmals grüße. Meine Adresse ist zu machen: An Herrn Jakob Steinreuter, Besitzer des Reuthofes in Neu-Altenmoos bei Fort Fremont in der Sierra. Oregon in Nordamerika.

Und nun, mein theurer Vater lebt wohl und es hofft ein Wiedersehen Euer dankbarer Sohn

Jakob

Neu-Altenmoos, den 15. August 188*"

Im Gottesfrieden.

Jakob legte sich in derselben Nacht wohl zu Bette, aber die Lider sanken ihm nicht.

Am nächsten Morgen, als der Guldeisner umherstolperte und knurrend nach dem Reuthofer fragte, um ihm nocheinmal zu sagen, daß er ein dummer Bauer sei, war der Jakob nicht zu finden. Der alte Sauertopf, dem die Welt heute wieder nicht so drollig vorkam, wie gestern bei dem Apfelwein, mußte unverrichteter Sache weiterziehen

und den „dummen Bauern“ in seinem eigenen Kopf verschimmeln lassen.

Als der alte Natz die Ochsen an den Pflug spannte, um damit auf die Herbstbrache zu fahren, war der Jakob immer noch nicht zu finden. Der strich auf den Rainen um und in den Wäldern, als ob heute auch noch Feiertag wäre, wie gestern. Erst um die Mittagszeit saß er auf dem Steinhaufen und schaute sinnend auf die tanzenden Mücken, die sich im Sonnenstrahl, welcher zwischen dem Ahorn und dem Sauerdorn quer einfiel, kreisrund herumtummelten. Ueber der Gegend lag ein blauer, wässeriger Sonnenäther, der so dicht war, daß die Bergzüge nur in schwachen Umrissen durchschimmerten und der jeden Augenblick bereit schien, sich in Herbstnebel zu verdichten. Ueber einige Bergkämme wälzten sich in der That graue Nebelballen herein. — Kein Lufthauch, kein Vogelsang, kein Grillenzirpen. Daß es gar so still sein mag in solchen verlorenen Herbsttagen! gar so herzbeklemmend still!

Der Natz gieng hinauf gegen den Steinhaufen zum Jakob und fragte, ob sie denn heute die Ochsen nicht einspannen wollten?

„Die Ochsen verkaufe ich,“ antwortete der Jakob.

„So wollen wir zwei uns selber an den Pflug spannen?“ fragte der Natz.

„Ich reise nach Amerika.“

Der Natz blickte erschrocken den Jakob an, dieser erzählte ihm von dem Briefe.

„Ich reise hinüber,“ sagte er.

Der Natz war still, aber endlich konnte er des Gedankens doch nicht Herr werden, den er hatte.

„Wenn Du ins Amerika gehst, Jakob,“ sagte er, „Du wirst dort nicht lang' leben.“

„Ich will ja nicht dortbleiben, ich will nur meine Leut' holen und herübernehmen ins Altenmoos.“

„Müßt' man wohl gut überlegen,“ meinte der Natz; „etwan geht es ihnen drüben doch noch immer besser wie da. Dort gehts aufwärts, bei uns gehts abwärts.“

„Und ich hol' sie doch herüber,“ sagte der Jakob. „Es kann nicht sein, daß das Altenmoos ganz soll zu Grund' gehen müssen, es kann nicht sein.“

„Pst!“ machte jetzt der Natz und zeigte mit dem Finger gegen das reife Haferfeld hin, „siehst Du!“ flüsterte er, „ein Reh. Mitten im Feld! Wart' Jakob, und rühr' Dich nicht!“

Vom Hause heran kam schon der Knecht Ferdinand und brachte das Gewehr. Mit einer gewissen Hast erfaßte es der Jakob und schlich an. Am Feldrain ließ er sich auf ein Knie nieder, richtete den Flintenlauf zwischen den Halmen durch auf das Thier, das ahnungslos im Hafer stand und die Rispen von den Halmen graste. Just wollte er losdrücken, da war ein schmetterndes „Halt!“

„Halt!“ rief es vom Erlenstrauch her, „Bäuerlein, jetzt hab' ich Dich!“

Der Oberförster Ladislaus kauerte dort und fuhr mit dem Schafte seines Doppelstutzens gegen die Wange. Der Jakob hielt seine Flinte fest und als er sah, daß gegen ihn gezielt wurde, wendete auch er sein Rohr.

„Das Gewehr wirf weg!“ schrie der Oberförster.

„Thust Du's, thu' ichs auch,“ antwortete der Jakob und blieb in seiner Stellung.

„Das Gewehr weg, oder ich brenne Dich nieder!“

„Ich wehre mich,“ sagte der Jakob, und die beiden Feuerrohre waren gegeneinander gerichtet.

„Reuthofer!“ rief der Oberförster, „es ekelt mich, Dich zu tödten und ich rathe Dir gut. Mein Gewehr hat zwei Läufe!“

„Das meinige hat einen,“ entgegnete der Jakob und sein Auge hatte einen seltsamen Glanz. „Ich wehre mich um mein Leben; bevor Ihr mich noch einmal in den Kotter steckt —“

Hart an seiner Wange pfiff die Kugel vorüber, da drückte er los und mit

einem gräßlichen Schrei sprang der Oberförster auf und stürzte im nächsten Momente mitten im Gebüsche zu Boden. —

„So, jetzt bin ich fertig," sagte der Jakab, warf die Flinte weg und faßte mit beiden Händen sein Haupt, als ob er es vom Rumpf reißen wollte. „Mörder! Mörder!" schrie er mit gellender Stimme, „so muß es enden! Zum Gericht! an den Galgen! so muß es enden!"

Der Natz auf bebenden Füßen war herbeigeeilt, der Jakob hatte ihm einen Schlag versetzt mit der Faust und hub an zu springen, wie ein Verfolgter. Er sprang am Raine hin, er sprang über die Matte abwärts gegen die Waldschlucht. Der Natz eilte ihm nach, und rief: „So bleib' doch stehen, ich bin ja der Natz!" An den Ufern der Sandach — einmal am rechten, einmal am linken — oder auch mitten im Bache dahin liefen sie. Noch sah der Natz den Fliehenden zwischen Busch und Baum, bald aber entschwand er ihm, und der Alte brach endlich vor Aufregung und Erschöpfung zusammen.

Als er nach einer Weile wieder zu sich kam und sich besann, was geschehen war, raffte er sich auf, um dem Jakob neuerdings nachzueilen. Zwischen Haselnuß- und Erlgebüsche mußte er sich winden, zwischen Himbeer- und Brombeergesträuche. Sand- und Steinhalden kamen, und auf dem Sand die Spur eines Menschenfußes! Der Natz rief und rief nach dem Jakob, bis er heiser war. Dann wankte er weiter, immer weiter. Gewaltige Felsblöcke, von den hohen Bergen niedergebrochen, lagen in der Schlucht, von Wildfarren und Schierling umwuchert. Ueber einen Steinwall mußte er klettern und jenseits wieder hinabsteigen zum Wasser, wo es still war und klar war. Finstergraue, senkrechte Felsen ragten auf neben und vor ihm. — Da kann er nicht weiter, dachte der Natz dem Fliehenden nach, da muß ich ihn erreichen. Den Förster hat er erschossen, ich will ihn trösten; es ist gar nicht wahr, dieser falsche Mensch hat sich nur verstellt, ist umgefallen, um bald wieder aufzustehen. Die Schergen will er holen. Die Schergen sollen den armen Jakob nicht finden, dafür wollen wir sorgen. Der Jakob ist unschuldig, ganz unschuldig, ein gehetztes Wild. Sind ihnen die Rehe und Hirschen nimmer genug, müssen auch noch Leut' hetzen. Nothwehr war's, es kann ihm nichts geschehen. „Jakob! Jakob!" rief er, „geh' hervor! Ich bin's, der Natz. Es ist nichts. Du triffst schandbar schlecht und der Förster hat einen Spaß gemacht. Komm, wir lachen d'rüber."

Der Jakob ist nicht mehr gekommen. Mitten auf dem tiefen grünen See ist er gelegen und hat sich langsam um sich selbst gedreht.

Hier im Gottesfrieden, auf der stillen Wasserfläche ist der Jakob Steinreuter auf der Bahre gelegen einen ganzen Tag, bis die Amtspersonen kamen. In den Felsen saß ein Habicht, der blickte mit scharfem Auge auf den Körper im See, aber als er abflog, hat er sich nicht gesenkt gegen die Tiefe, sondern war kreisend emporgeschwommen zur Höhe und über die Häupter der Berge dahin.

Das war eine große Wichtigthuerei jetzt um den Todten. Protokoll um Protokoll wurde aufgenommen und der alte Natz saß stundenlang im Verhör und sagte was er gesehen und gehört hatte.

Die Leiche des Oberförsters wurde mit Gepränge hinausgetragen auf den Kirchhof in Sandeben. Der Mörder und Selbstmörder wurde verscharrt in der öden Hochschlucht, genannt: im Gottesfrieden.

In der ersten Nacht, als der Jakob ruhte in seinem Sandgrabe unter den Felsen, blieb der treue Natz bei ihm und wachte. Hoch im Gewände schien der Mond und von ferne her donnerte der Wasserfall. Der Alte saß auf einem Stein und redete halblaut auf den Grabhügel hin:. „Also Feierabend ge-

macht!" sagte er, „hast recht, Jakob, hast recht. Auf dieser Welt ist nichts zu machen heutzutag — und schon gar wenn man ein Bauer zu Altenmoos ist. Aber warte nur, bis wir aufstehen am jüngsten Tag! Da wollen wir es ihnen schon sagen, denen Jenigen! Da wirds schon auskommen, wer Recht hat. Vielleicht auch noch früher. Vielleicht noch früher! — Und Du, mein guter Jakob, sollst schlafen. Schlafen in der Altenmooser Erden, die Dir ja das Liebste gewesen ist auf der Welt. Ein schönerer Friedhof ist nimmer zu finden. Ich möchte mich am liebsten auch zu Dir legen, aber was Anderes habe ich mir fürgenommen. Der alte Reuthofer hat mir so viele Gutthat erwiesen, daß ich mich beim jungen dafür bedanken will, und Vaters Segen überbringen. Ich bettle mich um die halbe Weltkugel hinüber. Der Jackerl kriegt Kinder. Ich bettle mich hinüber. — Gute Nacht, Jakob!"

Am nächsten Tage gieng der Natz hinaus zum Reuthof. Da war auch wieder der Amtmann mit seinen Schriften. Der Alte kümmerte sich nicht drum, nahm Axt und Säge und zimmerte aus Lärchenholz ein Kreuz. Das Kreuz steht heute noch in der öden Hochschlucht hart an der Felswand nahe am See, und auf dem Querbalken sind die Worte:

„Hier rastet im Gottesfrieden Jakob Steinreuter, insgemein Reuthofer, der letzte Bauer zu Altenmoos."

Hochlandslieder.

Nach **R. Burns**, in der Alpen-Mundart wiedergegeben von Dr. L. S.*)

An die Waldamsel.

(O stay, sweet warbling wood-lark, stay!)

Bleib, Vögerl, fliach wegn meiner nit!
Sing fort af dein'n Ast, ih bitt;
Du sollst mein'n kranken Herz damit
A weng a Lindrung bringen.

Das Gsetzel möcht ih nochmal hörn;
Geh, sing mr's für, bis ih's drlern!
Da müaßt ja d' Hanni holder wer'n;
As kan nix süaßer klingen.

Han, hat's dein Schatzel ah so gmacht,
Und hat dih peinigt und veracht't?
Ih han sie richti in Verdacht;
Du möchst süst nit so singen.

Du singst va lauter Hartikeit
Und Kränkung und Verlassenheit —
Hör auf! hör auf! Barmherzigkeit!
Mir will scha s Herz zerspringen.

Rathlos.

(My heart is a breaking, dear Tittie!)

Frau Godel, mih gfreuet glei s Sterben;
Gebbs denna'r an Rath! ih bitt schön;
Ih möcht's nit mit Alle verderben;
Wia wirds aber mit n Franz Kren?

Ih moan, mit an so frischen Buaben
Müaßt s Hausen ja kloanweis' wohl gehn?
Was frag ih um Häuser und Huaben,
Wann er nit drin is, der Franz Kren!

Dr Hofbauer spreizt seine Haxen:
„Hants, Menscher, habbs ghörscht?" is sein Redn;
Ast blast er und pralt mit die Maxen.
Ja, tanzet er wia der Franz Kren!

Mei Muater thuat nix als wia prödign:
„Du, hüat Dih vor den und vor den!
Die Burschen san Lotter, die lödign" —
Wer kunnet das glabn van Franz Kren?

---

*) Siehe Heimgarten X., Seite 684 und Heimgarten XI., Seite 135.

Mei Vater sagt, tausend Guln kriag ih
Van eahm, wann ih'n Franzl liaß stehn;
Wanns aber nit Bstimmung is, lüag ih,
Daß ih n muaß nehm, 'n Franz Kren.

Erst nachten ban Lößln ists offen-
Bar worn, ma hat's müaßen verstehn;
Drei mal han ih's Nämliche troffen,
Wo gschrieben is gstanden: Franz Kren.

Und schon z Allerhalign vor'n Spinnen —
Die Wäsch han ih ghüatt hintern Tenn —
Is er m'r leibhafti drschienen,
Grabhoset und — kurz dr Franz Kren.

Gehts, raths mr, Frau Godel, ih bitt Enk;
Ih schenk Enk mein schopfete Henn,
Wann's raths, ih soll nehmen, wen i h denk,
Mein n Buaben, mein n liaben Franz Kren.

Irrwurzen.*)

(Weary fa' you, Duncan Gray.)

Schlecht hiaz geht's dr, Josef Grau —
  Hm, dö dumme Wurzen!
Recht hiaz gschiecht's dr, Josef Grau —
  Hm, dö dumme Wurzen!
Wann alle Annern Kögel scheibn,
Muaß ih dahoam in Stübel bleibn
Und mit n Fuaß die Wiagen treibn,
  Alls wegn der dummen Wurzen!

Han van Tanz und Lustbarkeit —
  Hm, dö dumme Wurzen!
D Lena spat noh hoam begleit't —
  Hm, dö dumme Wurzen!
Da liegg a Wurzen überquer,
Und bumsdi, schmeißt's üns Allzwoa her —
„Geh, Sepp, ih mag Dih gar nit mehr! —
  Auweh, dö Teuxels-Wurzen!" —

„Aber, Sepp! machst Ernst damit" —
  Hm, dö dumme Wurzen! —
„Segn ih Dr an iadn Schritt."
  Hm, dö dumme Wurzen! —
„Gelt ja? aft wird's mr wieder leicht:
As kost't n Kopf nit, wann ih's beicht';
Und bal dr Pfarrer s Wegerl weicht,
  Sa irrt Oan'n mehr koa Wurzen." —

Dreisilbig.

(Wha is that at my bower-door.)

Wer is ba meiner Kammerthür?
  „Na, wer denn, als der Sigmund?"
Geh, Du willst doh nit noh za mir?
  „Das will ih," sagt dr Sigmund.
Was krallst denn um as wie x a Diab?
  „Kimm schauen!" sagt dr Sigmund.
Stöllst noh was an mit Deiner Liab!
  „Das möcht ih," sagt dr Sigmund.

*) Irrwurzen, eine Baumwurzel, nach der Volkssage so verzaubert, daß, wer darauf tritt, im Walde fehlgehen muß. Daher die spöttische Redensart: Du bist auf a Irrwurz treten, d. h. hast Dich geirrt.

Steh ih hiaz auf und laß Dih ein —
  „Ja, thua mr's!" sagt der Sigmund,
Wird's mit n Schlafen nix mehr sein.
  „Das moan ih," sagt dr Sigmund.
Und bist amal herin ba mir,
  „Da bin ih," sagt der Sigmund,
Sa bleibst lacht ga bis in dr Früah.
  „Das will ih," sagt dr Sigmund.

Verständnis.

(O whistle, and I'll come to you.)

O pfeif, und ih kimm za Dir, mein Schatz,
'n Vater, dr Muater und Allen zan Trotz;
O pfeif, und ih kimm za Dir, mein Schatz!

Paß auf, und kimm nit roaten mit mir,
Siechst nit halb offen die hintere Thür!
Aft steig über d' Stigel, und schau guat für,
Und kimm, as kamest nit za mir!
  Und kimm, as 2c.

Begegnst af'n Markt oder Kirchgang mir,
Sa geh as wia für a Wildfremde für!
Nur schau mih liab an, Du woaßt scha wia;
Aber schau, as galt dr Blick nit mir!
  Aber schau, as 2c.

Thua schwören, es lag dr nix an mir!
Kannst sagen, Du findest nix Schöns an mir;
Nur laxel koan An're, in Gspoaß ah nia!
Sie kunnet Dein'n Sinn alehren va mir.
  Sie kunnet dein'n 2c.

O pfeif, und ih kimm za Dir, mein Schatz,
'n Vater, dr Muater und Allen zan Trotz.
O pfeif, und ih kimm za Dir, mein Schatz!

Warnung.

(I do confess, thou art sae fair.)

Wohl schön bist, Dirn! daß ih mih grad
Bis über d'Ohrn vrliaben möcht;
Doh mit Dein'n Herzel, das is Schad,
Mit Deiner Gunst da wirtschafft schlecht.
Wohl süaß bist, aber ga so gschwind
Ruckst aus mit Deiner Süaßigkeit,
Daß s hasen is, as wia der Wind
An iaden Stock sein Bussel geit.

A Rosen blüaht so frisch in n Hag;
Wirds aber brockt und umergschmiert,
Sa schau, wia s glei in ersten Tag
'n G'ruch und d'schöne Gstalt vrliert!
Ih fürcht mih, Dir geht's ah noh so:
Hiaz blüahst und is um Dih a G'riß;
Agschmudelter verschimbbelst wo,
Daß Oaner fragt: Was! Dö da is's?

Als ein angeschossener Haase vorbeifloh.

(Inhuman man! curse on thy barbarous art.*)

Verfluachter Mensch mit Deiner Teuxelskunst!
Blind sollt' das Mörderaug wer'n, was so zielt hat,
Das Herz koa Mitleid finden, was koans gefühlt hat,
Koa Lust habn, dö'sd'an söchten Viech nit gunnst!

Mein armer Has', wia humpelst über's Feld
'n Boschach zua, und siechst nit, wia's hiaz schön is,
Was süst dein liabests Tummelplatzl gwe'n is,
Dein Tischeldeckdih, ja dein ganze Welt!

Geh, letzer Hascher! suach dei hoamligs Nest!
Za letzler Ruahstatt wird's dr heunt noh taugen,
'n grüan'n Sacher um die starren Augen,
Die bluatig Brust af's kalte Flötz anpreßt!

Oft wirds mr andthoan, daß ih Dih nit siech
Zan Fruahstuck fürer hupfen aus'n Schachen,
Bald niederducken und bald Mann'l machen;
Aft fluach ih noh den Mordkerl; arm's Viech!

Hans Gerstenkorn.

(There were three kings into the east.)

Drei reiche Künig im Morgenland,
So hoaßt's, dö hätten gschworn
An schwaren Eid mit Mund und Hand:
„Es sterbe Hans Gerstenkorn!"

Und richti! tiaf in n Boden pflüagt
Und zuag'eggt is er worn;
Und schon die Grabschrift hat er kriegt:
„Hier liegt Hans Gerstenkorn!"

Da hat der Lanz linds Wetter bracht,
Und gregent hat's und thaut;
Dr Hans is wieder auferwacht,
Und g'standen — d'Leut habn gschaut.

Und wia dr Summer warm worn is,
Sa wird er groß und fett,
Ba'n Kopf obn umer voller Spieß,
Daß Neamd koan Angriff hätt.

Dr Hörist hat eahm nach und nach
Sein Wachsthum unterdruckt;
Die Farb is bloach worn, s Fuaßgstell schwach,
Und s Köpfel hat sich buckt.

*) Offenbar gab es damals in Schottland wenig Hasen und Obstbäume; bei uns würde das Mitleid eines Bauers wie Burns mit dem Hasen nicht bloß vom Jäger verlacht.

Hiaz wia die Feind habn gsegn aus Alln,
Daß s neamer besser wird,
Da hambb s'n gachlings überfalln
Und grausam massakriert.

Z'erst mit an Schneidzeug, scharf und krumbb,
Habn s'n üntern Knia aghackt;
Is bunden worn as wier a Lump
Und af an Wagen packt.

Aft habn s'n af an Hifel gsteckt,
Wo Wind waht umadum,
Aft af'n Tennboden niedergstreckt
Und prügelt: bum, bum, bum!

Viel Wasser holen d' Henkersleut
Und fülln a Loch damit;
Da habn sn Hansen einhi keit,
Drsauft er oder nit.

Sein Leiden hat sie noh nit grührt,
Hambb n ausbroat't überquer,
Und wann ma wo a Leben gspürt,
Umgstössen hin und her.

Hambb ünter eahm a Foir ankendt,
Und hambb eahm s Boanmarch gröst't,
Mit Mühlstoan maln s'n kloan zan End,
Aft war er doch drlöst.

Hiaz habn s erst noh sein Herzensbluat
Azapft as wier an Wein,
Und trinken's voller Uebermuath
Mit Lärm und Vivatschrei'n.

Ma solt's nit glaben; kostet man's,
Es höbt Oan wunnerbar;
Ma siecht wol, daß dr arme Hanns
A ganzer Kampel war.

Durch eahm wird oft a plagter Mann
Getröstet und drfrischt;
A Wittib fangt zan Singen an,
Drweil sie d' Augn noh wischt.

Drum hoch! Hanns Gerstenkorn soll lebn,
Und soll van Hand zu Hand
Uns Allen guat zu trinken gebn
In liaben Vaterland!

Den Hanns is gsetzlich angetraut
Die Jungfrau Hopfenblüah;
Er möcht ah gar koan an're Braut
Und mir koan an're Brüah.*)

*) Diese Schlußstrophe fehlt im Original (war damals vielleicht nicht zeitgemäß) und ist aus bairischen Archiven ergänzt. (D. Uebs.)

Feierlagwerk.

(Up wi' the carles o'Dysart.)

Auf, Manner va Mautern,
Und Buaben va Bruggern,
Und Weiber va Winklern,
Und Dirnln van Tauern!
Gehts dan, gehts dan!
Gehn mr d Arbat an!
Is noh viel nit than.

Mir haben Gschichten z'drzählen,
Und Gsanger zan singa,
Und Geld ausz'geben,
Und Trünk zuaz'bringa.
Gehts dan, gehts dan!
Gehn mr d Arbat an!
Is no viel nit than.

Mir lebn ünser Zeit;
Und dö nach üns kemma,
Solln ah so gscheit
Ausgebn was s' einnehma.
Gehts dan, gehts dan!
Gehn mr d Arbat an!
Is noh häufti nit than.

Erklärungen: agschmu'lt (abgeschmudelt) zerdrückt und beschmutzt. ankendt, angezündet. Flötz, Erdboden. hasen (mit hohem a) adj. glatt u. weich, adv. fast, beinahe. Hascher, armer oder schwacher, bedauernswerter Mensch. Kampel, 1. Kamm, 2. Kämpe. lacht (mit hohem a), vielleicht. lazeln, locken. letz, wund, krank. lötzeln, loosen durch irgend ein abergläubisches Spiel. nachten (mit hohem a), gestern Abends. roaten (raiten, rechnen), sich besprechen. Sacher, Riedgras, Segge. weicht, weiht.

Räthsel des Herzens.

Aus den Erinnerungen eines jungen Witwers.

Der kleine Hans guckt wieder ein wenig durch die Fuge der halb angelehnten Thür. Da drinnen geht seit einigen Tagen was vor. Blumenduft, Lichterglanz, die Leute schleichen nur so und thun geheimnisvoll. Kinder dürfen aber nicht hinein. — Weihnacht ist erst vor Kurzem gewesen; sollte wieder Christbaum sein?

Jetzt sind viele Männer drinnen und Einer klopft und macht etwas. —

Ich nehme den Knaben an seinem warmen, weichen Händchen und führe ihn von der Thür hinweg.

„Sie sollen nicht so hämmern," sagte der kleine Hans, „da wird die Mutter wach." Besann sich aber und setzte bei: „Ja, sie soll wach werden."

Draußen ertönte wie gedämpfter Orgelton der Choral der Priester. Ich riß den Knaben an mich, preßte ihn an meine Brust, daß er die quellenden Thränen nicht sollte sehen können, aber er fühlte das Beben und Stoßen der Brust. Mit Befremden blickte er mich an, er wußte ja nicht, was das war, er hatte seinen Vater noch niemals weinen gesehen.

Im Nebenzimmer derbe Männerschritte. Sie hoben den Schrein. . . .

„Vater, schau!" jubelte der Kleine. Er sah durch's Fenster auf der Gasse den Wagen mit den goldenen Säulen und dem goldenen Kreuz auf dem Deckel. Er sah die vier Rappen und die wallenden Federbüsche auf ihren Häuptern. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, so daß Stadtwächter die Gasse frei machen mußten. Jetzt trugen vier Männer etwas, das über und über mit Kränzen, Blumen und Bändern bedeckt war, zum Wagen und schoben es hinein. Der Chor sang ein Lied.

„Wie schön!" jubelte mein Hans und rieb die kleinen Hände in einander, „ach, wenn das doch auch die Mutter sähe!"

Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung.

Rasen und toben würde der Mensch in solcher Stunde, aber Gott läßt ihn

betäubt sein. Wie durch einen Flor halb verhüllt sieht er das Glück seines Lebens untergehen.

Nach einer Weile trieb es mich, die Thür des Nebenzimmers zu öffnen. Kein Mensch war da, Schleier, Blumenblätter und Blüten lagen herum und die zwölf Kerzen brannten am leeren, schwarzen Trauergerüste.

Einen Monat früher hatten wir in demselben Zimmer Alle so selig den Weihnachtsbaum umjubelt. Wie herzte sie den vierjährigen Knaben! Mit leuchtenden Augen sog sie die Freude des Kindes in ihr treues Herz. Sie war jung und schön. Sie war mein Alles. — Als sie nach neuntägiger Krankheit mich und das Kind anblickte da sagte sie die Worte: „Das Sterben ist so hart — Euretwegen. Eines thue mir zu lieb, mein Mann, sage es dem Hans nicht, daß ich gestorben bin. In seinen Gedanken möchte ich weiterleben."

Das war fast ihr letztes Wort gewesen. Als der Priester sein Gebet unterbrach, die blassen, ruhig gewordenen Züge betrachtet und zu den Umstehenden das Wort gesprochen hatte: „Sie ist im Frieden Gottes!" und als mich das kurze, wahnsinnige Wüthen des ersten Schmerzes zu Boden geworfen hatte, dachte ich an ihr Kind. Ich nahm mir vor, ihr Wort zu erfüllen.

Und so schlief die Mutter nun seit drei Tagen. Aber ewig kann sie nicht schlafen. Jetzt wieder bat mich der Kleine, die Mutter zu wecken. Ich brachte ihn in sein Spielstübchen und kramte Pferde und Wagen, Bilderbücher und Bausteine, Pfeifen und Trommeln um ihn aus. Tröstende Freunde und gutherzige Nachbarinnen kamen. Ich dankte Allen für ihre Wohlmeinung und bat, mich allein zu lassen. Wie waren mir die Freunde und Bekannten so widerlich, da sie Versuche machten, mich nun zu trösten, sich gewissermaßen an die Stelle der Dahingeschiedenen zu setzen. Weltfremd war mir mein Jugendgenosse, mein Bruder. Nichts wollte ich um mich, als mein — ihr Kind. In diesem lebendigen Theil ihrer vergangenen Wesenheit sollte ich sie nun trösten darüber, daß sie gestorben war. Menschenleben, wie bist Du räthselhaft!

Als ich mit Hans allein war, versuchte ich, mit ihm zu spielen! aber im Antreiben der Pferde, im Commandieren der Bleisoldaten war ich heiser; im Aufstellen der Bausteine war ich ungeschickt, weil mir die Hände zitterten. Der Knabe zeigte heute auch kein Interesse daran. So gaben wir's auf und saßen still neben einander da.

Lange hatte die Abendröthe zum Fenster hereingeleuchtet und Alles mit Rosenschein übergossen. Jetzt war sie verdämmert, dunkel war es in der Stube und bis auf ein feines Knistern der verglühenden Ofenglut feierlich still. — Zur Stunde sinkt der Schrein in den tiefen Grund. — Der Knabe hatte sein lichtes Lockenköpfchen an meine Brust gelehnt, als wolle er schlafen. Aber hier hub er leise an zu schluchzen.

„Hansel!" sagte ich und mußte dabei acht geben, daß meine Stimme nicht brach, „was ist Dir, mein Kind?"

„Die Mutter!" wimmerte er, „die Mutter soll kommen!"

So ist die grabende Sehnsucht, das unfaßbare Weh plötzlich laut geworden im Munde des Kindes, das doch von nichts wußte.

„Was?!" rief ich und hob das Haupt des Knaben in die Höhe, „ich glaube gar, da gibt's Wasser! Pfui! Ein junger Mann und flennen!"

Ich merkte aber bald, daß uns mit dieser Art von Tapferkeit nicht gedient war. Der Spott, den ich auf den Knaben warf, verwundete mich selbst noch tiefer. Mir war weh zum Sterben.

„Uebrigens," sagte ich dann, „Du hast ganz Recht, Hans, es wäre Zeit, daß sie käme. Wir wollen sie recht

auszanken, daß sie uns so lange allein gelassen hat."

Der Hans schüttelte sein Köpfchen: „Auszanken nicht!"

„Zwar, der Weg ist weit."

„Wohin ist sie denn gegangen, Vater?"

„Und das weißt Du nicht?" rief ich. „Nun, dann mußt Du Dich freilich verwundern, daß sie nicht schon da ist. Sie wird noch eine Weile auf sich warten lassen. Sie ist auf Besuch bei der Großmutter, und Du weißt ja, wie das geht, wenn Frauen zusammenkommen."

Jetzt hatte ich den rechten Ton, der mir nicht weh that. Wie wunderlich ist doch das menschliche Herz!

„Aber Vater," wendete der kleine Hans ein, „Großmutter ist ja im Himmel!"

„Eben!" antwortete ich, „und Du erinnerst Dich ja, wie sehr der Mutter nach der Großmutter bange war. So kommt heute ein Engel, er ist just mit dem Christbaumaufräumen fertig worden auf der Welt und will in den Himmel zurück. Der sieht die Mutter schlafen und sagt: Wenn sie ohnehin immer schläft, so wird sie ja Zeit haben. Ich kehre in den Himmel zurück, wenn sie mitgehen mag? — »Bigott, ja!« sagt die Mutter, »eine so gute Gelegenheit trägt sich nimmer zu. Auf den Hansel gibst Acht, Alter, und kochen soll Euch die Rosa.« Und packt den Reisesack. — »Geh, wirst ihn selber schleppen!« sagt der Engel und nimmt ihr den Sack aus der Hand und lauft schon voraus. Kaum noch ein »Behüt' Euch Gott beisammen! ein Küßchen dem Hansel und er soll brav sein!« Und fort ist sie. Ich schau' ihr nach, der Engel führt sie bei der rechten Hand und so steigen sie gegen den Himmel auf."

„Der ist heut' voller Wolken gewesen," bemerkte der Knabe, „wie können sie denn da durch?"

„Das ist eben," sage ich, „darum müssen sie den Umweg machen und suchen, wo die Wolken ein Loch haben. Da wird's freilich Nacht unterwegs, doch die Zwei setzen sich auf einen Stern und rasten."

„Aber auf einem Stern kann man doch nicht sitzen," meinte der Hans, „der ist ja viel zu klein."

„Der Engel zündet hernach an dem Stern sein Laternlein an," erzähle ich, „und leuchtet der Mutter voraus. Vor der Himmelsthür haben sie wieder Aufenthalt, und die Mutter, wie sie den heiligen Petrus mit dem Himmelschlüssel sieht, sucht in der Tasche nach einem Zehnkreuzerstück. »Laß gut sein,« lispelt ihr aber der Engel zu, »der nimmt nichts. Wir wollen hier seitwärts ein wenig stehen bleiben und uns die Leute betrachten, die in den Himmel gehen. Siehst Du, Alle gehen hinein, Keiner heraus« . . Da hinkt der alte Michel heran, der krumme Pfründner, Du kennst ihn ja, hast ihm manchmal einen Groschen geschenkt. Schau, wie er lustig hineinhuscht! Der verlangt gewiß nicht mehr zurück auf die Welt. Ei der Tausend! Ein König kommt daher. Die goldene Krone, auf die man so viel hat gehalten, schwups, reißt er sie vom Kopfe, schleudert sie mit einem Juchschrei in den Nebel hinab und tanzt munter wie ein Hirtenknabe auf der Alm durch die Himmelsthür. Nicht einmal der verlangt auf die Welt zurück. Jetzt kommt eine schöne, junge Frau, die bleibt stehen an der Himmelsthür und besinnt sich. Lange steht sie und schaut zurück, auf die Welt hinab. Liebe Menschen hat sie verlassen dort unten. Weil sie den Leuten den Weg versteht, so knurrt sie der heilige Petrus an: »Nu, entweder Du gehst hinein, oder Du bleibst heraußen!« — Thut sie einen Seufzer, wendet sich und steigt wieder in die dunkle Welt hinab. Schaut jetzt der Engel Deine Mutter fragend an. Aber die, weil sie schon einmal so weit ist, sie will die Großmutter sehen. Gut, so treten sie in den Himmel ein. Jesses, da verschlägt's

ihr schier das Aug' vor lauter Lichten! — »Guck,« sagt der Engel, »halt her Deine Nase!« und steckt ihr blaue Augengläser auf. So hat vergleichsweise auch der Mensch auf der Welt blaue Brillen auf der Nase, wenn er gegen den Himmel aufschaut."

„Und die Großmutter?" frägt der Hans.

„Ja richtig," erzähle ich weiter, „und wie die Mutter so dasteht und von der Menschenmenge hin- und hergestoßen wird (als ich das sage, thut mir schon wieder das Herz weh), spricht sie plötzlich ein rothwangiger Bursche an: »Grüß Gott, Frau!« Die Mutter schaut hin und sagt: »Die Stimme kommt mir bekannt vor und ich weiß doch nicht. —« »Das glaube ich,« sagt der Bursche, »die Frau hat mich immer nur in Schwarz gesehen; ich bin der Schornsteinfegergeselle, der im vorigen Jahre gestorben ist.« »Das ist schön!« sagt die Mutter, »aber jetzt muß ich schon fragen, hat Er hier nicht die Großmutter, die alte Frau Riedel, irgendwo gesehen?« »Ist mir nicht unter die Augen gekommen,« antwortet der Bursche. Da ist die Mutter todeserschrocken: »Am Ende! Wenn sie gar nicht da wäre!« Zupft sie auf einmal Jemand bei der Rockfalte. »Da bin ich!« hört sie und sieht auch schon die Großmutter auf dem Ledersessel hocken, nah' beim warmen Ofen. »Geh Du, komm her da geschwind,« flüstert die Großmutter zur Mutter, »da neben meiner hab' ich ein gutes Platzel für Dich aufgehoben.« »Aber da sieht man ja nichts,« sagt die Mutter. »Hingegen ist es schön warm,« sagt die Großmutter und schmiegt sich an den großen Kachelofen."

So habe ich geplaudert und ist mir schier mild und warm geworden dabei und das ganze Bild, das ich dem Kleinen vorgedichtet, ist wie ein inwendiges Gesicht vor mir gestanden und freudig erschrocken bin ich darüber, daß der Mensch die Todten erwecken und Himmel bauen kann in seinem Gemüthe.

Der Knabe schwieg ein Weilchen, dann fragte er: „Kommt die Mutter bald?"

„Ja, und weil sie schon einmal dort ist," fuhr ich fort, „so muß sie wohl auch einen guten Platz suchen für Dich und für mich. Wir wollen ja nicht weit vom lieben Herrgott sitzen und daß wir die Engel musicieren hören, nicht wahr? Die Cäcilia thut Orgel spielen und der König David die Harfe dazu. Da wird sich die Mutter verweilen und nicht fort wollen."

„Für die Rosa soll sie auch einen Platz machen," sagte der Hans in fast müdem Tone.

Die Rosa war eine neunzehnjährige Nichte der lieben Heimgegangenen, die im Hause jetzt die kleine Wirtschaft besorgte; sie war ein wohlgemuthes Mädchen und der Knabe hatte sie lieb.

„Freilich soll auch die Rosa ihren Platz kriegen," gab ich bei, „aber den besten wollen wir doch der lieben Mutter lassen, daß sie rasten kann und träumen, mein Kind, von Dir."

Weiter gieng's nicht mehr, mir schnürte es die Gurgel zusammen. Der Knabe schwieg und als ich mit dem Lichte nach ihm sah, war er eingeschlafen.

Ich hüllte sein Bettchen auf, so gut ich's verstand; es war ein neues Kreuzigen des Herzens, als ich die Kissen und Decken berührte, mit inniger Muttersorge bereitet von ihr, die jetzt begraben war. Dann legte ich das Kind sanft hinein und saß an seinem Bette und mir war, als wäre es aus mit aller Zeit. Im Vorzimmer knarrte die Thür.

„Die Mutter kommt!" lallte der Knabe im Schlafe.

Rosa trat ein, stand an der Thüre still und schaute traurig auf mich und das ruhende Kind.

„Was willst Du da?“ herrschte ich sie an. Ich konnte keine fremde Person sehen an der Stelle, wo sie geweilt.

„Von der Bestattungsanstalt,“ hauchte Rosa und wollte mir etwas in die Hand geben.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Der Schlüssel zum Sarg,“ antwortete sie zagend.

„Was geht das Dich an! Ich will nichts von Dir, geh!“

Ohne ein Wort zu sagen, trat sie leise hinaus. Das kreuzförmige Stahlschlüsselchen war in ihrer Hand geblieben. Ich fragte mich nun, warum ich so herb gewesen. An die Thür trat ich, um sie zu rufen. Da hörte ich, wie sie draußen schluchzte. Rosa war immer bescheiden und sanft gewesen. Auch sie hatte viel verloren, aber sich wohl vorgenommen, durch häusliche Anhänglichkeit und Fürsorge diese Zeit zu erleichtern dem, der Alles verloren. Sie wollte mir in die Hand legen das zum Kreuz geformte Symbol, den Schlüssel zum Schrein, in welchem mein ganzes Glück verschlossen worden war. Sie wollte den Knaben betreuen und ihn zur Ruhe bringen, wie das echt und recht nur ein weibliches Wesen kann. Und ich hatte sie zurückgestoßen. Nun lehnt sie draußen in der finsteren Kammer und weint still vor sich hin. Mein krankes Gemüth hörte die Geliebte weinen an jenem Abend, als ich ihr in Mißmuth über ein unversehens zerschlagenes Glas ein rauhes Wort gesagt hatte. Es war das einzige Mal gewesen, aber mir brennt dieses Weinen in der Seele. Und ich glaube, die wahre Liebe zu ihr ist mir erst auferstanden in jener Stunde, als ich ihr hatte weh gethan. Sie schlief in der Erde und ich hörte in der Vorkammer ihr bitteres Schluchzen.

Der Knabe schlummerte süß. Ich kann nicht weinen hören, ich muß ihr sagen: so schlimm wäre es nicht gemeint gewesen, das Unglück habe mich verwirrt, sie möge ein wenig Nachsicht haben . . .

Ich öffnete leise die Thür und trat hinaus. Wie hätte ich ahnen können, zu wem ich hinaustrat?

Der Knabe hatte recht gehabt. —

Der beste Tröster.

Der beste Tröster ist der Schlummer,
Er scheucht die Sorgen, scheucht den Kummer,
Und streut Dir mild Vergessenheit;
Er kühlt des Busens wilde Gluten
Und stillt die Wunden, die noch bluten
Und kräftigt Dich zu frischem Streit!

Wem müd' im Kampf die Arme sanken,
Wer über marternde Gedanken
Des Schaffens Freudigkeit verlor,
Wem krank das Herz in dunkeln Qualen:
Sie trinken all' aus seinen Schalen
Zu neuem Hoffen sich empor.

Daß doch auch Dein Herz Schlummer fände,
Du Armer, daß Dein Gram entschwände,
Der alte Lebensmuth Dir käm;
Das lindernd um Dein weh' Gemüthe
Der Mohn mit seinen Gaben blühte
Und alle Trübnis von Dir nähm'!

Ach Deiner Liebe bitt're Leiden,
Sie werden nimmer von Dir scheiden,
Sie wandeln mit Dir Tag und Nacht;
Seit Dir das Liebste jäh genommen,
Mag Dir nur noch ein Schlummer frommen,
Aus dem das Herz nie mehr erwacht!

Alwin Römer.

Bestrafte Bauernschlauheit.

Eine lehrreiche Geschichte.

Der Zeisel und sein Weib giengen des Weges. Er hatte einen rothen, bauschigen Regenschirm unter dem Arm, und es war doch heiterer Himmel über der schönen Gegend von Ulbach. Sie trug in ein blaues Tuch geschlagen einen Brotlaib auf dem Rücken, und sahen doch beide hübsch sattgegessen aus.

„Wohin die Reis'?" fragte sie der Kerschbauer, der vor seinem Hause stand.

„Auf Heiligen-Kreuz wollen wir im Gottesnamen," sagte die Zeiselin, „'s ist die Mutter so viel schlecht geworden, und daß wir ihr eine glückliche Sterbstund' möchten erbitten, um Gotteswillen."

„Gute Verrichtung!" rief ihnen der Kerschbauer nach, und als sie davon waren, sagte er es in die stille Luft hinein: „Wenn der Sohn und die Schwiegertochter auf Heiligen-Kreuz hinüber gehen, dieweil die Alte daheim stirbt, so steig' ich jetzt hinauf zum Zeiselhof und thu' ein bissel erbschleichen."

Saß eine Stunde später auch schon bei der Kranken, faßte ihre hagere kalte Hand und sagte: „Ich mag nit essen und nit schlafen, so hart ist mir, Muhme, daß Ihr so krank seid. Meine armen Kindeln, die Ihr aus der heiligen Taufe habt gehoben, weinen sich heiser und blind um die liebe Muhme und Godel (Pathin). Wollen schon fleißig beten, daß Ihr wieder bald aus dem Bett kommt."

„Laßt mich drinnen," entgegnete die Kranke unter schwerem Athem, „das Sterben muß auch sein."

„Aber Muhme!" rief der Kerschbauer, „redet doch nit vom Sterben. Wie kunnten wir Euch entrathen auf der Welt?"

„Ich hab' mir genug gelebt," sagte sie.

Der Bauer hielt sich sein blaues Sacktuch vor die Augen und schluchzte: „Was sollen denn meine armen Würmer anfangen, wenn die Muhme und Godel stirbt!"

„Will schon auch auf sie denken," sagte die Kranke.

Da drückte er ihr die Hand: „Muhme! Ihr seid alles zu gut für diese Welt, alles zu gut. Nein, Euer Sohn und sein Weib müssen kein Herz haben. Jetzt davongehen und die Mutter fremden Dienstboten überlassen! Mein Weib schick' ich Euch herauf, Muhme und Godel, daß sie Euch pflegt. Als ob Ihr unsere Mutter wäret, so gern haben wir Euch. Auch auf meine Kinder denken, sagt Ihr! — Wie viel kriegen sie denn?"

Es war etwas unbedacht gefragt. Aber eine Sterbende nimmt derlei nicht so genau. „Zweitausend Gulden sind ihnen vermeint," sagte sie.

„Gott Lob und Dank!" rief der Kerschbauer aufathmend. „Ich vorhoff', die Muhme wird wieder gesund, muß uns wieder gesund werden. Na mein! unser Aller Leben steht in Gottes Hand. Keiner weiß es, wanns aus ist. Und deswegen ists gut" setzte er bei, „daß man sich für alle Fälle — der lieben Ordnung wegen — und daß nachher nicht etwan ein Verdruß herauskommt — um Gotteswillen nur kein Verdruß unter Nachbarsleuten! Soll ich Euch nit das Kissen rücken, Muhme?"

„Vergelts Gott," entgegnete sie, „ich lieg' ganz gut."

„Was ich sagen hab' wollen," fuhr der Kerschbauer stets einlenkend fort, „zweitausend, sagt Ihr. Gelt, Muhme, wir thun die Sach' beim Notar ein wenig richtig stellen."

Sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Bauer lief nach Ulbach zum Notar. Dieser machte ihn aufmerksam, daß die zweitausend Gulden, welche die alte Zeiselhoferin seinen Kindern vermachen wolle, eine Schenkung seien und daß demnach der Bauer eine Steuer von hundert Gulden zu zahlen haben werde.

Das kam dem Kerschbauer sauer vor. Er gieng zum Schmied Jost. Der war Hufschmied und Rechtsgelehrter und sagte zum Bauer: „Hundert Gulden Steuer zahlen! Das wär' nit schlecht! Da wissen wir das Geld besser zu brauchen. Nachbar, das machen wir so: Du leihest jetzt der alten Zeiselhoferin zweitausend Gulden! — Sei nur still, pro forma, meine ich. Die Zeiselhoferin stellt Dir darüber Form rechtens einen Schuldschein aus. Und wenn sie gestorben ist, gehst mit dem Schuldschein zu ihren Erben und begehrst Dein Geld. So kommst Du zu den zweitausend Gulden und hast nicht einen Kreuzer Schenkungssteuer zu zahlen."

„Schmied!" sagte der Kerschbauer, „Du bist ein verflucht feiner Kampel!"

„Dafür kennt man das Gesetz," entgegnete der Schmied bescheidentlich.

Jetzt, was hatte der Kerschbauer zu thun? Er nahm bei einem guten Freund auf etliche Stunden zweitausend Gulden zu leihen, gieng damit in Begleitung des Notars zur kranken Zeiselhoferin, die in die Sache schon eingeweiht war, gab ihr unter Zeugenschaft das Geld in die Hand, worauf sie ihm den Schuldschein ausstellen ließ. Als der Notar davon war, steckte er das Geld wieder in die Tasche und trug es zum guten Freund zurück. Den Schuldschein verwahrte er sorgfältig und wartete nun, daß die Alte sterben würde.

Sie hat denn ihre Schuldigkeit auch getreulich gethan — ist gestorben.

Als das Begräbnis vorüber war und vom Gerichte die Verlaßabhandlung angeordnet, kam denn der Kerschbauer mit seinem Schuldschein. Darob waren die rechtlichen Erben höchlich erstaunt. Wie so hat die alte Frau noch im Sterben zweitausend Gulden aufgenommen, da in ihrem Kasten ohnehin Bargeld lag? Wieso hatte es ihr der Kerschbauer geliehen, der bekanntermaßen ein armer Teufel war? — Aber der Schuldschein lag da, war in allen Punkten correct und nicht anfechtbar.

Es kam zum Gericht; da sagte der Schmied Jost dem Kerschbauer, er solle ganz ruhig sein, das Gericht entscheide nach dem Gesetz und die Zeiselleute müßten die zwei Tausender schwitzen, da helfe ihnen kein Gott und kein Heiliger.

Was aber hat das Gericht gesagt?

Das hat gesagt: Wir entscheiden freilich nach dem Gesetz, aber das Gesetz hat zwei Theile, den Buchstaben und den Geist. Wir halten uns an den letzteren und sagen: Bei diesem Schuldbrief, welchen die Sterbende dem Kerschbauer ausgestellt hat, steckt ein großer Schwindel dahinter. Es soll untersucht werden, wie sich die Geschichte zugetragen hat und nachher wollen wir weiter reden.

Die Sache ist laut geworden. Besonders der gute Freund, der das Geld auf etliche Stunden hergeliehen, hat Alles verdorben. Der Kerschbauer hat freilich geschrien: Sei es gewesen wie immer, das gienge Niemand was an, der Schuldschein sei da, sei mit Wissen und Willen der kranken Zeiselhoferin ausgestellt worden und er begehre sein Geld.

Das Gericht hat dazu gelächelt — auch das Gericht kann mitunter lächeln — und hat gesagt: „Nein, lieber Mann, auf das gehen wir nicht ein. Ist ja möglich, daß Euch oder Eueren Kin-

dern das Legat vermeint gewesen. Ihr habet der Steuer entgehen wollen und nun durch Euren Firlefanz die ganze Erbschaft verscherzt. Uebermachet Euren Kindern anstatt der zweitausend Gulden die gute Lehre, daß es manchmal gar theuer zu stehen kommt, wenn man den Staat um die Steuer betrügen will. — Hier ist die Rechnung für das Gerichtsverfahren, sie macht hundert dreißig Gulden."

Seltsame Sagen.

Mitgetheilt von Rosegger.

Drei Knoten und doch nicht geknüpft.

Ja, mein lieber Freund! Der Teufel, das ist kein Guter!

Das Dorf Hamersleben liegt draußen im Reich, und vor dem Wirtshaus in Hamersleben liegt ein großer moosgrauer Stein. Diesen hat vor Zeiten der Teufel nach dem Wirtshaus geworfen. Im Zorn, mußt Du wissen, weil er um drei arme Seelen ist betrogen worden.

Sind da ihrer drei Gesellen gesessen, haben gezecht und Karten gespielt und dabei geflucht und sakermentiert, Einer mehr als der Andere. Beim Ofen sitzt ein altes Weib und wiegt im Strohbettlein ein kleines Kind. Bittet die Gesellen, sie sollten doch nicht so fluchen und schreien, das Kind könne nicht schlafen. War ihnen Alles eins — gestochen das Aß, was geht uns das Kind an? — Das Fluchen ist verflucht Sünd'! hat der Knecht Marcus gern gesagt, aber das Falschspielen geht über's Fluchen, sage ich, weit übers Fluchen, und selbst wenn man nur um Erbsenbohnen spielt. Den Oscherer gehen sie an, er thäte falsch spielen, hätt' mit Nadeln die Karten durchlöchert und sein krummer Blick steige den Nachbarskarten über den Rand hinein. Wer gut Karten spielt muß gut trinken und nicht schlecht fluchen können. So schreit der Oscherer, der gottverdammt' Höllteufel sollt' ihn holen, wenn es wahr sei, daß er falsch spiele!

Nun läßt sich aber der gottverdammt' Höllteufel nicht spotten; er hält auf Decorum, möchte des Grafen Hofmeister sagen. Heutzutage käme er in Frack und Cylinder, seine Klauen säuberlich verdeckt von weißen Glacéhandschuhen. Damals ist spät um Mitternacht ein stattlicher Rittersmann hoch zu Pferd in den Hof geritten. Als der Hengst — es war natürlich ein schwarzer — seinen Stall und seinen Hafer hatte, gieng der Rittersmann, sein rothes Mäntlein zierlich umgeworfen, seinen Degen blank an der Seite und über die linke Wange eine Schramme, zum Zeichen daß er tapfer ist, in die Stube und bedeutete den Spielern leutselig, sie sollten sich durchaus nicht stören lassen. Das war ihnen auch gar nicht eingefallen. Sie fluchten und sakermentierten, daß die Fenster klirrten, und der fremde Ritter, der bei seinem Trunke saß, war ganz Ohr und murmelte entzückt vor sich hin, so schön singen hätte er schon lange nicht mehr gehört. Etwas unangenehm war ihm nur das kleine Kind, das am Ofen in der Wiege lag. Kleine Kinder sind lästig und schon gar, wenn man der Teufel ist.

Jetzt auf einmal ist den Spielern eine Karte zu Boden gefallen. Torkelt das alte Weiblein, das beim Kind

gesessen, mit der blechernen Ampel herbei und sucht auf dem Fletz das Kartenblatt. Wie sie aber so mit der Ampel unter Tisch und Bank herumleuchtet, sieht sie hinter dem rothen Mantel des schönen tapferen Ritters einen Pferdefuß. Sie schlägt ein Kreuz, da zuckts dem Ritter wie Gicht und Gall' durch das Bein. Weiter thuts nichts. Weil der Ritter nun weiß, daß er erkannt ist, macht er auch weiter kein Geheimnis draus, sondern sagt, er sei auf Wunsch des Oscherer da, um den klugen Falschspieler, den er sehr lobe, mit sich zu führen. Aber auch die übrigen Gesellen seien höflich eingeladen, mitzukommen, sie hätten nicht minder falsch gespielt und dazu noch wacker geheuchelt.

Da war es noch Einem eingefallen, ob man dem Teufel nicht könne den Hals umdrehen, ist aber im selben Augenblick ein so unerquicklicher Duft ausgeströmt aus dem schönen tapferen Rittersmann, daß den Gesellen schier Hören und Sehen vergangen.

„Ihr seid hin wie des Juden Seel'," sagte jetzt der Teufel, denn seit er durch den Erzengel Michael aus dem jüdischen Himmel verstoßen worden, konnte er die Juden nicht leiden. „Daß Ihr aber sehet, ich bin nicht ganz so schwarz, als mich Mancher malt, so will ich Euch eine Möglichkeit offen lassen, mir zu entkommen. Ich will Euch zur Unterhaltung ein Räthsel aufgeben, wenn Ihr das lösen könnt, so seid Ihr frei." „Laß' hören, ich löse Dir's!" schreit überlaut der Oscherer. Und hat ihnen der Teufel darauf das Räthsel gesagt: „Dreimal Knopf und und doch nicht geknüpft — was ist das?"

Mein himmlischer Gott — dreimal Knopf und doch nicht geknüpft — was kann das sein? Sie rathen hin, sie rathen her, der Oscherer ist sonst ein findiger Räthsellöser, es wird ihm sobald Keiner zu gescheit, aber heute ists aus und auf der Stirn stehen ihnen die Schweißtropfen vor Todesangst.

„Alsdann, so wollen wir uns auf die Reise machen," sagt der Teufel; im selbigen Augenblick sehen die Gesellen, wie das Kind beim Ofen im Scheine der blechernen Ampel aus dem Bettstroh einen Strohhalm hervorzerrt und mit dem kleinen Händchen in die Höhe hält.

„Ich hab's, ich hab's!" rufen jetzt die Spielgesellen zugleich, „drei Knoten und doch nicht geknüpft — der Strohhalm ists, der Strohhalm mit seinen Knoten!"

Jetzt hat's einen Knall gethan in der Stube, und als ob eine Rakete wäre zerplatzt, ist viel Dunst und Gestank da gewesen, aber kein feiner Rittersmann mehr. Und draußen ist durch die Lüfte ein Stein an's Wirtshaus geflogen, daß die Erden hat gezittert. Der Stein liegt heute noch vor dem Wirtshaus; doch die Gesellen haben nicht mehr geflucht und nicht mehr falsch gespielt. Gestochen das Aß, aber das Kind geht uns doch was an.

Es war nicht das erstemal, daß ein unschuldiges Kind vor dem Teufel schützte, und es wird nicht das letztemal gewesen sein. Am Strohhalm hängt manches Gesellen arme Seele — wer öfters auf das unschuldige Kind wollte sehen . . . !

„Ei, geht mir weg mit den Kindern!" sagt der Teufel. Ich glaub's!

Das Irrlicht.

Einst gieng durch nächtlichen Wald ein Priester mit dem Sacrament. Voran schritt der Küster mit der Laterne.

Alland der Schäfer hatte den Weg verloren und da er ihn in der finsteren Nacht nicht finden konnte, schritt er dem Lichte des Küsters nach. Der Weg stieg bergan über Gestein und Gerölle. Da zuckte vor den Füßen des Alland plötzlich ein Irrlichtlein. Es war blau wie ein Spiritusflämmchen, sprang das einemal in die Erde hinein, hüpfte das anderemal dem Schäfer bis zum Knie herauf, als wollte es sich ihm in den

Weg stellen. Weil sich Alland aber nicht irremachen lassen wollte, so begann das Irrlichtlein zu reden und sprach: „Lieber schöner Schäfer! Wohin willst Du denn? Weißt Du auch, was Dein Ziel ist, wenn Du jenem Lichte dort folgst? Du wirst zu einer elenden Hütte kommen, und darin wird ein schwerkranker Greis liegen, und der wird vor Deinen Augen die Qualen des Todes leiden. Nein, Alland, um einen Bettler sterben zu sehen, dazu bist Du wahrlich zu jung und lebenslustig. Lass' dieses traurige Licht und komme mit mir. Ich führe Dich zu Lust und Freuden, wie Du sie schöner nicht denken kannst. Ich erfülle Dir Deine geheimsten Wünsche. Zu drei Zielen will ich Dich führen, zwei davon magst Du selber wählen, das dritte wähle ich. Willst Du's mit mir versuchen?"

„Das will ich," antwortete Alland der Schäfer. „Bei einem Sterbenden wüßte ich in der That nicht, was anzufangen. Ich will Leben, nichts als Leben, unermeßliches Leben, so viel, daß es ein einziger Mensch gar nicht ertragen kann."

„Also sprich," sagte das Irrlicht, „wohin soll ich Dich führen?"

„Darüber thut mir keine Wahl weh," antwortete der Schäfer, „führe mich zum schönsten Weib auf der Welt."

„Das ist leicht und das ist schwer," versetzte das Irrlicht und wunderte sich insgeheim, daß der vierundzwanzigjährige kernfrische Bursche keinen Namen zu nennen wußte. Nun um so besser, Manchem ist das nächste Weib auch das schönste. „Wohlan, folge mir!"

Und das Irrlicht begann voranzuflattern wie ein blitzblauer Falter, über Stock und Stein hin und theilwärts gegen einen kühlen Grund.

Und im kühlen Grund, da stand eine Mühle. Hinter den klappernden Rädern war ein Fenster, es war offen und die weißen Vorhänge wehten sachte in der Nachtluft. Diesem Fenster flackerte das Irrlicht zu, und Alland schlicht und kletterte ihm nach.

Als er über das Gesimse gestiegen, im Gemache war und sich von dem Inhalt desselben auf das Angenehmste überzeugt hatte, fragte das Irrlicht, ob es noch weiter dienstbar sein dürfe? Der Schäfer entließ es. —

Seit dieser Nacht waren drei Jahre verflossen. Alland der Schäfer hatte die Müllerstochter zum Weibe nehmen müssen. Oft blickte er sie nun verstohlen an und wollte nicht begreifen, wieso er vom Irrlicht sich diese Person als das schönste Weib auf der Welt anflunkern lassen konnte! Zwar suchte die Müllerstochter das Irrlicht zu rechtfertigen, indem sie schöne Kleider und schönes Geschmeide an ihren Leib hieng. Dem Alland wäre es aber lieber gewesen, das Weib hätte das Kleid geschmückt, als umgekehrt. Ferner waren drei Kinder da, gegen welche Alland weiter nichts einzuwenden hatte, als daß sie immer nach Brot schrieen. Der Schäfer konnte mit seinem Erwerbe schon lange nicht mehr auskommen und hatte nun auch die Weberei gelernt, um, damit er sein Weib kleide und seine Kinder nähre, nächtiger Weile die Wolle zu verwebern, die seine Schafe ihm abgeworfen hatten. So saß er oft in später Stunde bei dem kümmerlichen Lampenlicht und knüpfte und schiffelte an seinen Fäden. Und einmal, wie er so müde und verzagt bei seiner Arbeit saß, sprang aus dem Fadengeflechte das blaue Irrlichtlein.

„Alland!" redete es ihn an, „so finde ich Dich wieder! Es gibt kein kümmerlichers Geschäft, als Fäden zu knüpfen, die das Schicksal zerrissen hat, und noch dazu bei der Todtenampel, bei der man kaum genug sieht, um einzuschlafen, geschweige um zu Webern. Besinne Dich einmal, Schäfer, ob Du es nicht lieber wieder einmal mit mir versuchen willst."

„Ich danke," antwortete Alland, „Du hast mich einmal geführt und ordentlich in die Patsche gebracht."

„Ich verstehe Dich nicht," versetzte das Irrlicht. „Ich Dich in die Patsche gebracht? Hast Du nicht selbst das Ziel gewählt? Ich habe nur Deinen Wunsch erfüllt. Wähle heute klüger und folge mir."

„Gut," sagte er, „zu verlieren habe ich nichts aber viel zu gewinnen. Ich brauche Geld."

„Geld magst Du wohl haben," sprach das Irrlicht. „Komm und folge mir getreulich, die Nacht ist finster und stürmisch. Nimm auch eine Waffe zu Dir, die Gegend ist unsicher und Geld muß, wie Du weißt, nicht allein erworben, sondern auch bewacht werden."

Alland steckte sein Messer in die Lederscheide, setzte seinen Hut auf und folgte dem Irrlicht. Dieses flog voran über den Weg und über die Heide und einem Meierhofe zu, der einsam und still dastand auf der weiten Ebene. Dort glitt das Irrlicht an der Holzwand hin und her, als ob es den Eingang suchte. Da die Thür verschlossen war, schlüpfte es durch die Spalte eines rückwärtigen Fensters hinein und winkte dem Schäfer, daß er nachkomme. Dieser wußte sich nicht zu helfen, das Fenster war ja mit einem Laden verschlossen. Weil aber der kalte Wind so unmenschlich pfiff, daß Alland glaubte, er müsse erstarren in diesem Wintersturm, so erbrach er mit starker Hand den Fensterladen, um unter ein schützendes Dach zu kommen. Im Gemach, in welchem er nun stand, sah er etwas sehr Seltsames. Auf dem Tische lag ein Haufen von alten Thalern und das Irrlichtlein tanzte lustig um denselben herum, daß es sich spiegelte in blankem Silber.

„Sollte das mir gehören," sagte der Schäfer zum Irrlicht, „so ist es ein sinniges Geschenk, das Du mir da machest. Du hältst Wort und ich danke es Dir."

Damit streckte er seine Hand aus nach dem Silber. Im selben Augenblick aber gieng die Thür auf und der Pächter mit blinkendem Beil stürzte herein, um seine Summe, die er Tages zuvor für Weizen eingenommen vor Diebeshänden zu wahren. Alland duckte sich behendig vor dem nach ihm geführten Schlag, riß sein Messer aus der Scheide und stieß es dem Manne ins Herz. —

Seit dieser Nacht waren drei Wochen vergangen. Alland der Schäfer saß im nächtigen Kerker. Aus dem einzigen Fenster hoch an der Wand blinkte ein Sternlein herab vom hohen Himmel.

„Was nützet er mir!" murmelte Alland für sich. „Allnächtig leuchten die Sterne über der Erde und die Menschen gehen doch zu Grunde. Wollte lieber, daß mein Freund, das Irrlicht wieder käme. Diesmal wüßte ich das beste Ziel, das mich nimmer gereuen sollte. — Hinaus in die Freiheit!"

Kaum hatte er so gedacht, als aus einem Winkel des Kerkers das blaue Flämmchen aufzuckte. „Ich bin schon hier," sagte es, „mich freut es, daß Du mich Deinen Freund nennest. Aber die Wahl will ich Dir diesmal ersparen, Du bist in derselben nicht just immer ganz glücklich gewesen, und das dritte Ziel — so ists abgemacht — wähle ich Dir. Steh' auf und folge mir."

Alland erhob sich, da fiel von seinem Fuß die Kette, da sprang knarrend die eiserne Thür auf und draußen harrte seiner ein Geleite.

Zwischen diesem schritt er nun langsam in nächtlicher Stunde und voran zuckte und tänzelte das blaue Licht. Einmal war's, als beleuchte es vorübergleitend das blasse Gesicht seines Weibes, die mageren Gestaltlein seiner Kinder, dann wieder schaurige Finsternis und durch die schwere Luft zitterte der Klang eines Glöckleins.

Plötzlich war auf dem Hügel ein Holzpfahl sichtbar, an welchem das blaue Flämmchen zwinkernd und hüpfend auf und niederglitt. Oben stand wagrecht ein Querbalken hinaus und darauf setzte sich das Irrlicht — dem Freimann leuchtend bei seinem Werke.

Eine grausame Todesart.

Die Abelsberger, das sind von jeher die Klügsten gewesen im Land. Die fanden zu jeder Spalte den richtigen Keil. In der Staatsklugheit, Gemeindedisciplin und wirtschaftlichen Verwaltung sind sie namentlich mustergiltig geworden. Eine der bewunderungswürdigsten Thaten der Abelsberger war, wie sie die Maulwürfe eingeschüchtert haben.

Die Wiesen um Abelsberg waren alljährlich, besonders im Herbst und Frühjahr, voller Maulwurfshügel. Des war der Gemeinderath betrübt und der Bürgermeister seufzte oftmals auf: „Liebe Genossen, wir kommen ganz um unser Gras!"

Da geschah es, daß der tapfere Knab' Gosel, Bürgerssohn von Abelsberg — der Name dieses Braven steht im Ehrenbuche der Stadt mit goldenen Lettern — eines Tages einen lebendigen Maulwurf fieng und in einem Eisenkäfig nach Hause brachte. Auf dem Marktplatz wurde ein Tisch errichtet, auf denselben wurde der Käfig gestellt und genagelt und das Volk der Stadt strömte zusammen, um den grauen Bösewicht zu sehen. Unter Verwünschungen und Fäusteballen stürmte die Menge auf den Gefangenen ein und die Polizei hatte zu thun, um ihn zu schützen vor der Volkslynche, damit er ordnungsmäßig gerichtet werden konnte. Das Todesurtheil war gesprochen, der Stab gebrochen über den armen Sünder, der hier auf dem Pranger stand. Selbiger geberdete sich aber zur allgemeinen Entrüstung schier wohlgemuth, guckte mit seinen hellen Aeuglein neugierig auf die Menge und schnupperte schalkhaft mit dem Schnäuzlein zwischen den Eisenspangen hervor.

Noch war aber der hohe Rath wegen der Todesart nicht einig. Das stand fest: Ein Beispiel sollte an diesem Gesellen aufgestellt werden, wie ein ähnliches das wühlende Geschlecht noch nicht erfahren hatte. Einige waren für das Hängen, aber der Delinquent hatte dafür einen zu kurzen und dicken Hals, es wäre der Strick abgeglitten. Andere wollten ihn enthaupten, das fand der Rath jedoch viel zu ehrenvoll für den Schelm. Das Verbrennen wurde zurückgewiesen, weil der Feuertod erst recht eine glänzende Aureola um das Haupt des Verbrechers gelegt haben würde.

Und als sie dergestalt uneinig waren, erhob sich ein weißlockiger, langbärtiger Greis — fast steht zu vermuthen, daß er nicht zu Abelsberg gebürtig war — und begann unter lautloser Stille der Menge so zu reden:

„Wohlweiser Rath von Abelsberg! hochansehnliche Versammlung!

Wichtig ist die Stunde und folgenreich die That, die wir zum Wohle unserer geliebten Stadt zu vollbringen im Begriffe stehen. Wir haben ein Individuum vom Leben zum Tode zu bringen, aber wir haben in demselben nicht allein das Individuum, sondern sozusagen das ganze Geschlecht vom Leben zum Tode zu bringen. Es ist das Geschlecht, das allmählich und tückisch die Grundfesten unterwühlt, auf welche unsere Vorfahren und wir selbst unsere Existenz und Cultur gegründet haben. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Maulwürfe unsere Erbfeinde sind, daß es zwischen uns und den Maulwürfen keine Versöhnung gibt und geben kann."

Ein ungeheurer Beifallssturm unterbrach den Redner. Selbst der kleine Gefangene spitzte die Ohrlein und stellte sich dann höchst possierlich auf seinen Hintertheil, weil er glaubte, die Leute wollten sich von ihm ergötzen lassen und der Beifall gienge ihn an. Der Redner fuhr endlich fort: „— daß es zwischen uns keine Versöhnung gibt und geben kann!" worauf sich der Beifallsjubel nochmals wiederholte.

„Werte Versammlung!" sagte der Greis mit fast mißbilligender Miene, „der Gegenstand ist zu ernst, als daß wir ihn mit Zurufen wie bei einer Komödie entweihen wollten. Es handelt

sich darum, daß wir an diesem Tage ein Exempel aufstellen, welches geeignet ist, das elende Geschlecht vor Schreck stumm zu machen, wenn es nicht schon stumm wäre, und vor Angst grau zu machen, wenn es diese Farbe nicht schon hätte. Des Grauens voll sollen sie sich sammeln in Rotten, die Gauen von Abelsberg auf Nimmerwiedersehen verlassen und es ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, was zu Abelsberg einem ihrer Genossen geschehen ist. Nicht hängen und nicht köpfen, nicht spießen und nicht braten wollen wir den Bösewicht. Den gräßlichsten Tod soll er sterben, der je gestorben worden ist. Diesmal ist sie eine Bürgertugend, die Grausamkeit, mit der ich die Todesart verkünde: Der Schelm soll lebendig begraben werden!"

Rath und Volk überboten sich in Beifall. Sie führten den Käfig hinaus auf den freien Anger, hoben den Maulwurf behutsam hervor und nach wenigen Minuten war das Urtheil vollzogen.

Auf Räubercommando.

Novelle von Paul Maria Lacroma.

I.

„Genug gerastet! Vorwärts, marsch!" erscholl die tiefe, sonore Stimme des Lieutenants Géza Sándor.

Die Truppe war zwar noch müde und wenig gelabt durch das hastig eingenommene, kärgliche Mahl, sprang aber dennoch auf, wie ein Mann; denn Disciplin vor Allem ist ja das begeisterte Losungswort des Soldaten.

Im vorliegenden Fall trat auch noch die außerordentliche Anhänglichkeit hinzu, welche die Mannschaft ihrem strengen und trotzdem gütigen Vorgesetzten bezeugte.

Einsam im entlegenen Konak zu leben genöthigt, schloß sich der Lieutenant mehr als üblich an seine Untergebenen, meistens Vollblutungarn, schlichte, redliche Pußtasöhne, mit denen er Freud und Leid der bosnischen Garnison zu theilen pflegte. So stand er denn auch gestern Abends im hellen Lichterglanze des Christbaumes in ihrer Mitte.

Am frühen Morgen schon war Géza in die Berge gegangen, oder vielmehr geklettert, weil ja der Weg hinan ein blos illusorischer ist; auch ohne Schnee und Eis taugt er mehr für Ziegen und Gemsen als für Menschen.

Nicht wie gewöhnlich von der Last reichlichster Jagdbeute schier erdrückt, kehrte der Lieutenant diesmal heim.

Kein Echo trug den Knall eines Flintenschusses in die Ebene hernieder. Blos ein schlankes Tannenbäumchen war es, das der kühne Jäger in Händen hielt; doch schien ihn seine Eroberung mit nicht geringerem Stolze zu erfüllen, ja fast mehr noch zu freuen, als der mächtige Bär, den er vor wenigen Tagen zur Strecke brachte.

Die beiden prächtigen Vorstehhunde, Black und Flott, hingegen schielten mit ziemlich verächtlichen, unzufriedenen Blicken zu dem sonderbaren Wild hinüber, das sie weder gewittert, noch apportiert und dessen Auffindung ihrem Herrn so viel Mühe gekostet.

Stundenlang hatte er darnach gefahndet, bis er endlich auf der Höhe der kahlen Bergkuppe, wo sogar die spärliche Zwergholzvegetation und das bischen Wachholdergestrüpp ein Ende fand, das liebe Bäumchen entdeckte.

Nimmer hätte er es vermocht, den zarten Lebenskeim zu tödten und die lustig grünende Tanne abzuschneiden.

Sorgfältig, sammt Erde und Wurzel, hatte er sie bis in sein Zimmer hinabgetragen, rasch einen Kübel herbeigeschafft, um das Bäumchen mit der gebotenen Vorsicht hineinzupflanzen.

Und nun ging es hurtig an's Aufputzen.

Daheim freilich pflegte er dies niemals selbst zu besorgen; die liebevolle Mutterhand, die es stets für ihn gethan, hatte aber wenigstens das Material hiezu aus der fernen Heimat gesendet, und bald stand auch der dunkle Tannensproß im schönsten Weihnachtsschmucke da. — Doch leider fehlte der gewohnte Familienkreis: keine theure Mutter, keine blühenden Schwestern, keine bausbackigen Kinder verherrlichten wie im trauten Vaterhaus das schöne Fest.

Géza war allein, ganz allein — nein, derartig ist keine Freude denkbar, und rasch entschlossen, ließ er durch seinen Feldwebel die Mannschaft hereincommandieren. Seine Soldaten waren ihm ja wie seine Kinder und so sollten sie denn auch gleich solchen die sinnige Feier des Christabends mit ihm theilen.

Groß war der Jubel der guten Leute. Die an solche Pracht und solchen Kerzenglanz ungewohnten „Baka" mußten geblendet die Augen schließen beim Anblick des von buntfärbigen Ketten, Rauschgold und allerlei Zierrath prangenden Baumes.

Keiner von ihnen hatte jemals Aehnliches gesehen, ja kaum gedacht.

Géza gab jedem Soldaten ein Glas guten alten Weines und ein Stück Kuchen dazu.

Der Wein — in jener Gegend selten und theuer — sollte für den ganzen Winter reichen, wie die sorgliche Mutter beim Versenden gedacht, und nun langte er kaum für den einen Abend, ward den vielen durstigen Kehlen sogleich geopfert.

Aber welch' frohe Lust schimmerte nun auch aus all' den Augen! Mit welch' enthusiastischen, donnernden Hochs und Eljens auf das Wohl des guten Lieutenants wurden da die letzten Gläser geleert!

Ja, das hätte selbst ein Mutterherz und nicht blos den freigebigen Géza für den gespendeten Wein reichlichst entschädigen können.

Und mitten in dem Festesjubel, mitten in dem freudigen, sorglosen Treiben hatte sie der Befehl zum mühseligen Marsch auf Räubercommando ereilt.

Von der nahen Stadt, wo der Stab des Regimentes stationierte, hatte Géza durch eine berittene Ordonnanz den Befehl zum sofortigen Aufbruch erhalten, und so marschierten die Aermsten, trotz des hohen Feiertages, nun schon sieben Stunden lang und befanden sich auf der Suche nach dem verwegensten aller bosnischen Banditen, dem gefürchteten Harambascha Branko Branković.

Wie viel lieber wäre Géza dem Landesfeinde im offenen, ehrlichen Kampfe entgegengetreten, anstatt diese Razzia zu commandieren, von der nichts zu erwarten war, als höchstens ein ruhm- und klangloser Tod von tückischer Räuberhand. Ueberdies widerstrebte es ihm, einen armen, irregeführten alten Mann meuchlings zu überfallen; denn Branko Branković, der Schrecken der ganzen Umgebung, hatte vor vielen Jahren noch unter der Türkenherrschaft blos aus Rache zu den Waffen gegriffen, weil ihm seine Gattin und seine älteste Tochter von einem hochgestellten türkischen Wüstling gewaltsam entführt wurden. — Als er dem Elenden, der seine Gastfreundschaft so schnöde mißbraucht, den Dolch in's Herz gestoßen hatte, flüchtete er in die Planinen der Witoroga-Berge, wo er eine kühne Schaar todesverachtender Männer um sich sammelte, an deren Spitze er mordend und sengend durch die Lande streifte.

Jetzt war er wohl nur noch dem Namen nach der Harambascha der

wilden Rotte, wie Viele behaupteten, die den alten, gebrechlichen Greis von Angesicht geschaut und seiner Großmuth das Leben verdankten. Ja einer dieser Glücklichen, der aus Habsucht und Geldgier an seinem gütigen Retter zum Verräther geworden und nun den Soldaten als Wegweiser diente, versicherte sogar, daß Branko Branković ganz gewiß vor acht Tagen in einem mörderischen Gefechte mit einer Soldatenabtheilung gefallen, daß es seine Leute jedoch der eigenen Sicherheit wegen geheim hielten.

Wie dem immer sei, war und blieb es dem Lieutenant dennoch ungemein peinlich; aber dem militärischen Machtwort konnte er sich nicht widersetzen und so schritt er denn nach kurzer Rast an der Spitze seiner tapfer ausholenden Mannschaft muthig weiter.

Stunde um Stunde marschierten sie bei einer grimmigen Kälte von neun Grad Réaumur, theils bis zu den Knöcheln in Schnee versinkend, theils auf glatter Eisbahn dahinschreitend.

Durch des Urwalds niederhangendes Geäst, durch finstere, wildromantische Schluchten, durch Triften und liebliche Thalgründe führte ihr Weg, bald in todesstiller, trauriger, öder Gegend, die nur der widrige Schrei des Aasgeiers belebte, bald inmitten buntbevölkerter Dörfer, deren Einwohner ihnen entweder Fluch oder Segen nachriefen, je nach der Partei, zu der sie zählten; denn gleich dem leidenschaftlichen, in seiner Liebe und seinem Hasse so schrecklichen Volke der Abruzzen hielten auch hier die Leute zu ihren Banditen.

Schon drohte die Dämmerung hernieder zu sinken, bevor es der waghalsigen Schaar gelungen, der Räuber habhaft zu werden, als endlich eine zum Recognoscieren vorausgesandte Patrouille mit der Meldung zurückkehrte, daß die Banditen entdeckt seien.

Vorwärts mit Aufbietung aller Kräfte, war nun die Loosung.

Der Lieutenant stellte sich an die Spitze der Vorhut — wiewohl ihn sein alter Feldwebel ganz subordinationswidrig beschwor, sich nicht derartig zu exponieren — vertheilte seine kleine Truppe in drei Treffen und ließ die Mannschaft mit gefälltem Bajonnet vorsichtig à cheval der Straße vorwärtsschreiten.

So marschierten sie langsam und bedächtig ein Viertelstündchen dahin, bogen dann, den gangbaren Pfad verlassend, lauernd in einen schmalen Hohlweg ein und nach weiteren zehn Minuten bangen Harrens hieß es plötzlich: „Wir haben sie!“

— — — — — — — — —

In einem tiefen, finsteren Bergkessel, von dräuenden Felsen rings umrahmt und beschützt, lagerten ungefähr vierzehn bis sechzehn Räuber, offenbar von Müdigkeit und Schlaf übermannt. Ein vorsichtshalber nur nothdürftig unterhaltenes Feuer warf grelle Lichtstreifen auf die verwitterten Männergestalten und beleuchtete besonders scharf eine abseits gelegene, kleinere Gruppe von drei Personen, deren eine zweifellos der gefürchtete Räuberhauptmann zu sein schien.

Der alte Bosnak lehnte, von Decken- und Thierfellen umgeben, an einem Felsenvorsprung neben einem theilweise zu Eis erstarrten Wasserfall, der ein wundervolles Bild bot und wie ein Stalaktitengebilde von der starren hohen, senkrechten Steinwand herniederhing.

Von dem berüchtigten Harambascha war nichts zu sehen, als ein langer, weißer Vollbart und eine sehr defecte Nationaltracht. Sowohl der um den Leib geschlungene, von Pistolen und Dolchen starrende Shawl, als das um den Fez turbanartig gewundene, bunte Tuch bezeugten, daß sie mit ihrem Träger alt geworden. Und recht alt und gebrechlich, ja schwachsinnig mußte der Räuberhauptmann sein, der sich sammt seiner Bande einem so sorglosen Schlaf hingeben konnte, indeß

Tod und Verderben ihn allenthalben umlauerte.

Und das Verhängnis ereilte sie denn auch.

Jählings und fürchterlich wurden Alle aus ihrem Schlummer emporgeschreckt, durch ein unheilverkündendes Trommelgewirbel und eine Stentorstimme, die, das Attaque-Signal übertönend, rief:

„Ergebt Euch, oder Ihr seid des Todes!“

In wilder Verzweiflung sprangen die Banditen empor und griffen zu den Waffen — allein vergebens. Bajonnete und Gewehrläufe blitzten ringsumher. Géza hatte seine Leute so gut zu postieren gewußt, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war.

Nach kurzem Kampfe, bei welchem dem Befehle des Lieutenants gemäß ein allzu großes Blutvergießen vermieden ward, streckten sie insgesammt die Waffen und flehten um Pardon, bis auf den Hauptmann und seine beiden Gefährten, die sich tollkühn zur Wehr setzten.

Der Eine hievon hatte den Spion, der die Soldaten geleitet, mit den Worten niedergeschossen: „Fahr' zur Hölle, elender Verräther!“ Der Andere stellte sich vor seinen Harambascha, den schmächtigen Greis mit seiner herkulischen Gestalt vollends deckend, und drohte Jeden zu durchbohren, der sich zu nahen wagte.

Der Lieutenant zögerte keinen Augenblick, seinen Säbel mit dem hocherhobenen Handschar des Wütherichs zu kreuzen, der gar bald einsah, daß er es mit einem durchaus nicht zu verachtenden Gegner zu thun hatte; denn was dem jungen Officier diesem Riesen gegenüber allenfalls an Stärke mangelte, ersetzte unser Held durch eine außerordentliche Gewandtheit, und schon nach dem ersten Gange glückte es ihm, den Räuber durch einen regelrechten Prim-Hieb derartig am Kopfe zu verwunden, daß er besinnungslos zurücktaumelte.

Da fiel ein Pistolenschuß — der alte Banditenführer hatte nach dem Lieutenant geschossen. Die Kugel traf den Nagel des Ringfingers seiner rechten Hand und schleuderte ihm den Säbel aus der sehnigen Faust; doch, schnell gefaßt, streckte Géza seine Linke aus, die eben noch zurechtkam, den Griff eines Dolches zu erfassen, den Branko Branković auf sich selbst gerichtet hatte.

Der Lieutenant riß die Waffe zurück und fieng den anscheinend schwerverwundeten Greis in seinen Armen auf. Rasch bückte er sich, um dessen Wunde zu untersuchen, und ebenso rasch prallte er wieder zurück ... gleichsam versteinert vor Staunen.

Der sonst so energische junge Mann stand rathlos da: erschrocken, überwältigt, betäubt — wahrscheinlich von dem berauschenden Rosenduft, der den Gewändern des Räubers entströmte.

Schließlich ermannte sich Géza und leistete dem Ohnmächtigen die nöthige Hilfe, ja sogar mit ganz besonderem Eifer. Er flößte ihm Cognac ein, rieb ihm Stirn und Schläfe damit und versuchte es liebevoll, mit dem Hauche seines Mundes die eiskalten Hände des Bewußtlosen zu erwärmen, bis er endlich die Augen aufschlug.

Ein leises Stöhnen ... hastige, erschrockene Laute, wie sie nur die Todesangst einem qualerfüllten Herzen zu erpressen vermag, dringen an Géza's Ohr.

Beschwichtigend ergreift er das Wort. Ein kurzes, im Flüstertone geführtes, doch höchst leidenschaftliches Gespräch erfolgt, dann richtet sich der Lieutenant wieder stramm empor und gab seinen Soldaten die nöthigen Befehle mit gewohnter militärischer Schneidigkeit.

„Schafft Wasser herbei! Labt die Verwundeten und theilt den übrig gebliebenen Proviant unter den Gefangenen aus! Rasch! Wie mir der Hauptmann hier sagt, haben seine Leute seit vier Tagen blos von Wasser und Wurzeln gelebt.“

Die braven Ungarn ließen sich dies nicht zweimal sagen und gaben Alles her, was ihr Tornister noch an Lebensmitteln barg.

„Zwölf Mann brechen sogleich mit den Gefangenen auf!“ fuhr Géza fort. „Sie, Ferenz,“ wandte er sich nun an den Feldwebel, „übernehmen das Commando. Lassen Sie die Räuber scharf überwachen und jeden niederschießen, der einen Fluchtversuch wagen sollte! — Trachten Sie ferner, den Konak so schnell als möglich zu erreichen. Bis zu meiner Ankunft muß mein eigenes Zimmer zur Aufnahme des Harambascha hergerichtet sein.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Der Feldwebel führte die erhaltene Ordre aus und marschierte sodann mit seiner Mannschaft im Schnellschritt ab, während der Officier sich seinem Gefangenen zuwandte und diesem Greise gegenüber mehr denn je seine bekannte Güte und Menschlichkeit entwickelte.

Der Bösewicht gab sich aber auch sehr sanft, ja schien ganz ruhig und gefaßt. Den Blutverlust an seiner Wunde hatte Géza durch einen nothdürftigen Verband gestillt, hob dann eigenhändig den alten Räuber auf die improvisierte Tragbahre, die abwechselnd je vier Mann trugen, und nun folgten Alle dem vorangegangenen Trupp.

Zurück geht es bekanntlich immer besser; nicht blos die Pferde drängt es, in ihren Stall zu gelangen, selbst die Menschen eilen beflügelten Schrittes heimwärts; überdies führte der Weg bergab, auch hatten ja die Träger wenig Mühe mit ihrer leichten Last, und so erreichten Alle bereits im Morgengrauen, als eben ein Glöckchen im nahen Kloster die Frühmesse kündete, den heißersehnten Konak.

Wieder war es der Lieutenant, welcher eigenhändig den Räuberhauptmann von der Bahre herabhob und auf seinen Armen bis in's Haus trug.

Staunend sahen ihm die Soldaten nach und konnten sich nicht enthalten, halblaut zu bemerken:

„Ischten ütsche! Laitnant ihs ober gor zu gut!“

„Igen! olter oosgedorrter Spitzbub ihs zwor nit gor schwer, ihs laicht wie Kind, ihs ober doch Spitzbub.“

II.

Der Feldwebel hatte die Befehle genau und umsichtig ausgeführt.

Nachdem er die sorgfältig gefesselten Gefangenen in einer Halle des Hintergebäudes untergebracht, ließ er ihnen nochmals Speise und Trank reichen, stellte die nöthigen Wachen bei und hieß die übrige Mannschaft zu Bette gehen, da sich ja die meisten vor Schlaf und Müdigkeit kaum auf den Beinen erhalten konnten.

Nunmehr wandte sich Ferenz an die alte Maličká — das einzige weibliche Wesen, das den Konak bewohnte — um mit ihrer Hilfe des Lieutenants Zimmer herzurichten.

Der brummigen Alten war es zwar nicht sehr genehm, zu so früher Morgenstunde aus den Federn, oder richtiger, aus dem Stroh kriechen zu müssen, doch war sie schon so weit an militärische Disciplin gewöhnt, daß auch ihr Befehl als Befehl galt. Ferner that sie sich nicht wenig darauf zu gute, das Factotum des Hauses zu sein, ihm so zu sagen als „Stopanica“ vorzustehen, welche die Ordnung aufrecht zu halten hatte.

So schnell es ihre steifen Beine erlaubten, eilte sie demnach in Géza's Zimmer und leistete in kürzester Zeit Unglaubliches.

Als der Lieutenant im Verlauf einer Stunde das nett geordnete Gemach betrat, fand er es vollkommen in Stand gesetzt, gut durchwärmt und traulich beleuchtet.

„Das hast Du brav gethan, Maličká,“ gab Géza seiner Zufriedenheit Ausdruck, während er den Harambascha mit großer Vorsicht auf das am Festes-

morgen schneeweiß überzogene und noch unberührte Bett niedergleiten ließ.

Dann sprach er seinen Gefangenen in ehrfurchtsvollstem Tone an, wenn auch mit dem im Lande gebräuchlichen Du.

„Hier hast Du ein gutes Lager, wie Du es im ganzen Kaimakamlik nicht besser finden kannst. Ich verdanke es der Fürsorge meiner Mutter und überlasse es Dir gerne. Die alte Malička, die ich Dir zur Bedienung beigebe, ist ein braves Weib Deiner Nation; sie wird Dir in Allem behülflich sein ... Schon ist ein Bote nach dem nahen Kloster geeilt, um den Popen Gregor Polissović zu holen, der Deine Wunde gleich dem besten Arzte heilen wird. Er ist ein alter, ehrwürdiger Mann," fügte der Lieutenant rasch hinzu, als er in des Räubers Antlitz einen Zug bemerkte, der Besorgniß auszudrücken schien.

„Ich kenne ihn," hauchte des Banditen matte Stimme.

„Umso besser! — Ich verlasse Dich jetzt, doch komme ich in einer kleinen Stunde wieder, um Dich, ehe ich fortreite, zu begrüßen."

„Wohin?" lautete die bange Frage.

„In die Stadt, zum Rapport. Ich muß dem Regimentscommando Alles melden," bedeutete Géza.

„Alles ...?"

„Alles," war die feste Erwiderung, die einen unerschütterlichen Entschluß bekundete.

Ein so schwerer, herzergreifender Seufzer folgte diesem einen Worte, daß der Lieutenant an der Thürschwelle nochmals stehen blieb und sprach:

„Beruhige Dich! Es soll so schlimm nicht werden, wenn Du mir nachher die volle Wahrheit bekennst."

Dann gieng er. Ohne an ein Ausruhen für sich selbst zu denken, sah der junge Officier überall nach dem Rechten, gab die nöthigen Befehle für die Dauer seiner Abwesenheit und prüfte die ergriffenen Maßregeln zur Bewachung der übrigens durchwegs harmlos scheinenden Gefangenen. Sie schliefen fast Alle, und die Wenigen, welche erwacht waren, sprachen sich dankbar über ihre Behandlung aus und baten flehentlichst um Pardon.

Géza postirte ferner zwei Mann vor die Thür seines Zimmers, ihnen die größte Wachsamkeit einschärfend. Dem Feldwebel übergab er den Schlüssel zu dem provisorischen Gefängniß des Harambascha mit der strengen Weisung, außer dem Popen und der Malička Niemanden aus und ein zu lassen.

„Gut gemerkt, Ferenz," wiederholte der Lieutenant, „Niemand darf diese Schwelle überschreiten, auch Sie nicht! Und daß Sie mir den Popen und die Malička ja scharf in's Auge fassen! Den Leuten ist nicht zu trauen; sie halten doch Alle zusammen. Sobald Sie etwas Verdächtiges an den Beiden bemerken, sind sie zu arretiren. Sie haften mir mit Ihrer Person dafür, daß Branko Branković während meines Fernseins nicht flüchtig wird. Verstanden? —"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Unterdessen sott das Wasser im Theekessel und nachdem Géza die ihm gewohnte Labung mit einer Geschicklichkeit zubereitet hatte, um die ihn so manche Hausfrau beneiden konnte, ordnete er auf einem Theebrett das appetitlichste Frühstück, das man sich nur denken konnte.

In einer feinen, mit altdeutscher Stickerei umränderten Serviette waren die weichgesottenen Eier eingewickelt und neben der glänzenden Kanne aus Neusilber prangte ein Teller mit Backwerk vom fernem Heimatsland, ja sogar Perlkaviar und Orangenmarmelade in schönen Glasbehältern vervollständigten den leckeren Imbiß.

Der Lieutenant ließ sich durch Malička beim Harambascha melden.

Die Alte hatte auf ihrem gutmüthigen Gesicht einen halb verlegenen, halb schelmischen Ausdruck, als sie die Thür öffnete und dem Officier mit dem Theebrett voranschritt, um sich

dann, nachdem er ihr dasselbe abgenommen, auf sein Geheiß zu entfernen.

Géza trat zögernd, ja trotz seiner Tapferkeit, seiner martialischen Gestalt und seines mächtigen schwarzen Schnurbarts fast schüchtern an das Bett heran. Mit etwas zitternden Händen placirte er das Frühstück auf ein bereitstehendes Tischchen.

Bei dem Lärm des aneinander klappernden Theegeschirres lugte ein Kopf aus den Betttüchern hervor — und siehe da! es war nicht des alten Räubers bärtiges Antlitz, sondern ein gar reizendes, in erster Jugendfrische und seltener Schönheit erstrahlendes Mädchengesicht, das da in schämiger Verwirrung, purpurübergossen, zum Vorschein kam.

„Herr, wie gütig!“ lispelte die lieblichste Stimme. „Gott wird Dir's lohnen!“ —

„Thue mir Bescheid,“ bat Géza, seiner Gefangenen nach Landessitte vor Allem Salz und Brod darbietend.

Sie genügte dem sinnigen Brauch und bot ihm dabei so unbefangen und selbstverständlich die Wange zum Kusse hin, daß sich der junge Mann schon um dieser rührenden Arglosigkeit willen gezwungen sah, dem Höflichkeitsacte nachzukommen — freilich nicht ohne ein klein wenig Thee auszuschütten, den er ihr eben in eine Tasse goß, und als sie ihn ob seiner sichtlichen Verlegenheit aus großen erstaunten Kinderaugen fragend ansah, überschwemmte er zum Ueberfluß auch noch den theuren Caviar; doch schnell gefaßt, sprach der sonst so sicher auftretende Officier:

„Nimm von diesem Getränk, es wird Dich laben und stärken!“ —

„Wenn Du mir nun Bescheid thust, will ich's gerne annehmen.“

Da bei einer unschuldigen Tasse Thee kein ceremonieller Kuß zu befürchten war, holte sich Géza seine Schale herbei und setzte sich zu dem so merkwürdig entpuppten Harambascha.

Sie aßen und tranken wie zwei alte Bekannte; anfangs schweigend, aber nach und nach gelang es Beiden, die Scheu zu überwinden, die ihnen die fatalen Verhältnisse einflößten, und als einmal das Eis gebrochen war, erfuhr Géza in harmlosestem Erzählerton die ganze, sonderbare Geschichte, die er durch nachstehende Frage eingeleitet.

„Nicht wahr, am 17. December wurde der alte Brankovič bei einem Rencontre zwischen Räubern und Militärs schwer verwundet?“

„Jawohl. Armer Vater!“ seufzte das schöne Mädchen, und eine Thräne umdunkelte den reinen Glanz der wunderbarsten schwarzen Sammetaugen.

Es wäre zu bestimmen schwer gewesen, ob das mandelförmige Auge selbst, ob seine Farbe, oder ob die langen seidenen Fransen, die es umrahmten, das Entzückendste daran waren.

„Ich traf wenige Stunden nach dem bekannten Scharmützel, nur von zwei treuen Dienern begleitet, bei der Bande ein, um meinen unglücklichen Vater zu pflegen,“ fuhr sie weitausholend fort, während der Lieutenant ihren Worten mit nicht geringer Spannung folgte.

„Ich beschwor ihn, heimzukehren; allein er behauptete, kein Heim mehr zu besitzen. Zwar hatte man unser Haus verbrannt, doch dies geschah vor vielen, vielen Jahren, als mein armer Vater von unserem Padischah in Acht erklärt ward, und längst schon hatte mein guter Onkel ein neues, schöneres aufgebaut; der altersschwache Mann wollte aber nicht daran glauben und beharrte bei seinem Ausspruch. Manch' schwere Kopfwunde hatte sein Denkvermögen erschüttert, und er vermochte es nicht mehr, die Vergangenheit von der Gegenwart zu sondern. — Leider erwies sich auch sein Zustand weit bedenklicher, als ich anfänglich gemeint, so daß an eine Reise nicht zu denken war. Wir zogen uns, nur von den zwei Dienern gefolgt, in eine Felsen-

grotte zurück, wo mich mein armer, ach! leider sterbender Vater schwören ließ, in seiner Kleidung und mit einem weißen Bart vermummt — es war hiefür vorgesorgt — die Räuber solange über seinen Tod in Unwissenheit zu halten, bis sie die Landesgrenze überschritten hatten. Er fürchtete sonst, daß sich die Leute den Oesterreichern ausliefern könnten, und ein solches Ende seiner stolzen Bande wäre ihm schrecklich gewesen. — Um seine letzten Augenblicke nicht zu verbittern, versprach ich, seinem Wunsche zu willfahren, ohne die Tragweite desselben zu ermessen. Ferner befahl er mir und den treuen Dienern, seinen Leichnam in der Höhle zu verbergen und erst, wenn meine Mission geglückt, in geweihter Erde zu begraben. Als wir es versprochen und ich ihm nochmals feierlichst gelobt, seinen Auftrag auszuführen, segnete er mich und — verschied."

Das Mädchen schwieg, tief ergriffen. Auch den Lieutenant hatten die schlichten Worte des schönen Kindes nicht unberührt gelassen.

„Es geschah, wie mein armer Vater befohlen," fuhr die liebliche Gefangene fort. „Die Täuschung gelang vollkommen. Die Banditen folgten mir blindlings. Ich stellte mich an ihre Spitze und wir beschlossen insgesammt — meine treuen Diener miteingerechnet, deren Verweilen an meiner Seite der schweren Wunde halber nicht auffallen konnte — die Grenze so schnell als möglich zu erreichen. Leider wurden wir hart verfolgt! Wir fanden das ganze Land streng bewacht. Tagelang irrten wir in den unwegsamsten Felsschluchten umher. Die Kräfte der fast durchwegs verwundeten Leute schwanden. Wir mußten uns Ruhe gönnen, umsomehr, als wir seit drei Tagen nichts als trockenes Brod zu essen hatten. Wir versteckten uns demnach in dem Dir bekannten Bergkessel, wo wir uns sicher glaubten, und ich sandte nach allen Seiten um Lebensmittel aus. Während wir unter unsäglichen Qualen darauf harrten, verfielen wir in eine todtenähnliche, lethargische Erstarrung. Du wurdest eigentlich unser Retter. Und ich — ich schoß nach Dir. O, vergib! Doch Du hast es ja bereits gethan. Wie edel hast Du an mir gehandelt, daß Du meine thörichte Hand bewahrt, mir selbst den Tod zu geben, was ich im ersten Verzweiflungsanfalle thun wollte —"

„Aus Furcht vor mir?" fiel Géza ein, und sein Blick, sein Lächeln ließen sie beschämt die Lider senken.

„Und welches Loos steht mir nun bevor?" stammelte sie verlegen.

„Ich hoffe Deine Freisprechung zu erlangen. Ich will Alles, was menschenmöglich ist, dazu beitragen!"

„Wirklich, Du wolltest? — O, dann lasse mich entfliehen! Lasse mich der Schande entrinnen —"

„Nein!" klang es rauh zurück, „das nicht! Meine Pflicht ist mir heilig — heilig, Mädchen, hörst Du? Rüttle nicht daran, es wäre vergebens!"

Sie brach in Thränen aus.

„Weine nicht, Mädchen! Deine Thränen können Dir nichts frommen. Wer es vermag, den blutigen Zähren einer Mutter zu widerstehen und sich ihren Armen zu entreißen, um sein Leben im Schlachtfelde hinzuopfern, den rühren keines anderen Weibes Thränen. — Doch beruhige Dich nur! Es soll ja Alles geschehen, um Dir zu helfen. — Da kömmt gewiß der Pope, ich höre ein Pferd."

Und schon trat der alte, ehrwürdige Priester ein.

Dem Lieutenant entgieng der seltsame Blick des Einverständnisses, den die Beiden rasch gewechselt, während er den Popen auf's Zuvorkommendste empfieng.

Bescheiden zog sich Géza hernach zurück, um die schöne Verwundete den kundigen Händen des bei ähnlicher Gelegenheit schon oft erprobten Mannes zu überlassen.

Der Ausspruch des Popen war ein günstiger: die Wunde sei eine blos oberflächliche Hautabschürfung, die ein einfaches Pflaster heilen könnte.

Der Priester entfernte sich, um aus seinem ambulanten Medicamentkasten das Nöthige herbeizuschaffen, und diesen Augenblick benutzte Géza, um von seiner schönen, interessanten Gefangenen Abschied zu nehmen.

Und wahrlich schön, ja bezaubernd war das Mädchen mit dem dunklen Sammetauge und dem nußbraunen Haar, auf welchem ein ganz eigenthümlicher Goldschimmer lag, dem berühmten dorée der antiken Bronzen gleich.

„Sage mir, holdes Wesen, bei welchem Namen ich Dich in meiner Erinnerung nennen darf?“ sprach der Lieutenant. „Ich muß nun fort, und kehr' ich auch in wenigen Stunden wieder, so kann ich ja nicht wissen, ob ich Dich nochmals allein sprechen darf.“

„Ich heiße Zora,“ lispelte sie, während ein leichtes Incarnat ihre Wangen übergoß, lieblich wie die Morgenröthe, nach der sie benannt wurde. — „Und hier, ich bitte Dich,“ fügte sie flehend hinzu, „nimm dies kleine Andenken von mir an!“ Dabei riß sie eine silberne, sonderlich geformte Halskette entzwei und reichte ihm ein Stück davon. „Ich behalte die Hälfte . . . zur Erinnerung an Dich und die große Güte, die Du mir bewiesen.“

Nicht blos die Kette, auch dieser Ring möge Dich an diese schöne Stunde gemahnen!“ rief Géza feurig aus, während er einen Diamantring — das Vermächtnis einer theuren Schwester — von seiner Uhrkette löste, der reizenden Zora an den Finger steckte und erklärte: „Nimm ihn zum Pfand meiner redlichen Absicht, Dir nach Kräften beizustehen in den schweren Kämpfen, die Du im kindlichen Gehorsam unbedacht heraufbeschworen! — Leb' wohl! Gedenke mein! — — Mich ruft die Pflicht.“

Ein letzter Blick, ein Händedruck . . . dann schieden sie — vielleicht auf immer.

(Fortsetzung folgt.)

Dichtungen

von Edward Samhaber.*)

Ins Kloster.

Das Posthorn thät schon blasen,
Lieb Mütterchen, ade!
Muß in den Klostermauern
Mein Leben jung vertrauern,
D'rob ist mir gar so weh.

Es blüht auf grünem Rasen
Und glüht, wohin ich seh';
Auf allen Zweigen springt es,
Aus allen Lüften klingt es:
Lieb Mütterchen, ade!

Alpenrose.

Ich stehe kühn und unverzagt
In Sturm und Ungewittern;
Doch so man mich zu brechen wagt,
Da muß ich bang erzittern.
Die Menschen thun mir gar so weh,
Drum bleib' ich in der Wolken Näh'
Und kann nur dort gedeihen.

O böser Knabe laß mich stehn!
Was willst Du mich verderben?
Jetzt als lieb Röslein anzusehn,
Muß ich gebrochen sterben.
O Mägdlein, Mägdlein, hüte Dich,
Er wird Dich brechen so wie mich,
Und Deine Wang' verglühet.

An Ludwig II. von Bayern.

1.

Es zittert der bläuliche Mondlichtglanz
In silbernen Weiden und Rüstern,
Sylphiden umschweben in heiterem Tanz
Moorwiesen, die feuchten, und flüstern.

Doch horch — durch die stille, die träumende Nacht
Was hör' ich von ferne erschallen?
Ist's Wodan, der in des Mondes Pracht
Durchbraust die grünenden Hallen?

O seltsamer König, so furchtbar allein
In mitternächtlichem Wehen!
Zu hoch und zu hehr, um verstanden zu sein,
Zu einsam, die Welt zu verstehen.

Ob Dir den funkelnden Sternenraum,
Um Dich schwarzmäntlige Tannen,
Lichthehr die Gedanken, die Seele ein Traum,
Was eilst Du so ruhlos von dannen?

12. Juni 1886.

2.

O geh' nicht zu weit an des Sees Rand!
Wie oft, daß aus grünlichen Tiefen
Jungfrauen kamen in feuchtem Gewand
Und Jünglinge lockten und riefen.

Das Auge so düster, die Stirne so bleich,
Die Saiten der Seele zerrissen —
O bete, mein Land, o bete, mein Reich!
Ihr möchtet ihn schmerzlich vermissen.

Zu spät! O zu spät! — Der König todt!
Der ärmste Mann in dem Volke.
Ob den Bergen verglimmet das Abendroth,
Und den Himmel deckt Wolke an Wolke.

14. Juni 1886.

*) Für das Buch, dem wir diese Poesien entnehmen (Dichtungen von Edward Samhaber, Laibach, von Kleinmayr & Bamberg), ist officiellerseits eine große Reclame gemacht worden. Der Landesschulrath von Krain hat es für die Schüler- und Lehrer-Bibliotheken Krains verboten, wegen seines „politischen, irreligiösen und unsittlichen Geistes", wie es heißt. Wir wissen nicht, auf was sich obige Bezeichnungen beziehen sollen, im Buche fanden wir nichts, was so schwere Vorwürfe rechtfertigen könnte. Ein treues deutsches Herz, erglühend für Heimat und Familie, für das deutsche Volk und dessen hehre Ideen und edle Männer, das ist uns überall im Buche begegnet. Der Dichter, ein geborener Oberösterreicher, liebt den alten, ehrwürdigen Kaiserstaat, nennt das schöne Land Krain seine zweite Heimat, was ihn freilich nicht hindert, auszurufen: „Ich will noch sterbend für Dich beten, geliebtes, deutsches Vaterland!" — Wir finden darin keine Gefahren für die deutsche Jugend in Krain. Man möge nur die Gedichte der Abtheilungen: „Jugendstimmen," „Aus Wald und Feld", „Meine Mutter", lesen, um das kindlich-innige Dichtergemüth lieb zu gewinnen. Die Abtheilung: „Antike Formen", verrathen uns classische Bildung und Humanität, während der Sang: „Walfrieda" sich mit den alten Germanen befaßt. Die Gedichte: „Nach fremden Motiven", sowie die „Epigramme und Sprüche" und die „Sonette", endlich die volksthümlichen Märchenerzählungen und Poesien in oberösterreichischer Mundart enthalten viel des Schönen. Daß auch etwelche Spreu zwischen den Blättern fliegt, ist nicht zu leugnen. Im Ganzen haben wir an Samhaber einen echten Dichter kennen gelernt.
Die Red.

Den Antisemiten.

Schwöret die Zeit nicht herauf, die dunkle, die wir begraben!
Wollt Ihr kämpfen, so kämpft, aber mit Würde und Ernst.
„Sie beherrschen den Markt, und sie die Presse des Tages,
Selbst die Halle der Kunst that den Profanen sich auf!"
Also ruft Ihr mit Recht, denn Wahrheit liegt in den Worten;
Aber das Mittel ist falsch, wie solche Wunde Ihr heilt.
Lernt von ihnen den Fleiß, den nimmer müden, und trachtet
Nach dem sprühenden Geist und der geschmeidigen Form.
Lernt von ihnen die Glut der theuren Liebe zum Volke
Und den sorglichen Sinn, der den Penaten sich weiht;
Und verbindet damit die deutsche männliche Tugend:
Und der herrlichste Sieg krönet den friedlichen Kampf.

's Hügerl.

A Stubn aus sechs Bredern
Oeppa Schartn dazue,
Du liegst wia af Federn,
Hast ewigö Rue.
Bilderln und Bleameln,
Nan, wann's Die nöt irrn,
I gab Dir's halt mit,
Daß's Di ah a weng ziern.
A Kreuzl bei Dir
Und a Kreuz af'm Grab,
Das is nu, mein Liaber,
Dein oanzige Hab.
Do druckt Di ah 's Hügerl
Recht föst und recht hart,
Wia lang wird's Di drucka,
Wia lang denn? Nan roat!
Woaßt nöt, daß a Zeit kimmt:
Verklart stehst Du af
Und kriagst für dös Drucka
Nu d' Seligkeit draf.

Die Parasiten zu Athen und Rom.

Eine stets zeitgemäße Erinnerung von Johann Rožek.

Zu den charakteristischen Eigenschaften der alten Hellenen überhaupt, der Athener insbesondere, gehört die Neigung zur heiteren Geselligkeit. Naturgemäß bekundete sich dieselbe unter andern durch die Vorliebe für gemeinsame Mahle, welche theils bei festlichen Anlässen (z. B. Hochzeiten, Geburtstagen u. s. w.), von der betreffenden Hauptperson veranstaltet, theils von den Mitgliedern eines Freundeskreises der Reihe nach gegeben, theils von einer Gesellschaft durch Beiträge (symbolae) der Einzelnen bestritten wurden. Wie aber die Sophrosyne, die überall maßhaltende Besonnenheit, recht eigentlich den Grundzug des ganzen hellenischen Wesens bildet, so ließ sie auch die Zechgelage im Allgemeinen nicht zu roher Schwelgerei ausarten. Nicht sowohl auf materiellen Genuß, als auf Gemüthserheiterung, welche je nach der Bildungsstufe der Mahlesgenossen bald mit mehr, bald mit weniger Feinheit erzielt wurde, war es abgesehen. So wenig dem Symposion Blumenkränze fehlen durften ebenso wenig pflegte man — schon im homerischen Zeitalter — des Gesangs zu entrathen, welchem sich gewöhnlich noch Flötenspiel und Tanz beigesellten. Schön bezeichnet Anakreon die hellenische Sitte im Gegensatze zu Barbarenart mit folgenden Versen:

„Wohlan, nicht also laßt uns
Mit Lärm und Kampfgetöse
Ein skythisch Zechen üben
Beim Weine, sondern mäßig
Mit schönem Sange trinken!"

Außer den vorgenannten Erheiterungsmitteln gab es aber sowohl zu Athen und in allen an Sitte ver-

wandten hellenischen Städten, als auch zu Rom (während der letzten Zeit der Republik und unter der Kaiserherrschaft), und nicht minder in den römischen Provinzialstädten, welche nach dem Muster der Hauptstadt zu leben sich befleißigten, noch eine Art von Unterhaltung. Es fanden sich nämlich beim Mahle auch Leute ein, die sich ihr besonderes Geschäft daraus machten, die fröhliche Stimmung der Tafelgenossen auf mancherlei Weise zu erhöhen. Dies waren die Parasiten.

Das Wort Parasitos bezeichnet überhaupt einen Theilnehmer am Essen.

Gewisse Vertreter der Gemeinde, welche, den Priestern beigeordnet, an der Opferhandlung und dann am Opferschmause sich bethätigten, hießen Parasiten. Auch nannte man so diejenigen Personen, welche auf Kosten des Staates im Prytaneion gespeist wurden.

Von diesen beiden Arten soll nicht die Rede sein. Gegenstand unserer Besprechung sind jene Männer, welche dadurch, daß sie mit Possenreißerei oder sonst irgendwie sich gefällig zu machen verstanden, an fremden Tischen ihren Unterhalt suchten. Die Parasiten sind also Schmarotzer von Profession.

Man kann sie füglich in zwei Classen eintheilen. In die erste sind nämlich jene einzureihen, welche sich an eine bestimmte Person anschließen. Beide Classen haben natürlich die Haupteigenschaften gemein, unterscheiden sich aber im Besonderen mehrfach, jedoch nur so, daß nach den Zeitumständen dasselbe Individuum bald der einen, bald der andern beizuzählen ist.

Die einzelnen Züge zu dem Bilde der Parasiten finden sich vorzugsweise in den Komödien des Alterthums. Daß Leute, welche ja in der Wirklichkeit darauf angewiesen waren belustigende Rollen zu spielen, bald als Personen des Lustspiels verwendet wurden, erscheint sehr natürlich. Epicharmos brachte sie zuerst auf die Bühne. Die sogenannte mittlere und neue attische Komödie, welche nicht mehr (wie die als deren Repräsentant Aristophanes vor uns steht), die Uebelstände des Staatswesens freimüthig zu rügen vermochte, sondern sich begnügen mußte, die Thorheiten und Verkehrtheiten des alltäglichen Lebens in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, hatte die Parasiten zu stehenden Figuren. Zwar liegt kein einziges Drama dieser Periode vollständig vor, und die aus ihnen überlieferten Bruchstücke bestehen nur aus vereinzelten Versen, die überdies der Mehrzahl nach ganz allgemeine Sentenzen enthalten; allein die auf uns gekommenen lateinischen Nachdichtungen geben ziemlich getreue Abbildungen der verloren gegangenen Originale. Freilich verschmolzen Plautus und Terentius mehrere griechische Komödien zu einer und mischten im Einzelnen genug specifisch römische Zuthaten hinein; aber die Charaktere der aufgeführten Personen erlitten hierdurch nirgends wesentliche Modification, weil die neue (und mittlere) Komödie nicht die Zeichnung bestimmter Individuen, sondern ganzer Gattungen anstrebte. Carrikaturen, wie sie die alte Komödie vorführte (z. B. Sokrates in den „Wolken", Euripides in den „Thesmophoriazusen" und in den „Fröschen" u. ä.) stellte die neue nicht dar; deshalb dürfen wir annehmen, daß der Parasit im wirklichen Leben nicht sonderlich von dem auf der Bühne vorgeführten verschieden war, obgleich letzterer, weil er den Charakter der ganzen Gattung zur Anschauung bringen sollte, ein etwas schärferes Gepräge haben mußte. Manches zur Vervollständigung einzelner Züge bieten die Briefe Alkiphrons. Der Verfasser entlehnte offenbar viel aus den Werken der neuen Komödie, namentlich aus Menandros. Ferner liefert uns Lukianos, der witzigste griechische Schriftsteller nächst Aristophanes — den er jedoch an feiner Grazie eben so weit übertrifft, als er an Kraft der Komik hinter ihm zurückbleibt — in einem Dialoge,

worin er, die philosophischen Discussionen seines Zeitalters parodierend, die Schmarotzerei als eine Kunst in des Wortes höchstem Sinne darstellt, eine förmliche, wenngleich ironisch gehaltene Theorie der Parasitik.

Auf Grundlage dieser Quellen sei versucht, die allgemeinen Eigenschaften der beiden, oben unterschiedenen Classen in ein Gesammtbild zu fassen.

Weil der Parasit, aus Unkunde oder aus Trägheit unvermögend sich in einem ordentlichen Berufe seinen Lebensunterhalt ehrenhaft zu erwerben, zu seiner Aufgabe macht mit möglichst geringen Beschwerden an reichen Tischen möglichst gute Atzung zu erlangen: so erscheint als seine erste Pflicht, um jeden Preis sich angenehm zu machen. Gefallen soll man an ihm finden, an seiner Unterhaltung sich amüsieren; auf achtungsvolle Behandlung erhebt er im vorhinein keinen Anspruch. Bei der Tafel gibt er Witze und pikante Anekdoten zum Besten, thut sich wohl auch als Sänger hervor. Der Parasit Psichoknaustes (zu deutsch etwa „Brockenklauber") z. B. rühmt sich (bei Alkiphron) gegen seinen Freund Bukion, daß er mit einigen Collegen an der Tafel des freigebigen Charikles in „Absingung wohlklingender Anapästen, die von lieblichen Scherzen und echt attischen Feinheiten strotzten," gewetteifert habe. Zugleich ist der Parasit ausgebildeter Gourmand; bezüglich der Vorzüge und Mängel so mannichfaltiger Gerichte und Ragouts entwickelt er gründliche Sachkenntnis und wird über die Geheimnisse der höheren Gastronomie zu Rathe gezogen. Leider muß er sich auch gefallen lassen, passiv zur Belustigung der Gesellschaft zu dienen. Artepithymos (z. d. „brotgierig") schreibt (bei Alkiphron) an seinen Freund Knisozomos (z. d. „Brühenduftschnüffler"): „Nächstens wirst Du mich erhenkt schauen. Ich kann weder die Ohrfeigen und die anderweitigen Mißhandlungen länger aushalten, noch meinen unersättlichen Magen bändigen. Mein Gesicht verträgt nicht diese Backenstreiche; ich schwebe in Gefahr, das eine Auge zu verlieren in Folge der Schläge. Wehe, wehe, was zu erdulden zwingt uns dieser gefräßige Magen!" Hetoimokossos (z. d. „bereit, Ohrfeigen zu bekommen)" klagt gar rührend, wie er nur durch die energische Hilfe eines geschickten Arztes vom Tode sei gerettet worden, nachdem er bei einem Gelage von den übermüthigen Symposiasten gezwungen gewesen, eine Unmasse zu trinken, während ihm zugleich allerlei Speisenüberreste in den Mund gestopft, und „ein Spülicht von Senf und Fischsauce und Essig gleichwie in ein Faß" eingegossen wurden. Trapezoleichon (z. d. „Tischablecker") schreibt einen Trostbrief an seinen Freund, dem Nase und Kinnbacken mit einer Trinkschale war zerschmettert worden, und schließt mit den Worten: „Wer kann noch diese ver—— Leute ertragen, wenn sie uns die Sättigung so theuer machen, wie aber aus Furcht vor dem Hungertode das Leben mit Gefahr erkaufen?" Etwas besser, gleichwohl noch immer schlimm genug, ergieng es dem Phloioglyptes (z. d. „Rindengraber"). Er erzählt, wie ihm die Haare mit Pech eingesalbt und die Augen mit Brühe angespritzt wurden. Endlich schleuderte man ihm eine blutgefüllte Blase an den Kopf, daß sie zerplatzte und sein Gesicht besudelte. „Es erscholl ein helles Gelächter der Schmausenden; ich aber trug für meine Leiden keinen gebührenden Lohn davon, sondern Vergeltung dieser Mißhandlungen war die Füllung des Magens, weiter nichts." Indessen derlei Unannehmlichkeiten sind einmal von dem Schmarotzerhandwerke unabtrennlich, und treffend läßt Plautus (in seiner Komödie „Captivi") den Ergasilus die Maxime aussprechen: „Ein Parasit, der nicht im Stande ist Ohrfeigen zu ertragen und sich Töpfe an dem Kopf zerwerfen zu lassen, soll lieber flugs den Bettelsack ergreifen."

Hängt der Parasit einem Einzelnen ausschließlich an, so bemüht er sich vor Allem durch Schmeichelei die Gnade seines Gönners zu fesseln. Eine Probe von der Conversation eines Schmarotzers mit seinem „rex“ oder „dominus“ finden wir bei Plautus in „miles gloriosus“. Pyrgopolinikes (z. d. Stadtzinnenstürmer“) tritt auf und sieht sich nach seinem Parasiten Artotrogus (z. d. Brotnager) um. „P. Wo ist Artotrogus? A. Hier. Er steht neben dem beglückten, königlich gestalteten Helden. Einen solchen Kämpfer wagt selbst der Mars sich nicht zu nennen, noch seine Tapferkeit gleichzustellen der Deinigen. P. Wen habe ich doch auf den gorgonidonischen Gefilden gerettet, wo Bumbomachides (z. d. „der mit Getöse Kämpfende“), der Sohn des Clutomestoridysarchos, der Enkel des Neptunus, Oberfeldherr war? A. Ich erinnere mich: Du meinst ja den mit den goldenen Waffen, dessen Legionen Du auseinandergeblasen, wie der Wind die Blätter oder Stoppel. P. Das heißt noch gar nichts. A. Oder wie Du in Indien dem Elephanten mit einem Faustschlage den Arm zerschmettert hast. P. Wie, den Arm? A. Ich wollte sagen, den Schenkel. P. Ich schlug nur so achtlos. A. Traun, hättest Du Dich angestrengt, Du schlügest durch Haut, Eingeweide und Knochen eines Elephanten. P. Lassen wir das! A. Es steht auch wahrhaftig nicht dafür, daß Du es mir erzählst, da ich ja Deine Tapferkeit kenne. (Für sich.) Der Magen schafft mir all' dies Leid. Was er immer lügen mag, ich muß es mit den Ohren auffangen, muß beistimmen, daß meine Zähne etwas zu beißen bekommen. P. Was wollt' ich denn sagen? A. Hm, weiß schon, was Du sagen willst. Es ist wirklich geschehen; ich erinnere mich. P. Was ist es? A. Gleichviel was.*) P. Hast Du Schreibtafeln bei Dir? A. Du fragst noch? Ja; auch einen Stilus. P. Recht hübsch aufmerksam bist Du gegen mich. A. Mir ziemt es, genau Deine Gewohnheiten zu erforschen und Sorge zu tragen, daß ich Deinen Wünschen zuvorkomme. P. Erinnerst Du Dich? A. Ja; hundert und fünfzig in Kilikien, hundert in Kryphiolathronien, dreißig Sardinier, sechzig Makedonen — das sind die Leute, welche Du an einem Tage erschlugst. P. Wie groß ist hiervon die Gesammtzahl? A. Siebentausend. P. Soviel muß es sein; Du merkst Dir die Ziffer richtig. A. Ich habe sie nicht aufgeschrieben, doch erinnere ich mich so. P. Du hast ein vortreffliches Gedächtnis. A. Des Futters wegen. P. So lange Du Dich aufführst wie jetzt, wirst Du immer zu essen bekommen: ich will Dir stets an meinem Tische Antheil gewähren. A. Wie wars in Kappadokien, wo Du fünfhundert Feinde zugleich mit einem Streiche getödtet hättest, wenn nicht das Schlachtmesser zu stumpf gewesen wäre? P. Weil ich das Gemetzel satt hatte, ließ ich sie leben. A. Wozu soll ich Dir sagen, was alle Menschen wissen, daß Du, Pyrgopolinikes, einzig auf Erden lebst an Tapferkeit und Schönheit und Thaten ganz unübertrefflich?“

Absolute Charakterlosigkeit ist überhaupt für den Parasiten conditio sine qua non. Juvenalis (Sat. V) schildert ausführlich die Herabwürdigungen, denen der Schmarotzer am Tische des Reichen sich bloßstellt, und folgert daraus, daß derjenige, welcher solche Schmach verträgt, auch den letzten Funken des Ehrgefühls muß verloren haben und der ärgsten Schmach würdig ist. „Omnia ferre si potes, et debes.“ (z. d. „Wenn Du Alles zu ertragen vermagst, sollst Du es auch“). Kein Schimpf fällt dem dickhäutigen Parasiten zu schwer, wofern er nur das alleinige Ziel seines Strebens, Befriedigung der Magenbedürfnisse, nicht verfehlt. Charakteristisch ist,

*) D. h. mag P. auch die größten Unsinnigkeiten vorbringen, A. beschwört ihre Wahrheit noch bevor sie ausgesprochen sind.

daß fast alle Parasitennamen in mehr oder weniger directem Zusammenhange mit dem Essen stehen. Außer den bereits gelegenheitlich erwähnten begegnen uns bei Plautus noch: Curculio (z. d. „Kornwurm"), in der gleichnamigen Komödie, und Peniculus in den „Menächmi", der seinem Namen (z. d. „Scheuerbürste", womit man die Tische reinigte), selbst so erklärt: Die jungen Leute gaben mir den Namen Peniculus deshalb, weil ich, wenn ich esse, den Tisch rein abputze", d. h. alle aufgetragenen Speisen ganz aufzehre. Natürlich sind dies nicht die ursprünglichen Eigennamen, sondern beigelegte, gewöhnlich vom Publikum ertheilte — wie Peniculus ausdrücklich erwähnt — manchmal auch selbstgewählte. So sagt ein Parasit bei Plautus (Stichus): „Als kleiner Knabe bekam ich von meinem Vater den Namen Gelasimus (z. d. „lächerlich"), weil ich schon von frühester Jugend an spassig war. Jetzt aber in bedrängten Umständen heiße ich Miccotrogus," d. i. Einer, der nur kleine Bissen nagt. Daß dergleichen Beinamen in Wirklichkeit üblich waren, nicht bloß der Bühne angehörten, ersehen wir aus Athenaios „Deipnosophistae", wo berichtet wird, daß der Parasit Philoxenos Pternokopis (z. d. „Schinkenhauer"), und Moschion Paramasetes (z. d. „Mitesser") zubenannt wurde. Bei Alkiphron schreibt ein Parasit: „Nebst allem Andern kränkt mich nicht am wenigsten der Verlust meines Namens. Die Eltern nannten mich Polybios; das Schicksal aber nöthigte mich von meinen Kunstgenossen den Namen Hydrosphrantes (z. d. „Wasserriecher", dessen Nase selten vom Weindufte erquickt wird) mir gefallen zu lassen."

Daß der echte Parasit nicht der Mann ist, der sich irgend durch engherzige Scrupel beirren läßt, leuchtet von selbst ein. Diese Gewissensweite tritt insbesondere bei jenen hervor, die als Wohldiener Einzelner allerhand Commissionen besorgen. Ueber die Rechtlichkeit des aufgetragenen Geschäftes hat ein solcher Agent niemals Bedenklichkeiten; in der Wahl seiner Mittel ist er eben nicht ängstlich; seine angeborne, durch die Praxis gestählte Frechheit läßt ihn nöthigenfalls bei seinen Streichen energisch auftreten. Wie man nicht anders erwartet, ist es ihm jederzeit nur um den eigenen Vortheil zu thun; nie bemüht er sich, aus Ergebenheit für seinen Gönner etwas zu thun, obgleich er es versteht, sich den Schein des treuen Dieners zu wahren. Daher kommt es, daß der Parasit auf der Bühne nicht immer bloß als „lustige Person", sondern oft auch als Intriguant eine Rolle spielt. Das Muster eines solchen Parasiten erblicken wir in Phormio, der Hauptperson in der nach ihm benannten Komödie des Terentius.

Schlauheit, sogenannter Mutterwitz und ein gewisser Grad von Bildung sind jedem unentbehrlich, der systematische Schmarotzerei als Gewerbe treibt. „Zu wissen, was man bei jeder Gelegenheit zu reden und zu thun hat, um sich dem, der uns zu essen gibt, angenehm und nothwendig zu machen und ihn von unserer gänzlichen Ergebenheit zu überzeugen, dünkt Dir das nicht eine Sache zu sein, die viel Verstand und einen gesunden Blick erfordert?" sagt der doctrinäre Parasit bei Lukianos; und weiter: „Weder ein dummer noch ein ungezogener Mensch kann Parasit sein." Der Parasit gehört nicht unter die Gaukler, welche sich bei Gastmälern mit Taschenspielerei und ähnlichen Kunststücken producieren, mag er auch zuweilen etwas derartiges versuchen, wie z. B. bei Xenophon (Gastm.) Philippos die gymnastischen Schemata nachmacht. Er steht ferner auf einer höheren Stufe, als Possenreißer von dem Schlage eines Sarmentus und Cicirrus, deren Andenken Horatius der Nachwelt überliefert hat; denn obgleich diese Scurrae

durch Witze und gegenseitige Verspottung die Schmausenden unterhalten, so fehlt ihnen doch das Wesentlichste eines Parasiten: sie haben nämlich am Schmause selbst keinen Antheil. Freilich wird der Parasit nicht selten mit schlechteren Gerichten tractiert, als die honneten Gäste, was Juvenalis in seiner Satire umständlich darthut. Oft sieht er sich sogar auf die Ueberreste angewiesen, wie Saturio im „Persa“ des Plautus.

Im geraden Verhältnis zu der Befähigung und Bildung des Parasiten steht die größere oder geringere Vornehmheit der Cirkel, in die er Eingang findet. Jener zudringliche Windbeutel, welcher durch Vermittelung des Horatius bei Mäcenas Zutritt erlangen will, kündigt sich als einen Literaten an und rühmt seine Virtuosität im Versemachen, Tanzen, Singen. Genau besehen, spielte selbst der geistreiche Philosoph Aristippos beim Tyrannen Dionysios zu Syrakus keine andere Rolle, als die eines Parasiten. Da er die Hoffnung, am sicilischen Königshofe glänzende Bewirthung zu finden, offen für das einzige Motiv seiner Reise erklärte; sich einst, um irgend ein Anliegen wirksamer vorzubringen, auf die Knie warf, was er freilich mit der witzigen Bemerkung, „es sei nicht seine Schuld, daß Dionysios die Ohren an den Füßen habe“, zu entschuldigen vermeinte; und nachdem er bei einem Trinkgelage von dem berauschten Könige war bespieen worden, gelassen äußerte, „auch die Fischer ließen sich auf ihren Beutezügen vom Meerwasser bespritzen“ — so hat er ohne Zweifel den vollgiltigsten Anspruch auf den Parasitentitel, welchen ihm auch zu ertheilen der freimüthige Kyniker Diogenes kein Bedenken trug.

Philosophische Schmarotzer fanden sich zu Rom in großer Menge, als es während der Kaiserzeit bei den Reichen Mode geworden, sich Hausphilosophen zu halten. Bei weitem die Mehrzahl derselben waren „Graeculi.“ Man kann sie für eine besondere Classe von Parasiten ansehen, mit dem unterscheidenden Merkmale, daß sie, anstatt durch Witze und Schmeicheleien zu ergötzen, vielmehr durch tiefsinniges Wesen, pedantisches Moralisieren und, so weit es gerathen schien, durch erheuchelte Freimüthigkeit sich ehrwürdig zu machen strebten, in Wahrheit aber nur zur Belustigung dienten. Wie wenig ehrenvoll die Stellung dieser Leute war, ersehen wir am besten aus den Schilderungen des Lukianos.

Die Subsistenz der Parasiten war — wie dies in der Natur der Sache liegt — eine höchst prekäre. Gar mancher Tag des Mangels erschien im Jahre, denn nicht alltäglich glückte es, an einem gedeckten Tische ein Plätzchen zu erobern. Launig läßt Alkiphron einen durch langes Fasten bereits halbverhungerten Parasiten, Trechedeipnos (z. d. „Schmausläufer“), an dem Tage, wo er endlich wieder zu einer Mahlzeit geladen ist, neben der Sonnenuhr auf- und abrennen, ungeduldig harrend, bis der Zeiger die so heiß ersehnte Stunde weist. Bei Plautus (Stichus) nennt Gelasimus die Fames (z. d. „Hunger“) seine Mutter und treue Gefährtin.

Wer seine Schmarotzerkunst gründlich verstand, konnte sich allerdings auf einige Zeit recht behaglich befinden, wie der Parasit Gnatho bei Terenz (Eunuchus), der folgenden Monolog hält: „Unsterbliche Götter, wie hoch steht ein Mensch über dem andern! Welcher Unterschied herrscht zwischen dem Thoren und dem Verständigen! Dies kam mir so recht durch folgenden Umstand zum Bewußtsein: Ich traf heute mit einem der Herkunft nach mir gleichen, keineswegs verwerflichen Manne zusammen, der ebenfalls sein väterliches Vermögen verschwelgt hatte. Ich sehe ihn struppig, schmutzig, verkommen, mit Lumpen und Runzeln bedeckt. Was ist das für ein Ausseh'n?

sage ich. »Siehe, wie weit ist es mit mir gekommen, weil ich Unseliger Hab und Gut verloren habe. Alle Bekannte und Freunde verlassen mich.« Da verachtete ich den Menschen im Vergleich zu mir. Wie, Du Erzschwächling, hast Du Dich so gestellt, daß Du keine Hoffnung mehr in Dir selber findest? Hast Du mit Deinem Gelde zugleich den Verstand eingebüßt? Betrachte mich, der ich von Geburt aus Dir gleich bin. Farbe, Aussehen, Kleidung, Gestalt — wie trefflich! Ich habe Alles und habe Nichts; ohne Besitzthum geht mir doch nie etwas ab. »Aber ich Unglücklicher kann weder Possen treiben noch Prügel aushalten.« Wie, meinst Du, darin bestehe die Parasitik? Da bist Du ganz auf dem Irrwege! Freilich einst existierte dieser Geschäftsgang bei der Generation; jetzt herrscht ein neues Ausbeutungssystem: eben ich habe zuerst diese Bahn entdeckt. Es gibt eine Gattung Leute, welche in allen Stücken die Ersten sein wollen und es nicht sind. Diesen hänge ich an. Ich stelle mich ihnen nicht zu Diensten, daß sie lachen, sondern ich lache ihnen von selbst zu und bewundere ihren Geist. Was sie sagen, lobe ich; wenn sie es wiederum in Abrede stellen, lobe ich auch dies. Sagt einer nein, ich gleichfalls; sagt er ja, ich gleichfalls: kurz ich habe mir zur Pflicht gemacht, Allem beizustimmen. Das ist heutzutage bei weitem das einträglichste Gewerbe. Während wir unter diesem Gespräche auf dem Fleischmarkt ankommen, laufen mir freundlich alle Delicatessenverkäufer entgegen: Seefischhändler, Fleischer, Köche, Wurstmacher, Fischer, denen ich in meinen früheren guten Umständen und auch nachher Gewinn brachte und noch bringe — sie grüßen mich, laden mich zu Tische, freuen sich meines Kommens. Als jener arme Hungerleider sah, daß ich so sehr in Ehren stehe, so leicht meinen Unterhalt finde, begann der Mensch mich zu beschwören, ich möchte ihm erlauben dasselbe von mir zu lernen. Ich hieß ihn mein Jünger sein, wenn er's im Stande ist. Wie die Philosophenschulen nach ihren Stiftern die Benennung führen, so sollen die Parasiten Gnathoniker genannt werden".

Solches Glück hatte selten Bestand. Jedenfalls war die Aussicht auf das hinfällige Alter sehr trübe. Kapnosphrantes (z. d. „Rauchwitterer", das heißt den Küchen nachspürend), ergeht sich bei Alkiphron (in folgende trostlose Betrachtungen: „O Daimon, dem ich durchs Los des Schicksals anheimfiel, wie arg bist Du, da Du mich immer zum Schmerze an die Armut fesselst. Wenn ich Niemanden auftreibe, der mich einlädt, bin ich genöthigt, Kerbel und Schnecken zu verzehren, oder mit Kräutern vorlieb zu nehmen und mit Röhrbrunnenwasser den Magen zu füllen. So lange mein Körper die Mißhandlungen ertrug und durch Jugendkraft gestärkt war, sie zu erdulden, ließ sich der Uebermuth aushalten. Nachdem ich aber halbergraut bin und das Greisenalter herannaht, welches Mittel gibt es da gegen das Ungemach?"

Schließlich drängt sich die Frage auf, aus welchen Ständen die Parasiten im Allgemeinen hervorgiengen? Entweder suchten vormals wohlhabend gewesene Männer, nachdem sie ihr ererbtes Vermögen, gewöhnlich schon in jungen Jahren, vergeudet hatten, auf fremde Kosten das gewohnte Schwelgerleben so gut es gehen wollte, fortzusetzen; oder es waren von Hause aus mittellose, ernster Berufsthätigkeit abholde, jedoch mit dem erforderlichen Talent begabte Individuen, welche in der Schmarotzerei den bequemsten Unterhaltserwerb und zugleich den Weg, sich in „bessere Gesellschaft" einzuschleichen, erkannten. Zu den Erstgenannten gehörte der oberwähnte Gnatho. Auch der früher genannte Hydrophrantes war ein herabgekommener Reicher. Er schreibt (bei Alkiphron) an seinen Freund Meridas: „O Herakles, was

hatte ich für Mühe, um mit Seife den lange anklebenden Schmutz von der Sauce, die man gestern auf mich ausschüttete, wegzuwaschen. Und die Mißhandlung kränkte mich nicht so sehr an sich, als daß ich sie gegen meine Würde ertragen muß. Denn ich bin der Sohn des Anthemion, des reichsten Mannes von Athen und der Ariothea, welche von Megakles*) stammt. Nachdem ich aber das väterliche Besitzthum durchgebracht habe, muß ich mich in meiner Erniedrigung glücklich schätzen, wenn ich dem Magen die nöthige Füllung verschaffe". Es traf sich auch, daß die Söhne der Parasiten das väterliche Metier ergriffen. So rühmt sich bei Plautus Saturio seiner Ahnen folgendermaßen: „Ich behalte und behaupte das alte angestammte Gewerbe und übe es mit großer Sorgfalt. Denn keinen einzigen meiner Voreltern gab es, der sich nicht durch Schmarotzerei gefüttert hätte: Vater, Großvater, Urgroßvater, Ururgroßvater, Urältervater — sie alle aßen wie Mäuse stets fremdes Brot; und kein Mensch vermochte sie an Gefräßigkeit zu übertreffen."

*) Dieser Name kommt häufig in der hochadeligen Familie der Alkmaioniden vor. Auch Aristophanes („Wolken") bezeichnet damit überhaupt Vornehmheit.

Lessing in meinem Sorgenstuhl.

Mitgetheilt von Friedrich Kollenbacher.

Nicht jeder Recensent ist ein ernster Minos und mancher nimmt den gelungenen Scherz eines Mimen, der einen wohlgezielten Hieb mit der feinen Klinge des Humors pariert, nicht krumm. Wenn auf Lessings Todestag die Sprache kam, pflegte der Schriftsteller X . . zu behaupten, der 15. Februar sei auch *sein* Todestag, denn an diesem Tage sei er durch einen Spuk vom Leben zum Tode gebracht worden, um als ein ganz Anderer wieder zu erstehen. Er erzählte: „Es war am 15. Februar 1881, also hundert Jahre nach Lessings Tode. Im Schauspielhause wurde nach einem Festspiele von den Hofschauspielern *Minna von Barnhelm* aufgeführt. Nach *Werners*: „Ueber zehn Jahre ist Sie Frau Generalin!" suchten wir Berichterstatter die Schenke zum *weißen Hahn* auf, um nach guter deutscher Sitte Eins zu trinken zu Ehren der Manen Lessings.

Wir huben eben zu bechern an, als die Hofschauspieler lärmend eintraten und sich mit überschwänglichem Jubel zu uns gesellten, als hätten wir sie nur immer gelobt.

„Champagner!" rief »Werner.« „Lustig, Kinder, lustig! ich bringe frisches Geld!" — Da stand ich auf und sagte ernst: „Wenn wir Lessing feiern, so begießen wir den Altar der Erinnerung mit *deutschem* Rebensaft!" —

„Das ist ein Wort!" fiel »Tellheim« ein und ließ sich an meiner Seite nieder. „Rheinwein!" —

„Rüdesheimer!" —

Der Wirt lüpfte verlegen sein Käppchen und ließ sich vernehmen, daß sein Keller zwar keinen Rüdesheimer, jedoch einen guten Tropfen ungarischen Weines berge. „Der ungarische Wein —"

„Ist gut Ding, wahrlich gut Ding!" unterbrach ihn »Just.« „Aber auch die Wahrheit ist gut Ding. — Herr

Wirt, Er ist — kein Patriot, wenn Er keinen deutschen Wein schenkt!"

„Auch Schilcher," meinte kleinlaut der Wirt.

„Schilcher? — Laß hören, alte Essigkanne, wo dieser Wein wächst, welcher Geruch und welcher Geschmack ihm eigen sind?" so frug Einer; der Wirt war jedoch schon fortgeeilt und kam jetzt mit einem Kruge voll hellrothem Naß zurück. Der Wein perlte gar einladend in den grünen Römern. Nun erklärte »Just,« ein vielgereister Mann, daß der Schilcher in der grünen Steiermark wachse, und führte in sinniger Rede aus, wie der Wein gleichsam das Blut eines Landes vorstelle und alle guten und bösen Eigenschaften der Eingebornen besitze. — Nun, wenn dem so ist, dann mag der Steirer ein hinterhältiger Geselle sein, der dem, welcher ihn liebend in die Arme schließt, flugs einen Haarbeutel anbindet. Wir Alle waren auch bald heiterster Laune. Ich unterhielt mich mit meinem Tischnachbar, dem Schauspieler Fricke-»Tellheim« auf das Beste, obwohl er keinen besonderen Grund hatte, mir freundlich gesinnt zu sein, denn bei aller Anerkennung seiner guten Darstellungsgabe hatte ich ihn doch oft scharf getadelt. Fricke schien jedoch keinen Groll zu hegen. Ich sprach auch von meiner Bücherei, welche Anregung und Belehrung ich ihr danke, wie ich sie als den im Schranke eingeschlossenen Geist der großen Autoren verehre, an dem ich mich wie an einem immer lebendig und erfrischend sprudelnden Quell erquicke; wie mir oft in nächtlicher Stunde der Gedanke durch den Kopf fährt, die in den Schrank gebannten Geister könnten die Hülle sprengen und herausfluten, und die so lange in Reih und Glied stumm beisammen gestanden, könnten plötzlich beredt werden.

Darauf erwiderte Fricke ernsthaft, es sei nicht unerhört, daß die Seelen Abgestorbener, mit denen wir uns lebhaft beschäftigen und die wir dadurch gewissermaßen zwängen, uns Rede zu stehen, aus ihrer Ruhe aufgestört, uns aufsuchten; er wisse eine höchst merkwürdige Geschichte von seiner verstorbenen Braut. —

Inzwischen hatten wir nach einem solennen Trauersalamander Lessings Andenken reichlich mit Schilcher gefeiert, und da ein Gewitter sich ankündigte, riß ich mich von der Gesellschaft los. Fricke gieng mit mir, aber erst vor meinem Hausthore erfahre ich, daß er im ersten Stockwerke desselben Hauses wohne, in dessen letztem Stocke nach der ehrwürdigen Ueberlieferung der deutschen Dichter mein Heim war. Lachend erzählte er mir, daß er einst über eine Recension erbittert, bis zu meiner Wohnung „empor geklettert" war, daß sich jedoch sein Blut vollkommen abkühlte, als er vor meiner niedrigen „Dachkammerthür" stand. Diese Rede kränkte mich und ich sagte spitz: „Wenn Du zu mir »emporklettern« und unter mein »niedriges« Dach eintreten willst, will ich Dir echten Moselwein vorsetzen, während Du Deinen Gast kaum mit etwas Anderem als mit einer alten Käserinde bewirten kannst." Ich erinnerte mich nämlich des wohlgefüllten Flaschenkorbes, den ich für ein schwungvolles Hochzeitscarmen als Extrahonorar von meinem großmüthigen — Verleger? — Gott bewahre! — von meinem Speisewirt erhalten hatte. Nach dieser Einladung stieg ich stolz zu meinem Parnaß im vierten Stock empor. Als ich in das kleine Vorgemach trat, blies der Wind mit solcher Heftigkeit durch das offene Fenster, daß die Thür hinter mir krachend in das Schloß flog. Regenschauer schlug mir entgegen und der Donner rollte unter Wetterleuchten aus weiter Ferne. Mein Blick ruhte auf den Umrissen des Bücherschrankes. „Ihr guten, Ihr edlen Geister, die dieser Schrank einschließt," so rief ich, „kommt hervor und umschwebt mich! Und wenn ich, ein Zauberlehrling, Euch auch nicht mehr bannen kann, gleichviel, kommt

hervor!“ Ich glaube, der Schilcher hatte mich zu dieser Ansprache begeistert. Lange blieb ich vor dem Schranke stehen und horchte, während meine Gedanken bei den Geistesheroen weilten und meine Phantasie in eine ferne classische Zeit zurückschweifte. Ich ließ die großen Männer vor meinem geistigen Auge erstehen, ich folgte ihnen in ihre Studierstube — da schreckte mich ein Blitzstrahl empor, dem rasch ein krachender Donnerschlag folgte! Ich raffte mich auf, um in mein Schlafzimmer zu gehen, vorher nahm ich ein Buch aus dem Schrank, es sollte Lessing sein: wußte ich doch im Finstern jedes Buch zu finden. Ich öffne also die Thür zum Schlafzimmer — horch! ein eigenthümliches Geräusch! Ich blicke um mich, kann jedoch nichts sehen — nun trete ich in das Zimmer — wischt da nicht eine eisige Todtenhand über meine Stirn? Ich stoße einen kurzen Schrei aus. Ertönt da nicht hinter mir ein leises, heiseres Lachen? Oder — war es nur das Rauschen des Regens? Mir wird heiß. Mit unsicherer Hand reibe ich ein Hölzchen an und halte es an die Kerze auf dem Schreibpult. Beim flackernden Scheine der Kerze — sehe ich eine Gestalt in meinem Sorgenstuhle! Ich will nach dem Degen springen — die Kerze brennt heller — ich bleibe wie gebannt stehen: es ist das Antlitz, die Gestalt, das Costüme Lessings — wie ich das Alles aus Abbildungen kannte; den Kopf hielt er steif, die großen halb erloschenen Augen hatte er auf mich gerichtet, das Gesicht war leichenfahl. Sein Finger zeigte auf das Buch in meiner Hand. Ich taumle, greife mit den Händen nach der Stirn — wache ich? — träume ich? — Sitzt diese Gestalt in Wirklichkeit da? — ist sie eine Hallucination? — bin ich wahnsinnig? — Das Blut will mir erstarren. „Bist Du Lessing?“ fragte ich und hörte nicht den Ton der eigenen Stimme. Da gieng es wie ein Hauch durch das Zimmer: „Ja.“ — War das Täuschung oder ein Laut? Ich horchte scharf hin und vernahm weiters: „Warum läßt Du mich nicht ruhen? Warum quälst Du mich nutzlos?“ —

Ich halte mich mit der Hand am Pulte fest und sage mit bebender Stimme: „Ich will Dir ehrlich nachstreben.“

Ich sah gar nicht, daß die Gestalt zum Sprechen den Mund bewegte und doch hörte ich — als ob die Stimme von tief unten käme: „O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich. Mir nachstreben? Habe ich Alles im Namen der neun Musen verdammt? Habe ich um Vortheil gelobt? Habe ich der Zeit und ihren Schwächen geschmeichelt? Habe ich geschrieben, um Mädchen erröthen zu machen? Habe ich den Ausländern nachgeeifert? Habe ich häusliche Zucht und Sitte und die Ehe, die Wurzeln der deutschen Kraft, in den Koth gezerrt? Habe ich die nach dem frischen Quell der Wahrheit durstenden Lippen der Jugend mit scharfer Lauge und schmutziger Jauche benetzt? Habe ich das Schlagwort Brotliteratenthum erfunden? Oder die Namen Freischärler und Gratisblitzer für alle jene Geister, welche die göttliche Poesie nicht handwerksmäßig ausbeuten? — O, Ihr seid barbarischer als Eure barbarischen Voreltern, die die Frage, ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre, für die Frage eines Narren gehalten hätten!“

Ich hatte an Sicherheit gewonnen und so wagte ich einzuwenden: „Jede Zeit stellt an die Menschen andere Forderungen — und der Zeit nicht dienen, heißt im Elend leben.“ —

Ich hörte wieder und schon etwas deutlicher: „Als ob die Zeit dem Menschen und nicht der Mensch der Zeit sein Merkmal aufprägte! Mehr als Euren Wanst füllen und den Leib mit Seide behängen könnt Ihr auch nicht. — Ja, ja, die Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der

Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Wer schlüge wohl heute eine gute Anstellung aus, nur um nicht alle Jahre an den König eine Lobrede halten zu müssen? Ihr schreibt nicht vom Herzen, aus dem Hirn, aber in den ledernen Geldbeutel, und so schreibt Ihr in drei Tagen einen Druckbogen fertig, anstatt drei Zeilen für die Ewigkeit. Dabei dünkt ihr Euch groß — nichts ist groß, was nicht wahr ist.„ —

Ich glaubte die Bestrebungen unserer Zeit vertheidigen zu müssen und sagte: „Wir sind allerdings Realisten — aber Realismus und Wahrheit decken sich.“

Der Geist senkte den Kopf auf die Brust — dann hob er ihn plötzlich und warf ihn nach rechts, als horche er in die Nacht hinaus, während das Zöpfchen nach links baumelte. „Was ist Poesie?“ so hub er wieder an. „Poesie ist Wahrheit — aber nicht jede Wahrheit ist Poesie. Was ist Euer Realismus? — Oftmals wahrhaftiger Unrath. Euere Vaterlandsliebe hält Euch nicht ab, nicht nur den Franzosen sondern auch den Russen es im Realismus gleichzumachen. Leute in den Jahren, in denen man Lust und Leichtigkeit so gerne für Genie hält, rechnen sich schon zu den Unsterblichen, während sie in krankhafter Zweifelsucht oder Gemeinheit versinken.“ — „O, Lessing,“ rief ich nun außer mir vor edlem Drange, „was soll ich thun, um Dir nachzustreben?“ — „Schwöre,“ sagte er mit einer Stimme, die sich wie unheimliches, aus der Tiefe kommendes Grollen anhörte; dabei streckte er sich, als wollte er durch die niedrige Zimmerdecke wachsen, und mit dem Grollen seiner Stimme vermischte sich das Rollen des Donners, während ihn der Blitzstrahl für Augenblicke in gelben Feuerschein hüllte, „schwöre bei den neun Musen, daß Du nichts verdammen wirst, was nicht schädlich ist — und nichts loben, was nicht nützlich ist: schädlich und nützlich für die Moral und das Schöne.“ — „Ich schwöre!“ — „Schreibe den Schwur nieder!“ — Ich nahm ein Blatt Papier und zeichnete mit zitternder Hand zollhohe Buchstaben darauf.

„Horch, ich höre den Rappen scharren und wittere Morgenluft! Wenn Du einen guten Tropfen im Hause hast, so laß uns nach deutscher Art zum Abschied Eins trinken!“ — Ich wußte bisher nicht, daß Geister leibliche Bedürfnisse hätten, aber ich brachte ohne Zaudern und mit gastfreundlicher Rührigkeit den Moselwein und zwei Gläser herbei, die ich bis an den Rand füllte.

Der ungewöhnliche Gast ergreift das Glas:

„Es donnert! — Freunde lass't uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Knie sinken.
Es donnert! Macht die Gläser leer!
Lass't Nüchterne, lass't Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt er in seinen Nektar schlagen?“

Wir stießen an, ich trank — trank — trank — ein lautes Klirren! Ich setzte ab — der Geist war verschwunden wie er gekommen. Sein Glas lag zerschmettert am Boden, sonst nirgends eine Spur von dem Gaste — ich sinke wie betäubt auf einen Stuhl, stütze meinen Kopf in die Hand und — — —

„Herr Doctor, das Frühstück!“ — Ich fahre aus tiefem Schlafe empor und finde mich angekleidet vor dem Tische sitzen — es ist heller Tag — das Mädchen der Hauswirtin steht mit dem Frühstückbrette vor mir und betrachtet mich verwundert. Aber mein Kopf! O, mein armer Kopf! Der steirische Schilcher! der Moselwein! Am Boden zu meinen Füßen liegen noch die Scherben des zerbrochenen Glases. „Anna,“ sage ich weich zu dem Mädchen, das kopfschüttelnd das Frühstück auf den Tisch gestellt hatte und sich eben entfernen will, „Anna, besorge mir — etwas Häringsalat — Häringsalat, sonst nichts!“ —

Ich hatte geträumt — ha, da liegt ein Blatt Papier, beschrieben von meiner

Hand mit zollhohen Buchstaben! Also war Lessing wirklich und wahrhaftig bei mir! Mich durchzuckt ein gelinder Schauder vom Wirbel bis zur Zehe und ich würde noch heute glauben — — da kam das Mädchen kichernd zurück und trug ein absonderlich Ding zwischen ihren Fingerspitzen, das ich anfänglich für eine Ratte hielt. Später sah ich, daß es eine Perücke war, die das schelmische Kind am Zöpfchen gefaßt hatte. „Wo fandest Du das?“ — „Im Vorzimmer.“

„Anna,“ so befahl ich nach einer kleinen Pause, „trage das Ding zum Hofschauspieler Fricke hinab — ich ließe mich schönstens empfehlen! Er könnte das Ding da brauchen — wenn er einmal Lessing spielte.“

Der Schwindel bei ehrlichen Leuten.

Neben der Corruption im Großen, die man endlich angefangen hat, scharf zu bekämpfen, gibt es eine Corruption im Kleinen, die in allen Volksschichten verbreitet ist und der auch nicht vergessen sein soll. Die Flugschriftenreihe „Gegen den Strom“ (Wien, Carl Graeser) brachte neulich eine überaus beachtenswerte Broschüre über „die Corruption im Kleinen“, aus welcher hier einige blitzartige Streiflichter auf unser gesellschaftliches Leben geleitet werden mögen.

Ein Blick auf unsere Zeit zeigt, welch ausgedehntes Terrain das weite Gewissen auf dem Rechtsgebiet erobert hat. Aus der Legion von Beispielen seien einige hervorgehoben.

Man frage einmal unsere Hausmeister, ob unter einem Dutzend Einer es für Diebstahl ansieht, wenn er bei passender Gelegenheit aus dem Keller der Miethparteien, ohne diese zu befragen, seinen Holz- und Kohlenvorrath ergänzt. Er würde eine derartige juristische Qualification seiner Handlungsweise als Ehrenbeleidigung auffassen.

Nicht minder entrüstet würde die überwiegende Mehrheit unserer Köchinnen sein, wenn Jemand das Institut der „Marktkreuzer“, auch „Körbelgeld“ genannt, als Betrug bezeichnen würde. „Ist es nicht mein Verdienst,“ docierte einmal eine der culinarischen Vertreterinnen einer höchst praktischen Philosophie, „wenn ich billiger und besser einzukaufen verstehe, als eine Andere? Muß ich nicht eine Gefahrprämie gegen das Vergessen beim „Aufschreiben“ haben? So einen kleinen „Nebenverdienst“ ausschlagen, das könnte Eine nur aus Ueberspanntheit thun.“

Sollte übrigens eine Köchin am Ende rigoroser sein, als viele sonst ganz ehrenhafte Angestellte und Bedienstete in Geschäftshäusern und Comptoirs, denen man vielleicht ruhig Tausende von Gulden anvertrauen könnte, die sich aber kein Gewissen daraus machen, gelegentlich kleine Bedürfnisse ihrer Person oder Familie aus dem Waarenvorrathe des Chefs zu decken, sein Schreibmaterial für ihre und der Familie Correspondenz zu verwenden, mit seinen Briefmarken ihre Briefe zu frankiren 2c.

Und welche Maximen herrschen unter manchen Handeltreibenden in Bezug auf die Crida? Man eröffnet ein Geschäft, geht's gut, ist es recht. Wenn nicht so schmeißt man um. Vetter Hinz und die Frau Gemahlin

haben bei Zeiten Forderungen gegen den Cridatar erworben; ist man vorsichtig, so legt man rechtzeitig etwas auf die Seite, natürlich dorthin, wo man es nicht leicht findet, und der Vetter Kunz schließt einen brillanten Ausgleich zu 10 oder 20 Procent. Die Gläubiger — manche unter ihnen denken: „Heute Dir morgen mir" — sind zu Tod froh.

Was schadet es dem Kunden, dociert der Fleischhauer Wurzel, wenn er statt 1 Kilo nur 95 Deka bekommt? Für ihn macht der Unterschied nichts aus, mich aber macht er reich. Und ob eine Semmel etwas größer oder kleiner ist, das hat doch keine Bedeutung. Satt essen kann man sich an einer Semmel nicht. Sind die „Borten" und der „Hansel" beim Bier nicht eine prächtige Erfindung? Ist es nicht glücklich von der Natur eingerichtet, daß Holz und Kohlen im nassen Zustande mehr wiegen als im trockenen?

Es gibt Aerzte, welche den Fehltritt einer Frau durch ein Verbrechen zu sühnen wissen, welche unter Uebertreibung der Gefahr, in welcher der Patient schwebt, ihre Besuche vervielfachen und aus dem gefälschten Beweise ihrer Heilungskunst klingenden Dank zu ziehen wissen.

Es gibt Beamte, die durch die Macht der Gewohnheit verlernen, in der Annahme eines Geschenkes in Amtssachen ein Delict zu erblicken, die den Parteien gegenüber in einer Weise vorgehen, welche diese zum Geschenke, zur Bestechung zwingt.

Es gibt öffentliche Lehrer, welche sich nicht scheuen, die Beurtheilung ihrer Schüler durch pecuniäre, statt durch sachliche Gründe beeinflussen zu lassen, und deren vernichtende Strenge sich nur durch den erstrebten Privatunterricht des Zöglings mildert.

Es gibt Schriftsteller, Gelehrte, Redacteure und Journalisten, welche gewerbsmäßig ihre Meinung wie eine Ware, auch zu sträflichen Zwecken verkaufen.

Wie viele sonst ehrliche Diener gibt es, die ihrem Herrn keinen Kreuzer entwenden würden; aber dessen Cigarren, ohne erst zu fragen, mitrauchen, das sehen sie für keinen Diebstahl an.

Wenn wir einem unserer guten Freunde ein Buch, insbesondere ein kostbares oder seltenes Werk leihen, so thun wir dies gewiß in der Voraussetzung, daß jener es uns wieder zurückgeben wird. Sehr häufig entlehnt jedoch unser Freund das Buch in der entgegengesetzten Absicht. Er betrachtet die Entlehnung als eine abgeleitete Art der Eigenthumserwerbung. Es gibt Leute, welche auf solche Art ihre Bibliothek wesentlich bereichert haben.

Es bereitet Vielen ein inniges Vergnügen, im Gasthause eine Cigarre ein Stück Brot, ein Glas Bier weniger beim Zahlen der Zeche anzugeben; diese Erscheinung findet sich mitunter bei Gästen, die recht splendid mit dem Trinkgeld umgehen.

Einen guten Freund im Spiele „betrügen", „bemokeln", „betakeln", „beschummeln" — der Wortreichthum deutet schon auf die Verbreitung — in seine Karten sehen, das eigene Versehen verstecken, ja selbst das Glück direct corrigieren, mit einem Worte, falsch spielen, kommt ungemein häufig vor.

Unsere Alpenbewohner sind wohl der redlichste Menschenschlag, den man sich denken kann. In ihren Dörfern hat der Fremde es kaum nöthig, seine Habe zu versperren und ruhig kann man bei offenen Thüren schlafen. Aber Wild auf fremdem Grund und Boden erlegen und als Beute mit nach Hause bringen, das verbietet dem bravsten Burschen nicht das Gewissen, davon hält ihn nicht der Richter, noch der Pfarrer zurück.

Auch davon nicht, wenn Bauern, wie dies so häufig geschieht, ein Stück

vom Nachbargrunde an den ihrigen anackern, oder wenn sie ihr Vieh unbefugt auf fremder Weide grasen lassen, u. dgl. mehr.

Als in Wien die Gallmayer und Geistinger auf dem Gipfel ihrer Beliebtheit standen, suchten zwei Volkssängerinnen von deren klangvollen Namen zu profitieren. Die Eine nannte sich Gnallmayer, die Andere dagegen Geistiger. Ein Wiener dürfte hier kaum aufgesessen sein. Einem „Fremden" konnte es aber leicht passieren, daß er in der Meinung, die berühmte Soubrette zu hören oder der gefeierten Operettensängerin zu lauschen, Vertreterinnen der Brettelmuse anhörte und dann weidlich über die erwähnten Künstlerinnen schimpfte, die diese Beeinträchtigung ihres Renommées ruhig erdulden mußten.

Der Papa, der mit seinem baumlangen Jungen auf der Eisenbahn fährt und ihn als Kind unter „10 Jahren" ausgibt, um ein halbes Billet von Wien nach Meidling zu ersparen, oder die Mama, die auf der Tramway das bereits französisch parlierende Töchterchen auf den Schoß nimmt, um es auf diese Art kostenlos zu transportieren, die merkwürdigen Verwandtschaften, die sich ergeben, wenn eine Eintrittskarte für Herrn N. sammt Familie lautet, 2c.

Ein Statistiker hat einmal den platonischen Versuch gemacht, die wirtschaftliche Schädlichkeit des Trinkgeldes an einem Rechenexempel zu demonstrieren.

„Hans ist in einem Handlungshaus angestellt, Staats- oder Privatbeamter und bezieht einen monatlichen Gehalt von 75 fl. Er hat es versucht, seine Lebensweise seinem Einkommen anzupassen. Die einzelnen Posten seines Budgets waren genau festgestellt; so und so viel für den Lebensunterhalt, so und so viel für Kleidung, u. s. w. Niemals gestattete sich Hans eine Extravaganz, niemals eine Ueberschreitung der Linie, die ihm von der Nothwendigkeit gezogen wurde. Um so größer war nun freilich seine Ueberraschung, als er sich am Schluß eines jeden Monats einem Deficit gegenüber sah, dessen Entstehen er sich durchaus nicht erklären konnte, und das am Ende des Jahres eine stattliche Summe ergab.

Er rechnet und rechnet — nirgends ein Fehler. Woher die Mehrausgabe? Wer lebt auf seine Kosten? Ist er das Opfer eines pedantischen Diebes, der ihm jeden Monat eine bestimmte Summe entwendet? — da plötzlich überkommt es ihn wie eine Erleuchtung. Das Räthsel ist gelöst; er hat einfach vergessen, die Trinkgelder in sein Budget aufzunehmen. Und nun rechnet er wieder und macht die Probe.

Hans speist in einem Gasthaus dritten Ranges und gibt Mittags und Abends — wenig genug, je zwei Kreuzer Trinkgeld; man behandelt ihn auch nicht gerade sehr respectvoll, ebensowenig wie in seinem Kaffeehause, in welchem er täglich dieselbe Summe vertheilt: macht monatlich: zwei Gulden vierzig Kreuzer.

Hans ist sehr solid; nur an Sonn- und Feiertagen gönnt er sich den Luxus, ein Theater zu besuchen, in welchem er einen der letzten Plätze nimmt. So sehr er auch nach Hause eilt, kommt er doch immer erst nach 10 Uhr und muß daher dem Hausbesorger einen Obolus von zehn Kreuzern entrichten: macht monatlich fünfzig Kreuzer.

Hans ist nicht eitel, und sein Bartwuchs ist nicht allzu stark; nur zweimal in der Woche überantwortet er seinen Kopf den Händen des Friseurs, nur zweimal im Monat besucht er ein Bad, und ein Douceur von je fünf Kreuzern ist das Aeußerste, wozu er sich aufrafft: macht monatlich sechzig Kreuzer. Alle diese Ausgaben, welche in jedem Monat vorkommen, ergeben für das Jahr eine Summe von zweiundvierzig Gulden. — Einigemale im Jahr ist Hans bei seinem Chef

geladen, hie und da zieht man ihn einem Hochzeits- oder Taufschmaus, einem Namensfest bei, auch Weihnachten und Sylvester verbringt er in Gesellschaft. Hans ist keine noble Natur und glaubt mit einem Trinkgeld von je fünfzig Kreuzern bei diesen Anlässen bereits Bedeutendes geleistet zu haben; macht, die zweifache Sperrtaxe mit eingerechnet, jährlich ungefähr fünfzehn Gulden.

Dann kommt Neujahr. Wie freundlich, wie zuvorkommend ist alle Welt auf einmal gegen Hans! Der Hausbesorger stammelt schüchtern einen Glückwunsch, der mit einem Gulden wahrlich nicht zu theuer bezahlt ist; ein freundliches Lächeln des Stubenmädchens ist auch nicht billiger zu haben; der Marqueur beschenkt unsern Hans mit einem Notizkalender — was bleibt Hans übrig, als sich zu revanchieren? — der Friseur hat einen Teller aufgestellt, auf dem einige als Lockmittel ausgelegte Silbergulden eine stumme und doch beredte Sprache führen; der Amts- und Bureaudiener, dessen Gehalt mit Nebenbezügen dem Einkommen unseres Hans mindestens gleichkommt, hält so treuherzig die Hand hin, das man seine Erwartung unmöglich täuschen kann; die Briefträger treffen eine so weise Eintheilung, daß es Hans möglich ist, einem jeden für seine Glückwünsche zu danken, kurz — von zehn Gulden bleibt unserem Hans wohl nicht allzuviel übrig.

Nehmen wir noch dazu, daß Hans im Laufe des Jahres bei den Sendungen seiner Lieferanten die Bekanntschaft zahlreicher Lehrjungen macht, die eine ausgesprochene Vorliebe für Zehnkreuzerstücke haben; daß bei dem kleinen Ferienausflug, den Hans sich gönnt, ihm auf Schritt und Tritt Gelegenheit geboten wird, sich freigebig zu zeigen, und rechnen wir noch eine bestimmte Summe für jene vielen unvorhergesehenen Fälle, welche von Zeit zu Zeit an seine Großmuth appellieren, und bewerten wir all das zusammen auf acht Gulden.

Wie man sieht, ist Hans durchaus kein Verschwender, durchaus nicht bestrebt, in den Ruf eines freigebigen Menschen zu gelangen; im Gegentheil, er fügt sich nur widerwillig einem Zwang und begnügt sich überall mit dem Minimum, und doch gibt er jährlich für Trinkgelder eine Summe aus, welche einem vollen Monatsgehalt gleichkommt.

Er muß einen ganzen Monat angestrengt arbeiten, um Leute zu erhalten oder deren Existenz zu verbessern, die ihm persönlich keine Dienste leisten, die für ihre Arbeit bezahlt werden, die keinerlei Verpflichtungen nach außen haben, die weder Capital, noch Mühe, noch Studium auf ihre Ausbildung verwendet haben.

Hans ist leider beschränkt und findet dies ungerecht, aber er kann dem Uebelstand nicht abhelfen. Um auch ferner seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, und um das Gleichgewicht in seinem Budget herzustellen, wird er sich selbst irgend eines Vergnügens berauben, seine kargen Genüsse noch vermindern.

Immerhin. Dafür erlebt er die Freude, den Marqueur, der täglich in freundlichster Weise seine armseligen vier Kreuzer nimmt, im Fiaker an sich vorüberfahren zu sehen; dafür wird ihm die tröstliche Gewißheit, daß der Hausbesorger mit seiner Familie sich die Primeurs der Saison vergönnen kann; daß der Friseurgehilfe von einem bequemen Sitzplatz der Vorstellung folgen kann, die Hans selbst stehend mitansieht; daß es dem Dienstmädchen möglich ist, die neueste Mode mitzumachen und den Hunger eines schmucken Soldaten zu stillen."

Das vorstehende Rechenexempel zeigt, wie schädlich in wirtschaftlicher Hinsicht das Trinkgeld unter Umständen auf den Geber wirkt. Weit schädlicher und gefährlicher aber, als in wirtschaftlicher Hinsicht durch

die systematische Aussaugung der Spender von unten, wirkt das Trinkgeld in moralischer und rechtlicher Beziehung auf die Empfänger. Wie muß sich der Charakter eines Menschen gestalten, der sein Einkommen vorzüglich aus einer Art von Bettel zieht, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Erhaschung von Geschenken gerichtet ist! Muß sein Ehrgefühl nicht ertödtet, sein Egoismus auf das höchste aufgestachelt werden? Kann sich echter Mannesstolz und Würde bei dem behaupten, für den Heuchelei, Kriecherei und Wohldienerei die Mittel zur Fristung seiner Existenz sind? Soll man dort Widerstand gegen Corruption erhoffen, wo sie aus Indolenz oder falsch verstandener Noblesse in einem Heere von Schmarotzerexistenzen künstlich gezüchtet wird? Das Trinkgeld in verschiedenartigster Gestalt und Verkleidung, in seiner weitreichenden tief- und hochgehenden Verbreitung ist der Dünger, aus dem die Saat der usuellen Gewissenserweiterungen und des Schwindels ihre kräftigste Nahrung zieht.

Das heilige Bildnis.

Wie kurz die Lebenszeit und wie lang eine Nacht für den Kranken, der nicht schlafen kann! Und wie furchtbar das, was ich einst erfahren habe!

Erschöpft und schlaflos lag ich da und zählte die Stunden, und zählte das Tiktak der Uhr — die Pulsschläge der Zeit. Nach einer kleinen Ewigkeit, in der sich physische Schmerzen und beängstigende Träume fortwährend durch meine Seele geflochten hatten, war es drei Uhr. Dann die zweite Ewigkeit. Gottlob, nun wird es bald tagen. Die Gaslaterne draußen, welche die ganze Nacht über ihre ruhige Fenstertafel auf meine Zimmerdecke gelegt hatte, wurde ausgelöscht. Auf den Gassen rollten schon die Wagen, der Zeisig im Bauer begann die Schläfrigkeit von seinen Fittichen zu schütteln, aber der blasse Dämmerschein an der Wand wollte sich noch nicht einstellen. Es mußte schwerer Nebel liegen über der Stadt. Es schlug sieben Uhr, es gieng gegen acht Uhr. — Was ist denn das? Noch immer finstere Nacht! Plötzlich kommt mir ein gräßlicher Gedanke, ich springe aus dem Bett, ich streiche ein Reibholz, hell auf zuckt das Flämmchen. Ich athme auf, erblindet bin ich nicht. Ich gehe zur Uhr, der Zeiger rückt auf Neun und es schlägt dieselbe Stunde. Ich eile an's Fenster, draußen ist ein seltsames Lärmen, Handlaternen zucken hin und her und am Himmel bleibt es finster. Ich schlage den Kalender auf, keine Sonnenfinsternis steht drin. Durch die Thürfuge wird wie gewöhnlich das Morgenblatt hereingesteckt — politisches Gezänke, vermischte Nachrichten, geschäftliche Ankündigungen, marktschreierische Unterhaltungsanzeigen für diesen Tag die Menge. Es bleibt finster. Ich fasse mich an den Gliedern, rüttle mich, um aus dem beängstigenden Traum zu kommen, aber ich wache ja, sehe von der Lampe beleuchtet alle Gegenstände meines Zimmers klar und bestimmt. Sehe an der Wand die Bildnisse der lieben Menschen, die auf dem Kirchhofe schlafen, sehe und höre meinen kreischenden Vogel, der unruhig

flattert und mit angsterfüllten Augen auf mich herschaut. Meine Stirne ist nicht heiß, mein Puls geht kaum stärker als gewöhnlich, fünfundsiebzig Schläge in der Minute. Der Zeiger steht auf halb Zehn, im Zimmer Nacht, draußen Nacht. Heute bleibt die Sonne aus, oder ich bin wahnsinnig geworden.

Ich eile nun aus dem Hause. Auf der Gasse verwirrte Menschen, sie schreien, stöhnen oder huschen still dahin und prallen aneinander. Man ruft, die Straßenlaternen sollen wieder angezündet werden. Welch ein Verlangen! sie brennen nicht einmal in Vollmondnächten, wie erst mitten im Tage! Die Uhren schlagen die eilfte Stunde, am Himmel keine Wolke, es funkeln die Sterne, aber mancher Himmelskundige will bemerken, daß es fremde Sterne seien, oder aus ihren Geleisen gesprungen. Da werden auch schon Rufe laut: Die Welt ist entgleist! Schreckliche Rufe der Verzweiflung, aber noch schrecklicher die der Gotteslästerung, des Aufruhrs, der wilden Gier und Freude an der neu einbrechenden Gesetzlosigkeit.

Ich eile zu einem bekannten Doctor für Nervenleidende, um ihn zu bitten, daß er mich in eine Heilanstalt für Geisteskranke bringen möge. Er ist umringt von Vielen, die ähnliches Begehr haben, er hält mit beiden Händen seinen Kopf und sagt: „Liebe Leute! Auch ich bin wahnsinnig geworden, oder es ist das Weltende da!“

„Wenn es bloß das wäre!“ versetzte Einer, „aber ich fürchte, die Welt ist nur verrückt, wir haben die nordische Nacht, die vielleicht ein halbes Jahr dauert, oder ein ganzes, oder immer, wir verhungern und erstarren eines langsamen Todes. Nicht das Sterben fürchte ich, sondern das, was wir früher noch erleben werden.“

Ich gehe zu einem Astronomen. Mit Noth taste ich mich die finsteren Treppen empor in seine Stube. Da sitzt er bei der Ampel und rechnet. Simulirt und rechnet, schüttelt den Kopf, rechnet dann gelassen weiter. Plötzlich beleben sich seine Züge. „Es stimmt,“ murmelt er.

Ich bitte ihn um wissenschaftliche Erklärung des unerhörten Naturzustandes.

„Wie aus diesen Ziffern ersichtlich,“ sagt der Gelehrte, „tritt das Ereignis in regelmäßigen Zwischenräumen von 19673·4099 Sonnenjahren ein. Muß aber bemerken, daß der Decimalbruch, um mich populär auszudrücken, ein unendlicher ist, daher bei Berechnung der Rotirung unseres Planeten während seines Laufes auf der elliptischen Bahn genauer als auf das Fünftel einer Secunde nicht wohl bestimmt werden kann. Dasselbe Verhältnis — um mich populär auszudrücken — auch im Raummaße. Theilt man nämlich die Planeten in Bezug auf die Entfernung von der Sonne in Theile wie 4 : 13, bei Anderen in 197 : 9801 u. s. w. ein, so —“

Da sehe ich: Auch hier ist es finster. Als ich wieder auf die Gasse komme, ist das Menschengewoge ein noch wilderes, als vorhin. Viele Leute haben — wie man bei den jetzt angezündeten Laternen sieht — fahle Gesichter und eisgraue Haare. Andere sind ausgelassen und treiben es wie besessen. Schon ist ein neuer Industriezweig da, ein Mann schreit in cynischer Weise seine neuerfundenen Patent-Lampions aus, die man auf den Hut stecken kann. Ueberall auf Straßen und Plätzen transparente Vergnügungsanzeigen. Manchem ist das zu wenig, sie sind auf Zinnen und Thürme gestiegen, um auszublicken nach einer Morgenröthe. Ein lauer Wind trägt vom Parke her die Blüten der rothen Quitte und des Apfelbaumes und — wie unheimlich zu solcher Tagesstunde! — in einem Busche schlägt die Nachtigall.

Am heimlichsten ist's noch in den Weinkellern, Bierhallen, Theatern und in sonstigen Räumen, die man nur

bei künstlichem Lichte zu betreten gewohnt ist. Aber der Wahnsinn feiert hier überall sein Gelage und den Balletänzerinnen wird zugejubelt, als wären es kreisende Sonnen.

Ich will mir Zerstreuung und Trost in der Kunst suchen. Ich höre wohl die nervendurchwühlenden Töne der Oper, aber immer muß ich denken: Es ist finster. Ich sehe wohl die Skulpturen der Hellenen, aber ich weiß, die Sonne hat uns verlassen und mir ist ach und weh zum Sterben. Ich irre auf öden Straßen und in Wildnissen um. Zwischen schaurigen Bergeswuchten steht ein Kirchlein und still leuchten darüber die Sterne des Himmels. Ich trete ein und sehe, von zwei Kerzen milde beleuchtet, ein wundervolles Bildnis. Es ist die Mutter mit dem Kinde. Maria mit dem kleinen Heiland. Ich schaue in das milde, reine, himmlische Angesicht, da ist mir, als gehe sachte, sachte die Morgenröthe auf. Hinsinke ich vor das Bildnis, Hoffnung und Vertrauen erwacht. Eine Frau sitzt im himmlischen Rath, da können wir nicht verloren sein. Ein heftiges Weinen überwältigt mich, da fühle ich auf meiner Stirne eine sanfte Hand. Die Augen schlage ich auf, es ist lichter freundlicher Tag und an meinem Bette steht die geliebte, treue Lebensgefährtin und frägt mich liebreich, was mich im Traume denn so sehr bewegt habe?

„Anna," sage ich, so lange ich lebe, soll das Bildnis, welches dort an der Wand hängt, mit Immergrün und Rosen bekränzt werden.

Ich habe diese Muttergottes eben im Traume gesehen. Sie hat mich erlöst aus Grauen und Bangnis. Lege Deine Hand an meine Brust, nicht wahr, wie wild es noch tobt, da drinnen! Nichts ist denkbar, das so schrecklich wäre, wie Finsternis. Die Himmlische hat mich getröstet, Du hast mich aufgeweckt. In diesem lieblichen Bildnis will ich die Himmlische und die Irdische verehren. Dieser heiligen Maria mit dem Kinde will ich die Lieder weihen, die ich edlen Frauen singe; dieser göttlichen Königin will ich die Kränze opfern, die ich Dir, mein geliebtes Weib, flechte. Welch' gräßliche Nacht auf Erden, wenn nicht Frauenaugen leuchteten! welch' ein dunkles Leben müßte ich vertrauern, wenn Du nicht wärest!

Das Licht des Glaubens ist die Frau im Himmel, das Licht des Lebens die Frau auf Erden."

R.

Von Mon, der koan Prozeß hobn will.

Aus dem Platten des Fritz Reuter in's Steirische übertragen.

Z Kamberg ban Bochwirt dazähln sih
Die Gäst gern a Raubagschicht.
Und scheltn dabei gonz vadeifelt — af wos? —
Afs kaiserli Londesgericht.

Der Oani dazählt an endslongi Wurst,
A Gschicht vor grauen Johrn,
Der Onderi dazählt von Patrimonal-
Und Schwurgerichts-Verfohrn.

„A Stodtgericht," sogg Numero Drei,
„Däs sul da Teifel holn!"
Da Vierti schreit: „Bezirksgericht,
Däs kon ma wern gleih gstuhln!"

Und oll zsom stimens ein:
„'s Schlimst suln die Advocatn sein!
Wan Oan so die Advocatn dronkriagn,
Wia do die Tholer aus n Säckl fliagn!
Wan s kuntn, wos s oan thatn!"
— Die ormen Advocatn!

Drauf drängg an olta Militär
Sih durchn Haufn brumelnd her:
„Wos Se da sogn, meine Her'n,
Das glaub ich gern!
Denn ich hob gonz wos onders noh erfohren
Das wor vor circa sieben Johren.
Wor dozumolen noh Major. —
Do nimm ich mir denn ernstlich vor,
Daß meine Kinder auh wos lernen müssen.
Avaschmang ist nit mehr, wie S' wissen,
Beruht nit mehr auf Heldnthaten.
Ich nim mir also einen Candidaten.
Acht Tage long auch sehr zufrieden;
Den Sunlog drauf ein kleines Descheneh,
Wo ich, wie gewöhnlich meini Freinde seh.
Der Candidat auch hinbeschieden.
Gonz nett, gonz sauber, gonz ala Bonehr.
Ein schwarzer Frack, auch weissi Weste.
Kurzum gsogg, ich freu mich sehr!
Man spricht so Manches hin und her,
Do mischt der Mensch sich in die Gäste
Und redet mit,
Red't leibhoft mit,
As wär er uns gonz ebenbürtig! —
Das paßte mir natirlih nicht!
Ich schau ihm also grade ins Gesicht.
Er macht sich nix und bleibt beim Wort.
Ich leg mein Messer und mei Gobel fort,
Und richt' mich etwas in die Heh,
Und seh ihn sehr bedeutend on —
Und, meini Herrn, wann ich so seh,
Wie ich zuweilen sehen kon,
Dann — äh — äh — äh — dann — äh — äh,
Don bleibt mir Jeder aus der Näh!
Doch er, er kehrt sich gor nit dron,
Fohrt frech in dem Erzählen fort.
Na, hier wor freili nit der Ort,
Gehörig Büldung ihm zu lernen.
Ich werd ihn nochmol schorf onsehen,
Und fong dann on, hinauszugehen,
Und werde mich sogleich entfernen,
Und — denken Se! — er bleibb gonz froh und heiter!
Spricht nicht allein — nein, ißt auch weiter!"

„Ei ei," sogg Oana, „Herr von Buag,
Den hobn Se noh nit ongschaut gnuag!
„Na na," sogg drauf da zweiti Mon:
„Den hobns nit gugg noh schorf gnuag on!"

„Na, meini Herrn, ich sag es ja,
Daß ich nach ihm ganz höllisch sah.
So sah ich auf den Menschen nieder!"

„Is s migla!" sogg hiaz ah da Dritt,
„Daß er däs ausholt't? — Ih scha nit.
Und der vadomti Kerl ißt weiter?"

„Na, ich natirlich setze mich nun hin,
Und tschentelmentil, wie ich bin,
Thu standepede einen Brief ihm schreiben:
Das könnt natirlich nicht so bleiben,
Mir thäten nit zusammenpassen,
Und der Candidat soll gleich mein Haus verlassen.
Dos thut er auch, verloßt mein Haus;
Und ich denk' mir, die Sach ist lange aus.
Do kumt ein Brief so mit der Post
Von einem Kerl von Advocaten,
Worin er für den Candidaten
Verlangt an Lohn, an Wohnung und an Kost
Und sunstigen Alimentazionen —
Wia viel? — Nau, rothen Sie! — Zwei-hundert!
Ich bin natirlich sehr verwundert
Und schreib ihm, er möchte mich verschonen,
Die Sache wär jo längst vabei,
Und ich wär gar nicht fürs Processen! —
Drauf denk ich mir, s ist Alles in der Reih',
Die Sach' ist aus der Welt. Jetzt krieg ich unterdessen
Ein Schreiben der Justizkanzlei,

Ein' großen Brief. Das find ich merkwürdi.
Ich brich ihn auf — und les' — verwunder mih,
Denn, denken Sie, nun fordert das Gericht,
Mich in der Candidateng'schicht'
Vor der Kanzlei zu offenbaren!"

„As wan Se," sogg der Erst, „a Schuasta warn!"
„Na, däs wird imma netta!" sogg da Zweit'.
„Jo, dos sein Gschichtn!" moant da Dritt,
„Daß d Herrn nix Gscheiters z mochn hobn,
Wia do in oltn Fetzner umagrobn,
Va wegn a so an Candidatn!
Ah Jeß — de Herrn! De Advocatn!"

„Nun, ich," sogg Herr von Buag, „ich setz mih nieder —
Der Kanzlei-Director ist mein Freund,
Und schreib ihm horrklein Alles wieder,
So wär' es nicht gemeint.
Erzähl ihm die Geschichte noch einmol,
Wie ich den Menschen dreimol ongeguckt,
Wie er dabei sich nicht gemuckt,
Und wie die Sache längst begraben;
Und an Prozeß wollt' ich durchaus nicht haben. —
Jetzt, natirlich, denk' ich, ists vorbei;
Ich hatt' mich deutlich ausgesprochen;
Do, denken Sie, erholt' ich nach vier Wochen
Ein zweites Schreiben von der Kanzelei:
Ich hätt' schon eine Frist versessen,
Bei Androhung von weiterem Schaden
Werd' ich darin zum zweitenmol geladen.
Und ich, ich wollt' ja nicht processen!"

„Wan Oana," sogg der Ersti, „scha nit will!"
„Mit Gwolt so an Prozeß! Na däs is z viel,"
Moant drauf da Zweit. „Däs is gemein!"
Sogg ah da Dritt, „na, liaba Herr,
Wan ih wos dreinzredn hät, ba meiner Ehr!"
„Mir ist die Sach' notirlich nicht egal,
Ich setz' mich hin und schreibe nocheinmal:
Mein erster Brief wär' wohl verloren,
Man sult' mich lossen ungeschoren,
Ich hätte nichts nicht mit dem Candidaten,
Auch nichts nicht mit die Advocaten,
Die Advocaten wären Raben,
Und an Proceß wult' ich durchaus nit haben."

„Recht," moant der Erst, „do hobns eahms tüchti gsogg!"
„Und is a Rua gewen?" drauf da Zweiti frogg.
„An Unsinn so wos!" schreit da Dritti.

„Na, denk' ich, nun ist es abgemacht,"
Sogg Herr von Buag; „da, nach acht Wochen,
Als ich schon lang an nichts gedocht,
Do kummt ein dicker Brief zu mir;
Kummt mir gleich nicht richtig für,
Und als das Siegel ist erbrochen,
Da les' ich Euch, ich bin verurtheilt,
Die gonzi Summe und die Kosten,
Zusammen ein recht netter Posten,
Den ich sogleich bezahlen sollte!
Proceß verloren, den ich gar nicht wollte!
Ich guck den Brief wohl dreimal on —
Se wissen, wie ich gucken konn!
Die Sache war ja längst begraben,
Und ein' Proceß wullt' ich ja gar nicht haben!
Und nun, trotzdem ihn doch verloren! —
Das nennt man ein Gerichtsverfohren!"

Kleine Laube.

Vor dem Bilde.

Prolog

zur Festvorstellung anläßlich der Enthüllung des Wickenburg-Denkmales in Gleichenberg am 22. Mai 1887, vorgetragen im Theater des Curortes*)

verfaßt von **Anton Schlossar.**

Die Quellennymphe tritt auf und spricht:

Seid Alle froh begrüßt im stillen Thale,
Wo edlen Heilgewässers Gabe quillt,
Genesung winkt aus meiner vollen Schale,
Auf daß die Brust zu neuem Leben schwillt,
Und die Ihr wandelt hier im Sonnenstrahle
Und die Ihr athmet diese Lüfte mild,
Zum schönen Tag, der heute uns entglommen,
Ruf' ich den Gruß Euch zu und froh Willkommen!

Kaum ist ein halb Jahrhundert noch entflogen,
Da lag verödet rings hier Strauch und Baum,
Durch wilden Sumpf nur stille Bächlein zogen,
Kaum eine Blume nickt an deren Saum,
Dort in der Ferne mochten Felder wogen,
Das Thal hier lag wie ein verlorner Traum,
Es strich darüber nur von schwülen Lüften,
Die mengten sich mit feuchten Mooresdüften.

Da kam der Mann, deß Bild jetzt aus der Fülle
Der duft'gen Rosen und Violen blinkt,
Er hatte rasch erkannt die schlechte Hülle
Des Bodens, draus der Heilung Segen winkt
Im edlen Trank und in des Thales Stille
Der morschen Bäume Zahl zu Boden sinkt,
Bald dufteten die Trauben der Syringen,
Um deren Stamm sich andere Blüten schlingen.

All' diese Au'n und diese Blütenbäume
Erstanden auf den Wink nur jener Hand,
Sie schuf, daß der Genesung Quelle schäume,
Sie machte rings zum Paradies das Land,
Und immer prächt'ger wurden diese Räume,
Wo der Gesundheit stolzer Tempel stand,
Bei dem sich Viele aus den fernsten Landen,
Die Heilung suchten, hoffnungsfreudig fanden.

Und mehr noch hat die Thatkraft uns errungen
Des Edlen, dessen Bild hier leuchtend steht,
Was seinem Walten hier im Land gelungen,
Viel reicher Segen ward dafür erfleht,
Ihn preisen tausend Herzen, tausend Zungen,
Sein Name bleibt in Steier unverweht,
Als dessen erster Lenker er vor Zeiten
Das Schiff ließ sicher durch die Wogen gleiten.

Die Thränen, die auf seine Gruft gefallen,
In deren Nacht man drüben ihn gesenkt,
Darob er selber schuf des Tempels Hallen,
Sie weihte ihm das Volk, das er gelenkt,
Kein Steiermärker soll vorüberwallen,
Vergessen Keiner, was er uns geschenkt,
Was er dem Land, was er dem Reich geboten,
Wir zählen stolz ihn zu den besten Todten. —

Doch galt dem Quellenthal sein tiefstes Lieben,
Drum denken wir nur dessen, was im Gau
Von seinem Schaffen hier uns ist geblieben,

*) Math. Constantin Wickenburg, durch eine Reihe von Jahren (bis 1849) Gouverneur der Steiermark, später Minister, † 1880. Er ist der Begründer des Curortes Gleichenberg, woselbst er auch eine Kapelle erbaut hat, in deren Gruft er begraben ist. Die Enthüllung des schönen Monumentes an dem oben genannten Tage gab Veranlassung zu großartigen Festlichkeiten in Gleichenberg, an denen sich die hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes betheiligten.

Es weist dies herrlich mancher stolze Bau,
Auf jeder Blume steht es eingeschrieben,
Die aufstrebt zu des milden Himmels Blau,
Er bot den Becher dar, aus dem wir trinken,
Die Perlen, die im Glase Heilung winken.

(Der rückwärtige Vorhang hebt sich, man erblickt die Büste des Grafen Wickenburg, umgeben von den Vertretern verschiedener Nationen, die zu derselben emporblicken.)

Herbei, Ihr Völker, Kinder aller Zonen,
Quält Euch das Leiden, seid Ihr matt und krank,
Weilt hier im Thal, es wird sich reichlich lohnen,
Schöpft guten Muthes diesen klaren Trank,
Ihm aber, Ihr aus allen Nationen,
Zollt Euren besten, Euren wärmsten Dank,
Ihm, dessen Edelsinn dies Heim gegründet,
Das seinen Ruhm längst durch die Welt verkündet.

Ja, dankbar blicken heut wir auf das Ganze
Und dankbar sei dies theure Haupt geschmückt
In Eurem Namen mit dem grünen Kranze,
Den weihevoll Erinnern ihm gepflückt,
Der Marmor drüben mahn' im Sonnenglanze
An den, der uns mit solchem Werk beglückt,
Der Segen, den hier alle Welt gefunden,
Graf Wickenburg bleibt stets mit ihm verbunden!

Frischen fröhlichen Krieg?

(Eine Zuschrift.)

Lieber Heimgärtner!

Neulich haben wir etwas in einer Zeitung gelesen, das hat uns gar nicht gefallen. Es ist — mit Respect zu sagen — sternblitzsonnenklar erlogen. „Selbst den unteren breiten Volksmassen," heißt es dort, „wird der gegenwärtige Zustand zu arg, sie sind eines faulens Friedens satt und wünschen den frischen fröhlichen Krieg."

Wer der Mensch ist, der so etwas schreibt, das wissen wir nicht, denn so ein Zeitungsschreiber druckt seinen Namen nie dazu, damit man ihn nicht beim Schopf nehmen kann und damit es aussieht, als wäre das Ding nicht der Ausdruck eines Einzelnen, sondern die öffentliche Meinung. Wer aber unter den „unteren breiten Volksmassen" gemeint ist, das wissen wir, nämlich der Bauern- und Kleingewerbestand, der deshalb so tief unten ist, weil er von jeher unterdrückt worden, und der deshalb so breit ist, weil er eigentlich die Grundfeste für den ganzen Staat sein muß.

Wir also — die unteren breiten Volksmassen — haben uns um solche Zeitungssachen niemals gekümmert, und ist uns schier immer alles eins, was die Herren schreiben, nur daß es manchmal was zu lachen gibt. Weil wir jedoch wissen, daß Andere sind, die in der Zeitung gerade ihr Evangelium sehen, haben wir uns Etliche zusammengethan und gesagt: So eine Lug', als ob wir Bauern Krieg haben möchten, müssen wir doch einmal auf die Wand nageln.

Seit die Welt steht, hat der Bauer noch keinen Krieg haben wollen. Haben wir Sonntags einmal gerauft im Wirtshaus, nu, so ists gewesen, weil wir einen Rausch gehabt haben; am Montag sind wir wieder nüchtern gewesen, und fleißig an die Arbeit gegangen. Sind Räuber ins Haus gebrochen oder sind uns endlich die hohen Herren zu arg geworden, wenn sie uns haben wollen die Haut abziehen, so haben wir auch einmal zugeschlagen, haben Hausrecht geübt und sind nachher wieder an die Arbeit gegangen.

Einen „faulen" Frieden kennt der Bauersmann nicht, von einem „faulen" Frieden kann nur der Müssiggänger sprechen, der nicht arbeiten will und vor lauter Langweile stinkend wird. Solche Leute werden zur Friedenszeit Lumpen und Nichtlinge und wollen den Krieg, damit sie auch was leisten können, nämlich dreinschlagen — sonst haben sie ja nichts gelernt. Solche mögen sich im Krieg manchmal auch was ergattern. Für den Bauer ist jeder Krieg, auch der siegreichste, ein Unglück. Wir wollen keinen Krieg, der Bauernstand ist hart genug, um unsere Kraft, unseren Muth zu üben, uns macht der Frieden nicht faul und nicht schlecht — wir arbeiten.

Und das soll man sich auch merken: Nicht allein der deutsche Bauer denkt so, sondern gewiß auch der russische und der

türkische und der französische. Der Bauer ist überall Bauer, er hat seinen Grund und Boden und braucht den Frieden dazu — den frischen fröhlichen Frieden.

Immer liest man von der Kriegslust des französischen Volkes. Von diesem „Volk" muß man aber abziehen den Bauer und Gewerbsmann, den Geschäftsmann, den Schulmann, Gelehrten, Priester und Künstler, all die Weiber und Kinder, alle Männer, welche erwachsene Söhne haben; was dann noch übrig bleibt vom französischen „Volk," das vielleicht will den Krieg, und macht ihn auch. Dieser kleine Ueberrest würde ihn schwerlich machen können, wenn das Volk laut seinen Willen sagen wollte. Wenn nur Niemand hetzt, dann ists nicht so gefährlich mit dem Angefallenwerden; wenn nur Niemand hetzt, das Thier im Menschen ist nicht so schlimm, als man vorgibt; wenn nur Niemand hetzt, die Völker wollen Ruhe haben und die Feindseligkeiten kosten ihnen zu viel. Das Volk der Arbeit will keinen Krieg, nicht hüben und nicht drüben, und das ist unsere feste Meinung.

Wir lassen es gelten, für gewisse verlotterte Kreise und tolle Verfahrenheiten mag manchmal der Krieg wohlthätig sein. Es gibt Körper, denen mitunter ein Aderlaß noth thut, die den Krieg brauchen, um den Frieden schätzen zu lernen, die gezüchtigt werden müssen, damit sie brav werden. Bei uns Bauern ist das nicht. Wir müssen einrücken, wenn wir gerufen werden, wir werden tapfer sein, wenn wirklich unser Heimatland, unser Herrscherhaus, unser Glauben in Gefahr ist — aber wünschen werden wir den Krieg nicht und niemals, wir hassen ihn, wir fürchten ihn — Gott im Himmel bewahre uns vor dem Krieg!

Sollen wir uns erst erinnern, wie es in der Bauernschaft zu Kriegszeiten aussieht? Der Boden brach, oder die Frucht verdirbt auf dem Feld. Kein Mann da, lauter Weiber, Kinder, Greise, Krüppel. Raubhorden, Hunger, Seuchen, Zerfahrenheit, Zuchtlosigkeit, Elend allerart. Dazu der Rest von Hab und Gut noch fortgenommen; was der Feind nicht nimmt, braucht das Vaterland. Alle Wohlhabenheit und Sitte, alle Frucht der Bravheit, des Fleißes von langen Jahren zerstört. „Gottesgeißel" sagt der Mensch und flicht sie selber und peitscht sich selber wie ein Wahnsinniger.

Das ist der „frische fröhliche Krieg." Und erst wer ein Schlachtfeld gesehen hat! Ich habe es gesehen, es ist nicht möglich, dem, der es nicht gesehen hat, eine Vorstellung zu geben von dem unerhört Gräßlichen, das auf dem Schlachtfeld ist. Gott ist auf dem Schlachtfeld noch barmherzig, er läßt die Menschen stumpfsinnig werden, sonst könnten sie den Jammer, die Schrecken nicht ertragen. — Unsere Söhne, die wir mit Liebe umgeben haben in ihrer unschuldigen Kindheit und frohen Jugend, denen wir die Gebote der Gerechtigkeit und Nächstenliebe ins Herz geprägt haben, die wir zu Gesittung und Glück erzogen haben — dort liegen sie ächzend, wimmernd nach Vater und Mutter, nach Geschwistern und Heimat gräßlich verstümmelt in der Lache ihres eigenen Blutes, oder hingemordet, das gebrochene Auge noch gegen Himmel starrend nach dem rächenden Gott. Wen trifft der Fluch? Den Mann, der die Kugel hergeschossen hat? Nein, Jene, die den Krieg gemacht haben.

Merkt es Euch, ihr Herren Weltlenker und Zeitungsschreiber, wir — die unteren breiten Volksmassen — wollen den frischen fröhlichen Krieg nicht. Unser Patriotismus ist die Arbeit.

Lieber Heimgärtner! Wenn Sie das in Ihre Schrift drucken wollen, so können Sie davon überzeugt sein, daß Sie damit die Meinung und den Willen des Volkes aussprechen.

In brüderlicher Gesinnung

ein Landmann.

Was Kriege kosten.

Es gibt, mein lieber Landmann, wohl auch Zeitungen, die n i c h t für den Krieg sind. Durch solche Blätter geht — nach den Aufzeichnungen des berühmten Statistikers Dr. Engel gemacht — eine

interessante Notiz darüber, was die Kriege der letzten 30 Jahre (mit Ausschluß des serbisch-bulgarischen, des Tonking- und Birmakrieges in den letzten Jahren) an Menschenleben verschlungen und an Geldopfern gefordert haben.

	Menschenopfer	Geldopfer in Mill. Mk.
Krimkrieg	750000	7960
Italienischer Krieg von 1859	45000	1200
Dänischer Krieg von 1864	3000	140
Amerikanische Bürgerkriege:		
a) Nordstaaten	280000	18800
b) Südstaaten	520000	9200
Deutscher Krieg von 1866	45000	1320
Expedition nach Mexiko, Cochinchina, Marokko, Paraguay	65000	800
Deutsch-Französischer Krieg:		
a) Frankreich	155000	12000
b) Deutschland	60000	—
Bulgarisch-serbischer Aufstand	25000	700
Russisch-türkischer Krieg	250000	4500
Capkriege	30000	35
Afghanischer Krieg	25000	53·4
Summe	2253000	56708·4

Jede Bemerkung ist überflüssig. Man mag sich sein Theil denken.

Heimat und Vaterland.

Von Theodor Vernaleken.

Warum benennt man die Sprache nach der Mutter und das Land nach dem Vater (Muttersprache — Vaterland)? Die Muttersprache ist die von der Mutter her überkommene, und als die natürliche heimatliche Sprache bezieht sich die Benennung besonders auf die Landesmundart. Mütter, die ihre Kinder fremden Bonnen zur Erziehung überlassen, verdienen diesen Ehrennahmen nicht. Die Väter stehen der Erziehung ihrer Kinder anfangs etwas ferner als die Mütter, deren Liebe und Sorge höher ist; daher sagt ein alter Schriftsteller: „Was der Mutter an's Herz geht, das geht dem Vater nur an die Knie". Der Vater hat mehr den Erwerb und das öffentliche Leben im Auge und man sagt mit Recht die „Vaterstadt", aber die „Muttersprache."

Diese Betonung der Mutter und die Bedeutung der Sprache derselben und der Umgebung führt von selbst auf den Begriff: Heimat. Das Heim bezeichnet das Haus, in das man gehört; die Wohnstätte der Eltern. Heimat ist das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat. So sagt Schiller (im Tell): „Leider ist die Heimat zur Fremde Dir geworden". Auch in Bezug auf Pflanzen und Thiere, z. B. die Heimat dieser Pflanze ist ungewiß. Ein Heimgang ist das Gehen nach Hause. Heimgarten bezeichnet sowohl den bei einem Heim gelegenen Platz als auch die trauliche Zusammenkunft, Unterhaltung, wie sie auch diese Zeitschrift gewährt.

Die Eindrücke, welche die Heimat gibt, sind dauernd für das ganze Leben des Menschen. Darum sagt Scheffel im Ekkehard: „Der Ort, wo Tage strebsamer Jugend verlebt wurden, wirkt wie Magnetstein auf's Herz; es braucht so wenig, um angezogen zu sein; nur der ist arm, dem das große Treiben der Welt nicht Zeit vergönnt, sich örtlich und geistig an einem stillen Platze niederzulassen".

Das Wort Vaterland enthält den örtlich erweiterten Begriff von Heimat. Letzteres ist sowohl das Geburtsland als auch das Gebiet, in welchem man sich dauernd niedergelassen hat. Ist dieses Gebiet zugleich Geburtsland, so sind Heimat und Vaterland dasselbe (identisch). Hat man in der Fremde eine neue Heimat gefunden, so braucht diese deshalb nicht zum Vaterlande zu werden, denn der Begriff Vaterland hängt mit der Geburt zusammen. Wo ich geboren bin, da ist mein Vaterland, aber jedes Land kann meine Heimat werden, das liegt in dem Begriffe von Heim. Das Geburtsland bedingt — wie das Wort schon sagt — die Nation (lat. natio, d. h. das Geboren werden, der Volksstamm). Die Sprache dieser Nation ist meine Muttersprache und wer sie spricht, ist mein Landsmann.

Der Begriff Nation ist erst in neuerer Zeit auf das Staatliche oder Politische übertragen, daher spricht man fälschlich von einer ungarischen, böhmischen ꝛc. Sprache, die es so wenig gibt, als eine slavische oder eine germanische Sprache. Die meisten Staaten und manche Staatentheile schließen Bruchtheile verschiedener Völkerschaften (Nationen) in sich, von denen im Laufe der Zeit eine in die andere übergeht; z. B. Franken sind geworden zu Franzosen (daher der Name), Longobarden zu Italienern (Lombardei), slavische Stämme zu deutschen u. s. w. Das bringen Macht- und Culturverhältnisse mit sich. Der Deutsche nimmt zu leicht das Fremde in sich auf, er hat wohl ein starkes Freiheits- und Selbstgefühl, aber bisher hat er wenig nationalen Sinn bewiesen. Er möchte Alles lernen und wissen, und dabei vergißt er oft seine Abstammung; er hält häufig Fremdsprachen für vornehm und lernt weit über Bedürfnis fremde Sprachen. Der Deutsche hat einen regen Auswanderungstrieb und dabei verliert er sein Volksthum und gibt sogar seinen ehrlichen Namen auf. Solche Personen nennt man Wechselbälge. Sie haben den leichtfertigen Grundsatz: Ubi bene, ibi patria, oder wie S. Brandt sagte: Mein Vaterland ist, wo ich bin.

Es kommt übrigens auch vor, daß einer von einem Lande als Vaterland spricht, das anderssprachige Völkertheile in sich faßt, z. B. ein in der deutschen Stadt Zürich geborner und zuständiger nennt wohl den Kanton Zürich seine Heimat, aber die Schweiz sein Vaterland; ein in Klagenfurt geborner, nennt Kärnten seine Heimat, aber Oesterreich hat er bisher immer sein Vaterland genannt. Daraus geht hervor, daß auch die politische Zusammengehörigkeit in Rechnung gebracht wird. Der in Augsburg geborne und dort bürgerlich zuständige, auch wenn er zeitweilig seinen Wohnsitz anderswo hat, nennt Augsburg und Bayern seine Heimat und das deutsche Reich sein Vaterland. Gibt er aber seine Heimatrechte auf, und wird zuständig in Salzburg, so ist dieses seine neue Heimat, und erst seine in Salzburg gebornen Kinder werden wirkliche Oesterreicher.

In gewissen Fällen kann ein fremdes Land auch ein Adoptiv-Vaterland werden, z. B. Fürst Alexander von Bulgarien ward durch Berufung von der Nation ein Adoptiv-Bulgare. Nach seinem Weggange aus Sofia dankte er dem Bürgermeister von Darmstadt für die freundliche Aufnahme in „die theure Heimat" und nannte sich einen „Hessen", nachdem er wie Peter Schlemihl seinen Schatten verloren hatte.

Wie es keine rein kirchlichen Staaten mehr gibt, so auch keine rein nationalen Staaten, darum hat der Staat die Pflicht, gegen seine anders Gläubigen und gegen seine anders Sprechenden tolerant zu sein und jedem gewaltsamen Uebergriffe zu wehren. Die Gleichberechtigung der Bewohner bezieht sich aber nur auf die bürgerliche Stellung; ihre Sprache und Cultur sind selten gleichwertig. Bei uns in Oesterreich treiben einige Bruchtheile slavischen Stammes mit verschiedenen Sprachen, ebenso die Magyaren in Ungarn nur nationale Politik; die Deutschen denken nur daran, den Gliedern ihrer Familie im In- und Auslande die eigenthümliche Entwicklung gesichert zu sehen, die Entwicklung einer Cultur, von deren Früchten die Anspruchsvollen fremdsprachiger Stämme selbst den größten Nutzen gezogen haben und heimlich noch ziehen.

Da das deutsche Volksthum daheim theils wächst, theils Verluste erleidet, denkt man jetzt mehr als je daran, den Auswanderern die neue Heimat zu sichern. Dazu ist aber nöthig, daß diese selbst zusammenstehen und ihr Volksthum nicht aufgeben und mit ihrem Mutterlande die culturelle und materielle Verbindung erhalten. Dies wird durch die neugeschaffene deutsche Seemacht ermöglicht. Der Begriff „Vaterland" darf nicht in die Landesgrenzen eingezwängt werden. Wir Deutsche kommen zwar spät, aber wir kommen, und die Colonisationen in und bei Neu-Guinea, in Ost- und West-

afrika, scheinen gerade noch rechtzeitig unternommen zu sein, und „wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.“

Mein Jubiläum.

Ein literarisches Modell von Ferdinand Groß. *)

Vor einigen Tagen waren es fünfundzwanzig Jahre, daß ich zum ersten Male etwas habe drucken lassen. Aus berechtigter Bescheidenheit äußerte ich nichts über dieses Jubeldatum; die Beobachtung verschiedener, in neuerer Zeit stattgefundener Jubiläen hat mich darüber belehrt, wie viel Verlogenheit, falsche Biedermeierei und erkünstelte Rührung bei solchen Gelegenheiten mitunterläuft, und ich wollte nicht mitmachen, was ich an Anderen weidlich verlacht hatte . . . Nun denken Sie sich meine Ueberraschung, wie ich an dem von mir so sorgsam verheimlichten Festtage erwache, und nachdem ich mich überzeugt, daß die Sonne in mein Junggesellenheim nicht anders schien als sonst, hierauf gefrühstückt und einen Blick in die Depeschen des Morgenblattes geworfen — plötzlich den Entschluß fasse, feierliche Toilette zu machen . . . Zu meinem maßlosen Erstaunen legte ich, als ob das selbstverständlich wäre, schwarze Beinkleider, schwarze, en coeur ausgeschnittene Weste, schwarzen Frack (ich habe keinen andersfarbigen), weiße Cravate, weiße Handschuhe an und vervollständigte meinen äußeren Menschen durch meine Lackstiefletten, welche spiegelblank glänzen, und durch einen mechanischen Cylinderhut, der beim Aufklappen das Geräusch einer losgehenden Zimmerpistole täuschend nachahmt. Nachdem dies geschehen, verließ ich meine Wohnung, ging aber nur ein Stockwerk abwärts, kehrte dann zurück, läutete an meiner Thüre und fragte den dieselbe öffnenden Diener: „Bin ich schon zu sprechen?“ Johann sah mich ein wenig verdutzt an, sagte wie geistesabwesend „Ja“ und ließ mich ein. Ich begab mich in meinen Salon, stellte mich vor den Wandspiegel, machte eine tiefe Verbeugung und hielt an mich folgende Ansprache: „Verehrter Herr! Gefeierter Zeitgenosse! Ein Vierteljahrhundert ist in den Schooß der Ewigkeit versunken, seitdem Sie die Feder ergriffen, die in Ihrer Hand ein siegreiches Schwert geworden. (Ich machte eine abwehrende Bewegung, die der Spiegel getreulich reflectirte.) Sie errathen, weshalb ich hier erschienen bin. Die gebildete Welt kann diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen einen Beweis anerkennender Würdigung darzubringen, ohne Ihnen zu erklären, daß wir Alle Ihre Bedeutung zu schätzen wissen, und daß Sie sich sagen dürfen, sich selbst genug gethan und darum für alle Zeiten gelebt zu haben. Ich spreche in Ihrem eigenen Namen, wenn ich Ihnen Glück und Heil wünsche auf den weiteren Wegen Ihres Lebens und Schaffens. Das Selbstbewußtsein ist das schönste Bewußtsein, das eines tüchtigen Mannes Brust zu erfüllen vermag. Darum lassen Sie sich in Ihrer enthusiastischen Beurtheilung Ihrer bisherigen Wirksamkeit nicht irre machen durch kritische Nergeleien von Seiten Unberufener! Beachten Sie nicht Gegnerschaften und Feindlichkeiten, welche sich würdig zu drapieren meinen, indem sie sich auf sachliche Gründe stützen! Hören Sie nicht auf die keifenden Stimmen Derer, welche Ihnen den Lorbeer, den Sie sich aus Ueberzeugung um's Haupt geflochten haben, streitig machen möchten! Blicken Sie nicht nach aufwärts, sondern nach abwärts, und Sie werden nicht wankend werden in der großen Werthschätzung, mit der Sie sich beehren! Brauche ich Ihnen heute Ihre Verdienste einzeln, eines nach dem anderen, aufzuzählen, um darzuthun, wie viel Ursache Sie haben, auf sich stolz zu sein? Sie stellen wenige Menschen so hoch, wie sich, und zwar mit vollem Rechte. Jede Zeile, die Sie schreiben, gilt Ihnen als Ausfluß eines

*) Entnommen der Sammlung „Literarische Modelle und andere Geschichten“ von Ferdinand Groß. (Berlin. S. Fischer. 1887.) Wir glauben das neue Werkchen des geistvollen Schriftstellers nicht besser empfehlen zu können, als indem wir daraus die vorstehende Satyre unseren Lesern wiedergeben.
Die Red.

hohen Geistes. Sie wissen, daß Ihre Leistungen immer von einer edlen Tendenz getragen sind, und wo Sie diese nicht auf den ersten Blick erkennen, da nehmen Sie lieber Mangel an Verständnis als den wirklichen Abgang einer solchen Tendenz an. Früher oder später entdecken Sie doch, was Ihnen auf den ersten Blick verborgen blieb, und erscheint die Stunde, in welcher auch Ihre anfänglich verkannten Leistungen zur Geltung kommen und sich Ihren enthusiastischen Beifall erringen. Es ist keine Phrase, sondern der Ausdruck innerster Ueberzeugung, wenn ich Ihnen versichere: Sie dürfen mit Beruhigung auf das abgelaufene Vierteljahrhundert zurückblicken. Sie dürfen sich zugestehen, daß Sie Ihr Können während dieser Zeit in einer Weise verwendet haben, die Ihnen Ihre rückhaltlose Achtung abringen muß. Blicken Sie um sich (ich befolgte diesen Rath), und Sie werden Niemanden gewahren, aus dessen Auge Neid oder Mißgunst spricht, Sie werden keiner Miene moroser Mißbilligung begegnen. Prüfen Sie jeden Schritt, den Sie durch fünfundzwanzig lange Jahre gethan, und Sie werden sich die allgemeine Achtung nicht versagen. Sie stehen im Hochsommer Ihres Lebens (ich trocknete mir den Schweiß von der Stirne), in voller Kraft genießen Sie die Früchte Ihres Strebens und Ringens, und voraussichtlich werden Sie auch im Herbst und im Winter Ihres Erdenwandels ebenso Nützliches, ebenso Lobenswerthes zu Tage führen, wie bis nun. Was ich heute hier thue, ist nur die natürliche Consequenz Ihrer Laufbahn, die an einer bedeutungswollen Scheide angelangt ist. Nach Ihren Antecedentien konnte es nicht anders kommen, als daß Sie zu Ihrer silbernen Hochzeit mit dem Schriftthume sich die herzlichsten Glückwünsche zollen mußten, dictirt von einer Liebe zu Ihnen, die Niemand wärmer empfindet als Sie. Es hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn Sie diese Gelegenheit nicht benützt haben würden, um endlich einmal auszusprechen, was Ihnen so lange im verschwiegenen Busen gewohnt. Sie erfüllen eine heilige Pflicht, wenn Sie sich heute den Tribut des Dankes entrichten für all' das, was Sie in zweieinhalb Jahrzehnten hervorgebracht. Ich weiß, daß Sie kein Freund vieler Worte sind. Deshalb begnüge ich mich, Sie meiner Verehrung zu versichern und den Wunsch auszudrücken, daß Sie sich noch lange, lange Zeit mögen erhalten bleiben, frisch an Körper und Geist. Der Jubilar lebe hoch, hoch, hoch!" Ich fiel in diesen Ruf einstimmig ein. Nun wollte ich danken, aber die Stimme versagte mir vor Rührung; ich hatte keinen Grund, an der Ehrlichkeit des soeben Gehörten zu zweifeln, und deshalb bewegte es mich in der tiefsten Seele. Ich schüttelte mir mit der Rechten mehrmals die Linke und stammelte, während ich in Thränen ausbrach, unzusammenhängende Satztheile. „Ihre Güte überschätzt mein Verdienst, welches nur . . . Können schwächer als Wollen . . . nicht gefaßt auf solche Würdigung . . . verspreche, auch fernerhin mich dem Guten, Schönen und Wahren zu widmen . . . Ihre mir unvergeßliche Rede wird mich anspornen . . . ich bin unfähig, ganz unfähig . . . tausend Dank Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen . . . ein solcher Tag entschädigt für alle Unbill . . . ich hätte nie geahnt, daß eine solche Ehre . . . jetzt gehe ich neugestärkt wieder an die Arbeit . . . mein feuchtes Auge mag Ihnen sagen, was meine Lippen nicht verdolmetschen können . . . verzeihen Sie, daß ich weich werde . . . Leben Sie wohl."

Ich athmete erleichtert auf. Die Scene, auf die ich nicht vorbereitet gewesen, hatte mich tief ergriffen. Alles hätte ich mir eher träumen lassen, als daß ich mir zu meinem Jubiläum in so herzlicher Art gratuliren würde. Nachdem der Schleier des Geheimnisses nun einmal gelüftet war, hatte ich keine Ursache mehr, Versteckens zu spielen. Ich lud mich daher theilweise zu einem feinen Frühstück, theilweise zum Mittagessen und theilweise zum Souper ein. Zum Frühstück ließ ich mir das Beste servieren, was ein menschlicher Magen des Morgens vertragen kann.

Toaste wurden der frühen Stunde wegen nicht ausgebracht. Ich ließ nur einige auf den Anlaß bezügliche Anspielungen fallen, die ich lächelnd aufnahm, ohne näher darauf einzugehen. Nach dem Frühstück zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück, bedeutete dem Diener, daß ich für mich nicht zu sprechen sei, und beschäftigte mich zwei Stunden hindurch ruhig und gesammelt wie sonst. Aber man weiß, was ein Jubiläum mit sich zu bringen pflegt: eine Fluth von Telegrammen, Briefen, Karten, Geschenken u. s. w. Da ich von dem Jubiläum schon Notiz genommen hatte, durfte ich diesem Beiwerk nicht entgehen. Aber da ich die gratulierende Menge bei mir vertreten hatte, mußte ich nun auch besorgen, was eigentlich die Sache Anderer gewesen wäre. Ich raffte zusammen, was sich in meiner Wohnung an fremden Visitkarten fand — es waren etwa hundert — schrieb auf jede einige passende Zeilen, couvertierte sie, setzte auf die Couverts meine Adresse und schickte sie zur Post. Dann verfaßte ich zwei Dutzend Telegramme, in Versen und in Prosa, sowohl mit der Unterschrift guter Freunde wie auch von fernstehenden Berühmtheiten, mit denen ich nie in irgend eine Berührung gekommen, endlich anonyme, mit den unbestimmten Bezeichnungen: „Einige Verehrerinnen", „Eine Dame, die sich nicht nennen darf" u. dgl. m. Ich trug Johann auf, die Depeschen gleich expedieren zu lassen; ferner gab ich ihm den Befehl, für fünfzig Gulden Bouquets zu kaufen, sie nach Hause zu schicken, mir aber vorher nichts davon zu sagen. Rechtzeitig erinnerte ich mich, daß ein Jubiläum ohne Ehrengaben ein unvollkommenes wäre. Ich ging also aus, nachdem ich Straßenkleider genommen — nur kein Aufsehen! — und kaufte: ein silbernes Tintenzeug; eine goldene Feder, einen silbernen Lorbeerkranz (es war zu spät, um auf die einzelnen Blätter die Titel meiner Bücher gravieren zu lassen, aber ich werde das Versäumte nachholen); einen Spazierstock mit einem Griffe aus Malachit; einen gestickten Polster; eine Schlummerrolle; ein Paar Pantoffel mit prächtiger Ornamentik; eine altdeutsche Bierkanne mit zwölf Trinkgläsern; ein Cigarren-Etui aus Hundsleder; ein Rauchzeug aus cuivre poli; einen englischen Regenschirm. Für jedes dieser Geschenke miethete ich einen Dienstmann, dem ich einschärfte, meinem Johann zu erklären, er wisse nicht, wer ihn schicke, er habe nur den Auftrag, den Gegenstand mit einer höflichen Empfehlung abzugeben… Auf dem Heimwege weidete ich mich an der Wahrnehmung, wie gut es mir gelungen, die Welt zu täuschen. Unbeachtet gieng ich durch die Straßen, Niemand deutete mit Fingern auf mich, die Leute sahen mir nicht nach und flüsterten nicht: „Das ist er" — ich lachte schlau in mich hinein, denn ich wußte, wie Alles anders gekommen wäre, wenn ich gewollt hätte. Zu Hause angekommen, fand ich etwa hundert Visitkarten, ein paar Dutzend Telegramme, zehn Bouquets zu fünf Gulden und all' die Geschenke, die ich eingekauft hatte. So etwas macht Einem Freude — ich leugne nicht, daß diese Beweise meiner Popularität mir einige Befriedigung gewährten. Ein wenig eitel sind wir ja doch Alle, warum sollte ich eine Ausnahme bilden?! Ich öffnete die Couverts, las die Karten und die Telegramme, besichtigte die Blumensträuße und die Präsente, und so kam die Zeit des Diners. Dieses hatte ich ausnahmsweise nicht zu Hause kochen, sondern aus einem nahen Restaurant holen lassen. Das Menu war folgendes: Potage: Tapioco. — Mayonnaise de poisson. — Boeuf braisé au macaroni. — Asperges à la Polonaise. — Oison rôti. — Salade. — Dessert. — Getränke: Old Sherry. — Château Larose. — Hautes-Sauternes. — Heidsick monopole. — Ich legte rasch wieder Fest-Toilette an, wie es sich für ein Jubiläums-Diner geziemt. Dann betrat ich mit Haltung mein Speisezimmer und begann alsbald in bewegter Stimmung zu essen. Als ich beim Champagner angelangt war, klopfte ich mit dem Messerrücken an das Stengelglas, erhob mich und sagte: „Mein Herr!

Da ich Ihnen (ich sage sonst nie „Sie“ zu mir, diesmal scheint die Jubiläums-Atmosphäre mich dazu gebracht zu haben) heute Morgens schon nach meinen schwachen Kräften dargelegt, was ich von Ihnen halte, und wie sehr ich die Bedeutung des heutigen Tages für die deutsche Nation zu würdigen weiß, bin ich jetzt gerne beschränkt (ich lachte herzlich) und leihe nur der Hoffnung Worte, daß Sie über fünfundzwanzig Jahre ebenso froh und lebenslustig mit sich beisammen sitzen werden. Ich bin Ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich erkläre, daß Sie eine Zierde der Menschheit sind, und wenn ich in diesem Sinne mein Glas leere auf Ihr ferneres Wohlergehen.“ Ich hatte vor diesem kurzen, aber kräftigen Speech ein zweites Glas gefüllt, um nach Gebühr anstoßen zu können. Nachdem das geschehen, entgegnete ich: „Die Aufregungen dieses Tages sind zu groß, als daß ich im Stande wäre, die Gefühle, die mich durchströmen, in wohlgesetzter Rede zu verkünden. Erlassen Sie mir jede weitere Antwort. Ich kann nur sagen: Ich danke mir, ich danke mir.“

Nun war es mit meiner Kraft wirklich zu Ende. Ueberdies hatte ich eine große Flasche „Heidsick monopole“ ausgetrunken — ich legte mich auf das Sopha und schlief bis zum Abende wie ein Erschossener. Nach dem Erwachen fragte ich, ob Jemand mich gesucht. Niemand. Briefe? Auch nicht. Das war mir eben recht. Ich kleidete mich für die Straße um und begab mich in einen angenehmen Hotelgarten, um das Fest-Souper im Freien abzuhalten. Gastfreundlich wie ich bin, ließ ich mir einige meiner Lieblingsgerichte serviren, trank auch mehrere gute Tropfen dazu — hielt aber keine Rede, weil sich das vor so vielen Leuten nicht geschickt hätte. Ganz im Stillen stieß ich mit mir auf meine Gesundheit an, einige toastähnliche Wendungen dachte ich mir, ohne die Lippen zu öffnen, that aber sonst nichts dergleichen. Gegen Mitternacht, bei lieblich abgekühlter Temperatur, bezahlte ich meine Rechnung. Dem Kellner gab ich einen Gulden Trinkgeld. Er machte Miene, zu sprechen ... Ich unterbrach ihn: „Es ist gut; ich weiß, was Sie auf der Zunge haben — Sie wollen mir die Ehren-Mitgliedschaft des Kellnervereines antragen. Ich danke Ihnen, aber ich muß ablehnen, weil ich sonst andere Vereine beleidigen würde, die mich gewiß auch gerne als Ehrenmitglied hätten. Lassen Sie es gut sein.“ ... Einfach und schlicht verließ ich den Hotelgarten. Wer mich so dahingehen sah über das Pflaster, auf den Beinen geradeaus, der mochte nicht ahnen, was ich hinter mir hatte. Ich hütete mich, den Jubilar herauszukehren. Unterwegs überlegte ich, es wäre doch gut, wenn ich diesem Tage ein bleibendes Denkmal setzte, dauernder als silberne Tintenzeuge, Cigarren-Etuis aus Hundsleder, Spazierstöcke mit Griffen aus Malachit u. s. w. Zuerst hatte ich die Idee, ein ansehnliches Capital zu einer Stiftung für arme Schriftsteller zu verwenden. Aber rasch wurde ich mir klar, daß zu einem solchen Acte nichts als schnödes Geld gehöre, und daß ich etwas Werthvolleres opfern müsse. Da durchzuckte mich ein Gedanke ... Ich stürmte, ich raste, ich flog nach Hause — füllte das silberne Schreibzeug mit Tinte, tauchte die goldene Feder hinein, setzte diese auf das Papier und schrieb den Titel eines Buches nieder, an dem ich nunmehr fleißig arbeiten will: „Ich, mein Leben und mein Wirken.“ Es wird eine Festschrift aere perennius werden.

Nachschrift. In der Freude über dieses literarische Project hätte ich beinahe vergessen, meinem Jubiläum den unvermeidlichen Abschluß zu geben. Ich thue das, indem ich alle Zeitungs-Redactionen um freundliche Aufnahme folgender Zeilen bitte: „Oeffentlicher Dank. Bei Gelegenheit meines Jubiläums sind mir von mir so viele Beweise von Theilnahme und Wohlwollen zugegangen, daß ich mich außer Stand sehe, mir für jedes Liebeszeichen besonders zu danken. Ich ergreife daher diesen Weg, um mir den aufrichtigen Dank von Nah und Fern auszudrücken.“

Wie der Professor zu seiner Frau kam.

Es soll zu den gewöhnlichen Dingen gehören, daß gelehrte, geistig hochstehende Männer bei der Wahl einer Lebensgefährtin sich für ganz einfache, schlicht erzogene Frauen entscheiden. Auch ich kannte mehrere Beispiele hievon, war aber doch höchlichst überrascht, als ich bei kurzer Anwesenheit in der Universitätsstadt H. ganz zufällig die Gattin des berühmten Sprachgelehrten und Handschriftenkenners W . . . n kennen lernte. Das war schon mehr als einfach und schlicht; diese Frau mit der vierschrötigen Figur, den entschlossenen Bewegungen, den braunrothen Wangen und Händen und vor allem der urwüchsigen Mundart erinnerte nicht sowohl an eine bescheidene, vielleicht ländliche Erziehung, sondern vielmehr an den Besen und das Kasseroll; — jeder Zoll war ein Küchendragoner. Ich mußte meine Verwunderung gegen Andere aussprechen und erfuhr, als ich die Frage aufwarf, wie der gelehrte Herr zu solcher Frau gekommen, Folgendes:

Der Professor war schon den Fünfzigen nahe, ohne je an eine Vermählung gedacht zu haben; seine einzige, schwärmerische Liebe gehörte den alten Büchern und Handschriften, die er in seiner Junggesellenwohnung aufhäufte, und keine heißere Wallung kannte sein Herz, als wenn er irgend ein verstäubtes, seltenes Stück in Schweinsleder entdeckte und womöglich in seinen Besitz brachte. Den kleinen Haushalt besorgte seit Jahren die biedere Köchin Auguste, eine Jungfrau von nahezu seinem Alter. Sie kannte alle seine Gewohnheiten, alle seine bescheidenen Bedürfnisse; ja, als sie eines Tages beim Abstäuben der Bücher einen Blick in das eben aufgeschlagene that und es als Sammlung alter Volkslegenden und romantischer Sagen erkannte, begann sie sich sogar für die Schätze ihres Professors zu interessieren. Ohne Rücksicht auf den Inhalt, nur nach dem vielversprechenden, d. h. verwitterten Aeußeren sehend, kaufte sie für ihre Ersparnisse alle alten Bände ein, die ihr in den Weg kamen und war stolz auf ihren geheimen Besitz, wie der Professor auf seine Bibliothek. Eines Tages, da sie mit solchen Einkäufen beladen nachhause kam, wurde sie durch ihren Herrn gerufen, so daß sie sich nicht die Zeit nahm, abzulegen, sondern mit den Büchern in's Zimmer trat. Eins derselben fesselte sogleich die Aufmerksamkeit des gelehrten Herrn; er nahm es zur Hand und besichtigte es voll Neugierde. Aber wie leuchtete sein Auge in freudiger Ueberraschung, als er darin die äußerst seltene, erste Ausgabe eines berühmten Werkes, ein wahrhaft unbezahlbares Stück erkannte.

„Wie viel haben Sie dafür gegeben?" fragte er, zitternd vor Spannung, die Köchin. „Dreißig Kreuzer," erwiderte Auguste.

„Dreißig Kreuzer!" schrie der Professor außer sich; „was denken Sie? Dieses Werk ist ein paar tausend Gulden wert." In diesem Augenblicke fiel ihm, leider zu spät, ein, wie thöricht er gewesen, den Preis des Buches zu verrathen, und er beeilte sich, sein Wort zurückzunehmen. „Das heißt, Auguste," sagte er kleinlaut, „ich bin bereit, Ihnen zehn Gulden dafür zu geben."

„Aber, Herr Professor," wandte die Köchin ein, „Sie sagten mir eben, daß es ein paar tausend Gulden wert sei; geben Sie mir zweitausend, so ist es das Ihre."

Der Professor hatte auf eine solche Ausbeutung seiner Unvorsichtigkeit nicht gerechnet; er bot hundert Gulden, zwei-, drei-, fünfhundert, — Auguste war nicht zu erweichen. — Er seufzte.

Was war zu thun? Konnte, durfte er das kostbare Kleinod in den Händen der Ungelehrten lassen? Nein, es mußte sein werden um jeden Preis. Aber wie? In seinem Besitz war nicht die geforderte Summe, wie sollte er die Habsucht der Unerbittlichen befriedigen? Blutenden Herzens sah er, wie sie das Buch seiner Wünsche forttrug, mit abschweifenden Gedanken kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Plötzlich haftete sein Blick auf einem Worte; das Wort „Gütergemeinschaft" war es! Gütergemeinschaft! Mann und

Weib im gemeinsamen Genusse jedes noch so kleinen Besitzthums, — was ihm gehört, gehört auch ihr und umgekehrt, — wenn Auguste seine Frau wäre, dann wäre das Buch sein; bah, warum denn nicht? Sie besorgt ihm Alles so gut, wie schwerlich eine andere, und das gleiche Interesse für wertvolle Bücher schien sie zu beseelen, warum sollte er nicht heiraten? Wie leicht konnte ein Anderer ihre Bekanntschaft machen und mit ihrer Person auch das Buch, — das theure, einzige, unschätzbare Buch in seinen Besitz bringen? Nein, das durfte nicht sein; der Entschluß des Professors war unwiderruflich, und er ließ nicht drei Tage verstreichen, ohne die Werbung anzubringen, die mit Erstaunen zwar, aber auch mit allem Aufwande verschämten Erröthens, dessen die braunen Wangen noch fähig waren, hochbeglückt angenommen wurde.

Die Hochzeit hat denn auch bald stattgefunden, der Professor hat das Buch als Morgengabe erhalten und auch sonst die Erwartungen, die er von seiner Lebensgefährtin hegte, nicht getäuscht gesehen. Sein Leben ist im Ganzen unverändert geblieben, nur hin und wieder hat er den kleinen Aerger, in den Blicken des Fremden die Frage zu lesen: Wie ist nur der gelehrte Mann zu dieser Frau gekommen? L. (B. B.)

Sprüche und Glossen.

Von R. Zopf.

Wir haben einerlei Metier, sagte der Pfaffe, da er den Hirten bei der Schafschur antraf.

* * *

Wenn Glück soviel bedeutet als Zufriedenheit, so ist Bescheidenheit die Vorbedingung des Glücks.

* * *

Die Existenz der Welt und ihre Form ist die Wahrheit und die Folge davon die Nothwendigkeit.

* * *

Wahrheit ist der Brunnen, aus dem die Weisheit schöpft; das Gesetz der Nothwendigkeit dient dieser als Richtschnur bei der Verwerthung jener.

* * *

Groß ist der Mann, der dem Vaterland weite Grenzen geschaffen; doch größer ist der, welcher die Grenzen der Welt ausgedehnt hat.

* * *

Kriegslorbern schimmern blutig.

* * *

Die größte Sünde derjenigen, welche die Geschicke der Völker leiten, ist: Die Menschen durch Nichterziehung in Dummheit zu lassen, oder dieselben durch falsche Erziehung zu verdummen.

Geistige Frühreife.

Ueber diesen für Erzieher hochinteressanten Gegenstand veröffentlicht Paul Radestock in der „Deutschen Revue" (Sept. 1886) eine beachtenswerte Studie, der wir Folgendes entnehmen:

Wo möchte es Eltern geben, welche die bei ihren Kindern frühzeitig zu Tage tretenden Anzeichen einer hohen geistigen Begabung nicht mit lebhafter Freude begrüßen? Wenn auch Lehrer oft so grausam sind, nicht in das Urtheil der Eltern einzustimmen, wenn sie keine außerordentlichen Anlagen an dem Knaben bemerken wollen, ja wenn der kalte und nüchterne Verstand der Mutter zuweilen selbst zuflüstert, daß andere Kinder von gleichem Alter eben so große, wenn nicht größere intellectuelle Fortschritte gemacht haben als ihr eigenes — so läßt sich das Herz der Mutter doch schwer überzeugen, daß ihr Kind nicht ein Muster von Klugheit sei, daß der jugendliche Kopf, der sich einst an ihren Busen geschmiegt, nicht etwas Ungewöhnliches und ganz Besonderes berge. Liegt aber keine derartige Täuschung vor, die etwa das Mutterauge geblendet, stimmen nicht nur Freunde und Bekannte, sondern auch der Lehrer in die Ansicht der Eltern ein, oder machen sie dieselben wohl gar erst richtig darauf aufmerksam, daß ihr Sohn eine ungewöhnliche Begabung besitze, ein frühreifes Genie sei, zu außer-

ordentlichen Hoffnungen und Erwartungen berechtige, dann kennt wohl, wenn auch der Vater die Freude darüber nur innerlich genießt, den Stolz in der stillen Brust verschlossen hält, der Jubel der Mutter keine Grenzen.

Wenn auch die Eltern das Kind mit sanften Worten vor allzugroßer Anstrengung warnen, so sehen sie es doch nicht ungern, wenn der mit einer hohen Begabung meist verbundene Drang zu steter intellectueller Beschäftigung dasselbe zu reger Thätigkeit antreibt und es weniger am Spiele seiner Altersgenossen als am Lernen Vergnügen finden läßt. Und das Kind empfindet ja selbst Freude und Genugthuung darüber, daß es den Kreis seiner Kenntnisse immer mehr erweitert und alle Altersgenossen schnell und bei weitem überflügelt. So lernt es denn immer eifriger, es übt das Gehirn auf Kosten aller andern Organe und — legt dadurch den Grund zu späterer Krankheit des Körpers oder Geistes. Oder wenn, wie es oft der Fall ist, der Krankheitskeim infolge von Vererbung bereits seit der Geburt in ihm liegt, so läßt es ihn bald und schnell wachsen, es weiß den Wert eines gesunden Körpers noch nicht zu schätzen, rastlos und nicht achtend des öfteren Unwohlseins strebt es weiter und — fällt dem Siechthum oder einem frühen Tode anheim. Seine Kränklichkeit erfüllt die Mutter mit Besorgnis und Angst, sie sucht den Liebling vor allen rauhen und schädlichen Einflüssen zu bewahren, welche nach ihrer Meinung die Krankheit veranlaßten und befördern; das Hauptmoment aber, die geistige Anstrengung, wird meist zu wenig oder zu spät berücksichtigt. Nur wenige Eltern besitzen genügende Einsicht und Energie, mit Strenge, mag sie zuweilen auch hart erscheinen, darüber zu wachen, daß die allzuschnelle geistige Entwicklung des frühreifen Kindes mehr gehemmt und gehindert, als gefördert und etwa noch beschleunigt werde, daß sie in der Uebung der körperlichen Organe und der Ausbildung ihrer Functionen ein gewisses Gegengewicht erhalte, daß die Kräfte des Organismus nicht im Gehirn concentriert und bei dessen Thätigkeit hauptsächlich verbraucht, sondern, gleichmäßig vertheilt, auch in anderen Gebieten zur Wirksamkeit kommen, zu anderen Leistungen verwendet werden. So müssen denn manche die bittere Erfahrung machen, daß der Götter Lieblinge, die auch ihren besten Schatz bildeten, früh sterben, daß die Freude über deren außerordentliche Begabung ihnen nicht unvermischt zutheil wurde, sondern schon Leiden in sich barg und die Quelle noch größerer Leiden wurde. Wie drückt aber vollends die Last der Vorwürfe, die sich Eltern, Erzieher und Lehrer machen müssen, wenn sie sich nicht davon freisprechen können, daß sie hochbegabte, frühreife Kinder zu übermäßiger Anstrengung in zartem Lebensalter anspornten, daß sie das Bestreben hatten, aus ihnen „Wunderkinder“ zu machen, die durch eminente Leistungen in ungewöhnlich früher Jugend die Welt in Erstaunen setzen sollten, — sie als leuchtende Beispiele ihrer glänzenden Unterrichtserfolge hinzustellen.

Geschichte und Erfahrung lehren, daß oft diejenigen, welche im späteren Leben sich durch eine ungewöhnliche Geisteskraft auszeichneten und ihre Zeitgenossen in intellectueller Beziehung weit überragten, die das Alter erreichten, um die in ihnen liegenden herrlichen Anlagen vollständig zu entwickeln, auszubilden und zur Reife zu bringen, ihre Anstrengungen von Erfolg begleitet und belohnt zu sehen und deren Früchte zu genießen, die Werke schufen, welche das Staunen und die Bewunderung nicht nur ihrer Mitmenschen, sondern auch späterer Generationen nach vielen Jahrhunderten noch erregten, — daß viele solcher Geisteshelden in ihrer frühen Jugend nicht gerade eminent vor andern hervorragten. Newton, der Entdecker des Gravitationsgesetzes, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, war nach seiner eigenen Angabe als Knabe in der Schule zu Grantham wenig aufmerksam und längere Zeit einer der Untersten. Erst als der Schüler, der über ihm war, eines Tages ihm einen so harten Stoß gegen den Unterleib versetzte, daß er heftige Schmerzen fühlte, wurde sein Ehrgeiz erregt und sein Fleiß

ein größerer; um diesen brutalen Burschen zu überholen, fing er eifrig zu arbeiten an und machte bessere Fortschritte. Als er fünfzehn Jahre alt war, nahm ihn seine Mutter nach Hause, damit er Oekonom werden und ihr in der Verwaltung des Gutes beistehen sollte; da ihm dies aber wenig zusagte und er sich lieber mit Büchern und mechanischen Erfindungen als mit der Landwirtschaft beschäftigte, ließ ihn die Mutter nach der Schule zurückkehren und zu seinem Glücke die Laufbahn eines Gelehrten wählen.

Klopfstock und Schiller zeigten im Knabenalter nicht die Spuren der künftigen Größe.

Man weiß von manchen, später berühmt gewordenen Männern, daß sie als Knaben nichts versprachen, wie stumpf und müßig oder träumerisch in den Schulbänken saßen, unter den Kameraden liefen.

Man hat leichter gescheit sein, wenn man oberflächlich ist; in welchem Gründliches wogt, der braucht Zeit zur Abklärung und Berichtigung der Gedanken durch den Verstand.

Aus gescheiten Kindern werden nicht selten dumme Menschen. — Könnte es nicht für manche Eltern und Erzieher ein warnendes Zeichen sein, daß z. B. junge Lämmer klüger in die Welt hineinschauen als ein altes Schaf? — Umgekehrt vernimmt und erkennt oft der Lehrer zu seiner großen Verwunderung, daß aus einem früheren dummen Schüler und Zögling ein kluger, geistig bedeutender Mann geworden. Rousseau weist im „Emil" mit Recht darauf hin, daß bei den Kindern der Mangel an Fassungskraft, überhaupt die wirkliche Dummheit schwer zu unterscheiden sei von der scheinbaren, welche Bedeutendes ankündige; daß das zu leichte Lernen die Ursache des Verderbens der Kinder bilde und eigentlich beweise, daß sie nichts lernen, weil ein wirkliches Aneignen und Verarbeiten eben Zeit erfordere.

Geistige Frühreife zeigt sich nicht selten bei scrophulösen und rhachitischen Kindern; sie beruht meist auf nervöser Constitution. Wie bei denen, deren Körper sich ungewöhnlich schnell entwickelt, oder die bereits in früher Jugend mannbar sind, die Geisteskräfte meist in der Entwickelung zurückbleiben, so ist andererseits mit einer abnormen intellektuellen Frühreife Schwäche und Kränklichkeit des Körpers verbunden, welche durch geistige Anstrengungen noch vergrößert wird. Die Lebenskraft der eigentlichen Wunderkinder wird bald erschöpft und aufgezehrt, und solche Individuen sterben meist nach kurzem Dasein. Christian Heinrich Heinecken, am 6. Februar 1721 in Lübeck geboren, hatte sich bereits vor Beendigung seines ersten Lebensjahres mit allen Erzählungen aus den Büchern Mosis und im vierzehnten Monate mit der ganzen biblischen Geschichte bekannt gemacht, war, als er dritthalb Jahr alt geworden, im Latein, in der alten Geschichte, der Geographie und Anatomie bewandert, konnte vor Ende des dritten Jahres die Genealogien der europäischen Regenten nach der Schnur hersagen, hatte zur selben Zeit das Studium der Institutionen und der dänischen Geschichte beendigt und — starb im fünften Jahre. Bei ihm traf offenbar verfrühte natürliche Reizbarkeit mit methodischer, aber nicht vernünftiger Ausbildung durch den Vater zusammen. Es ergab sich die Merkwürdigkeit eines schönen Kindes, das mit fünf Jahren eine lateinische Anrede von zwanzig Minuten an den König von Dänemark richtete, ohne aus der Fassung zu kommen, dabei noch die Mutterbrust genoß und bald darauf über deren Entwöhnung starb. Malkin las und schrieb in der Kindheit englisch, lateinisch und französisch, hatte ausgebreitete Kenntnisse in der Geographie, faßte überhaupt Alles ungewöhnlich schnell und zeichnete sehr gut; er starb 1802 als sechsjähriger Knabe zu Hackney in England. Baratier, am 19. Januar 1721 als Sohn eines französischen Predigers zu Schwabach in Franken geboren, konnte im dritten Jahre lesen, im vierten französisch und deutsch, im fünften lateinisch sprechen, verstand im achten Jahre das Griechische und Hebräische, auch das Chaldäische, Syrische und Arabische, wurde im dreizehnten Schriftsteller, im vierzehnten nach öffentlich gehaltener Dis-

putation Magister, war im achtzehnten ein Greis und im zwanzigsten eine Leiche.

Die Zahl derjenigen, welche, wenn auch nicht in den ersten Lebensjahren, so doch in früher Jugend eine hohe Begabung bekundeten, außerordentliche Hoffnungen und Erwartungen erregten, dieselben aber später nicht erfüllten, sondern in ihrer Entwickelung still standen, ist Legion!

Ein Mißerfolg der Menschlichkeit.

Vergang'nen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen!
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen
Sie wuchsen auf und schritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig d'rein sah,
Sie wuchsen auf, und Nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit.
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das and're Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen;
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin säuberlichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt Euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neun und vierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon. —
O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechs und fünfzig Katzen! —

Theodor Storm.

Komische Duelle.

Das Duell ist heutzutage in England im Heere ebensowenig wie in den anderen Gesellschaftskreisen Brauch. Eine drakonische Gesetzgebung, welche den Zweikampf als gemeines Verbrechen behandelt und den siegreichen Duellanten wie einen Mörder mit dem Tode bedroht, ist schuld daran, daß die mit dem ganzen Stolze ihres Englands umgürteten Insulaner in Sachen des Duells sehr nüchtern denken und handeln gelernt haben. Die Duellwuth hat nirgends in höherem Maße ihr Unwesen getrieben als vormals im englischen Heere. Ein soeben bei Ward und Downey in London erschienenes Buch „Duelling days in the army“, dessen Verfasser,

W. Douglas, ein ehemaliger Reiter-Officier ist, gibt darüber interessante Aufschlüsse. Vor fünfzig oder sechzig Jahren kam es häufig genug vor, daß sich Officiere ohne Zeugen bei geschlossenen Thüren schlugen. Ein solch' merkwürdiges Duell war jenes, welches Capitän Stoney mit dem Redacteur der „Morning Post", dem Geistlichen Bate, zu bestehen hatte. Die Veranlassung zu diesem Zweikampf gab ein Artikel der genannten Zeitung, in welchem eine dem Capitän nahestehende Dame schwer beleidigt worden war. Man war übereingekommen, daß sich die beiden Duellanten in einem geschlossenen Gasthauszimmer zunächst auf Pistolen und, wenn nöthig, auf Säbel schlagen sollten. Nachdem ein zweimaliger Kugelwechsel kein Ergebniß gehabt hatte, nahm man Säbel zur Hand. Beim ersten Gange erhielt der Geistliche einen furchtbaren Hieb über den Schenkel. Im zweiten wurde wieder der Capitän an Arm und Brust erheblich verwundet. Bei diesem Streich hatte der Reverend Bate seinen Säbel am Brustbein des Gegners verbogen, und im Augenblicke, als der Geistliche sich anschickte, seine Waffe wieder in Stand zu setzen, eilten die durch den Lärm aufgeschreckten Wirtsleute herbei; die Thür wurde erbrochen und die Kämpfer getrennt. Diese machten der tragikomischen Situation rasch ein Ende, indem sie sich zum Zeichen der Versöhnung kräftig die Hände schüttelten. Nach einigen Tagen heiratete Capitän Stoney die Schöne, für deren Ehre so ausgiebig Blut verspritzt worden war. — Ein noch eigenartigeres Duell war jenes, welches der Militärarzt Young mit einem Reiter-Officier ausfocht. Dr. Young unternahm mit mehreren Damen eine Spazierfahrt auf der Themse nach Vauxhall und blies dabei die Flöte. Bald bemerkte er, daß ein Boot, in welchem sich Officiere mit mehreren Damen befanden, dem seinen hartnädig folgte, und hörte mit seinem Musiciren auf. In grobem Tone herrschte ihn einer der Officiere mit der Frage an, warum er nicht mehr auf der Flöte blasen wolle. „Weil's mir so gefällt", erwiderte Dr. Young. „Und mir gefällt das nicht", rief der Andere. „Sie werden sofort weiter spielen oder ich kentere Ihr Bot und werfe Sie in's Wasser." Dr. Young, der nicht schwimmen konnte, setzte, der Noth gehorchend und nicht dem eigenen musikalischen Drange, die Flöte an die Lippen und blies, so schön wie er noch nie geblasen, bis Vauxhall. Dann sprang er an's Land, half seinen Damen aussteigen und wandte sich an den Officier mit folgenden Worten: „Mein Herr! Um meiner und ihrer Gesellschaft keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, habe ich Ihrer frechen Zumuthung Folge geleistet. Jetzt aber verlange ich Genugthuung von Ihnen. Wenn Sie Muth haben, werden Sie sich morgen früh an diesem Orte — dabei wies Dr. Young nach einer entlegenen Allee — einfinden. Wir werden uns hier auf Säbel schlagen. Ich will, daß die Geschichte ganz unter uns bleibe und halte deshalb Secundanten für überflüssig." Der Officier nahm die Herausforderung an und erschien zur festgesetzten Stunde in der Allee. Auch der Arzt hatte sich pünktlich eingefunden. Nicht wenig überrascht war jedoch der Officier, als Dr. Young aus seiner Tasche eine — Pistole hervorholte und nach seinem Kopfe zielte. — „Was soll das heißen?" schreit der Officier, „wir sind doch übereingekommen, uns auf Säbel zu schlagen!" — „Ganz richtig," entgegnete der Doctor, „es handelt sich auch nur um eine kleine Vorübung. Sie werden nämlich sofort ein bischen Menuett tanzen, ich werde Ihnen dazu auf meiner Flöte aufspielen. Falls Sie es unter Ihrer Würde halten, auf meinen Wunsch einzugehen, schieße ich Sie nieder." — „Das ist ein heimtückischer Hinterhalt! Das ist Mord!" — Der Doctor blieb ungerührt. „Tanzen oder sterben!" war seine Antwort. Und der Officier zog es vor, zu tanzen; er tanzte und tanzte eine geschlagene Viertelstunde lang. Dann steckte Dr. Young seine Flöte wieder ein und sagte zu dem Officier, der sprach- und athemlos dastand und ihn mit wüthenden Blicken ansah: „Jetzt, mein

Herr, sind wir quitt. Sie haben mich gestern zum Blasen, ich habe Sie heute zum Tanzen gezwungen. Wenn Sie sich schlagen wollen, ich stehe Ihnen zur Verfügung. Aber nur vor Zeugen. Auf Wiedersehen!" — Und dabei blieb's.

Bücher.

Dramatische Literatur.

Es liegen uns heute nicht weniger als sieben dramatische Novitäten unterschiedlichen Werthes vor. Wie sie der Zufall zusammengewürfelt hat, geben sie, merkwürdig genug, so ziemlich ein Bild der dramatischen Gesammtproduction der Gegenwart. Die dramatischen Dichter können oder wollen — nulla regula sine exceptione — der Tagesströmung nicht folgen: entweder ist ihnen der Pulsschlag der Zeit nicht fühlbar, oder sie dünken sich darüber erhaben, genug, es treten Gebilde zu Tage, denen von allem Anbeginne an echt dramatisches Leben, warm pulsirendes Blut mangelt. Wohl hilft hie und da ein berühmter Autorname dem schwächlichen Kinde auf die Beine, das schwache Fundament verspricht aber keine lange Lebensdauer. Anstatt aus dem vollen Menschenleben, der lebendigen, frisch quellenden Gegenwart zu schöpfen, welche — großen revolutionären, socialen Umwälzungen vorarbeitend, gewaltige Erschütterungen vorbereitend — doch interessant und dankbar genug wäre, oder auf welthistorischem Grunde ihr ein Spiegelbild vorzuhalten: klügelt ein Dichter aus dem biblischen Königthum der Juden einen Stoff heraus, während ein Anderer seinen Geist tief in ein mythisches Zeitalter versenkt, oder endlich ein Dritter, dem die nationale Begeisterung als Entschuldigung dienen mag, unsere Phantasie in nordisch nebelhaften Sagenkreis bannt. Was schon der Gegenwart entnommen wird, ist nichtig, bedeutungslos, zu geschweigen eines gänzlich mißglückten Ausfluges zur Leuchte der täglich und stündlich, in Poesie und Prosa, mißbrauchten „Freiheit". Es kann sich jetzt also nur darum handeln, zu erörtern, wie alle diese Experimente beschaffen sind.

Zuerst besuchen wir den Hof des weisen Salomo und es ist kein Geringerer als Paul Heyse, der uns mit seinem das 17. Bändchen der (im Verlage von Wilh. Hertz in Berlin erscheinenden) Dramatischen Dichtungen bildenden Schauspiel „**Die Weisheit Salomo's**" hiebei das Geleite gibt. Es ist erstaunlich, mit welcher Vorliebe der gefeierte anmuthige, graziöse Novellist den dramatischen Pegasus besteigt. Zwar gelingt es ihm in der Regel, den Schimmel durch sanften Schenkeldruck und süße Worte zu einem Paßgange zu bewegen, wobei wohl auch der Respect vor dem hochansehnlichen Reiter das olympische Roß im Zaum hält. Salomo gibt seine Weisheit in guten fünffüßigen Jamben, glatt und fließend, zum Besten, aber weder er noch irgend eine andere Person vermögen so recht unser Interesse zu wecken. Salomo ist, Alles in Allem, ein Phrasenheld — nicht weise, sondern klug — so klug wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen. Sein großer Vorrath an Klugheit erlaubt es ihm, den Großmüthigen auszuspielen, wobei seine Großmuth weniger biblisch jüdisch als christlich modern ist. Bei Sulamith ist man anfänglich im Unklaren, ob sie den König lieben oder ihrem eigentlichen Liebhaber treu bleiben wird, einem Liebhaber, dessen Berserkerwuth keinen angenehmen Gemahl vorhersagen läßt und dessen gelegentliches Pathos durchaus nicht seiner Herkunft angemessen ist. Die Königin von Saba, die zum König Salomo kommt, aus dem einfachen Grunde, weil dieser — nicht zu ihr kommt, besitzt die beneidenswerthe Doppeleigenschaft, gleichzeitig zu lieben und zu hassen; wir wollen darüber nicht grübeln, welche Seite am Ende vorwog, und eingedenk des weisen Spruches am Schlusse des Schauspiels:

— „Fremden Freuden
Sich neidlos freuen, ist aller Weisheit
Krone" —

uns diese Krone bei den Bühnenerfolgen des immerhin achtenswerthen Stückes billig genug erwerben.

Einmal nicht allzuweit davon suchen wir die Griechen in ihrem Lager vor Troja auf und finden den wohlbekannten Aias, Sohn des Telamon, den klugen Odysseus, den Völkerfürsten Agamemnon und alle die anderen Helden; wir verfolgen im Geiste den Wettstreit des Aias und des Odysseus um die Waffen des Achilleus und müssen der trefflichen Schilderung dieses Streites in Ovid's Verwandlungen und weiters der gewaltigen Tragödie des Sophokles gedenken. Nach der letzteren frei bearbeitet, hat Dr. Fritz Pichler seine Tragödie „**Aias**" und als Separatabdruck aus dem 16. Jahrgange der „Dioskuren" (Wien. K. k. Hof- und Staatsdruckerei) herausgegeben. — Nachdem sich bei dem Namen Aias wie durch eine Zauberformel ein wundervoller Mythenkreis uns erschlossen, fragen wir jetzt einigermaßen erstaunt nach dem Zwecke der freien Bearbeitung — und wie dieser Zweck erreicht wurde. Sollen die Schönheiten der classischen Dichtung durch ein modernes Kleid unserem Ver-

ständnisse vermittelt werden, so ist die Liebesmüh' wohl eine verlorene, denn wer überhaupt fähig ist, diese Schönheiten vollkommen zu würdigen, perhorrescirt jede moderne Vermummung. Es kann sich also nur darum handeln, den „Aias" in Beziehungen zur modernen, auf humaner Grundlage geklärten Anschauung zu bringen — ihn kurzweg für unsere Zeit möglich zu machen und bühnengerecht zu gestalten. Daß der Dichter diesen Zweck vor Augen hatte, zeigt schon der weitausholende Beginn, in welchem er uns das, was Sophokles gesprächsweise erwähnt, zum Theil als Handlung vorführt und das, was dort Götterwerk ist, hier zum Theil als eine logische Folge der Leidenschaften sich entwickeln läßt. Wir sagten zum Theil, denn der Dichter weiß sich wohl vom Chor der alten Tragödie zu emancipieren, jedoch die Gottheit, hier Pallas Athene, läßt auch er in einem geeigneten Zeitpunkte erscheinen. Dadurch versetzt er uns nun mit einem Male wieder mitten in den griechischen Mythos, so daß uns unbewußt ein Sehnen nach dessen unverfälschtem Interpreten, nach Sophokles, beschleicht, den er uns ja wollte vergessen lassen. Das hat er nun davon! Er hätte vielleicht besser gethan, sich mit Pallas Athene in die Büsche zu schlagen und den Ovid vorzuschieben. Die etwas eigenthümlich gezeichnete Stellung des Teukros zu Tekmessa und der Selbstmord dieser letzteren haben uns befremdet; diese Zuthaten sind nicht hellenischer, eher romantischer Abkunft. Die opernhafte Apotheose am Schlusse brachte uns endlich keine geringe Enttäuschung und wenn irgendwo, so passen hier die Worte Schiller's am Schlusse seiner Recension über Egmont. — Die Verse sind wohl gefeilt, der Dialog stellenweise von bedeutender dramatischer Präcision und dichterischer Schönheit, so daß dieses Werk als Buchdrama ohne Zweifel Beachtung verdient.

Nun wenden wir uns vermöge des Hochfluges der Phantasie dem sagenhaften germanischen Norden zu. Gehoben von nationaler Begeisterung, wie wir annehmen, schrieb August Linde ein dramatisches Gedicht in 5 Acten: „Gudrun" (Moskau. Buchdruckerei E. Ließner u. J. Roman), in welchem das mittelhochdeutsche Heldengedicht Gudrun mit einiger Licenz, die sich der Verfasser herausnahm, in Acten und Scenen ausgeschrotet wird. Es ist immer ein mißliches Unternehmen, aus einem breit angelegten Epos, in dem sich das Interesse nicht einem, sondern, schon der Natur der Dichtungsart gemäß, mehreren Helden zuwendet, alle Fäden an sich zu ziehen, zu vereinigen und zu einem einzigen Knoten zu schlingen, um daran den Helden des Dramas auf Kosten mehrerer vortrefflicher Degen zu strangulieren — um so mißlicher, wenn das Wollen bei Weitem nicht an das Können eines Hebbel oder Geibel hinanreicht. Es gehört zur Bewältigung und künstlerischen Begrenzung eines so massigen Stoffes eben auch eine bedeutende dichterische Kraft. Wenn Sprache und Dialogführung gleich viel zu wünschen übrig lassen, so wollen wir doch gern zugeben, daß dieses Buch auch Spuren dramatischer Begabung aufweist.

Zur Gegenwart eilend, machen wir noch an der Rüste des achtzehnten Jahrhunderts kurzen Halt. Aufhebung der Leibeigenschaft durch Joseph II. — Freiheit — gewiß ein dankbares Sujet mit Rücksicht auf gegenwärtig noch ungelöste sociale Fragen! Jedoch — es kreist ein Berg und gebiert eine Maus und diese Maus heißt: **Hans Wierauer.** Drama in fünf Aufzügen von J. A. Šubert. Uebersetzt von Ed. Grün. (Leipzig. Ed. Wartig's Verlag.) Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, die Ordonanz hat das Decret bereits in der Tasche, warum also das Geschrei? Warum nicht weniger als vier Todesfälle coram publico durch Knüttel, Eisen, Blei und Spießruthen. Abgesehen von dem ganz unmöglichen Charakter des Wierauer vermag uns keine Gestalt Sympathie einzuflößen. Es schreien hier Leute nach der Freiheit, die die Freiheit nicht verdienen und denen dieselbe doch schließlich ohne eigenes Zuthun nach einem bischen Spießruthenlaufen, mit dessen Anblick uns der Verfasser gnädig verschont, zu Theil wird. Nun, wir beneiden diese Bauern weder um die durch Ruthenhiebe gewürzte Freiheit, noch Herrn J. A. Šubert um seinen Hans Wierauer.

Das Volksstück **„Der Bildlthaler"** von Leopold Winter, Gesangstexte von Leopold Hörmann (Reg. London. Stat. Hall. München), das schon in die Gegenwart fällt, ist nicht ohne Geschick und Gewandtheit verfaßt. Wir zweifeln nicht, daß es auch bühnenwirksam ist, wenn schon der Verfasser allen zeitbewegenden Fragen aus dem Wege geht und durchaus nach vorhandenen Mustern, wir wollen nicht sagen, nach der Schablone, im Sinne einer kleinen Epigonenwelt, die das Volksstück schon gezeitigt hat, verfährt. Mit den zwei Schwänken **„In den Alpen"** und **„Ein Stündchen im Gymnasium"**, beide von Ferd. Linzer (Linz, Selbstverlag), beide flott geschrieben, amüsant zu lesen, die, wenn frisch gespielt, auch bei den Zuschauern eine erheiternde Wirkung hervorbringen und sohin ihrem bescheidenen Zwecke genügen, wollen wir für heute diese schon über Gebühr lange Besprechung abschließen. F. Rottenbacher.

Martin Greif's neue Schauspiele. *)

Von Emil Soffé.

Nach längerem Stillschweigen betritt Greif wieder das dramatische Gebiet. Er bietet uns zwei Schauspiele, welche den Hohenstaufenstoff tangiren. Wir besitzen eine ganz hübsche Anzahl Dramen, die in jener Zeit spielen; der platte oberflächliche Raupach heckte nicht weniger als sechzehn aus, der ungleich begabtere Grabbe war bescheidener und ließ es bei zweien bewenden, Immermann endlich hinterließ auch eine banale Liebesgeschichte, die sich in der Umgebung Friedrich's II. abspielt. Nun greift auch Martin Greif in jene Zeit. Ihm, dem Baier, lag weniger an Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., sie sind nicht die Helden seiner zwei neuen Schauspiele, doch greifen sie einschneidend und bestimmend in die Handlung ein; — Greif stellte den Baiernherzog, Heinrich den Löwen, und dessen Sohn in die erste Linie; auf sie soll sich unser Interesse richten, für sie verschwendet er seine glänzendsten Farben.

Das erste Schauspiel: Es hat den Conflict zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen zum Inhalt. Kühn und vorwärtsdrängend erscheint uns der Herzog. Sein Ehrgeiz treibt ihn, nach dem höchsten Erdengute, der Kaiserkrone, zu streben. Andererseits fühlt er sich dem Kaiser durch mancherlei empfangene Gnadenacte verbunden. Er liebt in Friedrich den milden Herrn und Verwandten und fürchtet hinwiederum mißtrauisch dessen berechnendes stilles Wirken, die Hausmacht zu vergrößern und die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. So kann er nicht rein bleiben, und sein herrisches Temparament treibt ihn bis zum Treubruch und zur offenen Rebellion. Aber er, der seinem Herrn und Kaiser nicht die Treue bewahrte, muß sehen, daß ihm mit gleichem Maße gemessen wird. Da bricht er zusammen; doch Friedrich ist ihm ein zwar strenger, doch nicht unbarmherziger Richter.

Auf Heinrich und Friedrich ist alles Interesse concentrirt. Der Dichter hat es verstanden, den oft behandelten Stoff neu und anziehend zu gestalten. Mit kräftiger Hand stellt er die Charaktere hin und weiß geschickt den Knoten zu schürzen und den Leser, resp. Zuschauer in Spannung zu erhalten. Dramatisches Leben pulsirt in den Reden, welche sich, nebenbei bemerkt, durch reichen poetischen Schmuck auszeichnen und nur selten in epische Breite verlieren.

Das zweite Stück „Die Pfalz im Rhein" ist dramatisch schwächer, aber poetisch reicher und tiefer empfunden. Es ist kein rechtes historisches Drama, sondern eine Liebesgeschichte zwischen Heinrich von Braunschweig, dem Sohne Heinrich's des Löwen, und der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein. Kaiser Heinrich VI. wie der Pfalzgraf Conrad hassen den jungen Braunschweiger, aber „amor vincit omnia" und schließlich findet eine allgemeine Versöhnung und Amnestie statt, bei der auch der alte Löwe nicht ausgeschlossen wird.

In diesem Schauspiel schlägt Martin Greif Töne an; die Sprache ist von seltenem Wohlklange und großer Fülle. Es ist ein romantischer Stoff, dem sich der Dichter zugewendet hat, und Greif liebt dergleichen; leider geht durch das Romantische der feste dramatische Kern verloren, das Märchenhafte herrscht vor, dem Zufall wird zu viel Spielraum gewährt — aber andererseits paßt dies wieder ganz zu der romantischen Liebesgeschichte, und es läßt sich eins ohne das andere gar nicht denken. Psychologisch interessant ist in diesem Stücke der Charakter Heinrich's VI. gezeichnet. Das Tyrannische, Berechnende, Finstere dieses Fürsten ist mit großer Kunst betont und der Charakter äußerst glücklich durchgeführt. Heinrich VI. ist eine der besten dramatischen Gestalten, die Greif je gezeichnet, und erinnert an Shakespeare's Richard II.

„Heinrich der Löwe" wie „die Pfalz im Rhein" zeigen einen bedeutenden Fortschritt, den der Dichter des „Corfiz Ulfeldt" auf dramatischen Gebiete gemacht hat. Möchten beide Schauspiele bald von der Bühne herab ihre Lebenskraft beweisen.

*) Heinrich der Löwe. Schauspiel in 5 Acten. — Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in 5 Acten. — Stuttgart 1887. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Robur der Sieger. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben. Wien.)

Im „Robur" geleitet der Verfasser den Leser nach der interessanten in Philadelphia spielenden Einleitung im kühnen Fluge eines mechanischen Luftschiffes über einen Theil der Vereinigten Staaten, des englischen Nord-Amerika, über den stillen Ocean nach Japan, China, Indien, Persien, über Europa, einen Theil von Afrika und den Atlantischen Ocean nach der Südspitze Amerikas über das unbekannte antarktische Polargebiet, mit einem Worte, er bietet ihm ein Wandelpanorama der Erde aus der Vogelschau, untermischt mit unterhaltenden Episoden, aber ebenso reichlich geschmückt mit belehrendem Detail aus verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen. V.

Ein Lotterie-Loos. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben. Wien.)

Ein eigenartiges Idyll ist das Werk „Ein Lotterie-Loos", das im Herzen der schönsten Gegend Norwegens, in Telemar-

ken, spielt und auch eine Herzenssache nach langen Widerwärtigkeiten zum erwünschten Abschluß bringt. Hier findet der Leser ebenso die großartige schöne Natur des westlichen Theiles der skandinavischen Halbinsel mit photographischer Treue wiedergegeben, wie er mit den einfachen, biederen Bewohnern in Freud und Leid denken und fühlen lernt. — Ein kleiner novellistischer Anhang „Fritt! . . . Flacc!" — ein nebelhaftes Nachtgemälde — zeigt, wie umfassend die Phantasie des berühmten Autors ist. V.

Im Jahre 1870 ließ die Spamer'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig den ersten Band eines **Illustrierten Conversations-Lexikons** in groß Quart erscheinen, einer Neuheit auf diesem Gebiete, sofern auf die Illustration der Schwerpunkt gelegt wurde. Das Unternehmen ward in acht starken Bänden zum Abschluß gebracht. In 15 Jahren war eine neue Auflage nöthig geworden. 1885 begonnen, ist dieselbe bis zum Buchstaben F vorgeschritten. Die seitdem fertig vorliegenden drei ersten Bände geben ein erfreuliches Zeugniß von der Leistungsfähigkeit der Firma. Der Text ist vollständig umgearbeitet, die Illustrationen der ersten Ausgabe sind gesichtet, zu einem großen Theil durch andere ersetzt, alle aber technisch neu hergestellt. Durch sorgfältige und taktvolle Behandlung des Inhalts im Ganzen hat die Redaction in der That, wie sie beabsichtigt, ein Buch geliefert, das die Namen „Hausschatz für das Volk", „Orbis pictus für die studierende Jugend" verdient: Gemeinverständlichkeit, möglichste Kürze zu Gunsten einer größeren Anzahl von Stichworten, im Allgemeinen die Beschränkung auf das Nothwendige. Die vorliegenden drei Bände zählen 3082 Illustrationen, welche in den Text gedruckt sind, 38 Tonbilder und 26 Karten. Als Encyklopädie — umfassend Philosophie, Theologie, Naturwissenschaften, Erd- und Himmelskunde, Staats-, Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, Nautik, Astronomie und Technik, Baukunde, Haus- und Landwirthschaft, Handelswesen, Heilkunde, Statistik und manche anderen Fächer sind mit gewissenhafter Gleichmäßigkeit behandelt — erstreckt das Spamer'sche Buch seine Belehrung überall bis auf die Gegenwart. V.

Es wird wohl kein zweites Gebiet in ganz Oesterreich geben, das eine so gewaltige Anziehungskraft besitzt, als das Alpenparadies des **Semmering**, dem alljährlich so viele Tausende und Abertausende zuströmen. Moriz Band hat im Verlage von M. Gottlieb in Wien ein recht elegant ausgestattetes drei Bogen starkes Büchlein herausgegeben, dasselbe enthält alles Wünschenswerte über den Semmering und seine Umgebung und bietet den Stoff in übersichtlicher Weise. Die Sprache reicht über den landläufigen Bädekerstil hinaus, so daß das Büchlein auch eine angenehme Lectüre für die Semmeringfahrt bildet. V.

„**Die deutsche Sappho**" (Anna Luise Karschin), ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen. Von Dr. Adolf Kohut. (Dresden. E. Pierson's Verlag, 1887.) Wir besitzen noch keine erschöpfende Biographie und Charakteristik der „deutschen Sappho," wie Anna Luise Karsch von ihren Zeitgenossen genannt wurde. Zum ersten Male bietet hier nun der bekannte Literatur- und Culturhistoriker Dr. Adolf Kohut eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Charakteristik der durch ihre tragischen Schicksale, wie ihre Natur-, Volks- und Kriegsdichtungen und Improvisationen merkwürdigen Frau. In anziehender Weise schildert er die Beziehungen der Karschin zu ihren berühmten Zeitgenossen, wie Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, G. E. Lessing, Moses Mendelssohn, Gleim, Sulzer, Klopstock, Wöllner, Graf von Hertzberg u. A. und entrollt so ein Literatur und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen. Das Buch enthält zugleich eine reiche Auswahl der schönsten, originellsten Gedichte und Improvisationen der Karschin. Das Werk ist volksthümlich geschrieben. V.

„**Die Nichtigkeit der ganzen päpstlichen Nachfolgerschaft Petri** sammt ihren allumfassenden Ansprüchen in Staat und Kirche" nennt sich eine von Theod. Mücke geschriebene und bei J. Wiesike in Brandenburg erschienen Broschüre, deren Empfang wir registrien, die aber für unsere Leser belanglos ist.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. Friedelsuchens Lebenslauf. — (Bernburg. J. Bacmeister.)

Die Pantoffeln des Hofmeisters. Eine weiberfeindliche Geschichte von Oscar Welten. (Berlin. Wilhelm Ißleib. 1887.)

Eine Pfingstfahrt. Novelle von K. R. W. Uschner. (Zürich. Verlagsmagazin. 1887.)

Moderne Klänge. Dichtungen von Bogumil Curtius. (Berlin. Wilhelm Latte.)

Naturkinder. Gedichte von Margot Werner. (Hamburg. J. F. Richter 1887.)

Maria. Eine Legende von Margot Werner. (Hamburg. J. F. Richter 1887.)

Essays von Margot Werner. (Hamburg. J. F. Richter 1887.)

Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Karl Ruß. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck. Bis zum 11. Heft erschien. (Prag. F. Tempsky.)

Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Von Dr. Alwin Schultz 15. Heft. (Prag. F. Tempsky.)

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Dr. Daniel Sanders. I. Jahrg. (Hamburg. J. F. Richter.)

Ein Stück Zeitungsgeschichte. Von Dr. Heinrich Friedjung. (Wien. Genossenschafts-Buchdruckerei.)

Josef Haydns letzte Huldigung in Wien. Nach Berichten damaliger Zeitgenossen neu zusammengestellt von Ludwig Germonik. (Wien. Grillparzer-Verein.)

Zur Geschichte der Volkslieder aus Kärnten. Skizzierte Andeutungen von Ludwig Germonik. (Wien. Grillparzer-Verein.)

Zur Geschichte des Kärntner Liedes. Skizzierte Andeutungen von Ludwig Germonik. (Wien. Grillparzer-Verein.)

Alpenglühen. Lieder und Dichtungen von Ludwig Germonik. (Wien. Grillparzer-Verein.)

Der einzige Rettungsweg. Von Michael Flürscheim. (Bubenheim. J. Schmitt.)

Illustrirtes Wiener Tarokbuch. Leidfaden zur Erlernung aller Arten des Tarokspiels. Mit einer Sammlung von 33 Problemen und einem Anhange: Tarok-Codex, die Spielgesetze enthaltend. Von S. Ulmann. (Hartleben, Wien.)

„Die Nordseebäder auf Sylt“. (Hamburg. Otto Meißner.)

Postkarten des Heimgarten.

✕✕ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

A. S., Schmiedeberg: Allerdings, wenn man über Anastasius Grüns Privatleben das Richtige erfahren will, darf man sich nicht an Sebastian Brenner wenden. Die Persönlichkeit des Grafen Auersperg war durchaus edel angelegt und nur der Parteihaß kann ihm Handlungen unterschieben, die er weder gebilligt noch vollbracht hat. Derlei Manöver kennt man, sie bedeuten nichts.

S. H., Görlitz: In Kreisen, die sich für Theater und Literatur interessieren, erwartet man ja auch hier mit Spannung das Erscheinen der Memoiren des General-Intendanten von Hülsen. Die Publication dieser Memoiren soll im nächstfolgenden Hefte der Deutschen Revue beginnen.

G. J., Marburg: Die Eilpostfahrten zwischen Bruck und Mariazell sind seit ersten Juni wieder eröffnet. Sie können die Tour kaum bequemer und billiger machen, als wenn Sie diese Eilpost benützen. Sie fahren mit dem Vormittagszug bis Bruck, wo die eleganten Wagen bereit stehen und sind Abends zur guten Stunde in Mariazell. Glückliche Reise!

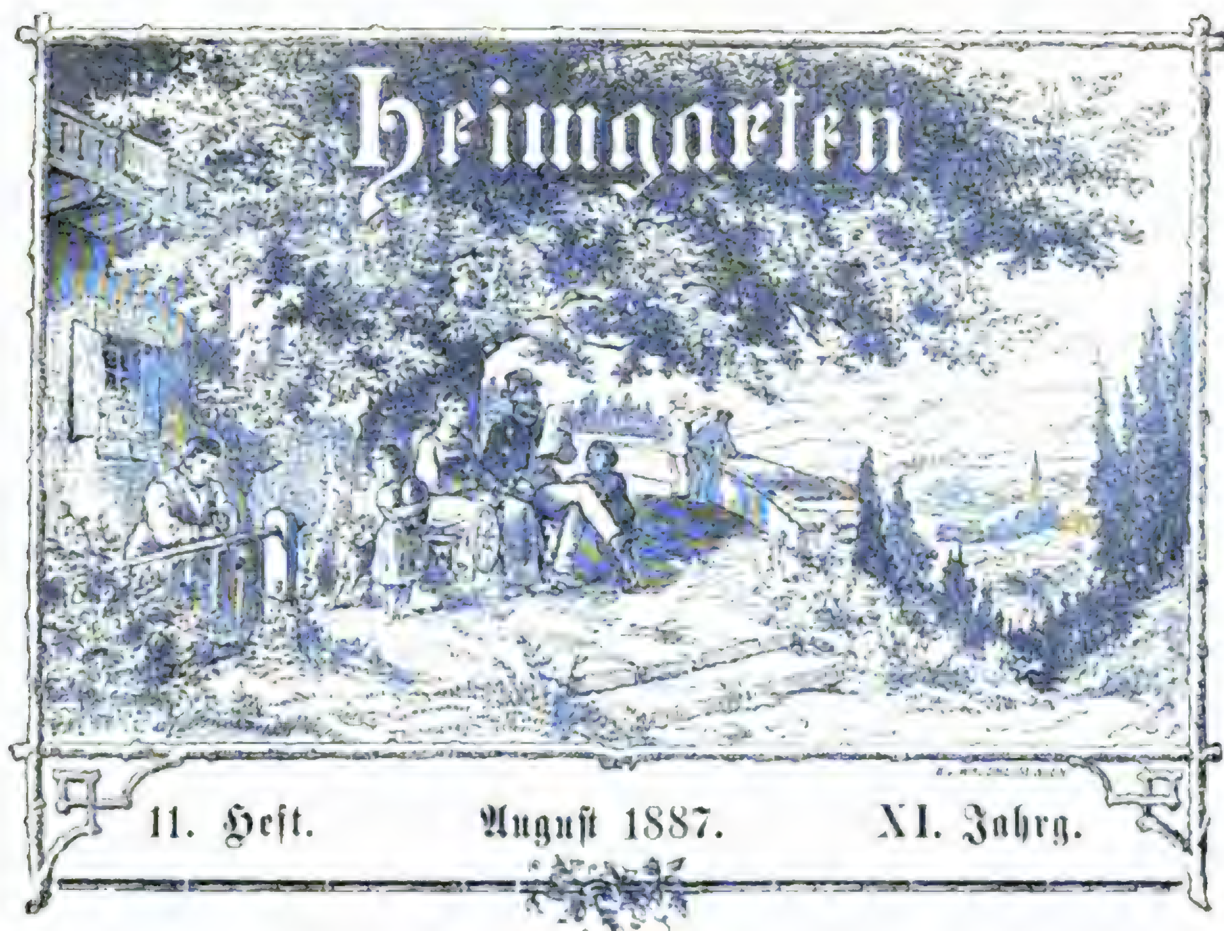
F. C., Hernals: Ihr Vorschlag hat viel für sich, ist aber aus mancherlei äußeren und inneren Gründen nicht gut durchführbar. Wir müssen uns hierin der aus literarischem Interesse hervorgegangnen Gepflogenheit fügen, wie es auch die übrigen Monats- und Wochenschriften thun, und ist es eben eine unserer Absichten, den Leser für die Erscheinungen der Literatur nachhaltiger zu interessieren.

O. S. Linz: Der Leitfaden darf allgemein sein und ist mit einem Worte A. Stifters leicht gefunden: Güte, Häuslichkeit und Einfachheit der Sitten an seinem Weibe macht jeden Mann glücklich, und wenn er es durch diese Eigenschaften eines Weibes nicht wird, so ist er selbst Schuld und verdient das Weib nicht.

A. W. A., Innsbruck: Ihre Erzählung: „In Sankt Wirt, oder wo, hot der Wirt, oder wer, ein' Hirt, oder wen, mit der Girt, oder wia, derschlogn, oder wos,“ ist die Variation eines in den fliegenden Blättern gestandenen Stückes.

✝ **Druckfehler:** Seit 715, Spalte 2, Zeile 3 von oben statt „das“ die zu lesen. Seite 718, Spalte 1, Zeile 17 von unten zu lesen: „aber um Hervorragendes zu leisten, müßten vorerst“ u. s. w. Beim Aufsatz — Maiheft —: „Im sonnigen Süden“ hat's anstatt Angeolina durchgängig Angiolina zu heißen. D. Red.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Da Simer in Kreuz.

A Bericht aus oltn Zeitn in der steirischn Gmoansproch

von P. K. Rosegger.

Schauts, meini liabn Leut, schauts Enk amol s se Haus on, däs doscht obn afn Rigl steht. Hintawärts da finsta Woldschochn, voron owa gegn an Boch greani Wiesan und Felder, und afn Roan Stoanhäusn, Eschan und Felberastaudn. D Hulzwänd von Haus leuchtn grod gulder in Sunschein, gleihwul einwendi da Hulzwurm scha nogg und klöpfelt, daß die oltn Weiba, die gschrecktn, hell nit onderscht moan, as wia, s Todtnmandl that klopfn. Ih wia mih nit irrn, wan ih sog, länger, as a holbs Johrtausend mogs her sein, seit däs olti wurmstichigi Haus ols junga frischa Wold gstondn is afn Berg. Und wan d Leut af amol aufstandn, de in den Haus eahnan Huat hobn afn Nogl ghenkt, ban Fensta hobn aussagschaut, afn Betstuhl sein kniat, ban Tisch sein gsessn und af die lonk Bonk sein hinglegg worn af d Leßt: wan s heint aufstangadn af amol, da holbadi Freidhof wa vula Leut, wia da Kirchploß afn Johrmorkt.

Ehrfürchti wirds mar und schauderli, sar oft ih däs olti Woldhaus onschau, in Hullkreuzhof, wia s n hoassn seit olta Zeit. Hot sih eh va Zeitn in den Haus amol a schreckbori Gschicht zuatrogn, de der Olti in Jungen, und Oaner in Odern dazählt und um sa wenka vagessn wern kon, weil heintigstogs a so wos wul nit leicht meh geschechn wird.

Hot in Hullkreuzhof amol a Mon ghaust: da Simer in Kreuz hobn s n ghoassn, a brava, gstrenga Mon, ehrnfest und felsnfest. Zorni hotn neampp gsechn, und doh hot d Schlechtigkeit zidert, wan er still mit sein Aug hot aufgschaut. Bamstork sul er gwochsn gwen sein und an braunen Bort sul er ghobb hobn, der va die broadn Backn nieda wir a groß-

mächtige Scheibn üba die Brust gongan is. Fünf Sühn hot er ghobb, da Simer in Kreuz, wul ah recht brav eahm nochgwochsn, bis af oan. Holt bis af an Oanzign, wias schon unseli sein muas imeramol, daß bravi Eltern an ungrotns Kind hobn. Oba gern hot er s ghobb, da Voda däs Kind, schier liaba wia die Ondern, weils sa bagschirli und ausbündi gwen is, und aufglegg zan Lustisein. Gottliab hot da Simer in Kreuz däs Büabl hoassn lossn ba da Tauf, oba — wia sa sih ehzeit hot zoagg — da jungi leichtlustigi Bursch hot sein Nom nit viel Ehr gmocht; Weibaliab, wan er ghoassn hät, wurd sih bessa hobn gmocht. Nit der ältesti und nit da jüngasti is er gwen, da Gottliab, oba doh der ersti, der sein Vodaleutn a Schwiegatochta hot ins Haus brocht. Und gut hot er's troffn: bluatjung und muatsauba, kreuzlusti und lamfrum, und wan die Simer in Kreuzin, d Schwiegamuada, selber amol sogg: Ka Besseri hät er nit findn kiman, und däs is a Parl, wos die Taubn hobn zsomtrogn!

Hot oba nit gor long daurt mit da Freud. Van ihr häts scha daurt, die Traudl hot in Gottliabl unsini gern ghobb; obo ban eahm hots koan Bstond ghobb. Van Fischerwirt die Kellnerin, an aufgramsts kotznkecks Weibmentsch. Va da kloan Zechn wa die Traudl schöna, wia die Kellnerin ban Kopf, ober imeramol is 's, wia wan da Teifel sei Gspiel hät: 's keck Weibmentsch hots in Gottliabl onthon.

Ma hots ollamol kent, wan da Gottliab von Fischawirt kemer is; vadrossn hot er sih hin und her draht dahoam, und wan an sei Weib guatherzi hot ongredt: „Wos fahlt da dan, Gottliab? Schau, wanst an Onliegn julst hobn, thua ma s sogn!" sa fohrt er grob her: „Wos geht dan dos Dih on! Und w o n ih oans hät, Du nahmst ma s nit oh!"

Zan a selchta Stund is s, steht sei Muada ban Bruntrog, wir er hoamkimpp. Er hot an Krompn af der Ochsl, weil er wegmochn gewesn is untn in Thol; 's hotn Weg ban leßtn Regn s Wossa stork zrissn. Da Sichersti is er heint nit in sein Gong! Denkt ihr d Mutter und redtn bekümert on: „Bist ban Fischerwirt herbei gwen, Gottliab?"

„Wegnwos sul ih ban Fischawirt nit sein herbeigwen?" sogg da Suhn, „ba den Stoankralln in gonzn Tog wird ma dursti."

„Ih glab da 's wul eh," moant d Muader, „und a Krüagl Wein wird da gwiß vagunt sein. Oba, schau, mei Kind" — sie wischt ihri nossn Händ mitn Fiatazipf oh und geht schön stad af eahm zua, und gehtn noch in d Wognhütn, wo er sih niedalegn will auffi af an Loatakorm. „Do nit, Gottliab," sogg sie und willn ba da Hond nehma, „do is ka Ploß zan Schlofn. Wan s scha heint wiederamol vorzeiti sei muas, sa woaßt jo Dei Bett."

An Brumla mocht er und mitn Orm schupft ers af d Seitn. Ober a Muada, de ihrn Kind wos Guats will thoan, de is nit sa leicht zruggschreckt. Nohamol leggs ihr Hond af seini Ochsl und sogg völli kloanlaut: „Schau, mein Kind! Jch m u a s redn mit Dir, mir druckts s Herz oh! Nit da Wein ziacht Dih zan Fischawirt, wos Onders ziacht Dih. Jesus Maria und Josef, mei Gottliab, wos war dos! Tog und Nocht ligg mar a Stoan afn Herzn. Schau Dein Vodern on und Deini Brüader! Olls is in Ehrn. Seit da Hullkreuzhof steht, seit a Hütn steht in der Gegnd, is ka selchts Aerganuß firkma. An Aerganuß, weiter is s nix, däs woas ih gleihwul, sa weit k u n t Dih s heili Taufwossa nit hobn valossn, daß d a Schondstuck, a s e l ch t s Schondstuck . . ."

Va lauta Woanan kon s neama weita. Da Bursch wurd ihr kam sa long stillholtn; ma woas oba nit, ob er ihr zuahört, mitn Elbogn spreizt er sein Kopf afn' Loatakorm; todtubloß in Gsicht, zan vasterbn is n schlecht.

Ih fürcht na, s is wos onders, und nit s schlechti Gwissn.

„Und denk, mei Suhn," hebb d Muada nohamol on, ihr Stim is sa triab, as wia wan s mit an schworzn Schloar umwickelt wa, „denk doh af Dei bravs Weib. Z todt kümert sie sih Deinetwegn, wohin sul däs führn! Gottliab, um olla Heiligu Willn, stürz uns nit ins Unglück!"

„Jo — jo —" sogg er töwi, „loßts mih hiaz gehn. Ih will a Rua hobn."

Drei Tog stehts on, do kimpp da Gottliab wieda von Thol hoam, und spot nachti. Sei jüngasts Brüaderl schloft schon in sein Strohladl, oba die drei grössern sein noh munter und wortn afn Bruadan.

„Wos stellst Du on!" frogg n da Martin in da finstern Vorlabn, „Gottliab! An iada von uns drei, wia ma do stehn, lossn uns die recht Hond ohhockn mit Freudn, nur dos sul nit wohr sein, wos ma va Dir redt!"

„Dumheitn!" knurt da Gottliab, „d Leut redn gor viel. Schauts ees af Enk selba!"

Do vastehn s eahm die Thür in sei Schlofkomer und da Martin sogg stad und holblaut: „Da Voda woas ah davon. Er wills onderst hobn, ober ih sog da s, Bruada: Wans wohr sult sei, däs mit da Kellnerin, oda Gsohr war, daß s wohr sult wern, ih müassad heint noh owi ins Fischerwirtshaus und müassad n niedastechn, den Satan!"

„Za der Ehr gratalir ih!" locht da Bursch und reißt in sei Koma die Thür auf.

Togs drauf, wia hintern Gebirg scha d Morgnröth aufleucht't, und da Simer in Kreuz mit sein Buabnan um an Tisch kniat und s Morgngebet bet't, do kniat da Gottliab ah dabei. Und wia s zan Sotz keman in Votrunser: Vergib uns unsere Schuld! zuckt da Voda mit da Stim auf und schaut in Gottliab on.

Mäuserlstill is s an Augnblick — von Morgnrot ongscheint, so schaut da Voda sein Suhn ins Gsicht, und der schlogg d Augn nieda.

Aft betn s weita.

Noch den Tog stehts on a Wochn long. Do is s am Obnd, daß die olt Muader und die Traudl aloan dahoam sein. Da Gottliab hot wieda wos zthoan in Thol, da Voder und die ondern Buabn sein noh nit zrugg van Wold, wo s mit n Loatakorm Hulz zsomgschleift hobn für n Winta. Däußt, üba d Eschnbam her scheint scha s Mauscha. In da Stubn todnt s Herdfeur, und zuckt don und won und schnolzt a wenk. Z Fuaßend af ihrn Bett sitzt die Traudl und woant still. Die olt Muada kon so wos nit hörn, sie schleicht hin, streicht in jungen Weib s Köpfl und sogg: „Muast nit, Traudl. Muast Dih nit gor a so owigrima. Ih bet Tog und Nocht und unsa Hergott kons nit zualossn. Ih woaß s, sa schlim wirds nit sein, wia d Leut schwatzn. Glaub ma's, mei Tochta, da Gottliab hot Dih gern. Und die Kellnerin, hon ih ghört, sul bold wekkema von Fischawirt, weit überi in d Sarau; nochher is a Fried. Munter Dih auf, Traudl, wirst sechn, s wird Olls wieda guat, geh, munter Dih auf."

A so hots ihr zuagredt. Da knobats daußt vor da Thür und da Gottliab tirggelt in d Stubn. Tirggelt einer, deutt nix und sogg nix, ziacht seini Schuach aus, sein Uebagwond, und setzts hin übas Fletz. Long redn s n nit on. Endla sogg d Muada:

„Spot bist meh dron."

„Sein die Ondern scha dahoam?" fohrt da Bursch auf.

„Däs is wos onders;" sogg sie, „die Ondern sein ba der Orbat, Du kimst — ih wir mih nit groß irrn — aus n Wirtshaus."

„Kim ih nit hoam von Wirtshaus, sar is s nit recht; kim ih hoam, sar is s ah nit recht," brumelt da Bursch.

„Doß d oba gor a so henkst ba den Fischawirtshaus!“ redt n d Muader entgegn.

„Sul Unseroana dan gor nix meh hobn af da Welt!“ schreit da Gottliab und reißt sei Hangerl von Leib und wirfts untern Tisch hin.

„Gottliab,“ sogg hiaz die Traudl mit güatiga Stim, „ih hon dar a Suppn wormgstellt.“

„Holt s Maul!“ schreit er s on.

Hiaz steht sie auf und stellt sih gonz stad vor eahm hin: „Gottliab, a selchts Wort host ma noh nia gebn!“

„Wirst as scha gwohnt wern! Oda willst ma hiaz epper an Hern zoagn, weil die Hetl do untn aus n Haus muas wegn Deina, folschas Luada, vadonkt's! Hin sulst sein, wegn meiner!“ und gibb ihr an Stoß in die Brust, daß s mit an Heschaza hintirgglt und zsombricht in Winkel.

„Jesus Maria!“ sogg sei Muada; do is er scha ba da Thür daußt.

Mit Wossa, mit guati Wort springgs hiaz um, die olt Frau, hiaz hots ka Zeit zan gschreckt sein, die Traudl liegg afn Fletz und aus ihrn Mund gurglts Bluat. Mit Wossa, mit guati Wort — do kimpp s ormi Weib noch und noch wieda zan ihr selba. D Herdgluat scheint afs Fletz hin, do siacht die Traudl in Gottliab seini Schuach, sei Joppn, sein Huat. „Kolt is s daußt,“ sogg s völli stad und bitta trauri.

„In da Höll wirdn scha wieda worm wern,“ sogg d Muada.

Da Gottliab kimpp nit zrugg in d Stubn, die Ondern wölln heint ah ollaweil noh nit hoamkema; 's Manscha scheint ban Fenster einer afs Bett, wo die Traudl hiaz ligg, onzschaun wir a Leich.

Endla schlofts ein. Und wia s schloft, schleicht die olt Muader aus n Haus und daß s in Vodan entgegn gang und eahm s Unglück dazählad.

Daweil is da Gottliab daußtn umaghellrazt in da Kältn. In Bamwipfeln wischbelt da Wind und imer a Wulkufetzn fliagg über s Manscha, daß schworzi Schotn wia Gspensta laffn übers Feld her. Da Gottliab schleicht um s Haus. — Hon ihs daschlogn oda nit? so frogg er sih selber und sei Herz dogazt, wir in da Schmitn da Homer afs hoaß Eisn. — Hon ihs daschlogn oda nit? — Za da Hausthür geht er und will eini. Sie is vaspiert. In Wold lafft er hin, borfuaß, koan Rock afn Leib, koan Huat afn Kopf; sein Bidlin beidelts, er woas nit, is s vor Kältn oda vor Ongst.

Hiaz gach nimbb er wohr, wia sei Voder und seini Brüada nochn Weg daher kemen gegn s Haus zua. Er duckt sih hinter an Gräßling und siachts. Seini zwen ältern Brüada ziachn in Loatakorm; afn Loatakorm ligg sei jüngasts Brüaderl, da Ferl, klewa sechs Johr olt. Müad is er worn, da Kloani, in Wold, hiaz schloft er. Hintern Korm geht da vierti Bruader und wo d Räder über a Bamwurzn müaßn, do schiabb er noch und hilft weita. Gonz hintn geht da Voder, af der Ochsl s groß Hulzbeil.

Hiaz kimpp eahna d Muader entgegn. „Long seids aus, Maner,“ a so redt sie s aft on, „ma moant, ma kunt Enk neama dawortn.“ Nochha draht sa sih zan Oltn und frogg kloanlaut: „Voda, host Du in Gottliab nix gsechn?“

„Is er noh nit dahoam?“ frogg da Voder und seina Stim kent ma s on, as gschiachtn hort, wan d Red is von Gottliab.

„Dahoam gwesn is er,“ sogg d Muader, „oba bold wieda fuat, holb nockad fuat, ih denk er kon nit long ausbleibn. Oba daß ih da s sog, Voda, schreck Dih nit z viel; da Bua hot wos ongstellt und wan er wieda kimpp, sa därfn ma n neamer eini lossn in unsa Haus.“

„Weib, wos is gschechn?“ frogg da Simer in Kreuz und bleibb stehn. Do dazählt eahm s Weib woanand,

wos da Gottliab hot gstondn und wos er hot ongstellt.

Da Gottliab schleicht hintern Baman nebn an Weg her, und daß er in Finstern zwischen in Ondern ba da Thür eini kunt schlupfn, daß er in Stodl kam afs worm Heu, däs is sei Valonga. Ka Wort wird meh gredt afn Weg. Se keman zan Haus. Daweil d Muada mitn hülzeran Schlüssl d Hausthür aufspirt, stupft da Voder s kloan Büabl afn Korm und sogg: „Ferl, damunter Dih auf, mir sein dahoam.“ Da kloan Ferl setzt sih auf, reibb mit da Faust in sein Augnan, do schiaßt da Gottliab za da Thür und will eini.

„Oho!“ sogg da Martin, und pocktn fest on, „Du bist es, Gottliab. In dos Haus gehst neama!“

Wia s ringen oll zwen kimpp ah da Hons und da Hart in Martin z Hilf, und wia s n Gottliab afn Bodn hobn, sogg da Voda: „Daweil thuats n nix. Werfts n afn Loatakorm und bindts n fest on.“

Se reissn an af d Hech, werfn an afn Korm, daß er gmegazt, ziachn an Orm und Füaß ausanonder und bindn an fest in Loatasprüssln, daß er wir a Kreuzigta doligg afn Korm. In Kopf hot er oanzi noh frei, da Gottliab, den wirft er hin und her und wer n in d Nahad kimpp, den will er beissn.

„Mei liaba Gottliab,“ sogg da Voder und stellt sih vorn hin, „däs hilft da nix meh. Du woaßt, wos Du thon host und woaßt, wos da gschechn wird. Dei Weib konst gschlogn hobn, s mog sein; da Hergott in Himel wirds richtn. In Ehebruch stroft noch oltn Brauch Dei Richter auf Erdn. Du host Dei Weib varothn, host Eltern und Gschwister in d Schond brocht. Mir oda Du. Af der Welt nebnanonda kina mir neama lebn.“

Van Manschaliacht sicht ma s, zan Schandern vazogn is in Gottliab sei Gsicht. Nit a Sterbnswort sogg er, fest grobb er seini Zähnt in d Lefzn, daß s bliatn. D Muader is af die Thürschwelln hingsunkn, af ihrn Schoß ligg s Köpfel von jüngastn Büabl. Sie vadeckt ihr Gsicht mitn Fiater und denkt afn Gottliab. A liabs Kind is s jo doh, wos do hiaz sa schreckbor muas z Grund gehn und kon an nit helfn, und därf n nit helfn, und möchtn nit helfn, wan s ah kunt und deafad.

Die ältern Brüada stehn finster und schaun afn Bodan.

Der ruaft in kloan Ferl und sogg drauf zan Martin: Martin, heb in Kloan afn Korm, daß er in Gottliab übers Gsicht a Kreuz mocht.“

Da Martin hebb mit oan Orm s Büabl af d Hech, mit der ondern Hond holt't er in Onbundnan fest ban Horrn, daß er nit schneblazn kon mitn Kopf. Da Ferl streckt sein Daum, mocht drei Kreuz übern Gottliab seina Stirn, sein Mund, seina Brust und sogg mit da woachn gloggnhelln Stim: „Im Namen Gott des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen.“

Oll eahnri Hüat hobn s von Kopf zogn, „Amen!“ sogn s oll.

„Hons,“ sogg da Voder und sei Stim is töwi, „loß in Korm hinteri nieda!“ Da Hons hebb voran die Deichsel af d Hech, daß da hinteri Korm mitn Kopf gegn an Bodn noagg. Da Voda nimbb sei Hulzbeil, sei schwars, und wir ers hoch hebb in da Luft, do glitznts in Manscha wia Silba. Schwar mitn eisernan Ruggn, so loßt er s niedasausn afn Gottliab sein Kopf, daß s an tumpern Scholl gibb. A pormol laut auf rodlt da Gottliab, oba da Voda vasetztn schon in zweitn Schlog und in drittn; Morch und Blut spritzt hoch auf und da Kopf is zerschmedert.

Hiaz sinkt n Vodan s Hulzbeil aus do Hond und er selber sinkt afn grean Wosn.

„Dos hot sein müassn!“ so seufzt er. Und nochher is s still um und um, in Bamwipfeln wachelt da Wind. —

Noch a Weil steht da Simer in Kreuz auf, winkt in Sühnen und sogg: „Afn Korm, wir er ligg, so ziachts n hiaz owi in Grobn. Afn Mosgrund, wo Wulfsmilch und Schirling und Nochtkirzn wochsn, grobb s n ein. — Nochha hobbs Feirobnd."

Erklärung: Simer in Kreuz: Simon im Kreuzhof. bagschirli: niedlich und drollig. ausbündi: klug, gescheit. Fiata: Schürze. Loatakorm: zweirädeviger Leiterwagen. 's Manscha: der Mond. todnt: todt werdend, im Verlöschen begriffen. knobat: poltert. tirggelt: torkelt. Hangerl: Brustfleck, den man mit einer Schlinge über den Nacken hängt. umagghelleraʒt: umhergeirrt. Dogazt: pocht. Gräffing: Junger Tannling. gmegazt: ächzt. Lefzn: Lippen. schneblazn: wadeln. töwi: dumpf. rodlt: röchelt.

Ferdinand, der Dieb.

Eine Geschichte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hiervon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, sich für Andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm umgiengen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen: denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war, ausgab, so wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihilfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sichs wohl sein läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Dis-

proportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistentheils nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemand zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von Jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode sein wollte. So wuchs er heran und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältnis mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht: denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußerste sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich Andern nicht allein gleichzustellen, sondern vor Andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals: anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an, seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen, er war mit Allem, was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartieen zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und wert er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu sein, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie wert ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sei.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es forderte mancherlei

Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie Jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz anderen Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite keine Hilfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfnis des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht an der Seele vorübergiengen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler: von Allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; Alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht; und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem, was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von den Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen: er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn eingeschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemand sind Untergebene aufmerksamer als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel vorauszugehen. So war der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmersam, besonders auf solche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu d e r Zeit von jedem billigen Genusse ausschließen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist? Und mit welchem Rechte thun sie es? und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann d a s ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen: denn ist uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch wert ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte: und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirtschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und andern Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage,

ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sei, im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte: denn schon hatte er kleine Sachen von Wert, die er besaß, vertrödelt und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen. Sein Gemüth verschloß sich, und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm, nach seiner Meinung, überall im Wege stand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war: denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fieng nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Casse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Casse enthielt. Der Kasten war schwer, er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen: unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemand wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von Einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Wert Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die

Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst, da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zur Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie, ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet sein würde. Sie liebte ihn! sie war gerührt, sie sagte ihm zu was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswert mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein Anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen, und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fieng es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, begieng mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah! Sie untersuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles repariert, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dies war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fieng nun an aufs Genaueste zu leben und von seinem Taschengelde was nur möglich war zu sparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die

Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig Andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie: denn die Gelegenheit ist eine gleichgiltige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann gieng in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort; von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntnis, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung von Maschinen durch die Hilfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung werde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah Alles mit größerer Aufmerksamkeit, weil er Alles schon als das Seinige ansah. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessierten ihn aufs höchste; sie waren Labsal und Heilung für sein verwundetes Herz: denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnsinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu sein schien.

Ein Freund seines Hauses, ein wackerer, aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt, und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte Dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu sein schien; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen

Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gutgeartetes Mädchen; die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommenere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von Allem unterrichtet. Er hatte mit Hilfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirtin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in Allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihilfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde Alles auf Credit verschaffen, was dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken: denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs Neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen

Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte: diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Ducaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte: er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war; er sah als gewiß an, daß er beraubt sei, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; Niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde; daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen; daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden; daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme; daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn auf zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet; sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältnis war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinanden schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinanden zu hoffen sei, und ob man in eine Heirat mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte; sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimnis aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt, er müsse sie nicht übertheuern: denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte Nein, zeigte die Preise genau an und sagte dabei, man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe: er nannte ihr zu ihrer größten Betrübnis die Sorte, es war die, die dem Vater fehlte.

Sie gieng nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise hatte aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich; die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen

Gemüthart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen: sie wünschte sich aufzuklären, und fürchtete das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück: er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche: er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Betriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm, und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine andern Laster zu diesem jemals gesellt hätten; er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt und daß er durch Ersparnis auf der Reise und durch eine glückliche Speculation sich im Stande sehe, Alles wieder zu ersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sei, denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Märchen aufzuhalten gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des Einen fähig sei, sei auch alles Uebrigen fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen Kameraden mitschuldige, wahrscheinlich sei der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sei eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von alle dem, was er sein konnte: die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand; er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine

Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunklen Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens sein sollte, machte ihn weich, er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hilfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerten Inhalts: der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hilfe; derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und Jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. „Wie glücklich bin ich," sagte sie, „daß ich Dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich Deine Reue für wahr halten kann! Das Gold hat sich gefunden: der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Cassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt Deine Angabe ziemlich zusammen; die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und versprach dem Vater, die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

Ferdinand gieng sogleich zur größten Freude über. Er eilte, sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter; doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß der Mensch das göttliche Wesen für sich interessieren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er eben so unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werte und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältnis Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück, und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären und sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern, er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem er sie allein sprechen und ihr seine

Aussichten vorlegen könnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen, höhnisch aufnahm! Sie scherzte nicht ganz fein über die Ensiedelei, die er sich ausgesucht habe, über die Figur, die sie beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mitangekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweitenmal möglich. Er sah Ottilien oft, und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich auch noch die letzten Fäden entzweizureißen.

Diese Operation war schmerzhafter als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtnis zurückzurufen, in denen sie beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen, zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß Alles anders sein möchte als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde; sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe, die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen; sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und reichlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe; und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wär er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und eben so sprach das

Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück; seine Einrichtung war bald gemacht: er war ordentlich und fleißig, und ward es um so mehr, als das gute, natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Goethe.

Auf Räubercommando.

Novelle von Paul Maria Lacroma.

(Fortsetzung.)

III.

Géza ritt eiligst von hinnen.

Die Wunde am Finger, die er blos mit einem Leinwandstreif umwickelt und, da sie gleich zu bluten aufgehört, kaum beachtet, ja fast vergessen hatte, meldete sich nun plötzlich auf sehr unangenehme Art. Er fühlte bedeutendes Brennen darin, das bei dem raschen Reiten in der strengen Kälte von Minute zu Minute zunahm: ja schließlich gesellte sich zu den heftigen Schmerzen im Finger auch noch ein so unerträgliches Kopfweh, daß er wirklich Mühe hatte, sich im Sattel zu behaupten.

Der Schnee fiel in großen, dichten Flocken hernieder, Mann und Roß von allen Seiten umwirbelnd und trotz aller Anstrengung weiterzukommen, erreichte der Lieutenant den Sitz des Regimentscommando erst nach zwölf Uhr.

Die Herren saßen bei Tisch und luden ihn sofort ein, mitzuhalten. Géza konnte nicht essen, nur seinen immensen Durst stillen.

„Nun, Kamerad, was ist denn los?“ — „Was hat Dir den Appetit verdorben?“ — „Ist der Fang etwa nicht geglückt?“ rief man ihm von verschiedenen Seiten zu.

Kopfschüttelnd leerte Géza bereits das vierte Glas Wasser und sah' dann unschlüssig den Obersten an, der ebenfalls an der Officiersmenage theilnahm.

„Nun, lassen Sie nur hören, Lieutenant Sándor!“ ermunterte ihn sein hoher Vorgesetzter. „Wollen den ordnungsmäßigen Rapport nach Tisch entgegennehmen, einstweilen aber doch ein klein wenig von der Geschichte vernehmen.“ Zögernd berichtete hierauf der junge Officier von des Mädchens Gefangennahme, so viel als möglich beschönigend, was das arme Wesen betraf.

Er ärgerte sich nicht wenig über die spöttischen Mienen seiner Kameraden und über die unzarten Bemerkungen betreffs seines wohlfeilen Heldenthums im Kampfe mit einem Kinde und halbverhungerten Gegnern.

„Den Teufel auch, Kamerad, haben da ein leichtes Stück Arbeit gehabt!“

„Und obendrein ein »Christkindl« aufgefischt!“

„Haben verdammt viel Glück gehabt bei der ganzen Affaire!“

„Machen Alle den Zug mit um solche Beute!“

„Kinderspielerei, nichts weiter!“ rief man hitzig durcheinander.

„Meine Herren!“ brauste Géza auf.

„Gemach, gemach!“ fiel der Oberst ihm ins Wort, und den vorlauten Bemerkungen mit einem Stirnrunzeln ein Ende setzend, sprach er streng verweisend: „Das Verdienstkreuz auf der Brust des bereits zum Oberlieutenant designierten Officiers sollte ihn denn doch vor derlei Anzüglichkeiten schützen. Das geht über den Spaß, meine Herren!“

Er stand auf und winkte Géza, ihm zu folgen.

— — — — — — — — — —

Der Regimentsarzt hatte die Wunde des Lieutenants genau untersucht und sie durchaus nicht so unbedenklich gefunden, ja er befürchtete sogar einen Anfang von Wundfieber bei dem durch die Strapazen der letzten Tage höchst angegriffenen jungen Mann. Die im Kreise der Kameraden erlebte Scene hatte das Unbehagliche seines Zustandes bedeutend verschlimmert, und so mußte er sich vor Allem zwei Stunden vollster Ruhe gönnen. Dann erst konnte er an die Rückkehr denken.

Auf Befehl des Obersten schloß sich dem Lieutenant ein Hauptmann, der Auditor nebst zwei Protokollführern und der Regimentsarzt an. Erstere, um die gefangenen Räuber und deren so harmlos entpuppten Anführer einem strengen Verhör zu unterziehen, und Letzterer zur Pflege der Verwundeten.

Die Herren fuhren in einem Karren, dem nebst zwei Paar Ochsen auch noch Géza's Pferd vorgespannt war; allein da half kein Dreinschlagen, kein Fluchen, kein Schreien; die Terrainhindernisse waren derartig, daß die Gesellschaft erst um zehn Uhr Nachts im Konak ankam.

Sie fanden Alles todtenstill, die Schildwachen frierend, aber getreu ausharrend trotz Sturm und Schnee.

Selbstverständlich übernahm nun der Hauptmann das Commando, der denn auch den Feldwebel zum Rapport beordnen ließ.

Géza wagte zwar die schüchterne Bemerkung, ob es nicht angezeigter wäre, bis zum nächsten Morgen mit den nöthigen Meldungen und Befehlen zu warten; doch der Hauptmann fuhr ihn ziemlich barsch an und erwiderte:

„Könnt' mir nicht einfallen! Weiß, was ich zu thun habe. Lasse mir von »akademischen Jungens« nichts vorschreiben. Und damit basta!“

Géza wußte, daß er nun kein weiteres Wort sagen durfte, wenn er dem armen gefangenen Mädchen nicht schaden, statt helfen wollte; denn wenn Hauptmann Hussa von akademischen Jungens sprach, konnte ihm Niemand beikommen.

Der Hauptmann war eine jener typischen Officiersgestalten von Anno dazumal, die von Pick auf gedient, und die heutzutage in den Armeen fast ausgestorben sind, ihren Platz aber vielleicht gerade deshalb umso eifersüchtiger und mißtrauischer behaupten.

Die jungen Officiere waren dem alten Haudegen ein Greuel, besonders die von der Wiener-Neustädter Akademie. Es däuchte ihm wenig Ehre, auf der Schulbank zum Officier zu avancieren und den verdienten Militärs über'n Kopf zu wachsen; denn er hatte zu seinem nicht geringen Aerger manchen Lieutenant, dem er als bartlosen Jungen das Recruten-Drillen beigebracht, als Stabsofficier wiedergesehen. Daher sein Haß gegen die akademischen Jungens. Und zum Unglück mußte Géza auch einer von diesen sein, und ein sehr gelehrter obendrein, der das Studium militärischer Wissenschaften stets eifrig betrieb und sich, wie der Hauptmann mit stillem Grimm zu wissen meinte, schon jetzt für den Stabsofficierscurs vorbereitete — für diesen fatalen Curs, der des Hauptmanns Qual und Sehnsucht zugleich ausmachte.

Jahr um Jahr hoffte er darauf und Jahr um Jahr — vergeblicher; dennoch wollte er es nimmer begreifen, daß er dazu bestimmt war, als alter Hauptmann in Bosnien zu versauern, ja er glaubte nun mit Gewißheit annehmen zu können, daß ihm der Oberst dies schwierige Commando bloß deshalb

übergeben, um ihm die Gelegenheit zu ganz besonderer Entfaltung seiner Bravour zu bieten.

Und daran sollte er sich vielleicht durch den „besser-wissen-wollenden-Dünkel eines akademischen Jungens" verhindern lassen?

Nimmermehr! Er wollte nun den Beweis liefern, daß er für den Stabsofficierscurs reif wäre.

Der arme Narr ahnte freilich nicht, daß er hiezu bereits überreif war und daß man ihm schon seit geraumer Zeit jedes seccante Commando, wo keinerlei Lorbeern zu holen waren, in die Schuhe schob.

Nachdem der Hauptmann den armen Géza so mürrisch zurechtgewiesen, schritt er schnurstracks auf das Zimmer der Gefangenen los, die davor postierten Wachen mit einer herrischen Handbewegung zurückweisend, und riß ungestüm und rücksichtslos die Thür auf . . . doch wer beschreibt das Entsetzen des besorgt herbeistürzenden Lieutenants und aller Anderen, als sie das Gemach — leer fanden!

Der Felwebel war höchst bestürzt und konnte sich die Sache absolut nicht deuten, geschweige denn die Uebrigen darüber aufklären. Géza war fast froh über die Wendung, welche die Dinge genommen, wiewohl ihn diese räthselhafte Flucht sehr peinlich berührte.

Der Hauptmann war wüthend, fluchte und tobte auf erschreckende Art und behauptete steif und fest, daß Verrath im Spiel sein müsse, daß Jemand nicht so ohneweiters verschwinden könne.

„Entschuldigen, Herr Hauptmann," stotterte der Feldwebel, „es handelt sich nicht allein um Jemand, es sind im Ganzen fünf Personen, die . . . die . . . die Reißaus genommen —"

„Was — will Er mich zum Narren halten?!" donnerte der Hauptmann.

„Entschuldigen, Herr Hauptmann, gehorsamst zu melden, es ist doch so, wie ich gesagt." Und auf den Fingern abzählend fuhr er fort: „Der Pope, die Malička, der Harambascha —"

„Was, Harambascha!" fiel der Hauptmann ein. „Zum Teufel mit Deinem Harambascha! Ein Mädchen war's — seine Tochter, die uns da so verflucht entwischt."

„Was," schrie der Feldwebel erstaunt auf „a Mädel? Meiner Seel, die hätt' ich laufen lassen!" entfuhr es ihm unwillkürlich. „Ich hab' es aber nicht gewußt und nicht verschuldet! Bei meiner Soldatenehre, ich hab' es nicht gewußt!" betheuerte er wiederholt.

„Und wer ist denn noch mit ihr geflohen?" ließ sich der Auditor vernehmen.

„Gehorsamst zu melden, Herr Auditor, die beiden Adjutanten, die der Pope von wegen der Verbindung der Wunde hereingerufen."

„Die sind also auch durchgebrannt?" wetterte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann; im Ganzen fünf Perso . . . Herrgott!" unterbrach er sich, „der Christbaum vom Herrn Lieutenant ist auch davon!"

„Er ist ein Esel, Ferenz!" schrie der Hauptmann, der sich persifliert glaubte, wüthend auf.

„Entschuldigen, Herr Hauptmann, aber im Reglement steht, Sie sind ein Esel."

„Donnerwetter noch einmal hinein! Was untersteht Er sich? — Lasse Ihn krummschließen! Lasse Ihn durchprügeln, daß Ihm Hören und Sehen vergeht! Lasse Ihn . . ."

„Bitte, Herr Hauptmann, mäßigen Sie sich!" flüsterte der Auditor ihm in's Ohr. „Was Sie da sagen, steht nicht im Reglement, hingegen, daß die Chargen und Mannschaft unserer Armeen per »Sie« anzusprechen sind, und darauf hin hat der Mann wohl gezielt, dem Sie denn doch zu arg zugesetzt. In Arrest können Sie ihn schicken, weiter aber nichts anthun."

„So — so — richtig — richtig!" stammelte der Hauptmann, seinen borstigen, spitzzugewichsten Schnurrbart

unmuthig drehend. „War eben zu meiner Zeit ganz anders . . . hätte ihn eigenhändig durchgebläut . . . Diese verdammte Christbaumgeschichte . . .“

„Kann uns Lieutenant Sándor vielleicht erklären,“ fiel der Auditor abermals besänftigend ein.

Géza bestätigte, daß ein Christbaum allerdings da gewesen, von welchem jedoch nur noch der bunte Flitter am Boden zu sehen war; der Tannenbaum sammt Kübel war räthselhaft verschwunden, ebenso wie die fünf Personen, von deren Flucht auch nicht die geringste Spur aufzufinden war.

Die hereinbefohlenen Wachen sagten alle dasselbe aus, nämlich, daß sie gar nichts Verdächtiges bemerkt. Bei dem einzigen Ausgang des Zimmers, war seit vier Uhr, zu welcher Stunde die alte Malička Bandagezeug hineingetragen, Niemand aus- und eingegangen. Die Fenster des fatalen Gemaches waren sämmtlich hochgelegen, klein und überdies vergittert, wie es in türkischen Behausungen gebräuchlich. Das eine hievon gieng auf das freie Feld, das zweite auf den nun festgefrorenen Fluß und das letztere führte in den Hofraum des Konak, wo die zur Bewachung der Räuber aufgestellten Posten fortwährend patrouillierten. Aus dem Fenster konnte daher Niemand entflohen sein und aus den anderen nicht minder, weil sich die Eisengitter in denselben fanden und die Fensteröffnung überhaupt derartig war, daß kaum ein Kind hindurchschlüpfen konnte, geschweige denn erwachsene Leute.

Die Thatsache der Flucht war offenbar; doch das Wie blieb unergründlich, auch als man am hellen Tage die sorgfältigsten Nachforschungen wiederholte und an eine wohlorganisierte Verfolgung der Flüchtlinge schritt, was jedoch ebenso resultatlos blieb, als die in der vergangenen, stockfinsteren Nacht begonnenen Streifungen.

Der Hauptmann, der seine letzte Hoffnung bezüglich des Stabsofficierscurses schwinden sah, war wüthend.

Und Géza?

Géza lag im heftigen Wundfieber und Delirium. Die Anstrengung, die Gemüthsbewegung und auch die für so unbedeutend gehaltene Wunde hatten ihn auf's Krankenlager geworfen.

Der Regimentsarzt drang darauf, ihn in's Spital transportieren zu lassen, wo er erst nach mehreren Wochen genas.

Anfangs März wurden die Urlauber nach Ungarn entlassen. Der Oberst bestimmte Géza zum Commandanten der Heimkehrenden. Seine Blässe, seine verdüsterte Stimmung bezeugten nur zu sehr, daß er der heimatlichen Luft bedurfte; doch gerne verließ er das Land nicht.

Er dachte oft daran zurück, besonders aber und mit eigenthümlicher Beklemmung an sein Weihnachts-Abenteuer.

IV.

Fast drei Jahre waren seit den geschilderten Ereignissen verflossen.

Géza war inzwischen Oberlieutenant geworden. Der fatale Ausgang seines Räubercommandos blieb für seine Carrière ohne üble Folgen.

Der Aufenthalt im Brucker Lager, wohin er im Sommer nach seiner Beförderung commandiert wurde, und ein langer Urlaub daheim im nächsten Winter hatten viel zu seiner Aufmunterung und Zerstreuung beigetragen. Physisch war er gänzlich erholt, doch seelisch nicht. Er hatte zwar hie und da für eine oder die andere lichtblonde Schönheit geschwärmt — dem Genre huldigte er von jeher — allein in seinem ganzen Wesen war eine bedeutende Veränderung eingetreten. Er sang und tanzte weniger — er dachte mehr.

Vielleicht an Sammetaugen und goldigbraunes Haar? —

So verging ihm das zweite und dritte Jahr nach seiner Rückkehr aus Bosnien, ohne daß irgend etwas Bemerkbares in dem träumerischen Da-

hinleben seiner Existenz vorgefallen wäre.

Da wurden die Mobilbataillone errichtet. Baron Freitag, ein bildschönes Muttersöhnchen, sollte mit einem derselben nach Bosnien rücken.

Seine Schwester, eine liebliche Blondine, welche sich fest einbildete, Géza's Herz auf ewig gefesselt oder wenigstens tief verwundet zu haben, klagte bitter über des Bruders grausame Bestimmung.

„Das Land ist jetzt gänzlich pacificiert und keinerlei Gefahr mehr zu befürchten“, meinte der Oberlieutenant.

„Aber die Wölfe auf den Planinen, wohin er bestimmt ist, bleiben stets zu fürchten, und das gräßliche Barackenlager in entlegener Bergwildnis nicht minder. — Ach Gott, es ist ein Jammer! Mama wird es gar nicht verwinden können und mir ist der ganze Fasching dadurch verdorben!“

Ward Géza von den Thränen der schmachtenden blauen Augen gerührt oder zog ihn die Sehnsucht nach Bosnien? —

Genug. Er meldete sich am nächsten Morgen beim Reservecommandanten mit der dringenden Bitte, mit Baron Freitag tauschen zu dürfen.

Auf die Anfrage nach Wien kam die Antwort, daß Oberlieutenant Sándor seiner Energie, seiner Persönlichkeit und hauptsächlich seiner Sprachenkenntnisse halber viel besser für den Posten passe, und daß er ihm denn auch sogleich bewilligt werde.

Baronesse Adele war voll unsäglicher Dankbarkeit, bedauerte aber dennoch das heroische Opfer des Officiers, der ein so guter Tänzer war, und im Stillen dünkte ihr der Carneval nun trotz des Bruders Bleiben gefährdet.

— — — — — — — — — — — —

Nach kurzer Station im Barackenlager wurde Géza seltsamerweise gerade in das von seiner ehemaligen Garnison zwei Stunden entfernte Kloster transferiert.

Er fand dort die allerfreundlichste Aufnahme und erfuhr auch so Manches, das sein höchstes Interesse erweckte und ihm einen Lichtblick auf das traurige Nachspiel seines Räubercommandos gewährte.

Der Pope war zwar nicht mehr zum Vorschein gekommen, hatte aber einem Vetter im Kloster geschrieben, daß es ihm derzeit sehr gut gienge. Er habe zwar damals, als er vor drei Jahren so plötzlich das Kloster verließ, eine unendlich mühselige und gefährliche Reise gemacht, sei aber glücklich in seinem Bestimmungsort angekommen und nun trefflich untergebracht, nachdem er seine Mission vollendet und nicht bloß die Tochter seines ehemaligen Wohlthäters einem beschämenden Processe entrissen, sondern auch den Leichnam des alten Brankovič in geweihter Erde beigesetzt hatte.

Obwohl der Brief alten Datums war, enthielt er dennoch eine für Géza völlig neue und überraschende Nachricht aus dem nahen Konak.

Der jetzige Bewohner von Géza's ehemaligem Zimmer, in dem stets ein arger Luftzug geherrscht, hatte durch mehrere der Maurerarbeit kundige Soldaten die Risse in den Wänden ringsum reparieren lassen, wobei eine merkwürdige Vorrichtung zutage kam, die bisher unbekannt geblieben. Das ganze Fenster gegen den Fluß zu ließ sich durch einen Druck auf eine mechanische Feder versenken, wodurch in der Wand eine große Oeffnung entstand, die auch von Außen verschlossen werden konnte.

Das war des damaligen Räthsels Lösung, wenn auch immerhin noch Manches zu erklären blieb.

Von Zora, der listigen Betrügerin, wie sie Géza in seinem Groll nannte, wenn er ihrer — ach, so oft! — gedachte, vernahm er keinerlei Kunde, und fragen wollte er nicht. Wozu auch?

Der junge Officier hatte ziemlich viele freie Stunden, die er aber nicht im Müßiggang verrinnen ließ, vielmehr sehr gut auszufüllen wußte.

Von der Jagd und dem Fischang

brachte er stets reiche Beute heim, die dem Bruder Koch höchst willkommen war und das Menu der Klosterküche wesentlich verbesserte.

An Regentagen, deren es leider sehr viele gab, erwies sich die Bibliothek des Klosters als ein höchst annehmbarer Zeitvertreib! ja es gewährte Géza nicht geringes Vergnügen, in den alten Folianten und noch älteren Pergamentbüchern zu stöbern, wie er denn überhaupt recht gern in den stillen Klosterräumen Umschau hielt. Bei einer solchen Expedition fand er einmal in einer entlegenen Kammer ein freilich sehr arg zugerichtetes, jämmerlich verstimmtes Clavier, dessen Auffindung ihn aber trotz der verschiedenen Schäden unendlich erfreute.

Er ließ es sogleich in das ihm zugewiesene große Gemach transportieren und machte sich mit großem Geschick daran, den staubigen Klimperkasten mit militärischer Nettigkeit zu adjustieren, wie er sich den Fratres gegenüber äußerte, die seinem Treiben erstaunt zusahen.

Mit Hilfe eines Gewehrpistons gelang es ihm, das Clavier bestens zu stimmen, und nun wurde lustig darauf los musiciert und ganze Messen einstudiert, ja sogar Chöre, die nicht immer geistlichen und heiligen Textes waren, auch in der Tonart weder an die Choralmelodien des berühmten Palestrina, noch an dessen niederländischen Rivalen Orlandus Lassus gemahnten; doch dies störte die guten Mönche nicht, die ihren Chormeister geradezu vergötterten und Alles blindlings nachsangen, was er ihnen „einzuleiern" für gut befand.

Als die würdigen Herren endlich soweit gekommen waren, um sich öffentlich hören zu lassen, wurde anläßlich eines hohen Feiertages eine gesungene Messe aufgeführt, zu welcher die gesammte christliche Bevölkerung der Umgebung herbeiströmte. Andächtig lagen sie insgesammt auf den Knien und ließen sich dadurch nicht stören, daß bald im Gloria, bald im Agnus Dei, Opernreminiscenzen auftauchten. Dies merkten bloß die Officiere der nahen Garnisonsstadt, welche sich ebenfalls zur Verherrlichung des Festes eingestellt hatten, und denen Géza's Orgelspiel allerdings so Manches verrieth, in erster Linie, daß er trotz seines ernsten Wesens und seiner zeitweiligen Melancholie ein Erzschelm war.

Im Großen und Ganzen war aber die Production der Messe derart ausgefallen, daß sich Alle ohne Unterschied auf eine Wiederholung gelegentlich der nahen Weihnachtsfeiertage freuten, für welche große Vorbereitungen getroffen wurden — auch von geheimnisvoller Seite.

Géza sah dem Feste durchaus nicht mit der gewöhnlichen, weihevollen Stimmung entgegen, die ihn vor drei Jahren sogar veranlaßte, über Stock und Stein nach einem Christbaum zu fahnden. Er war wieder einmal tief traurig, ohne sich des eigentlichen Grundes bewußt zu sein; denn daß die Erinnerung an sein Weihnachtsabenteuer ihm irgendwie nahe gehen könnte, wollte er nicht gelten lassen. Eines war jedoch gewiß, daß er den Gedanken an einen Christbaum geradezu perhorrescierte und sich auch von Haus aus jede diesbezügliche Sendung mit dem Bemerken verbeten hatte, daß er denn doch nicht mehr so kindisch sei, um sein Herz an derlei Dinge zu hängen.

Und dennoch erfüllte es ihn mit namenloser Freude, als er zu seinem großen Erstaunen am Weihnachtsabend im Refectorium einen immensen, reichbehängten Christbaum fand. Darunter lag, auf weiches Moos gebettet und von den breiten Zweigen der hohen Tanne halb versteckt, eine elegante Chatouille aus Cedernholz, der ein köstlicher Rosenduft entströmte, wie ihn die orientalischen Frauen so sehr lieben und vorzugsweise gebrauchen.

Und wenn es Pandora's Büchse gewesen wäre, und wenn er gleich dem sagenhaften Epimetheus die Welt mit

allem erdenklichen Elend hätte überfluten müssen, und wenn selbst die Hoffnung verflogen wäre, deren Wohlthat er im selben Augenblick fühlte, da sie ihm das Herz schwellte in nie gekannter Lust: so würde er es dennoch geöffnet haben, das reizumloderte Kästchen, nach welchem er seine zitternde Hand verlangend ausstreckte, als gelte es, Golkonda's Diamantenschätze sich zu erringen.

Und wer da glaubte, daß Géza sich enttäuscht fühlte, als er bloß Thee, Backwerk und ein kleines Fäßchen Caviar vorfand, der irrte sich ganz gewaltig; denn er wurde blutroth beim Anblick dieser Dinge, sein Herz schlug ungestüm, wallte auf, ja erwachte endlich im hellen Glanz der Weihnachtslichter, der bis in seines Herzens Tiefen drang, und die lange Nacht darin erstrahlte nun im sonnigen, rosigen Morgenschein der Liebe.

Jetzt wußte er, was ihn nach Bosnien gezogen: Sammetaugen, goldigbraunes Haar und Rosenduft.

— — — — — — — — — —

Obwohl es Géza an den sorgfältigsten Nachforschungen und Nachfragen nicht fehlen ließ, konnte er es doch nicht in Erfahrung bringen, wie die geheimnisvolle Cassette in's Kloster kam, und wer denn eigentlich der sinnigen Gaben Spender war.

Daß die Mönche den Christbaum angeschafft hätten, wie man ihm wiederholt versicherte, war allenfalls glaubhaft; allein daß die prächtige Chatouille mit ihrem wohlig berauschenden Rosenduft von den frommen Brüdern herrühren sollte, war geradezu unmöglich.

Géza wußte, daß diese überraschende Weihnachtsbescherung nur von Zora stammen konnte. Er fühlte ihre Nähe, ihr sorgliches Walten, das sich ihm in nächster Zeit auch noch durch herrliche Blumenspenden offenbarte; doch das Geheimnis ihres Aufenthaltes war und blieb unergründlich, so sehr er sich bemühte, es zu durchdringen.

Bald meinte er, das heißgeliebte Mädchen in der Schar frommer Beter zu entdecken, die nun an jedem Sonn- und Feiertage die Klosterkirche füllten, bald in Gestalt einer dichtverschleierten türkischen Frau der nahen Stadt, wo Géza ebenfalls auf's eifrigste nach der schönen Räuberstochter forschte, aber leider — vergebens. Immer wieder hatte ihn bloß seine Phantasie geäfft und das liebliche Bild vorgegaukelt.

Der junge Officier verfiel in Schwermuth. Er wurde immer tiefsinniger und trauriger. Nichts vermochte ihn aus seiner trüben Stimmung zu rütteln.

Die guten Mönche wußten sich gar nicht mehr zu helfen. Géza war der allgemeine Liebling geworden, und es gieng ihnen sehr nahe, ihn so bleich und verzweiflungsvoll umherschleichen zu sehen; ja sie fanden es sogar geboten, ihn auf seinen einsamen Streifzügen in den Bergen bewachen zu lassen. Und wenn er Stunde um Stunde in der romantischen Schlucht verbracht, in welcher die Räuber entdeckt wurden, fand sich allemal ein zufällig daher kommender Mönch, der den jungen Mann in's Kloster escortierte.

Tags darauf wiederholte sich dasselbe Spiel; denn Géza pilgerte, so oft es ihm sein Dienst erlaubte, zur Stelle hin, wo er Zora, als Harambascha verkleidet, aufgefunden. Da saß er in tiefes Brüten versunken und vergegenwärtigte sich den Augenblick, im dem sich seinen staunenden Blicken anstatt der rauhen Männerbrust ein keuscher Mädchenbusen geoffenbart . . . Doch von der Heißgeliebten, schwärmerisch Ersehnten war keine Spur zu entdecken — und dennoch mußte sie in der Nähe weilen! Dies bewiesen die prächtigen, frischen Theerosen, die Géza noch jedesmal auf dem Steine gefunden, auf welchem er von seiner langen Wanderung auszuruhen pflegte . . . allein die Spenderin selbst hüllte sich nach wie vor in räthselhaftes Dunkel.

(Schluß folgt.)

Wo Barthel den Most holt.

Von P. K. Rosegger.

Daheim bei meinem Vater ging's eigentlich immer hoch her, denn wir wohnten auf einem dreitausend Fuß hohen Berg — und den Witz hat der Knecht Barthel aufgebracht. Wenn aber ein fruchtbares Jahr mit gutem Kornbau, glücklicher Viehzucht oder einem erklecklichen Holzgeschäft gewesen war, so legten wir uns nach dem lastvollen Sommer einen ganz besonders fröhlichen Winter bei. Die Einen thaten tagsüber Korn dreschen, die Anderen Vieh füttern, die Weibsleute Flachs und Ränke spinnen, und am Abend kamen wir zusammen in die Stube um den warmen Ofen und den großen Tisch und thaten plaudern, singen, Geschichten erzählen, Most trinken und bisweilen auch ein wenig scherzen miteinand.

Unter Most, den wir tranken, ist gegohrener Apfelwein zu verstehen, der aber nicht aus den Fichten- und Lärchenzapfen gepreßt wurde, die auf unseren Bäumen hiengen, sondern aus den köstlichen Borsdorfer, Weizer und Pöllauer Aepfeln, die draußen im weiten Lande wuchsen. Die Wirte drüben im Pfarrdorf verkauften ihre Getränke nicht allein in Gläsern und Krügen, sondern auch in Fässern. Schickte dann in manchem Jahr mein Vater so etliche Tage vor Weihnachten den Knecht mit einem Paar Ochsen und Schlitten aus, um Most zu kaufen. An solchen Tagen waren wir Kinder arg aufgeregt: „Heut' kommt der Most! Heut' kommt der Most!“ Jedes richtete sich ein Geschirrlein her, um — wenn das Glück im Fasse heimkam — alsbald etwelches ins Glas, ins Töpfchen, ins Schüsselchen heraussprudeln zu lassen und zu verkosten. In meinem Leben werde ich nichts Schöneres mehr sehen, als jenes grünglasierte Trinkkrügel war, das ich unter die Pipe halten durfte; klare Tröpflein schwitzte es, und der eiskalte Most prickelte so unvergleichlich in die Nase, wie gar nichts sonst so fein prickelt auf dieser Welt.

Es war bisweilen gewesen, daß die Geister gestockt hatten, des Abends in der Stube. Der Jungknecht wollte nicht Zither spielen, es sei eine Saite gesprungen. Der Altknecht wollte nicht Geschichten erzählen, er sei schläfrig; der Weidknecht Barthel gab keine Räthselfragen zum besten; er sagte, er müsse Hosen flicken, und dabei fiele einem nichts Gutes ein. Die Stallmagd wollte nicht singen, sie war brummig, und wenn ihr einer was Liebes ins Ohr „drischeln“ wollte, so gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, der woltern spitzig war. Wenn aber an solch langen Winterabenden in der Stube der Mostkrug kreiste, da ward es ehestens anders. Der Jungknecht griff in sein Saitenspiel; der Altknecht stopfte sein Rauchzeug und hub eine Mär an; der Barthel fragte, wo der Adam den ersten Löffel genommen, und die Stallmagd ließ das „schöne Schweizermadel, ihre Haar sein voller Dradel“ aus der Kehle wirbeln. Weil ich in solch ergiebigen Stunden nicht wußte, wohin mein Ohr zu wenden, so hub auch ich hell an zu jauchzen und zu jodeln. — All das zusammen waren eigentlich nicht wir, es war der Most, und man möchte es nicht glauben, wie schön so ein frischer Trunk Zither spielen und singen kann.

War es denn auch einmal vor Weihnachten, daß mein Vater zum

Weidknecht Barthel sagte: „Bua Barthel, spann die zwei falben Ochsen an den Schlitten und fahr um Most. Zum Kirchenwirt fahrst. Da hast sieben Gulden auf einen Halben (halben Startin): was über bleibt, gehört Dein. Aber daß er verjesen (ausgegoren) ist! Und bring ihn gut heim."

Der Knecht spannt ein, thut Ketten und Stricke auf den Schlitten, daß er das Faß tapfer fest binden kann, setzt sich darauf, sagt: „Vorwärts in Gott'snam', daß nichts bricht und fallt nichts z'samm'!" Und fährt munter davon.

Wie er mit seinem Fuhrwerk hinter den Schachen kommt, wo die zwei Wege sich theilen — der eine geht eben über die Höhe hinaus ins Kirchdorf, der andere führt steil in das Engthal hinab zum Grabenwirt —, da sagt der Barthel zu den Ochsen: „Was werden wir da gar zum Kirchenwirt hinaustrotteln. Most hat auch der Grabenwirt und einen viel besseren." Wirft die Sperrkette unter die Schlittenkufe und rutscht in das Thal hinab. Beim Grabenwirt fährt er in den Hof, spannt aus, thut die Ochsen in den Stall und geht in die Stube.

„Was schafft, Barthel?" fragt die Kellnerin, die junge Ziehtochter des kinderlosen Grabenwirtes.

„Most," sagte der Knecht.

„Eine Halbe?"

„Mehr!"

„Hast denn Du heut' einen so großen Durst?" sagt die Kellnerin schmunzelnd und stellt ihm eine Maß hin.

„Finerl," sagt der Barthel — da hat er sie schon bei der Hand erwischt —, „eine Maß ist viel zu wenig. Du kannst Dir gar nicht denken, wieviel ich heute haben will . . ."

Jetzt treffen sich ihre Blicke, und nun weiß man schon, was es geschlagen hat. Uebel ist sie nicht, die Finerl, wem ihr weizenstrohgelbes Haar und ihre Sommersprossen gefallen, die auch im Winter dableiben, weil es im Herzlein der lustigen Kellnerin immer Sommer ist. Daß ich Alles sage: Wenige Wochen vor diesem Tage schien es, als wollte bei der Finerl plötzlich Winter kommen. Ein Zahn war ihr ausgefallen über Nacht; darüber grämte sie sich schier zu Tod, und die Gäste verwunderten sich baß, warum die sonst so schäkerlustige Kellnerin kein Wort mehr sprach. Aber sie getraute sich den Mund nicht zu öffnen, obwohl man die Lücke gar nicht gesehen hätte. Da kam der Barthel vom Berg herab, der machte sie lachen, und als sie selbander den ausgefallenen Zahn bedauerten, fanden sie gleichzeitig, daß wieder frisch einer nachwuchs.

Heute ist der junge Sprößling schon so weit, daß die Finerl nach Herzenslust lachen darf, und das thut sie denn auch, und der Barthel hilft ihr. Ein gelachtes Duett ist noch weit schöner als ein gesungenes.

Am Ofentisch sitzt aber Einer, dem dieses Duett gar nicht gefällt. Der Fuhrknecht Zengg ist es, eine aufgedunsene Rothhaut in blauer Blouse, säuft wie ein Faß und ist verliebt wie ein Kaninchen. Er trägt Silbergeld bei sich, eine schwere silberne Uhrkette und hat den Aberglauben, daß alle Dirndeln in ihn verliebt sein müßten. Etliche thun auch so und hören seine versilberten Liebesschwüre nicht ungern. Sein stärkstes Verlangen aber geht nach Sommersprößlein und Weizenstroh; und jetzt macht sich dort der verdammte Bauernlümmel an dieses Gewächs.

„Eine Halbe Guldenwein!" knurrt der Fuhrknecht Zengg und stößt sein Glas auf den Tisch. Er ist keiner, der Apfelmost trinkt, er mag nur Guldenwein!

„Katherl!" ruft die Kellnerin in die Küche hinaus, „sei so gut, bring dem Zengg eine Halbe Guldenwein!"

Kommt der alte keifende, Hausdrache, die Schwester der Grabenwirtin, und bringt das Verlangte.

Und die Finerl hockt beim „Bauernlümmel“ wie angenagelt.

Endlich tritt der Wirt in die Stube, da wird das Mostgeschäft abgethan.

„Sechs ein halb Gulden, weil Du's bist,“ sagt der Grabenwirt, „aber das Faß kommt zurück.“

„Es gilt.“

„Alsdann lass' ich auspacken. Trink, was Du magst, es geht ein.“

Jetzt kommt auch zum Barthel Guldenwein, die Finerl bringt ihn; auch Kletzenbrot zum Dazubeißen, oder eine Cigarre, was er halt lieber hat, sagt sie und setzt sich wieder an seine Seite. — Gott, wie schön ist die Welt!

Nach einer Weile fällt dem Barthel ein, er müsse nachsehen gehen, was die Ochsen machen im Stall. Sie sollen Heu kriegen, und er könne seinen Wein auch draußen austrinken, er sei nicht dafür: Alles auf einmal in die Gurgel. Er wolle länger was haben.

Geht also hinaus, und die Finerl trägt ihm den Wein nach.

Denkt sich der Fuhrknecht Zengg: Schau, schau, die sind gescheit! — Er sieht nämlich durch das Fenster Schneeschaufler, die den Schnee aus dem Weg in den Bach werfen — da trägt ihn das Wasser davon.

Weil es in der Wirtsstube jetzt öde geworden ist, so steht auch der Zengg auf und geht hinaus. Er schlenkert über den Hof, hört das Wiehern der eingestellten Rösser, hört das Rieseln des Baches, hört das Grunzen der Schweinchen aus dem Pfränger. An der Wand hängt ein Pferdegeschirr mit Riemzeug; davor steht er still und schaut es an. Dann schlüffelt er weiter. Auf dem Schlitten ruht das große Mostfaß; er steht davor still und betrachtet, wie es mit Stricken kreuz und quer festgebunden ist. — Immer gefesselt ist so ein Trunk, nur wenn er in die Leute kommt, wird er ungebunden. — Der Zengg denkt aber an etwas Anderes. Jetzt lugt er einmal in die Runde; 's ist Niemand in der Nähe. Der Holzstoß verdeckt den Blick vom Hause her. Der Fuhrknecht zieht ein funkelndes Messerlein aus der Tasche. „Barthel,“ murmelt er für sich, „heut' geht's Dir allzu gut, möcht' mich wundern, wenn Du ohne Malheur heimkämst mit Deinem Most! Möcht' mich arg wundern!“ Und schnitzt so ein wenig an den Stricken herum.

Dann schleift er langsam seitab.

Nicht lange hernach wird im Stall irgendwo gesagt: „Sapperment, jetzt ist's Zeit, daß ich einspann'!“

Bald ist's auch geschehen.

„Ja, behüt Gott, Barthel, komm glücklich heim!“ ruft die Finerl.

„Und das Faß kommt zurück,“ schreit der Wirt dem Schlittwerk nach.

Der Barthel geht voran und führt die Ochsen an den Hörnern. Er ist heute ein glückseliger Mensch. Daß der Weg stark bergan steigt, macht nichts, ziehen müssen doch die Ochsen. Wenn er Kalendermacher wäre, der heutige Tag müßte roht werden. Und daheim wird's auch wieder hoch hergehen, wenn er mit dem Most kommt. Daß die Finerl lieb ist, das hat er wohl gewußt, aber daß sie so lieb, so lieb sein kunnt', das hätte er sich nimmer gedacht. Verflucht stark bergan geht's; wenn der gute Schlittweg nicht wär', möchte so ein Paar Ochsen diesen wanstigen Mostplutzer nicht vom Fleck kriegen. Daß sich die Weibsleute schämen, ist ganz natürlich. Aber der Kirchenwirt hat keinen solchen Most. Wer sich Die anheiraten kunnt', das wär' doch ein Gusto! Wenn er schmeckt daheim, nachher sag' ich's, wo ich ihn geholt hab'. Zu der geh' ich öfter, das weiß ich. Hi, Falber! Ja, das glaub' ich, daß wir schwitzen. Wenn man's bedenkt, wieviel Räusch' wir da hinaufschleppen. Ich hab' heut' wohl auch ein bissel einen gehabt. Mein Lebtag hätt' ich's nicht geglaubt, daß der Mensch so keck werden kunnt'. Sie hat mich aber auch ordentlich Red' anlassen. Jetzt noch ein Ruckerl, hup, wir werden bald oben sein! Anheiraten, das wär' schon ein Gusto! — — So hätten sich die lieblichen

Gedanken des Barthel noch weitergeflochten, da sieht er, wie hinten am Faß plötzlich ein Strick losschlägt; ein zweiter beginnt sich mit Hast auseinander zu ringeln. Jesses, die Mostbutten rutscht! kann der Barthel noch denken und will zurückspringen und festhalten, da gleitet das Faß über den Schlitten hinab und schlägt über. Einen Augenblick ist's, als wolle es liegen bleiben im Schnee, noch träge wälzt es sich um, da besinnt es sich, unten sei es ihm lieber wie oben, und beginnt über das Schneefeld hinab seinen Lauf. Sachte, aber schwer, zuerst schiebt es sich über, munterer wird's, tanzend wird's, hüpfend wird's, große Gruben schlägt's im Schnee und springt doch wieder heraus, immer kecker und wilder saust es drein, daß der Schneestaub stöbert nach allen Seiten, und wie es zum hohen Rain kommt, unter welchem sich das Grabenwirtshaus duckt, fliegt das alte, dicke Faß hoch in die Lüfte und in einem weiten Bogen der Tiefe zu . . .

Starr wie ein Schneemann hatte der Barthel dem fliehenden Faß nachgeschaut. Als es seinen Augen nun entschwunden war, that er einen lauten Pfiff und sagte feierlich: „Jetzt ist der Most hin." Die Ochsen merkten ihren Vortheil und wollten mit dem federleichten Schlitten bergan. „Das glaub' ich!" rief der Knecht und hieb ihnen den Peitschenstecken auf die Stirne.

Erst nach einigem Nachdenken war er so weit, als es die Ochsen ohne Nachdenken gewesen. „Was nützt's," sagte er, „wenn wir da stehen bleiben, das Faß kugelt nicht mehr herauf, und von meinem Jahrlohn ist ein Trumm hin. Das Beste, keck heimfahren und die Wahrheit sagen."

Mein Vater war kein schlimmer Mann. Als er hörte, was geschehen war, sagte er die Worte, die den Sprüchen der Weisheit einverleibt zu werden verdienen: „Macht nichts. Haben wir keinen Most, so trinken wir Wasser."

„Ich weiß nicht, was das ist," betheuerte an demselben Abende eine Magd unten beim Grabenwirt. „Heut sind die Schweine toll!"

Und als der Wirt mit der Laterne gieng, um nachzusehen, und die Thiere vor seinen Augen grunzend tanzten, sich munter auf der Streu wälzten, eines auf das andere sprang, mit verglasten Aeuglein dann schelmisch dreinlugten, ihre Rüssel gen Himmel reckten und mit schiefgehaltenem Kopf lauerten, um hernach wieder toll dreinzufahren, und als der Wirt in der Luft hin und her roch und Mostgeruch witterte, rief er aus: „Der Teufel hole mich, die Säue sind besoffen!"

Zu einer ähnlichen Erkenntnis kam an demselben Abende auch ein anderer. Der Fuhrknecht Zengg, als er gemerkt hatte, beim Grabenwirt setze es heute keine Unterhaltlichkeit, nicht einmal ein Kartenspiel mit dem Wirt, noch weniger ein Fingerhäkeln mit Burschen und Dirnen (er war ein leidenschaftlicher Fingerhäkler), führte er seine Pferde aus dem Stall zum Brunnen, und als sie nach ihrer Haferjause tüchtig gesoffen hatten, spannte er sie an seinen Roheisenwagen. Als sein Fuhrwerk auf dem ruhigen Geleise der Thalstraße war, legte er sich der Länge nach auf die Roheisenstücke des Wagens, den Mantel darüber, den Hut aufs Gesicht gestülpt — so! zwar ein hartes Bett, aber ein andermal ist's wieder besser. — „Hia, Schimmel!"

Der Schimmel und der Fuchs ließen sich's aber heute nicht zweimal sagen, sie trabten flink, wieherten und warfen ihre Köpfe hin und her in der Absicht, einander zu beißen.

„Was haben sie denn heut', die Vieher!" schreit der Zengg und pfeift ihnen mit der Peitsche ein paar Merks über die Rücken. Schwups, richtet sich der Schimmel empor, stangengerade wie ein Korporal, und steht trappelnd auf seinen Hinterfüßen, der Kamerad macht's nach — ein Peitschenhieb — die Pferde rasen davon. Kaum vermag

der Zengg noch abzuspringen, und wie er später draußen auf dem Wiesenplan sein Fuhrwerk wiedersieht, ist der Wagen zertrümmert, und die Pferde stehen losgerissen am Bach, heben ihre Köpfe hoch und wiehern.

Darum, mein lieber Leser, schneide nie aus Bosheit die Stricke entzwei, mit welchen ein Mostfaß an den Schlitten gebunden ist, das Faß könnte den Berg herabrollen, in der Wasserrinne zerplatzen und am Troge nicht allein Deine sonst wohlgesitteten Schweine, sondern auch Deine Pferde betrunken machen und so das Verderben deines Hauses werden.

Nun weiß ich wohl, Du fragst nicht nach der Moral, sondern nach dem Verlauf des trauten Verhältnisses zwischen dem Barthel und der Finerl. Der Verlauf war gar kein übler. Als es in der Gegend des davongelaufenen Fasses und der davongelaufenen Rösser wegen laut geworden war, wo der Barthel den Most holt, brauchten die beiden auch weiter kein Geheimnis draus zu machen. Ein Jahr später übergab der Grabenwirt seiner Ziehtochter das Geschäft. Hüpfte der Barthel, nicht viel anders wie früher das Faß, den Berg herab und wurde Grabenwirt. Schier sein Erstes war, daß er meinem Vater als Ersatz ein großes Faß Apfelmost auf den Berg schickte, aber mit Fleiß festgebunden im Wagen. Mein Vater ließ ihm sagen: „Junger Grabenwirt, das hätte ich nicht verlangt, Du wirst Deinen Most schon selber brauchen.“ — „Most genug, Nachbar!“ ließ der Barthel zurücksagen. „Trinkt ihn auf unsere Gesundheit. Weil ich schon so tief herabgekommen bin, so laßt mich wenigstens einmal hoch leben!“

Hoch und lang! Wir haben es wacker gethan. Ich habe zwar beim Anstoßen mein Thontöpfel in Scherben geschlagen, daß der ganze Most dem kleinen Halterdirndel über das Haupt geflossen ist. Das hat weiter nichts gemacht als den Witz von der Kindstaufe, und der Barthel lebt heute noch. — Wenn Du einmal des Weges kommst, so rathe ich Dir, beim Grabenwirt einzukehren. Bei der Wirtin ist immer noch Sommer, und der Barthel soll Dir erzählen — er kann's besser als ich —, wo er den Most geholt hat.

Lieder einer Mutter.

Von Frau M. Holm.

Gebetserfüllung.

Und kannst Du alles, lieber Gott,
Im Himmel und auf Erden,
So laß mich wiederum ein Kind,
Ein lustges Kindchen werden!“

Und wunderbar hat Gott erfüllt,
Was ich erbeten habe:
Auf meinen Armen liegt ein Kind,
Ein allerliebster Knabe.

Und sonnenhell und jubelfroh
Ist wieder mir zu Sinne:
Zum übermüthgen Kinde macht
Mich selige Mutterminne.

Vorwurf.

Lieber Gott, das hast Du wirklich
Sei nicht böse! — schlecht gemacht,
Daß nicht Alle singen können,
Wie doch Jeder weint und lacht.

Trug's am schwersten stets im Frühling,
Da die ganze Welt erklingt,
Da die Lüfte jubilieren
Und der Wald in Chören singt.

Doppelt leid und bitter wehe
Mir's in diesem Lenze thut,
Weil ein allerliebstes Kindchen
Schreiend mir im Arme ruht.

Trag es zärtlich hin und wieder —
Immer stärker wird das Schrein —
Könnt' ich singen! könnt' ich singen!
Schlummerte mein Kindchen ein.

Lieber Gott, das hast Du wirklich —
Sei nicht böse! — schlecht gemacht,
Daß nicht Alle singen können,
Wie doch Jeder weint und lacht.

Mein Bube.

Mein Bube ist noch dumm und klein:
Zu tausend Malen
Griff er bei hellem Sonnenschein
Nach Sonnenstrahlen. —

Und trag ich meinen kleinen Wicht
Auf freien Wegen,
Und bläst der Wind ihm in's Gesicht —
Er bläst dagegen.

Wir Großen lachen, spotten noch
Darüber heiter,
Und sind zum Glücke meistens doch
Nicht viel gescheiter.

Die deutsche Presse während der Franzosenzeit.

Wenn man als den vornehmsten und idealsten Zweck der Presse die Verbreitung von Licht und Wahrheit und die Erweckung des Gefühls für Ehre, Recht und Gesetz im Volke betrachtet, so muß man eingestehen, daß die deutsche Presse in jener Zeit, während welcher Napoleon I. Deutschland in Fesseln hielt, sich so weit wie möglich von diesem idealen Ziele entfernte. Zwar kann man es den deutschen Zeitungen nicht allzusehr zum Vorwurfe anrechnen, daß sie unter dem Drucke der fremden Machthaber sich hüteten, auf die sich abspielenden welterschütternden Ereignisse näher einzugehen oder gar Schlußfolgerungen und eigene Meinungen laut werden zu lassen, denn man wußte genau, was man in solchen Fällen von Napoleon zu gewärtigen habe. Hatte doch das unglückliche Schicksal Palm's zur Genüge bewiesen, daß Napoleon im Uebermuthe seiner Macht selbst bei unbedeutenden Dingen nicht vor einer ruchlosen Gewaltthat zurückschreckte. Um so schmachvoller und ehrloser war es jedoch, daß ein großer Theil der deutschen Presse sich nicht entblödete, den Ton der ekelhaftesten Kriecherei vor Napoleon anzuschlagen und mit den französischen Zeitungen in den maßlosesten Schmeicheleien gegen die Franzosen und in den niedrigsten Schmähungen ihrer Gegner zu wetteifern. Und das sind die charakteristischen Merkmale der damaligen deutschen Presse; auf der einen Seite ängstliche Zurückhaltung jeder eigenen Meinung, auf der andern Seite schamloseste Verherrlichung der Unterdrücker des eigenen Volkes.

Napoleon kannte und fürchtete den gewaltigen Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung zu sehr, als daß er sich nicht bemühte, jeden unabhängigen Meinungsaustausch in derselben zu unterdrücken und sie zu einem sclavischen Werkzeug in seiner Hand zu gestalten. Er erließ deshalb nach der Unterwerfung Deutschlands außer den besonderen Vorschriften, nach denen sich die Zeitungen der einzelnen Staaten je nach Lage der Verhältnisse zu richten hatten, als allgemeine Richtschnur für die Presse zwei Verordnungen, deren erste, vom 21. August 1809, in dem Punkte gipfelte: „Es darf keine beißende Schreibart gebraucht, am wenigsten illegale Angriffe auf irgend eine öffentliche physische oder moralische

Person gewagt werden." Die zweite, vom 29. Mai 1811, verschärfte noch die erste, indem sie genau bestimmte, was für politische Nachrichten überhaupt von deutschen Zeitungen gebracht werden durften. Sie lautete: „Jedes Blatt wird unterdrückt werden, welches andere politische Nachrichten bringt, als die dem „Moniteur" entnommenen; die Redacteure würden sich außerdem noch persönlichen Strafen aussetzen." Durch letztere Verordnung war der Selbstständigkeit der deutschen Presse der Todesstoß versetzt. Sie sank herab zur ohnmächtigen Nachtreterin der officiellen französischen Zeitung, deren lügnerische oder gefärbte Berichte sie unverkürzt und ohne Zusatz wiedergeben mußte, so daß die Leser die Begebenheiten selten in ihrer wahren Gestalt kennen lernten. Die Folge der Napoleonischen Verordnung war, daß die deutschen Zeitungen, zumal die anständigeren, die nicht in den allgemeinen Jubel über die französische Wirtschaft einstimmten, überaus kahl und dürftig erschienen. Die letzte und dürftigste Stelle nahm stets die Rubrik „Deutschland" ein. Hier umschiffte man die bei der geringsten Unvorsichtigkeit gefahrdrohenden Klippen dadurch, daß man sich begnügte, über irgend eine Hoffestlichkeit, einen Unglücksfall oder eine Auffahrt der Madame Blanchard im Luftballon in behaglicher Breite zu berichten. So füllte einmal die „Augsburger Zeitung" mit der Schilderung der württembergischen Hofrangordnung, in der ganz genau auseinandergesetzt war, in welcher Reihenfolge die Hofpauker, Silberputzer u. s. w. rangierten, 4 Spalten. Doch lassen wir, um ein vollständiges Bild von dem Zustande der damaligen deutschen Presse zu erhalten, die wichtigeren Begebenheiten aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft in der Gestalt, die sie in den Schilderungen der deutschen Zeitungen angenommen haben, an uns vorüberziehen.

Der Krieg von 1806 war erklärt worden. Wirft man einen Blick in die Berliner Zeitungen aus jenen Tagen, so muß man erstaunen über den herausfordernden, bramarbasierenden Ton, der in ihnen angeschlagen wurde. Da war überhaupt an keine Niederlage zu denken, das Heer Friedrichs des Großen galt für unüberwindlich. Die „Berliner Zeitung" veröffentlichte Bardengesänge und versicherte, daß noch nie der preußische Geist sich so voll und kräftig erwiesen habe, als gerade jetzt. Selbst die harmlosesten Blätter, wie der „Hausfreund", der „Freimüthige" und der „Beobachter an der Spree", hetzten förmlich zum Kriege. Der „Telegraph" stimmte einen Hymnus an, der mit den Worten schloß: „Auf zu den Waffen! Ihr fechtet für eine Sache, die Eure eigene Schöpfung ist; sie kann nicht anders als groß sein. Schönheit und Tapferkeit haben sich für Euern Kampf erklärt, vereinigt, verbunden. Ihr werdet siegen oder — wen beruhigt dieses nicht? — bedauert von der schönsten Gebieterin fallen." — Dann kamen die Tage von Jena und Auerstädt. Dumpfe Gewitterschwüle lagerte über dem ganzen Volke, Gerüchte überstürzten sich, man verlangte nach authentischen Nachrichten. Als diese endlich eintrafen und wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel die Niederlage der verbündeten Preußen und Sachsen verkündeten, änderte sich mit einem Ruck der Ton in der Presse. Man schimpfte jetzt über die unfähigen preußischen Generale, über die mangelhafte Ausrüstung des Heeres und über die Leichtfertigkeit, mit der der Krieg angefangen sei. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" war bekanntlich die ausgegebene Losung, und Ruhe bewahrten auch die Zeitungen. „Wir haben", schrieb der „Telegraph", „nichts zu thun, als diese Krieger (die heranrückenden Franzosen) mit Achtung und Bereitwilligkeit aufzunehmen."

Dasselbe Blatt berichtet dann über den Einzug Napoleon's in Berlin: „Am 27. October zwischen 3 und 4 Uhr

Nachmittags kam Kaiser Napoleon I. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Jubelgeschrei vieler tausend Bürger und Einwohner Berlins in dieser Stadt an. Der majestätisch-prachtvolle Zug gieng durch die Linden nach dem Schlosse zu. Die vortreffliche Haltung der hier eingerückten Truppen, ihr martialisches Ansehen, ihre Freundlichkeit und Munterkeit erwecken allgemeine Bewunderung." Ob wohl ein Pariser Blatt bei dem letzten Einzuge des deutschen Heeres in Paris in ähnlicher Weise geschrieben haben würde? Doch noch nicht genug damit, in einer späteren Nummer — um dieses Blatt gleich abzuthun — wagte es der Herausgeber sogar, die Ehre der Königin Louise in schamlosester Weise zu verdächtigen.

In der sächsischen Presse herrschten ähnliche Zustände. Die „Leipziger Zeitung" wurde gleich nach der Besetzung Leipzigs von den Franzosen in Beschlag genommen; sie mußte sofort einen aus französischer Feder geflossenen „unparteiischen Bericht über die Schlachten von Jena und Auerstädt" veröffentlichen, der Alles, was vorher hierüber geschrieben war, in einer den Herausgeber lächerlich machenden Weise widerrief. Im Juli 1807 sollte Napoleon, der inzwischen mit Sachsen Frieden geschlossen hatte, nach Leipzig kommen. Zu seinem Empfange waren, wie die „Leipziger Zeitung" vom 23. Juli berichtet, die großartigsten Anstalten getroffen. Ehrenpforten und grüne Laubgewinde schmückten die Straßen, 50 Kaufleute „in schöner Uniform" sollten den Kaiser zu Pferde einholen, weißgekleidete Mädchen ihm ein Gedicht überreichen. Zum großen Leidwesen der Leipziger vereitelte Napoleon diese Ausführungen, indem er Morgens um 5 Uhr in Leipzig ankam und ohne den mindesten Aufenthalt die Reise fortsetzte. Die „Leipziger Zeitung" unterließ jedoch nicht, ihrem Berichte hinzuzufügen: „Nur unsere feurigsten Wünsche für das dauerhafteste Wohlergehen des allergnädigsten Kaisers und Königs Napoleons des Großen begleiteten Ihn, den größten Regenten und Feldherrn der Weltgeschichte, der unserm Vaterlande Selbstständigkeit und dauerhaftes Glück zu verschaffen versprach." Ist diese Schweifwedelei schon widerwärtig genug, so erscheint das Folgende geradezu hirnverbrannt. Die Universität beabsichtigte nämlich noch eine besondere Auszeichnung für Napoleon; sie dachte daran, „Napoleon dem Unsterblichen ein bleibendes Denkmal ihrer Verehrung am unvergänglichen Firmament zu stiften". Zwei Professoren wurden zu Rathe gezogen. „Diese urtheilten, daß zu einem neuen, der Würde des Gegenstandes entsprechenden Sternbilde kein schicklicher Platz an dem, unbewaffneten Augen sichtbaren Sternenhimmel ausgemittelt werden könne; daß aber (wie schon im Alterthume und auch in neueren Zeiten geschehen sei) Theile eines bereits bekannten Sternbildes zu jenem Zwecke gewählt werden könnten." Daraufhin wurde beschlossen, die zum Gürtel und Schwerte des Orion gehörigen Sterne, die noch keinen besonderen Namen hatten, künftig die Sterne Napoleon's zu nennen.

Die Zeitungen der Rheinbundsstaaten wetteiferten in jener Zeit mit ihren deutschen Genossinnen in Ehrlosigkeit und Kriecherei, ja sie übertrafen die letzteren hierin sehr bald. Ueberall können die Leutseligkeit und Herablassung der französischen Emporkömmlinge nicht genug gepriesen werden; Jerome, schmachvollen Angedenkens, wird stets „heißgeliebter Landesvater" genannt. Statt vieler nur ein paar Beispiele: Im „Westfälischen Moniteur" heißt es im Januar 1808: „Wir empfinden hier und im ganzen Königreich bereits die erwärmenden und erquickenden Strahlen der neuen Sonne. Alle Handlungen und Verfügungen unseres geliebten Monarchen, welche bis jetzt zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind, tragen das Gepräge seines

erhabenen, huldvollen Charakters und zeugen von seiner Herzensgüte. Manche Thräne des Kummers ist schon getrocknet und die Aussicht in eine bessere, frohe Zukunft träufelt heilsamen Balsam selbst in die Gemüther Derjenigen, welche, unvermögend das große Werk der Weltregeneration zu begreifen, in banger Erwartung den künftigen Tagen entgegenseufzen." Dann ist von der Liebe und dem Vertrauen eines jeden Westfälingers zu „seinem neuen Allerdurchlauchtigsten Souverain" und der Bevorzugung der Unterthanen bei Besetzung der höheren Staatsämter die Rede, eine Lüge der gröbsten Art, da bekanntlich die sämmtlichen Ministerstellen und fast alle übrigen höheren Aemter durch französische Abenteurer verwaltet wurden. Trotzdem machte dieser Bericht die Runde durch die deutschen Zeitungen. In einem anderen Berichte über den Besuch Jerome's bei den Bergleuten von Clausthal heißt es: „. . . endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren Herrscher zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewahrten Brauch uralter Zeiten, Alles dieses bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Diese Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schienen auch seine Majestät zu rühren."

1809 tobte der österreichisch-französische Krieg. Die deutschen Zeitungen brachten über ihn die glänzendsten Siegesberichte der Franzosen, die ihnen meist unmittelbar von den französischen Heerführern zugiengen, da sie oft mit den Worten: „Von hoher Hand uns zugekommen" begannen. Der Bericht über die Schlacht von Aspern, die erste offenbare Niederlage Napoleon's, in den deutschen Zeitungen enthielt fast nicht ein wahres Wort. „Man hat gestern," so lautete der Anfang, „Nachrichten aus dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon über Wien unterm 24. Mai erhalten. Diese sprechen von einer sehr glänzenden Affaire, in welcher sich die Franzosen wie gewöhnlich mit Ruhm bedeckt haben, obgleich ein ganz unerwarteter Zufall verhinderte, daß der Erfolg davon nicht vollkommen entscheidend sein konnte." . . . Der Herzog von Braunschweig-Oels, der bekanntlich auf eigene Hand an dem Kampfe gegen Napoleon theilgenommen hatte und durch den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich zu dem strategisch berühmt gewordenen Rückzug nach Norddeutschland behufs der Einschiffung nach England gezwungen wurde, wurde damals von vielen deutschen Zeitungen nach dem Vorbild französischer Blätter mit allen möglichen Schimpfnamen, wie „Bandenführer" und „Räuberhauptmann" bedacht, was indessen nicht verhindert hat, daß sein Name stets zu den gefeiertsten aus jener Zeit gehören wird. Von allen europäischen Staaten leistete damals allein noch England Napoleon den hartnäckigsten Widerstand. Anstatt sich nun hierüber zu freuen oder wenigstens mit Stillschweigen der Entwickelung der Dinge entgegenzusehen, beeiferten sich die deutschen Zeitungen in geradezu fanatischer Weise über England herzufallen. Mag man auch ein gut Theil dieser Aeußerungen einem Drucke von oben zuschreiben, so läßt doch der Uebereifer, der hierbei entwickelt wurde, und die niedrige Art der Schmähungen keinen Zweifel übrig, in welcher erbärmlichen Weise die deutsche Presse um die Gunst Napoleon's buhlte. Als dann Napoleon zur Vernichtung des auswärtigen Handels Englands die unerhörte Continentalsperre anordnete, durch welche auch der deutsche Handel um Millionen geschädigt wurde, da die in den deutschen Städten lagernden englischen Waaren ohne Weiteres ihren Eigenthümern fortgenommen und durch Feuer vernichtet wurden, erscholl in der deutschen Presse ein geradezu tragi-

komisches Jubelgeschrei. Es gehörte wahrlich ein hoher Grad von Erbärmlichkeit und Frechheit dazu, über diese Anordnung Napoleon's zu frohlocken und ihr eine für den Handel wichtigere Bedeutung zuzuschreiben, als der Entdeckung Amerikas, wenn man bedenkt, daß Napoleon zugleich den Waaren der deutschen Vasallenstaaten die Ausfuhr nach Frankreich versagte, den französischen dagegen die ungehinderte Einfuhr nach Deutschland erzwang.

Das Jahr 1811 war für Deutschland ein Friedensjahr, ohne daß es der Wohlthaten des Friedens theilhaftig wurde. Die Lasten der französischen Besatzung wurden immer unerträglicher, und neue Steuern trugen das Ihrige zur Aussaugung des Volkes bei. Wie sehr auch die Bürger in den Städten unter dem Drucke der Fremdherrschaft im Stillen murrten, die Zeitungen waren in Lobpreisungen der französischen Herrschaft unerschöpflich. Zwei Ereignisse aus dem Jahre 1811 sind durch die Art und Weise, wie sie in den deutschen Zeitungen behandelt wurden, besonders charakteristisch für die damaligen Preßzustände, nämlich der Tod der Königin Louise und die Geburt des Sohnes Napoleon's, des Königs von Rom. Ueber das erstere bemühten sie sich, so kurz wie möglich zu berichten, um ja nicht bei den französischen Aufpassern Anstoß zu erregen. So enthalten mehrere Zeitungen neben der einfachen Thatsache nur noch den Zusatz: „Mehrere Einwohner Berlins hatten an diesem Tage Trauer angelegt“. Um so willkommeneren Stoff gab ihnen aber die Geburt des Königs von Rom. Hier konnten die Herausgeber ihrer Feder so recht von Herzen freien Lauf lassen und in Kriecherei und sclavischer Unterwürfigkeit schwelgen. Schon wochenlang vorher war dem deutschen Volke das bevorstehende frohe Ereignis angekündigt worden. Der Zustand der Kaiserin vor der Geburt wurde der Gegenstand wahrhaft widerlicher Besprechung in den Zeitungen, die gar nicht zu fühlen schienen, wie taktlos sie in ihrer Unterwürfigkeit waren. Napoleon hatte sich bekanntlich selbst einen Sohn „decretiert“, indem er bestimmte, daß der zu erwartende Thronerbe den Titel „König von Rom“ führen sollte. Als sich am 20. März 1811 seine Hoffnung erfüllte, wollte der Jubel in Deutschland kein Ende nehmen. Man veranstaltete im ganzen Lande Freudenfeste, die die genaueste Beschreibung in den Zeitungen fanden; es regnete in ihnen Gedichte der geschmacklosesten Art. Es kennzeichnet die damaligen Zustände recht genau, daß gerade die tollsten Kundgebungen im Schooße der geistig höheren Gesellschaft entstanden, das Volk dagegen sich hierbei schroffer und theilnahmsloser zeigte. In der folgenden Zeit brachten die Zeitungen bis ins Kleinste gehende Berichte über den Zustand und die ersten Beschäftigungen des jungen Erdenbürgers, die dem heutigen Leser äußerst komisch erscheinen. Man fühlte nicht, oder wollte nicht fühlen, wie lächerlich man sich durch die Veröffentlichung folgender „Bulletins“ machte: „Seine Majestät der König von Rom geruhte ohne Weiteres die Brust seiner Amme anzunehmen“, und: „S. M. der König von Rom haben die verflossene Nacht verhältnismäßig gut zugebracht, nur wurden Sie zeitweise durch Grimmen, wie es sich in diesem Alter einzustellen pflegt, beunruhigt.“ Ueber die Tauffeierlichkeit, die mit einem Prunke sondergleichen und unter Beobachtung der steifsten Etikette vor sich gieng, berichteten die deutschen Zeitungen, daß „der König von Rom von Seiner Gouvernante, der Marquise von Montesquiou, unter Vorausstretung der Officiere von seinem Dienst und umgeben von Seinem Gefolge in den Saal getragen wurde.“ Nach dem Taufact erfolgte die Cour der höchsten Würdenträger vor dem Kinde, die in der Weise vor sich gieng, daß dieselben

unter tiefen Verbeugungen Ansprachen an den Thronerben hielten, die die Gouvernante jedesmal an Stelle des jungen Königs erwidern mußte.

Ueber die weitere Entwickelung der politischen Ereignisse durften die Zeitungen nicht das Geringste bringen, so daß das deutsche Publikum erst Kenntnis von dem bevorstehenden Kriege gegen Rußland erhielt, als derselbe bereits zum vollen Ausbruche gelangt war. Die rastlosen Rüstungen, der ununterbrochene Durchmarsch französischer Truppenmassen und die Ansammlung größerer französischer Streitkräfte an der Ostsee waren allerdings nicht unbemerkt geblieben, doch wurden alle auftauchenden Kriegsgerüchte in den Zeitungen einfach geleugnet und die Ansammlung der Truppen an der Ostsee mit der Befürchtung einer Landung der englischen Flotte begründet. Als dann der Kampf begonnen hatte, trafen regelmäßige Nachrichten in Deutschland ein, die stets von großen Siegen der Franzosen handelten. Ueber die Vernichtung der „großen Armee" und die Flucht Napoleon's aus Rußland brachten die Zeitungen anfangs nicht ein Wort, obwohl schon die Gerüchte hierüber von Mund zu Mund giengen; erst das berühmte 29. Bulletin Napoleon's verkündete gegen Ende December mit furchtbarer Rückhaltlosigkeit das entsetzliche Ende des russischen Feldzuges.

Die sächsische und süddeutsche Presse mußte die französische Beaufsichtigung noch bis zu den Tagen der Schlacht von Leipzig ertragen. Als im Juni 1813 im Anzeigentheil der „Leipziger Zeitung" eine anonyme Aufforderung erschien, daß der preußische Rittmeister von Colomb sein zweites Versprechen ebenso gut halten möchte, wie sein erstes, wurde der Leiter der Zeitung, der Schriftsteller Mahlmann, von dem französischen Gouverneur ohne Weiteres ins Gefängniß geworfen, obwohl er erklärte, daß er weder den genannten Rittmeister, noch dessen militärische Thätigkeit kenne. Erst auf energischen Einspruch der sächsischen Behörden wurde er nach einiger Zeit freigegeben. Ueber die Schlachten des Jahres 1813 durften die Zeitungen lange Zeit gar nichts bringen, bis endlich die Niederlagen der Franzosen im Lande offenbar wurden. Als Ursache des Verlustes der Schlacht an der Katzbach wurde in den Zeitungen das Anschwellen des Bobers und seiner Nebenflüsse angegeben, dagegen habe Napoleon, als er am 4. September erschienen sei, „den Feind wieder angreifen und am 5. September den ganzen Tag über mit dem Säbel in der Faust bis Görlitz verfolgen lassen."

Mit dem Aufhören des französischen Einflusses auf die deutsche Presse verschwanden auch sofort die Männer der Kriecherei von der Bildfläche und mit ihnen zugleich ein großer Theil der von ihnen herausgegebenen Blätter.*)

*) Diesen Aufsatz, welchen vor Kurzem die „Tägliche Rundschau" in Berlin veröffentlicht hat, glaubten wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Er ist ein lehrreicher Beitrag zu dem Capitel über politische Gesinnungstüchtigkeit der Leute.

Die Red.

Ein literarisches Dreigestirn.

Beitrag zur Geschichte der Volksliteratur von Emil Soffé.

Neben den erhabenen Erscheinungen einer großen Literaturepoche gehen immer niedrige und triviale. Häufig lassen sie sich auf dieselben Ursachen zurückführen; sie entspringen denselben Gefühlen wie jene, aber die hohen Gedanken erscheinen vergröbert, der edle Drang breitgetreten, das Ideale ist ins Roh-Sinnliche herabgezerrt und für die ewig denkfaule Menge hübsch hausbacken zubereitet. Das ablaufende achtzehnte Jahrhundert mit seinen gewaltigen genialen Dichterfürsten besaß ebenfalls eine ganz ansehnliche Reihe solcher literarischer Garköche, unter denen jedoch Vulpius, Spieß und Cramer ihr Gewerbe am schwunghaftesten betrieben.

Jahrelang brachte jede Leipziger Messe mindestens ein Werk dieser Schriftsteller; heute ist über ihre Namen schon ziemlich viel Moos gewachsen, ihre Werke sind verschollen, sie sind vergessen. Am besten ergeht es noch dem Autor des Rinaldini. Zwar seine Romane und Schauspiele werden auch nicht mehr gelesen, kaum daß noch eine ältliche, im literarischen Studium zurückgebliebene Nähmamsell sich in die Lectüre des berühmtesten aller Räuberromane vertieft, kaum daß man noch das schöne Lied „In des Waldes finstern Gründen" zu hören bekommt, aber Christian August Vulpius hatte das Glück gehabt, der Schwager Goethe's zu werden und entgieng dadurch dem Schicksale Cramer's und Spieß'.

Die Entwickelungsgeschichte Vulpius' bietet nicht viel Interessantes. Wir sehen eine Jugend voll Druck, Schmutz und Noth. Im Elternhause herrscht Elend. Der Vater, obzwar in der Stellung eines Kanzleiarchivars, ist physisch und moralisch verkommen; er ist ein Säufer, der nüchtern und im Rausche seine Kinder mißhandelt. Die Kinder hungern, der Vater verbraucht sein Gehalt für sich, ja er verkauft die Kleider und wenigen Habseligkeiten, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können. So wächst Christian auf. Das wirtschaftliche Elend, der Familienjammer knicken seinen Muth, machen ihn zaghaft und rauben ihm sein Selbstvertrauen. Das Traurigste dabei ist, daß sein Charakter kein sittlich fester wird, daß der Druck, der auf ihm lastet, in ihm nicht den Gegendruck, der nach geistiger Befreiung strebt, erzeugt, sondern ihn in dem engen, dumpfen Kreise niedriger, sinnlicher Leidenschaften festhält. Hier liegen schon die Keime seiner späteren literarischen Verirrungen: Eine wüste, ausschweifende Phantasie, die sich an den sonderbarsten, abenteuerlichsten Gebilden erfreut und das Bedenklichste wagt.

Vulpius begann seine Schriftstellerlaufbahn als Uebersetzer französischer und italienischer Ritterbücher. An solche Vorbilder lehnte er sich in seinen selbstständigen Schöpfungen an, ihre Technik ahmte er nach. Er schrieb viel und rasch. Er hat sich so ziemlich auf allen Gebieten der Dichtkunst versucht. Schon da er sich — eben zum Doctor der Philosophie ernannt — in Nürnberg als Secretär bei dem Reichsgrafen Friedrich Julius Heinrich von Soden, der die dramatische Muse durch verschiedene Producte beleidigte, aufhielt, regte sich in ihm die Schaffenslust, und als er später Theatersecretär, dann Bibliothekar und endlich Oberbibliothekar in Weimar wurde, gab ihm seine amtliche Stellung Muße genug, Ge-

dichte, Schauspiele, Possen, Singspiele, Räuberromane, Novellen und selbst wissenschaftlich angehauchte Compilationen in die Welt zu setzen. Die Krone aller seiner Schöpfungen ist der Räuberroman Rinaldo Rinaldini. Rinaldo wächst in niedrigen Verhältnissen auf, gilt für den Sohn eines Landmannes, während er thatsächlich der Sohn eines Fürsten — im Romane als der Alte von Fronteja eingeführt — ist. Ein Klausner unterrichtet ihn, er hütet die Ziegen seines Pflegevaters und — liest dabei in seinem Plutarch. Die Lebensbeschreibungen der großen Männer erhitzen seine Phantasie und spornen ihn zur Nachahmung an. Er wird Soldat. Wegen eines Subordinationsvergehens wird er flüchtig, wird Räuber und führt nun ein zügelloses, abenteuerliches Leben. Der tapfere Räuber ist natürlich sehr galant, räubert immer ein klein wenig, dann liebt er wieder u. s. f. in infinitum. Immer wird er von dem Alten von Fronteja beschützt. Wer sich von der Wirksamkeit dieses Don Juan ein ungefähres Bild machen will, dem mögen folgende Frauennamen dienen, deren Trägerinnen den liebesiechen Capitano trösten: Aurelie, Rosalie, Olympia, Laura, die Gräfin Dianora, Serene, Fortunate, Ismunde, Serafine, Milita, Marvalisa und noch viele andre Christen-, Juden- und Türkenmädchen. Schließlich findet der Räuber noch ein rühmliches Ende im Kampfe.

Der Roman hat eine wirkliche Grundlage. Vulpius fand in einer kleinen italienischen Schrift das Leben des historischen Räuberhauptmanns beschrieben; auch im Journal de l'Europe stieß er auf eine Notiz über das Ende Rinaldinis. Wichtiger sind die literarischen Grundlagen. Der Charakter Karl Moor's und der Don Juan's sind hier zusammengeschweißt. Rinaldini wird wie Karl Moor durch die Biographien des Plutarch begeistert, auch ihm ekelt vor seinem tintenkleckfenden Säculum, seine Feuerseele sehnt sich nach einer verwegenen, großen That. Auch Zschokke's Räuberroman Abällino, der 1793 erschien und zwei Jahre nachher zum Drama umgearbeitet wurde, lieferte ein brauchbares Vorbild, nicht zu vergessen des Goethe'schen Groß-cophtha's, des Armeniers in Schiller's Geisterseher, die wenigstens theilweise bei der Schöpfung des Alten von Fronteja mitwirkten.

Zu den kraftgenialischen und erotischen Hauptscenen fügte Vulpius noch allerhand Mysteriöses bei, rüttelte Alles wohl durcheinander, übergoß dies scharfpapricierte Mischmasch mit einer sentimentalen Brühe und setzte das Ganze dann seinen Lesern vor, die vor Entzücken aus Rand und Band geriethen.

Betrachten wir diese Ausgeburt einer kranken, überhitzten Phantasie, so können wir nicht leugnen, daß auch hier etwas von dem gewaltigen Sturme und Drange zu spüren ist, der in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in der deutschen Literatur sich zu regen begann. Auch durch den Rinaldo geht die Idee der Freiheit, aber bloß die Idee der physischen Freiheit und Befreiung und der geschlechtlichen Ungebundenheit; es ist jedoch nicht der geringste Wunsch nach der idealen Befreiung zu verspüren.

Das Schicksal des Rinaldinibuches war günstiger, als es selbst Vulpius erwarten konnte. Der Roman wurde vielfach übersetzt und wiederholt aufgelegt. Als Vulpius den Erfolg seines Werkes sah, verarbeitete er, als praktischer Mann, den Roman zu einem fünfactigen Schauspiel.

Man urtheilt heute wegwerfend von diesem Buche. Gewiß, es hat keinen poetischen, keinen ästhetischen — nur einen culturhistorischen Wert, aber es verräth trotz seiner Auswüchse mehr Erfindungskraft als viele unserer zeitgenössischen Romane.

Interessant ist Goethe's Verhältnis zu Vulpius. Goethe erwähnt seinen Schwager ab und zu in den Annalen, nennt ihn einen thätigen Theaterdichter,

führt auch eins oder das andre seiner Stücke an, aber dies Alles geschieht in einem zwar wohlwollenden, doch kühlen Tone. Wunderlich nimmt sich dagegen die alte Weimarer Anekdote aus, Goethe habe an dem Rinaldini-stoffe solchen Gefallen gefunden, daß er selbst des Spaßes halber einige Capitel dazu gedichtet habe. Wie beschaffen immer das Verhältnis der beiden Schwäger zu einander gewesen, ganz gleichgiltig war Goethe'n das Treiben seines Schwagers gewiß nicht, und die Bemerkung Wolfgang Menzel's, Goethe sei im zweiten Theile seines Faust dem Ideengange eines Romans seines Schwagers — dieser Roman heißt „der Zwerg“ — wesentlich gefolgt, verdient immerhin Beachtung, wenn sie auch cum grano salis aufzufassen ist.

Rinaldo Rinaldini hatte zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen. Vulpius selbst gab noch zwei Fortsetzungen desselben heraus, den Fernando Fernandini und den Lionardo Montebello oder den Carbonari-Bund. Der Räuberroman gefiel dem Publikum; man cultivierte also diese Specialität. Hier nur einige Titel der damals gelesensten Romane: Romalino, der furchtbare Mädchenräuber, Salardo der Schreckliche, Moraldini der edle Banditensohn, Josefine die Banditenbraut im Nonnenkloster, Arango der edle Räuberhauptmann.

Wir gehen einen Schritt weiter. An Bildung tiefer, an Talent und Popularität größer ist Christian Heinrich Spieß. Seinerzeit war er ein sehr populärer Autor gewesen; für gewisse Leserkreise lieferte bloß er, sowie sein Gesinnungsgenosse K. G. Cramer, ferner August Lafontaine und der fruchtbare Kotzebue das Lesematerial. Später wurden die Genannten von dem unerschöpflichen Clauren aus dem Felde geschlagen.

In seiner Jugend war Spieß Schauspieler; er zog mit verschiedenen Truppen herum, brachte es aber nicht über die Mittelmäßigkeit. Die Bekanntschaft mit der Bühne und dem Bühnenwirksamen hatte für seine nachherigen dramatischen Versuche immerhin den Vortheil, daß er einige Zugstücke zu schreiben im Stande war. Er verließ das Theater, wurde Oekonom und brachte es bis zum Wirtschafts-Director auf dem gräflich Kinigl'schen Gute Bezdiekau. Zuerst versuchte er sich im Lustspiele und schrieb „Die drei Töchter“ (Wien 1782). Das Stück gefiel, darum schrieb er weiter. Er kannte im Allgemeinen den Geschmack des Publikums und wußte, was gefiel. Das Ritterschauspiel mit seinen Tournieren, Gottesurtheilen, Burgverließen und pomphaften Aufzügen, wie es später der Theatergraf Hahn liebte, war ein rechtes Fressen für die Zuschauer. In dieser Manier verfaßte Spieß mehrere Schauspiele, z. B.: „Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg“ (Prag 1794) und „Clara von Hoheneichen.“ Das letztere war sein bekanntestes Schauspiel. Es war aber auch ein Stück, das den beneidenswerten Zuschauer für sein Geld alle Schrecken, Entsetzen und Schauer des Burgverließes durchkosten ließ, und bei dem man sich an allen Höllenflüchen und Verwünschungen satthören konnte. Für die Darstellerin der Clara war das Stück eine Perle; es sicherte ihr zum mindesten ein Dutzend Hervorrufe. Das Stück erhielt sich lange auf dem Repertoir der meisten Bühnen, noch 1811 sah es Körner in Wien aufführen. Ein weiteres Stück dieses Autors ist „General Schlenzheim und seine Familie“ (Regensburg 1786), welchem Heinrich Kurz den Vorzug vor den übrigen gibt, da es weniger an Uebertreibung leide und nicht ohne dramatisches Interesse sei. Meiner Meinung nach ist aber seine „Maria Stuart“ sein relativ bestes Theaterstück. Es war so beliebt, daß es mit der Schiller'schen Tragödie concurrieren konnte; dem großen Publikum gefielen sogar die hochtrabenden Spieß'schen Tiraden besser als die herrlichen Verse Schiller's. Spieß war im Grunde ein bescheidener Mensch,

der das Unzulängliche in seinem poetischen Schaffen sehr wohl erkannte. Hätte er das Erscheinen der Schiller'schen Maria Stuart (1800) erlebt, er wäre mit seinem Stücke stille beiseite getreten. Uebrigens ist dasselbe nicht wertlos; namentlich ist die Charakterzeichnung des Herzogs Norfolk, der ähnlich wie der Schiller'sche Leicester zwischen den beiden Königinnen steht, gelungen. Norfolk liebt Maria, Elisabeth liebt ihn. Um Maria zu retten, zettelt er eine Verschwörung an, die entdeckt wird. Die liebende Elisabeth verzeiht ihm. Während er aber meint, Elisabeth habe auch der Gefangenen verziehen, ist das Todesurtheil bereits gefällt und unterschrieben. Verzweifelt bricht er gegen die Königin los, die ihn nun verhaften lassen will; er aber tödtet sich vor ihren Augen.

Im Ganzen sind seine Komödien besser als seine Tragödien. Außer der bereits früher genannten sei noch „Liebe und Muth macht Alles gut" (Prag 1793) zu nennen.

So verlockend jedoch auch der Lorbeer des Dramatikers ist, ein Bühnenwerk bedarf immer eines festeren Gefüges, eines Scenariums und anderer Vorarbeiten, was Alles dem flüchtigen Spieß zu beschwerlich war; er meinte im Roman eine leichter zu behandelnde Dichtungsart gefunden zu haben.

Seit 1794 bewohnte er die alte Burg in Ellbogen bei Karlsbald. Dieses Locale war für einen Dichter von Ritterromanen und Geistergeschichten wie geschaffen. Hier konnte er seinen literarischen Liebhabereien so recht nachhängen. Nun begann eine wahre Massenproduction. Mehrere seiner kleineren und besser durchgearbeiteten Erzählungen erschienen in August G. Meißner's „Apollo."

Spieß' Romane unterscheiden sich von denen anderer Zeitgenossen, z. B. des üppigen Vulpius, durch das auch bei A. G. Meißner sichtbare Bestreben des Moralisierens; er liefert in gewissem Sinne Tendenzromane, er will bessern. Aber wie greift er das an? Seine Charakteristik ist roh, die Contraste zwischen Gut und Böse ungeheuerlich; bei ihm gibt es nur ganz tugendhafte und ganz bösartige Menschen, rosenrothe Tugend und schwarze Ruchlosigkeit. Alles hyperbolisch!

Zu seiner Vorliebe für das Ritterthum tritt noch seine Hinneigung zu dem Spukhaften, dem Unerklärlichen, dem Wunderbaren. Es lag dies in der Zeit. Das achtzehnte Jahrhundert beschäftigte sich trotz seiner Aufklärung sehr eifrig mit Leuten, wie Mesmer, dem Grafen von St. Germain, Schrepfer, Cagliostro und ähnlichen, was Wunder, daß man auch in der Poesie nach ähnlichen Charakteren suchte! Diesem Zuge kam eine ganze Reihe von Schriftstellern nach; meinten sie doch sogar in Schiller's Geisterseher ein Vorbild zu sehen; aber sie verstanden nicht die tiefe Absicht des Dichters, sie ahmten nur dasjenige nach, was sie mit ihren stumpfen Sinnen wahrnahmen und begriffen. Sie blieben hinter Schiller zurück und erreichten auch die englischen Vorbilder, Horace Walpole, Anna Radcliffe, Clara Reeve u. s. w. nicht, obgleich sie diesen schon näher kamen.

Spieß' bessere Erzählungen sind: „Der Mäusefallen- und Hechelkrämer," „Der alte Ueberall und Nirgends," „Das Petermännchen," „Die Deutschherren," „Hans Heiling," „Die zwölf schlafenden Jungfrauen," „Die zwölf schlafenden Jünglinge," „Die Löwenritter" und „Die Ritter mit güldnem Horn."

Talent ist dem Manne nicht abzusprechen, aber die Form ist schwerfällig und unbehilflich, und der Mangel an Erziehung ist bemerkbar. Er war ein verworrener Kopf. Das Poetischeste, was er schrieb, ist sein „alter Ueberall und Nirgends," worin er ein dem Ahasverstoff sehr ähnliches Thema behandelt. Die Idee ist sehr glücklich durchgeführt.

Leider sind die letzten Productionen dieses Autors geradezu abgeschmackt, und man ist im Zweifel, ob man mehr über die Verrücktheit des Autors, der ganze Bücher voll Biographien von Selbstmördern und Wahnsinnigen veröffentlichte, oder über die Dummheit des Publikums, das sich solchen Unsinn bieten ließ, staunen soll. Spieß wurde übrigens ein Opfer seiner Production. Die Geister, die in seinen Erzählungen spukten, hatten ihm seinen Verstand geraubt, er verfiel in Tobsucht, so daß vier Männer ihn kaum bewältigen konnten, und starb am 17. August 1799.

Auch Spieß fand Nachahmer. Hie und da kann man noch in Leihbibliotheken auf die greulichen Romane jener Tage stoßen, deren Titel allein schon schaudern machen. Wir finden da die „Geisterzwillinge,“ die „blutende Gestalt mit Dolch und Lampe,“ den „Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke“ u. dgl.

Julian Schmidt stellt Spieß über August Gottlieb Meißner, damit thut er ihm aber zu große und unverdiente Ehre an.

Und nun zu dem Dritten aus jenem Bunde, zu Karl Gottlieb Cramer!

Vulpius war üppig, Spieß platt, Cramer — gemein.

Menzel hebt bei Cramer — trotz zahlreicher Mängel — die gesunde, kräftige Jägernatur hervor. Das ist richtig, aber es ist auch beinahe das Einzige, was an diesem Autor zu loben ist. Dieser frische Zug läßt sich wohl daher ableiten, daß Cramer sich zum Forstwesen hingezogen fühlte und selbst Forstmann war. Indessen ist der Waldgeruch, den Menzel bei Cramer entdeckte, nur selten zu verspüren; häufiger dringt uns ein Misthaufengeruch entgegen.

Eine Zeitlang hatte Cramer seine Stellung aufgegeben und studierte in Leipzig und Wittenberg Theologie, gab aber den Gedanken auf das Predigeramt wieder auf, und daran hat der gute Mann wohl gethan, denn das Wort Gottes hätte sich in seinem Munde gar sonderbar ausgenommen. Aus der mißlichen Lage, in die er gerathen war, rettete ihn Herzog Georg Friedrich von Sachsen-Meiningen, der ihn zum herzoglich Coburg-Meining'schen Forstrath ernannte, später übertrug ihm der Herzog auch eine Lehrstelle an der zu Dreißigacker bei Meiningen errichteten Forstakademie. Hier starb er am 7. Juni 1817.

Cramer war ungemein fruchtbar, man könnte sagen: schreibwüthig. Sein erster Roman war „Karl Saalfeld oder Geschichte eines relegierten Studenten,“ (Lzg. 1782), ein unreifes, anmaßendes Werk, statt Charakteren Fratzen enthaltend. Es liegt jedoch, nebenbei bemerkt, viel Subjectives darin; der Held, ein aufgeblasener, schwülstiger Flachkopf, ist Cramer selbst. Die Rennomagen Saalfeld's entsprechen dem Tone, den Cramer im gewöhnlichen Leben anzuwenden beliebte. Diesem Buche folgten noch 55 Erzählungen; im Ganzen hat Cramer 93 Bände geschrieben, und so ist ihm, wie J. W. Appel treffend bemerkt, „immerhin gelungen, seinen Namen in den Tempel der Unsterblichkeit einzukratzen.“

Cramer zählt als verspäteter Stürmer und Dränger; auch er wünscht „sich über eine Trommel spannen zu lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen;“ auch seine Helden geberden sich wie Karl Moor, ihnen wird die Welt zu enge, auch bei ihm sehen wir ständische Conflicte wie in „Cabale und Liebe,“ aber Cramer ist mitten im Fieber stecken geblieben, er behielt den Krankheitsstoff in sich, er konnte sich nicht emporarbeiten zur hohen geistigen Freiheit. Alle seine Schöpfungen tragen den Stempel der sittlichen Verrohung und Plattheit; roh ist auch die Mache. Seine Helden: Erasmus Schleicher, Hasper a Spada, Graf von Jericho, Herzog von Hudrischackschak, Jakob Luley, Gotthold Tamerlan, Graf Victor von Zedro, Coralli, Septimus Storax u. s. w. — recht geschmackvolle Namen! —

sind aufgeblasene Poltrone. Was dieser Schinderknecht der deutschen Literatur an Bombast leisten konnte, dafür möge eine Stelle aus seinem Erasmus Schleicher zeugen, wo er von dem Finanzrath Hamster sagt: „Ein blühendes Land unter dem rechten und die weinende Menschheit unter dem linken Fuß, in der rechten Hand eine Geißel in der linken ein Stutzglas voll Bauernschweiß, der wie Champagner moussiert, und im Auge einen Basiliskenblick — so würde ich sein Bild für die Ewigkeit malen."

Indessen gelangen ihm doch hie und da kleinere anmuthige, ja selbst liebliche Partien, so z. B. in seinem „Jägermädchen," das ich für sein bestes Werk halte. Hier weht frischere Luft. Von diesem Jägermädchen urtheilt der sonst weder objective noch liebenswürdige Menzel folgendermaßen: „Cramer verdient aber noch um seiner besonderen Gaben willen Auszeichnung. Wie roh und gemein er schrieb, so war doch eine frische und gesunde Kraft in ihm, und seine Opposition gegen die falsche Empfindsamkeit und Vornehmthuerei war eine echt volksthümliche. Das Erfreuliche an ihm ist die derbe, kerngesunde Jägernatur, die den Waldgeruch auch ins Boudoir mitbringt, sich nichts versagt und noch mitten im Exceß eine gewisse Liebenswürdigkeit bewahrt."

Dem Erotischen gewährt Cramer in allen seinen Schriften einen breiten Raum. Er ahmt hier nicht so sehr Wieland, von dessen liebenswürdiger Schalkhaftigkeit sich bei ihm nicht viel vorfindet, als vielmehr solche Autoren nach, welche wie A. G. Meißner dem Dichter des Agathon das Aeußerliche abgeguckt hatten. „Das Harfenmädchen," „Das Hirtenmädchen," „Das blonde Nantchen," „Nettchens Hochzeit" sind dergleichen leichte Ware; gutmüthige Dingerchen mit weichem, weitem Herzen und einer ganz ansehnlichen Portion Sinnlichkeit. Auch Zschokke hat uns manches Bedenkliche vorgeführt, man erinnere sich nur an sein „Tantchen Rosmarin," aber er hat nie die Absicht, durch Frivolität lüsterne Leser zu ködern, und eine kräftige, geistige Gesundheit schlägt immer durch. Freilich, gegen die Romane Clauren's gehalten, athmen Cramer's Erzählungen jungfräuliche Reinheit.

In einigen Romanen betritt Cramer das politische Feld. Hier will er docieren und über die Schlechtigkeit der Großen zu Gerichte sitzen. Aber um dazu fähig zu sein, hätte er weniger einseitig sein müssen. Alles Erbärmliche, Niederträchtige, jede Gemeinheit des Geistes und des Herzens ist auf die Vornehmen, Adeligen und Mächtigen übertragen; ihnen gegenüber stehen die armen, ehrlichen, ehrbaren Biedermänner, Bauern und Bürger. Um unser Interesse zu fesseln, müßten diese Figuren weniger schablonenhaft sein. Wenn man dieses Anhäufen crasser Laster, dieses Coquettieren mit der Moral, dieses unvermittelte Vorführen scharfer Gegensätze in's Auge faßt, dann wird man unwillkürlich an Hogarth's Darstellung gemahnt. Aber wo bleibt Hogarth's genialer Griffel! Zu solchen Romanen zählen die „Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley," „Leben und Meinungen des Baron Hirkus" (eine politische Satire) und endlich sein bekanntestes Werk „Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleicher's, eines reisenden Mechanikus" (zuerst Lzg. 1789—91). Dieses Werk, sowie sein „lahmer Wachtelpeter" und der schlüpfrige „deutsche Alcibiades" erfreuten sich eines besonders großen Rufes.

Auch bei Cramer erscheinen Geister, und überirdische Stimmen schallen plötzlich an unser Ohr, aber er war klüger als der arme Spieß, er wußte sich die Geister vom Leibe zu halten und wurde dabei dick und behäbig. Tieck, der ihn im Phantasus ein wenig gezaust hat, sah ihn einmal (1803) und bezeichnete ihn als eine ordinäre Erscheinung. „Das Gesicht'" schreibt Tieck, „war pockennarbig, der Ausdruck platt und

gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Die Pausen der Rede füllte er durch lange Züge aus einer großen Meerschaumpfeife; in dicken Qualmwolken blies er den Rauch umher. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwänglichsten und niedrigsten Redensarten, Schimpfwörter wurden in seinem Munde zum Ausdruck der Anerkennung."

Cramer's sonderbare Leistungen müssen im Zusammenhange mit den Zeitverhältnissen betrachtet und beurtheilt werden; dann wird unser Urtheil bedeutend gemildert. Wir sehen, auch sie resultieren aus der Auflehnung gegen gesellschaftliche Mißverhältnisse. Uns erscheinen jetzt seine hartherzigen Räthe, seine schlechten Minister und teuflischen Kammerherren als Zerrbilder, seine Zeit fand die Anspielungen und die Originale heraus oder glaubte sie wenigstens zu finden, und so erklärt sich die Wirkung seiner Schriften auf die unteren Classen der Bevölkerung. „Wenn also" sagt J. W. Appel, „in diesen und andern Romanen fürstliche Räthe, die dem rechtslosen, hartgeplagten Bauer das »letzte Restchen Fell über die Ohren zogen,« abgesetzt und des Landes verwiesen, in Saus und Braus lebende adelige Schurken entlarvt und unterdrückte Unschuldige wieder im Triumph herbeigeführt wurden, so hatte dies zugleich seine praktische Bedeutung für die damaligen Leser, und mancher arme Teufel erlabte seine gepreßte Unterthanenseele an solchen stark aufgetragenen Gemälden der vornehmen Bosheit und ihrer wohlverdienten Niederlage."

Während uns aber fast alle diese Anspielungen unverständlich geworden sind, geben uns die Schöpfungen Cramer's wie auch die Vulpius' und Spieß' ein Kriterium für die ästhetische Bildung der unteren Stände jener Zeit; aus diesen Schichten recrutierten sich doch zumeist ihre Leser. Haben wir nun ein Recht zu sagen, daß unsere Zeit auch in dieser Hinsicht einen Schritt vorwärts gethan hat?

Johann Häfenpfeifer.

Eine Gestalt aus modernen Tagen von Hans Malser.

Geboren war er zu Abelsberg und zwar nach dem Ausweise des dortigen Kirchenbuches im Jahre 1837. Seit einiger Zeit will es mit seinem Alter nicht recht vorwärts und besinnt er sich schon seit Jahren, von der Kraft des Mannes in die Weisheit des Greises zu überspringen. Er ist ein Kraftgenie, und so eines braucht Weisheit nicht.

Von seiner Kindheit weiß er nicht viel mehr, als daß „gerauft worden ist." Als Student hatte er das Vergnügen, mehrere seiner Professoren persönlich kennen zu lernen; im Ganzen konnte er sich ums Lernen nicht viel bekümmern, denn er wollte sich der Politik widmen. Anfangs hielt er bei Kneipen große Reden, denn er hatte eine vortreffliche Lunge. Er war Oppositionsmann selbstverständlich. Es kam sein Vater und wollte, daß er sich einem Beruf zuwende und seine Prüfungen mache. Er war Oppositionsmann. Es kamen Belkredi, Schmerling, Auersperg — er war Oppositionsmann. Es kamen die Gläubiger, die ihre Sache vom ihm forderten — er war Oppositionsmann. Es kamen Andrassy, Hohenwart, Taaffe — er war Opposi-

tionsmann. Es kamen Weiber, die ihn an mancherlei Versprechen erinnerten, er schwieg und blieb im Stillen Oppositionsmann.

Sein Name ist Johann Häfenpfeifer. Er wird — sagen seine Freunde — genannt, so weit die deutsche Zunge reicht. Du mußt ja auch schon von ihm gehört haben, erinnere Dich, lieber Leser. Vor Kurzem hat er in Deiner Stadt einen politischen Vortrag gehalten. Er pflegt Volksversammlungen zu veranstalten um wirtschaftliche Fragen zu besprechen, aber sein feuriger Geist bleibt bei den armseligen Bauern- und Krämerangelegenheiten nicht lange stehen, mit einem graziösen salto mortale springt er kopfüber in sein Element, in die große Politik hinein, in welcher er anfangs munter umherpläschert, allmählich aber mit Händen und Füßen so gewaltig dreinzuhauen pflegt, daß Wellen schäumen, die Gischten hoch aufspritzen und ein recht niedlicher Sturm zu Stande kommt. Die Versammlung ist begeistert, hingerissen. Trompetenschall und Pöllerschüsse wirken auf die Menge immer, so auch gewisse Worte und Sätze. Trompetenstöße in die Luft und leere Schüsse sind Phrasen, mit ihrem Verhallen verhallt auch die Wirkung.

In Oberabelsberg hat Johann Häfenpfeifer einen politischen Verein „Fanfaria" gegründet. Der Name ist viel zu bescheiden, der Verein könnte „Weltsteuerrad" oder „Generalcompaß" oder „Völkergericht" oder „Nationaler Regulator" heißen. Der Verein „Fanfaria" zu Oberabelsberg besteht zwar nur aus fünfunddreißig Mitgliedern, lauter schlichte Leute, aber lauter Patrioten, filtriert-nationale und politische Hellseher. Eine so edle Uneigennützigkeit wird man nicht bald anderswo finden, als in der „Fanfaria"; die Mitglieder lassen ihre eigenen Geschäfte verlottern, ihre Wirtschaften zu Grunde gehen, ihre Familien verkommen, um ganz und voll — wie der technische Ausdruck lautet — ihrem Volke zu leben. Und nicht etwa nur in Phrasen leben sie für ihr Volk, nein, sie greifen thatsächlich ein und stellen in den Bewegungen der Nation so zu sagen den Regulator dar. Der Verein „Fanfaria" zu Oberabelsberg theilt nämlich nach allen Seiten des öffentlichen Lebens hin Vertrauens- oder Mißtrauensvoten aus. Eine landwirtschaftliche Gesellschaft Deutschlands faßte vor einiger Zeit eine Resolution gegen die Annahme der Steuererhöhung. Sie erhielt eine Vertrauensadresse von der „Fanfaria". Die Adresse war ein merkwürdiges politisches Memorandum, in welchem die Erhöhung der deutschen Wehrkraft und die Verringerung der Steuern befürwortet wurde. Die Abelsberger Logik ist schon so. Ein Reichsrathsabgeordneter hielt eine Rede über die Nothwendigkeit der Flußregulierungen in den Alpen. Der Verein „Fanfaria" ertheilte ihm ein Mißtrauensvotum, weil er in seiner Rede nicht gegen die Juden polemiesirt hatte. Einer Zeitung schickte der Verein „Fanfaria" das Mißtrauensvotum, weil sie anstatt Schriftleitung immer noch das ketzerische Wort: Redaction gebrauchte. Einem Schneidermeister sandte der Verein „Fanfaria" eine Belobungsadresse, weil derselbe unter der Rechnung für seine Kunden zu schreiben pflegte: „Mit germanischem Gruß saldirt Wenzel Czéchiczek. Als Bismarck das Septennat verlangte, ward ihm die Auszeichnung, von dem Vereine „Fanfaria" in Oberabelsberg mit einem warmen Vertrauensvotum bedacht zu werden. Hingegen ein Mißtrauensdecret dem deutschen Kronprinzen, als derselbe auf seinem Landgute die Garteneinplankungen braun und nicht schwarz- weiß- roth anstreichen ließ. „Euere kaiserliche Hoheit!" hieß es in dem wackeren Schriftstück. „Das große Deutsche Volk wendet sein Auge voll Zuversicht den Stufen des Thrones zu. Wie, wenn dort anstatt der herrlichen Farben der Hohenzollern maikäferbraune Garten-

planken stehen? Wohin soll das führen? Soll es dann ein Wunder sein, wenn der nationale Geist wieder erblaßt? Wir beschwören Euere Kaiserliche Hoheit u. s. w."

Der Vereinssecretär der „Fanfaria" las keine Zeitungsnummer, ohne sich aus derselben Vorfälle des In- oder Auslandes anzumerken, welche mit Kundgebungen zu bedenken wären. Natürlich der französischen Regierung ein Mißtrauensvotum, als sie Bellfort befestigte, und dem Papst ein Mißtrauensvotum, als er friedensvermittelnd sich für die Sache der Deutschen Regierung entschied. Und wenn dann solche Kundgebungen gar in den Blättern verzeichnet standen, da hüpfte jedem Mitgliede vor Freude das Vereinsherz.

Man muß sagen, der politische Scharfblick der „Fanfaria" war so weitreichend, daß ihm kein Anderer zu folgen vermochte. Man hörte auf den von ihr veranstalteten Wanderversammlungen viel Neues, und wenn Gevatter Böttcher oder Sensenschmied sprach, da eröffneten sich oft ganz ungeahnte Perspectiven in die politische Zukunft. Daher waren solche Versammlungen auch stets so gut besucht, daß einmal ein berühmter Komiker, der zu gleicher Zeit in der Stadt gastierte, leere Häuser sah, während die Bierhalle der „Fanfaria" die andrängende Menschenmenge kaum fassen konnte.

Nur wenn der Vereinsobmann, Herr Johann Häfenpfeifer — den Humpen Bier zu Handen, im Munde die Cigarre — sprach, hörte man nichts Neues, hingegen wurden die alten Schlagworte und Sprüche mit so oppositionsgewaltiger Wucht hingeworfen, daß es eine Freude war. Nebstdem war Häfenpfeifer ein sehr jovialer Mann, Jedem, an dem er vorbeikam auf seinem Wege zu und von der Tribune, drückte er die Hand, oder klopfte ihm wenigstens auf die Achsel. Es sind die Wahlen vor der Thür.

„Ja, ja," sagte einer der Bürger, „wie ich höre, soll das Reichsrathsgebäude einen unsinnig großen Saal haben, da muß Einer sein der reden kann! Der eine Stimme hat! Ein Zwitscherer thuts nicht in so bewegter Zeit."

Da war aber ein Zeitungsschreiber — eine niederträchtige Schreiberseele! — Der ließ drucken: Man solle sich den Mann nur einmal näher ansehen, ob Einer, der nicht einmal sein eigenes Haus aufrecht zu halten wisse, für das Allgemeine wirken könne? Ob ein Mensch, der seine Familie vernachlässigt, ein Herz für sein Volk haben könne? Ob ein Wühler und Hetzer auf den Frieden und das Gedeihen seiner Nation hinarbeite? Ob dieser Johann Häfenpfeifer nicht am Ende ein eitler Tropf wäre? — Man mag sich vorstellen, was auf Solches hin dieser Zeitungsschmierer von dem Vereine „Fanfaria" für eine Adresse erhalten hat.

Bei der Wahl erhielt Johann Häfenpfeifer von dem halben Tausend Wählern fünfunddreißig Stimmen, weil auch seine eigene. Nun begann er zu grollen gegen die Undankbarkeit des Vaterlandes. Er fand diesen Boden nicht mehr wert, daß er den großen Patrioten Johann Häfenpfeifer trage und er wanderte aus. Aber nicht für immer, das sagte er wohl, er gehe ins Reich hinaus, um dort für die nationale Sache Propaganda zu machen, er gehe, um den deutschen Brüdern zu klagen, wie armselig es bestellt sei in seinem Vaterlande, und er wolle mit mächtigen Verbündeten wiederkehren und siegen.

In B., einer norddeutschen Provinzialstadt, ließ er große Plakate anschlagen: Johann Häfenpfeifer werde eine öffentliche Rede halten über die politischen Zustände Oesterreichs. Zur selben Zeit hatte die Stadtvertretung von B. von dem Vereine „Fanfaria" zu Oberabelsberg eine stilvolle Zustimmungsadresse erhalten darüber, daß

B. die schöne Stadt, ein Schoßkind der Germania, edlen Patrioten ein gastliches Asyl bereite. Der Rath ließ in Karten und geographschen Werken nachschlagen, ohne Oberabelsberg zu finden, bis der gelehrte Archivarius erklärte, Oberabelsberg sei nur ein Deckname für Schildburg und die Zuschrift sei als munterer Gruß von den weisen Schildbürgern zu betrachten. Nicht besser als dem Rathe ergieng es den guten Bewohnern von B., sie durchblätterten alle Lexikas, alle etwaigen Verzeichnisse der Staatsmänner, Redner und Volksvertreter des In- und Auslandes, der Name Johann Häfenpfeifer war nicht zu finden. Die angekündigte Rede konnte wegen Theilnahmslosigkeit des Publikums nicht abgehalten werden.

Nun ließ Häfenpfeifer sich in einen nationalen Verein von B. eintragen und für eine nächste Versammlung erbot er sich, in dem Vereine eine Rede über die politischen Zustände Oesterreichs halten zu wollen. Natürlich mit Dank angenommen, denn für das schöne alte Oesterreich haben die Reichsdeutschen stets Interesse und ein warmes Herz.

Die Versammlung tagte, Häfenpfeifer wurde mit großer Zuvorkommenheit behandelt und als er fest und ernst die Rednerbühne bestieg, war alle Aufmerksamkeit der zahlreichen Anwesenden auf ihn gerichtet.

Der Redner begann mit einem Appell an die deutsche Nation. Dann gieng er auf die Zustände Oesterreichs über und machte dabei das einemal eine geringschätzige, das anderemal eine tiefbekümmerte Miene, rang auch gelegentlich die Hände, als flehe er um Hilfe. Bittere Klagen führte er über die Fahrlässigkeit der Deutschen, die sich lieber mit Ackerbau, mit Eisennägelfabrication, Leinweberei und Ledergärben beschäftigten, als mit politischen Thaten. Bittere Klagen gegen die katholische Kirche, welche gegen die deutsche Nationalkirche stets Front mache. Von feisten Pfaffen und leckeren Nönnlein war die Rede, die parasitenartig. . . : In der Versammlung war ein Zischlaut zu hören. Was ist das? Mitten im katholischen Oesterreich ist derlei stets hell bejubelt worden, und hier im protestantischen Norden? — Der Redner fuhr fort und führte bittere Klagen gegen die österreichischen Schulen, die immer noch den Patriotismus von dazumal vorbeteten; bittere Klagen gegen die österreichischen Schriftsteller und Dichter, welche lau gegen die nationale Idee einen ekeligen Humanitätsdusel trieben, als lebe man noch zur Zeit Lessing's und Goethe's; leidenschaftliche Klagen gegen den Beamtenstand, welcher kriecherisch seine habsburgische Stefansthurmpolitik. . .

Der Redner wurde unterbrochen. Ein Mann des Gesetzes, mit der preußischen Mütze auf dem Haupte, war aufgestanden und erklärte nun mit einer ganz eigenthümlichen Schneidigkeit, er könne den Sprecher in diesem Tone nicht fortfahren lassen.

Johann Häfenpfeifer hatte es sonst geliebt, bei seinen Reden die Polizeiorgane zu provocieren; ein Ordnungsruf im Namen des Gesetzes hatte seinem Esel erst den richtigen Sattel aufgesetzt. Aber heute, an dieser Stelle und in diesem Lande erschrak er vor dem Polizeiorgane sosehr, daß er den Faden seiner Rede verlor. Er tappte eine Weile herum, erwischte noch einige Phrasen von nationaler Größe, von politischer Verbrüderung u. s. w., in denen er seine sonore Stimme kräftig austönen ließ.

Keine Hand rührte sich zum Beifall, als er geendet hatte. Stark verblüfft stieg er von der Tribune, und um seinen Platz, wo er beim Glase Bier nun saß, blieb es öde. Nur ein mitleidiger Candidat der Theologie trat zu ihm heran und fragte, ob er nicht erschöpft sei? Es scheine der Saal nicht besonders akustisch zu sein. Der wohlwollende Candidat erhofft für diesen Samariterdienst einen Sitz im Himmel.

Nun bestieg der Vorstand des Vereines die Tribune und sagte: „Indem ich dem Herrn Häfenpfeifer für seinen Vortrag höflich danke, wollen wir zur Tagesordnung übergehen.“

Das war Alles. Herr Häfenpfeifer machte sich bald unauffällig davon, seine heutige Tagesordnung war ein rasender Aerger, bis der gute Morpheus ihm die Augen schloß.

Am nächsten Tage stand in dem K. Regierungsblatte von B. gelegentlich des Referates über die Versammlung des nationalen Vereines: „Die nun erfolgte Rede eines Herrn J. Häfenpfeifer aus Oesterreich glauben wir nicht ernst nehmen zu sollen. Der Mann hat sich so wüthig ins eigene Nest gespuckt, daß auf den Gesichtern der Zuhörerschaft nachgerade ein mitleidiges Befremden zu sehen war. Wahrlich schlecht stünde es um das deutsche Volk, wenn es viele solcher Individuen unter sich hätte, welche ihre Lebensaufgabe darin erblicken, alle Autoritäten ihres Vaterlandes zu beschimpfen und zu verhöhnen. Wir ehren gewiß die heutigen schweren Sorgen der Deutschen in Oesterreich, wir freuen uns des deutschen Bewußtseins, das in ihnen erwacht ist, wie wir geloben, unsere deutschen Brüder in der Noth nicht zu verlassen, aber mit einem Renegatenthum schließt der Deutsche keinen Pakt.“

Nun ist Herr Johann Häfenpfeifer wieder heimgekehrt nach Oberabelsberg. Er spricht nicht mehr so viel, wie früher, am wenigsten von seinen politischen Erfolgen in Deutschland. Die „Fanfaria“ theilt nach wie vor ihre Kundgebungen aus und hat erst vor Kurzem in einem energischen Schriftstück den Rothschild aufgefordert, sofort nach Jerusalem zu übersiedeln, um dort König der Juden zu werden, widrigenfalls u. s. w. —

Auch derlei Schrullen zeitigt das erregte politische Leben eines Volkes. Ihr Fluch liegt in ihrer Lächerlichkeit und es ist besser, wir selbst sehen und brennen diese Schäden an unserem Fleisch, als daß es der Feind thue.

Der Grünberger Thomas und seine Brüder.

Skizze von **Jordan Kaj. Markus.**

Also zu Friedberg! Von der oberösterreichischen Seite her angesehen liegt Friedberg auf einem grünen Hügel ausgebreitet, der gegen die Mittags- und Abendseite zur Moldau abfällt. Der südliche Abhang schließt mit einem Häuschen, welches sich an den grünen Hügel lehnt, die Leute nennen es das „Grünberger-Haus,“ den Besitzer desselben den „Grünberger“ und die Mitbewohner dieses Häuschens die „Grünbergerleut;“ aber vor etwa fünfzig Jahren hat es weder einen „Grünberger“ noch „Grünbergerleut“ gegeben, sondern nur „Grünberger Buam,“ denn die damaligen Insassen des Grünberger Hauses waren fünf Brüder, und da sie sämmtlich unverheiratet waren, nannte man sie, wie es in dieser Gegend ja überall gebräuchlich ist, „Buam;“ erst wie dann der Eine davon, der „Lenz“ geheiratet hat, gab es einen „Grünberger“ und eine „Grünbergerin“ und wieder „Grünberger Buam.“

Der Verheiratete bezog nun den vorderen Theil des Hauses, d. h. die vordere Stube, und die ledigen Vier, nämlich der „Hiesel,“ der „Jakob,“ der „Hansel“ und der „Thomai“ blieben

im hinteren Theil, im „Stübel." Diese vier „Buam" muß man sich aber nicht als 12- oder 14jährige, sondern als 40-, 50- oder gar schon 60jährige „Buam" denken und das „Stübel," das sie bewohnten, eigentlich bewohnen sollten, als einen Raum, wo gerade ein Kachelofen und ein Webstuhl Platz hatten, und wo man sich zwischen beiden gerade noch umdrehen konnte.

Ja, wird man fragen, wie haben oder sollen denn die Vier in dem Stübel dann wohnen, wenn sich kaum Einer noch umdrehen konnte?

Nun das ist so!

Geschlafen hat Einer auf der Ofenbank, der Andere unter dem Webstuhl und die andern Zwei auf dem Boden über dem „Stübel." Bei Tag war nur Einer zu Hause, der ist im Webstuhl gesessen, das war der „Hiesel;" die anderen Drei sind „umg'läuscht." Zwei sind den „Menschern" nachgegangen, der Dritte dem „Broterwerb," d. h. er ist von Haus zu Haus gegangen, um Brot und andere Geschenke zu erbitten. Das war der „Hansel." Der Arme war von Geburt aus taub und in Folge dessen auch stumm; die Kinder erschraken vor ihm, denn er holperte, stets auf einen großen „Stecken" gestützt, umher, und seine Gefühlsäußerungen bestanden in schrecklichen Grimassen und unarticulierten Lauten. Und war eines der Kinder etwas unwirsch und wollte auf das Wort der Mutter nicht hören, so hieß es plötzlich: Der „Grünberger-Hansel" kommt! — und lautlose Stille herrschte.

Aber der „Jakob" und der „Thomai," das waren die verliebten Zwei, doch wieder verschieden in ihrer Art. Während Jakob, eine edel angelegte Natur, wie er war, die nicht auf Stand und Besitz sieht, sein „Gäu" für Liebesabenteuer in die Bauerndörfer, namentlich in den „hinteren Winkel" *) verlegte, und seine Liebe nicht allein auf „Bauerntöchter," sondern auch auf „Dirnen" *) erstreckte, die er dann mit „Lebzelten" gehörig abfütterte, — neigte sich Thomas schon mehr den aristokratischen Anschauungen hin: nie sah man ihn auf der „Bäuer," — seine Liebesfahrten machte er im Markte selbst, und zwar in den Häusern der „Großbürger" ab, die er täglich der Reihe nach mit einem Besuche beehrte. Und nicht etwa durfte sich die nächste beste Patricierstochter einbilden, sich so „mir nichts, Dir nichts" in die Gunst unseres Don Juan's setzen zu können, — weit gefehlt, sie mußte einmal körperlich mit schönen, üppigen Formen ausgestattet sein und überdies ein gutes Herz besitzen, d. h. sie mußte ihm immer etwas Gutes zu essen geben.

Doch in dem einen hatten die beiden verliebten Brüder wieder dasselbe Schicksal, daß sie erstlich nie zum Heiraten kamen, dann aber auch ihre Herzensdamen häufig wechselten, so daß es bei Groß und Klein, so ihnen begegnete, schon Sitte war, zu fragen: „Nun — was hast denn jetzt für Eine?" Dann verzog „Jakob," der Gutmüthige, gar süßlich den Mund, als wäre er mit Honigseim bestrichen, und nannte die Glückliche, ohne seiner Ungetreuen je ein bitteres Wort nachzuklagen. Denn er hatte, nebstbei gesagt, das Unglück, daß ihm alle seine Liebschaften, ehe es zum „Verrufen" gekommen, einen Korb gaben. Anders war es bei Thomas, der ein gar heikler Prinz gewesen. Da war er immer der Ungetreue und Verschmähende, und wenn er eine Hübschere sah, die dem Aeußern nach auch noch „vermöglich" schien, erklärte er sich rasch für diese und kehrte der anderen den Rücken. Und wurde er gefragt, warum er denn diese oder jene „nicht mehr möge," fieng er an, ihre unschönen Eigenschaften, ihre etwaigen körperlichen Gebrechen so

*) So nennt man nämlich einen Theil der zur Pfarre gehörigen Dörfer, die hinter dem „Hohenmarterwalde," Hohenfurt zu liegen.

*) Das sind die weiblichen Bauerndienstboten.

zu kritisieren, daß sich die Schadenfrohen vor Lachen die Bäuche hielten, die anderen Leute sich aber verwunderten, wie ein Mensch, der sonst zu den Geistesarmen gezählt wurde, derartiges nur bemerken und erfassen könnte.

Der „Hiesel“ also war die eigentliche Hausmutter und verdiente durch Weben einige Kreuzer, wusch und reinigte im Hause und kochte auch die Morgensuppe, die in warmer Milch bestand, wozu eine alte „Gais,“ die er oft am Stricke auf die Weide zog, behilflich sein mußte. Und als sie das Zeitliche segnete, war gerade der Herrschaftsdirector von Rosenberg in Friedberg, der, von diesem Unglück hörend, bereitwilligst das Geld zu einer anderen gab.

Da konnten die Anderen freilich wie Cavaliere leben — aber als der „Hiesel“ starb, da gieng es ihnen nicht mehr recht zusammen und es legte sich der „Hansel“ hin und starb auch. Nach „Hiesels“ Tode war es an „Jakob“ den Gescheiteren zu machen und das Hauswesen zu führen — und nun wäre es dringend geboten gewesen, daß ihm eine Ehehälfte zur Seite stünde. Doch es wollte sich keine finden — und auch er stieg als ewiger Bräutigam mit dem Lilienstengel in der Hand und mit unzähligen „Körben“ beschwert in die Grube.

Nun war „Thomas“ einsam und alleine. War es, daß er übersättigt von all' den Nichtgenüssen, die ihm die Liebe geboten, war es, daß sein Herz älter geworden und an Empfänglichkeit abnahm, oder waren es die traurigen überzeugenden Erfahrungen seines Bruders, die ihn zum Bewußtsein brachten? Wer weiß es! — Kurz, er verzichtete auf alle Liebschaften, und wenn ihn Einer darnach fragte, so hatte er „Keine“ mehr und mochte auch „Keine“ mehr haben. Etwas Gutes zu essen sei ihm lieber, sagte er jetzt, und da er zum „Fleischbeißen“ keine Zähne mehr hatte, so begehrte er „abgeschmalzene Nudeln.“ Und wenn er früher einer oder der anderen Hausfrau, die eben in seiner Gnade stand, hölzerne Kochlöffel und Sprudler (Quirl) schnitzte, so that er auch das nicht mehr, denn er sei krank, und kranke Leute dürfen nichts arbeiten.

Schwerhörig waren sie alle, die Brüder, und er wurde nun ganz taub, so daß man nur durch Zeichen und Mundbewegungen sich mit ihm verständlich machen konnte, er aber schrie desto mehr — und als ihm der Herrgott den Jakob nahm, da gieng er mit geballter Faust in die Kirche und machte ein Heidenspectakel.

In Friedberg ist St. Bartholomäus Kirchenpatron. Derselbe soll wie die Legende erzählt, lebendigen Leibes geschunden, d. h., wie es jetzt noch öfters geschieht, ihm die Haut über den Kopf gezogen worden sein, und ist daher der Heilige mit einem Messer abgebildet.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ebenso, wie man in Wien, wo die Friedhöfe vor den Linienwällen liegen, sagt von Einem, der den Tod nahe hat: „der ist schon bald bei der Linie,“ so sagt man in Friedberg im gleichen Falle, „der gehört schon hinunter zum heil. Bartholomäus!“ — Sei es, daß Thomas diese Redensart von früher gekannt, oder ist es, daß er des Messers wegen den Bartholomäus für Denjenigen ansah, der die Leute „todt macht“ — kurzum, er hatte die eigenthümliche Gewohnheit, wenn er meinte, Dieser oder Jener wäre reif für das Jenseits und hätte auf dieser Welt nichts mehr zu suchen, in die Kirche zu schleichen, sich vor die Statue Bartholomäi hinzustellen und die Namen der künftigen Himmelsbürger zu nennen. Nahm aber Bartholomäus einen ihm Liebgewordenen, so mußte er sich die ärgsten Zurechtweisungen gefallen lassen. So gieng es ihm auch, als der Arzt des Ortes, der auch den Thomas öfters behandelt haben mochte, starb. Höchlich entrüstet erschien Thomas vor Bartholomäus und machte ihm die bittersten

Vorwürfe über seine Ungerechtigkeit. „Ja," schrie er, „gelt den alten Brotsitzer, der eh' nicht mehr recht gehen kann, gelt, den laßt Du da, aber den, den wir brauchen könnten, den nimmst Du uns!"

Wie mit Bartholomäus, so verkehrte er auch mit den übrigen Heiligen in der Kirche, jedem wußte er etwas zu sagen. Merkwürdig aber mied er den Kirchenbesuch mit Andern, außer es nahte sich ein „liebend Paar," — bei Hochzeiten konnte man ihn von der Emporkirche herunterschauen sehen, um sich hier Stoff zu seinen Gesprächen zu holen. Bei Messen und anderen kirchlichen Feierlichkeiten sah man ihn nie.

Aber auch den Menschen konnte er die ärgsten Wahrheiten sagen, und sie mußten oft staunen über seine urwüchsigen Einfälle und gelungenen Urtheile.

An einem sehr kalten Wintertage nahm er einmal den „Herrgott" von der Wand und steckte ihn mitten in den Schnee hinaus, sprechend: „So, jetzt weißt Du auch, wie gut es ist!" Dem heil. Franciscus mit den fünf Wunden in einer Feldkapelle hingegen lieh er alte „Patschen" (Ueberschuhe), daß er sich die Füße nicht erfriere.

Ueberdies beurkundete er einen guten Geschmack: was schön war, gefiel ihm, was häßlich scheute er. Bei Feierlichkeiten konnte man seine Wahrnehmungen hören und oft stand er mitten auf dem Marktplatze und kritisierte, wenn nicht Alles in Ordnung war. — Doch blieb er bis zu Ende seines Lebens so zu sagen der „Ortsnarr" und die Kinder suchten ihn zu necken und ihren Spott mit ihm zu treiben. Nach und nach wurde er sehr gebrechlich, daß er nicht mehr gehen und seine Existenz suchen konnte; auch hatte er Niemand, der ihn betreute. Die Gemeindevorstehung gab ihn daher zur Verpflegung in das Bürgerspital, wo er auch mit Hinterlassung einer „zwiegehäusigen" silbernen Sackuhr und anderen kleinen Habseligkeiten starb.

Thamas ist todt, doch nicht vergessen! Sein Name, so einfältig er klingen mag, wird heute noch genannt: Will man Jemanden, der nicht recht bei Trost ist, in Friedberg als solchen bezeichnen, — so nennt man ihn — „Grünberger Thomai!"

Unser Peter.

Eine Charakterskizze aus der Vogelwelt von J. Huschak.

Wir sind vor Allen die Bunten, Schönen,
Die auserles'ne Lieblingsschar,
Die Welt erfreut sich an unsern Tönen,
Wir sprechen noch mehr als Rab' und Star.

So komme Du, der heiterste Deiner Genossen! und zeige Dich dem naturfreundlichen Leser, wenn Du uns auch über Dein Freileben nichts Näheres mittheilen kannst, weil hierüber selbst die Gelehrten nur wenig wissen. Wir kennen nur Deinen Familiennamen: Kleiner hellgelb gehäubter Kakadu (Psittacus sulfureus), Perroquet ou Cacato a tête blanche — Lesser White Cockatoo — meist auch Salon-Kakadu, und erfuhren, daß Deine Heimat sich über Celebes, Buton, Lombock, Timor, Flores, Sumbawa und die Inseln in der Tominibucht erstreckt.

Der früher citierte Vogelpoet sagt von Dir:

Kakadu — ein Vogel wundersam
Und unschuldfarbigen Kleides,
Doch zeigt er an so mancher Stell'
Das Schwefelgelb des Neides.

Er trägt auch einen Federbusch,
Wie ein Fächer auszubreiten,
Er schlägt ihn auf und klappt ihn zu,
Wie's ihm beliebt zu Zeiten.

Die Größe einer Taube meist,
Der Schnabel ist dick und schwärzlich,
Die Augensterne meist dunkelbraun,
Damit blickt er gar herzlich!

Von Scherzen und Gelehrigkeit
Gibt er wohl gute Proben,
Deshalb sind solche Kakadu
Zu Stubenvögeln erhoben.

Sie folgen pünktlich, verstehen gut
Und wissen zu erfreuen,
Und ihre Fehler verstecken sie
Durch zärtliche Schmeicheleien.

Sie haben Ausdruck des Gefühls
Und manche sanfte Regung,
Und ihre Schönheit wird erhöht
Durch grazienhafte Bewegung.

Sie lernen auch der Künste viel
Und üben sie mit Freuden,
Mit wenigen Ausnahmen sind
Sie wirklich gut zu leiden.

Oft sind sie lustig, drollig, keck,
Sie spielen selbst die Losen,
Sie küssen gern, liebkosen gern
Und lassen sich gern liebkosen!

Es mag Menschen geben, die alle Vögel unverständig nennen und sagen: Vögel haben keine Gedanken! Wer kann in eines Vögleins Hirn sehen, ob Gedanken darin sind?

Wenn wir im Leben zu Jemandem erhöhte Grade der Sympathie empfinden, möchten wir ihn nicht in Verwirklichung des Sprichwortes auf den Händen tragen? Macht sich dies auch nur bei einem Menschen-Diminutiv möglich — ob nun auch Einzelne für ein erwachsenes „schönes Kind" noch freudigere Tragbereitwilligkeit äußern — so ist der liebe Vogel über den ihm gegebenen Wink bereits am Arme, klettert von diesem auf die Achsel und entbietet dem Gaste seinen Gruß durch lebhaftes Nicken. Er dient ja mit seiner Behausung (wie es zumeist der Fall zu sein pflegt) nicht als lediglicher Zimmerschmuck und wenn sich der Reiz der Neuheit verlor, als Unterhaltungsobject für Besuchsempfang. Er dient nicht als Spielzeug, das dem Eigenthümer gleichgiltig, überdrüssig wird und in seiner Verpflegung endlich gar einem Dienstboten überlassen, ein freudloses, beklagenswertes Schicksal genießt. Es ist ein begabtes Geschöpf, welches keine Gleichgiltigkeit von seinem Pfleger erträgt, zu dem es in kein Freundschaftsverhältnis tritt, wenn ihm dieser für sein liebebedürftiges kleines Herz nicht mit Zuneigungsbeweisen entgegenkommt! Der Kakadu liebt seinen Herrn entweder mit heißer Leidenschaft oder er lebt, wie man zu sagen pflegt — mit ihm auf dem Kriegsfuße.

Der harmlose, drollige Complimente wiederholende Schützling betrachtet den werten Gast, dem er nun vorgeführt zu werden die Ehre genießt! Sollen wir die Neugierde für diesen verargen, die bekanntlich bei ihm und seinen Artgenossen unbegrenzt ist? Der Blick sagt uns schon sein Interesse, vermischt mit Erstaunen und Klugheit. Mit einem Kinderstimmchen nannte er bereits über gestellte Fragen seinen Familiennamen; doch der Besucher will vielleicht seinen Vornamen wissen. „Wie heißt Du noch?" Der Name wurde Dir zwar nicht im jetzigen Domicile gegeben, lieber Vogel, Dein Erzieher war aus dem sonnverklärten Lande, wohin so gern die Künstler und Touristen ziehen, dessen Sprache so melodienreich, dessen Temperament so feurig und das die Erfinder des dolce far niente beherbergt haben mag. Aus katholischem Reiche, konnte Jener wohl kaum eine Blasphemie beabsichtigt haben, als er Dich mit dem Namen eines Apostels angerufen; — nennt man doch auch den Graupapagei Jako: „Jacques", Giacomo, abgesehen von der Anwendung des Dialectnamens „Hansel" bei Nutzthieren. — Er beabsichtigte

Dich auszuzeichnen mit der Ansprache „Pietro!" Und als Du in Wien heimisch geworden, äußerte Deine Rückerinnerung den gewohnten Ruf.

Was war somit natürlicher, als daß ihm der selbstbezeichnete Name belassen wurde! Wer würde aber einseitig, selbst bei allen Sympathien für die Kunstschätze, für die gefühlsreiche Sprache des seebegrenzten europäischen Edens in einer deutschen Metropole einzig italienische Conversation führen? Trotz den Italienissimi, mußte der kleine Zögling auch „deutsch" verstehen und sprechen lernen.

„Ich bin der Peter!" wird Dieser auf eine wiederholte Frage zu erwidern kaum zögern. Bei heiterer Laune zeigt er in neckischen Tönen auch seine Versuche einer Liedcomposition. Der Musik hold, verweilt er besonders gern in unmittelbarer Nähe seiner Herrin, sobald sie in dem unermeßlichen Bereiche jener ausdrucksvollsten, wenn auch wortlosen Weltsprache am Piano den Wiederhall seelischer Empfindungstöne findet. Wie ruhig und sinnig lauscht er den Variationen der Accorde und ihres Geleites. Mit dem Zauber dieser überall, auf der ganzen Erdkugel, durch die Apostel der Civilisation verbreiteten und verstandenen Sprache pflegt man sogar die Mißlaune eines Kindes zu beschwichtigen. — Obzwar Peter mit dem Letzteren nicht ernstlich verglichen werden darf, so wird er trotzdem dasselbe in seiner Ausdauer übertreffen und nicht wagen, durch Mißtöne oder gar unliebsames Geschrei die Wankelmüthigkeit jugendlicher Neigungen zu erkennen zu geben. Auch dem Gaste gegenüber geberdet er sich nicht vorlaut, das Gebot guter Sitte beachtend. Verwundert sich ein solcher über einzelne Umstände, daß z. B. der Folgsame nicht zuweilen mit Leckerbissen, diversen Süßigkeiten erfreut werde: ihm bleiben sie, principiell und hygienisch bedingt, jederzeit versagt; seine Ernährung beschränkt sich auf einfache, wenn auch aus mannigfachen Körnern bestehende Verköstigung, welche durch eine kleine Gabe in Kaffee, zuweilen in Thee getauchter Semmel für seine Neigung vermehrt wird, weil grelle Unkenntnis des Bedürfnisses und Unverstand nicht selten die Papageien mit den für solche Kostgänger meist so gefährlichen Erzeugnissen der menschlichen Küche regaliert, vor deren Darreichung nicht genug gewarnt werden kann.

Welch' kümmerliche „Brosamen" als Ersatz für Genüsse in der fernen Heimat durch Domicilswechsel. Dort Freiheitsbesitz! Hier Gefangenschaft, wenn auch ohne Ketten! Verstünde es doch der Papagei, insbesondere der Kakadu, mit seinem Schnabel und bewunderungswerter Ausdauer bei Entfesselungsbestrebungen derlei unzeitgemäße Zwangsmaßregeln illusorisch zu machen!

Vielseitige Beweise vertrauensreichster Zuneigung bietet er seinen Pflegern, ohne Rücksicht auf eine Tag- oder Nachtstunde. Lebhaft, freudigst begrüßt er jederzeit ihre Heimkehr, um dann an seine Lieblingsstellen zu gelangen. Für die Gewährung freundlicher Annäherung verläßt er, sich selbst vergessend, auch den Ort, wo er Speise und Trank findet. Letzteren will er höchstens durch den schüchternen Ruf: „Acqua" erringen; er vergißt dann seines Spiel-, Nage- und Beschäftigungsmittels, welches er in seiner Behausung stets vorräthig findet: der Weidenstäbchen und in deren Ermangelung Späne weichen Holzes. Diese dienen nicht allein als theilweiser Nahrungsstoff, sondern auch zur Vorbeugung einer gar bösen Eigenschaft, des Schönheitsselbstmordes, der Manie des Selbstausrupfens des Gefieders.

So gesprächig geberdet sich der kleine Schelm! In seiner Sehnsucht nach menschlicher Freundschaft und deren Gunstbezeigungen verzichtet er auf die Gesellschaft aller Artgenossen und Naturverwandten.

Was auch dem kleinen, hilfslosen Kinde eben erst durch Maximen der

Decenz, einfachster Sittenübung. Sorgfalt, des gesellschaftlichen Anstandes von Seite mütterlicher Erziehung mehr oder weniger schwierig beizubringen ist, hat der Reinlichkeits-Repräsentant erlernt. Sobald er die Gefahr fühlt, seine Lobredner ob dieser seltenen Eigenthümlichkeit mit dem Gegentheil etwa Lügen zu strafen, gibt er durch ein italienisches, in fast ängstlichem Tone gesprochenes Wort den Wink, ihn zu entfernen. Sich aber bewußt, daß ein derartiger Mahnruf nicht unbeachtet bleibt, dient er ihm zuweilen als — Nothlüge.

Minder gute Laune resultiert bekanntlich oft aus dem Mangel an Beschäftigung; ist er nun überdrüssig an ein und derselben Stelle länger zu verweilen, ohne durch Musik zerstreut oder aufgeheitert zu werden, so verhilft ihm der Nothruf zum beabsichtigten Resultate seines Wunsches.

Sieht er, daß seine Pfleger oder der Gast durch Anziehen der Oberkleider oder Erfassen des Hutes die Absicht, sich zu entfernen, künden, so versäumt der sich wechselnd „Papagei" Peterl, zuweilen auch scherzweise „der kecke Peter" nennende Beobachter menschlichen Thuns gewiß nicht, mit freundlichstem „Addio!" sich zu empfehlen. Wo Vorzüge, sind auch Schwächen. Nur kleinliche Naturen lenken auf letztere einzig das Augenmerk. Auch für solche und deren Verringerung bedarf es keiner Züchtigung durch rohe Gewalt, wenn wohl das Thier die Oberherrschaft des Menschen anerkennen soll. Es genügt das barsche, ernste Wort des Verweises, der strenge Ton der Rüge. Der Kakadu bedarf so wenig wie der Mensch einer Züchtigung durch Prügelmethode, welche nur abstumpft; im gravierendsten Falle ist ihm ein Warnungsschlag auf den Schnabel — selbstverständlich ohne Zornbekräftigung — genügender Ausdruck des gerechten Unwillens, und zwar mit weit besserem Erfolge, als er sich bei vorwitzigen oder vorlauten „Intelligenzstolzen" zeigt. In der Ausdauer verständnisvoller Zuneigung und Geduld, in sich klar bewußter, hochherziger Nachsicht bei natürlichen Gebrechen, somit in der echten Humanität, welche den wahren Fortschritt kennzeichnet, bethätige sich der Mensch auch dem Thiere gegenüber; wir variieren die Sentenz eines Thierfreundes:

„Wenn es auch nur Thiere sind,
Nicht wahr, kluges Menschenkind?
Meinst es doch mit ihnen gut,
Nimmst sie treu in Deine Hut!"

Der Herr von Sonnwendstein.

Vor vielen Jahren stand ich eines Tages auf dem höchsten Punkte des hohen Stuhleck, und neben mir der bekannte Wiener Tourist Gustav Jäger, der zu jener Zeit auf Stuhleck eine Unterkunftshütte gegründet hatte. Als wir wiederholt die gewaltig wirkende Rundsicht bewundert hatten und auch einen Blick hinabwarfen auf die Spitze des Sonnwendsteines — einen fast mitleidigen Blick — sagte Gustav Jäger: „Sehen Sie, im Vergleich zu Stuhleck nimmt sich dieser Sonnwendstein aus, wie ein Halterbübel gegen einen Großbauern."

Traun, seit jener Zeit ist es mit diesem Halterbübel anders geworden; nicht als ob es in die Höhe gewachsen wäre bis zu des breitschulterigen Großbauern Dickkopf, nein, es ist gefüg und

schmächtig geblieben. Aber anderartig ist dieses Halterbübel emporgekommen weit über Stuhleck und es gibt im Lande keinen merkwürdigeren Parvenue, als diesen Sonnwendstein. Ein großer Herr ist aus ihm geworden, stolz ist er! Seine Halterhütten hat er abgeworfen, seiner gewundenen Ochsensteige hat er sich geschämt, eine wahre Kunststraße hat er sich angeschafft vom Semmering hinauf, wo Kunststraßen aller Sorten auf dem Lager sind, und ein Herrenhaus hat er sich bauen lassen auf seiner Spitze, wie auf keiner Bergspitze unserer Alpen ein vornehmeres steht; und allerlei Herrschaften, Grafen und Gräfinnen, Bischöfe, Fürsten und Kronprinzen, und auch bürgerliches Volk in Hülle und Fülle, spazieren und fahren hinauf, und dieweilen der Großbauer dort drüber gelangweilt daliegt und etwas aus dem alten Ansehen gekommen ist, muß man zu diesem Emporkömmling „Herr von Sonnwendstein!“ sagen.

Keck vordrängen muß man sich, das ist das Geheimnis des Erfolges. Während die hohen Berge seit jeher still und bescheiden im Hintergrunde standen und sich damit begnügten, über die Köpfe ihrer Vormänner frei und ernst in die Welt hinauszuschauen, hat sich der Sonnwendstein so scharf an die Reichsstraße, an die Eisenbahn vorgedrängt, sich den P. T. Reisenden, Touristen, hohen und höchsten Herrschaften vor die Nase gestellt, hat einerseits mit dem Wienerwald, mit dem ungarischen Hügelland, mit den mährischen Ebenen geliebäugelt, andererseits mit dem Hochgebirge des Schneeberges, der Rax, der Veitsch, des Hochschwab, mit dem lieblichen waldreichen Mürzthal, mit den schönen Almen des Stuhleck und des Wechsels, selbst mit untersteirischen Höhen und dem Schöckel bei Graz, kurz, wußte nach allen Seiten freundliche und wohldienerische Blicke hinzuwerfen, war das Kraut in allen Suppen, schmuggelte sich in alle Reisebücher ein, die vom weltberühmten Semmering erzählten, und „wir der Semmering! Wir, die erste Gebirgsbahn!“ anders sprach er gar nicht von sich selbst. So kommt man vorwärts, heute trägt der Herr von Sonnwendstein am Bande eines schönen breiten Bergweges einen Orden. Dieser Orden ist das Friedrich Schüller-Touristenhaus.

Es steht wenige hundert Schritte unterhalb des Felsplateau des 1523 Meter hohen Sonnwendsteines an der südöstlichen Seite, an einer Stelle, wo man gegen Osten über den Otter hinaus die von den schnurgeraden Strängen der Eisenbahn und der Reichsstraße durchzogene Ebene von Wiener Neustadt, gegen Westen über das Mürzthal hin die Hochschwabkette sieht. Die Matten des hochrückigen Stuhleck, der beiden scharf in den Himmel eingeschnittenen Pfaffen, des breitgestreckten Wechsels bieten im Süden dem fliegenden Auge des Beschauers die anmuthsreichsten, erquickendsten Ruhestätten. Und wer vom Schutzhause die paar hundert Schritte hinaufsteigt zum Gipfel, um nach Norden zu blicken, der muß im ersten Augenblick fast erschrecken ob der wilden Pracht, die da plötzlich vor ihm steht. Der Schneeberg und die Rax und der Windberg und die Veitsch sind keine Maulwurfshügel, denen ist es Ernst mit dem Hochgebirge. Senkrechte Wände und Schutthalden, finstere Schründe und lichte Schneefelder, und über Allem der zarte blaue Schleier des Aethers, weil manche Stunden der Luftlinie dazwischen sind, von dem schauenden Auge bis zu den starrenden Riesen dort. Und wenn nun der Beschauer seinen Blick in die Tiefe senkt, da erschrickt er von Neuem. Es ist ein gewaltiger Abgrund. Aber in diesen Tiefen liegt nicht das Grauen. Tief unten da liegt eine freundliche Gegend von Berg und Thal: dämmernde Wälder, blinkende Felswände, hellgrüne Matten; über die Matten hin schlängelt sich das schneeweiße Band der Reichsstraße von dem Semmeringpaß hinab zur Engschlucht, in welcher Schott-

wien eingeklemmt ruht. Die Thürme von Mariaschutz ragen hart am Fuß unseres Berges über dem Walde auf. Hinter diesem anmuthig ländlichen Bilde steht das Werk, welches vor wenigen Jahrzehenten noch als das achte Weltwunder bezeichnet wurde — der Bau der Semmeringeisenbahn. Er steht da in seiner ganzen meilenlangen Ausdehnung von Gloggnitz bis Spital mit seinen Stationen, Viaducten, Tunnels, mit seinen großen Windungen, bis es ihm gelingt, den Zug aus den Tiefen der Adlitz zu der Höhe des Semmering emporzubringen. Vom Semmeringbahnhof, der hart am großen Tunnel liegt, wo sich die Bahn endlich ganz und gar in den grünen Berg verliert, gehen nach allen Richtungen schöne Straßen und Wege dahin, denn der Semmering ist der Wiener Wildpark geworden: Wirtshäuser, Hotels, Aussichtswarten, Ruhebänke überall; und wie in der Stadt jede Gassenzweigung an den Mauern ihre Aufschrift und Namen hat, so stehen hier im ganzen weiten Gebiete des Semmering an allen Straßenzweigungen und schönen Punkten Wegweisertafeln und andere Aufschriften. Und wo vor vierzig Jahren noch die tiefste Einsamkeit war, nur unterbrochen von dem Schrei des Geiers und den Flüchen der Fuhrleute, die dort an der steilen Bergstraße die Lasten mit ihren schweren Rössern und den Anrufungen des Teufels weiterzubringen hatten, dort ist jetzt jeder Baum und Pfahl gesprächig, und jeder weiß einen Aussichtspunkt, ein Wirtshaus, eine Eisenbahnstation. Der Mittelpunkt dieser großen Lust- und Erholungsstätte im Gebirge ist das Hotel Semmering, welches mit seiner nächsten Umgebung wie ein stattlicher Curort dort unten am Hange des waldigen Pinggenkogels steht, mit seinen Fronten etwas dem Sonnwendstein ab- und dem Hochgebirge zugewendet. Das Hotel Semmering ist in dieser Zeitschrift VI. Jahrg., Seite 840 — 844 unter dem Titel: „Die neue Sommerfrische auf dem Semmering" beschrieben worden. Seither hat sich diese Sommerfrische ausgedehnt und mit der Gegend verwachsen, und seitdem hat sie kühn und sicher auch emporgegriffen auf die Spitze unseres Sonnwendsteines. Im Spätherbste des vorigen Jahres ist hier auf dem Berge das Schutzhaus und Hotel eröffnet worden, welches Winter und Sommer offen steht und im Winter wie im Sommer seine entzückten Gäste hat. Es ist einen Stock hoch, wovon das Erdgeschoß aus Steinen, der erste Stock aus festen Bäumen gezimmert und aus- wie inwendig wohl verschalt ist.

Fürs Erste befremdet den Fremden der Luxus, der in diesem Alpenhause herrscht. Der „österreichische Touristen-Club," der Erbauer des Hauses, hat hier oben zwischen den Almen und Steinen ein wahres Prunkkästlein hingestellt. Zwei elegante Gastzimmer, wovon das eine „für Damen und Nichtraucher," das Extrastübel, altdeutsch eingerichtet und mit einem putzenscheibenfensterigen allerliebsten Erker versehen ist, nebst zwei gemeinsamen großen Schlafräumen acht Wohnzimmer, wovon eines durch den Wiener Möbelhändler Schmied mit Wachholderholzmöbeln, und ein anderes durch die Wiener Touristengesellschaft: „D Voitsthaler" ebenfalls altdeutsch eingerichtet wurde Wenn man da drinnen auf schwellendem Sopha zwischen eitel Luxusgegenständen sitzt, gegenüber dem Venezianerspiegel, und zu einem geöffneten Putzenscheibenfenster hinausgeblickt in die steinige, ursprüngliche Alpenlandschaft, so ist das ein Gegensatz, der Manchen vielleicht mehr verblüffen als anmuthen mag. Der Herr von Sonnwendstein ist eben ein Parvenue, und solchen Leuten soll es mitunter passieren, daß sie schweren Schmuck und Prunk gerade dort ausstellen, wo er nicht eigentlich hingehört.

Traulich wird uns bald wieder bei der guten und nicht theuren Hausmannskost, die der Wirt umsichtig herschafft, die Wirtin schmackhaft kocht und

die Kellnerin freundlich und munter aufträgt. Wenn dem Hausherren der Gedanke gekommen wäre, in dieses Haus der noblen Einrichtung gemäß befrackte Kellner aufzupflanzen — ich mag den gräßlichen Gedanken nicht ausdenken.

Wer Zeit und Sonstiges hat, um sich einmal auf längere Weile da oben einzuheimen: es muß ein gutes Wohnen sein im Friedrich Schüler Touristenhaus. Da kann man etwa einmal zwei Tage zu gleicher Zeit sehen, in Oesterreich einen Regentag, der das ganze Land mit düsterem Grau einhüllt, und in Steiermark einen heiteren Sommertag, da über zarten Flockenwölklein die Sonne leuchtet auf die grünen Gauen. Das Semmeringgebiet ist die Wasser- und die Wetterscheide, und so kommt es auch oft vor, daß in Steiermark das weiße Nebelmeer liegt, aus welchem nur wenige Bergspitzen wie Inseln ragen, und in Oesterreich schimmern die Mauern von Gloggnitz, Neunkirchen und Neustadt in eitel Sonnenschein. Wer wollte die Luft- und Wasser- und Lichtspiele alle zählen, die auf den Höhen sind, wer die Gestalten des Steinreiches und die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt andeuten, geschweige erschöpfend betrachten! Man darf ja nicht glauben, einen Berg, seine Eigenthümlichkeiten und seinen Ausblick schon zu kennen, wenn man einen Tag da oben zugebracht hat. Wie man einen Menschen erst kennen lernen kann, wenn er länger mit uns ist, in guten und schlimmen Tagen, so wird man auch die Natur, besonders die Alpennatur, erst erfassen und verstehen und unbeschreiblich lieb gewinnen, wenn man in Sonnenschein und Sturm, am Morgen und am Abend, in finsterer Nacht und im Mondenlicht bei ihr ist. Auch die Alpennatur hat ihre ganz besonderen Stunden, wann sie ihren heiligen Frieden senkt in des Menschen Herz und durch ihre ewigen Wunder so eindringlich zu ihm spricht, daß es ein seliger Schauer erfaßt und inne wird — wie selten geschiehts! — inne wird, was es heißt, Mensch zu sein.

Und so dient es mir wahrlich zur Genugthuung zu wissen, daß auf einem der schönsten Punkte meiner heimatlichen Berge ein freundliches Asyl steht, welches offen ist und mich aufnehmen kann zu aller Zeit, wenn meine Seele nach Bergesruh und Alpenschönheit dürstet. — Der Sonnwendstein hat ja noch sein besonderes Interesse. Der kalksteinerne graue Gipfel desselben ist vermuthlich eine altheidnische Cultusstätte. Alljährlich werden dort am 24. Juni große Sonnwendfeuer angezündet, wohl als Ueberbleibsel der Feuer, die voreinst dem Gott Donar hier gelodert haben. Das Haupt dieses Berges ist dem Volksmunde nach von Eisen, die Brust von Silber und der Fuß von Gold. Bei solch edlem Gehalt darf man sich über das Emporkommen dieses „Zwerges" freilich nicht wundern. Das Eisen am Gipfel hat man in der That schon ausgebeutet; das Silber und das Gold ist großmüthig unseren Nachkommen überlassen, die es in der Kunst, Berge auszuhöhlen und abzutragen, hoffentlich noch weiter als wir bringen werden.

Ich wüßte keinen Berg, der an Aussicht und Pracht gleich lohnend, leichter zu besteigen wäre, als der Sonnwendstein.

Von vier wohlbegangenen Wegen kann man sich den Aufstieg wählen. Der eine führt von dem schöngelegenen Mariaschutz in Schlangenwindungen durch Wald unmittelbar hinauf zur höchsten Spitze. Für Bergfexen ist dieser Aufstieg weitaus der angenehmste, weil der steilste und beschwerlichste. Leider ist auch hier eine Gefahr vollends ausgeschlossen, außer man steigt auf einen Baum und will wie das Eichkätzchen von einem Wipfel auf den andern springen. Der andere Weg geht durch die Wildnis des Mirtengrabens und ist der „romantischeste," der dritte Weg von Steinhaus aus durch den Dürgraben bietet dem Wan-

derer am Ziele die größte Ueberraschung, weil man unterwegs nichts sieht vom Hochgebirge, das sich oben ganz plötzlich vor dem berauchten Auge entfaltet. Der vierte Weg ist die neue Straße von der Station Semmering und dem Hotel zum Erzherzog Johann aus. Dieser kaum zwei Stunden lange Weg schmiegt sich so klug an die mildesten Stellen des Berges, weicht jedem steilen Bühel so geschickt aus, legt sich auf der Höhe so freundlich an den windstillen sonnigen Hang und ist überhaupt so fein angelegt, daß ich fürchte, es werden aus der nahen Großstadt auch solche „Touristen" an ihm hinaufkommen, die auf der Alm anstatt Milch und Butter Trüffelpasteten und Champagner haben wollen. Der Herr von Sonnwendstein schmunzelt, er kann auch mit solchen Dingen aufwarten. Trug sich der ingeniöse Herr doch sogar einmal mit dem Plan, sich eine Zahnradbahn zu bauen und sein Alpenhotel zur Nachtzeit mit elektrischem Lichte zu beleuchten. Nun, was nicht ist, kann werden. Wir wollen dem Herrgott die Welt noch einmal gründlich corrigieren!

R.

Spaziergang mit dem Knaben durch Wien.

Von P. K. Rosegger.

Ich bin kein Freund von Städten, aber daß ich's gestehe, die Stadt Wien ist mein Stolz. Ich meine nicht das Leben in Wien, sondern die Stadt als solche, wie sie sich dem Auge darstellt, im Architektonischen und Malerischen. Wer auf den alten Basteien spazieren gieng, wer die Ringstraße entstehen und wachsen sah! Was Wien innerhalb seiner Häuser bietet, mich gelüstet's nicht darnach; ein Gang um den Ring, ein Blick vom Stefansplatz auf den Thurm oder vom Thurm auf die Stadt ist mir lieber als alles Andere.

Und was gar zu schön ist, das will der Mensch mit mehr Augen anschauen, als mit zweien. So rückte ich eines Tages mit vier Augen aus, wovon das zweite junge frische Paar meinem sechsjährigen Knaben gehörte. Ich freute mich im Vorhinein auf das Erstaunen und die Freude des Kindes, wenn es die Herrlichkeiten der großen Stadt, wie es ähnliche noch nie geschaut, plötzlich vor sich sehen würde. Von der Seite des Südbahnhofes rückten wir an. Es war ein sonniger Vormittag und die Zinnen und Thürme ragten in den blauenden Duft, der durch seinen zarten, lichtdurchwirkten Schleier die Gebäude scheinbar in die Ferne rückte und imposanter erscheinen ließ.

An der Elisabethbrücke konnten wir kaum weiter, es war ringsum ein wogendes Meer von Menschen, Pferden, Wagen und sich bewegenden Lasten aller Art. Wenn ich mich allein durch solches Gewoge und Gewirre gedrängt, hatte ich nie an die Gefahren gedacht, die da walten; heute dachte ich daran. Fest und enge hielt ich das Kind an mich und zerrte es am Arm, hier zögernd, dort hastig mit mir weiter. Als wir endlich geborgen auf dem Steinpflaster der Brücke standen, sagte der Knabe: „Du, Vater, ich sag' Dir was. Weißt Du, was ich jetzt gethan habe? Wie wir im großen Gerudel drinnen waren, habe ich die Augen zugemacht."

Ein Solcher bist Du! Allerdings, heute geht das noch, heute magst Du

dich blind der Führung des Vaters vertrauen, aber wenn Du einmal allein bist in der fremden Welt, da wird das Augenzumachen ein schlechter Spaß sein. Augen auf, Faust zu! wird für die Zeit, die ich kommen sehe, der rechte Wahlspruch sein.

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenbergs-Gartens und des Belvederes.

„Du, Vater!“ bemerkte mein Junge, „ich sag' Dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten.“

Hatte der kleine Wicht in die Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Prachten versunken hielt.

Unter sothanen Umständen hielt ich es für gerathen, den Knaben rasch weiter zu führen.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Lücke der Kärntnerstraße hin den Stefansthurm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stefansthurm in Wien?“ fragte der Knabe.

Dieser Thurm war ihm nämlich nicht hoch genug, er hätte gemeint, der Stefansthurm stehe fast bis in den Himmel hinauf.

„Warte nur,“ entgegnete ich, „er wird schon höher werden.“

Am Opernhause fesselten seinen Blick die erzenen Pferde, die auf den Zinnen stehen. Aber nur auf kurze Zeit, die lebendigen Rösser auf der Straße interessierten ihn mehr; besonders für die eckigen, hinfälligen Thiere, die an riesige Straßenbahnwagen gespannt waren, hatte er mehrmals Ausrufe des Mitleids.

Weiterhin zeigte ich ihm das „Kaiserhaus“. Das hatte sein Interesse. In diesem Hause sitzt nach des Kindes Vorstellung ja der Kaiser im Purpurmantel, auf dem Haupt die goldene Krone.

Für die Hofmuseen, wo „die schönen Bilder aufbewahrt werden“, zeigte mein Junge weiter kein Interesse; um so wichtiger suchte ich ihm das Parlamentsgebäude zu machen.

„Sieh' Dir einmal dieses Gebäude an,“ sagte ich, „es ist sehr groß und sehr schön und man kann mit Roß und Wagen in den ersten Stock hinauffahren. Es ist ein sehr wichtiges Haus, mein Kind, denke Dir, da drinnen“ — man erzählt dem Kinde ja gerne manchmal ein hübsches Märchen — „da drinnen kommen die gescheitesten Leute von allen österreichischen Ländern zusammen und machen die Gesetze; denn wenn die Gesetze nicht wären, könnten wir keine Ordnung haben und im Frieden keine Werke schaffen und keinen Lohn genießen.“

„Schau!“ unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!“

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an als der herrliche griechische Bau und die Bedeutung des Reichsrathsgebäudes.

Das Rathhaus hielt er für eine Kirche, weil es einen Thurm hat, das Burgtheater nannte er „schön“, weil es weiß ist.

„Und hier,“ rief ich, „hier ist die Universität! Wenn Du groß wirst und brav lernst, in diesem Hause sollst Du einmal studieren.“

„Bin ich dann Student?“

„Freilich.“

„Und bekomme ich dann auch ein weißes Kapperl?“

Da merkte ich, daß der Junge bereits eine Ahnung hatte davon, was beim Studenten die Hauptsache ist: die Kopfbedeckung.

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hans! Jetzt wende Dich!“

„Hui!“ rief er überrascht, „gibt's da die Menge Wagen!“

„Aber siehst es denn nicht?"

„Schöne Orangen hat Einer feil."

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Thürmen?"

„Ja," antwortete er. „Das ist eine Kirche."

„Und was für eine!" rief ich fast empört von seiner Gleichgiltigkeit. „Denke Dir," fuhr ich fort, um sein Interesse zu erregen. „Da hat einmal ein Bösewicht unsern Kaiser ermorden wollen, ist ihm aber nicht gelungen und zum dankbaren Andenken hat der Kaiser diese herrliche Kirche erbauen lassen."

„Und ist er in der Kirche drinnen?"

„Wer?"

„Der Bösewicht."

Da zerrte ich ihn weiter.

Beim Sühnhaus erinnerte ich den Knaben an den großen Theaterbrand, von dem daheim oft gesprochen wurde.

„Du, Vater!" versetzte der Knabe. „Ich sag' Dir was. Wie viel Leute sind verbrannt?"

„Gegen vierhundert."

Da machte er ein munteres Gesicht und rief: „Weißt Du, was gescheit ist? Daß nicht tausend Leute verbrannt sind."

Als wir zum Börsengebäude kamen, deutete er mit dem Finger nach den steinernen Wandfiguren und sagte: „Da sind aber viele Heilige oben!"

„Bewunderst Du nicht die schönen Gebäude, die hier überall stehen?"

„Ja," sagte er. Weil dieses Ja aber sehr gleichgiltig klang, so führte ich ihn am Ring nicht mehr weiter, sondern bog mit ihm in die Stadt ein.

„Wenn Du nur erst groß und vernünftig bist," war meine Meinung, „dann werden Dir diese Sachen schon gefallen!"

„O!" rief der Junge, „bis dahin ist Wien längst zusammengeschossen. Der Baumgartner hat gesagt, es thäten die Russen kommen und Alles zusammenschießen."

„Der Baumgartner ist ein dummer Junge!" rief ich ärgerlich, „und Du bist auch einer." Indes machte mich die Wendung nachdenklich. Ich war so stolz gewesen auf die Schönheit und Pracht dieser Stadt; jetzt belehrte mich das unvernünftige Kind, wie all' das eitel ist — so jämmerlich eitel, daß von Natur wegen ein Vogel auf dem Baum mehr bedeutet, als der prunkende Palast von Menschenhänden.

Wir strebten durch das Gewühl und den Lärm der inneren Stadt dem Stefansplatz zu. Plötzlich standen wir vor der dunklen Masse des Domes.

„Was ist das?" fragte der Junge und starrte mit zurückgebogenem Haupte den Thurm an.

„Der ist es!" antwortete ich.

Ich habe in meinem Leben manche Thürme gesehen und höhere als diesen, aber das muß ich sagen, der Stefansthurm ist einzig. Wenn man an der Ecke der Goldschmiedgasse steht, da sieht man ihn in seiner ganzen wunderbaren Schönheit. Ich wüßte kein Werk aus Menschenhand, das mir so sehr gefiele, als dieser Thurm. Man mag fragen, ob ich den Apollo vom Belvedere und die Capitolinische Venus nicht gesehen hätte? O ja. Allein ich habe den Menschenleib in der Schönheit des Lebens gesehen, der Stein ersetzt ihn nicht. Dieser Thurm ist das in Wahrheit und Wesenheit, was er sein will: Ein eherner Freudensprung des Menschen gegen Himmel. — Das muß ich gestehen, als ich diesen gewaltigen Steinstrahl, diesen sichtbaren Kanonenknall, diese nicht für's Ohr, sondern für's Auge schmetternd aufschießende Rakete das erstemal sah, war der Eindruck tief und groß, und er ist es bis heute geblieben.

Ich habe den Stefansthurm gesehen an sonnigen Sommertagen, röthlich leuchtend aufragen ins Blau, sein goldenes Kreuz funkelnd wie ein lebendiges Flämmlein. Ich habe ihn gesehen in träumenden Mondnächten, als dunklen, fast unheimlichen Riesen stehen, hoch und einsam inmitten der Millionstadt. Ich habe ihn gesehen an trüben

Wintertagen, wie die Flocken ihn umwirbelten und seine Nadel sich verlor im grauen Nebel. Ich habe den Stefansthurm geschaut zur Morgenstunde, wenn — Dämmerung noch in der Stadt — seine Spitze schon in's helle Gold der Sonne getaucht war; im Abendgrauen, wenn die Schatten emporkrochen an seinem Gezacke; ja selbst im Frühlings-Regenbogenstrahl sah ich ihn einmal verklärt und da war's, als springe der siebenfarbige Bogen von seiner Spitze aus und fliege hin in die schönen, lieben Lande der Ostmark. Auch als der Aufruhr wüthete in der Stadt und als grimme Feinde drohten vor den Thoren, stand der treue Thurm in seiner ruhevollen Majestät, und wenn aus Feuerschlünden einmal eine Kugel hinanflog zu seiner Krone, that er, als sei es eine Mücke, und stand.

Oft, wenn ich ihn so betrachtete und er verschiedene Stimmungen in mir aufweckte, habe ich mir gedacht: aus Stein und Erz allein besteht er nicht, er muß eine Seele haben.*)

„Du, Vater!" sagte der Knabe, „gelt, da hinauf kann kein Mensch?"

„Komm," antwortete ich. Mit dem Pförtner war die Sache bald abgemacht und wir stiegen die dunkle Wendeltreppe hinan. Etwa an der dreißigsten Stufe rief der Knabe: „Ui, das ist aber hoch!" Nach der hundertsten bemerkte er, wir müßten uns verirrt haben und längst schon über die Spitze hinaus sein. Und als wir der Stufen an die dreihundert hatten, hielt er sich an mich, „weil der Thurm schaukle."

Endlich waren wir in der Stube mit den Aussichtsfenstern. Ich führte den Knaben zum Fenster, dann verlor ich mich im Anblick dessen, was da unten ausgebreitet lag. Das weite Rund der thurm- und kuppelreichen Stadt, welches sich im Norden bis zum Donaustrom hinzieht, im Westen gegen die Anhöhen des Kahlenberges ansteigt, im Süden und Osten über sachte Höhungen und weite Flächen hinausstrebt, sich mählich mit den zahllosen Vororten verwebend. Dieses weite Rund mit seinen unzähligen Gestalten, mit seinem reichen, wilden, nie versiegbaren Leben lag vor mir. Aus sonnigem Süden leuchteten die weißen Flächen des Schneeberges herein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war mein Knabe nicht da. Die Aussicht an den Fenstern schien ihm zu langweilig geworden zu sein, er hatte in der Thurmstube ein paar Kanonenkugeln entdeckt, die vor Zeiten der Türke und der Franzose als Souvenir heraufgeschickt hatten. Diese Kugeln hub der Junge an hin- und herzurollen und war nun eben mit dem Thurmwächter darüber in Unterhandlung, ob man sie nicht zu den Fenstern hinausrollen könne.

So bin ich mit ihm endlich wieder herabgestiegen, und zwar um eine Erfahrung reicher. Und es ist doch selbstverständlich: Ein handliches Spielzeug hat für das Kind mehr Wert, als der Anblick stolzer Menschenwerke und Naturgröße, für welche ursprünglich kein Auge vorhanden ist. Es muß die Genußfähigkeit des Sehens also dem Menschen erst anerzogen werden.

Als wir durch die Kärntnerstraße hinausgiengen, erkundigte sich der Knabe, ob in Wien denn nicht lebendige Bären, Hyänen, Schlangen und Affen zu sehen wären? — „O ja," gab ich ihm im Gedanken zur Antwort, „aber Du würdest sie für Menschen halten." Indeß wollte ich seine Wünsche nicht ganz leer ausgehen lassen. Damals wurde in einem Local der Wallfischgasse eine kleine Gesellschaft von australischen Cannibalen gezeigt, Menschenfresser: ein Mann, ein Weib und ein Knabe. Das waren dieselben, die etliche Tage früher

*) So schön und stimmungsvoll hat den Stefansthurm und die Aussicht von seiner Höhe Keiner geschildert, als Adalbert Stifter in seinem Artikel: „Auf dem Stefansthurm". Heimgarten VII. Seite 670, auf den bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei.

bei einem Wiener Finanzbaron eingeladen gewesen, um den übrigen Gästen, den Blaßgesichtern, eine seltene und angenehme Ueberraschung zu bereiten. Es wurde ihnen dort nämlich ein lebensgroßes Kind aus Zuckerwerk aufgetischt, über welches die Menschenfresser auch alsbald herfielen und es zum allgemeinen Gaudium verzehrten. So sieht es manchmal mit unseren hochgebildeten Leuten aus, die in den Palästen wohnen. Mein Knabe, Du hast am Ende doch recht, wenn Du geringschätzig durch die Großstadt gehst! Um so mehr, wenn auch nicht gerade Neigung, so doch Interesse zeigte er hier für die schwarzen Cannibalen, wovon das Weib allerlei schimmernden Schmuck am Leibe, der Mann einen schneeweißen Menschenknochen als Zierde quer an die Nasenlöcher gesteckt hatte. So thun's die australischen Stutzer. Der Mann kam auf uns zu, gröhlte mit feinem Stimmlein etwas und reichte meinem Knaben artig die Hand. Dieser war zuerst todtenblaß vor Schreck, hernach glühroth vor Freude geworden.

Der Wilde aber ließ die kleine Hand, die er so jovial gedrückt hatte, nicht mehr aus den schwarzen rollenden Augen. Ob er etwa Appetit nach ihr habe? fragte ich den Impresario. „I bewahre!" versetzte dieser, „er ist ja so weit schon cultiviert. Er blickt nur auf die Hand, ob ihm der Kleine Geld geben wird."

Und so blieb als Errungenschaft von unserem Spaziergang durch die größte Culturstätte des Reiches, daß mein Knabe, heimgekehrt, sich damit etwas zugute thun konnte: er habe in Wien gute Bekanntschaft mit einem Menschenfresser gemacht. Allerdings war es einer der harmlosesten; er hätte in der Großstadt weit schlimmere finden können.

Wie warst Du einst ...

ie warst Du einst so leicht empfänglich
Für Freud und Leid, für Lust und Schmerz,
Nun siehst Du, daß dies all vergänglich,
Mein armes Herz!

Es war einmal in Jugendtagen,
Da hattest Du Dein Ideal;
Ich hörte Dich um Liebe klagen,
Ach, dazumal!

Du wolltest auch, daß man Dich nennte,
Wenn man von allen Besten spricht,
Daß Dich die Mit- und Nachwelt kennte:
Heut' schiert's Dich nicht!

Du weißt, Dein Los ist, sich bescheiden,
Was auch die nächste Stunde gibt,
Du kannst nicht einmal Glück beneiden,
Und den, der liebt!

Du siehst die Schatten niedersinken
Zur Erde, morgen schon Dein Grab;
Und wirst gefaßt den Lethe trinken,
Der Allen noch Vergessen gab!

Alfred Friedmann.

Kleine Laube.

Was ein Gebirgsbauer schreibt.

Vielgeliebter Heimgarten!

Einmal muß ich Dir doch schreiben, antrage ich schon jahrelang. Unser sind drei Nachbarn, die wir Dich halten seit Du gedruckt wirst. Zeitweilig sind wir versessen auf Dich, zeilweilig möchten wir Dich auszanken. Es sind Sachen gewesen, die uns nicht gefallen haben. Besonders der „Gottsucher." Daß der Heimgarten so grausam sein kann, hätten wir nicht gedacht. Ist aber unweit von uns ein Currat, der sagt, selber Roman wäre im Heimgarten das Beste seit Jahren gewesen. So sind die Gusto halt ungleich. Anderlei haben wir nicht recht verstanden und zum Nachdenken in solchen Sachen hat Unsereiner keine Zeit. Die kleineren Bauerngeschichten haben wir anfangs auch nicht gar gern gehabt; solche Geschichten wissen wir ohnehin und brauchen sie nicht erst zu lesen, haben wir gemeint. Ist uns aber doch nach und nach das Licht aufgegangen und jetzt müssen wir beim Lesen immer wieder sagen: So ists! und wahr ists! und er ist auf unserer Seiten! Wir finden nicht gar viel Gedrucktes, was auf unserer Seiten wäre, und was aus der Stadt kommt, dem darf der Bauersmensch nicht recht trauen.

Daß Du es uns ehrlich und aufrichtig meinst, das hat Deine Waldbauerngeschichte, Jakob der Letzte genannt, sehr deutlich gezeigt. Die Augen sind uns naß worden bei dieser Geschichte, sie hat sich ja auch bei uns zugetragen, in Oesterreich, in Steiermark, in Salzburg, überall trägt sie sich zu; mich selber hat's schon beim Zwickel; wahr ists und wahr ists, die hohen Herren bringen uns ganz um. Du bist unser treuer Freund und wir sehen es wohl, scharf gehst Du drein, und wie Du uns schon auch unsere Fehler vorgehalten hast, so thust uns anderstheils wieder achten und heben und nimmst uns in Schutz, wenn wir arme Bergbauern schon Niemand mehr haben und uns alle Parteien zu Grund richten wollen. Ja es ist, auch die Geistlichen verlassen uns etwa, wenns auf Ernst ankommt. sie könnten manchmal was für uns thun, wenigstens bekannt machen, wie es uns geht. Viele wissen es und sagen nichts, weil sie es auch lieber mit dem Geld halten, das wir nicht haben. Viele sagen das Unrichtige, und wenn schon der Kaiser wirklich einmal was für uns thun wollte, er weiß von nichts und stellen sich allerlei andere Stände zwischen ihn und uns und sagen: Da, u n s gib her, der Bauer leidet ohnehin keine Noth, der baut alle Jahr sein Korn. Morgen sagen sie schon anders, da heißts: Der Bauernstand ist nicht mehr zu retten und muß halt im Gottesnamen zu Grunde gehen. Ein sauberer „Gottesnamen!" und wahr wirds sein. Du hast es im Jakob dem Letzten wohl getroffen: Die hohen Herren kaufen die Bauerngüter

zusammen der Jagden wegen, und wer sein Haus und Grund nicht hergeben will, den drücken und schinden sie so lang und thun ihm Alles an, bis er es hergeben muß. Du hast viel gesagt, auch wegen der Wildschäden; aber Eins hast Du doch vergessen, womit sie Bauern abtrennen und das oft noch wichtiger ist, als die Wildschäden. Wir Bergbauern sind Viehzüchter, haben aber selber nicht genug Weide, und ist es seit vielen Jahren der Brauch, daß wir unser Vieh zur Sommerzeit auf die Almen der Großgrundbesitzer treiben, denen wir für das Stück Vieh so viel und so viel Gulden zahlen. (Für ein paar Ochsen 10 fl.) Sind auf einer größeren Alm oft 4—500 Stück Vieh, was für den Gutsbesitzer, der wohl den Halter dazu stellen muß, gar kein schlechtes Geschäft ist. Geschenkt wollen wir's ja nicht, obgleich das Gras auf den Hochweiden ohnehin verderben müßte, und haben uns die Herrschaften das Austreiben auf ihre Almen auch immer gestattet. Jetzt auf einmal geht das nicht mehr und heißts: Das Vieh thäte die jungen Waldculturen verderben. Ist aber nur eine Ausrede; Schafe und Ziegen verderben wohl die jungen Bäumeln, aber das Großvieh nicht. Sind sie aufrichtiger, so sagen sie, des Wildes und der Jägerei wegen nehmen sie kein Vieh mehr auf ihre Almen. In Wahrheit aber ist es vielen, vielleicht den meisten Herrschaften darum zu thun, daß sie dem Kleinbauern die Viehzucht unmöglich machen und er Haus und Grund, nachdem sie gelusten, verkaufen muß. Und der reiche Herr kriegt nachher das Gütel recht billig, und der Bauer kann Weib und Kind auf den Buckel nehmen und davongehen wie die Dirn vom Tanz.

So ist es. Und die Regierung schaut der Bauernabtrennerei ruhig zu und belastet den Bauern nur immer noch mit größeren Steuern. Es muß brechen, wenns so fortgeht und ich sags, wir kommen schön kleinweis wieder in die Hörigkeit und Leibeigenschaft hinein. Sind erst fertig worden mit der Grundablösung und solls wieder von Neuem angehen. Hööh, Schimmel, nach hinter gehts zum Schinder. Aufrichtig, man möchte oft ganz verzagt werden und ist es wohl gar kein Wunder, wenn kein Mensch mehr Bauer sein will, nur möchte ich wissen, ob es dem Staat nachher besser gefällt, wenn das Land eine Wildnis ist. Bei uns herum in der Scheibbsergegend, und es wird auch in Steiermark und Kärnten u. s. w. nicht viel anders sein, werden die Landgemeinden, die im Gebirge liegen, kleiner von Jahr zu Jahr, die Bauerhäusern stehen leer oder es werden in dieselben fremde Leute, Böhmen, Italiener, oft ein zweideutiges Volk aufgenommen, bis die Häuser zusammenfallen.

O, liebster Heimgarten, da gäbe es was zu thun für Dich, wenn Du den Eigennutz und die Gewissenlosigkeit der Herren recht durchpeitschen wolltest, sind alles Juden, hebräische und christliche durcheinander. Wir denken aber, Du wirst nicht viel ausrichten, weil Du auf unserer Seite schier allein stehst; Du und der Morre und der Schlinkert und der Nagl und noch ein paar Andere — Ihr machet das Kraut nicht fett, und wundern thuts uns, daß Ihr Euch nicht auch auf die Seiten schlagt, wo das Geld ist. Gefreut uns wohl, daß Ihr der Ausgebeuteten und Verlassenen gedenkt, gleichsam, als ob wir Bauern auch Menschen wären, die in ihrem Stand ehrlich arbeiten und fortkommen wollen.

Das habe ich Dir sagen müssen, vielgeliebter Heimgarten, bleibe gesund und tapfer und damit mein dürrer Gaul einen schönen Schweif hat, so lege ich Dir das Geld für den nächsten Jahrgang bei. *)

*) Dieses Schreiben ist aus der Ybbsgegend gekommen. Der Abdruck ist uns gestattet worden unter der Bedingung, daß wir einstweilen keinen Namen nennen (solche sind bei uns aufbewahrt); die „Herren" scheinen in jener Gegend schon stark obenauf zu sein. Die Red.

Wieder gsund worn!

Ein Andenken von Karl Morre.

Beim alten Joppenschneider Christl
Da sein die Fensterln heunt all hell und liacht,
Und d Keuschn is aufputzt, wie wann Umgang wär.
Ha Sacra — jetz muaß i denna schaun gehn, was dort gschiacht.
So simuliert der Burger Tondl — Christls Nachbarsmann —
Und was er sagt, dös wird ah glei gethan.
Kracht in der Finster übern Stiegl übri,
Tappt übern Roan und nach n Feldweg für,
Und sieahst es nit — af ja und na
Steht er schon bein Christl seiner Stubenthür,
Greift nach der Schnalln und mit an „Gut'n Abend!"
Steht er ah schon drein!
Na ja — bei uns am Land ist nit der Brauch,
Daß man erst wart't — bis Aner ruft: Herein,
Denn wann man erst sagen muß: Kannst schon einer gehn — dös schaut grad so her,
Als obs denen in der Stubn manchmal gleiwohl kunnt passirn,
Daß wann ma so plötzlich, ungmeldt eini klöscht,
Oans oder s Andre — von dö die drinnen sein — sich müaßt wegn was genirn. —

Gutn Abend, sagt er — aber a ka Wörtl mehr,
Denn jetz verschlagts ihm d Red!
No ja! So schön aufputzt als wia heunt
Wars beim armen Joppenschneider Christl no sei Lebtag nöt.
Der Tisch war gwegen voll — mit Bratl, Bacherei und gar mit Zuckerwerck zan Naschn,
Und trunken habens nit eppa bloßen Wein —
Ei beileib! — an extrafein in zupetschierten Flaschn,
Und wann mans auf hat gmacht,
Da hat der Stöpsl — vor lauter Güaln wia a Pöller kracht.
Guatn Abend hat er gsagt — und ka Wörtl mehr — er war völli dumm
Und schaut sich ganz derkämen in der Stubn um. —

Beim großen Tisch am Ehrenplatz — is der alt Joppenschneider Christl gwesn,
Sei Weib die Sepherl gleim bei ihm, danebn
Vom alten Christl, Gsicht zu Gsicht af den Platz ist der älteste Suhn, der Herr Oberlehrer gsessn,
Und dem habn s sei Schwester — die Wirtin z' Fraunberg als Kameradin gebn.
Obn und unt vom Tisch — auf bade Spitz,
Da war vom jüngern Suhn, vom Schlossermeister und vom Schwiegersuhn, vom Fraunberger Wirt der Sitz.
Der Wirtin ihr Büberl, erst vierjährig, aber sunst frisch und gsund, Gott sei Dank,
Hat schon a wengerl zviel vom süßen Wein dawischt — drum habn s es hinlegn müssn auf die Ofenbank.

Die alte Sepherl hat mit Himmelsfreud ihren gutn braven alten Mann betracht
Und die Kinder habn voller Seligkeit auf'n Vater und auf d Muatter glacht.

Vater — Muatter — Sühn und Tochter in Fried und Liab so schön beinand — a seltner Fall,
Dem Burger Tondl, dem hats grad ziemt — er stund vor ein heil'gen Abendmahl.
Wia der Joppenschneider Christl sein Nachbarn hat ersehn,
Steht er glei auf und halt zum guaten Gruß ihm d Hand entgegn.
Freut mi, freut mi, daß mi bsuchts — i hätt Enk selber gladen, liaba Nachbarsmann,
Doch bei dem Fest (jetzt hüstelt er a weng), bin i nit da Herr — dös geht meine Kinder an.
Is leicht a Namenstag? moant drauf der Tondl — no recht verlegn.
Der Schneider Christl macht wieder an Huster und sagt: A na, nit derawegn:
Wir feiern in der heutign Nacht
Das Angedenken, das i von Gleichenberg mein Kindern hab gebracht.
Von Gleichenberg a Angedenken? Dös kimt dem Tondl unverstandli vor,
Er steht und schaut, grad wie die Kuah vorn neugen Stadlthor.

Des schauts mi groß an, sagt der Christl, könnts dös nit capiern?
No setzts Enk her zu uns, i wills Euch deutli expliciern.
D Sepherl stellt glei a Teller her und a Glas Wein
Und alle Andern laden freundli ihn zum Zuwisitzen ein.
Der Christl setzt sich ah – nimts Glas und sagt: mei liaber Nachbarsmann,
Ehvor i red — (jetzt huast't er wieder), stoß ma alle af gute Gsundheit an.
Grad wie die Glöcklan hell thun alle Gläser klingen,
D alt Sepherl moant, s müßt ihr vor Freud das Herz grad z'springen,
Und mit an extern Vivat afn Nachbarsmann
Huast't sich der Christl aus und fangt jetzt zum erzählen an:
Vor anign zwoanzig Jahrn — ös wards no nöt im Ort,
Hab i für d Weibsleut Joppen gmacht und Spenser — han damit Arbeit ghabt fort und fort.
I kenn a altes schönes Bauernliad,
Dös sagt: Nit Geld! Die Arbeit gibt a frohes Gmüath.
Und Ausnam dem, wann i dahoam bei Weib und Kind bin gsessn,
Mei größtes Glück — mei größte Freud
Is mir Verdienst und Arbeit gwesn
Zu aller Zeit.
Drum hab i's immer ästimiert als Gottesgab,
Wann i Arbeit findt und Kraft zur Arbeit hab,
Und hat das Schneidern ah schon dazumal nit gar viel tragn,
Mir habn do z'lebn ghabt, und vor jedm Schlafengehn kunnt i dem Herrgott mei „Vergelts Gott" sagn.
Do mitn Menschenglück gehts grad so wie beim Kegelscheibn,
A anzigs Stoandl afn Laden kann die Kugel auf die Seiten treibn.
Und dös Stoandl, was mei Glück hat hin zum Unglück triebn,
Dös war, mir is da liabe Gsund nit bliebn.
Das Schneidern Tag für Tag, gebuckt af an Fleck huckn,
Von Fruh bis Nacht — hat angfangt auf mei Lungel zdruckn,
Aus'n Hüstln is mit der Zeit a truckna Huastn word'n,
Brennt hats mi da wies höllisch Feuer und den Appetit, den hon i ganz verlorn.
Doch all der Schmerz, der hat mir weit no nit so weh gethan,
Als daß i Weib und Kinder hab, die i bald nit mehr erhalten kann.
D schlaflosen Nächt habn d längsten Stund,
Und schlaflos bin i im Bett drein gsessn,
Hab unsern Herrgott bitt aus Herzensgrund,
Er möcht af mi — nit ganz vergessn,
Nur so lang mir den Gsund und s Lebn borgn,
Bis daß i meine Kinder rechtli kunnt versorgn,
Denn Kinder, die allan stehn, die habns hart,
Weils leicht verkummen und ins Schlechte falln,
Und den Gulden, der beim Aufziehn wird erspart,
Den muaß man später doppelt oft fürs Strafhaus zaln.
Ja, ja, mei liaba Burger Tondl, ah die Sterbstund is nit die größte Not!
Die Sorg um die, dö hinten bleibn, thuat mehr noch wia der Tod.
Und Nacht für Nacht in wochenlangen Stunden
Hab i dö Sorgen tausendfach empfunden;
Und erst mei armes Weib! was dö hat glitten und getragn,
Dafür gibts koane Wort, dös künnen sich nur d Herzen sagn!
Die halbn Nacht hats gwoant und bet dem Crucifix zu Füaßn,
Daß i, der i der Kranke war, no sie, die Gsunde, han beguaten*) müaßn.
Und do hat mi durch d ganze Ehstandszeit
Die Liab vom Weib nie so wie dazmal gfreut,
Denn Noth und s Unglück sein das glühend Eisen,
Am Krankenbett muaß Mann und Weib die wahre Liab beweisen,
Obs aus Gschäft habn gheirat, ob bloß von sinnlich Lust berauscht,
Oder obs, weils wirkli zsamma ghörn, die Ring habn ausgetauscht.

Und wia er so erzählt und redt, da woant sei Weib gar bitterli danebn,
Als müaßt sie all die Traurigkeit erst hiazt beim Tisch erlebn. —

*) Beruhigen, trösten, einschläfern.

Was woanst denn, brummt der Christl, dö Gschicht is ja nit neu.
Aft wird er wieder freundli, sagt: Die Freud is bliebn! Das Load is lang vorbei,
Die Freud is bliebn, sagt er, ja und grad just derawegn
Muaß i aus Dankbarkeit mein alten Weib a junges Bußl gebn.
Die Kinder dö habn hoamli glacht, wie d Muatter sich zum Schein hat gwehrt vor ihrem Mann,
Der Christl aber hat sei Alte mentisch bußt*) und hebt dann wieder weiter zan verzählen an:
Es gibt koan Bauerndoctor, zu dem i mit mein Flaschl mi nit hin hätt plagt,
Und dös is wahr, ja, daß i d Huastn han, hat Jeder kennt und hat mir Jeder gsagt,
Und Jeder hat sei allerbest und heilsamste Arznei mir gebn.
I sags wias war; do helfen, helfen hat mir Koaner mögn,
Und wia i gfürcht hab, daß bald ganz zu End gehn sollt,
No aftn, aftn han i unsern Bader gholt,
Und mögn die Bauersleut schon reden wia sö wolln,
Behaupt i denna hiazt und bleib dabei, man soll glei z'allererst den glernten Bader holn.
Weil mir des Baders guater Rath
Von meiner Krankheit gholfen hat.
Z Gleichenberg hat er mir grathen, in Untersteier unten,
Da hättn d Leut a sehr a guates Wasser gfunden,
Dös müaßt ma trinkn dort und aft a weng a Mili drauf,
Aftn wird die Lungel rein und frischweg hört die Huastn auf.
Nach Gleichenberg — han i aft gmoant, Du mein, dorthin is weit!
Da ghört viel Geld dazua — dö Hilf is nur für d' reichen Leut.
Drauf sagt der Bader, wer brav und fleißi war, für Weib und Kind hat gsorgt in gsunden Tagn,
Der hat was z Guatn bei die Leut, der braucht im Unglück nit z' verzagn.
Er nimmt sein Huat und geht und no in der selben Nacht
Hat mir der guate Bader durch sein und fremd Barmherzigkeit das Roasgeld bracht.
I soll nur fort thun und mög Muath habn und mi fassn,
Man würd a z' Gleichenberg an Armen nöt verderben lassn.
Gar müahselig und schlecht bin i von hoam weg fortgekrochen,
Aber Burger Tondl! nur anschaun hätts mi müaßn nach sechs Wochn!
Ja meiner Seel! daß i nit lug, i sags wies is,
Ja wie i zruck bin käma — mir hats rein ziemt — i war a Ries,
Und do, so stark i war, so hätt mi d Freud bald z Boden zogn,
Wie mir mei Weib und meine Kinder sein entgegen gflogn —
Wohl hat der Kummer und der Hunger alle wachsblach und mager gmacht,
Aber d Augen habn so frisch und liacht wie d Himmelsstern mir entgegen glacht.
No jetz wars mit allem Elend aus und hat sichs Hüastla a glei zeitweis gmeldt,
I han do wieder fleißi schneidern mögn und s hat nie an Verdianst mehr gfehlt.
Die Kinder kunnt in d Schul i schickn — das größte Glück, die größte Gnad,
Denn Alles kann verloren gehn, nur das nit, was man glernt hat.
Der Franzl is a Schlosser wordn und er versteht sei Gschäft nit schlecht
Und hat seit vier Jahrn schon drein in der Stadt das Masterrecht.
Die Seff, die Wirtin da, habn wir in Gottesfurcht und bei der Arbeit aufgezogn,
Und Treu und Fleiß, dös Heiratsguat hat no kan Mann betrogn.
Mei ältster Suhn, der hat durchaus studieren wolln — no freili, s durft ihn nit verdriaßn,
Wir habns nit ghabt — er hat bei guatn Leuten in der Stadt sichs Mittagbrot erbittn müaßn.
Er hats zum Oberlehrer bracht, is hiazt a gmachter Herr
Zu seiner und zu unsrer Ehr.
Und daß in alten Tagn wir Neamd zu Lasten falln,
Than alle Kinder fleißi für uns zsammen zaln. —
Der Kaiser und s Land habn an mein Kindern brave Leut,
Denn das, was die Erziehung kost, dös bringt sie reichli ein,
Und war i gsturben vor der Zeit, der Ausgang thät schier anders sein.
Daß i mein Gsund hab gfundn, dös hat fünf Menschen glückli gmacht,
Und dös, mei liaba Tondl, is das Angedenkn, was i von Gleichenberg hab mitgebracht.
Aft laßt er n Badrn und d Muatter lebn und a Jeder nimmt sei Glas,
Und wie die Gläser all — waren ah die Augen naß.

*) Abgeküßt.

Wie's der Kukuk treibt.

Allgemein bekannt sollte es freilich sein, ist es aber leider noch immer nicht, daß der Kukuk weder selbst sein Nest baut, noch seine Eier in eigener Person bebrütet: er schiebt sie eben anderen kleinen Vögeln unter und überläßt es denen, freundlichst für die Nachkommenschaft zu sorgen. Die Gründe für dieses Schmarotzerthum zu finden, will immer noch nicht so recht gelingen, wenn man auch Manches kennt, wodurch dasselbe zu erklären wäre. Es legt zum Beispiel ein Weibchen, wie durch sichere und glaubwürdige Beobachtungen von verschiedenen Seiten nachgewiesen ist, in einer Fortpflanzungsperiode 20 Eier und darüber, und man nimmt an, daß der Kukuk nicht im Stande sei, eine so zahlreiche Nachkommenschaft zu ernähren. Diejenigen kleinen Vögel, denen der Gauch sein Ei unterschiebt, sind hauptsächlich unsere Sänger, Bachstelzen, Rothkehlchen, Pieper, Schwätzer, Schilfsänger u. s. w. u. s. w., und man kennt bereits über 60 Arten, welche Pflegeelterndienste beim Kukuk gethan haben. Nicht alle Arten verhalten sich dem Kukuksei gegenüber in gleicher Weise in Bezug auf willige Annahme; die Regel ist: Je ähnlicher das Kukuksei dem Nestei ist, desto williger wird es angenommen, je unähnlicher aber, desto schwieriger. Hierbei kommt dem Kukuk die Größe und Farbe seiner Eier sehr zu statten; dieselben sind verhältnismäßig sehr klein, kaum stärker als ein Spatzenei und von einer unbestimmten stumpfen Färbung, welche bisweilen mit der der Nesteier Aehnlichkeit hat. So finden wir, daß unsere Bachstelze, die Grasmücke und der Uferschilfsänger die Eier des Kukuks am leichtesten annehmen; damit ist jedoch nicht gesagt, daß die genannten Vögel sich das Ei ohne Widerstand aufbürden lassen, sondern nur, daß sie das in ihrem Neste vorgefundene Kukuksei annehmen, wie wir unten weiter sehen werden. Sehr häufig geschieht es aber auch, daß die Nesteigenthümer ihr Nest, nachdem der Kukuk sein Ei hineingelegt hat, verlassen, sei es nun, daß die Nesteigenthümer durch eine besondere Empfindlichkeit überhaupt gegen jegliche Störung, oder durch das durch Größe und Farbe auffällige Kukuksei zu diesem Schritte veranlaßt werden. Es ist aber meines Wissens kein verbürgter Fall bekannt, durch welchen nachgewiesen wäre, daß die Pflegeeltern das ihnen aufgebürdete Kukuksei aus dem Neste entfernt hätten; es gibt eben nur die beiden angeführten Möglichkeiten: das Ei wird zur Bebrütung angenommen oder das Nest verlassen.

Wie sucht nun der Kukuk die für seine Zwecke nothwendigen Nester auf? Es kann dieses auf zweierlei Weise geschehen und geschieht immer durch das Weibchen, ohne Hilfe des Männchens. In dem einen Falle sucht das Weibchen die fertigen Nester auf, indem es systematisch jeden Strauch, Busch und die Hecken durchsucht; in dem andern Falle beobachtet das Weibchen den bauenden Nestvogel, der ihm durch sein Ab- und Zufliegen mit Baustoffen den Nestplatz verräth. Bei diesem Nestersuchen und auch beim Ablegen seines Eies sieht man, wie so sehr ungern die kleinen Vögeln die Eier eines Kukuks sich aufdrängen lassen, unter Geschrei und heftigem Stoßen und Beißen suchen sie den Strauchritter aus der Nähe ihres Nestes zu verscheuchen; aber dieses ist für den Kukuk ein sicheres Zeichen, daß er ein Nest finden werde, und spornt ihn zum eifrigeren Suchen an. Der Volksmund freilich behauptet und mit ihm auch gewichtigere Stimmen, daß die Nesteigenthümer unter deutlichen Freudenbezeigungen dem Kukuk freiwillig Platz geben, ja wohl gar selbst ihn zu ihren Nestern führten, damit er um so besser sein Ei ablegen könne, und daß sie, voller Freude, ihre Verwandten und Bekannten herbeiriefen, damit auch diese Zeugen des den Nesteigenthümern widerfahrenen Glückes seien. — Die Wahl der Pflegeeltern ist nicht etwa eine willkürliche, sondern geschieht nach einer festen Regel, und nur in einem bestimmten Falle findet ein Abweichen von derselben statt. Dem heranwachsenden jungen Kukuk nämlich haben sich die ersten Eindrücke über seine treu für ihn sorgenden Pflegeeltern, welche ihn

niemals Noth leiden ließen, für sein ganzes Leben eingeprägt; denn so oft er nur den stets hungrigen Schnabel laut schreiend und nach Nahrung verlangend öffnete, und das geschah fast unaufhörlich den ganzen Tag über, so waren stets die Stiefeltern bemüht, ihm den Schnabel vollzustopfen mit allerhand Leckerbissen, ihr eigenes Wohl hintenanstellend. Auch seine Wiege, in welcher er, vor allen Unbilden geschützt, heranwuchs, und die Umgebung derselben haben sich dem jungen Gauch so genau eingeprägt, daß er noch als erwachsener Kukuk wohl im Stande ist, ein Nest derart, in welchem er seine Wiege hatte, von allen anderen zu unterscheiden. Diese in seiner Jugend erhaltenen Eindrücke veranlassen das Kukuksweibchen dazu, seine Eier in den Nestern derjenigen Vogelart abzulegen, welcher einstmals seine Zieheltern angehörten, und nur in dem Falle, daß kein Nest dieses Vogels vorhanden ist, wird eine Ausnahme gemacht und ein anderes Nest gewählt.

(A. Meier. „Han. Cour.")

Der Poetenwinkel.

Die schlechte Zeit.

Man hört jetzt fast aus jedem Munde
Die Klage über schlechte Zeit,
Als hab' das Weltherz eine Wunde,
Wohl Millionen Klafter breit.
Die Armen wollen schier verzagen,
Doch hört man auch die Reichen klagen,
Hört, wo man hin kommt, nah und weit,
Die Klage über — schlechte Zeit!

Was hast Du eigentlich begangen,
Du Tochter der Unendlichkeit,
Daß so viel Kläger Dich belangen,
Bezichtigen der Schlechtigkeit?
Es sei, von Deinen Uebelthaten
Die Hauptcapitel zu errathen,
Ein Viertelstündchen Dir geweiht,
Dir, vielverschrie'ne schlechte Zeit!

Vernichtest Du die Frucht der Felder?
Verheerest Du mit Flut und Brand
Die Städte, Dörfer, Gärten, Wälder?
Ziehst Du, Zerstörung in der Hand,
In dieses Erdensterns Bezirken
Umher, wo treue Menschen wirken?
Nein, denn wie sonst bist Du noch heut'
Nur ein Gedanke — Mutter Zeit!

Die Menschen sind's, aus deren Herzen
Das angeklagte Unheil sprießt;
Ihr Geist ist jener Quell der Schmerzen,
Aus dem der Strom der Klage fließt!
Die Habsucht und das tolle Wagen,
Das hoch gebäumte Nasentragen,
Die Trägheit und der arge Neid,
Ja, das ist ihre — schlechte Zeit!

Es sind Herr X., Frau Z. Verehrer
Vom Luxus und vom Modetand;
Wird nun die Casse immer leerer
Und will Gehalt und Geldbestand,
Will der Erwerb zu ihrem Schrecken
Nicht mehr den großen Aufwand decken, —
So ist der Jammer los, man schreit
Gewaltig über schlechte Zeit! —

Die ganze Welt will jetzt florieren,
Nimmt nicht mit Wenigem vorlieb;
Man wagt und spielt bis zum Verlieren,
Wird derowegen sein eig'ner Dieb.
Wohin die Väter sonst gegangen,
Will man zu Wagen jetzt gelangen,
Und reicht die Casse nicht so weit,
So klagt man über — schlechte Zeit.

Es gilt als erste Lebensfrage:
Wie lass' ich mich recht glänzend seh'n?
Womöglich täglich Gallatage
Und Alles modern, nobel, schön! —
In Kleid und Wohnung stets Parade,
In Sammt und Seide und Pomade,
Und reicht die Casse nicht so weit,
So klagt man über — schlechte Zeit.

O höret einmal auf zu klagen
Und werdet Euch der Zeit bewußt;
Wie jetzt war's auch in früher'n Tagen,
Nur damals weniger Hang zur Lust!
Zerbroch'ne Töpfe gab es immer,
Und klagen macht das Ding nur schlimmer,
Der Mangel an Genügsamkeit
Ist Fabrikant der schlechten Zeit!

Rhön-Werra.

Stoßgebetlein für Leute, die auf dem Wege zur Berühmtheit sind.

Dieweil ein günstiger Schicksalswind
Mein Lebenssegel fachte,
Und mein Tschinakel ganz gelind
Und sacht' vom Flecke brachte
Und führet auf das hohe Meer,
Wo mich umwimmeln kreuz und quer
Die Notabilitäten,
Stimm' ich ein Stoßgebetlein an
Und wünsch', es möcht' ein jeder Mann
In gleichem Fall es beten.

Wenn etwa in mir steckt was drin,
Was wirkend aus mir quillet,
Floß es zum großen Strome hin,
Der alle Welten füllet.
Und hab' ich Funken angefacht,
Und ist ein Feuerlein erwacht,
So wirkten's äuß're Dinge.
D'rum tracht' ich nicht nach Gunst und Ehr',
Und wie ich über And're wär'
Und sie mit Stolz bezwinge.

Denn schau' ich mich im Kreise um,
Wo viele Schifflein treiben,
Fürwahr, ich wäre schrecklich dumm,
Ließ ich den Stolz nicht bleiben.
Wie Mancher bläst die Backen auf
Und meint, damit in flotten Lauf
Sein Lebensschiff zu bringen;
Derweil ist's Vetter Blasius,
Der ihm das Fahrzeug setzt in Fluß
Und füllt der Segel Schwingen.

Wie Mancher trägt den Nacken hoch
Und rühret nicht die Hände,
Vermeinend ein Genie sich noch,
Das jede Kunst verstände.
Wozu das führt, man kann es seh'n,
Wie rechts und links sie untergeh'n
Im grimmen Weltenspiele.
Sie schwanken, purzeln hin und her,
Versinken hier und da im Meer
Und kommen nicht zum Ziele.

D'rum will ich meine Hände fest
Und mein Gewissen regen,
Daß die Vernunft mich nie verläßt
Und ew'ger Mächte Segen.
Bescheiden bleib' ich lebenslang,
Und suche, was mir auch gelang,
Das Glück in meiner Klause.
Dann kann ich, wie mein Los auch fällt,
Empfehlen mich von dieser Welt,
Als gieng ich nur nach Hause.

(„Volksarzt".) Dr. H. Eichhorn.

Das Landleben.

O Freund! Wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel, dem kein schwirrend Eisen,
Kein Schiff, das Beute, Mast und Baum verlieret,
Den Schlaf entführet.

Der nicht die Ruhe darf in Berge senken;
Der, fern vom Purpur, fern von Wechselbänken,
In eignem Schatten durch den West gekühlet,
Sein Leben fühlet.

Er lacht der Schlösser, von Geschütz bewachet,
Verhöhnt den Kummer, der an Höfen lachet,
Verhöhnt des Geizes in verschlossnen Mauern
Thörichtes Trauern.

Er lobt den Schöpfer, hört ihm Lerchen singen,
Die durch die Lüfte sich dem Aug' entschwingen;
Hört ihm vom Zephyr lispelnd auf den Höhen
Ein Loblied wehen.

Er sieht auf Rasen Thau wie Demant blitzen;
Schaut über Wolken, von der Berge Spitzen,
Wie schön die Ebene, die sich blau verlieret,
Der Lenz gezieret.

Er geht in Wälder, wo in Schilf und Sträuchen,
In krummen Ufern Silberbäche schleichen,
Wo Blüten duften, wo der Nachtigallen
Lustlieder schallen.

Jetzt pfropft er Bäume, leitet Wassergräben,
Sieht Bienen schwärmen, führt an Wänden Reben;
Jetzt pfropft er Pflanzen, zieht von Rosenstöcken
Sich Schattenhecken.

Kein Knecht der Krankheit mischt für ihn Gerichte,
Unschuld und Freude würzen Milch und Früchte.
Kein bang Gewissen zeigt ihm Schwert und Strafe
In süßem Schlafe.

Freund! lass' uns Gelddurst, Stolz und Schlösser hassen,
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen.
Komm! Damon ruft uns! komm zum Sitz der Freuden
Auf seine Weiden!

Ewald Christian v. Kleist.

Wollt ihr Jene dort beneiden!

Wollt Ihr Jene dort beneiden,
Die, geziert in Sammt und Seiden,
In Fortunas Gunsten steh'n? —
Kann es uns denn glücklich machen,
Müssen wir nach Noten lachen
Oder nach der Mode geh'n?

Ich fürwahr bin es zufrieden,
Ist vom Himmel mir beschieden
Stets zur Thätigkeit die Kraft;
Denn viel besser schmeckt die Speise,
Die mit eignem regen Fleiße
Meine Hand sich selber schafft!

Will nie zu den Göttern flehen,
Daß sie mich mit Gold versehen.
Glücklich macht Zufriedenheit
Und ich geh' im Leinenkittel,
In der Hand den rauhen Knüttel,
Stolz wie Ihr im Atlaskleid.

F. X. Zach.

Im Walde halt' ich Rast!

Im Walde halt' ich Rast,
Um unter seinen Bäumen
Vergessenheit zu träumen,
Wenn Sorge mich umfaßt,
Im Walde halt' ich Rast.

Die munt're Felsenquelle
Entführt mein Leid so schnelle,
Und Wonne füllt die Brust.
Da mag mein Herz gesunden
In diesen Feierstunden,
In sel'ger Waldeslust.

Willkommen, süßer Frieden,
So selten doch beschieden
Mir in des Lebens Streit,
Seh' ich der Menschheit Streben
So oft in diesem Leben
Um Richtiges entzweit.

Im Walde halt' ich Rast!
Wenn in dem Streit der Racen
Und in dem Kampf der Classen
Ein Ekel mich erfaßt,
Im Walde halt' ich Rast.

Anton Schmidt.

Am Brünnlein.

Am Brünnlein weil' ich oft und gern
In früher Morgenstunde,
Waldglocken klingen nah und fern
In walddurchrauschter Runde.
Des Bächleins heller Murmelklang
Erzählt mir holde Sagen
Von Elfenreiz und Nixensang
Aus alten schönen Tagen.

Ich bade mich im Sonnenlicht
Und lab' mich an der Frische —
Wohl besser trinkt man wahrlich nicht
An eines Königs Tische.
Was uns Natur voll Güte gab —
Das liebe, klare Wasser:
Das Beste ist's, die reichste Hab',
Die nur verschmäht der Prasser.

Das macht die Augen licht und hell
Und gibt uns reine Triebe
Und spendet der Gesundheit Quell
Mit treuer Mutterliebe.
Drum weil' ich gern am Brünnlein schlicht
Und lab' mich an der Frische,
Denn besser trinkt man wahrlich nicht
An eines Königs Tische.

Joh. Peter.

Im Auge.

Siehst Du ein liebliches Gesicht,
In welches sich die Rose flicht,
So ist es schön noch immer nicht,
Wenn ihm des Auges Glut gebricht.

Das Aug' der Seele Spiegel ist,
Ein off'nes Buch, aus dem man liest,
Was im Gemüthe keimt und sprießt,
Welch' Leben in den Adern fließt.

Es spiegeln sich darin der Schmerz,
Der Frohsinn und der heit're Scherz,
Es blickt beseligt himmelwärts,
Wenn Liebe hoch beglückt das Herz.

Vor Wonne und vor Lust es lacht,
Wenn es aus süßem Schlaf erwacht
Nach einer stillen Sommernacht
Mit ihrer Träume Zaubermacht.

Der ganze Mensch im Auge liegt,
Sein Blick den Gegner oft besiegt,
Wenn dieser sich im Wahn noch wiegt,
Daß sicher ihm der Sieg zufliegt.

Was in der Brust mag immer glüh'n,
Gleich Blumen wunderbar erblüh'n
Und ungehemmt wildflammend sprüh'n,
Das leuchtet aus dem Auge kühn!

Franz Tiefenbacher.

Waldmärchen.

Sie waren Beide befangen
Und räthselhaft verwirrt —
Sie waren waldein gegangen
Und hatten sich verirrt.

Holdselige Träume webend,
Die Welt im Dämmer lag;
Sie lauschten Beide bebend
Auf ihres Herzens Schlag.

Das junge Menschenpärchen
Schritt weiter, Hand in Hand;
Ein goldnes Wundermärchen
Hielt Beider Sinn gebannt.

Das Märchen war so neckend,
So schalkhaft und so dreist —
Sie fühlten süß erschreckend
In sich des Märchens Geist ...

Sie sahen sich an und dachten,
Wie schön die Liebe sei,
Sie sahen sich an und lachten —
Ihr Zagen war vorbei.

Das ängstlich scheue Bangen
Des Herzens war entfloh'n:
Es hielten sich liebumfangen
Waldfee und Königssohn...

Sie haben sich leise gestanden
Ihr wonnig Herzensgeschick,
So daß den Weg sie fanden
Zu leuchtendem Erdenglück.

J. M. Toscalio.

Der letzte Gulden.

Wenn Du noch einen Gulden hast,
So ziehe nicht die Stirn in Falten,
Blick' frisch und fröhlich in die Welt
Und segne mild des Schicksals Walten.

Der vielen Hungerleider denk',
Die geldlos sind und doch geduldig,
Dann eff' und trink' nach Herzenslust —
Und bleibe klug die Zeche schuldig.

Weit besser ist's — das merke wohl! —
Du stehst beim Wirth schön angekreidet,
Als wenn Dein theures Amulet,
Der letzte Gulden, von Dir scheidet.

O, halt' den letzten Gulden fest,
Als wäre er mit Dir geboren —
Vereint mit ihm bist Du ein Gott,
Getrennt seid Beide Ihr verloren!

J. M. Toscalio.

Ueber die Prüderie der deutschen Familienblätter.

Zu seiner neuesten Erzählung: „Die Pantoffeln des Hofmeisters" (Berlin. W. Ißleib) hat Oscar Welten ein geistvolles Vorwort: „Die Prüderie in der Literatur" geschrieben. Von allgemeinem Interesse in demselben ist der Theil, welcher die deutschen Familienblätter kennzeichnet und den wir hier wiedergeben. Welten schreibt:

Was heißt „Familie?" Und da erhalten wir zur Antwort: Familie bedeutet eine Anzahl Menschen der verschiedensten Altersstufen, welche durch die innigsten Bande des Blutes mit einander verbunden sind. Eine Familie kann bestehen aus einem Manne von 50 Jahren, dem Vater, einer Frau von 40 Jahren, der Mutter, einem Sohne von 20 Jahren, zwei Töchtern von 17 und 15 Jahren, und dann noch einem Jungen von 12 und einem Mädchen von 9 Jahren. (Den möglichen Säugling lasse ich fort, weil ja dieser so verworfen ist, daß er eine strotzende Frauenbrust allen geistigen Genüssen vorzieht). Das besagt aber nichts Anderes, als daß in der Regel die Mehrzahl der Familien-Glieder zu künstlerischem Genießen überhaupt noch nicht befähigt ist. Es besagt aber weiterhin noch ganz besonders, daß es undenkbar ist, eine schöne Literatur für die „Familie" zu schaffen, weil die geistigen Ansprüche dieser angeführten verschiedenaltrigen Menschen wesentlich verschieden sein müssen, so verschieden, daß eine Gemeinsamkeit ihrer geistigen Genüsse nothwendig ausgeschlossen ist.

„Aber das ist ja selbstverständlich!" höre ich rufen.

Sehr wohl! Dann aber ist es auch selbstverständlich, daß der „Familienstandpunkt" auch ästhetisch-literarisch absolut keine Berechtigung hat. Denn sobald eine Gemeinsamkeit der geistigen Genüsse für die Familie ausgeschlossen ist, dann hat auch der Dichter keine Verpflichtung, bei seinem Schaffen, bei der Wahl und Ausgestaltung seiner Stoffe darauf Rücksicht zu nehmen.

Familienblatt! — Nach den bisherigen Ausführungen ist „Familienblatt" ein Unsinn, weil wir die Gemeinsamkeit der geistigen Genüsse für die Familie als ausgeschlossen erkannt haben. Das Familienblatt aber tritt frech und dumm auf und sagt: „Ich ermögliche Euch eine solche Gemeinsamkeit. Ich biete Euch ein Blatt, welches an Text (und Illustrationen) die Ansprüche der Erwachsenen befriedigt und auch dem halb erwachsenen Jungen, dem Backfisch ohne Bedenken in die Hand gegeben werden, auch von diesen gelesen werden kann."

Wir hören die Botschaft, und wenn uns auch der Glaube fehlt, so sehen wir uns doch solch ein Monstrum von Blatt an. Und da fällt uns vor Allem, wenn wir zuerst eines der Illustrierten durchblättern, darin die Menge von mehr oder minder nackten Frauen- und Männergestalten auf, Nachbildungen von Werken der

Malerei und bildenden Kunst moderner Meister. Hierzu kommen dann noch die Bilder zu den Schilderungen der Reisenden aus jenen fernen Welttheilen, wo es noch Mode ist, daß die Männer ohne Hosen und die Weiber ohne Hemd gehen, weshalb es auf solchen Bildern natürlich der „Nuditäten" die Hülle und Fülle gibt. Ich erinnere mich sogar, die Weit- und Offenherzigkeit eines Familienblattes in dieser Richtung an der Gestalt eines kräftigen Wilden einmal bis zum äußersten getrieben gesehen zu haben. Der gute Mann saß (und sitzt heute noch) auf seinem Bilde „türkisch" auf der Erde, dem Beschauer Drei-Viertheile seiner Vorder-Ansicht zuwendend, völlig nackt, und der naive Künstler war beflissen gewesen, jeden Theil seines Körpers mit gleicher Gewissenhaftigkeit auszuführen, während er anderseits die Verwendung eines Feigenblattes bei einem Wilden für unstatthaft halten mochte. — Mit einem Wort, der Bilderschmuck unserer Familienblätter bietet eine solche Fülle von Schaustellungen männlicher und weiblicher Reize von dem keimenden Busen einer Psyche bis zu den vollen Hängebrüsten der Negerin, von den prachtvollen Schenkeln eines Achilles, der sich den Pfeil aus der Ferse zieht, bis zu der Feigenblattlosigkeit eines Südsee-Insulaners, daß man den Herrn Redacteuren den Vorwurf der Prüderie, was die bildende Kunst betrifft, wahrhaftig nicht machen kann — aber bei Betrachtung eines solchen illustrierten Blattes auch niemals auf die Idee kommen könnte, ein „Familienblatt" vor sich zu haben. Jedenfalls aber sollte man glauben, daß die Prüden im Lande gegen die Schaustellung aller Nacktheit in den „Familien-Blättern" heftig eifern müßten. Und ich bin auch überzeugt, daß sie es versucht haben, doch hier sind sie an der Geschäftsraison der Verleger gescheitert, welche in Kaffeehäusern, Hotels u. s. w. ein großes Absatzgebiet für ihre Familienblätter eigentlich nur um der Illustrationen, und zum Theil auch um der nackten Bilder willen haben. Diese Geschäfts-Raison aber können die Herren überdies noch mit dem Hinweis darauf bemänteln, daß sie ja niemals Abbildungen bringen, welche „unsittliche" Vorgänge darstellen. Und wie schon einmal in der Welt sich Alles, auch das Unsinnigste, einzubürgern vermag, so haben auch die bildlichen Darstellungen des Nackten in unseren Familienblättern Bürgerrecht erlangt, zumal ja die bildenden Künstler materiell unabhängig sind von Zeitschrift-Honoraren, also einen Zwang, einen Druck von dieser Seite auf ihr künstlerisches Schaffen nicht zu dulden brauchen, und auch nicht dulden.

Für den literarischen Inhalt dieser Blätter ist aber der Maßstab peinlichster Prüderie bei der Untrennbarkeit der Begriffe „Literatur" und „Familie" für das deutsche Volk unabweislich und die Prüden im Lande unterdrücken durch Entrüstungs-Kundgebungen an die Redactionen jeden noch so leisen Versuch einer freieren Regung in dieser Beziehung. Hier also wird ein frecher Zwang geübt. Und die schöne Literatur in Deutschland erliegt diesem Zwange aus Gründen der materiellen Existenz. Der Buchhandel in schöner Literatur ist gleich Null, denn die Leihbibliotheken versorgen für einen Bettelpfennig die Leser mit Allem, auch mit dem Neuesten. Vom Buchhonorar kann also der Autor nicht leben.*) Er ist auf die Honorare aus den Zeitungen und Familienblättern angewiesen. Und so wird der deutsche Dichter und Schriftsteller, auch der berühmte, nur um leben zu können, der echten Poesie abtrünnig werden und jener Pseudo-Muse dienen müssen, welcher die Familienblätter Tempel bauen. Er wird lernen müssen, seine Liebesgeschichten so zu erzählen, daß Mama (Papa liest das Zeug ohnehin nicht) die volle Verfänglichkeit des Erzählten auszugenießen vermag, die siebzehnjährige Tochter, ohne vielleicht noch dieses volle Verständnis zu besitzen, dabei doch schon heftiges Herzklopfen und brennende Wangen bekommt — während der Backfisch und der vierzehnjährige Knabe über das zu grübeln beginnt, was ihm

*) Der Verbrauch für „geistige Nahrung" beläuft sich in Deutschland auf 50 Pfennig pro Kopf und Jahr!!

hier verhüllt — und verheißend angedeutet wird. Denn das ist ja ein wesentliches Kennzeichnen der deutschen Familienblatt-Literatur, daß sie sich fast ausnahmslos um Liebe und Ehe — also um die Conflicte in Liebe und Ehe — drehen muß, wenn sie des „Familien-Interesses" sicher sein will, wie ja auch ein modernes deutsches „Lustspiel" ohne zwei oder drei Brautbetten am Schlusse nicht gut denkbar ist. Liebe und Ehe nun berühren die Geschlechtssphäre, sind vom Geschlechtlichen untrennbar; die Prüderie aber verbietet, was hier künstlerisch darzustellen wäre, das Schöne und das Häßliche, psychologisch vertieft, also wahr zu schildern. Jedes kräftige, kernige Wort, jedes plastische Bild und Gleichnis, jeder warme Ausdruck der Empfindung, jede unverfälschte Bezeichnung und Darstellung von Zuständen, Gedanken, Leidenschaften und Situationen, wie sie die Liebe in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit erweckt und herbeiführt, ist verpönt. Und so entstehen jene seichten, halbwahren oder ganz verlogenen, mehr minder inneren Lebens baren und durch die gebotene Verhülltheit der Darstellung um so verfänglicheren Novellen und Romane, deren literarischer, also künstlerischer Wert in der überwältigen den Mehrzahl gleich null ist.

Ihr Pharisäer, gebt Acht!

Wie vorsichtig man sein muß, wenn man fremdes Unglück verhöhnen will, das zeigt wieder der folgende Fall.

Am 25. Mai d. J. giengen bei dem Brande der Komischen Oper in Paris 140 Theaterbesucher zu Grunde. Dieses Unglück nannten damals viele fromme Blätter einen „Finger Gottes" zur gerechten Strafe für die verderbte Menschheit.

Ein paar Wochen darauf verunglückten bei Paks in Ungarn auf einer Ueberfahrt über die Donau 208 Wallfahrer.

Nun läge es nahe, bei jenen frommen Blättern anzufragen, was denn das letztere Unglück für ein „Finger" gewesen ist? Doch ich bin nicht schadenfroh, selbst nicht gegen Pharisäer, die in ihrem Fanatismus so weit gehen, daß sie sich den eigenen Kopf an die Wand rennen; aber meinen Finger (nicht den Finger Gottes) hebe ich doch und sage: Gebt Acht! Gebt Acht! Menschen dort wie hier, ein gräßliches Sterben dort wie hier, und Menschenschuld dort wie hier Uns Allen geziemt es, liebreich und nach Kräften das Elend und den Jammer der Mitmenschen zu mildern, anstatt seiner zu spotten, uns geziemt es, das Urtheil demüthig dem Herrn zu überlassen. R.

Kleine Ausfälle.

Von Ludwig Fulda.

Einem Kritiker.

Ist's folgerichtig, Du kritischer Held,
Daß Dir noch immer der Frühling gefällt?
Er gleicht dem Lenz vom vorigen Jahr
Und sämmtlichen anderen Lenzen;
Alles gestohlen ganz und gar,
Nichts als Reminiscenzen.

* * *

Sprachmeisterei thut erst in Bann,
Wollt Ihr der Jugend Bildung schenken!
Wer sieben Sprachen plappern kann,
Kann selten in Einer richtig denken.

Einem Lebemann.

Dich haben die Freuden zu früh schon umstrickt:
Nun schiltst Du die bleiernen Stunden;
Ja, wer die Rosinen herausgepickt,
Dem wird der Kuchen nicht munden.

* * *

Sagt Einer heut' auf hohem Rednerpult
Mit etwas Zungenkunst und Spiegelfechten:
„Die Müllerknechte sind an Allem schuld,
An allem Schädlichen und allem Schlechten,"
Und wiederholt im Lande weit und breit
Den gleichen Satz mit kühler Ueberlegung,
Dann haben wir in äußerst kurzer Zeit
Die große Anti-Müllerknecht-Bewegung.

(V. T.)

Ein literarischer Dieb.

Wir erhalten von unserem Mitarbeiter Herrn Friedrich Schlögl nachfolgendes Schreiben mit der Bitte um Veröffent-

lichung. „Geehrter Herr Redacteur! Wie titulieren Sie ein Individuum, das, zum Unterschiede von dem muthigeren Straßenräuber, der nur mit dem Knüttel bewaffnet und auf die Gegenwehr seines Opfers gefaßt sein muß — mit der Scheere in der Hand, in den Wäldern der deutschen Literatur und Journalistik herumschleicht und hier aus dem Buche eines Dichters oder Schriftstellers ein paar Seiten tiefsinniger Betrachtungen, dort aus einem angesehenen Blatte etwelche Reiseskizzen und wieder aus einem anderen ein Vierteldutzend Feuilletons ausschneidet, die also „gewonnenen“ Stücke zusammenklebt, das Ganze einem naiven Verleger als sein eigenstes Opus offeriert, sich dafür honorieren, das Machwerk in Druck geben und unter seinem vollen Namen auf dem Büchermarkte erscheinen läßt? Ein sicherer Johann Karl Böttcher (geb. 12. Mai 1852 zu Dennheritz in Sachsen), „schreibt Bücher“, das heißt er veröffentlicht solche unter seinem Namen.

Wie dieselben zustande kommen, darüber belehrt uns eine soeben erschienene sensationelle Broschüre, mit der prägnanten Signatur: „Ein deutscher Schriftstehler. Kritische Analyse von M. v. Eckstädt.“ (Hagen in W. bei H. Risel.) Die Verfasserin unterzog sich, als redliche Finderin und Retterin geistigen Eigenthums, vorläufig nur der Mühe, drei „Werke“ dieses famosen „Autors“ kritisch-anatomisch zu zerlegen, fast jede Seite auf ihren legalen Ursprung zu prüfen und die rechtmäßige Vaterschaft der diversen Artikel „actenbeständig“ nachzuweisen. Man traut da, selbst nur bei flüchtiger Durchsicht dieses in seinen erbarmungs-, schonungs- und mitleidslosesten Enthüllungen eines schmählichen Handwerkes dennoch lustigen Büchleins, kaum seinen Augen, was Alles und wie es dem deutschen Lesepublikum geboten wird, und mit welch' — eiserner Stirne, ohne Scheu vor möglicher Entdeckung, ein solcher „literarischer Uhrabzwicker“ sein sauberes Geschäft jahrelang unverschämtest fortzuführen wagt. Der Mann gab — um heute eben nur von drei „Werken“ zu sprechen — vor ein paar Jahren: „Aus meiner Wandermappe“ (Dresden, Grumbkow), „Karlsbader Schlendertage“ (Karlsbad, Feller) und „Brunnengeister, Marienbader Saisonbilder“ (ebenda) in die Oeffentlichkeit. Wie diese Bücher entstanden? Etwa auf dem bisher üblichen Wege des Selbstdenkens? O nein; diese ehrlich bürgerliche, altväterische Methode ist unserem neugearteten Poeten aus gewissen Gründen unbequem, er nimmt den Stoff, wo er ihn findet, und benützt sodann bei der weiteren „Verarbeitung“ ein „Appreturverfahren“, um dessen Anwendung ihn Meister Spiegelberg und sein College Schufterle ohne Zweifel beneidet hätten. Nehmen wir zuerst die „Brunnengeister“ (Marienbader Saisonbilder). Die Fabrication dieses „Werkes“ ist einfach und kunstlos. Es wird anfänglich „etwas“ Turgeniew („Waldregion“ und „Wald und Steppe“) glimpflich ausgedrückt „copiert“, hierauf eine Partie von Daudet („Provençalische Briefe“) abgeschrieben, sodann ein halbes Feuilleton von Wilhelm Singer (über das „Flanieren“ in der „Neuen Freien Presse“) stibitzt, weiter eine tüchtige Portion aus Scherr („Sommertagebuch“) angefügt, dann wird uns Lucian Herbert in Erinnerung gebracht, nochmals Turgeniew, und wieder Johannes Scherr (viele Seiten lang), der sich von Franz und Paul Schönthan, Börne, Max Schlesinger („Wiener Salonblatt“) ablösen lassen muß, worauf abermals Wilhelm Singer („N. F. Pr.“) erscheint, welchem rasch nacheinander neuerdings Turgeniew, Scherr, Börne — sämmtlich in wiederholten „Benützungen“ folgen und wobei auch noch Sacher-Masoch's „Auf der Höhe“ an zehn Seiten eines interessanten Aufsatzes beizusteuern hatte, bis der „Schriftstehler“ Johann Karl Böttcher mit diesem seinem Werke zu Ende war. Und der gleiche nette Modus unverfrorener „Annexion“ wurde auch im zweiten Buche „Karlsbader Schlendertage“ als bewährt in ungenierteste Anwendung gebracht; auch hier wechseln Börne, Daudet, Turgeniew, Scherr, Singer — und zwar wiederholt in ellenlangen Partien miteinander ab,

da sie wiederholt zu erscheinen haben, und ebenso ergeht es in dem dritten Buche: „Aus meiner Wandermappe“, worin besonders Daudet arg gerupft wird, der aber sein Los mit dem Wiener Pötzl zu theilen hat, welcher eine seiner Criminalskizzen hier insofern wunderbar „verarbeitet“ finden kann, als aus seinem (Wiener) Kilian Stippel ein Signore Vincenzo, aus der Wiener Kneipe eine Matrosenspelunke in Neapel und aus dem Communalbad das Meer entstanden ist. Ansonst wurde keine Veränderung an dem drolligen Aufsatze vorgenommen. Ist dies nicht Alles hübsch? Und darf ich nun auch von meiner Wenigkeit sprechen? Ja, auch ich, der bescheidene, anspruchslose Local-Feuilletonist, wurde von dem großen Annectator für wert und würdig erklärt, um für seine Werke „benützt“ werden zu können.

Und so geschah mir die Ehre, daß drei meiner Feuilletons, welche ich im Frühjahre 1884 aus Arco der „Deutschen Zeitung“ sandte, in zwei (verschiedenen) Büchern Böttcher's ihre Resurrection, das heißt ihren „Neudruck“ — wenn auch in mehrere Abschnitte vertheilt — erlebten, natürlich als seine ureigenste Arbeit. Wenn ich nun den Wunsch eines mir sehr werten Verlegers ausführe und meine mannigfaltigen „Reisebilder“ in dem projectirten Sammelbande: „Aus meinem Felleisen“ aufnehmen sollte, so erscheine ich bei einem Leser der Böttcher'schen „Werke“ als Dieb, der den „beliebten“ Autor Johann Karl Böttcher frechsterweise abgeschrieben und somit ihn, wie seinen Verleger bestohlen hätte. Ist das nicht Alles erquickend, ja erhebend, und verdient es nicht öffentlich und ausführlichst besprochen zu werden?

Sie fragen endlich, ob Herr Johann Karl Böttcher bei seinen piratenmäßigen Compilationen gar nichts Eigenes hinzuthue? O ja, die „Uebergänge“ besorgt er, von einem geplünderten Schriftsteller zum andern. Daß Gott erbarm'! Mit deutschem Gruß! Ihr achtungsvoll und treuergebener Friedrich Schlögl.“

Lustige Zeitung.

Allerlei gesammelte Anekdoten.

Ein Wort Napoleon's. Der General Moreau, der bekannte Freund Pichegru's und Gegner Napoleon's, war besonders berühmt wegen seiner meisterhaften Rückzüge. Als in der Umgebung Napoleon's einmal Moreau's Erwähnung gethan wurde, sagte der Kaiser ernsthaft: „Gewiß ist Moreau ein bedeutender General nur“, nickte er lächelnd, „hat er mit der Trommel zu viel Aehnlichkeit!“ Man bat den Kaiser um Aufklärung über diesen sonderbaren Vergleich und er sagte: „Ei, man hört von der Trommel auch nichts, bis sie geschlagen wird.“

Bei einem Feste, das zu Ehren einer in Tübingen tagenden Naturforscher-Versammlung in dem nahen Bade Niederau gegeben wurde, schlug ein Fremder einen Toast auf Ludwig Uhland vor. Auf Uhland's ablehnende Entgegnung: das Fest gelte den Naturforschern, nicht den Dichtern, rief ein anderer Fremder entrüstet aus: „Werft den Kerl zur Thür hinaus!“ Natürlich zur großen Erheiterung Derer, die Uhland kannten. Er selbst lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen, und sagte, das sei eine der merkwürdigsten Ovationen, die ihm je zu Theil geworden.

Eine Falle. Ein Bauer kommt zu einem Advocaten, trägt ihm einen Streitfall vor und fragt ihn dann, ob er den Proceß annehmen und gewinnen könne. — Advocat: „Ja natürlich — den Proceß nehm' ich an, der wird gewonnen!“ — Bauer: „Also meinet der Herre wirkli', des Proceßle müeßt gewonne sei'?“ — Advocat: „Unbedingt — ich stehe dafür ein.“ — Bauer: „Ja — wisset der Herre, da will i' 's doch bleibe' lasse' zu klage' — denn i' habe Ihna des Proceßle von mein'm Gegner verzählt.“

Der Ideal-Globus. Frau Commissionsrath P., so erzählt man uns, hatte es sich nun einmal in den Kopf

gesetzt, daß ein Erdglobus die Console der rechten Ecke im guten Zimmer vorzüglich schmücken werde. Sie trat in einen Laden und suchte daselbst einen Globus aus. — „Wie theuer?“ — „Dreißig Mark,“ sagte der Verkäufer. — „Das ist sehr theuer,“ meinte Frau P. und betrachtete die Erdkugel von allen Seiten; „wissen Sie, ich werde den Globus nehmen, aber nur dann, wenn Sie mir in die leeren Stellen noch ein paar Länder hineinmalen lassen.“

Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmarkte von der Hand ihres Vaters verloren und fragt nun jeden Vorübergehenden: „Ach, haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?“

Definition. „Was ist die Kunst?“ — „Kunst ist etwas, was man nicht kann; denn wenn man's einmal kann, ist's keine Kunst mehr!“

Der Manie des Preisausschreibens für Gedichte widmet Edwin Bormann in seinem bei Bonz in Stuttgart erschienenen „Büchlein von der schwarzen Kunst“ das folgende nette Epigramm:

„Wie lockend der goldene Lohn auch sei,
Ich mag nichts wissen von Preisdichterei!
Werft, was Ihr wollt, mir dagegen ein —
Der Pegasus soll kein Renngaul sein,
Und wer die Welt beschickt mit Liedern,
Der soll sich nimmer zum Jockey erniedern!“

In den Inseratentheilen der Provinzialblätter finden sich häufig Proben eines ganz köstlichen, wenn auch nicht immer freiwilligen Humors. So bringt u. A. der „Dresd. Anz.“ Nr. 90 folgende Annonce: „Eine pünktliche, saubere Wäscherin und Plätterin sucht noch einige Herrschaften in Wäsche zu nehmen. W. Adr. bittet man 2c.“ Es ist doch immerhin fraglich, ob die betreffenden Herrschaften sich auch gutwillig werden waschen lassen wollen. — Ein Inserat des „Anzeigers von Stadtilm“ lautet: „Ein starkes Mädchen, im 13. Jahre stehend, wünscht die Mutter desselben bei ordentlichen Leuten, wo selbige zu allem Guten angehalten wird, unterzubringen, jedoch kann nichts gegeben werden. Weiteres besorgt die Expedition dieses Blattes.“ — Im „Stettiner Gen.-Anz.“ vom 29. März findet sich folgende drollige Anzeige: „Wenn sich Frau Trettin ihre Sachen binnen drei Tagen nicht abholt, betrachte ich sie als mein Eigenthum. Karl Weitzing.“ Doch wohl nur die Sachen, und nicht etwa auch die arme Dame!

Aus der Instructionsstunde. Unterofficier: „Woran erkennen Sie einen Officier?“ Recrut: „An den Epaulettes.“ Unteroffizier: „Können Sie mir sagen, wie die Epaulettes aussehen?“ Recrut: „O, die sehen ganz nett aus.“

Der Chef der bekannten Champagnerfabrik Röderer erhielt eines Tages einen Brief folgenden Inhalts: „Mein Herr! Ich habe keinen Sous und bete den Champagner an. Haben Sie die Güte, mir einen Korb voll Ihres göttlichen Getränkes zu senden. Mit ihm hoffe ich mein Elend zu vergessen.“ „Mein Herr!“ antwortete Röderer umgehend: „Ihr Mittel, Ihr Elend zu vergessen, taugt nichts. Die unaufhörliche und hartnäckige Präsentation meiner Rechnung würde Sie jeden Augenblick wieder an Ihre traurige Lage erinnern.“

Die richtige Methode. Schuldirector: „Wie bringen Sie es denn zu Stande, daß, so oft Sie vor dem Schul-Inspector examinieren, jedesmal alle Schüler die Hände aufheben und jeder Gefragte die richtige Antwort weiß?“ — Unterlehrer: „Ja, wissen Sie, Herr Director, das kommt auf die Methode an; ich habe es bei mir so eingerichtet, daß die Schüler, die was wissen, die rechte, und diejenigen, die nichts wissen, die linke Hand aufheben. Dann kann kein Irrthum geschehen.“

Gute Gesellschaft. Mutter (zu ihrem spät nach Hause zurückkehrenden Sohne): „Aber Schani, mit wem bist denn heut' wieder so lang umg'strolcht, Du Lump?“ — Schani: „Mit Vatern!“

Sehr richtig. Hausknecht (zu Studenten, die in früher Morgenstunde vor einem geschlossenen Café lärmend Einlaß begehren): „Meine Herren! und Sie wollen Bildung haben?!" — Studenten: „Nein — Kaffee!"

Glücklicher Zufall. A: „Wie, Sie leben noch, Sie unverschämter Mensch! Wie können Sie sich unterstehen, noch zu leben — haben Sie nicht in unserem amerikanischen Duell die schwarze Kugel gezogen?" — B.: „Entschuldigen Sie — ich hab' mich nicht getroffen!"

Immer höflich. Ein bayerischer Feldwebel, der von zwei vorübergehenden sächsischen Soldaten nicht gegrüßt wird, ruft diesen wüthend zu: „Kennt Ihr keinen bayerischen Feldwebel?" — Jene: „Ei, Herrjeses, wie soll er denn heeßen?"

Rache ist süß. Officiersbursche (der sich wegen seiner schlechten Gewohnheit, im Treppenhause zu pfeifen und zu singen, schon mehrmals Injurien von Seiten des Hauswirtes zugezogen): „Aber, Herr Lieutenant, unser Hausherr ist doch ein echter Grobian. Als ich heute wieder pfiff, hat er mich sogar einen Lümmel genannt; da hab' ich's ihm aber ordentlich gegeben!" — Lieutenant: „Was hast Du ihm denn gethan? Du hast ihn wohl gar geschlagen?" — Bursche: „Nein, so roh bin ich nicht." — Lieutenant: „Dann hast Du wohl wieder geschimpft?" — Bursche: „Nein, das gerade auch nicht." — Lieutenant: „Na, was hast Du denn gethan? — Bursche: „Ich habe gedacht, Du kommst mir schonmal wieder!"

Sehr richtig. Civilist: „Sagen Sie mal, Artilleriste, das muß doch furchtbar knallen, wenn Sie beim Schießen so dicht bei der Konone stehen." — Kanonier: „Dees is schon wahr; aber säh'n Se, wenn mer nich derbei stehe dhut, da knallt's grade äb'n so laut."

Beigeschmack. Lisette: „Nun, Gretle, wie gefällt Dir Dei' Trompeter?" — Gretle: „O, guet, aber sei Küßle schmeckt a bissel nach Messing."

Die Fremdenbuch-Poesie ist meist eine recht originelle. Wer ermüdet und durstig und hungrig nach heißem Marsche im Gasthause einkehrt, dessen Humor pflegt mit den vorgesetzten Erfrischungen doppelt geweckt zu werden; der Humor aber will wie die Jugend austoben — und da bietet denn das Fremdenbuch gewöhnlich den geeignetsten Turnierplatz. Zu den originellsten Fremdenbüchern gehören die des Kynast, der alten herrlichen Veste der Schaffgotsche. Ein lustiger Philosoph muß es gewesen sein, der daselbst Folgendes niederschrieb:

„Arm wie ein Besenbinder,
Die Taschen leer wie nie —
Und doch vergnügt sein, Kinder:
Das ist Philosophie!" —

Ein zweiter lustiger Kauz läßt „des Brahmanen Weisheit" in folgenden Reimen ertönen:

„Der Länder und der Städte Namen wissen
Und alle Bergeshöhen nennen,
Ist bloße Theorie —
Der Länder und der Städte Mädchen küssen
Und alle Bergeskneipen kennen,
Ist praktische Geographie!"

Ein Vater und ein Sohn brachten folgendes gedankenreiche Verslein zu Papier:

„Der Vater kneipt Natur,
Der Sohn den Wein;
Der Vater bezahlte,
Der Sohn ließ es sein!" —

Sicher ein Pessimist war der „Lebenslustige", der am Fastnachtstage schrieb:

„Das Leben ist ein Pfannenkuchen,
Der ein gar süßes Mus umhüllt;
Doch ach! — ich muß dem Schicksal fluchen —
Der meinige war ungefüllt!" —

Zum Schluß sei noch das Votum eines Berliner Herrn über all' diese Kynast-Reimereien wiedergegeben:

„Viel wird gedichtet, viel wird gesungen
Auf diese verfallene Veste —
Manches ist schlecht und Manches gelungen:
Die Natur bleibt immer das Beste!" —

Die hilfreiche Säule. Student: „Herr Professor, ich möchte Sie bitten, mir das bei Ihnen gehörte Colleg über Logik zu testieren." — Professor: „Aber ich habe Sie ja nie bei mir gesehen!" — Student: „Ich saß immer hinter der Säule!" — Professor: „So, Sie sind

jetzt schon der Zwölfte, welcher hinter der Säule gesessen hat."

Von seinem Standpunkt. Erster Student: „Du, was hältst Du von dem Commilitonen M?" — Zweiter: „Das ist ein ganz gefährlicher Mensch, der betrinkt sich nie." — Erster: „Ekelhafter Streber!"

In Gesellschaft. „Ich sage Ihnen, meine Gnädigste, als ich den neuen Roman las, da lief es mir eiskalt über den Rücken." — „Ach, dann leihen Sie mir doch, bitte, das Buch während der Hundstage."

Zärtlich. „Schau, lieber Mann! Wir sind erst sechs Monate verheiratet und Du bist schon oft so gleichgiltig und zerstreut. Sage mir aufrichtig, woran Du jetzt denkst?" — „Aufrichtig? An den kürzlich verstorbenen Zauberkünstler Hermann, der eine Frau so hübsch verschwinden lassen konnte."

Eine gute Natur. Dame: „Bester Doctor, es geht mir entsetzlich! Von meiner Migräne, meinem Magendrücken, meinem Ohrensausen, meinem Nervenzittern will ich gar nicht reden, aber die Schwere in den Füßen, das Zucken in den Armen, das Vibrieren des Herzens, das Flimmern in den Augen, das Prickeln in den Haaren, und diese Träume! . ." — Arzt: „Wie gesund müssen Sie sein, gnädige Frau, um alle diese Krankheiten aushalten zu können!"

Gutes Gehör. Lehrling (zum Freund): „Du, da kommt Jemand, mach', daß Du fortkommst, ich glaube es is der Meister." — Freund: „Wieso denn?" — Lehrling: „Ich kenne seinen . . . . Tritt!"

Schmeichelhaftes Urtheil. „Wenn Herr X. sich aus meinem Zimmer entfernt, so ist mir immer so zu Muthe, als ob ein geistreicher Mann einträte."

Aus dem Gerichtssaale. Richter: „Was ist Ihr Mann?" — Weib: „Mein Mann ise Optiker; aber nit Optiker, was machte Augengläsel und auch nit Optiker (Apotheker), was fabrizirte Medizine, sondern ise Optiker (Abdecker), was fangte Hund ohne Halsbandel!"

Drastischer Beweis. „Ich habe immer Glück in der Liebe gehabt." — „Und doch sind Sie noch immer ledig?" — „Das beweist ja eben mein Glück."

Bücher.

Neue Bücher von Ossip Schubin.

Wir entsinnen uns, eine gute Abhandlung über Büchertitel von Oscar Welten gelesen zu haben und möchten ihn fragen, was er von der Wahl des Titels: „Gloria victis!" hält — ob er nicht unserer Meinung ist, daß „Vae victis!" treffender wäre? Die Verfasserin selbst wollen wir nicht fragen, sie würde wahrscheinlich so wenig einen triftigen Grund anzugeben wissen, als darüber, daß sie ihr reich beladenes belletristisches Fahrzeug unter der urgermanischen Flagge Ossip Schubin segeln läßt. Sie gehört zu denjenigen schriftstellernden Frauen der Gegenwart, die, mit ungewöhnlichem Talente begabt, der Menge – vorerst den Redactionen und deren Leserkreisen — zu Gefallen schreiben und dabei ihre Rechnung finden. Der Gedanke an die Unsterblichkeit plagt sie sehr wenig und sie folgen hierin fast unbewußt einem realistischen Drange der Zeit. Ihre Werke mögen noch so schillern: Die klingenden Erfolge werden die Werke selbst überdauern, der sonst so schnöde Mammon wird sich treuer erweisen, als der Geist der Bücher. Die Handlung des Romans „Gloria victis" baut sich auf dem Fehltritte einer aristokratischen Dame auf. Wer kennt nicht die Geschichte vom Reitknechte John? Nur spielt hier ein elender Parvenü einmal dessen Rolle. Ein edler junger Mann, die Frucht dieses Fehltrittes, fällt mit unerbittlicher Logik den späteren Folgen der Sünde zum Opfer, indem er seinem eigenen Vater, jenem John, die Pistole in die Hand drückt und sich wie ein Opferlamm tödten läßt. Gewiß ein delicates Thema für eine schriftstellernde Dame! Trotzdem die Episoden oft trefflich ausgearbeitet sind, konnten wir in der Individualisierung der Hauptpersonen keine ganz glückliche Charakterisierungsgabe entdecken. Muß der junge, hoffnungsvolle Mann zu Grunde gehen? Nach der ganzen Anlage des Romans: ja, weil er

trotz der modernen Gewandung einen herb fatalistischen Zug an sich trägt. Wie kommt dieser fatalistische Zug in unsere moderne Zeit? Wie viele edle Jünglinge müßten ihm zum Opfer fallen? Und mancher Sprosse von 16 Ahnen müßte ob der Sünde einer geilen Ahnfrau vorzeitig verderben. Darum halten wir den Roman nicht nur aus moralischen und ästhetischen, sondern auch aus künstlerischen Gründen für verfehlt und dünkt er uns eine Concession an die Lesewuth gewisser sensationslüsterner Leserkreise. Der Roman ist in der Stärke von 2 Bänden im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschienen und kostet geheftet 8 Mark, einen Betrag, für den man nunmehr Schiller's Werke kaufen kann.

In demselben Verlage erschien von derselben Verfasserin „**Etiquette**". Eine Rococo-Arabeske. Gewiß ein glücklicher Gedanke, über Etiquette ein — Feuilleton zu schreiben; aber was vor uns liegt, ist eben kein Feuilleton, sondern wie der Titel besagt, eine Arabeske im Rococostile. Diese Arabeske besteht zum Theile aus historischen Reminiscenzen, dem Tode des fünfzehnten Ludwig, des Vielgeliebten, daran sich etwas unvermittelt die unglückselige Liebelei einer Prinzessin von Savoyen-Carignan schließt. Man könnte das Ganze auch ein Capriccio nennen.

—tt—

Warum die schriftstellernden Damen mit Vorliebe das rührende Schicksal alter Jungfern, die doch so gern geheiratet hätten, dem Leser zu Gemüthe führen? Dissonanzen nennt E. Vollbrecht, dem wir auch ohne Prof. Kürschner die Pseudonymität auf den ersten Blick abgucken, die im Verlage von Alfr. Krüger in Weimar erschienenen Novellen „**Fräulein Charlotte**" und „**Tante Julla**". Die Erstere kommt nicht unter die Haube, weil ihr Freier bereits — verheiratet ist, obwohl er das Möglichste thut, was ein guter Christ in einem solchen Falle thun kann, nämlich die Confession wie einen Rock wechselt. Die Zweite sieht den süßen Traum von Eheglück an einem altmodischen, großblumigen Kleide gescheitert. Wir halten die zweite, kürzere Erzählung für die bessere, da sie in ihren Motiven lebenswahrer ist. Die Schreibweise ist in beiden Erzählungen eine gute; die Verfasserin besitzt ohne Zweifel keine unbedeutende Erzählungsgabe, wenn sie auch in der Zeichnung männlicher Charaktere nicht glücklich ist.

—tt—

Einen recht freundlichen Eindruck machte uns die Dorfgeschichte „**Das Bärgli Hus Vreneli**" von E. v. Breidenbach (Verlag von Wilh. Friedrich Nachf. in Berlin). Die Handlung ist dürftig, aber was erzählt wird, entbehrt nicht der Lebenswahrheit und eines poetischen Reizes. Uns muthete diese, stellenweise rührende und erschütternde, vom Hauche echter Frömmigkeit durchwehte Erzählung mehr an, als die meisten Sensationsromane berühmter Verfasserinnen. Weniger können wir uns einverstanden erklären mit der Art, wie der Dialect in die Erzählung eingeflochten wird. „Das Bärgli Hus Vreneli" widmet die Verfasserin ihrem Vater.

—tt—

Die Herausgabe einer billigen Volks- und Jugendbibliothek wie jene von A. Chr. Jessen (Verlag von A. Pichler's Witw. & Sohn in Wien) ist ein verdienstliches Unternehmen. Das 69. Bändchen enthält die Biographie Kaiser Maximilians I.: „**Der letzte Ritter**" von M. Glock, die gut und verständlich geschrieben ist. Wir wollen nicht untersuchen, ob es dem heutigen Standpunkte der Geschichtsschreibung entspricht, für das Volk und die Jugend einzelne Figuren aus dem Zusammenhange der Staaten- und Culturgeschichte herauszuschälen. Gewiß empfiehlt sich dieser Vorgang bei solchen historischen Helden, deren Belebung geeignet ist, den Patriotismus und die nationalen Gefühle unserer Jugend zu heben. Allerdings befinden sich unter den Habsburgern, die freilich in erster Linie, eingedenk des „Bella gerant alii, tu felix Austria, nube!" bestrebt waren, ihre Hausmacht zu vergrößern, solche leuchtende Vorbilder, wir brauchen nur an Kaiser Josef II. zu erinnern.

V.

Blumen und Lieder von Johannes Stauffacher. (E. T. Wiskott. Breslau.)

Das ist eine der herzigsten kleinen Dichter- und Künstlergaben. Da liegen in einer zierlichen Mappe acht Blätter, jedes mit einem hübschen Gedicht und mit überaus lieblichen Blumenranken versehen. Das Ganze muthet maienhaft an und eignet sich zum Liebesgruß zwischen Menschen, die sich traut und ferne sind.

M.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten, nebst 125 Bogen Text mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen, Groß-Folio-Format. (A. Hartleben, Wien.)

Die Erwartungen, welche man an den Fortgang dieses nützlichen und eigenartigen Werkes knüpfen durfte, sind nicht getäuscht worden. Es liegen von demselben nur vier Lieferungen vor, vom Texte die gesammte physikalische Geographie, reich ausgestattet mit einer großen Zahl von Illu-

strationen, welche mit ihrer sachlichen Bedeutung als bildliche Text-Erläuterungen den nicht zu unterschätzenden Vortheil künstlerischer Auffassung und trefflicher technischer Ausführung verbinden. Die schönen, großen Karten lassen es schon jetzt außer allem Zweifel, daß der kartographische Theil des Werkes sich auf gleicher Höhe mit den bekannten Kartenwerken befindet; der Text, welcher sich in den vorliegenden Lieferungen mit den physikalischen Verhältnissen des Festlandes, des Wassers und der Lufthülle befaßt und zuletzt auf das „Organische Leben der Erde" übergeht, gestaltet sich — weit entfernt, eine Anhäufung dürrer akademischer Definitionen zu sein — zu einem fesselnden naturwissenschaftlichen Essay; und was schließlich den reichen Bilderschmuck (in 4 Lieferungen über 90 Bildern!) anbetrifft, so kann dem Werke thatsächlich nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden. V.

Illustrirter Führer durch die Alpen von Salzburg, Ober-Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland und Berchtesgadner Land. Von Julius Meurer, Präsident des Oesterreichischen Alpen-Club. Mit 56 Holzschnitt-Illustrationen, 12 Kärtchen, 4 Panoramen und einer Distanzkarte. (Hartleben. Wien.)

Der in der Touristenwelt hochgeschätzte Verfasser bietet in dem vorliegenden Führer den dritten und letzten Theil seines, die gesammten Hochalpen Oesterreichs behandelnden Werkes, das nunmehr in drei Bänden — West-Tirol, Ost-Tirol und dem vorliegenden — vollendet wurde. Dieselben Vorzüge, die Julius Meurer's früheren Werken so viele Freunde erworben haben, besitzt auch das vorliegende neue Buch, das den weitaus größten und schönsten Theil der österreichischen Alpenwelt behandelt. Von der Donau bis zur Adria, von den Tauern bis weit in's windische Land hinein führt uns in glücklich combinierten Routen der Verfasser über Berg und Thal, auf eisige Bergeshöhen und liebliche Seen, überall in vollendet schöner, knapper und zuverlässiger Weise. Es wird kaum ein Reisehandbuch geben, das wie das vorliegende dem Reisenden vor, während und nach seiner Tour zu nützen im Stande ist. Seine Uebersichtlichkeit gestattet an der Hand des Buches im Voraus die schönsten Reisen zusammenzustellen, sich genau über Alles zu informieren rc.; während der Reise ist es als Führer und Nachschlagebuch von außerordentlichem Werte, während es nach der Reise durch seine reiche Ausstattung ein schönes Andenken bietet. V.

Illustrirter Führer durch Salzburg, das Salzkammergut und Berchtesgadner Land, mit besonderer Berücksichtigung der Umgebungen von Salzburg, Ischl, Berchtesgaden, der Salzkammergut-Seen und des Gebietes der Hohen-Tauern. Von Josef Rabl. Mit 62 Illustrationen, 2 Panoramen und 7 Karten. (Hartleben. Wien.)

Das Gebiet, welches der nunmehr bereits in zweiter, reich vermehrter und verbesserter Auflage vorliegende Führer umfaßt, kann am deutlichsten durch die Eisenbahnstrecken Lambach – Gmunden – Ischl-Hallstadt – Aussee – Steinach – Schladming-Radstadt-Bischofshofen und Salzburg-Golling-Bischofshofen-St. Johann-Lend-Zell am See-Saalfelden bezeichnet werden, wobei man sich bloß die restlichen Salzkammergutseen, den herrlichen Oberpinzgau, Lungau und das eben so anmuthige als großartige Berchtesgadnerland als nothwendige Ergänzung hinzuzudenken braucht. Es ist wohl überflüssig, über die Naturschönheiten der durch obige Namen angedeuteten Landschaften viel Worte zu verlieren. Wer sie nicht schon selbst gesehen, kennt sie doch dem Rufe nach. Wenn irgend ein Theil der Deutschen Alpen die viel und oft besprochene Rivalität mit der Schweiz unbestritten einzugehen vermag, so sind hierzu vor Allem diese Gegenden berufen. Nirgends im Alpengebiete findet man eine solche Abwechslung der Landschaftsbilder, wie in den Gauen Salzburgs, welche von der fruchtbaren üppigen Ebene und der grünen Voralpenwelt hinanreichen bis zu den starren Schneewüsten und Eisgipfeln der Hohen Tauern; nirgends eine so zauberische Vereinigung von Anmuth und Erhabenheit, wie in dem von majestätischen Bergen umschlossenen Berchtesgadener Thalkessel, und nirgends gibt es so herrliche und mannigfaltige Seelandschaften, wie das reizvolle Salzkammergut sie bietet. Auch hinsichtlich des dem Reisenden gebotenen Comforts stehen die erwähnten Landstriche zumeist auf einer hohen Stufe und brauchen den Vergleich mit der Schweiz nicht zu scheuen. V.

Die österreichische Gebirgswelt in Chromo-Lithographien nach Naturaufnahmen von A. Gerasch. (Graz. Leykam.)

Um die großartige, vielbesuchte Gebirgswelt Oesterreichs mit seinen Bergriesen und zahlreichen Seen im Bilde wiederzugeben, ist der rühmlichst bekannte Maler A. Gerasch vermocht worden, die herrlichsten Punkte unserer Alpenwelt nach der Natur aufzunehmen und hat sein geübter Blick die schönsten, malerischesten Ansichten zu finden und mit eminenter Technik auf dem Papiere in Farben zu fixieren gewußt.

Die hier gebotenen Reproductionen in Chromo-Lithographie dürfen als sehr gelungene Copien der Originalbilder von Gerasch bezeichnet werden, dieselben werden deshalb auch in den Kreisen der Alpenfreunde Beifall finden.

„Die österreichische Gebirgswelt“ wird in zwangslosen Heften, je 6 künstlerisch ausgeführte colorierte Ansichten auf Carton enthaltend — erscheinen.

Das erste Heft bringt die Bilder: „Koppenthal“, „Gosauzwang“, „Gosauschlucht“, „Gosausee“, „Gosau gegen den Donnerkogel“, „Dachstein von der Zwieselalpe“.

Ueber das s. z. in diesem Blatte besprochene **Steiermärkische Dichterbuch**, herausgegeben von C. W. Gawalowski, Verlag von Fr. Pechel, Graz, urtheilt die Presse auf das Günstigste. So sagt z. B. die „Neue illustrierte Zeitung“ 1887, Nr. 19:

„Das Buch bietet dem Leser ein gelungenes Bild des gegenwärtigen Standes der Poesie in der grünen Steiermark. Sämmtliche Dichter derselben, soweit sie einen Anspruch auf das Bürgerrecht auf dem deutschen Parnaß besitzen, sind mit Beiträgen vertreten. — So bietet diese Sammlung den erfreulichen Beweis, daß auch auf der südlichsten Linie der deutschen Sprachgrenze ein so üppig entwickelter Dichterwald existiert, wie man ihn in jener, an das slavische Idiom hart angrenzenden Gegend kaum noch vermuthet. Schon aus diesem Grunde sollte man außerhalb Steiermark dem Buche die größte Anerkennung und Aufmerksamkeit entgegenbringen.“

Otto Spamer's **Illustriertes Conversations-Lexikon**. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octav-Format. Mit etwa 600 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten rc. (Otto Spamer. Leipzig.)

Die bekannte Verlags-Buchhandlung bietet in ihrem „Conversations-Lexikon“ den weitesten Kreisen des Publikums ein verdienstvolles Unternehmen dar, eine Encyklopädie, wie sie jetzt für jedes Haus fast zu einem Bedürfnis geworden ist. Alle Zweige des Wissens, des öffentlichen Lebens, der Kunst, des Handels rc. sind in dieser Encyklopädie vertreten. Die einzelnen Artikel sind je nach der Wichtigkeit des Stoffes länger oder kürzer behandelt; besonders reichhaltig ist das Lexikon auf dem Gebiete der Biographie. V.

Graz in der Westentasche. Mit Eisenbahnfahrordnung. (Graz. Franz Pechel. 1887.)

Dieses überaus handliche Büchlein enthält das Wichtigste von Graz, als Uebersichtliches und Orientierendes, Verzeichnis der Straßen, Gassen und Plätze, Behörden und Anstalten. Fiakertarif, Omnibus- und Dampfschiff-Fahrordnung, von Hotels, Restaurationen, Theater, Sehenswürdigkeiten, Ausflüge u. s. w. Ferner die genaue Fahrordnung und Preis der mit Graz und Steiermark correspondierenden Eisenbahnen. Das Büchlein kostet 15 Kreuzer. Ein praktischeres und billigeres Werkchen derart ist uns noch nicht vorgekommen. Es ist kein Grazer und kein Besucher dieser schönen Stadt mehr denkbar, der Graz nicht in der Westentasche trägt. R.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Hellenische Erzählungen von Aug. Bolz. (Halle. Otto Hendel.)

Waldferien. Ländliche Geschichten für die reifere Jugend, gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben.)

Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. Zwei Bände. (Berlin. F. u. P. Lehmann. 1887.)

Sanct Michael. Roman von E. Werner. Zwei Bände. (Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger.)

Sagen und Märchen. Umdichtungen von A. Paudler. Zweite vermehrte Auflage. (Wien. Karl Konegen. 1887.)

Cäsars Koffer. Die Farben der Natur. Humoresken von A. von Winterfeld. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Schloß Favorite. Roman in drei Bänden von L. Haidheim. (Berlin. Otto Janke. 1887.)

Treu und Frei. Erzählung für das Volk von Reimar vom Rhein. (Duisburg. J. Ewich. 1887.)

Sieben Freier im Hause. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Schmidt-Stoltenberg. (Dresden. E. Pierson. 1886.)

Liedercyklus aus P. K. Roseggers „Sonntagsruhe.“ Fünf Lieder mit Begleitung des Pianoforte componiert von Ludwig Burger. (Preßburg und Leipzig. G. Heckenast's Nachfolger.)

Neues Buch der Lieder von Paul Baehr. (Halle. Otto Hendel.)

Der gute Ton für Damen. Eine Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als wohlerzogene, gebildete Dame zu betragen. Von Malvine von Steinau. Vierte,

durchgesehene und veränderte Auflage. (Hartleben, Wien.)

Die Schädigung der Landwirtschaft durch Weideverbote und Grundaufkäufe von Seiten des Großgrundbesitzes. Von Franz Schlinkert. (Wien, 1887. Verlag der „Deutschen Worte" (Engelbert Pernerstorfer.)

Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung von D. Adolf Stern. Bis zur 5. Lieferung erschienen. (Riegers Verlagshandlung. Stuttgart. 1887.)

Henrik Ibsen und das Germanenthum in der modernen Literatur von Leo Berg. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Der Zuggeist. Erzählung aus dem baierischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. (München. F. W. Callwey. 1887.)

Der Herrgottsmantel. Culturbild aus dem baierisch-böhmischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. (München. F. W Callwey. 1887.)

Junge Dichtungen in freier Form. (Ulrich von Liechtenstein, Spinnerin am Kreuz, Waldemar, die Speiler im Ramathal, Albion, Thassilo, Samnitermädchen. — Anhang.) Von Johann Tanzer. (Neunkirchen. Viktora's Druckerei.)

Deutsche Blätter. Monatshefte, herausgegeben von Hans N. Krauß. I. Jahrg. (Eger.)

Zeitschrift für deutsche Sprache. I. Jahrg. Heft 3. (Hamburg. J. F. Richter.)

Mürzzuschlag als Terrain-Cur-Ort im Semmeringgebiet. Nach dem System des Prof. Dr. Oertel geschildert und dargestellt von Dr. Adalbert Kupferschmied. (Wien. R. v. Waldheim. 1887.)

Uebersichtskarte des Terrain-Curortes Reichenau. Nach Prof. Dr. Oertel. (Reichenau, d. ö. Alpenvereins-Section.)

Postkarten des Heimgarten.

× × Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Dr. Aron M., Wien: Ihre „Neuen Mittheilungen aus Heinrich Heines Leben" sind epochemachend. Nachrichten, daß der Dichter des Morgens gefrühstückt und des Abends soupiert hat, so wie daß er eine dunkelbraune und auch eine schwarztuchene Pantalon besaß, sind für den Literarhistoriker der Zukunft unendlich wertvoll.

M. O., München: Sie fragen: Wie wird man Schriftsteller? Ludwig Anzengruber, Friedrich Bodenstedt, Georg Ebers, Paul Heyse, Paul Lindau, Hieronymus Lorm und Friedrich Spielhagen u. A. haben der Schriftleitung von Lauser's „Allgemeiner Kunst-Chronik" in Wien Antworten auf diese Frage ertheilt und zum Theil auch ihre Erstlingsarbeiten zur Verfügung gestellt.

J. W., Wien: Auf Ihre Klage keinen besseren Trost als K. Geroks Wort:

„Dein wahres Glück, o Menschenkind,
O glaube doch mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind;
Es sind erfüllte Pflichten."

Ph. U., Oppeln: Wenn Sie es in jeden Ihrer Gedichte einmal sagen, daß die Welt ein Jammerthal ist, so wissen wir's ja zur Genüge. Wir gestatten Ihnen zudem noch. es auch in jedem Ihrer Privatbriefe einmal zu sagen, aber nicht öfter. Anbringen mögen Sie es zum Anfang, in der Mitte oder am Schluß, ganz nach Belieben.

D. H. Bodenbach: das Stück „Ein Judas von Anno Neun" ist natürlich nicht von Rosegger, wie es auf jenem nordböhmischen Theaterzettel heißt, sondern von Anton Langer, welcher Name ja auch als Verfasser auf dem Zettel steht. Der Leiter jenes Thespiskarrens wird eben gedacht haben, Zwei vorgespannt ziehen besser als Einer.

F. M. F., Graz: Da ist nichts zu machen. Erinnern Sie sich an Hamerlings Spruch:

„Rathend, mahnend, scheltend, züchtigend,
Denkst Du Wunder was es nutzt.
Aber hilft die Brille Blinden?
Und der Esel, wird er klüger,
Wenn man ihm die Ohren stutzt?"

Br., Wien: Die Sonnenfinsternis am 19. August ist des Morgens zu sehen, erreicht gerade während des Sonnenaufganges ihren höchsten Grad und endet gegen halb acht Uhr.

F. M. Ullrichs: Wir sind nicht in der Lage, darüber zu entscheiden. Eine Frage ist ja frei.

+ + Der Herausgeber dieses Blattes findet sich veranlaßt, wegen unregelmäßiger Beantwortung von an seine Person gerichteten Briefen 2c., um Entschuldigung zu bitten. Diese Unregelmäßigkeiten, resp. Versäumnisse haben ihre Ursache in den häufigen Reisen und auch in anderen Obliegenheiten, welche Genannten hindern, des angenehmen Verkehres mit den P. T. Correspondenten in dem Maße, als er es selbst wünschte, zu pflegen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robrt Hamerling.

VII.

Zehn Jahre im Süden.

(Fortsetzung.)

Einen Wendepunkt, der mir zu statten kam, bildete die Triester Schillerfeier des Jahres 1859. Sie erweckte die Idee eines „Schillervereins" zur Pflege deutscher Musik, Literatur und Geselligkeit. Unter der Leitung des tüchtigen jungen Vereinskapellmeisters Julius Heller bekam man fortan an der Adria deutschen Chorgesang, Quartette der großen Meister und selbst Beethoven'sche Symphonien in guter Ausführung zu hören. Das im Verein Gebotene war für Triest so neu, daß auch viele Italiener sich einfanden, und der Verein war klug genug, im Interesse des Deutschthums die fremden Elemente lieber anzuziehen, als abzustoßen.

Eine neue förderliche Anregung wurde mir zur selben Zeit auch durch die Rückkehr der „Novara" von ihrer Reise um die Welt zu Theil. Die Hafenstadt sah die wackeren Argonauten landen; Einige derselben verweilten länger in Triest, so namentlich Karl v. Scherzer, der im Schillerverein wiederholt über die Erlebnisse und Ergebnisse der Weltfahrt Vorträge zum Besten gab und mir lehrreichen Stoff bot zu Berichten für die Triester Zeitung. Im März 1860 wurde eine Novara-Ausstellung veranstaltet, welche alles von der Novara in fernen Zonen Gesammelte, in cultur- und religionsgeschichtlicher, völkerkundlicher und naturwissenschaftlicher Hinsicht Merk-

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai.

würdige zu einer in ihrer Art einzigen Uebersicht vereinigte. Das gab Anlaß zu einem Artikel „Bei fremden Göttern und Menschen", der einer tieferen Auffassung der Sache Raum gab, und den ich in meine gesammelte „Prosa" mitaufnahm. Die persönliche Berührung mit K. v. Scherzer bleibt mir eine erfreuliche Erinnerung. Er hatte in einem öffentlichen Vortrage auch interessante neuseeländische (maorische) Volkslieder mitgetheilt, von welchen ich eine Anzahl metrisch ins Deutsche übertrug und zu veröffentlichen Gelegenheit fand.

Die Herbstferien des Jahres 1860 verlebte ich wieder in Graz, wo ich mich mit dem Plane der Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik" trug, die im Frühling des nächsten Jahres vollendet wurde. Sie ergänzte die „Venus im Exil", indem sie den Maßstab der dort aufgestellten und gefeierten Ideale an unsere Zeit legte.

Die Formeln und Wege der deutschen Speculation sowohl, als die der classischen und romantischen Poesie schienen sich überlebt zu haben. Aber man zeigte nicht übel Lust, mit den Formen und Formeln auch das Wesen, mit dem Vergänglichen auch das Bleibende preiszugeben — das Kind mit dem Bade auszuschütten. Von Anbeginn hatte ich mich als begeisterten Apostel der Zukunft gefühlt; aber gerade das, was mir als die Grundlage einer neuen Welt und Zeit gegolten, sah ich jetzt vielfach nicht mehr verstanden und vernachlässigt. Was im Hochfluge der deutschen Geister vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod als das Evangelium eines neuen Menschenthums, als Ideal einer auf sich selbst gestellten, innerlich freien Humanität sich herausgebildet, schien in einer einseitig beschränkten, schwunglosen und flachen Zeitströmung nur sehr nothdürftig zur Geltung zu kommen. Bei aller Achtung vor der besonnenen Forscherarbeit, die auf naturwissenschaftlichem Gebiete platzgriff, und dem ebenso wohlberechtigten Streben nach politischer und nationaler Neugestaltung des Völkerlebens konnte ich doch nicht glauben, daß dies Alles anders zu einem gedeihlichen Ende führen könne, als im engen Anschluß an die höheren geistigen Errungenschaften der Menschheit. Denn es war mir früh aus der Geschichte klar geworden, daß alles Zeitliche und Oertliche nur in der Verbindung mit dem ewig Giltigen, allgemein Menschlichen, Vernünftigen und Rechten das wirklich „Praktische", Erfolgreiche, Dauernde, zu allen Zeiten wirklich Zeitgemäße: das Einseitige, außerhalb der Strömung des Ewigen Liegende dagegen das ewig Unzeitgemäße, Unpraktische und Hinfällige sei. Viele Propheten des angeblich Neuesten und Zeitgemäßen ahnen nicht, daß ihr bißchen Weisheit nicht bloß nicht neu, sondern ein sehr kümmerlicher, verwahrloster Rest der alten, ewig neuen ist, die von Größeren als sie sind, längst besser als von ihnen gewußt, verstanden, gesagt und gesungen worden, und daß diese Weisheit nur in der Theorie alt, von der Ausführung aber noch um so entfernter ist, je riesiger, kleinlicher, lückenhafter sie gepredigt wird. Die Verächter der Vergangenheit wissen nicht, daß es immer die Blüte der Vergangenheit ist, welche den Samen der Zukunft trägt und aufbewahrt.

Aus dieser Anschauung der Dinge erwuchs die Stimmung, die im „Schwanenlied der Romantik" ihren Ausdruck fand. Ein etwas geziert klingender Titel, der vielleicht nicht ganz glücklich, wenigstens nicht allgemein verständlich genug das Wesenhafte, was ich im Schiffbruch der Formen und Formeln für die Zukunft retten zu müssen glaubte, unter der Bezeichnung der „Romantik" — der Poesie des durchgeistigten Gemüths — zusammenfaßte.

Ich begann das Werk in Canzonenform zu schreiben, versuchte es dann

mit dem Hexameter, gab aber auch diesen bald auf und griff zur Nibelungenstrophe. Was in jener ursprünglichen Gestalt ausgeführt und dann bei Seite gelegt wurde, findet sich mitgetheilt in C. W. Gawalowski's „Steiermärkischem Dichterbuch". (Graz Pechel, 1887.)

Die Dichtung erschien im Juli 1861 bei Kober in Prag. Sie wurde günstig aufgenommen. Aber während ein Kritiker erklärte, daß sie „in den schönsten Nibelungenstrophen geschrieben sei, die je ein Poet gebaut", fehlte es auch nicht an einem solchen, der nicht umhin konnte, zu wünschen, dies „Schwanenlied der Romantik" möge das Schwanenlied meiner Muse sein. Einen lebhaften Eindruck machte in weiteren Kreisen das seither sogenannte Vaterlandslied, mit welcher diese etwas weichmüthige Elegie einen frischen und kräftigen, zum Herzen des deutschen Volkes sprechenden Ausklang fand.

Ich machte übrigens bei diesem Werkchen zum erstenmal die Erfahrung, daß eine sich bis zur Schwärmerei steigernde Wirkung meiner Poesie, insbesondere auf jugendliche und auf Frauengemüther, nicht ausgeschlossen sei, und Diejenigen irren, welche glauben, meine Muse habe erst mit dem „Ahasver in Rom" sich warm begeisterte Freunde und Freundinnen erworben.

Diese Erfahrung machte ich jedoch zunächst nicht in meinem heimischen Triest, sondern in der freundlichen Murstadt, wo mich, als ich im Sommer wieder dahin kam, eine kleine stille Gemeinde von warmfühlenden Lesern und Leserinnen meiner Dichtungen, insbesondere des „Schwanenlieds der Romantik", mit einem Male der persönlichen Abgeschlossenheit entriß.

Triest bot mir so manches ebensowohl Angenehme als Ersprießliche. Aber was sich dort immer drückender für mich geltend machte, war der Mangel gerade an jener Art von geselligem Verkehr, der meinem inneren Bedürfnis entsprochen hätte. Zwar stand ich nicht unmittelbar allein, ich hatte nunmehr neben meiner Mutter auch meinen Vater um mich, dem, nachdem er das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, eine Stätte sorgenloser Ruhe zu bieten war. Aber der Besuch geselliger Vergnügungsorte war mit der Führung eines eigenen Haushaltes nicht leicht zu vereinigen, und durch meine Gesundheitsumstände war ich verhindert, geselligen Verkehr überhaupt zu suchen und zu pflegen, auch dort, wo sich zu einem solchen eine des Versuchs werte Gelegenheit zu bieten schien.

Zum Stubensitzer wurde ich dadurch freilich nicht. Das Sitzen war und ist überhaupt nicht meine Sache, und nach dem Hervortreten des Unterleibsübels war eine Stellung, die einen Druck auf den Unterleib mit sich brachte, mir peinlich geworden. Liegen (auf dem Sopha) oder Gehen wurde mir zum Bedürfnis und zur Gewöhnung, und ich darf sagen, daß, so weit ich zurückdenke, nur starkes Unwetter oder heftiges Unwohlsein mich einen halben Tag lang innerhalb meiner vier Wände zurückzuhalten vermochten. Schon als Berichterstatter der Triester Zeitung veranlaßt, von Allem, was auf dem Gebiete des öffentlich zu Sehenden und zu Hörenden vor sich gieng, Kenntnis zu nehmen, erweiterte ich den Kreis meiner Anschauungen in ziemlich reichem Maße und buntem Wechsel. Aber ich sah, hörte, genoß Alles nur als passer solitarius mitten im Gedränge, und Dr. Pipitz, der damalige Mitherausgeber der Triester Zeitung, bezeichnete mein stilles, aber aufmerksames Umherwandeln mitten im Getriebe der Hafen- und Handelsstadt sehr glücklich, indem er mich den „Osservatore Triestino" zu nennen pflegte. Ein Dichter, der zehn Jahre lang jeden Tag auf die Börse geht, ist gewiß eine Seltenheit; nun, ich war dieser Dichter; ich besuchte jeden Tag die Triester Börse, als Mit-

abonnent des Lesesaals derselben, und las da die Zeitungen, umschwirrt vom Gespräch und Getümmel der immer regen Geld- und Handelswelt.

Spät Abends streifte ich gern auf den Molos und in den Gassen der Stadt umher, in schwülen Sommernächten, wenn hier und da eine auf den Balkon herausgestellte Nachtigall im Bauer schmetterte, aber auch zur Winterszeit, im scharfen, erfrischenden Hauch der Bora, welcher ich damals noch einigermaßen trotzen konnte. Der Leser braucht nur „Sinnen und Minnen“ aufzuschlagen, und die „Lenznacht im Süden“ nachzulesen, neben einigen anderen Hymnen und Sonetten, um sich von dem sinnenden Herumschweifen des einsamen Poeten am Strande der Adria den rechten Begriff zu machen.

Unter solchen Umständen trat natürlicher Weise jene Frage, welche der Franzose la question de femme nennt, immer peinlicher an mich heran. Was wäre der Poet ohne jeden weiblichen Umgang? Es gibt glückliche Mannsleute, für welche la question de femme niemals eine brennende wird, so lange weibliche Lippen, gleichviel von welcher Art, noch ein gefälliges Lächeln für sie haben. Zu diesen Glücklichen zählt aber ein Dichter in der Regel nicht. Trotzdem ist es eine leidige Thatsache, daß die Sehnsucht jugendlicher Gemüther, die doch zunächst nach dem Schönen und Lauteren geht, zumeist im Sumpfe gestillt wird, so daß ein auf die Dauer unerträgliches Hinund-herschwanken gerade der besseren Naturen zwischen Sehnsuchtsdrang und Ekel sehr begreiflich ist.

Zum Glück für den Poeten fand sich in Triest hinlängliche Gelegenheit wenigstens zu platonischem Cultus schöner Weiblichkeit. Die südlichen Schönheiten der Hafenstadt, die bezaubernden Italienerinnen, Griechinnen und Jüdinnen standen für diesen meinen platonischen Schönheitscult allabendlich in den Logen der Theater zur Schau, wie Heiligenbilder in Nischen. Manches von diesem Cult hat sich in Sonetten aus der Triester Zeit erhalten. Zuweilen fiel doch auch, wie in unbewußter Erkenntlichkeit für stille Huldigung, ein gnadenvoller Blick auf den nachdenklichen Beobachter im Parterre.

In einem gewissen Falle war nicht die Theaterloge, sondern ein Balkon der Altar, unter welchem ich mein unsichtbares Rauchfaß schwang. Eine schöne junge Dame, eine Perle ihres Geschlechts, war auf diesem Balkon täglich zu schauen, wenn ich aus dem Gymnasium nach Hause gieng. Ich blickte andächtig zu ihr hinauf, und sie blickte gnädig zu mir herunter. Das gieng so eine Weile fort. Wozu sollte es führen? Da machte der neckische Zufall auf eine etwas unzarte, aber zweckentsprechende Weise der Sache ein plötzliches Ende. Ich pflegte aus dem Gymnasium die griechischen und lateinischen Pensumhefte, die ich durchzusehen hatte, persönlich nachhause zu tragen. Aber bevor ich an jenem Balkon vorüberkam, nahm ich die Hefte an meine Brust und knüpfte den winterlichen Ueberrock fest darüber zu; denn wer in Triest ein Packet trägt, wird nicht für einen Signore, sondern für einen Facchino angesehen. Das geschah nun eines Tages wieder. Aber gerade als ich vor dem Balkon angelangt war, spielte mir der nicht fest genug geknöpfte Ueberrock einen Streich und dreißig blaue griechische Pensumhefte rollten in den Staub der Straße unter den Augen der Schönen. Ich war genöthigt, alle dreißig zerstreut umherliegenden Hefte aus dem Schmutz der Straße aufzulesen — unter den Augen der Schönen.

Von diesem Tage an machte ich immer einen großen Umweg, um jenen Balkon zu vermeiden.

Einen vertrauten Freund und Gespielen hatte ich indessen doch. Auch hier muß ich den Leser auf „Sinnen und Minnen“ verweisen: auf den darin

enthaltenen biographischen Hymnus „Mein Eichhörnchen“.

Als ich, wie gesagt, im Sommer des Jahres 1861 meinen Ferienaufenthalt wieder in Graz aufschlug, verkehrte ich viel mit dem ältesten meiner Grazer Freunde, Fritz Pichler, dessen „Balladen“ mich entzückt hatten, und der später das Eigenartigste, Duftigste, was seine für diese Dichtart unleugbare Begabung zu Tage förderte, in dem epischen Liederbuch „Runen und Reime“ vereinigte. Dieser sagte mir, daß ein paar für meine Dichtungen schwärmende Frauen mich kennen zu lernen wünschten. Ich folgte der Einladung, machte die Bekanntschaft der beiden Frauen und eines kleinen Kreises, welchem ich schon lange als Dichter nicht fremd war.

Da die Befreundung mit den Hauptgestalten dieser „stillen Gemeinde“ eine dauernde wurde und späterhin zum Theil auf meine Lebensgestaltung nicht ohne Einfluß blieb, so kann ich nicht umhin, dieselben dem Leser vorzustellen.

Ich will die beiden Frauen, welchen der Freund mich zuführte, Minona und Fanny nennen.

Minona entstammte einem alten Rittergeschlechte, welches in den österreichischen Alpenländern begütert war. In den Tagen ihrer Kindheit war ihr Vater noch Besitzer zweier Güter in Kärnten und fuhr als Mitglied der Wiener Aristokratie mit einem Viergespann; die Familie verarmte jedoch und nach dem Tode des Familienhauptes siedelte die Witwe mit ihren Kindern von Wien nach Graz über. Hier verehelichte sich die herangewachsene Tochter mit einem jungen Advocaten, der leider schon nach wenigen Jahren starb, ohne daß er vorher für die Zukunft seiner Gattin irgendwelche Fürsorge hätte treffen können. Ein Bruder des Verstorbenen, gleichfalls Advocat, überließ der verwitweten Schwägerin seine ländliche Besitzung in der Nähe von Graz zur Bewirtschaftung. Hier hauste nun Frau Minona in einfachen, aber angenehmen Verhältnissen und gab sich den romantischen, poesiefreundlichen Neigungen hin, welche sie von früher Jugend an gepflegt hatte, im Verkehr mit gleichgesinnten Frauen und mit feingeistigen jungen Poeten, Gelehrten, Literaten. Der hoch und schön gelegene Landsitz konnte an sich schon einen lockenden Zielpunkt für ländliche Ausflüge bilden; die Heiterkeit, Gastfreundlichkeit und geistige Aufgewecktheit der Herrin verlieh ihm ein höheres Interesse. Man fühlte sich sogleich poetisch angeregt, wenn man auf der weitschauenden Höhe des grünen Bühels angelangt war und einem aus der ländlichen, aber malerischen Behausung die freundliche Bewohnerin in blauseidenem, schäferlich geschürztem Gewande, das Haupt von gekräuselten Locken umwallt, entgegentrat. Und so pilgerten denn nicht Wenige von Zeit zu Zeit gern hinaus nach dem arkadischen Musensitz zwischen dem Hilmteich und der ragenden „Platte“. Der seiner Wissenschaft zu früh entrissene schweizerische Geologe Zollikofer, der sich längere Zeit in Steiermark aufhielt, der nachmalige Nationalökonom Emanuel Hermann, der seither als Chemiker rühmlich hervorgetretene Richard Maly, der Musiker Wilhelm Treiber, Dr. Valentin Pogatschnigg, die Gebrüder Mitterbacher, der früh verstorbene junge Poet Bogensberger, dessen Nachlaß F. Pichler herausgab, und Andere, fühlten sich hier wohl im engeren oder weiteren Kreise.

Mittelpunkt und Seele dieser ganzen geselligen Bewegung war der Dichter der „Runen und Reime“. Er führte die neuen Gäste ein, er setzte kleine ländliche Feste und Vergnügungen in's Werk, er ließ seine Meldungen durch das Milchmädchen, das zwischen der Stadt und dem Landsitz Minonas regelmäßig hin- und hergieng, an letztere gelangen und verkehrte so, wie er mit scherzhaftem Anklang an Mi-

nona's Witwennamen zu sagen pflegte, „auf der Milchstraße mit den Gestirnen."

Die natürliche, zwar schwärmerische, aber von jeder Geziertheit freie, heitere Weise Minona's fand einen interessanten Gegensatz in der schroffen, gegen alles ihr nicht nahe Verwandte sich streng abschließenden Natur Fanny's. Auch sie war die Gattin eines Advokaten, dem sie aber nur unter hochromantischen Bedingungen ein paar Jahre zuvor die Hand gereicht hatte. Sie sah wie eine junge Burgfrau des Mittelalters aus und hatte auch ihr Heim nach Möglichkeit ritterburgmäßig eingerichtet. An ihrem Tische wurde nur aus Bechern getrunken, statt aus gewöhnlichen prosaischen Gläsern, und sie dachte ernstlich daran, sich auch mittelalterlich zu kleiden. Sie hätte für ihr Leben gern eine Lotosblume gesehen, aber unmittelbar am Ganges hätte sie gepflückt sein müssen. Meine Idee, einen „Sonnenblumenorden" für romantische Gemüther zu stiften, begrüßte sie mit Begeisterung. Ihr sittlicher Idealismus kannte keine Grenzen. Das Gasel „Ich will ja nichts!" war ihr das liebste meiner Gedichte, und von jedem männlichen Wesen, das in ihre Nähe kam, verlangte sie, daß es die Schwärmerei für dieses Gedicht theile. Ich erinnere mich noch der beinahe tragischen Entrüstung, mit welcher sie davon sprach, wie ein berühmter Schauspieler, der sie entzückt hatte, von ihr eingeladen und der Einladung folgend, während des Gesprächs vertraulich ihren bloßen runden Burgfrauenarm zu fassen sich erkühnte, und durch einen vernichtenden Blick aus den schönen, aber strengen Burgfrauenaugen über das Irrthümliche seiner Voraussetzungen aufgeklärt werden mußte. War sie bei ihrer Freundin Minona zu Besuch, und es fanden Leute sich ein, die nicht zum engeren Kreise der stillen Gemeinde gehörten, so verließ sie das Zimmer, blieb draußen auf der offenen hölzernen Gallerie des Hauses stundenlang allein und war durch keine Bitten und Vorstellungen zur Rückkehr zu bewegen. Fanny's Idealismus erstreckte sich auch auf ihr geliebtes Schoßhündchen, Flora geheißen. Man erkannte in Flora, wenn sie vom Schooße ihrer Herrin aus kläffend gegen einen neuen Besuch Verwahrung einlegte, auf den ersten Blick die streng erzogene, altjüngferliche kleine Bellerin.

Fanny's einzige auserkorene Freundin war Minona. Beide Frauen besaßen neben unleugbarem poetischen Sinn und Verständnis eine schöne Vortragsgabe und führten gern Scenen aus classischen Stücken zu ihrem und zu Anderer Vergnügen auf. Konnte es Anfangs fast erheiternd wirken, wenn sie Scenen aus Faust darstellten und dabei die schlanke, jugendliche Fanny sich's nicht nehmen ließ, den Faust zu spielen, während die beleibtere Minona das Gretchen übernahm, so mußte man schließlich diese Rollenwahl dennoch gutheißen und fand, daß sie den Persönlichkeiten besser entsprach, als die umgekehrte entsprochen haben würde.

Einer dritten eigenartigen Vertreterin ihres Geschlechts führte der Freund mich zu: der damals dem Grazer Theater angehörigen Sängerin Frl. Schwefelberg, die wir mit dem klangvollen Namen Solferina zu bezeichnen pflegten. Die Solferina war eine geborne Ungarin, wenn ich nicht irre; ein geniales Naturkind mit schwarzen Zigeuneraugen und Rabenlocken, und dem ungezwungenen Benehmen einer Theaterdame, aber von durchdringendem Verstand, und ehrlichem, offenem, auch für Höheres nicht unempfänglichem Gemüth. Im Kreise Minonas — denn Freund Fritz, der Allvermittler, hatte sie in denselben eingeführt — vertrat sie bewußt und unbewußt die Ironie, die „Reaction" gegen die Kundgebungen der höheren „Romantik", wobei ihr, soviel ich mich erinnere, der Pianist Treiber als verwandte Natur zur Seite stand. Aber

die Spitzen der Gegensätze zwischen Solferina und der „stillen Gemeinde" wurden nicht gerade zu verletzenden Stacheln; nur zwischen Fanny und Solferina bildeten sie Pole, die sich entschieden abstießen.

In diese bunte, anregende Gesellschaft war ich nun eingeführt und nahm an den geselligen Vergnügungen derselben Theil, so weit es meine Verhältnisse zuließen. Kleine Feste, mit theatralischen Aufführungen, einem Tänzchen u. dgl., vereinigten uns zuweilen auf dem Landsitze Minonas, bis die Sterne über uns funkelten wie Freudenfeuer. Das Einzige, was dabei Schlimmes sich ereignen konnte, und in der That auch oft sich ereignete, war, daß Fanny das Zimmer verließ und auf der umlaufenden Gallerie des Hauses ihren Schmollwinkel aufsuchte. In solchen Fällen blieb dann nichts übrig, als daß ich — so ziemlich der Einzige, der es wagen durfte — ihr auf der Gallerie Gesellschaft leistete. Und das lohnte sich. Da wurde dem Sänger des „Schwanenlieds der Romantik" die Romantik und die „blaue Blume" lebendig in reizvollsinnigem Geplauder, die Stunden flogen, der Abend dunkelte, die Blüten der riesigen Linde vor dem Hause dufteten, ein Vogel sang im Wipfel so schön, als wär's sein Schwanenlied, Sternschnuppen stoben wie Raketen aus der Höhe des Abendhimmels, tief unten und weit hinaus dämmerte das Grazer Feld mit der Stadt und dem Murstrom und dem ragenden Halbrund der Gebirge.

Wären mir im Leben überhaupt ungetrübt schöne Stunden gegönnt gewesen, so würde ich vor Allem die Stunden dieser für mich neuen anmuthigen Geselligkeit dazu zu rechnen haben. Leider wurden auch sie mir schon durch mein immer mehr oder weniger schlechtes Befinden verkümmert.

Vor meiner Rückkehr nach Triest gieng ich noch auf ein paar Tage nach Wien und suchte die Stätten wieder auf, die mir durch Jugenderinnerungen heilig waren. Ich besuchte die Familie, welcher Regiswinda entstammte, die ich bei dieser Gelegenheit selbst auch wiedersah, als Mutter, beglückt durch ein talentvolles Söhnlein; ferner Raphael's „Madonna im Grünen" im Belvedere — auch eine Jugendliebe von mir — und meinen Freund Cajetan Cerri. Auf zufälligen Anlaß machte ich auch eine neue Bekanntschaft, die des gestrengen Kritikers Emil Kuh, der zu jener Zeit die Dichter Grün, Freiligrath, Lingg und Andere vernichtet hatte und späterhin mit Vorliebe mich vernichtete. Noch sehe ich ihn vor mir, bei meinem Eintritt am Schreibtisch sitzend und sitzen bleibend, mit einer kleinen Bewegung der Rechten meine höfliche Begrüßung leicht erwidernd, mit der Linken in Papieren der Schreibtischlade weiterkramend. Er flößte mir so im ersten Augenblick einen ehrfurchtsvollen Begriff ein von der Erhabenheit eines Kritikers über gewöhnliche Menschenkinder, ließ es aber dann im Gespräch an einer gewissen Leutseligkeit nicht fehlen.

Vorläufig galt es mit Beginn des October wieder von Graz zu scheiden und an die Adria heimzukehren. Freundliche Beziehungen waren, wie der Leser gesehen hat, angeknüpft; aber es war noch nicht abzusehen, nach welcher Seite hin sich etwa Höheres und Bleibendes daraus entwickeln würde.

Im folgenden Jahre (1862) brachte der Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wie gewöhnlich, eine Verschlimmerung meines Befindens mit sich, die aber diesmal einen ernsteren Charakter annahm und mich für den ganzen Monat Juni bettlägerig machte. Oefteres, nicht reichliches Wasserspeien, wobei die Färbung des Ergossenen eine leichte Beimischung von Blut verrieth, heftige Schmerzen in der oberen Bauchgegend, andere gastrische Zustände, verbunden mit Anfällen großer Schwäche und fieberhaften Anwandlungen, waren herrschend. Der mich behandelnde Arzt

überließ mich, selbst Allöopath, einem Homöopathen — seinem Schwiegersohn —, weil er zu bemerken glaubte, daß ich Arzneien nicht gut vertrüge. Der Homöopath, mit dem Badearzte Dr. v. Kottowitz im Tobelbad bei Graz befreundet, empfahl mir Tobelbad als Sommeraufenthalt, wohin ich in der That, als ich etwas mehr zu Kräften gekommen, begleitet von meiner Mutter, mich auf den Weg machte.

Ich verweilte da vom 10. Juli bis 27. August. Die erwähnten Krankheitssymptome dauerten in geringerem Grade fort, aber zuletzt gestaltete sich das Befinden erträglich.

Es gefiel mir recht wohl in Tobelbads reizendem Waldthal, wo schon der erste Schritt ins Freie nach allen Seiten hin in waldschattige, nadelholzduftige Gründe und zu angenehmen Ruhepunkten führt. Die üppig wuchernde, bunte Pflanzenwelt dieser Gegend erweckte in mir Lust und Eifer für ein Studium, das ich bis dahin vernachlässigt hatte: für die Botanik. Auf Selbstunterricht angewiesen, machte ich freilich nur langsame Fortschritte; aber ich kam doch vorwärts und betrieb von da an Jahre lang mit Vorliebe diese Wissenschaft, welche mich das Vergnügen des Herumschweifens in Wald und Flur fortan dreifach genießen ließ: als Mensch, als Dichter und als Pflanzenfreund.

Der Dichter fand bei diesen botanischen Erholungsstudien auch seine Rechnung. In einer romantischen Waldschlucht bei Tobelbad kam mir zum ersten Mal eine eben erblühte Genziane zu Gesicht, von jener Art, welche, wie ich später sah, den Wäldern der Grazer Gegend gegen den Herbst hin einen besonderen Schmuck verleiht. Sie regte mich zu der Hymne „Vor einer Genziane“ an, einem Gedichte, das in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Ich pflückte die Pflanze mit ihren Blumenglocken vor dem Verwelken, preßte sie ein und machte damit nach Jahren dem Schauspieler Gustav Starcke ein Geschenk, der, wie früher schon Lewinsky, durch trefflichen Vortrag jenes Gedichts sich ein Anrecht auf meinen Dank erworben hatte.

Neben dem Naturgenuß, der Botanik und der Poesie, war es die Musik, bei welcher ich Erholung von geistlähmenden körperlichen Leiden suchte — aber freilich nur Musik in einer ihrer einfachsten Gestalten: in der des Guitarreklimperns, da ein anderes Tonwerkzeug mir nicht zur Verfügung stand.

Ein paarmal besuchten mich die Grazer Freunde: Pichler, Minona, Fanny. In der kleinen Badecolonie des Ortes bewegte ich mich anfangs völlig fremd und vereinzelt. Das änderte sich aber mit einem Male, kurz bevor mein dortiger Aufenthalt zu Ende gieng. Wiederholt tauchte in Tobelbad Leopold v. Sacher-Masoch auf, warm befreundet mit dem Badearzte und mit dessen reizender Gattin. Diese Dame galt mit Recht als eine Schönheit und bildete den glänzenden Mittelpunkt des geselligen Kreises von Tobelbad. Der genannte, gegenwärtig in Deutschland ziemlich mißliebig gewordene Schriftsteller hatte damals erst den Roman „Eine galizische Geschichte“ veröffentlicht, aber er stand in der jugendlichen Blüte seiner Liebenswürdigkeit als Mensch. Mit polnischer, oder — um ihn nicht zu kränken — kleinrussischer Ritterlichkeit und Geschmeidigkeit des Benehmens verband er die Redegabe und Redelust des geistreichen jungen Mannes und genialen Erzählers. Rückhaltslos offen, wie er war, gieng er, nachdem die erste Bekanntschaft zwischen uns Beiden gemacht war, bald zu vertraulich-gesprächiger Mittheilung über und ich erfuhr durch ihn selbst, was in Graz, nur nicht aus so guter Quelle, so ziemlich alle Welt wußte.

Der Roman war damals eben in der Wirklichkeit angesponnen, den er später in seiner „Geschiedenen Frau“ literarisch ausgestaltet hat, wobei ihm die erwähnte Offenheit seines Wesens

zu statten kam, das Geheimste so zum poetischen Gemeingut der deutschen Lesewelt zu machen. Noch ahnte weder er, noch sonst Jemand, welche Wendungen der damals in der Wirklichkeit angesponnene Roman nehmen, und noch weniger, welchen Ausgang er haben würde. Sacher-Masoch's Gemüth war voll jugendlich feuriger Wallungen und kühner Lebenspläne. Er sprach damals immer von seiner Absicht, sich in Galizien, seiner Heimat, in den Reichsrath wählen zu lassen, sobald er das gesetzliche Alter dazu erreicht haben würde, einzig um als Volksvertreter für ein neues Ehegesetz zu wirken und so auf gesetzlichem Wege jene Scheidung der von ihm geliebten Frau zu ermöglichen, die bald hernach auch ohne das, auf zwar nicht gesetzlichem, aber friedlichem Wege, zu seinen Gunsten erfolgte. Aber ich greife den Ereignissen vor; ich werde Sacher-Masoch's, mit dem ich viele Jahre hindurch auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, später noch zu gedenken haben.

Den Rest meiner Sommerferien, bis Ende September, verlebte ich wieder in Graz, in regem Verkehr mit dem im vorigen Jahre mir erschlossenen befreundeten Kreise. Die freundschaftlichen Bande, die mich mit den Frauen Minona und Fanny verknüpften, gewannen an Festigkeit, insbesondere der Ersteren gegenüber. Solferina war aus Graz ich weiß nicht wohin verschlagen worden. Ich machte die Bekanntschaft des jungen Officiers und Poeten Albert Guzman, dessen „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859“ und poetischen Nachlaß ich später herausgab, als ein Brustleiden dem Leben des sehr begabten und liebenswürdigen jungen Mannes ein frühes Ende gemacht hatte.

An dem Unternehmen Heinrich Penn's, der eine sehr hübsche belletristische Wochenschrift „Hoch vom Dachstein“ zu Graz in's Leben rief, nahm ich regen Antheil.

Auch entstand in jenen Tagen des Grazer Aufenthalts meine Canzone „Germanenzug“. Sie wurde binnen elf Tagen vollendet und erschien zunächst in Emil Kuh's „Dichterbuch aus Oesterreich“ (Wien. Gerold 1863), dann auch in besonderer Ausgabe (ebenda 1864). Wie im „Schwanenlied der Romantik“ an das Zeitalter überhaupt, so legte hier der Poet an das deutsche Volk den Maßstab der höheren Ideale. Die Dichtung hat vielen Beifall gefunden, und es gab nicht Wenige, welche sie Allem vorzogen, was ich bis dahin geschrieben. Ein Wiener Kritiker fertigte sie jedoch mit einer einzigen witzigen Zeile ab: „Diese Canzone ist ganz ohne.“ Eine Begründung dieses witzigen Ausspruchs fügte er nicht bei, was ganz natürlich, denn hat ein Recensent einmal einen glücklichen Einfall über ein Buch, so braucht er es nicht weiter anzusehen.

In Triest fiel mir nach den geistanregenden geselligen Ferienfreuden, die ich nun wiederholt verkostet hatte, die alte Abgeschlossenheit doppelt schwer auf's Herz. Meine Stimmung verdüsterte sich und nur die Muse bot mir Trost. Der Plan des „Ahasver in Rom“ hatte angefangen mich zu beschäftigen.

Da trat wider Erwarten in meinen Triester Lebenskreis eine weibliche Erscheinung, welche berufen war, mir das schmerzlich Vermißte in einem Uebermaß, das mich weit mehr aufregte, als befriedigte, zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Mein deutsches Volk.

Gedanken der Liebe und Treue von **Edward Samhaber**.

Ich sprach so oft in Liedern und Gebeten
Zu Dir, o Volk, mit tief empfund'nem Wort;
Ob's auch die Feinde tückisch mir verdrehten,
Es klingt doch tief und mächtig in mir fort.
Ich wüßte Keinen, Keinen hier im Lande,
Der mir das Feuer in dem Busen dämpft,
Und schlügen sie mein Lied in eh'rne Bande,
Mir bleibt der Geist, der ungebrochen kämpft.

Zwar bin ich arm und habe Weib und Kinder,
Und Dornen sind's, die mir das Leben bringt,
Doch glaubet nicht, ich fühlte darum minder
Die Noth des Volkes, die zum Herzen dringt.
Den eignen Jammer will ich gern vergessen,
Seitdem der Deine über alles Maß;
Nicht von Versöhnung rede man vermessen,
Die Saat war Liebe, doch die Ernte Haß.

O laßt uns denken jener hehren Schatten,
Die einst gekämpft im Teutoburger Wald!
Auf standen die Cherusker, Marsen, Chatten
Und scharten sich um Armin's Trutzgestalt.
Wie Donnerrollen von den Felsenwänden
Erscholl ihr Ruf unheimlich durch die Nacht;
Der Himmel flammte, wie von Feuerbränden,
Und Sturm und Regen tobten in der Schlacht.

Und mahnen nicht die kühngezackten Spitzen
Der grauen Alpen stündlich unser Land,
Wie uns're Väter aus den engen Sitzen
Der Heimat zogen nach des Südens Strand,
Wo Romas Reich, vor dem die Welt gezittert,
Da es die Adler in die Fernen trug,
Zusammenbrach, ein Baum, vermorscht, verwittert,
Als Odoaker an die Wurzel schlug.

Und lauschten wir den Tannen oft und Fichten,
Was sie sich flüstern in des Mondes Strahl,
Sie würden uns manch' Wunderding berichten,
Wie Barbarossa über Berg und Thal
Hinunterzog, nicht bangend vor dem Toben
Des Waldstroms und des Weges dunkler Schlucht,
Daß deutscher Name, durch das Schwert gehoben,
Sich Geltung schaffte in der Zeiten Flucht.

O Rhein und Donau mit den süßen Reben,
Wer hält nicht inne von der Wanderfahrt,
Wenn er die Dome, die zum Himmel streben,
Und die ergrauten Burgen all gewahrt!
Das Leben zieht in farbigen Gemälden
An uns vorbei, die Ritterharfe tönt,
Kreuzfahrer zieh'n, von Gott entflammte Helden,
Trunzune fliegen und der Palas dröhnt.

Doch kaum verschollen jene Pilgerfahrten
Und sank zu Grab das staufische Geschlecht,
Begannen Reich und Ritter zu entarten,
Aufwucherte ein blindes Fehderecht.
Der schwarze Tod hielt eine reiche Ernte,
Von Hussens Flamme leuchtete Constanz;
Wüst lag das Feld, wo Žižka sich entfernte,
Dem Halbmond fiel das goldene Byzanz.

Und durch die Menschheit gieng ein dunkles Ringen,
Sich zu erheben aus des Nebels Dunst.
Ein neuer Geist entfaltete die Schwingen,
Alt Hellas zog in Wissenschaft und Kunst.
Die Sonne stand in der Planeten Kreise,
Das Weltmeer sich den Staunenden erschloß;
Ein Gutenberg wies herrliche Geleise,
Und Luthers Wort in alle Herzen floß.

Mir ist, ich seh' des Dorfes grüne Linde,
In deren Schatten predigend er stand;
Ihm lauschte man vom Greise bis zum Kinde
Und weinend küßte Mancher seine Hand.
Er aber zog mit gläubigem Vertrauen
Nach Worms hinab, der alten Stadt am Rhein:
„Und wären so viel Teufel dort zu schauen,
Als Ziegel sind, ich geh'," sprach er, „hinein."

Und wie ein König zog er durch die Straßen,
Und Alles sah den wunderbaren Mann.
Gott ist mit ihm! Gott wird ihn nicht verlassen!
So dachte Mancher, der ihm zugethan.
Ein schlichtes Mönchlein, stand er vor dem Throne
Des Kaisers, der verächtlich auf ihn sah,
Und rief beherzt trotz Bischofsstab und Krone:
„Ich kann nicht anders, so wahr Gott mir nah."

Und von dem Fürsten bis herab zum Bauer,
Der hinterm Pfluge unbeachtet schritt,
Sie überkam ein tiefgeheimer Schauer
Vor jenem Mönche, der so mannhaft stritt.
Indessen schrieb er in der Wartburg Veste
Die deutsche Bibel, jenen echten Hort,
Der in die Hütten, wie in die Paläste
Verjüngend trug das reine Gotteswort.

Und wieder scholl vieltöniges Geschmetter
In stiller Werkstatt, wie auf grüner Flur;
In alle Winde flogen jene Blätter,
Darauf es klang von Liebe und Natur.
Der Bursche zog durch's graue Thor in's Städtchen,
Und gleich der Lerche jubelte sein Lied
Von Lieb' und Treue zu dem holden Mädchen,
Von dem er weinend mit dem Herbste schied.

O fahret wohl, ihr sommerschönen Tage!
Der Winter kommt, der eisige, heran.
Ich seh' des Krieges dreißigjähr'ge Plage
Und all das Weh, das er uns angethan.
O armes Reich, von Freund und Feind verspottet,
Fast wie ein Greis mit einem Fuß im Grab;
Buschklepper rings und Söldner, die verrottet,
Nur plünderten, wo es zu plündern gab.

Auf brachem Feld in stummer Trauer ragte
Manch grauer Thurm aus Trümmerschutt empor,
Und aus des Waldes tiefstem Dunkel wagte
Der Räuber sich, der grimme Wolf hervor.
Die Sense schwieg, der Hammer ruhte feiernd,
Der Meister todt, geschändet Weib und Kind;
Ein blinder Wahn den Glauben überschleiernd,
Und ehrlos Alle, Herren und Gesind.

O laßt mich schweigen von dem düstern Bilde,
Das sich entrollt im weiteren Verlauf!
Zwar grünt die Saat auf's Neue im Gefilde
Und das Gewerbe athmet wieder auf;
Doch Deutschland zieht an Frankreichs Siegeswagen,
Verwelscht die Sprache und verwelscht der Brauch,
Vergessen sind die alten Heldensagen
Und durch die Kunst weht ein gelehrter Hauch.

O Deutsche! Ihr verdientet Eure Fesseln,
Die Ihr gestritten, heil'gen Eifers voll,
Wer da auf grünen, wer auf rothen Sesseln
Im Regensburgersaale sitzen soll.
Indes fiel Straßburg in des Räubers Hände,
Zu Speier sank der altersgraue Dom,
Alt Heidelbergs geborstne Mauerwände,
Sie seh'n noch heute auf den Neckarstrom.

Gestorben war das hehrste der Gefühle,
Die Lieb' zum Volke und zum Vaterland,
Gen deutsches Wesen war man vornehm kühle,
Für fremdes in Bewunderung entbrannt.
Drob kann ich nie, o Corse, Dich erheben,
Von Deinem Lorbeer reiß' ich Blatt um Blatt;
Ein Volk zu fröhnen, das sich aufgegeben,
Ist eines Helden würdelose That.

Im Purpurmantel, bleich von Angesichte,
Giengst Du dahin, ein blutiger Komet;
Und blutig sind die Blätter der Geschichte,
Worauf Dein Name fluchbeladen steht.
Ein Attila, bist Du im Sturm gekommen,
Als hätte Gott als Geißel Dich erwählt;
Doch aus der Prüfung, die von ihm genommen,
Erstand das Volk geläutert und gestählt.

Ist aus dem Grab Leonidas gestiegen?
Strömt nach dem Feld von Marathon die Schar?
Da selbst die Knaben zu den Fahnen fliegen,
Und Frauen weih'n das goldgelockte Haar?
Die Greise beten und die Mütter weinen,
Den Säugling hält der Vater noch empor:
„Sei Gott mit Dir und kämpfe für die Deinen!"
So ruft die Gattin scheidend an dem Thor.

O, armes Volk! Wohl war der Stern erblichen
Des Corsen, der so blutigroth geflammt;
Doch war die äuß're Knechtschaft nur gewichen,
Die inn're blieb, so sehr Du sie verdammt.
Du hast so viel in jener Zeit gelitten,
Mit Deinem Blut der Fürsten Ruhm bezahlt,
Doch für das Reich hast Du umsonst gestritten,
Die Freiheit lähmte eherne Gewalt.

Zwar an den Ketten rüttelten die Geister,
Im Hörsaal stritt man, wie auf blut'gem Feld;
Ein Vater Jahn erschien als Waffenmeister,
Und jeder Sänger war zugleich ein Held.
Man schwärmte laut für Ostrolenkas Flächen,
Für Missolonghi war das Herz entfacht;
So schwillt die Flut in Frühlingswetterbächen,
So wächst der Sturm in Hochgewitternacht.

Wohl griff besorgt der Gallier zum Schilde,
Es war ein Kampf des Kaisers um den Thron;
In Strömen rann das Blut durch das Gefilde,
Jedoch der Sieg, er krönte Louisens Sohn.
Nun blüht das Reich, des Sieges sich erfreuend,
Doch hält's die Hand am Pfluge, wie am Schwert,
Den Frieden liebend, doch den Krieg nicht scheuend,
Sobald der Feind verwegen ihn begehrt.

Und wir, ein Zweig von der Germanen Stamme,
Wir fühlten nicht, was dessen Brust bewegt?
Wo immer drohender des Hasses Flamme
An unser Volk und unsre Krone schlägt?
O Oesterreich! Nicht grolle dem Geschicke,
Das Dich getrennt vom deutschen Bruderreich;
Trau' nicht dem Slaven mit dem falschen Blicke,
Du glaubst, er lächelt, doch er knirscht zugleich.

Schon stehen auf die edlen Markomannen,
Die Söhne regen sich im Alpenthal;
Verjährten Irrthum gilt es zu verbannen,
Ein Wort erweckt vielstimm'gen Wiederhall:
Germania mit Austria verbündet,
Den Frieden hütend in gemeiner Noth,
Es ist ein Wort, das aller Welt verkündet:
Wir fürchten Niemand, denn mit uns ist Gott.

Der Franzosenbauer.

Eine Geschichte von P. K. Rosegger.

Es war im Sommer des Jahres 1809, als beim Bauer Thomas in den Stanzgräben eines Frühmorgens der Almhalter Rochus zum Fenster hereinrief: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's!"

Schon lange hatte man davon geredet, auf dem Kirchplatz, im Wirthshaus, und auch Hausirer hatten es gesagt, die als Zeitungen mit zwei Füßen umgiengen: „Der Franzos ruckt wieder an." Der Pfarrer hatte auf der Kanzel davon geredet und der Richter in der Gemeindestube, was zu thun sei, wenn die „Blauen" wieder da seien. Jeder soll vorher in Sicherheit bringen, soviel er kann. Weib und Kind und Vieh in's Gebirg hinauf. Die Männer beim Haus bleiben, dem Feind geben, was er verlangt, sich nicht widersetzen. Er ist nun einmal der Herr im Land, da kann man nichts

machen. Mit ihm auskommen, so gut es geht. Es muß ja wieder einmal besser werden.

Das waren saubere Vorschriften, aber die Holzleute in den Wäldern und die Hirten auf den Almen, die Jäger und Wildschützen, ja sogar die Soldatenflüchtlinge, die sich dem Militärdienst durch die Flucht entzogen hatten und in den Wildnissen umstreiften, die waren anderer Meinung als der Richter und der Pfarrer, sie hielten dafür: die Wölfe und die Franzosen müsse man todtschlagen, das sei das einzige Mittel; denn daß diese Raubthiere Herr im Lande wären, dazu müßten auch Gott im Himmel und die Waldmänner auf Erden ja sagen. Und so führten diese Waldleute ihren besonderen Krieg gegen die Welschen; wenn sie ihnen auch just keine offenen Schlachten lieferten, so wußten sie durch Abbrechen von Brücken und Stegen, durch Loslassen angestauter Bergwässer, durch Niederwälzen von Felstrümmern, durch Flintenschüsse aus dem Hinterhalte u. s. w. den Feind weidlich zu ärgern. Sie machten es damit wahrlich nicht besser, und mancher Hausgesessene beschwor die Wäldler: „Wir bitten Euch mit aufgehobenen Händen! Seid nicht Ihr unser größter Feind! Was ihr ihnen anthut, wir müssen es entgelten! Ihr versteckt Euch in der Wildnis und habt nichts zu verlieren; aber unsere Häuser zünden sie an und uns henken sie auf. Wenn Ihr's so fortmacht, müssen wir gegen Euch aufstehen! Wir sagen Euch's!"

Es war nahe daran, daß eine wirkliche Fehde ausgebrochen wäre zwischen den friedliebenden Bauern und den kampflustigen Wäldlern. Und wenn der Amtmann auf die Gemeindetafel nagelte: Die Truppen des Kaisers von Frankreich sind nicht unsere Feinde. Seid ihnen nicht feindlich. Der Kaiser von Oesterreich will es so haben! — so predigte der Halter Rochus im Walde: „Was Kaiser! Die Wellischen gehören nicht in's Steierische herein. Sie haben ihr eigenes Land, und wir geben unseres nicht her! Kreuzverfluchte Zeit, wo das Heimatland nicht mehr sicher geht!"

So sprachen die Männer, die besitzlos waren, denen das Heimatland nichts gegeben als den grünen Wald und den blauen Himmel darüber. Und sie liebten es doch.

Der Halter Rochus hatte auch noch seine besondere Ursache gegen die Franzosen; ihm hatten sie bei einem früheren Einfalle den Bruder erschlagen, der sein Weib vor den Nachstellungen der Welschen schützen wollte.

Also schrie an jenem Morgen der Rochus dem Bauer Thomas zum Fenster herein: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's. Sie sind schon im Mürzthal."

„Fahr ab, Unglücksrabe!" knurrte der Bauer Thomas, während er seine Schuhe zusammenriemte.

„Geh, Bauer!" sagte der Rochus, „ruf' Deine Knecht', nehmt Sensen und Hacken und Stallgabeln her und kommt mit. Wir verjagen sie."

„Haben nicht Zeit, heut wird ein schöner Tag. Müssen Heu machen."

„So sollt es auch fressen," brummte der Rochus und gieng davon.

Ja freilich, der Bauer Thomas hatte es genöthig. Die ganze Puchwiese war abgemäht. „Ein wunderschönes Heu, wenn wir's derwischen. Zehn Schöber und drüber, wenn wir's derwischen. Ist Kleeheu, riecht wie Thee, wenn wir's derwischen und kein Regen kommt. Also auf, Leut', mit Gabeln, Rechen und Stangen, in's Heu!"

„Das Vieh in den Wald jagen. Fleisch und Speck in die Krautgruben versenken und zudecken mit Reisig. Das Haus gut zusperren. Im Mürzthal sollen sie schon unten sein. Wer weiß, ob's wahr ist; es wird so arg nicht sein. In's Heu!"

„Wenn's dem Kaiser recht ist. Uns kann's Alles eins sein. Die Franzosen sind keine Türken, werden uns nicht

fressen. Bringen Geld in's Land, die Franzosen. Und jetzt auf, Leut', in's Heu!"

Das sind die Erwägungen und das ist das Commando gewesen beim Bauer Thomas in den Stanzgräben.

Die Weidmagd Barberl und die Haustochter Agnes giengen voraus, Jede über der Achsel einen Rechen und die Weidmagd am Arm noch einen großen Trinkkrug. Die Puchwiese lag weit drinnen in einem Engthal, rings von Wald umgeben und die Ränder und Raine bewachsen mit Haselnuß- und Himbeersträuchern. Auch Anderes war da, und die leckere Agnes — ein kreuzsauberes Dirndl — stieg hochgeschürzt im Gebüsch um, zu sehen, ob nicht auch die Stachelbeeren schon reif wären. Ja, da hatte sie gleich eine großbauchige mit braunen Adern und zarten Härchen über und über. Sie biß das Knorbelchen ab, preßte mit zwei Fingern die Beere zusammen und sog sie aus.

In demselben Augenblick flüstert die Weidmagd durch das Gestrüpp der Agnes zu: „Du schau! Dort auf der Wiese ist ein Mann!"

Sie lugten durch das Blattwerk hinaus. „Kennst Du ihn?" — „Ich kenne ihn nicht. Von unseren Knechten ist's keiner. Unsere Mannerleut' sind nicht so groß. 's ist auch von der Nachbarschaft keiner; ihrer steht keiner so grad'. Und was er für ein Gewand hat! Die engen Hosen jetzt in der Hitz'. Gar kein Schuh' hat er an; die Füss' mit Lappen verbunden. Und seine Pfaidenärmlinge, die schauen schön aus! Der Ellbogen guckt schon nach einer Flickerin herfür. Und das G'sicht schau Dir an! Na, so einen braunen barteten Kerl möcht' ich nicht haben. Wetten will ich nichts, das ist ein Krawat! Und wie er das Heuaufwideln kann! Einen gabligen Baumast hat er dazu. Was nur das für Einer ist!"

Die beiden Mädchen eilten zurück, bis sie den nachkommenden Leuten begegneten. Alsogleich erzählten sie dem Bauer, auf der Puchwiesen thät' ein fremder Mann Heu machen.

„Wird gewiß ein diebischer Kohlenbrenner sein", meinte der Bauer.

„So schaut er nicht aus," sagte seine Tochter.

Als sie hinkamen, sahen sie selbst. Emsig kraute er das Heu auf, und so fremdartig er aussah, die Arbeit ging ihm handlich. Der Bauer Thomas schaute eine Weile auf ihn hin, sagte aber nichts. Das war ganz recht. War's wer immer und von wem immer geschickt, man kann nicht zu viel Leut' haben im Heu. Der Fremde seinerseits sagte auch nichts. Er blickte nicht einmal ordentlich beiseite, sondern arbeitete flink weiter, und bald war er mitten unter den Knechten und Mägden und arbeitete wie sie.

Die Sonne wurde heiß, aus dem Heu dunstete ein würziger Geruch auf. Als es auf der ganzen Wiese umgekehrt war, begann man es vom Wiesenrand, wo immer noch etwelcher Schatten lag, hinweg zu rechen und auf sonnige trockene Plätze zu streuen.

Der Fremde that wie alle Anderen, aber er schwieg, und auch sie sagten nichts zu ihm. Schon standen ihm die Schweißtropfen auf der sonngebräunten Stirne. Er lüftete seine braune Mütze und trocknete sich mit dem Aermling den Schweiß, des Weiteren hantierte er mit seinem gabeligen Baumast flink voran, bis ihm der Bauer eine wohlgeformte stattliche Heugabel hinwarf; 's ist Schad' um einen solch baumstarken Kerl, wenn er kein ordentliches Zeug in der Hand hat. Der Fremde warf seinen Baumast weg, nahm die ordnungsmäßige Gabel auf und arbeitete wie die Anderen und blickte nicht viel um sich und schwieg.

Als das Heu nun so recht unter der Sonne lag, rief der Bauer Thomas die Leute zum Mittagsmahl. Dasselbe hatte die Bäuerin vom Hause mitgebracht und unter dem Schatten einer alten Buche bereitet. Die Knechte und Mägde kamen herbei, der Fremde mit

ihnen. Er trocknet sich noch fortwährend den Schweiß, kraut mit den Fingern den verwilderten Vollbart zurecht, daß zur Noth der Mund frei wurde und setzt sich unter die Reihe der Uebrigen auf den Rasen zur Schüssel.

Der Bauer theilte die Löffel aus, auch dem Fremden einen. Eins um das Andere sprach ein Wort über die Hitze, über das schöne Heu, auch über die Heuschrecke, die in die Schüssel gehüpft war.

„Wenn du schwimmen kunnt'st, statt hupfen, jetzt wär' es gescheiter," sagte ein Knecht und langte das hilflose Thier mit dem Löffelstiel heraus.

Der Fremde schwieg, und die Anderen thaten, als ob er nicht da wäre, obwohl die Weibsleute ganz im heimlichen Beobachten des seltsamen Gesellen aufgiengen. Als das Kraut und die Knödeln kamen, handhabte er Löffel und Gabel dabei nicht ganz in der landläufigen Weise, wie früher die Heugabel, aber nichts destoweniger, er handhabte sie gut. Uebrigens war er nicht häßlich. Man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß er häßlich wäre, dachte die Weiddirn bei sich. Das geringelte fuchsbraune Haar — wer sich daran einmal gewöhnt — macht sich nicht übel, überlegte die Agnes. Die scharfen Augensterne und das viele Weiße in den Augen, die anderen Knechte haben es nicht so. Die Nase ist zwar schreckbar groß und hat einen Sattel wie ein Kameel; aber wenn Nasen zu klein sind, das ist noch garstiger. Und Zähne! Wenn der Meinige solche Zähne hätt'! Wie Porzellan so weiß, und kein einziger fehlt. Ich sehe keinen, der fehlt! Den Händen sieht man's nicht an, daß sie gar viel arbeiten; so feine schlanke Finger! Ring hat er keinen dran. Sonst hat er mancherlei funkelndes Zeug am Leib. Knöpfe, Schnallen und einen verwunderlich glänzenden Reifen am schwarzen Ledergürtel. Hinter dem Gürtel steckt ein eisernes Heft. Jesus Maria, das ist ja ein großes Messer! — Vor Schreck hatte die Agnes den Löffel weggelegt, als sie bei einer leichten Lüftung seines Wamses dieses Messer hatte hervorblinken gesehen. Sie sagte aber nichts. Wenn ich den Mund aufthu', dachte sie, so bin ich die Erste, die er niedersticht.

Als sie nach dem Essen das Tischgebet beteten, faltete auch der Fremde die Hände über seinem Knie und schlug über Gesicht und Brust ein Kreuz wie die Anderen. Das beruhigte die Agnes erklecklich. Und nun wieder in's Heu! Der Bauer Thomas trug lange Stangen herbei und steckte sie an verschiedenen Stellen der Wiese senkrecht in die Erde. Um diese Stangen begannen die Leute nun das Heu zusammenzutreiben, die Einen mit Gabeln, die Anderen mit Rechen, und wo größere Heuschichten waren, da setzten Einzelne oder ihrer Mehrere die Gabel- und Rechenstiele an und schoben sie an die Stange. Der fremde Arbeiter machte Alles wie die Anderen, und als auch die Agnes einmal eine solche Heuschichte vor sich herschob und es nur kümmerlich weiter gieng, merkte sie an ihrer Seite plötzlich einen Gehilfen — und es war der Fremde. Sie that nichts dergleichen, Beide schoben, und der Heuhaufen glitt rasch vor ihnen her. Ohne daß sie sich weiter anschauten, gieng Eins dahin, das Andere dorthin und kraute im Heu und schob und rechte, und es gieng wohl von Statten. Der Bauer Thomas warf mit seiner Gabel das Heu um die Stange, ein Knabe lief um dieselbe herum und trat es fest, und über Alles brannte die funkelnde Sonne herab vom hohen Himmel. Als der eine Heuschober fertig war, gieng es an den zweiten, und immer von Neuem glitten die Heuschichten über die glattgemähte Wiese hin; hie und da eine barsche Anordnung, ein derbes Witzwort, ein munteres Lachen, denn es ist eine lustige Arbeit, das Heuen. Bisweilen hüpfte ein Frosch über den Fuß — kreischten die Weiber; dann und wann sprang ihnen eine

Heuschrecke an die Nase, kreischten sie wieder und lachten sich dann selber aus. Wo es gerade nicht unter den Augen des Bauers Thomas war, da kugelte sich wohl einmal ein übermüthiger Bursche in's Heu und reckte alle Viere von sich und schob den Weibsleuten seinen Gabelstiel unter die Füße, daß sie stolpern sollten. Und als es so seinen fröhlichen Lauf hatte, knallte im nahen Wald ein Schuß — mit einem ächzenden Laut taumelt mitten unter den Arbeitern der Fremde und stürzt zu Boden.

Die Leute standen wie erstarrt da, und der Bauer Thomas sagte: „Was sind denn das für Geschichten?“ Dann trat er zum Fremden hin und sah, wie zwischen den braunen Rockfalten an der linken Brustseite das Blut herausquoll. Die Weiber, anfangs unentschlossen, ob sie nicht fliehen sollten, kamen nun mit frischem Wasser, mit Ampferblättern, um das Blut zu stillen, und die Agnes riß ihre blaue Schürze ab, um die Wunde zu verbinden. Die Wunde war unter der Achsel und als sie die Kleider herabgerissen hatten, riefen sie, zwei Löcher wären! Der Schuß war vorn hinein und hinten unter dem Schulterblatte hinausgegangen. Das Antlitz des Mannes war blaß wie Lehm geworden, und als Agnes nun seine Stirne, seine Lippen mit Wasser benetzte, erhob der Fremde ein wenig seine Hand, um nach ihrem Arm zu tasten und hauchte: „Bien merci!“

„Heiliger Sebastianus!“ rief die Bäuerin, „das ist ja ein Franzos!“

„So ist's halt Einer,“ sagte der Bauer Thomas.

„Nur gleich todt machen, ist das Beste,“ rief einer der Knechte und traf Anstalten dazu.

Der Bauer stieß ihn weg. „Was gibt's denn da viel zu schreien. Ein Mensch wird's doch wohl sein, sonst hätt' er nicht so brav heuen können. Macht's, tragt's ihn dort in den Schatten hinüber, Eins soll bei ihm bleiben und aufpassen, daß nicht wieder Blut kommt. Die Anderen sollen sich schlaunen lassen, daß wir wieder zum Heu kommen.“

Es war eine höchst unliebsame Unterbrechung und schon gar, als die Bäuerin wollte, der arme Angeschossene solle ins Haus gebracht und es müsse der Bader gerufen werden. Sei es wer immer, so könne man ihn nicht umkommen lassen.

Da fluchte der Bauer: „Ein sauberer Gehilfe das, beim Heuen, der auch Andere abhält von der Arbeit. Lange möchte es nicht mehr anhalten das Wetter, und nachher das saure Heu über den Winter, und da solle der Mensch ein braves Vieh züchten!“

Bald war es laut in den Stanzgräben: Ein Franzose erschossen! Die Knechte des Bauers Thomas waren in den Wald gegangen, um zu spähen, wer geschossen habe. Gegen Abend, als der Fremde endlich in den Bauernhof gebracht worden war, gieng aus dem Walde der Halter Rochus hervor, mit dem Kugelstutzen in der Hand und den Finger an den Hahn gelegt, so auf den Bauer Thomas zu.

„Ergib Dich!“ schrie er den Bauer an.

„Was machst für Dummheiten!“ rief der Bauer, „arbeiten ist gescheiter.“

„Thomas,“ versetzte der Halter und hob sein Gewehr, „Du bist unser offener Feind worden. Die Franzosen, die unser Heimatland verderben, nimmst Du zum Heumachen, gottverdammter Wucherer, und gibst ihnen Unterstand!“

„Hast halt Du auf ihn geschossen?“ fragte der Bauer.

„Aber Dich treff' ich besser, mein lieber Thomas. Rühr' Dich nicht. Solche Feinde, wie Du bist, sind noch gefährlicher wie die Fremden. Ist kein Wunder, wenn wir die Franzosen nimmer loskriegen, da es ihnen so gut geht bei uns. Reu' und Leid mach', Franzosenbauer!“

Man weiß es nicht, wie es dem Bauer vor dem wüthigen Halter Rochus

ergangen wäre, wenn nicht plötzlich der Wald ein eigenthümliches Leben bekommen hätte. Es trabte und schrillte und glitzerte zwischen den Stämmen her; grelles Geschrei, Pferdegewieher — die Blauen waren da.

Der Halter machte sich davon; der Bauer Thomas glaubte bei dem Feinde Schutz zu finden vor seinen eigenen Landsleuten. Da kam er aber an! Ein paar derbe Franzosenkerle sprangen auf ihn zu, packten ihn an den Armen, und in einem schlechten Deutsch gaben sie ihm zu verstehen, daß er ihnen gefälligst den Baum bezeichnen möge, an dem er hängen wolle. — „Aber um Gotteswillen, warum denn das wieder! Eben hat mich Einer niederbrennen wollen, weil ich es mit den Herren Franzosen halte?“ — Das sei ihnen einerlei, sagten sie, sie wollten nur ihren Kameraden rächen, der an diesem Tage hier erschossen worden wäre. Vorher wollten sie nur noch wissen, wo man den Ermordeten hingebracht hätte?

Da vergaß der Bauer Thomas auf sein Heu, und all' seine geistigen Kräfte spannte er an, um den Franzosen begreiflich zu machen, daß der Mann mit ihm auf der Wiese gearbeitet, mit ihm zu Mittag gegessen habe, daß er dann plötzlich vom Walde her angeschossen worden sei, er wisse selbst nicht von wem, er schwöre es bei der heiligsten Mutter Gottes, von ihm oder seinen Leuten aus wäre es nicht geschehen. Todt wäre er aber nicht, ihr Herr Kamerad, er läge in seinem Hof und würde gepflegt wie ein Bruder vom Haus. Die Herren könnten sich ja überzeugen.

Sie giengen und ritten mit ihm, und er war ihr Gefangener. Auf dem Wege gegen seinen Hof war ihm gar Uebel zu Muth. Er sah es schon vorweg, wie sie den verwundeten Welschen finden würden: In der Strohkammer oder im Stall auf Streuhaufen, ohne Kissen und Decke, allein und verlassen hinliegend, in Fieber verschmachtend, ohne Labe und Trost. Hatten es ja auch die Knechte nicht besser, wenn sie krank waren, wie sollten sie es dem Franzosen besser machen wollen! Und wenn nun die „Herren,“ wie der Bauer seine paar Dutzend Begleiter unterwegs nannte, den Kameraden in solcher Lage fänden, würden sie Rechenschaft verlangen. Und wie derlei ausgeht, das weiß man. — In das Haus tretend, gab der Bauer Thomas Befehl, allsogleich ein gutes Mahl zu bereiten, das Beste und das Letzte nicht zu sparen für die „Herren Gäste.“ Freilich blutete ihm das Herz, wenn er daran dachte, daß heute all' sein Speck und Fleisch und Rindsfett verfressen werden würde; aber noch lieber war ihm dieses Herzbluten, als ein anderes . . .

Der Bauer athmete auf, den verwundeten Franzosen fanden sie in der „guten Stuben,“ im wohleingerichteten Handwerkerbett, auf schneeweißem Leintuch und Kissen und mit hellrother Decke sorgfältig zugehüllt. Ohne zu ahnen, daß eine gestrenge Inspection erscheinen würde, hatten die Weibsleute den armen Menschen dorthin bringen lassen. So fremd und so hübsch und so hilflos und so durchschossen sein — welches Frauenherz möchte einem solchen Burschen nicht das beste Bett des Hauses gönnen!

Die herben bärtigen Gesellen, die mit dem Bauer Thomas gekommen waren, untersuchten jetzt den Verwundeten, wechselten mit ihm welsche Worte, ließen ihn liegen und giengen hinab in die große Gesindstube, um zu verzehren, was zu verzehren war. Der Bauer trug auf, die Knechte bedienten, indem sie das Eßbesteck reinigten, Brotlaibe zerschnitten, Trinkkrüge füllten. Wein hatten die Herren verlangt; da hatte der Bauer das leere Faß unter den Hausbrunnen gestellt, hatte Essig dazugegossen: Auf ihr Wohl, einen Besseren hätte er nicht. Dann bedienten die Knechte auch die Rösser, welche draußen angebunden waren und

sich gar nicht genug Heu und Hafer fressen konnten. Das viele gute Heu! Und diese verfluchten Schindmähren! Dem Bauer war ach und weh.

Die Weiber hatten sich in der Scheune versteckt. Die Haustochter Agnes weinte. Sie weine aus Furcht vor den Franzosen, dachte ihre Mutter. Wir wissen es besser und sagen es frei: Sie weinte aus Angst um den Franzosen. Da liegt er jetzt allein. Die Knechte müssen bedienen, die Weibsleute dürfen sich nicht herfür wagen. Der Bader ist noch nicht da. Er kann verbluten und sterben. Und stirbt er nicht, so werden ihn die Franzosen mitschleppen, und diese Raubkerle, das sind keine Krankenwärter. Der Feldkobelwagen ist kein Bett für Einen mit einer solchen Wunde, oder sie lassen ihn liegen auf der heißen Straße. Wie doch mancher Mensch gar so arm muß sein auf der lieben Welt!

Als die Welschen satt waren, hieb einer derselben dem Bauer Thomas die flache Hand auf die Achsel und schlug dazu ein lautes Gelächter. Das bedeutete Zahlung und Dank. Dann giengen sie davon, und die Reiter bestiegen ihre Pferde. Den Verwundeten ließen sie, wo er war. Der gienge sie nichts an, war ihre Meinung; der ihren wäre es Keiner. Die Knechte stellten sich auf die Lauer, ob die Rotte wohl auch ihre kürzesten Wege nahm. Und als endlich in den Wäldern das Gejohle verhallt war und die Truppe weit draußen im Thale bunt und ordnungslos dahinzog, athmeten sie erst auf im Hofe des Bauers Thomas.

„Natürlich!“ rief der Bauer, „den Versterbenden lassen sie uns da.“

„Er kann wieder gesund werden,“ sagte der Bader. „Die Wunde ist zwar schwer, die Kugel ist ihm durch und durch gegangen. Aber Pflege und Ruhe bedarf er, den Transport könnte er jetzt nicht aushalten. Ich werde jeden Tag kommen.“

„Daß es der Herr weiß,“ rief der Bauer, „ich zahle keinen Kreuzer. Ich begehre noch meine Vergütung!“

„Was man da dieses Franzosen wegen für Geschichten macht!“ meinten die Knechte untereinander. „Dummer Rochus, daß er nicht einen Zoll tiefer hat gezielt.“

Jede der Mägde wollte die Christenpflicht übernehmen und den Kranken pflegen, aber die Haustochter Agnes war der Meinung, einen so harten und verantwortlichen Dienst, der Tag und Nacht keine Rast und Ruh' gönnt, könne man den guten Mägden nicht aufbürden; sie seien für die gewohnte Bauernarbeit aufgenommen und müßten in der Nacht ihren Schlaf haben. Eins müsse aber doch das sauere Geschäft übernehmen, und so wolle sie selber es mit Gottes Hilfe versuchen.

„O gutes Kind!“ rief ihre Mutter, die Bäuerin, gerührt. „Zum Krankenwarten muß eine erfahrene Person sein. Wem wird's treffen, als wie mich. Im Gottesnamen!“

Aber das gute Dirndl ließ es sich nicht nehmen, der Mutter bei dem christlichen Liebesdienst wenigstens behilflich zu sein. Nach zwei Tagen war die Fiebergefahr beseitigt, und einmal, als Agnes ihm ein Glas Milch reichte, hub er zu sprechen an. Es war wohl kein landläufiges Deutsch, aber es war verständlich, und mehr war es die Unbeholfenheit in den Gedanken, als die in den Worten, wenn er stotterte, Befangenheit zeigte und nicht recht weiter kam. Es waren Worte des Dankes, die er zuerst sprach, dann Worte der Bitte, man möge doch ein paar Tage mit ihm Geduld haben, hernach werde er seinen Weg weiter suchen können. Fast herrisch rief ihm das Mädchen zu, daran sei jetzt nicht zu denken, vorerst habe er gesund zu werden! — Gesund zu werden, das ließ er sich freilich gerne gefallen, aber einmal sagte er, es wäre ihm besser, noch lange invalid zu sein, noch lange in diesem Hause verbleiben zu dürfen. Wohin er sich auch wenden möchte, so wohl

würde ihm nirgends geschehen als hier. Seit seine Muter gestorben, sei ihm nicht mehr so gut gewesen, als hier. Und wenn er denke, daß ihm all' das in Feindesland geschehe, so könne er es nicht begreifen und könne es nicht fassen, warum denn die blutigen Kriege sein müßten zwischen den Menschen, wenn sie hüben und drüben so gut seien.

Als die Agnes wieder einmal der Anrede wegen verlegen war, sagte der Fremde: „Jules! Jules heißen." So hießen sie ihn den Jules. Und saßen denn — es war Regenzeit gekommen und die Arbeit im Heu eingestellt — Mutter und Tochter öfters am Bette des langsam Genesenden und plauderten mit ihm. Es war doch ein gutmüthiges Gesicht, das ihnen da aus der Bartwildnis entgegenschaute. Wenn es ernsthaft blickte, da war eine schöne ruhige Mannhaftigkeit in ihm; aber wenn es lächelte, da war es ein so wehmüthiges, betrübtes Lächeln, daß es der Haustochter Agnes durch Mark und Bein gieng.

Und nun geschah etwas, das schon am ersten Tage hätte geschehen müssen, wenn es der Bader nicht so streng verboten. Es hatte den Weibsleuten ohnehin schon schlaflose Nächte gekostet, nicht zu wissen, was es mit dem Fremden doch für ein Bewandtnis hätte. Dem Halter Rochus hatte die Agnes einmal, als er des Weges vorbeigieng, zugerufen:

„Mörderknecht! Auf den Du geschossen, das ist ja gar kein Franzos gewesen!"

„Narr, kleiner!" hatte der Halter zurückgeschrien, „wenn's kein Deutscher ist, muß es wohl ein Franzose sein. Es gibt keine anderen Leut' mehr auf der Welt, heutzutag."

Und nun, als eines Morgens der Jules auf seinem Bette saß und die Wunde begutet war — die Agnes machte es schon so gut, wie der Bader — und als der Fremde die warme Weinbrühe getrunken hatte, er bekam sie heimlich, der Bauer Thomas durfte davon nichts wissen — fragte ihn die Bäuerin, was es denn mit ihm eigentlich sei?

„Ja, ich gehe schon, ich will gleich gehen," entgegnete der Fremde.

„Nicht so," rief die Bäuerin und hielt ihn auf dem Bett zurück, „nicht vom Fortgehen ist die Rede, aber wie es mit Euch von Kind auf ist und wie Ihr auf unsere Wiesen gekommen seid, das möchten wir gern wissen. Die Leut' haben nichts auf der Welt, als sich einander selber, sie sollen sich aneinander halten und Hilfe geben und Hilfe nehmen, wenn's von Nöthen ist. Wenn Ihr uns Vertrauen schenken wollt, wir meinen es gut mit Euch, ihr seid auch ein Mensch und deswegen nicht fremd bei uns."

Die Rede war nicht übel gesetzt, und so gut konnte es der Jules nicht. Allemal, wenn er sprach, hub er Deutsch an, und allemal kam er ins Welsche, daß sich die Weibsleute nur so anschauten. Aber die Hauptsache haben sie nach und nach denn doch erfahren.

Jules war um das Jahr 1780 in einem Dorfe des Elsaß geboren. Seine Eltern waren Gärtnerleute in einem Schloß gewesen. Es waren ihrer zwei Brüder, der Jules und der Charles. Der Charles war der Jüngere, ein lieber, feiner blasser Junge. Wie nun der Buonaparte immer und immer frische Soldaten brauchte, es war, als ob sie die Erde verschlinge, traf es eines Tages bei der Losung den Charles. Das war ein großer Jammer. Der Charles war zart und der Liebling der Eltern, und er lag tagelang auf dem Anger und weinte, und er sollte nun fort ins heiße Spanien. Da entschloß sich der Jules:

„Bruder, Du bist kränklich und weichherzig, bleibe Du daheim, ich gehe für Dich." Das war freilich ein heller Freudenschrei, und die Eltern segneten den braven Jules und versprachen, recht für ihn zu beten, daß er gesund wieder heimkehre. Aber — um schon Alles

zu sagen — wer Anderer lebte im Dorf, und dem war es gar nicht recht, daß Jules fortgieng. Hermine war sie geheißen, ihre Eltern waren aus Schwaben eingewanderte Webersleute. Es war zum Erbarmen, wie das liebe Kind an seiner Brust lag und schluchzte, als er mit dem Tornister am Rücken das letzte Mal vor ihr stand. Ewige Treue er, ewige Treue sie — und Adieu, Jules! Adieu, Hermine! sonst vermochten sie nichts zu sagen. Dann gieng's davon und hinab ins wilde Spanien und ins ferne Portugal, wo die Welt aufhört. Soldatenleben! Es ist weiter nichts zu sagen. Aber nach zwei Jahren gieng sein Regiment zurück und er durfte heimziehen.

„Ei Schade!" riefen ihm die Dorfleute entgegen, „Jules, wärst Du um zwei Tage früher gekommen, Du hättest mittanzen können bei Deines Bruders Hochzeit."

Jetzt hatte der Charles die Hermine geheiratet.

Er habe weiter nichts gemacht — erzählte Jules weiter — er habe sich auch nicht aufgezeigt im Dorfe, um so weniger, als auch seine Mutter schon auf dem Kirchhof gelegen, er sei wieder zu den Soldaten gegangen, weil dabei die beste Hoffnung war, bald erschossen zu werden. Der Buonaparte habe sie dann ins Deutschland gejagt, und so oft er — der Jules — auf den Feind geschossen habe, sei es ihm gewesen, der Charles stünde dort, und also sei auch fast immer Einer gefallen. Dann sei es ihm aber in den Kopf gekommen und Tag für Tag lebhafter drin umgegangen: Was habe denn die Schießerei für einen Sinn? Es sind ja lauter Landsleute von der Hermine, auf die du schießest! Es hat auch Mancher seine Braut daheim. — Da habe sein Arm gezittert, wenn es zum Schießen gewesen. Einen guten Kameraden habe er gehabt, einen Piemontesen, der sei in wenigen Monaten von seiner Seite weg aufgestiegen bis zum Oberlieutenant, er selber sei unten geblieben im schlechten Kanonenfutter. Das habe ihn verdrossen. Und wie sie da in die schöne Styria gekommen wären — er hätte schon früher gehört von diesem Land — und wie er die frischen Wiesen und netten Landgüter habe gesehen, da sei ihm wieder sein Elsaß zu Sinn gekommen und er habe sich gedacht, wenn er freiwillig zu den Soldaten sei gegangen, so könne er auch freiwillig wieder von ihnen gehen. Es sei doch ein höllisches Handwerk, der Leute Feind sein zu müssen, die Einem nichts gethan haben. Und wenn er gesehen, wie sie auf den Feldern und Wiesen und in den Gärten arbeiteten, die Hand voller Erden und kein Blut dran und vergnügt dabei — ja da sei es über ihn gekommen, er habe seine Waffen und Abzeichen von sich geworfen. Der Eidschwur, den er dem Buonaparte geleistet! „Ah pah! Der Buonaparte hat hundert Eidschwüre gebrochen zu der Leute Unglück! Wenn ich gehe, ist's Keinem zum Schlechten. Von Gloire verstehe ich nichts, das Leben ist kurz, ich will Frieden haben, will mein Brot verdienen und nicht rauben." — So sei er im Gebirge dahingezogen, und wo er arbeitende Leute angetroffen, da habe er sich zu ihnen gesellt und mitgearbeitet und mitgegessen, bis sie ihn davongejagt, oder bis die Arbeit vollbracht und er selber weitergegangen. Und so sei er auch auf die Wiese gekommen, die drinnen im Wald liegt — das Weitere hätten sie selber gesehen. Den französischen Soldaten, die in den Hof gebrochen, habe er sich verleugnet, und so hätten sie ihn in Frieden gelassen. Er sei nun gesund, er werde dieses Haus verlassen, wo er so gute Menschen gefunden, die er wohl sein Leben lang nicht werde vergessen können.

Wohin er wolle? fragte alsdann die Haustochter Agnes.

Das wisse er nicht.

In's Elsaß zurück?

Dort habe er nichts zu suchen. —

Nun kam die schöne Frühherbstzeit, es kam das Spätheu.

„Fort will er, der Tagedieb!“ rief der Bauer Thomas. „Das müßt' auch mir recht sein. Er bleibt da und dient mir seine Schuld ab. Das Bett, die Stuben, die Wartung, das Essen und Trinken, was er bei mir hat gehabt! Die Verbandleinwand, das Kerzenlicht bei der Nacht! Und was ich sonst für Geschichten hab' gehabt seinetwegen. Hin wär' er, wenn mein Haus nicht ist! Sein Leben, wenn ich bös' sein will, ist er mir schuldig! Den Spitznamen: Franzosenbauer, wer wascht mir ihn weg? Mein Lebtag kann ich ihn schleppen. Und der Kerl will das Alles umsonst haben und fortlaufen? Dieweilen bleibt er, bis wir das Heu drin haben, nachher reden wir weiter!“

Die Haustochter Agnes dachte für sich: Mein Vater hat ganz Recht, der Jules soll bleiben, bis wir das Heu drin haben.

Und als sie das Heu drin hatten, war er munter, der Jules, und sprach schon besser deutsch, daher war es leicht weiter reden mit dem Bauer Thomas. Der Jules blieb als Knecht im Hof für's nächste Jahr. Er arbeitete tüchtig und begehrte keinen Lohn. „Ist brav,“ sagte der Bauer Thomas aus Vergnügen über den billigen Knecht, „sollst wie das Kind von Haus gehalten sein.“

Es war ein unbedachtes Wort, und es war ein prophetisches Wort. Der Jules blieb im Bauernhof, und es war vom Fortgehen keine Rede mehr. Gerade in dem Jahre, als der Buonaparte bei Leipzig seinen Lohn erhielt, bekam dessen ehemaliger Soldat, der Jules, den seinen — die Haustochter Agnes. Ueber dem Bauer Thomas wuchs damals schon das Heu.

Als das Brautpaar zwischen den lustigen Hochzeitsgästen von der Kirche her über die Wiese gieng, fiel ein Schuß. Der Jules zuckte zusammen. Der alte Halter Rochus hatte geschossen, aber diesmal in die blaue Luft hinaus, zu Ehren des Paares.

Noch heute heißt jener Waldhof „beim Franzosenbauer.“ Es ist eine stattliche Wirtschaft und ein gesundes Geschlecht. Als vor Jahren unser Vaterland von dem Feinde bedroht wurde, rückten alle Männer des Hofes, die alten wie die jungen, freiwillig aus. „Anfangen,“ sagten sie, „anfangen thun wir nicht. Aber wehren, wenn der Feind unser Heimatland angeht, wehren können wir uns. Vorwärts!“

Recht brav das. Allein die Familieneigenthümlichkeit zeigt sich auch in allen Nachkommen des Jules: mehr als im Kriege leisten sie im Frieden.

Auf Räubercommando.

Novelle von Paul Maria Lacroma.

(Schluß.)

V.

So kam der Carneval herbei, von welchem sowohl die in der Umgebung verstreuten Officiere, als auch Géza, nur vom Hörensagen erfuhren.

Umso erstaunter war, oder schien wenigstens der Prior des Klosters, als an ihn folgender Brief gelangte:

Ehrwürdiger Herr Prior!

Ich, Beg Hussein Zaikovič, zwar Gutsbesitzer im Sandschak, aber sehr gut auf die Oesterreicher zu sprechen,

die ich für unsere Befreier und Verbreiter einer höchst nothwendigen Civilisation betrachte, wende mich mit einer allerdings etwas sonderbaren Bitte an Sie.

Ich möchte zur Verlobungsfeier meiner einzigen Tochter und Erbin am letzten Faschingstag ein großartiges Fest geben, und zwar soll es ein glänzender Ball werden.

Nun bin ich freilich mit allem Nöthigen dazu versorgt, aber mit — Tänzern geht es uns schlecht. (Wie ich höre, soll dies auch anderwärts öfter der Fall sein.)

Meine Tochter behauptet, die besten Tänzer der Welt seien Officiere, namentlich Lieutenants. Vielleicht gelingt es Ihrem Einfluß, beim Obersten des nicht gar so weit stationierten Regiments die Gnade zu erwirken, mir gütigst etwa ein Dutzend dieser unentbehrlichen jungen Leute auf 48 Stunden zu überlassen? — Am Donnerstag wären Alle wohlbehalten wieder daheim.

Ich würde selbstverständlich für den besten Transport, für eine gute Unterkunft und für sämmtliche Kosten Sorge tragen.

In Erwartung einer günstigen Erledigung meiner dringenden Bitte zeichne ich als

Euer Ehrwürden

sehr ergebener

Hussein Zaikovič.

NB. Nebstbei erkundige ich mich, ob Sie mir wohl gütigst gestatten würden, dies Meßgewand, das meine Tochter gestickt, im Namen derselben für Ihre Kirche zu spenden?

Es wurde herzlich über die sonderbare Epistel gelacht; doch der Prior nahm es ernst und fuhr Tags darauf zum Obersten, mit dem er auf recht gutem Fuß stand.

„Bewilligt!“ rief der greise Priester bei seiner Rückkehr aus, und geradewegs auf Géza losschreitend, der nebst den übrigen Klosterbewohnern an der Mittagstafel im Refectorium saß, fuhr er triumphierend fort: „Zehn Officiere — mehr sind im Moment nicht disponibel — wurden zur Schandschak-Expedition commandiert, und Sie, lieber Oberlieutenant, sind als Führer der lustigen Gesellschaft ausersehen. Schütteln Sie nur nicht den Kopf! Da nützt kein Wollen und Nichtwollen — Sie müssen ganz einfach. Befehl ist Befehl, wie Ihr Militärs sagt. Montag über acht Tage werden die ex offo-Tänzer abgeholt und Donnerstag unversehrt zurückgeliefert. So hab' ich's mit dem Obersten ausgemacht, und dabei bleibt es.“

Géza sah recht mürrisch drein. Natürlich mußte er sich nun fügen, wenn auch nicht gern, und ein klein wenig neugierig schien er doch auf die ganze Geschichte zu sein, wie der Prior zu bemerken glaubte, der den jungen Mann scharf beobachtete.

„Nun,“ meinte er, „wenn es der Oberst befiehlt, muß ich mich wohl den Kameraden anschließen; allein nicht als Tanzbär, was ich geradezu entwürdigend finde. Ich werde mich an's Clavier setzen und der Gesellschaft die ganze Nacht den »Schönen blauen Donau-Walzer« vorpauken.“

Hiemit war die Sache erledigt.

Schnell waren die paar Tage vergangen, die aber leider einen dichten Schneefall brachten; doch am Faschingsmontag war es wieder überraschend schön, wenn auch bitter kalt.

In den Vormittagsstunden trafen die zehn zum Ball befohlenen Officiere im Kloster ein; sie wurden sämmtlich vom Prior zu Tisch geladen, und schon um halb zwölf Uhr, etwas früher noch als gewöhnlich, begann das reichliche, fröhliche Mahl. Géza war der Einzige, der den köstlichen Speisen und Weinen nur mäßig zusprach, ja überhaupt sehr einsilbig und verstimmt dasaß.

Beim Dessert erklang plötzlich von der Straße her munteres Schellengeklingel und helles Peitschenknallen.

Es waren sechs höchst elegante und sogar luxuriös ausgestattete Schlitten, die an der Klosterpforte vorfuhren, wo sie denn auch gar bald die mit so vielen Ehren abgeholten Gäste aufnahmen.

Man kann sich das freudige Erstaunen der Officiere denken, als sich für jeden von ihnen ein prächtiger, mit Blumensträußchen geschmückter Pelz in den offenen Schlitten vorfand.

Wahrhaftig, bis jetzt hatten sich die ex offo-Tänzer über gar nichts zu beklagen; denn nobler konnte kein König für seine Gäste Sorge tragen!

Die lebenslustigen jungen Leute sahen denn auch der weiteren Entwicklung des Abenteuers mit begreiflicher Spannung und freudiger Erwartung entgegen, Géza sogar mit Herzklopfen, da er an seinem Pelz, in den ihn der Prior lachend und doch herrisch zugleich eingehüllt, eine — Theerose entdeckte. Nun zögerte unser Held keinen Augenblick mehr, an der Seite des würdigen Priesters, der die Expedition mitmachte, im ersten Schlitten Platz zu nehmen.

Von Rosenduft umgaukelt, wäre er ja an's Ende der Welt gegangen!

Die kleinen, jedoch äußerst kräftigen und flinken türkischen Pferde, die den Schlitten paarweise vorgespannt waren, flogen förmlich über den fast meterhohen, festgefrornen Schnee dahin. Durch die gleichmäßig wiegende Bewegung des Fahrens waren die Reisenden gar bald sammt und sonders in ihren guten warmen Pelzen eingenickt, und als sie endlich durch das Anhalten der Gefährte aus ihrem süßen Schlummer aufschreckten, war es bereits finstere Nacht.

Die Schlitten standen vor den gastlich geöffneten Thoren eines großen, wenn auch bloß ebenerdigen Gebäudes.

Geschäftig eilten Diener herbei, um den Officieren beim Absteigen behilflich zu sein.

Und wer empfing sie? — Wer bewillkommte sie auf's Herzlichste? — Der Pope, Gregor Polissovič.

Géza war im ersten Augenblick ganz betreten und sehr unangenehm berührt. Empörend dünkte ihn die ungenierte, ja fast unverschämte Art, in der sich der Pope ihm gegenüber äußerte.

„O, amice! da sind Sie ja leibhaftig! Wie oft dachte ich an Sie! Wie sehr sehnte ich mich, Sie wiederzusehen! Wie geht es? Wie geht es? — Gratuliere dem Herrn Oberlieutenant. Wie gefällt's diesmal in Bosnien? — Nun, es hat Ihnen ja immer gut angeschlagen. Freut mich, freut mich ganz außerordentlich, Ihnen wieder einmal die Hand drücken zu können!"

Am liebsten hätte der junge Mann den lästigen Schwätzer heftig unterbrochen und ob seiner Verrätherei zur Rede gestellt, doch die Hoffnung, durch ihn über Zora's Aufenthalt endlich Gewißheit zu erlangen, ließ ihn seinen Zorn verbeißen. Auch stellte sich soeben der geistliche Herr den übrigen Officieren als Bevollmächtigter des Begs vor, der wegen der Vorbereitungen des morgigen Festes noch in der Stadt weilte und ihn mit dem Empfange seiner Gäste betraut hatte.

„Und nun, meine Herren, machen Sie sich's bequem! Sie sind hochwillkommen im Landhause meines Freundes, in dessen Namen ich Ihnen hiemit Salz und Brot anbiete."

Man schritt direct in den Speisesaal, wo ein vorzügliches Souper der Gäste harrte.

Hierauf zogen sich die Officiere in die ihnen angewiesenen Zimmer zurück, die für solch' weltentrückten Erdenwinkel weder an Eleganz, noch an Comfort etwas zu wünschen übrig ließen.

Da statt der erwarteten zwölf Tänzer bloß elf eingetroffen, glückte es Géza, allein zu sein, was ihm sehr lieb war; denn er hätte das banale Geplauder seiner Kameraden, die zu

zwei und zwei in den verschiedenen Gemächern einlogiert waren, in seiner jetzigen Stimmung unmöglich ertragen können.

Géza hatte eine der nettesten Stuben inne, und bei Prüfung derselben gewahrte er auf einer Marmorconsole in herrlichen chinesischen Vasen die denkbar schönsten — Theerosen.

War es bloß der Zufall, der ihm immer wieder die Königin der Gartenflora in den Weg führte?

Von tausenderlei Gedanken und Gefühlen bestürmt, war der junge Mann erst sehr spät eingeschlafen. Die thörichsten und extravagantesten Träume plagten ihn bis tief in den Tag hinein. Erst der helle Sonnenschein schreckte ihn aus seinen theils unerquicklichen, theils wonnigen Traumgebilden auf.

Schnell angekleidet, beeilte er sich, die Kameraden aufzusuchen, die aber bereits beim Frühstück saßen, was ihn nicht wenig ärgerte.

Der Pope, der den Herren abermals die Honneurs machte, kam ihm außerordentlich freundlich entgegen, erkundigte sich nach seinem Befinden und bestrebte sich offenbar, den jungen Officier absichtlich auszuzeichnen.

Die Frage, ob er mit der Unterkunft zufrieden gewesen, mußte Géza der Wahrheit gemäß bejahen, wiewohl er, durch das gute Logis im Kloster verwöhnt, durchaus nicht das Entzücken der anderen Officiere theilte, die den Unterschied zwischen den harten Feldbetten ihrer Baracken nie genug hervorheben konnten, ebenso die Wohlthat, von den widrigen Serenaden der Wölfe endlich einmal verschont gewesen zu sein.

Nach dem vortrefflichen Frühstück, bei welchem sich Tabak und Mokka als gleich vorzüglich und echt türkisch erwiesen, wurden die Schlitten abermals bestiegen.

Diesmal waren deren Insassen durchwegs wach und bewunderten die wildromantische Berglandschaft, deren gigantische Contouren und zerklüftetes Gestein, von der blendend weißen Schneedecke allenthalben eingehüllt, wie aus Marmor gemeißelt im goldigen Sonnenschein erglänzten.

Schlag zwölf Uhr hielten die Schlitten vor dem mächtigen Portale eines imposanten, burgartigen Schlosses, das, auf hoher Bergzinne erbaut, von kecken Thürmen flankiert, gar stolz und trotzig die Ebene beherrschte.

Sie waren am Ziele.

Der Beg stand auf der Thorschwelle und begrüßte seine Gäste. Es war ein großer stattlicher Mann von ungefähr sechzig Jahren, der ihnen da in der malerischen Nationaltracht entgegentrat. Seine intelligenten und höchst sympathischen Gesichtszüge umrahmte eisgraues Haar und ein lang herabwallender, dichter Vollbart, welcher der markigen Gestalt etwas Majestätisches verlieh. Dunkle, freundliche Augen schienen das Lächeln des schön geformten Mundes zu begleiten, und mit kräftiger, klangvoller Stimme rief er den Officieren sein biederes Willkommen zu.

„Nochmals willkommen, meine Herren, und tausend Dank für Ihre Güte! — Sie sehen einen Mann vor sich, der Ihrem Lande große Achtung zollt, der sich glücklich schätzt, dessen tapfere Krieger in seinem bescheidenen Heim beherbergen zu können! Möge es Ihnen wohlergehen in den alten Mauern meiner Väter! Sie dürfen sich darin nicht fremd fühlen, meine Herren; denn mein Haus ist I h r Haus, mein Hab und Gut ist I h r Gut, meine Leute sind I h r e Leute, mein Brot ist I h r Brot," schloß er, auf Géza zuschreitend, den er durch eine vorstellende Handbewegung des Priors als Anführer zu betrachten schien, und obwohl er in der Mehrzahl sprach, meinte man dennoch durch die eigenthümliche Betonung seiner Worte herauszufühlen, daß sie einzig und allein nur dem jungen Mann gegolten, den er während seiner Rede fest angeblickt und dem er nun als

Ersten sowohl Salz und Brot reichte, als auch die Wange zum Kusse bot.

Ein donnerndes Zivio seitens der ringsum versammelten tributpflichtigen Kmets und der Dienerschaft des Begs begleitete diesen Act, dessen Feierlichkeit eine fast ergreifende zu nennen war und der Géza umsomehr berührte, als er ihn an einen anderen ceremoniellen Kuß gemahnte, der, ach! so süße Erinnerungen in ihm wachrief.

Jeden seiner Gäste begrüßte nun der Beg in gleicher Weise, der schönen Sitte slavischer Volksstämme durch seine gewinnende Liebenswürdigkeit doppelten Reiz verleihend. Dann betrat er, von sämmtlichen Officieren gefolgt, sein bescheidenes Haus, dessen kühngewölbte Marmorhalle seinen früheren Worten durchaus nicht entsprach, und wies Jedem ein eigenes Zimmer an.

Um zwei Uhr wurden die vielgefeierten Tänzer zu einem splendiden Diner von dreißig Gedecken entboten, welches zwar die gesammte Herrengesellschaft des Hauses vereinigte, doch durch keine einzige Dame verherrlicht wurde.

Sie schienen sämmtlich mit der Balltoilette beschäftigt zu sein.

Der Beg stellte die Anwesenden gegenseitig vor. In erster Linie und besonders warm einen jungen Gutsbesitzer, den er als seinen lieben Nachbar und intimen Freund des Hauses bezeichnete.

„Aha!“ dachte sich Géza, „gewiß der Bräutigam.“

Er hätte es nicht vermocht, sich die feindseligen Gefühle zu deuten, die sich bei dieser Vermuthung in seinem Innern regten; klar war es ihm nur, daß er den bildschönen Mann in seiner kleidsamen Nationaltracht geradezu haßte.

Bei Tisch erwies sich der Beg als ein ganz charmanter Hausherr, der jeden seiner Gäste äußerst taktvoll auszuzeichnen wußte. Den zu seiner Rechten sitzenden Oberlieutenant Sándor überhäufte er förmlich mit Aufmerksamkeiten jeder Art. Der gewandte Mann verstand es meisterhaft, ihn immer wieder in längere Gespräche zu verwickeln, wobei er die verschiedensten Themen, wenn auch sehr geschickt, doch absichtlich zu berühren schien; ja es wollte Géza sogar bedünken, als ob er geradezu ausgeforscht und beobachtet würde, was eben nicht beitrug, seine ohnehin irritierten Nerven zu beruhigen.

Beim Dessert wurde mit ausgezeichnetem Champagner toastiert. Zuerst erhob sich der Hausherr und trank auf das Wohl der österreichischen Armee, die er als tapfer im Gefechte und menschlich und gütig selbst gegen Feinde pries. — War es bloß Zufall, daß der Beg sich bei diesen Worten ganz besonders tief vor Géza verneigte?

Man erwiderte wie üblich, indem man auf die Gesundheit des liebenswürdigen Gastgebers ein Hoch ausbrachte, das allseits stürmisch acclamiert wurde.

Um fünf Uhr erst kehrten die Officiere in ihre verschiedenen Gemächer zurück — einige in sehr gehobener Stimmung — und nachdem sie sich zwei Stunden nothwendiger Ruhe gegönnt, gieng's an's Anziehen, Pomadisieren, Parfümieren und Frisieren; denn darin geben manche Herren der Schöpfung der eitlen Damenwelt durchaus nichts nach.

Punkt acht Uhr betraten die vielgefeierten Tänzer den blendend erleuchteten Ballsaal. Und wahrlich, niemals noch hatten sie Schöneres gesehen!

Es war eben die ganze verschwenderische Pracht des prunkliebenden Orients, die ihnen da entgegenblinkte und sich an den seidentapezierten Wänden, golddurchwirkten Möbelstoffen und marmornen Lambris kundthat. Dazu wunderbare, bernsteinfarbige Parquets, auf deren glänzender Fläche sich's köstlich tanzen mußte.

Herrliche Spiegel von wahrhaft riesiger Dimension schmückten den luxuriösen Raum, dessen feenhafte Aus-

stattung auch noch durch seltene Blattpflanzen gehoben ward, die, zu anmuthigen Gruppen höchst malerisch und sinnig vereint, die Ecken des Saales gar vortheilhaft abrundeten und dem etwas zu länglichen Bau ein symmetrisches Oval verliehen.

Beim Eintritt der Officiere ertönte die Volkshymne, von einer der besten Zigeunerkapellen Ungarns gespielt. Géza traute seinen Augen kaum, als er am Dirigentenpult der hohen, von Marmorsäulen getragenen Gallerie den ihm persönlich bekannten berühmten Rácz Pál erblickte.

Das hätte er im Herzen Bosniens wohl nicht erwartet.

Man ersah aus alledem, daß der Beg weder Kosten noch Mühe gescheut hatte, um das Verlobungsfest seiner Tochter zu verherrlichen; doch sie, die Vielgefeierte, auf welche sämmtliche Officiere nicht wenig neugierig waren, blieb noch immer unsichtbar, wenigstens hatte der Beg bei der gegenseitigen Vorstellung noch keine der vielen schönen Damen als die Königin des Festes bezeichnet.

Enttäuscht hatte Géza den reichen Damenflor gemustert. Er hoffte, die Heißgeliebte darunter zu finden, nach der sein thörichtes Herz so krankhaft sich sehnte, und nun sah er die letzte Hoffnung schwinden, sie jemals wiederzusehen. Wie vernichtet unter der Wucht dieses Schlages, schloß er die Augen und wünschte sich meilenweit hinweg.

VI.

Die Tanzmusik hatte begonnen: Feurig, hinreißend, verlockend, von fascinirender Macht durchglüht, wie nur Zigeuner zu spielen vermögen.

„Wollen Sie wohl so freundlich sein, Herr Oberlieutenant, den Ball mit dieser jungen Dame zu eröffnen?“

Pflichtschuldigst, wenn auch nicht sehr entzückt, wandte sich Géza bei diesen Worten des Begs rasch um, und — eine hohe, zarte, wohlbekannte Mädchengestalt, in mattgelbe Brussa-Seide gehüllt, mit frischen Theerosen im goldigschimmernden Haar, erblickte sein staunendes Auge. Keines Wortes mächtig, in stummer Seligkeit umschlang er die theure, langersehnte Zora, und in der nächsten Secunde schon flog das schöne Paar dahin, von dem leidenschaftlich bewegten Tempo ungarischer Weisen getragen. Ihnen nach wirbelte die ganze große Schar vergnügungssüchtiger Ballgäste, die bloß auf dies Signal gewartet hatten, um ihrer mühsam verhaltenen Tanzlust zu fröhnen.

Dreimal umkreisten sie den Saal. Géza meinte zu träumen. Betäubend war dies unverhoffte Glück über ihn gekommen, so daß er es kaum zu fassen vermochte; darüber nachzusinnen dachte er gar nicht; er wußte nur: die schöne Zora endlich gefunden zu haben.

Am dichtesten Theil der üppigen Pflanzengruppen hielt die reizende Tänzerin Géza's, mit leisem Händedruck ihren Wunsch auszuruhen bekundend; sie verschwand dann auch sogleich in dem kleinen Palmen- und Camelienhain, der sich allmählich zu einem ausgedehnten Wintergarten gestaltete. Durch einen Wink ermuthigt, war ihr der junge Mann gefolgt und stand nun klopfenden Herzens vor der lieblichen Erscheinung, die auf einem aus dunkelgrünen Plüsch täuschend imitierten Moossitz Platz genommen.

„Ist es möglich!?“ begann der sonst so redegewandte Officier in sichtlicher Verlegenheit.

„Jawohl, ich, Ihre einstige Gefangene, begrüße Sie in meinem Heim. Es ist mir endlich gegönnt, den gütigen Freund wiederzusehen, dem ich so viel verdanke, dessen Edelmuth ich so schlecht belohnt.“

„Sie erkennen es also! Sie ... Sie begreifen, in welch' gräßliche Lage Sie mich gebracht hatten ... wie sehr Sie mich als Officier, als Mensch geschädigt.“

„O, halten Sie ein! Sprechen Sie nicht weiter!" rief das erblassende Mädchen flehend aus. „Keine Vorwürfe können denen gleichen, die ich mir selbst gemacht! Ich wurde zur Flucht gedrängt — ich selbst hatte sie nicht ersonnen. Die Furcht, die Angst, die so begreifliche Scheu vor einem öffentlichen Processe ließen mich darein willigen. Versetzen Sie sich in die Lage eines armen Mädchens, das sich plötzlich der strengen Zucht eines Militärgerichtes ausgesetzt sieht. Ich durfte nicht erwarten, alle Officiere so lieb und rücksichtsvoll wie Sie zu finden." — Diese Worte hatten ihn entwaffnet; sie sah es an dem gutmüthigen Lächeln, das seine Lippen umspielte, und fuhr nun zuversichtlicher fort: „Der Pope Gregor Polissović ist ein alter, ergebener Freund unserer Familie, der meinem armen Vater zu großem Dank verpflichtet war; er hätte mich mit Gewalt hinweggeschleppt, wenn ich nicht endlich versprochen hätte, ihm freiwillig zu folgen. Da ließ er meine beiden Diener unter dem Vorwande der nothwendigen Hilfeleistung bezüglich meiner Wunde hereinkommen, und sie beschlossen gemeinschaftlich, mich um jeden Preis zu retten. Die alte Malička war bald für den Fluchtplan gewonnen, und während noch die Männer über die Ausführung desselben nachsannen, gestand die schlaue Alte, einen sicheren, ungefährlichen und verschwiegenen Weg hiefür zu kennen. Gegen die Versicherung, sie mitzunehmen und lebenslänglich für sie zu sorgen, theilte sie uns das Geheimnis des Haremsfensters mit. Sie hatte schon vor Jahren in dem Konak gedient, als ihn noch der türkische Kaimakam mit seinen Frauen im Sommer bewohnte. Eine hievon, die schöne doch grausame Selima, bediente sich dieses Fensters, um sich ihrer Anbeter zu entledigen, die in den Tiefen des Flusses einen grausamen Tod fanden, anstatt des sicheren Entkommens. Der Sohn der alten Malička, den die stolze Georgierin nicht als zu gering betrachtet, um ihm ebenfalls ihre Gunst zu schenken, war der Einzige, der sich durch Schwimmen zu retten gewußt, und durch ihn gelangte sie auch zur Kenntnis dieses schrecklichen Fallstrickes. Die gute Alte betrachtete es als eine Art von Sühne, wenn dies verhängnisvolle Fenster auch einmal Jemandem zur Rettung gereichte. Der festgefrorene Fluß gestattete uns Allen, ungefährdet zu fliehen, und wie man einem weinenden Kinde ein Spielzeug in die Hand drückt, so ließ der gute Pope den Christbaum mitgehen, den mein Diener auf seine breiten Schultern lud, als er den Schmerz gewahrte, welchen mir die Trennung von dem trauten Gemache verursachte. — Sie können das liebe Bäumchen morgen in unserem Garten sehen; es hat Wurzel gefaßt und grünet lustig fort, als ob es niemals anderem Boden entstammt wäre! — Doch um auf unsere Flucht zurückzukehren, muß ich Ihnen noch erzählen, daß wir uns volle acht Tage in den Souterrains des Klosters versteckt hielten. Wir hatten diese schauerlichen Gewölbe durch einen unterirdischen Felsengang erreicht, der bloß dem Popen und dem Prior des Klosters bekannt war. Letzterer, auf dessen Verschwiegenheit wir rechnen konnten, wurde noch in derselben Nacht vom Popen in's Vertrauen gezogen, welcher dessen Zelle unbemerkt zu erreichen gewußt. Er war es auch, der uns die ganze Zeit hindurch persönlich mit Lebensmitteln versah. Am vierten Tag sandten wir meinen treuen Diener Joško zu meinem Onkel, um mit seiner Hilfe die weitere Flucht zu bewerkstelligen. Der gute Onkel war natürlich nicht wenig entsetzt, über mein schreckliches Abenteuer und beeilte sich, die letzten Folgen hievon hilfreich von mir abzuwenden. — In der Neujahrsnacht verließen wir insgesammt unser sicheres Versteck. Die flinksten Pferde von Onkels berühmtem Gestüte harrten unser am Ausgang des unterirdischen Hohlwegs; wir schwangen uns in den Sattel, und fort gieng's

in Nacht und Grauen, über Stock und Stein hinweg, der sicheren Führung unserer klugen Thiere vertrauend. In der Dämmerung des zweiten Tages waren wir Alle glücklich daheim und in den festen Mauern von Onkels Felsenschloß vor jeder Verfolgung geborgen. Meine Wunde war bald gänzlich geheilt, und auch die alte Malička, welcher der scharfe Ritt denn doch etwas zugesetzt, trotzdem sie, wie jede Bosniakin, von Kindheit an daran gewöhnt, erholte sich in wenigen Tagen, so daß wir durchwegs mit dem bloßen Schrecken davongekommen."

„Nun, dann ist es Ihnen wahrlich besser ergangen, als mir. Sie werden kaum wissen —"

„Ach ja! leider erfuhr ich von Ihrer Krankheit!" unterbrach ihn die liebliche Zora thränenfeuchten Auges. „Ich erfuhr aber auch, daß die fatale Geschichte dienstlich wenigstens ohne Folgen für Sie geblieben. Dennoch war ich so herabgestimmt, so angegriffen, so unglücklich, daß mein theurer Oheim mein Flehen erhörte und mich kurz nach Ihrer Abreise ebenfalls verreisen ließ. Und zwar erlaubte er mir, mich in Malička's Begleitung nach der Schweiz zu begeben, wo ich in ein ausgezeichnetes Pensionat trat und bis zu diesem Herbste darin verweilte, um meine mangelhafte Erziehung zu vervollständigen."

Géza hörte mit Entzücken die melodische Stimme im reinsten Deutsch Alles dies erzählen. Stumm saß er da, nur seine Augen sprachen — und es schien, daß sie Verständnis fanden; denn die blickten ebenso traut in die schwarzen Sammetaugen des feinen Fräuleins, wie zur Zeit, als er noch mit seiner Gefangenen das landläufige Du wechselte, das der distinguierten Dame gegenüber wohl nicht mehr am Platz war, wie ihn ihr erstes Wort belehrte.

„Bei meiner Rückkehr," fuhr Zora fort, „adoptierte mich mein Onkel, unter dessen Schutz ich bereits seit dem Unglückstage gestanden, an welchem mein armer Vater Rache nahm an dem Verruchten, der unsere inzwischen aus Gram und Schande verstorbenen Lieben grausam und tückisch dem heimischen Familienkreise entführte. — Sie wissen doch darum?"

Der junge Mann bestätigte, die traurige Geschichte des berüchtigten Harambascha haarklein zu kennen.

„Dann brauch' ich Ihnen nur noch zu sagen, daß mein unglücklicher Vater erst zu den Waffen griff, als durch die Indolenz türkischer Justiz jeder Versuch gescheitert war, sich und den Seinen, im Rechtswege Genugthuung zu verschaffen. Niemals hat mein Vater muthwillig Menschenblut vergossen oder fremdes Gut sich angeeignet. Die vielen Greuelthaten, welche unter seinem Namen vollbracht wurden, begiengen bloß die zügellose Horde, die ihm zur Seite stand und den alten kindisch gewordenen Mann schmählich mißbrauchte, indem sie ihm immer wieder den Dolch in die Hand drückte, um seine Ehre zu rächen. Er vermochte nicht mehr zu unterscheiden, daß er dies bereits gethan . . . es war eben zur fixen Idee geworden bei dem bedauernswerten, verblendeten Greis. Möge der Arme in Frieden ruhen, und ebenso die Missethäter, die ihn zum Banditen gestempelt! — Von deren standrechtlichem Tode durch Pulver und Blei habe ich schaudernd vernommen. — Der Name Brankovič ist mit meinem Vater erloschen. Ich habe ihn auf Wunsch meines Onkels, eines Stiefbruders meiner armen Mutter, abgelegt und stelle mich Ihnen nun vor als Zora — Zaikovič."

„Ha!" rief der entsetzte Officier wild aus, „dann sind ja Sie die Tochter des Begs, deren Verlobung man heut' Abend feiert!?"

Das schöne Mädchen bestätigte dies mit einer für den armen Géza geradezu vernichtenden Ruhe.

„Ich finde es wahrhaft grausam," fuhr er, sich selbst vergessend, fort,

„daß Sie mich zum Zeugen Ihres Glückes machen. — Mußte ich denn dabei sein!?“ —

„Es gieng eben nicht anders.“

Ohne den schelmischen Zug zu bemerken, der bei diesen Worten ihren lieblichen Mund umspielte, fügte der erregte junge Mann hinzu:

„Gestatten Sie mir nur noch eine Frage: Kam der Christbaum, kamen die Blumen und die vielerlei Aufmerksamkeiten, die mich in letzterer Zeit förmlich verfolgten —“

„Von mir? — Gewiß; doch eine Verfolgung sollte dies nicht sein,“ unterbrach sie ihn hocherröthend — „nur ein Beweis meiner großen Dankbarkeit!“

„Sie gestehen also! Und angesichts Ihrer Verlobung konnten Sie derlei thun?“

„Quadrille! — Quadrille! — ein Vis-à-vis!“ scholl es aus dem Tanzsaale herüber.

Sie hatten Ort und Zeit vergessen, der Ball aber nahm inzwischen seinen Fortgang, und eben traten die Paare zur Quadrille an.

„Ach, ich bin ja engagiert,“ erinnerte sich Zora, „und da kommt auch schon mein Tänzer.“

Am Arm des schönen Bosniers entschwand sie den Blicken des unglücklichen Géza, der ächzend auf seinen Moossitz zurücksank und mit unsäglicher Bitterkeit vor sich hin murmelte:

„Gefunden und verloren! — O, wie ich diesen Menschen hasse, der ihren Arm so siegesbewußt in den seinen schlang! Er muß der Bräutigam sein — es ist nicht mehr daran zu zweifeln . . . O, diese Weiber!“ —

„Find' ich Dich endlich, Ausreißer!“ —

Schade, daß Géza unterbrochen wurde, man hätte vielleicht etwas Neues über die Falschheit, Treulosigkeit und Leichtfertigkeit des schönen Geschlechtes vernommen.

„Nun, das muß ich sagen, Du machst es Dir bequem!“ rief ihm Lieutenant Geldern schon von Weitem entgegen. „Streckst da die faulen Glieder auf weichem Moos aus — wirst Dir übrigens einen ordentlichen Rheumatismus holen — während wir uns drinnen schier zu Tod tanzen. Sind verdammt schwer diese guten Bosnierinnen! Ich sag's Dir, die reinen Mehlsäcke! Habe da soeben eine Maschine im Saal herumgedreht, die eine ganz respectable Quantität türkischen Haremsfettes aufweist. Wenn die nicht ihr Leben lang bloß in Milch gekochten Reis gegessen hat, soll mich der Teufel holen. Kann einmal die dicken Leute nicht leiden! Ziehe die schlanken vor, zum Beispiel das Hausfräulein . . Sapperlot, Kamerad, ist das ein fesches Ding! Würde sogleich Anlauf nehmen, wenn die fatale Verlobung nicht wäre! Würden uns übrigens Alle auf's Hofmachen verlegen, wenn die schöne Zora noch zu haben wäre. Gelt, Freund Sandor? — An der Caution würde es hier nicht mangeln — he? — Famoses Haus das, famoser Champagner, ganz famo —“

„Bitt' Dich, lieber Geldern, verschone mich nur heute mit Deinem Famos! – Mir ist gar nicht famos zu Muthe, und Du begreifst —“

„No, was ist denn los? Wo fehlt's denn? Laß Dich einmal anschauen! Herrgott, hat der Mensch eine Leichenbittermiene! Du mußt ja krank sein!“

Bevor Géza antworten konnte, stürzte ein zweiter Officier herbei und erklärte athemlos:

„Man wünscht eine Lanciere. Schnell! Beeilt Euch! — Ich habe Dich bereits als Arrangeur gemeldet, Sandor.“

„Sandor ist nicht ganz wohl,“ ließ sich Lieutenant Geldern vernehmen.

„Ach, was! Narrenspossen! Was sollte ihm denn fehlen? daß Du Dein Diner, oder besser gesagt, den — Champagner mit Andacht hier verdauen willst, lasse ich allenfalls gelten, aber —“

„Dürfte ich bitten, Herr Oberlieutenant?“ tönte plötzlich Zora's melodische Stimme dazwischen.

Géza sprang blitzschnell empor und reichte dem holden Mädchen seinen Arm, um es bereitwilligst zum Tanze zu führen.

„No, das muß ich sagen, der war bald curiert! Ich sag's Dir, da steckt etwas dahinter. Soll noch eine famose Geschichte werden, das!“ schloß Lieutenant Geldern schmunzelnd, während er mit seinem Kameraden den Ballsaal betrat.

Die Lanciere war in vollem Gang. Eben begrüßten sich die Paare mit jenen graciösen tiefen Verneigungen des ancien régime, welche diesen Tanz, wenn auch nicht mehr an der Tagesordnung, dennoch immer wieder zu einem der reizendsten gestalten.

Géza hatte vollauf zu thun, um seine etwas unkundige Tänzerschar gebührend zu dirigieren; es gieng aber trotzdem recht gut, bis er selbst bei der Schlußfigur halb und halb sein Werk verpfuschte, als ihm die schöne Zora zuflüsterte, daß sie bereits im Institut sehr viel über seine ausgezeichnete Art, Tänze zu arrangieren, vernommen.

„Wie, im Institut sprach man von mir?“ staunte der junge Mann. „Das ist mir unbegreiflich. Wer konnte Ihnen nur derlei erzählen?“

„Nun, meine beste Freundin, Ihre—Schwester.“

„Wa—a—as!? Sie waren mit Ilka in Lausanne?“ rief er verblüfft aus, während er beim schönsten Compliment in etwas unzarter Weise mit dem nachbarlichen Paare carambolierte.

„Sagte ich Ihnen nicht vorher, daß ich in einem Schweizer Pensionat gewesen?“

„Aber nicht in Lau—lau—sanne,“ stotterte Géza, der sich vor lauter Erstaunen gar nicht zu fassen wußte.

„Ihre große Ueberraschung beweist mir, daß meine gute Ilka Wort gehalten und mich niemals in ihren Briefen an Sie verrathen hat.“

„Das ist ja ganz abscheulich!“

„Ich finde es im Gegentheil sehr löblich; denn ich hatte meine Gründe, mich Ihnen bis zu einer gewissen Zeit nicht in's Gedächtnis zu bringen.“

„Als ob das einzig und allein von Ihnen abgehangen wäre! Als ob ich nicht immer wieder an Sie gedacht hätte!“ entquoll es seinem übervollen Herzen.

„Wirklich?“

Zu einer Bestätigung kam es nicht mehr. Der Tanz war vollendet, und die schöne Zora wurde von allen Seiten derartig umringt, daß es für Géza unmöglich war, ein weiteres Wort mit ihr zu wechseln.

Nach einer stürmischen Schnellpolka, bei deren Klängen die tanzlustige Welt ein letztes Mal den Saal durchfegte, schritt man zum Souper.

Dem glücklichen Bosnier wurde die Ehre zutheil, das Hausfräulein zu führen, worin Géza eine weitere Bestätigung seiner Brautschaft erblickte.

Ihm selbst hatte das Schicksal eine jener fürchterlich starken Bosnierinnen beschert, die Lieutenant Geldern so schrecklich fand, die jedoch ganz nett gewesen wäre, falls sie sich in der Schaustellung ihrer üppigen Reize weniger generös gezeigt hätte.

Der Speisesaal stand dem Tanzsalon an luxuriöser Entfaltung behäbiger Pracht durchaus nicht nach, wenn er auch nicht geradezu stilgerecht zu nennen war. Aeußerst gemüthlich gestalteten ihn die vielen kleinen Tische für je vier Personen, welche den Gästen ein zwangloses Zusammensein nach Wunsch und Laune gewährten.

Géza saß mit seiner stattlichen Dame an demselben Tische, den Zora und ihr muthmaßlicher Bräutigam inne hatten, welcher aber zum maßlosen Erstaunen des galanten Officiers sich viel mehr mit dem lucullischen Mahl beschäftigte, als mit seiner reizenden Nachbarin.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß Géza diese günstige Situation weidlich auszunützen wußte, umsomehr, als sich seine Partnerin ebenfalls einzig und allein mit dem Souper zu schaffen machte.

Die beiden Leute hätten an Heißhunger mit Dante's Conte Ugolino rivalisiren können, so tapfer setzten sie ihren mit beneidenswerthen Zähnen bespickten Kiefer in Bewegung, Messer und Gabel erst gen Ende des Mahles bei dem starken Tusch der Musik erschrocken fallen lassend, die schallend den ersten Toast verkündigte.

Der Beg hatte sich erhoben und stand mit feierlicher Miene da, während die Dienerschaft eiligst sämmtliche Gläser füllte.

Den sprudelnden Champagnerkelch hoch emporstreckend, sprach der Beg mit lauter, doch merklich bewegter Stimme:

„Trinkt mit mir auf das Wohl meiner Tochter und des edlen Mannes, den sie schon seit Jahren innigst liebt und hochschätzt und dem sie mit meinem Segen, nach sorgfältiger Prüfung seiner Gefühle aus freier Wahl die Hand reicht!"

„Falls er nichts dagegen einzuwenden hat," flüsterte Zora dem verwirrten Géza zu, indem sie ihm die zitternde Rechte, an der sein Diamantring funkelte, entgegenstreckte, und das thränenfeuchte Auge flehenden Blickes zu ihm erhob.

Man kann sich leicht denken, daß der höchst überraschte junge Mann, dessen Glückseligkeit sich jeder Beschreibung entzieht, gar nichts dagegen einzuwenden fand; ebensowenig der gefürchtete bosnische Bräutigam, der sich als ein ganz ungefährlicher, harmloser Ehemann entpuppte, welchen man absichtlich als Strohmann gelten ließ und der denn auch seine Rolle ausgezeichnet gespielt, allein beim Souper dennoch nicht umhin konnte, mit seiner „dicken Hälfte" bei Speise und Trank in gewohnter Harmonie sich zu vereinen.

Als das Frühjahr in's Land gezogen, fand an einem herrlichen Maientag die Trauung Géza Sandor's und der schönen Zora in der Klosterkirche statt.

Géza's Schwester, die um Zora's Liebe gewußt und als glänzende Widerlegung weiblicher Tratschsucht der Freundin Geheimnis sorglich behütet, stand als Brautjungfer am Altare. Auch unseres Helden greise Mutter hatte die weite Reise vom fernen Ungarlande nicht gescheut, um des Sohnes Ehrentag durch ihre Gegenwart zu verschönern.

Der Oberst des Regimentes, dessen Officierskorps fast vollzählig zur Hochzeit geladen war, fungierte als Zeuge nebst dem imposanten alten Beg, der die Verlobung der Liebenden so geschickt zu insceniren gewußt.

Unter den martialischen Gestalten der Officiere fehlten natürlich weder der noch immer in Bosnien stationierte, bärbeißige Hauptmann Hussa, noch der joviale Lieutenant Geldern, welcher, als Géza's bester Freund, nach und nach in die Geschichte seiner Liebe eingeweiht ward und das Ganze so „famos" fand, daß er — im Anblick der reizenden Ilka, die ja jetzt, wo der Bruder ein halber Pascha wurde, auch für einen cautionspflichtigen Menschen erreichbar war — aus purem Uebermuth dem ihm zur Seite stehenden Hauptmann das Geheimnis des Harambascha ins Ohr flüsterte.

„Donnerwetter!" brummte der alte „Commißknopf", dem seine Avancements-Hoffnungen neuerdings durch den Kopf schwirrten, „ich werde die Person augenblicklich denunzieren!"

„Die Frau eines Kameraden? — Pfui doch!"

„Richtig, richtig — es geht nicht mehr! Verdammt! muß ich denn allemal zu spät kommen?! — Aber es geht jetzt wirklich nicht mehr."

„Das will ich meinen! Lassen Sie uns daher lieber unserem guten Sandor gratuliren, zu dem glücklichen Ausgang seines Räubercommandos."

Unseres Schillers Schwester Nanette.

Eine Skizze von Neumann-Strela.

Aus der Garnison in Ludwigsburg wurde der Hauptmann Schiller nach dem Lustschlosse Solitüde befohlen. Er hatte sich eifrig mit Bodencultur beschäftigt und eine Schrift über die Landwirtschaft in Württemberg verfaßt. Herzog Karl, der dieselbe „avec plaisir“ gelesen, riefen den Autor auf die Höhe des Hasenberges, wo sich das Schloß erhebt.

Dort wurden der Forst und die Baumschule seiner Obhut anvertraut. Aus dem Grün der Eichen, Kastanien und Linden ragte das Schloß mit goldener Kuppel empor. Kirche, Opernhaus, Marstall und Kaserne umgaben es; weit über den Berg zog sich der Park, mit Bildsäulen und Fontainen geschmückt. Am Portal begann die Allee nach Ludwigsburg, eine zweite führte nach Stuttgart, und am Ausgange derselben, in der Nähe des Parkes, stand ein Waisenhaus für Soldatenkinder, die der Fürst in Tanz und Gesang, Gartenkunst und Sculptur unterrichten ließ.

Im Frühling 1770 traf Schiller mit seiner Frau, der „Kodweissin,“ und den Töchtern Christophine und Louise, die dreizehn und vier Jahre zählten, auf der Solitüde ein. Fritz war in der Pension in Ludwigsburg geblieben, wo er die Schule besuchte. Am Abend, wenn die Arbeit ruhte, sprach man viel von ihm. Dann saß der Vater, ein kleiner „adretter“ Mann, mit seiner Pfeife im Sorgenstuhl, und die Mutter, schlank, mit röthlichem Haar und „einer Menge Sommersprossen im Gesicht,“ hinter dem Spinnrad auf der Ofenbank. Die kleine Louise schlief schon in der Kammer, während Christophine noch nähen oder stricken mußte, obgleich sie müde war. Hatte sie doch tüchtig in der Wirtschaft und der Magd auf dem Felde zu helfen, da Schiller's karge Besoldung den Betrieb der Landwirtschaft gebot. Zuweilen kam er früher von seinen Bäumen heim, von denen er im Laufe der Jahre über hunderttausend pflanzte. Die Kinder an der Hand, gieng er dann noch in den Park oder führte sie auf die Kuppel des Schlosses, wo er, von Fritz und seiner Zukunft als Geistlicher redend, ihnen den Thurm der Ludwigsburger Kirche zeigte, in der er einst predigen sollte.

Zwei Jahre später fuhr die Familie in einem Wagen, der dem Oberhofgärtner gehörte, „ins Residenzel,“ wie man Ludwigsburg im Vergleich zu Stuttgart nannte. Fritz wurde confirmiert und mußte im nächsten Winter in die „militärische Pflanzschule“ treten, in die der Herzog das Waisenhaus auf der Solitüde verwandelt hatte. Die Schwestern freuten sich, ihn jetzt so nah zu wissen, aber die Eltern waren betrübt. Der Befehl des Fürsten raubte ihnen die Hoffnung, den Sohn als Prediger zu sehen. In einem blauen Rocke nebst Kamisol ohne Aermel, mit fünfzehn Büchern und dreiundvierzig Kreuzern im Lederbeutel kam er an. Dann folgte sein Einzug in die Stuttgarter Akademie, und nur an den Feiertagen durfte er die Eltern besuchen.

Im September 1777 sah ihn eine neue Schwester an. Ein „hübsches kleines“ Wesen lag in der Wiege; so zart, daß er das Kindchen kaum zu berühren wagte. Es wurde Karoline Christiane getauft, aber Nanette, und von Fritz nur „Nane“ genannt. Die

Jüngste, das Nesthäkchen, schloß er besonders ins Herz, und wenn die Nachricht begründet, ist er einst heimlich von Stuttgart gekommen, um Nane zu sehen.

Sicher erhielt er Erlaubnis, bei ihrer Taufe zu sein. Christophinens Freundin, Ludovika Reichenbach in Stuttgart, war des Kindes Gevatterin. Nach dem Brauche jener Zeit gieng die Mutter von Thür zu Thür und zeigte die Kleine, die im Wald und Garten trefflich gedieh. Erstaunt mochte ihr Blick auf dem Bruder ruhen, als sie ihn zuerst in der Uniform eines Feldscherers sah. Im Rocke nach altem preußischen Schnitt, mit dickem Zopfe und drei starren vergipsten Rollen, die Locken vorstellten, an jeder Seite der Stirn: so kam er 1780 zu Besuch und trug Nane auf dem Rücken durch den Park. Auf seinen Schultern brachte er sie auch zur Schloßkuppel hinauf und ließ sie über Berg und Thal in die Ferne schauen. Dort ragte die rauhe Alp mit der Veste Stauffen, und im Blau des Aethers stiegen der Schwarz- und Odenwald empor.

Es ist nicht ersichtlich, wer Nanette den ersten Unterricht ertheilte. Vermuthlich war Christophine ihre Lehrerin. Die nächsten Jahre vergiengen ihr ungetrübt. Glück und Frieden war um sie her, bis sie plötzlich die Thränen der Mutter und die Verzweiflung des Vaters sah. Fritz war nach Mannheim geflohen, wollte Geld und immer Geld, doch der Vater sah sich außer Stande, ihm nach Wunsch zu helfen. Zwei Goldstücken, die er ihm sandte, fügte er die Worte bei: „Ob ich schon als ein ehrlicher Mann bekannt bin, so weiß man doch meine Vermögensumstände, meine Besoldungseinnahmen, und daß ich außer Stande wäre, eine Schuld von 2 bis 300 Gulden von meiner ordinären Einnahme wieder heimzahlen zu können.“ Dies sei die letzte Sendung, erklärte er ihm und schrieb später nach wiederholten Bitten um Geld: „Das Verhältnis zwischen einem guten Vater und dessen obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohne, kann den Letzteren niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es mir nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste hat halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater.“

Zu diesen Sorgen kamen Streitigkeiten zwischen den Eltern, die auf Nanette trotz ihrer Jugend nicht ohne Eindruck blieben. Die Mutter klagte, daß ihre Töchter in geistiger und geselliger Beziehung vernachlässigt würden, während der Vater ihr vorwarf, daß sie die Kinder weit über ihren Stand, „zu Staat und Großthun,“ erziehen wollte. Es kam zu den heftigsten Scenen, so daß sich Christophine — Louise war in Stuttgart, um Putzarbeit zu lernen — über einen Brief aus Meiningen freute, in dem der Bibliothekar Reinwald seine Ankunft schrieb.

Im Sommer 1784 traf er ein, und mit ihm, wie Christophine gehofft, kehrte der Friede in Schiller's Haus auf der Solitüde zurück. Der Zwist verstummte, der Gast fühlte sich wohl; der Blick aus dem Fenster seines Stübchens über den Garten und in die Ferne war ihm „unbeschreiblich angenehm.“ Mit dem Hauptmann gieng er in den Wald, mit den Töchtern in die Orangerie, wenn das Abendroth auf den Bäumen lag. Noch hallte in

Christophine der Gram über die Flucht des Bruders und den Streit der Eltern nach, doch in Nanettens kindlichem Gemüth hatte sich dieser Eindruck bald ganz verwischt. Reinwald sah sie nur fröhlich, ihr Singen und Lachen durchschallte das Haus; er nannte sie vor seiner Abreise ein Engelsmädchen, das „schon Verse macht."

Im nächsten Jahre fuhr sie mit der Schwester nach Stuttgart. Beim herzoglichen Leibarzt, dem Onkel von Ludovika Reichenbach stieg sie ab. Dieser zeigte ihr das Haus auf dem Kleinen Graben, wo ihr Bruder als Medicus gewohnt, und den Gasthof „Zum Ochsen" in der Hauptstätterstraße, wo er Kegel schob. An den Ecken sah sie Theaterzettel: „Cabale und Liebe" vom Verfasser Herrn Schiller. Ein neues Stück des Bruders wurde zum ersten Male aufgeführt. Da bat und quälte sie so lange, bis Schwester Louise sie mit ins Theater nahm. Diese erzählte später, mit wie großer Spannung und verhaltenem Athem sie das Aufrollen des Vorhanges erwartet hätte. Kein Wort entschlüpfte ihren Lippen, wohl aber zeigte der erhöhte Glanz ihres Auges und die von Act zu Act steigende Verklärung ihres Gesichts, wie innerlich erregt sie war. Der stürmische Beifall, mit dem das Publikum das Stück begrüßte, machte den tiefsten Eindruck auf sie.

Die Künstler erschienen ihr in einem Zauberlichte, und beim Verlassen des Theaters sagte sie der Schwester, sie wolle Schauspielerin werden. Louise mußte über den Einfall des Kindes lachen, und auch der Vater nahm ihn scherzhaft auf. Er ließ sie gewähren, als sie nun declamierte, was ihr vor Augen kam: Lieder in der Hauspostille oder Gedichte von Hagedorn, Uz und Gleim. Darüber vergieng ein Jahr, und wieder traf Reinwald auf der Solitüde ein. Er warb um Christophine, in der Kirche neben dem Schlosse ward die Trauung vollzogen und Nanette streute dem Paare Blumen auf den Weg. Beim Abschied nahm der Vater 300 Gulden aus dem Schrein, die er der Tochter unter Thränen reichte. Die Summe habe er gespart, und Christophine brauche nicht zu fürchten, daß ihre Geschwister benachtheiligt würden.

Als die Trennung überwunden war, sah Schiller seit Jahren wieder heiterer aus. Die letzten Briefe des Sohnes ließen sein Bemühen erkennen, sich eine festere Lebensstellung zu schaffen. Nie vergaß er, nach dem „Nesthäkchen" zu fragen, und Louise, die ihm mehrfach über Nanette schrieb, theilte ihm deren Leidenschaft für das Theater mit. Der Glanz, in dem ihr die Künstler erschienen waren, hatte sich nur verstärkt. Ihre Phantasie rief stets die Gestalten zurück, durch die des Bruders Dichtung ihrem Auge und Verständnis zugeführt war. Seine Tragödien einst auf der Bühne darstellen zu können, war ihr ein herrlicher Gedanke, den sie nur eifriger nährte, je mehr ihn die Eltern zu verscheuchen suchten.

In Dresden und Weimar, vor Friedrich's Ankunft in Jena, hegte er den Wunsch, Nanette in seine Nähe zu ziehen. Er bat den Vater, ihre geistige Entwicklung leiten zu dürfen, doch schlug ihm dieser, da seine Verhältnisse noch zu unsicher waren, die Bitte ab. Erst nach seiner Ernennung zum Professor in Jena und seiner Vermählung kam er auf seinen Wunsch zurück, und nun war der Vater geneigt, ihm die Schwester zu schicken. Wiederholt schrieb er „Fritzen und der herzliebsten Frau Schwiegertochter," daß „die Nane" die schönsten Hoffnungen erweckte. Er rühmte die Güte des jetzt dreizehnjährigen Mädchens und hob ihre Fertigkeit im Rechnen hervor. Sehr artig, schrieb er weiter, spielte sie „Stückgens" auf dem Clavier und verfaßte, worüber der Bruder erstaunen würde, ein Trauerspiel.

Doch vergiengen noch einige Jahre, bevor zur Reise nach Jena gerüstet wurde. In Begleitung der Mutter sollte Nanette kommen. Ihre Ankunft

meldend, schrieb der Vater 1792 einen rührenden Brief. Es schmerze ihn tief, daß er nicht auch die Freude haben sollte, nach zehnjähriger Trennung den Sohn und dessen Gattin zu umarmen; in seinem hohen Alter sei ein Wiedersehen auf dieser Welt doch zweifelhaft. Aber für das, was er selbst entbehrte, sollte ihn das Glück entschädigen, das die Heimkehr der Seinigen und ihre Erzählungen ihm und Louise bereiten würden.

Diesem Briefe folgte ein zweiter, in dem er, vielleicht wegen der adeligen Schwiegertochter, Nanetten's einfache Erziehung entschuldigte. Obgleich sie besseren Unterricht als die Schwestern genossen hatte, meinte er doch, daß er nicht mehr an sie wenden könnte, da seine jährliche Einnahme kaum auf 500 Gulden stieg. Doch hätte sie Kopf und das beste Herz, auch viel von des lieben Fritzen Bildung im Aeußeren; der Sohn würde selber sehen und die Schwester beurtheilen können.

Erst nach diesen Briefen bestiegen Mutter und Tochter den Reisewagen. Nanetten war ausdrücklich eingeschärft, die Mutter unterwegs zu pflegen, auf ihre Sachen zu achten und das „Besondere“ auf der Reise aufzuschreiben, damit sie, wie der Vater bemerkte, mit Nutzen reise und nach ihrer Heimkehr „Alles richtig erzählen könne.“ Der Abschied war sehr bewegt, und klopfenden Herzens sahen die „Solitüder,“ wie man damals sagte, der ersten Nachricht aus Jena entgegen.

Schwer konnte sich Nanette in das Aussehen des Bruders finden. In der Uniform eines Feldscherers mit dickem Zopfe und sechs Locken an der Stirn, wie sie ihn zuletzt gesehen, schwebte er ihr vor. Jetzt sah sie einen bleichen, kränklichen Mann, dem aber die Freude des Wiedersehens das Antlitz verklärte. Ihre Schönheit überraschte ihn, und mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf dem theuren Mädchen, das die Klänge der Heimat und Kindheit in seinem Herzen weckte. „Sie ist gut,“ schrieb er an Körner, „und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das Beste.“

Ihre schwäbische Naivetät übte den günstigsten Eindruck auf seine Stimmung und machte auch seiner Gattin viele Freude. Weniger mochte dieser die Schwiegermutter gefallen, deren praktischer Blick an der Errichtung der Wohnung und am Haushalte Manches zu rügen fand. Ueber die „äußerst nachlässigen“ Geldgeschäfte des Sohnes entsetzte sie sich, und der wenig bekannte Bericht eines jungen Reisenden, der Schiller damals besuchte, enthält die Mittheilung, daß der Dichter während der Anwesenheit seiner Mutter plötzlich rechnen lernte. „Lustig war es anzuhören, wenn er nun ins Rechnen kam. Einst erklärte er in vollem Ernst, mit wie Wenigem der Mensch leben könnte, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in diesem Sinne: Man kauft sich ein Laib Brot, man hat an einem halben Kreuzer genug und ißt wöchentlich einmal eine warme Wurst.“

In einer ruhigen Stunde, als sich Nanette mit der Schwägerin und deren Schwester, Karoline von Wolzogen, in einem Garten befand, sprach die Mutter mit ihrem Sohne über des Mädchens Hang zum Theater. Louise hatte ihm öfter davon geschrieben, und da er dem Schauspielerleben abgeneigt war, versprach er, mit Nanen eindringlich zu reden. Es geschah in seinem Zimmer, doch ergriff sie die Gelegenheit, wo sie ohne Zeugen waren, und sprach ihm einige seiner Gedichte und ganze Scenen aus seinen Tragödien so seelenvoll und verständnisreich vor, daß er verstummte und sein Versprechen vergaß. Sie bat ihn flehentlich, auf die Eltern zu wirken, damit sie ihr erlaubten, auf der Bühne zur Verherrlichung des Bruders beitragen zu können. Auch Frau von Wolzogen, an der sie eine Fürsprecherin fand, suchte ihn zur Umstimmung der

Eltern zu bewegen, doch erklärte er die Schwester noch für zu jung und versprach, die Sache zu überlegen.

Mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihres Wunsches kehrte Nanette heim. Sie und die Mutter brachten dem Vater die Nachricht, daß Fritz ihn besuchen werde. In dieser Aussicht verlebte, er die nächste Zeit, und als ein Brief aus Jena die Ankunft von Sohn und Tochter im August 1793 verhieß, wurde Nanette erst nach Stuttgart geschickt, um Nähen und Putzarbeit zu erlernen, besonders aber, um sich „im Umgange mit anderen guten Menschen besser formieren zu können." Sie wohnte wieder bei ihrer Pathe Ludovika Reichenbach, die inzwischen den Lieutenant Simanoviz geheiratet hatte. Sobald der Bruder aber eingetroffen war, eilte sie zu ihm nach Heilbronn. Dort und später in Ludwigsburgs, wo der Herzog ihn wohnen ließ, ohne noch an die Bestrafung des Flüchtlings zu denken, blieb sie beständig in seiner Nähe. Zu Fuß eilte sie nach der Solitüde, um die Erste zu sein, die den Eltern die Nachricht brachte, daß ihnen ein Enkel geboren sei. Der erste Sohn unseres Dichters wurde Karl genannt, und bei der Taufe trug Nanette ein weißes Kleid mit Puffärmeln, ein Fichu mit Silberfäden durchwirkt und rothe Rosen im Haar.

Um diese Zeit wurde der Hauptmann zum Obristwachtmeister ernannt, und Ludovika Simanoviz, eine treffliche Künstlerin, malte den Dichter in Oel. Doch störte eine verheerende Krankheit, die unter den Truppen entstand und sich aus den Lazarethen über die ganze Gegend zu verbreiten drohte, das trauliche Beisammensein. Da mußte Schiller an die schleunige Rückkehr nach Jena denken. Immer neue Proben ihrer Begabung für die Bühne hatte Nanette ihm abgelegt und ihre Bitten um seinen Einfluß auf die Eltern dringend wiederholt. Auch jetzt erschien sie ihm noch zu jung, doch sagte er wieder, daß er ihren Wunsch auch ferner erwägen werde und die Einwilligung der Eltern zu erreichen hoffe.

Diese Aussicht blieb ihr Trost in der nächsten Zeit. Sie schloß sich in die Bodenkammer ein, declamierte und übte sich in Attitüden, bei denen sie ein weißes Tuch benutzte. Louise, die ins Vertrauen gezogen war, schrieb es dem Bruder und theilte ihm mit, daß Nane beim Anblick seiner Büste, die Dannecker nach der Solitüde geschickt, Freudenthränen vergossen hätte. Inzwischen erwog Schiller ihren Plan mit der ihm eigenen Sorgfalt, und als er mit Frau und Schwägerin noch einmal Alles gründlich besprochen hatte, trug er Goethe die Sache vor. Seit fünf Jahren lag diesem die Leitung des Weimarer Theaters ob, und falls die Eltern einwilligen würden, sollte Nanette die dortige Bühne betreten. Unter Goethe's Augen wurde manche Klippe vermieden, die dem Schauspielerstande bei den damaligen Verhältnissen leicht gefährlich war.

Bevor aber Schiller noch an den Vater schrieb, um dessen Zustimmung zu erbitten, trafen von diesen tief erschütternde Nachrichten ein. Er selbst war krank und konnte nur mit großer Mühe schreiben, daß in Folge des Krieges zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen auf der Solitüde ein Lazareth errichtet sei. Ein furchtbares Fieber wüthe in der ganzen Gegend, das nun — im März 1796 — auch Nanette ergriffen hätte. Zwischen seinem und ihrem Lager, fügte der Greis hinzu, giengen die Mutter und Louise hin und her. Acht Tage ließ er die Nachricht folgen, daß wenig Hoffnung sei. „Ach, wenn der liebe Gott nur der Nanette wieder aufhilft, die sich in ihrem gegenwärtigen Alter so gut gefaßt hat, ein so vortreffliches Herz und mehr Kopf hat, als wir je von ihr erwartet haben, kurz, die uns ebenso viel Freude wie unsere anderen lieben Kinder versprochen hat."

„Ich gestehe," schrieb der Sohn zurück, „daß ich das Schlimmste fürchte,

weil sie schon vor dem Anfall dieser Krankheit nicht ganz gesund gewesen ist." Mit Zittern sah er dem nächsten Briefe entgegen, der ihm die entscheidende Nachricht bringen mußte. „Wie werde ich es ertragen," rief er aus, „eine so liebe hoffnungsvolle Schwester zu verlieren, zu deren künftigen Aussichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die vielleicht ihr Glück gründeten!"

Im April erhielt er die Trauerkunde. Noch in den letzten Stunden, nach mündlicher Mittheilung der Frau von Wolzogen, hatte die Kranke aus den „Räubern" und „Don Carlos" declamiert. Der Brief des Vaters war ein Schmerzensschrei: „Gott hat sie zu sich genommen, und ihr Los kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen. Wir haben viel, viel an ihr verloren; Gott stehe uns bei und erhalte insbesondere die liebe Mutter, die sich zu meiner großen Beruhigung in den Willen Gottes ergibt. Er setze unseren lieben übrigen Kindern die Jahre zu, welche Nanette hätte erreichen können. — O Ihr liebsten Kinder, wir sind eben sehr betrübt. Ich, der ich nicht aus dem Bette kann, konnte sie nimmer sehen, sie nicht trösten, ihr nicht beistehen. Ich kann nicht mehr!"

In dem weißen Kleide, das sie bei der Taufe ihres Neffen trug, doch mit weißen Rosen und Myrthen im Haar, lag sie im Sarge. Auf dem Friedhofe des nahen Dorfes Gerlingen ward sie bestattet. Ihr und dem Vater, der noch in demselben Jahre starb und an ihrer Seite begraben wurde, hielt Vicar Frankh die Trauerrede. Er vermählte sich später mit Louise und nahm die Mutter seiner Frau zu sich ins Haus.

In wenigen Worten meldete Schiller dem Freunde Körner Nanetten's Tod: „Meine jüngste Schwester, ein Mädchen voll Hoffnung, von Talent, und die auch hübsch war, ist gestorben." Wohl schwebte auch ihm die liebliche Gestalt der früh Verklärten vor, als er sich selbst und Vielen zum Troste sang:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los."

Staatshülfe für die deutsche Sprache?

Von August Mühlhausen in Hamburg.

Wer hat nicht heutzutage schon irgend einen sprachlichen Verdruß gehabt? Den Einen hat es gekränkt, daß der Sohn sich dem Vater überlegen dünkt mit seiner „neuen" Orthographie, hält er doch mit Herrn von Treitschke für Recht, daß die Kinder von den Eltern lernen sollen und nicht umgekehrt die Eltern von den Kindern. Der Andere ärgert sich darüber und kann es gar nicht fassen, daß ein so einsichtsvoller Mann, wie der deutsche Reichskanzler, sich so entschieden gegen die Einführung der Antiqua, der lateinischen Schrift, wehrt; hat ihn doch der väterliche Bücherschrank belehrt, daß diese Schrift nicht einmal die Verbreitung lyrischer Poesie behindert; sind doch z. B. Matthisons rührsame Gedichte mit lateinischen Lettern gedruckt und hingegen ältere lateinische Bibeln mit den doch nur so genannten deutschen, den Buchstaben der gebrochenen Mönchsschrift, hat also doch

die ganze Sache mit unserer Nationalität nichts weiter zu thun, als daß wir unter den Culturnationen am längsten das Mittelalter, wenigstens in der Schrift, conserviert. Der Dritte endlich, der Mann der bequemen Ruhe und Ordnung, möchte gern, mit Wilhelm Busch zu reden, ein für allemal wissen, was an der Sache ist. Und so hält er's für's Beste, alle sprachliche Angelegenheit werde von Amtswegen geordnet, da brauchte er nicht erst zu wählen, und Wahl, das sagten schon die ehrwürdigen Großväter, die doch nichts vom Reichstage wußten, macht doch auch immer Qual. Sonst gewiß kein Franzosenfreund, wünscht er sich doch einen Zustand, wie ihn einst Wilhelm Grimm geschildert: „Wenn ein Franzose unsicher ist über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiß, ob es überhaupt in der Schriftsprache zulässig ist, wenn er fürchtet, einen orthographischen Fehler zu machen, so holt er sein Gesetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er schlägt nach und findet eine Entscheidung, welche, um mich juristisch auszudrücken, kein Gericht wieder umstoßen darf, mit anderen Worten, er schreibt correct und ist gegen jeden Tadel gesichert.“

Das Verlangen nach einer solchen Staatsautorität auch in sprachlichen Fragen sehen wir in unseren Tagen unterstützt von etlichen militärisch geschulten Gelehrten, die am liebsten unsere gesammte Bildung schwarz-weiß-roth anstreichen oder doch mindestens amtlich aichen möchten. Um mit etwas recht Unverfänglichem zu beginnen, wird da gern in der Einleitung angeführt, daß schon am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts der große Leibniz eine Art Akademie für deutsche Sprache gefordert hätte.

Ehe wir indessen weiter gehen, haben wir festzustellen, daß es mit dieser „Forderung“ des großen Leibniz doch eine ganz eigene Bewandtnis hat, die ehrlicher Weise dem Leser nie verschwiegen werden darf. Es gibt nämlich zwei verschiedene Bearbeitungen desselben Themas: die ältere vom Jahre 1679 „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ und die jüngere vom Jahre 1697 „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“. Keine von beiden ist jemals zu Leibnitzens Lebzeiten in Druck gegeben; die ältere erschien zuerst in dem 1716 zu Hannover herausgekommenen Buche: V. Godofr. Guilelmi Leibnitii Collectanea Etymologica, illustrationi Linguarum, veteris Celticae, Germanicae, Gallicae, aliarumque inservientia, cum praefatione Jo. Georgii Eccardi. Aus diesem Buche ist die übrigens deutsche Abhandlung zuerst wieder abgedruckt in Gottsched's Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 1732, dann erst wieder 1831 in einer Sonderausgabe von H. Lindner, darauf in Wilh. Wackernagel's deutschem Lesebuch 1836 und endlich, in der Annahme, daß nicht allen Lesern der Text zur Hand sein möchte, in dem dritten Bande des Weimarer. Jahrbuchs 1857.

Die ältere Bearbeitung: „Ermahnung an die Teutsche“ ist aber gar erst 1846 durch C. L. Grotefend der stillen Ruhe in den hannoverschen Archiven entzogen.

Darum kann man auch nur in des freisinnigen Hoffmann v. Fallersleben Urtheil einstimmen, wenn er sagt:

„So zeitgemäß die Vorschläge waren und so erfolgreich sie hätten werden können, wenn sie von Leibniz selbst noch veröffentlicht worden wären, so blieben sie doch nach seinem Tode unbeachtet, versteckt in einem lateinischen Buche, nur den eigentlichen Gelehrten zugänglich, und sind heutigen Tages nur eine Curiosität, um daraus zu lernen, wie Leibniz über deutsche Sprache und Literatur dachte und mit welchen Mitteln er

ihnen aufzuhelfen meinte; sie haben nur noch ein historisches und persönliches Interesse. Wie viel hätte Leibnitz mit diesen Vorschlägen wirken können, wenn er bei seinem hohen Ansehen bei Vornehm und Gering damit selbst hervorgetreten wäre! Aber leider fand er es bequemer, die Ergebnisse seines Forschens und Denkens in einer ihm geläufigeren Sprache darzulegen, wobei denn auch er von einer Ansicht, die nicht ohne Beimischung von Eitelkeit war, ausgieng, nämlich, daß dem deutschen Gelehrten keine Theilnahme und Bewunderung im Auslande erwüchse und erwachsen konnte.

Fügen wir noch hinzu, daß schon ein Zeitgenosse, der klar denkende Charaktermensch Thomasius im Wintersemester 1686/87 den Muth der That gefaßt und an das schwarze Brett der Universität zu Leipzig das erste deutsche Programm geschlagen, das zum Besuche einer in deutscher Sprache zu haltenden Vorlesung aufforderte.

Das Verlangen, um das es sich hier handelt, findet sich in der älteren Bearbeitung am ausführlichsten ausgesprochen. Es heißt daselbst:

„Und weil aus allem Obstehenden so viel erscheinet; daß vor allen Dingen die Gemüther aufgemuntert und der Verstand erwecket werden müsse, als der aller Tugend und Tapferkeit Seele ist, so wäre das meine unvorgreifliche Meinung, es sollten einige wohlmeinende Personen zusammentreten und unter höherm Schutz eine deutschgesinnte Gesellschaft stiften, deren Absehen auf alle dasjenige gerichtet sein sollte, so den deutschen Ruhm erhalten und auch wieder aufrichten könne, und solches zwar in denen Dingen, so Verstand, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit einigermaßen betreffen kann; und dieweil solches alles vornehmlich in der Sprache erscheinet, als welche ist ein Dolmetscher des Gemüts und eine Behalterin der Wissenschaft, so wird unter anderm auch dahin zu trachten sein, wie allerhand nachdrückliche, nützliche, auch annehmliche Kernschriften in deutscher Sprache verfertigt werden möchten."

In der spätern Bearbeitung findet sich die Akademie betreffend nur die eine knappe Bemerkung:

„§ 30 Weilen aber die Sache von einem großen Begriff, so scheinet selbige zu bestreiten etwas größers als Privatanstalt nöthig, würde demnach dem ganzen Werk nicht besser noch nachdrücklicher, als mittelst einer gewissen Versammlung oder Vereinigung aus Anregung eines hocherleuchteten vornehmen Haupts mit gemeinem Rath, und gutem Verständnis zu helfen sein.

§ 31. Das Hauptabsehen wäre zwar der Flor des geliebten Vaterlandes deutscher Nation, sein besonderer Zweck aber und das Vornehmen (oder objekt) dieser Anstalt wäre auf die deutsche Sprache zu richten; wie nehmlichen solche zu verbessern, auszuzieren und zu untersuchen."

Und als eigentliche Leistung, um die es ihm mit Gründung solcher Gesellschaft so recht zu thun ist, bezeichnet er ein deutsches Wörterbuch, dessen Plan er eigentlich recht vollständig darlegt, indem er erwartet: eine Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jedermann brauchet, sondern auch auf die, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen; und nicht nur auf die so man Hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anitzo allein herrschen, sondern auch auf Plat-deutsch, Märkisch, Obersächsisch, Fränkisch, Bayerisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bei dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; auch nicht nur was in Deutschland in Uebung, sondern auch was von deutscher Herkunft im Holl- und Engelländischen: worzu auch fürnehmlich die Worte der Nord-deutschen, das ist der Dänen, Norwegen, Schweden und Ißländer (bei welchen letztern

sonderlich viel von unsrer uralten Sprach geblieben,) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränkische, wie sichs in uralten Schriften und Reimen findet."

Und dieses große Werk, zu dem mehr als Privatanstalt nöthig, es ist ja seitdem in die Erscheinung getreten, ist wahr und wirklich geworden und noch dazu weit herrlicher, als man es damals hat ahnen können: es nennt sich schlicht und recht: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Es ist auch ein Verein, der ihm zum Dasein verholfen, aber ein Verein, wie allein er der hohen Sache würdig und wie er stets zum Heile der Nation bestehen sollte: zusammengehalten nicht durch Pflicht und Satzung, sondern einzig durch das gemeinsame Band gleichen Strebens und gleicher Verehrung für die edlen Forscher, die hier Baumeister werden wollten der Ruhmeshalle deutscher Sprache; auf ihren Ruf eilten, ohne jedweden äußeren Vortheil, die wackersten Männer herbei, um thätig Hand mit anzulegen; und die für sich schon einen Namen hatten, hier waren sie's zufrieden, ungenannt ihre Dienste zu thun: der Meister Ehre — ihre Ehre; und ihr Lohn — die Freude am gelingenden Werk. Hat auch das unvergleichliche Brüderpaar die Krönung des Gebäudes nicht erlebt, so sind wir doch Zeuge geworden der Geister fesselnden Macht ihres lebensvollen Planes: sehen wir doch Männer wie Rudolf Hildebrand, Moritz Heyne und Matthias Lexer in des Wortes eigentlichster Bedeutung die beste Kraft ihres Lebens und Denkens der Förderung des begonnenen Werkes weihen; und das ist ganz unbedingt eine Wirkung, wie sie nur die freie Wahl möglich macht, wie sie entschieden als Amtsleistung nicht möglich ist. Wir vergessen eben in unseren Tagen, geblendet durch solche Erfolge, die ihrer Natur nach allerdings nur durch ein Zusammenfassen — aber doch schon vorhanden gewesener, nicht etwa erst neu entstandener — in Freiheit erwachsener Kräfte möglich geworden, gar zu leicht, den Wert rechter Freiheit für alles geistige Leben zu schätzen.

Unsere ganze Lage ist heute eine andere. Und so ist es nicht recht ersichtlich, wie die Vorkämpfer für eine Akademie der deutschen Sprache immer wieder Leibnitz und allenfalls auch Herder anführen mögen. Sie hätten vielmehr zu zeigen, daß Beide auch heute an ihrem Plane festhalten würden, heute, wo jede deutsche Universität ihren germanistischen Lehrstuhl hat und wo z. B. in Sachsen jeder Philologe deutsche Collegien muß gehört haben.

Herder mit seiner 1787 auf Anfordern des Markgrafen Karl Friedrich von Baden abgefaßten Denkschrift: „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" hat im Grunde dasselbe Ziel wie Leibnitz: sie wollen Beide durch die Liebe zur Sprache und ein gemeinsames Institut für deren Pflege den Gemeinsinn fördern; bei dem inneren Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wollen sie mit ihrer Anstalt den Gedanken kräftig erhalten, daß wir nur Ein Volk sind; daher müssen sie als klardenkende Männer zu verhindern suchen, daß mit der Verselbständigung der Provinzen zu Kleinstaaten sich nicht aus den Sprachprovinzen der Dialecte am Ende gar noch kleine Literärstaaten bilden: es ist also ihr Vorhaben ein politisches im vollen Sinne des Wortes. Eine Sprache, Ein Volk, Ein Staat, das war ihre Hoffnung.

Das kann aber doch jetzt nicht mehr das Programm sein einer Akademie der deutschen Sprache. Wird unser Nationalstolz nicht lebendig gehalten durch unsern Staat, durch unser innerpolitisches Leben, können diese

wahrhaft gewaltigen Kräfte und das in einem Volke so ungemischt wie wenige, es nicht bewirken, daß unsere Sprache, im natürlichen Einklange mit dem lebendigen Denken und Ringen der Nation, eine edle, würdige werde, rein, stark und stolz: so taugen die herrschenden Gedanken nichts und keine Akademie der deutschen Sprache kann da helfen. Es schickt sich nicht für uns, zu vergessen, wie unsere Gemeinsprache entstanden. Hat doch der herzenzwingende Inhalt aller der Lebensströmungen, die wir unter dem Namen der Reformation zusammenfassen, sich frei die angemessene Sprache geschaffen; hat doch diese Sprache sich frei, das heißt durch die Macht des Geistes, dessen Träger sie war und in der Folge der Zeiten mehr und mehr ausschließend wurde, sogar das am längsten widerstrebende Bayern erobert, wo in den Jahren 1722—27 vier Octavbände herauskommen konnten unter dem Titel: „Parnassus Boicus, oder Neu-eröfneter Musenberg, worauf verschiedene Denk- und Leßwürdigkeiten auß der gelehrten Welt, zumalen aber auß denen Landen zu Bayrn abgehandlet werden. Vier und zweyntzig Unterredungen. Mit Erlaubnuß der Oberen. Getruckt zu München bey Joh. Luc. Straub", in denen sich unter anderen bemerkenswerten Auslassungen auch diese findet: „in diesem Unformbe — (seine landlaufige Muttersprache in das Hochteutsche eindringen zu wollen) — hat es niemand Luthero bevor gethan"; er hat „in seiner teutschen Afterbibl keine andere Absicht gehabt, als seiner Obersächsischen Sprache die Universal-Monarchi einzuraumen"; es wird ferner getadelt, daß sogar einige Katholische „wenn sie ein dergleichen Protestantisch Luftwort erschnappen, sich, weiß nit, wie breit zu machen suchen."

Und nach 1779 sogar noch versuchten es unter Karl Theodor die Jesuiten, harmlose Evangelienbücher aus den unteren Schulen zu vertreiben, „weil die Wortschreibung lutherisch, die Sprache ketzerisch wäre."

Was aber Luther, als ein anderer Philipp, unerobert zurückgelassen von deutschen Provinzen, das sollten seine würdigen Söhne im Geist, das sollten Lessing, Goethe und Schiller der deutschen Gemeinsprache mit siegender Gewalt erringen.

So bliebe denn der neuen Akademie wohl nur noch eine ähnliche Aufgabe, wie sie die französische eine lange Zeit wirklich gelöst, wie sie in Italien die Crusca versucht hat. Ob die aber des Schweißes der Edlen wert, ob gewisse Gefahren nicht unerwünschter als der gehoffte Nutzen?

Kein anderer als Leibnitz erzählt, und zwar eben in den Unvorgreiflichen Gedanken § 18, daß die italienische Gesellschaft der Crusca Anfangs ganz Italien habe an die florentinischen Gesetze binden wollen; ein vornehmes Glied der Gesellschaft aber habe sich gegen ihn (L.) geäußert, er wäre selbst in seiner Jugend mit solchem toscanischen Aberglauben behaftet gewesen; bei der letzten Ausgabe des Wörterbuchs habe man viele Worte zur Hinterthür eingelassen, die man vorher ausgeschlossen. Auch die französische Akademie, berichtet Leibnitz, § 36, weiter, habe die Kunstwörter anfangs ausgeschlossen; er (L.) habe auseinandergesetzt, daß das nicht wohlgethan sei, es werde von einer Versammlung so vieler trefflicher Leute in einem blühenden Königreiche unter einem so mächtigen Könige mehreres erwartet; aber, aber — sie sind (§ 37) bei der einmal angefangenen Arbeit geblieben, ein gewisser Furetiere hat sich aus eigener Lust über die Kunstworte gemacht, die Akademie aber hat es übel genommen (L. eigene Worte), sein Werk verhindert, und — da es doch in Holland herausgekommen, hat sie einem Andern aus ihrer Mitte eine gleiche Arbeit aufgetragen. So haben, ruft Leibnitz aus,

die Leidenschaften zuwege gebracht, was die Vernunft nicht vermocht.

Ein entscheidendes Wort aber hat in neuer Zeit Wilhelm Grimm gesprochen auf der ersten Germanistenversammlung zu Frankfurt am Main im Jahre 1846. Vor dieser wirklich erlauchten Versammlung — glänzten doch als Sterne erster Größe unter den Anwesenden Dahlmann, Gervinus, Häußer, Lappenberg, Mittermaier, Pertz, Pfeiffer, Raumer, Schmeller, von Sybel, Uhland, Vilmar, Wackernagel — führte Wilhelm Grimm Folgendes aus:

„Napoleon drückte sich vortrefflich aus, scharf, bestimmt, wie es die französische Sprache vermag, er schlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein Jeder eingestehen, auch wer ihn so wenig liebt als ich: aber er schrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Cases, der seine Mittheilungen auffaßte, ob er Orthographie verstände, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmäßig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist aber Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz, die Sprache auf gesetzlichen Fuß bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äußern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blöße sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Allein die natürliche Freiheit der Sprache, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es gibt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht bloß frei, kühn und keck; auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettiert in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Das ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergroße Spannung mit sich führt und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses plötzliche Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, größern Vortheil oder größern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen, zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das was zulässig und was auszustoßen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt."

Was Wilhelm Grimm hier von der französischen Akademie als werdend ankündigt, heute ist es eine vollendete Thatsache. Kein Franzose, wenigstens keiner, der etwas Eigenes zu sagen hat, denkt daran, erst das Wörterbuch der Akademie um Rath zu fragen, ja manche Akademiker, und gerade die besten, brauchen in ihren Schriften Wörter, denen sie den Eintritt in's Wörterbuch verwehrt: Das sprachlich Schöne ist eben die That der bewegten Seele des Dichters, nicht aber das Fündlein einer ordnungsgemäß in nüchternster Alltagsstimmung zusammengetretenen Versammlung.

Und die Gelegenheit, bei der Wilhelm Grimm die angeführten Worte gesprochen, ist so recht bezeichnend: er will nämlich die gelehrte Welt aufmerksam machen auf das in Angriff genommene deutsche Wörterbuch. Mit diesem Werke soll kein Gesetzbuch geliefert werden, das irgendwie vorschriebe, wie gesprochen werden soll; nichts, gar nichts soll darin befohlen werden, nie soll es heißen, so muß es sein, von Autoritätswegen, die Grimm haben es gesagt, sondern lediglich: so

ist unsere Sprache geworden und gewachsen, sieh selbst: Hier ist ihr Schatzhaus, hier findest Du gesammelt das leuchtende Gold der Dichtkunst, das helle Silber der gewichtigen Rede und das so nöthige Kupfer des täglichen Marktverkehrs; auch einige Falschstücke mögen mit darunter sein: Brauche Deines Rechtes als Sohn der gegenwärtigen Stunde, wähle frei nach eigener Einsicht, was Du bedarfst zu Deinem Leben: Freiheit der Wahl ist die Sonne aller Entwicklung zur Schönheit.

Wunderliche Heilige.

Aus mythischem Dunkel in's profane Licht gestellt von Hans Malser.

Jung Jakob.

Das war kein übler Spaß, Vater Laban. Aber ich an Deines Schwiegersohnes Stelle möchte mich dafür bedanken.

Es war ja recht nett, wie Jakob der Schäfer am Brunnen die Rachel gesehen hat. Von dieser Zeit an hatte der junge Mann seine Himmelsleiter und die Engel, welche daran auf- und abstiegen, ganz vergessen, es gefiel ihm auf dem festen Erdboden zu gut, auf dem der schöne kleine Fuß der Rachel stand. Und wenn sie mit ihrem Kruge am Brunnen war, da hatte er Durst, aber sie gab ihm nicht zu trinken, weil er so schnaufend herbeigelaufen war, und in der Hitze ein gäher Trunk — das wußte die kluge Rachel — ist jungen Leuten nicht gesund.

So dachte sich Jakob: Wenn ich erst ihr Herr bin, dann muß sie mir zu trinken geben, wann ich will, und warb um sie beim Vetter Laban.

Der lächelte und sprach: „Du lieber Junge, das glaube ich Dir, daß Du dieses Kind haben möchtest. Aber hast Du auf dem Markt je eine Weintraube geschenkt erhalten? Niemals. Und Du willst das Kostbarste und Schönste und Wohlschmeckendste auf Erden zum Geschenk haben? Diene mir sieben Jahre und hüte meine Schafe, dann magst Du wieder von solchen Dingen mit mir sprechen."

Ich wäre über einen solchen Bescheid in Verzweiflung gerathen, aber jung Jakob sagte mit Freuden Ja, denn er dachte: Sie käme doch täglich zum Brunnen mit ihrem Krug. Allein die Alten wissen in solchen Sachen nur zu gut, was sich die Jungen denken, Laban schickte nun nicht mehr die knospenfrische Rachel zum Wasser, sondern seine ältere Tochter, die Lia. Die war freilich keine Knospe mehr, sondern eine Rose, bei der die Blätter sich schon welk nach auswärts zu legen begannen; sie hatte auch hervorstehende Augen, die fast, wie bei einer Schnecke die Fühler, noch mehr hervor wuchsen, wenn Jakob in die Nähe kam. Aber Jakob kam ihr nicht sehr in die Nähe sondern hütete auf der Flur die Schafe und war nicht in bester Stimmung.

Sieben Jahre vergehen unter solchen Umständen höchst langweilig, aber endlich waren sie doch dahin, Jakob trat zu Laban und begehrte den Lohn.

„Welchen Lohn?" fragte der Vetter.

„Den Du mir versprochen hast, daß Du mir die Rachel zum Weibe gibst."

„Ei Knabe!" rief Laban, „was Du da sagst! Meine Rachel Dir zum Weibe! Davon war keine Rede. Ich habe nur gesagt, daß — wenn Du

mir sieben Jahre dienest — Du von solchen Dingen mit mir wieder sprechen magst. Nun, und gesprochen hast Du jetzt davon. Wenn Du aber die Rachel zum Weibe haben willst, so mußt Du mir noch sieben Jahre die Schafe hüten."

Auf dieses trostreiche Wort nahm jung Jakob eine sehr demüthige Stellung an und sagte: „Mein lieber Vetter Laban, Du bist ein Erzgauner. Die Rachel wird beim Zuwarten nicht mehr besser. Ich habe sie ehrlich verdient."

„Ehrlich?!" sagte Laban und zog den Ton sehr in die Länge. „Darf ich Dich an die weißen Lämmer erinnern?"

„Ja, Vetter, Du hast mir alle weißen Lämmer zum Eigenthum versprochen, welche Deine schwarze Schafherde hervorbringen würde."

„Ja, mein feiner Jakob, und Du hast die Wände des Schafstalles weiß angestrichen zur Zeit, wenn die Schafe Flitterwochen hielten. Ich hätte nicht gedacht, daß Du so klug wärest. Die weißen Lämmer, die geboren wurden, sind Dein gewesen, ich habe geschwiegen, doch nun rathe ich Dir, sprich Du nichts von Ehrlichkeit."

Jakob hielt dem Alten die Hand hin und sagte mit weicher Stimme: „Vetter, also gibst Du Deine Tochter keinem Unwürdigen. Zweimal sieben Jahre wirbt man nicht um ein junges Weib. Ich weiß auch andere Töchter unter Abrahams Stamme."

Diese Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

„Wohlan, Jakob," sagte Laban, „ich will Dir meine Tochter geben, morgen soll die Hochzeit sein."

Jung Jakob erschrak fast über das Glück, das nun plötzlich so nahe war. Eilends ließ er sich die Locken kürzen und wusch seine Füße. Und am nächsten Tage geleitete ihn Vetter Laban bis zum Eingang des dunklen Brautgemachs.

Als der Morgen kam und durch eine Wandritze die Sonne hineinguckte, nahm jung Jakob mit Schrecken einen großen Irrthum wahr. Er stürzte hinaus, stürzte mit fliegendem Gewande zu Laban und rief: „Das ist nicht die Rachel! Das ist ja nicht die Rachel!"

„Ist sie es nicht?" fragte der Vetter schmunzelnd, „nun, dann wird es die Andere sein."

„Vetter! Du hast mir die Rachel versprochen!"

„Da bist Du in einem Irrthum, mein Freund," sagte Laban, „ich habe Dir meine Tochter versprochen, und Lia ist auch meine Tochter. Ein Mann mit Ordnungssinn wird niemals seine jüngere Tochter vor der älteren verheiraten. Du sollst Dir ihn auch angewöhnen, diesen Ordnungssinn, mein Sohn."

Weil Laban sah, daß Jakob trostlos war, so legte er ihm die Hand auf die Achsel und sprach: „Ich bin kein Stein. Wenn Du mir weitere sieben Jahre dienest, so sollst Du auch die Rachel haben, und zwar noch in dieser Woche."

So geschah es, daß jung Jakob nun plötzlich zwei Frauen hatte, von denen ihm aber seltsamerweise die jüngere und die schönere weitaus die liebste war.

Nun, sie hatte auch mehr gekostet.

Der lyrische König.

Der gute König David! Wenn man ihm so zusieht, wie er mit seinem langen weißen Haar und Bart dasitzt und harfenspielt, so möchte man's nicht glauben.

Einer der größten Männer des jüdischen Volkes war er, heute sitzt er unter den heiligsten Heiligen im Himmel und spielt die Harfe zum Lobe Gottes. Die ältesten Leute, nämlich jene, die das Buch der Könige geschrieben haben, wissen sich wohl noch zu erinnern an die tollen Streiche. Freilich hat er gebüßt, aber Könige

büßen nicht so hart, wie andere Leute. Thränen soll er vergossen haben, als der Freund ihm formhalber die Leviten las, denn er war eine lyrische Natur und spielte auch die Harfe.

Das, was hier erzählt werden soll, war zur Zeit, als König David Krieg führte gegen die Ammoniter. Er schickte sein ganzes Heer ab gegen den Feind, für seine Person aber ließ er sich unpaß melden und blieb daheim in seinem Palaste zu Jerusalem, und sang zum Saitenspiel Kriegslieder auf die Schlachten, die draußen geschlagen wurden. Es war zwar etwas langweilig daheim, aber doch nicht so unwirtlich, wie dort vor den Speeren der Ammoniter. Als er einmal vom Söller hinabsah in den Garten, erblickte er dort ein Weib, welches eine Rose von Jericho mit Wasser begoß. Sie gefiel ihm, aber nicht die Rose sondern das Weib, denn er war eine lyrische Natur. Es war ein dralles, schönes Weib und hatte ährengelbes Haar. Das ist was Seltenes bei diesem Stamme, ährengelbes Haar, und weil der König schwarzes hatte, so meinte er, man könnte etwas Schwarzgelbes veranstalten, obzwar damals Oesterreich noch nicht zu berücksichtigen war.

Der König winkte einen Aufwärter herbei und fragte ihn, wer das Weib sei, welches dort die Rosen mit Wasser begieße. Der Aufwärter antwortete, das sei das Weib eines Mannes, der unten im Kidronthale sein Haus habe. Sie könne sehr schöne Rosen ziehen, daher verdinge sie sich manchmal in die königlichen Gärten.

„So steige hinab,“ sagte der König, „und hole sie herauf. Und die schönste Rose soll sie mitbringen, die sie gezogen hat, damit ich sehe, ob sie ihren Lohn wohl verdient in den königlichen Gärten.“ Denn er war gerecht.

Sie kam mit Freuden herauf, allein lange war sie nicht im Gemach, so nahm sie Anlaß zu flüstern: „Herr, ich bin das Weib des Urias.“

„Das ist ja recht schön,“ sagte der König, „Du magst es auch in Zukunft sein. Setze Dich nur einmal zu mir und erzähle mir von Deinen Rosen.“

Sie sagte: „Herr, Du bist ein recht leutseliger König. Mein Mann kümmert sich wenig um die Rosen und das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich meinem großen König einmal von Rosen sollte plaudern dürfen.“

„Das ist ja recht schön,“ versetzte der König und nahm sie bei der Hand.

— Hier macht das Buch der Könige einen Sprung. Es überspringt mehrere Wochen und ich deute es erst wieder, als der König einmal durch die Gärten schritt und wieder das Weib mit den ährengelben Haaren sah. Sie kniete auf der Erde, begoß wieder eine Rose, aber heute nicht mit Wasser, sondern mit Thränen.

Der König trat zu ihr und fragte, warum sie weine?

„Urias wird mich verstoßen,“ schluchzte sie, „denn ich muß es ihm bald mittheilen.“

Der König stutzte einen Augenblick, endlich sagte er: „Das ist ja recht schön.“

Dann gieng er hinauf in seinen Palast und dachte nach, was da zu machen sei. Denn er war kein gewöhnlicher König, er wollte das Weib des Urias den Mißhandlungen ihres Mannes entziehen und es zu seiner Frau machen. Weil er selbst zugleich hoher Priester war, so brauchte er der Trauung wegen nicht verlegen zu sein, aber nach dem Gesetz stand ihm der Urias im Weg. Er ließ ihn rufen.

Als der Mann erschien, fragte ihn der König, ob er nichts gehört habe, wie es auf dem Felde stehe? Er sei ein tapferer Mann, ob es ihm nicht gelüste gegen die Ammoniter zu ziehen?

„Herr,“ antwortete der Urias, „gerne will ich gegen die Feinde meines Königs streiten, wenn ich erst mein Weib wieder gefunden habe.“

„Gehe jetzt zu meinem Feldherrn Joab und überreiche ihm diesen Brief.“

So sagte der König. Der Urias nahm den Brief und sollte mit demselben nun zum Kriegsheere wandern. Er verneigte sich bis zur Erde und gieng. Kam aber nur vor das Thor des Palastes. Dort an den Marmorstufen setzte er sich zu den Dienern des Königs, aß mit ihnen, betete mit ihnen und schlief mit ihnen.

Am nächsten Morgen gewahrte ihn der König und fragte streng, warum er nicht abgereist sei ins Lager des Joab?

„Herr," antwortete der Urias sehr demüthig, „weil ich mein Weib noch nicht gefunden habe."

„So komm' an den Tisch und trinke Wein, damit Du fröhlich wirst," sagte der König mit Güte. Denn er war kein gewöhnlicher König.

Der Urias trank Wein, wurde aber nicht fröhlich, sondern gieng hinaus an die Stufen des Palastes, betete mit den Dienern und schlief mit ihnen auch die zweite Nacht.

Am weiteren Tage sah ihn der König wieder und da das Weib immer noch nicht gefunden war, so ließ er dem Manne nochmals Wein vorsetzen, und besseren als gestern. Da wurde der Urias fröhlich, gieng, um dem Joab den Brief zu überbringen, kam aber auch diesmal nicht weiter, als bis an die Stufen des Palastes, wo er betete und einschlief.

Am nächsten Tage ließ ihm der König den besten Wein vorsetzen und auch Musik dazu machen. Nun vergaß der Urias seines Weibes, wurde ausgelassen lustig, tanzte, küßte dem König den Saum des Kleides, eilte dann voll der Freuden hinaus ins große Lager des Jaob, und übergab dem Feldherrn angesichts der Ammoniter den Brief des Königs.

In dem Briefe aber stand geschrieben, daß Joab den Ueberbringer desselben festhalten und in die vordersten Reihen der Streiter einstellen solle, damit ihn der erste Speer der Ammoniter treffe.

So ist es auch geschehen, und der König trauerte um seinen braven Soldaten. Denn er war eine lyrische Natur.

Hierauf nahm er das Weib des Urias zur Frau und sie schenkte ihm einen schönen Knaben. Als derselbe aber gestorben war, als die Frau welk und siech geworden war, griff der König zum Harfenspiel und sang die Psalmen, die heute noch zu den beliebtesten Gesängen der Welt gehören.

Samson der Starke.

Wenn er heute lebte, er reisete mit einem Impresario und ließe seine Fähigkeit für Geld sehen. Damals hub er zu seinem Vergnügen Stadtthore aus und erschlug mit Eselskinnbacken Philister. Heute kämpft mancher Philister mit denselben Waffen, indem er mit vollen Backen schreit, lästert.

Einmal hat Simson einen brüllenden Löwen mit bloßen Händen in Stücke zerrissen. Ein anderesmal hat er dreihundert lebendige Füchse bei den Schwänzen zusammengebunden und mitten hinein Fackeln gesteckt. Diese Fackeln zündete er an, da liefen die zusammengebundenen Füchse grauenhaft hin und her, liefen in die Stadt der Philister und zündeten sie an. Wieder ein andersmal hat Samson den Leuten einen großen Bären aufgebunden, denn er war sehr stark. — Schließlich haben ihn die Weiber um seine Kraft gebracht, wie das schon so geht.

Der Mann hatte nicht allein Kraft, sondern auch Witz, obzwar diese Eigenschaften sich selten zu vereinigen pflegen. Als er mit seinem ersten Weibe Hochzeit hielt, gaben ihm die Einwohner seiner Stadt dreißig Jünglinge zu Gesellschaftern, was für die Honigwochenzeit ein sehr merkwürdiger Brauch war. Damit nun auch die Jünglinge ihrerseits eine Zerstreuung hätten, gab er ihnen ein Räthsel auf. Sollten sie dasselbe während der siebentägigen Hochzeitsfeier lösen, so würden sie von ihm dreißig neue Unterhosen aus Leinwand

erhalten, wenn nicht, so müßte jeder von ihnen seine Unterhose ihm überliefern. Sie giengen auf den Spaß ein. Das Räthsel aber lautete: Was ist stärker als ein Löwe und süßer als Honig?

Als die sieben Tage dem Ende naheten, wurde den dreißig Jünglingen bange um ihre Hosen. Einer von ihnen war aber vertraut mit Samsons jungem Weibe, der bat sie, daß sie ihrem Gatten die Lösung des Räthsels entlocken und solche ihm mittheilen möchte. Da sie denn einmal koseten, das Weib und der Richter Samson, meinte die schlaue Gesponsin, sie wäre begierig zu erfahren, ob die dreißig Junggesellen zusammen wohl so klug sein würden, wie ihr Bräutigam, oder ob Samson am Ende selber des Räthsels Lösung nicht wüßte.

Das stachelte ihn an und er sprach; „Ich will Dir nur die eine Hälfte der Lösung sagen, die andere sollst Du selber errathen. Samsom ist stärker als ein Löwe —"

„— und süßer als Honig!" rief das Weib jubelnd. Damit gieng sie zu dem gewissen Junggesellen, den sie auch nicht bitter fand.

Am Ende des siebenten Tages kamen die dreißig Jünglinge zu Samson und sagten einstimmig: „Stärker als ein Löwe und süßer als Honig ist Samson."

Das war sehr schmeichelhaft für Samson, aber er gieng zornig davon, erschlug mit dem bewußten Kinnbacken dreißig Philister, nahm ihnen die Beinkleider weg und gab sie den Jünglingen als versprochenes Prämium.

Mittlerweile hatte sein Weib sich jenem vertrauten Gesellen zugewendet und als sie Samson darob zur Rede stellte — denn er war in solchen Sachen einfältig — da antwortete sie: „Ich habe geglaubt, Du liebst mich nicht mehr, daher wollte ich Dir nicht zur Last sein." Er ließ sie laufen.

Das war die Erste. Dann kam die Zweite. Die hieß Dalila und war noch viel schöner, als die Erste. An ihm war aber ein Fehler. Er wußte nämlich nicht, daß sie von den Philistern geschickt war, um ihn auszukundschaften, wo denn seine große Stärke liege.

Am ersten Tage, als sie traut beisammen waren, streichelte sie ihm seine Hände und sagte: „Du bist ein sehr starker Mann. Es ist ganz außerordentlich, wie Du stark bist. Deine Kraft liegt wohl in den Muskeln?"

„In denen liegt sie bei Anderen," sagte Samson.

„Nun, wo liegt sie denn eigentlich bei Dir?"

Dachte Samson bei sich: Dieses Weib will ich aber doch einmal blau anlaufen lassen. Es hat mir schon einmal Eine ein Geheimnis entlockt.

„Wenn Du sehr verschwiegen bist," sprach er zu Ihr, „sehr — ganz außerordentlich verschwiegen, so will ich Dirs anvertrauen. Wenn man mich mit sieben nassen Stricken bindet, dann bin ich kraftlos."

„Das kann ich schier nicht glauben," sagte sie.

„Es kommt nur auf einen Versuch an."

Sie band ihn mit sieben nassen Stricken an Händen und Füßen, da waren auch schon die Philister auf der Lauer, um ihn zu mißhandeln. Als sie aber vortraten, zerriß Samson die Stricke und jagte damit, sie zu Peitschen gebrauchend, die Feinde davon.

Der schönen Dalila war von den Philistern nämlich ein großer Lohn ausgesetzt — goldene Armspangen und ein Reifen mit Edelsteinen ins Haar — wenn es ihr gelänge, den Samson zu überlisten.

Am nächsten Tage sagte sie zu ihm also Folgendes: „Wie gut, mein theurer Mann, ist es, daß Du noch stärker bist, als Du glaubst. Gestern hätten uns die Feinde zur schlimmen Stunde überfallen. Wenn sie Deiner mächtig geworden wären, ich hätte mich sofort getödtet."

„Ich bin davon überzeugt," antwortete Samson.

„Aber Du solltest es genauer wissen, wo Deine Schwäche liegt," sagte sie und streichelte mit großer Zärtlichkeit seine braunen Wangen, „damit Du Dich hüten möchtest, und ich helfen könnte, Dich zu hüten."

Hierauf sagte Samson: „Hättest Du mich nur mit sieben neuen Stricken gebunden, in denen ein Frauenhaar hineingewoben worden, es wäre anders gekommen."

„Man müßte es versuchen," sagte das Weib. „Neue Stricke sind in der Geräthekammer, ein Frauenhaar webe ich hinein. Aber wir wollen das Thor verschließen, damit uns die Feinde nicht etwa nochmals überfallen."

„Du bist ein sehr liebes, kluges Weib!" rief er aus. Und dann band sie ihn mit besagten Stricken Hände und Füße.

Kaum die Arbeit gethan war, polterten draußen die Philister, als erbrächen sie das ohnehin angelweit offene Thor, stürmten herein, um den Samson zu quälen. Dieser zerriß die Bande, als wären es dünne Fäden, die vom Feuer versengt sind, und jagte die Feinde aus dem Hause.

Einem Frauenhaar zu trotzen, dazu muß man freilich der starke Samson sein. Hätte sie aber das erstemal die Stricke mit Frauenthränen durchnäßt, ich vermuthe, solchen könnte auch ein Samson nicht widerstehen.

Am dritten Tage schluchzte Dalila, das liebe, treue Weib und sagte, wenn sie an das Unheil denke, daß sie mit ihrem Vorwitz hätte anrichten können, so vergehe ihr Hören und Sehen. Sie wolle nicht mehr fragen, wo seine Stärke liege und sie bitte ihn, sich zu hüten, daß er dieselbe keinem Menschen, auch ihr nicht, verrathe. Denn er sei ihr Leben, ihre Süßigkeit auf Erden. — Dabei herzte und küßte sie ihn unter unaufhörlichen Thränen, schlang ihre weichen Arme um sein Haupt und rief fortwährend: „Du bist mein einziger, süßer, goldener Mann!"

Da ward der starke Samson gerührt bis in die Seele hinein und er sagte vorwurfsvoll zu sich selbst: dieser habe ich Unrecht gethan. Wahrlich, ich will ihr Genugthung leisten. — „Dalila," sagte er dann und schmiegte sich wie zur Zuflucht an ihren Busen, „Dalila, Du bist anders, als sonst die Weiber sind. Ich sehe es nun, bei Dir ist mein Geheimnis wohl verwahrt. Höre denn. Meine Schwäche liegt in etwas, das ich nicht behüten kann, wenn ich schlafe. Wenn ich schlafe und Du wachest, sei Du der Hüter meiner Locken. Mein Haupt ist noch niemals geschoren worden, denn ich bin ein Nazaräer. Wenn meine Haare dahin sind, dann bin ich kraftlos."

Nun liegt das wohl in den meisten Männern so, wenn einmal ihre Haare dahin sind, dann sind sie kraftlos. Delila aber jubelte im Herzen, denn sie gedachte der goldenen Armspangen und des Reifens mit Edelsteinen. Als er schlief, kam sie mit der Scheere und trennte ihm die sieben üppigen Locken vom Haupte.

Als er erwachend seinen Verlust gewahrte, ward er sehr zornig. Aber der Zorn eines ohnmächtigen Mannes ist lächerlich. Die Philister haben ihm die Augen ausgestochen, als ob ihn die Liebe nicht ohnehin schon blind gemacht hätte, haben ihn in den Kerker geworfen und das letzte Restchen seiner Kraft noch dazu benützt, daß er eine Handmühle treiben mußte, wie der elendeste Knecht.

Er trieb die Mühle fort und fort, und so oft er daran den Hebel umdrehte, sagte er leise vor sich hin: „Die Weiber! — Die Weiber! — Die Weiber! —"

Die alte Lori.

Eine Sondergestalt aus dem Dorfe von P. K. Rosegger.

Vom Dorfe gegen das Wasser hin, wo die alten Eschen sind und die Lache liegt — die in nassen Zeiten ein See und in trockenen ein Sumpf ist — dort steht ein Haus, das auf vier großen Spreizen ruht, wie ein Pfahlbau. Das ist aber nicht des Wassers wegen, sondern die vier Spreizen — welche nur an einer Seite, an der Berglehne, eine Untermauerung haben — bilden eine Hütte für Schnittholz, als Bretter und Zimmerbäume, und tragen unter dem Dache zwei Kammern. Diese Dachkammern machen das Haus. Die eine diese Kammern hat ein kleines Fenster gegen das Wasser hin; das ganze Jahr, die Sonne mag hoch stehen oder tief, kommt von ihr kein Strahl in diese Kammer. Das weit vorspringende Dach deckt das Fenster schier zu; solches erinnert an den Tackel-Schuster, der nur ein Auge hat und selbst über das noch sein breites Mützenschild herabzieht, wenn er schmollt. In dieser Kammer wohnt der Eigenthümer des Hauses, Pankraz Lagler wohl beschrieben. Die andere der zwei Kammern des vierfüßigen Hauses hat zwei größere Fenster gegen das Dorf hin, die Sonne schaut hinein im Sommer und im Winter und herrliche Blumen schauen heraus im Sommer und im Winter. In dieser Kammer wohnt die Miethherin Fräulein Eleonore Maiseau, gemeinhin genannt die alte Lori.

Die zwei Leute wohnen unter einem und demselben Dache — wie lange schon? Kein Mensch rechnet nach; die jüngere Generation sieht den Sumpf und die Eschen und das vierfüßige Haus, und wenn sie überhaupt darüber nachdächte, so würde sie meinen, es müsse so sein, das gehöre so zum Dorfe und zur Welt, etwa wie die Straßenmauth und die Regenwürmer. Die zwei Leute wohnen Wand an Wand; Nachts, wenn Pankraz Lagler seine Krampfhustenanfälle hat, kann Fräulein Eleonore Maiseau nicht schlafen, und des Tags, wenn das Fräulein in der alten Blechpfanne den Kaffee röstet, brenzelt das Ding stark hinüber zum Pankraz. Trotzdem verkehren die Beiden das ganze Jahr nicht miteinander, außer wenn sie auf der engen Stiege zusammenkommen, wo sie sich gegenseitig einen „Guten Tag" gönnen, und zu den Quatemberzeiten, wenn das alte Fräulein ihm den Wohnungszins entrichtet. Man sagt, sie sollen einander nicht geneigt sein.

Bei dem Pankraz wäre das kaum zu wundern, der ist Niemandem geneigt; er hatte Jeden, wie sie da Sonntags auf dem Kirchplatz umherstehen oder unter dem Rasen liegen, schon übervortheilt, und so bildet er sich ein, sie wollten's ihm heimzahlen und traut Niemandem. Pankraz ist seines Zeichens Holzhändler, der durch jahrzehntelange Lieferungen von Bau- und Brennholz sich ein Vermögen erworben haben soll. Jetzt ist er schon ein alter Schrumpf, aber er handelt immer noch, denn, sagt er, so viel müsse er sich erwerben, was er braucht. Da er keinerlei Familie hat und für seine Person höchst sparsam lebt, so erspart er sich noch — jetzt in seinen alten Tagen. Bescheiden muß Einer sein in den Bedürfnissen, nicht trinken, nicht rauchen, geschweige spielen, nicht dem Schneider wirthschaften helfen und nicht dem Rasierer; die Leute wissen gar nicht, mit wie Wenigem Einer leben kann. Brav muß man sein! —

Und seine ganze Bravheit besteht im Sparen.

Die Natur hat aber auch an ihm schon zu sparen begonnen, längst schon, er hat keine Zähne mehr, fast keine Haare mehr und die Leute sagen, er würde von Tag zu Tag kleiner. Seine Backen sehen immer aus wie ein Stoppelfeld, auf welchem aber die Schnitter etwas ungleich gearbeitet haben. Seine kleinen Augen sind immer hochroth und unablässig muß er mit dem Knollen seines blauen Sacktuches sich die Thränen trocknen, so daß man weiß Gott welch rührende Weichherzigkeit in ihm vermuthen müßte, wenn es keinen chronischen Augenkatarrh gäbe. Sein Kleid besteht aus braunem Loden, welcher — soweit die Dorfinsassen sich erinnern können — nie neu war und also nie alt werden kann. Etwelche schadhafte Stellen werden wieder heil und die vielen Rippen der Nähte halten das Gewand steif aufrecht, auch wenn der Inhalt immer mehr in sich zusammenschrumpft. Den alten Pankerl heißen sie ihn. Wenn der Pankerl so dahinschleicht durch die Dorfgasse, mit der linken Hand den Stock sachte voransetzt wie einen Fühler, ob der Weg wohl verläßlich ist, so kann beobachtet werden, wie er manchmal mit der rechten Hand gegen die Brust, gegen das Herz zuckt, als gäbe es ihm dort manchmal einen Stich. Hat er ein gutes Geschäft gemacht — was bei den schlechten Zeiten, welche die Grund- und Waldbesitzer jetzt haben, für einen Holzhändler sehr leicht möglich ist — so belohnt er sich, der alte Pankerl, er geht zum Lindenwirt, setzt sich dort an die Ofenbank, und damit er die Ofenwärme umsonst haben kann, läßt er sich ein Achtel Apfelwein kommen. Der Lindenwirt, der stets und mit Recht bei guter Laune ist, klopft dem Pankerl manchmal auf die Achsel und fragt: „Na, Pankraz, wie geht's, wie steht's?" Er ist um mehr als dreißig Jahre jünger, als der Pankraz, aber dieser nennt ihn den Herrn Vater, und wenn's zum Zahlen kommt, so zahlt er stets beim „Herrn Vater", denn bei der Kellnerin ist neuzeit eine Unsitte eingerissen — das Trinkgeld. Und wieder fährt er mit der Hand gegen das Herz, während das Geldbeutelchen doch tief im Hosensack hockt, aus dem es hernach langsam und mit vieler Umständlichkeit herausgeholt wird. Weil ihm Niemand im ganzen Dorf und Umgebung auf die Achsel klopft als der Lindenwirt, so hat er diesen zu seinem Vertrauten erkoren. Und manchmal huscht der Pankerl dem Wirt nach in die dunkle Kellerstiege, erhascht ihn am Arm und zischelt: „So viel gern was fragen thät ich, Herr Vater, so viel gern was fragen!"

„Nu, hat der Pankerl schon wieder ein Anliegen?"

„Freilich wohl, freilich. Wegen der Sparcasse halt, wegen der Sparcasse. Ob's halt wohl sicher ist, was man einlegt? Ob's wohl sicher ist?"

„Ei versteht sich. Wenn ich nur recht viel drinnen hätt' in der Sparcasse, mir wäre es sicher genug," sagt der Wirt.

Das tröstet den Pankerl unsäglich. Denn er hat Geld in der Sparcasse, obgleich vorsichtshalber nur einen Theil seines Vermögens. Den andern Theil—? Nächst seinem Hause steht eine hohle Esche. In hohlen Eschen haben vor Zeiten Gespenster gewohnt. Wenn der Blitz einschlägt! . . . Der Pankerl zuckt mit der Hand an's Herz.

Das nächstemal setzt ihm Jemand eine Mücke in den Kopf, und diese summt ganz schauderlich da drinnen im dunklen Raum und läßt dem Alten Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Zuflucht ist endlich wieder der Lindenwirt. „Herr Vater! Herr Vater! Ein Wörtel. Die Leut' thun so viel reden. So viel reden thun sie. Die Funfzigernoten thäten abkommen, die Funfziger. Wenn das wär', müßt' man's hergeben, müßt man's hergeben."

„Hast ihrer?" fragt der Wirt.

„Hab' ihrer rund, hab' ihrer rund!" flüstert der Pankerl vertrauensselig, „werden doch um Gotteswillen nit hin sein, werden doch nit hin sein! Was meint denn der Herr Vater?"

Der Lindenwirt tröstet ihn und meint, wenn der Pankerl ihm die Fünfziger anvertrauen wollte?

„Ah, das nit, Herr Vater, das nit," grinst der Alte und trocknet sich die Augen, „aus der Hand geben thu' ich sie nit, hergeben thu' ich sie nit. Auswechseln, wenn sie sollten abkommen, auswechseln. Mein Gott, die Sorgen, die der Mensch alleweil hat, die Sorgen, die Sorgen!" Nebst den Thränen trocknet er sich auch den Schweiß von der platten Stirn. —

Das wäre der Pankraz. Nun zu seiner Nachbarin, dem Fräulein Eleonore. Verzeih' mir, Du gute Seele, daß ich Dich schildern muß, Du kannst ja nichts dafür, daß Dich Gott so erschaffen hat. Einmal sollst Du ja auch jung und schön gewesen sein, sagen die ältesten Leute. — Die Lori war eine schlanke Gestalt, die nach oben sich stark verdünnte, nach unten aber lustig in's Breite gieng, weil sie einen Reifrock trug. Seit der französischen Revolution sind alle Moden an ihrem Leibe gehangen, der Reifrock aber hat ihr am besten gefallen und der ist an ihr verblieben. Einmal hatte es die Lori einer Freundin vertraut, daß sie eigentlich alle ihre Tage Trauer tragen sollte; in der That war aber davon nicht das Mindeste zu sehen, sie trug stets ein hellbuntes, flatterndes Gewand, über und über voll Bänder und Spitzen, Knöpfchen und Täschchen. Auf dem dünnen langen Hals, der zwischen den zwei spitzigen Achseln hoch emporstand, saß ein kleiner Kopf und auf demselben — auch im Winter — ein großer Strohhut in Muschelgestalt, mit rothen und gelben Maschen und Bändern und grellen Kunstrosen schreckbar prächtig aufgeputzt. Mitten im kleinen gelblichen Runzelgesicht saß eine Adlernase kühnster Gattung, über derselben zwei stechende Augen, deren beide Sterne so entschieden in den Nasenwinkeln steckten, daß nicht von einem „falschen Blick", sondern nur von einem höchst ehrlichen Schielen die Rede sein konnte. Die Stimme des Fräuleins war so scharf und schneidend, daß sie — Gott verzeihe mir's — stets an das Krähen eines Hahnes erinnerte. Und wenn irgendwo ein schriller unarticulierter Laut vernommen wurde, so hieß es: „Uh, die Lori, die Lori!" Sie hatte, wenn sie so mit ihrer großen, blumigen Armtasche durch das Dorf gieng, einen hopsenden, tänzelnden Schritt, sang auch gern ein Liedel, wozu sie mit den dürren Fingern schnalzte. Sie war voller Schalkheiten und lustiger Sprüchlein, wovon aber die wenigsten verstanden werden konnten. Ihr zahnloser Mund mit der lallenden Zunge sprach ein schwer zermartertes Deutsch mit französischen Ausdrücken und Nasenlauten über Gebühr vermischt. In einer der zahllosen Kleidertaschen hatte sie eine große braune Schnupftabaksdose, die an einem grünen Schnürchen hieng, das Schnürchen aber hatte die Lori um den Hals gelegt, wie ein Uhrband. Diese Dose zog sie manchmal hervor, um dieselbe, aber ohne daraus zu schnupfen, wieder in die Tiefe gleiten zu lassen.

Die alte Lori war eine noch mehr possierliche als häßliche Gestalt, und Niemand wollte ihr übel. Gern warteten ihr die Leute gelegentlich mit einem Gläschen Wein auf, das schwang sie und brachte dem Spender ein kräftiges Sprüchlein zur Gesundheit. Wenn man etwas Lustiges und Tolles haben wollte, so rief man die alte Lori, die trällerte, tanzte den Leuten was vor, schwang feuerrothe Bänder in großen Reifen durch die Luft, streute Blumen auf die Leute und klatschte dann voll Freude in die Hände. Jetzt war sie schon über achtzig Jahre alt und trieb es immer noch so. Ich habe nicht

erfahren können, ob sie ihren heiteren Irrsinn von der Jugend her mitgebracht, oder ob er die Nachblüte eines großen Leides war. Je vertrauter sie ward, desto mehr Verworrenheit kam in ihr Wesen. Manchmal schien es, daß Alles an ihr nicht so närrisch sei, wie es sich gab.

Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, am Fuße des Berges in einem Wildpark schön gelegen, steht ein stattliches Schloß. Einst zur Franzosenzeit — so wußten die Leute zu sagen — wäre eine fremde Herrschaft in die Gegend gekommen, habe das Schloß gekauft und darin gewohnt. In kurzer Zeit seien diese Menschen aber dahingestorben, nur ein Fräulein sei übrig geblieben, habe auch noch eine Weile im Schlosse gewohnt und geherrscht; dann sei die Behörde gekommen und habe diese Herrin aus dem verschuldeten Gut getrieben. Eleonore de Maiseau, wie sie sich hieß und durch Buchstaben auf alle ihre flitterhaften Sachen zeichnete, war in das Dorf gezogen, wo eine nachbarliche Herrschaft aus Erbarmen für sie den geringen Wohnungszins entrichtete, den die Dachkammer im Hause auf den vier Füßen betrug. Um ihren weiteren Unterhalt zu erwerben, verfertigte sie aus Papier Blumen und Kränze für Hochzeiten, Kirchenopfer und Begräbnisse. Auch wußte sie aus alten bunten Lappen, welche sie in den Häusern sich erbat, hübsche Kinderpuppen und komische Popanze zu machen, die sie dann verkaufte. Zur Weihnachtszeit baute sie kleine Krippen, zu Ostern färbte sie Eier und beklebte solche mit Goldschaum, zu Pfingsten machte sie papierene „Tauben", die den heiligen Geist darstellen sollten, in Wahrheit aber weder einer Taube, noch etwas Anderem ähnlich sahen. Derlei brachte sie in die Häuser, um damit Kinder, Weiber und selbst Männer zu beschenken. Natürlich gab man Gegengeschenke, die sie stets mit einem Freudenschrei annahm. So wie die Jahreszeiten, wußte sie sich auch die Ereignisse im menschlichen Leben zunutze zu machen. War eine Taufe, so kam sie herbeigehopst, um das Kind mit einem rauschgoldgeschmückten Amulettlein zu beschenken. Gab es Hochzeit, so versperrte sie dem Zuge die Gasse zur Kirche hin, indem sie querwegs ein rothes Band zog und dasselbe hüpfend und jauchzend solange angezogen hielt, bis man ihr die Mauth entrichtete. Nur bei Leichenbestattungen blieb sie abseits, derlei schien ihr zu traurig zu sein.

Und doch wollte die Schwermuth manchmal nach ihr Jagd machen, daß sie ihre Beute ward. Wenn sie allein saß, da brütete sie vor sich hin und die hellen Bänder hiengen schlaff und traurig an ihr nieder. Da zog sie wohl auch einmal die runde braune Schnupftabaksdose hervor, hielt sie in der zitternden Hand, schnupfte aber nicht, sondern schob sie wieder sachte in das Täschchen. Bei der Arbeit war sie emsig und hatte sich im Papierkleben und Lappenheften eine solche Fertigkeit erworben, daß der Buchbinder eines Nachbardorfes schier einmal Lust gehabt hätte, sie wegen „unbefugt ausübenden Gewerbes" zu verklagen. Der alten Lori guter Freund war ein Beamter des Hofburgtheaters, welcher alljährlich zur Sommerszeit auf etliche Wochen in's Dorf kam. Mit dem sprach sie französisch, und zwar auf eine Art, daß ihm die Haare zu Berge standen. Trotzdem brachte er ihr, wenn er aus Wien kam, abgetragenen Theatertand, als falsche Seide und Spitzen, ja selbst echten Glasdiamantenschmuck, hölzerne Goldreifen und dergleichen mit. Damit schmückte sie sich selbst oder erzeugte Figuren, die von den Dorfleuten nicht mehr belächelt, sondern geradezu bewundert wurden.

Das war die alte Lori, und so ist sie heute noch im Gedächtnis der Leute, unter denen sie sechzig Jahre lang wie ein harmloses Gespenst herumgeflattert war. Fremd geblieben ist

sie den Menschen, unter Flittern verborgen hatte sie ihr wahres Wesen und die Schatten der Vergangenheit, ihr wehes Erinnern und das Zittern ihrer Seele — Niemand hat darnach gefragt. Da hat sich einmal plötzlich etwas zugetragen, was den Schleier ein wenig lüftete.

Am Vorabende eines Marienfestes war's, in der Kirche wurde die Vesper gehalten. Die Leute hatten Feierabend gemacht und giengen in das dämmernde Gotteshaus, an dessen beleuchtetem Altare der Weihrauch aufstieg. Auch der Pankraz schlürfelte am Stock gestützt hinein und seine rechte Hand zuckte ein wenig gegen das Herz. Unweit von ihm hopste die alte Lori heran, auch sie gieng in die Kirche, und am Thore noch die Schnupftabaksdose fassend, war's, als besinne sie sich, und schob dieselbe wieder in die Tasche.

In der Kirche sangen sie ein Marienlied, dann spendete der Priester mit dem Hochwürdigsten den Segen. Als die Glöcklein geklungen hatten und es nun still war unter den Andächtigen, hörte man plötzlich einen krächzenden Schrei: „Pankerl! Du hast mir mein Herz gestohlen!“ Die alte Lori krampfte ihre Finger in den Nacken des alten Holzhändlers, der noch auf dem Pflaster kniete, und rief wiederholt: „Mein Herz! Der hat mein Herz gestohlen!“

Die Leute fuhren zusammen und bildeten einen Knäuel um die Gruppe; Etliche waren bestrebt, die Lori, von der man glaubte, sie sei wahnsinnig geworden, von dem ächzenden Pankraz loszulösen. Sie aber rief: „Er ist neben mir gestanden! Mein Herz! Er hat's! O weh, mein Herz, mein Herz!“

Das Erste, was man in diesem Augenblick an Pankraz bemerkt hatte: er zuckte mit der Hand nach dem seinen. „Die Hexe!“ röchelte er jetzt, „die alte Hexe!“ Als er losgekommen war, torkelte er todtenblaß aus der Kirche. Die Alte begann heftig zu weinen, riß die Bänder von ihren Kleidern und warf sie über die Köpfe hin. Dann untersuchte sie mit unheimlicher Hast alle Taschen und Falten ihres Kleides und betheuerte immer wieder: Es sei dahin! Es sei gestohlen! und schlug mit den Armen um sich und schrie wie rasend: „Es ist dahin! Es ist gestohlen!“

In derselben Nacht schlief das arme Wesen freilich nicht in ihrer Dachkammer nächst dem Pankraz, sondern in einem Stübchen des Armenhauses, wohin man sie gebracht. Sie soll aber nicht viel geschlafen, sondern die ganze Nacht geschluchzt haben, und dann ihre Kleider und Taschen durchsucht und immer wieder geseufzt: „Es ist dahin!“ Am nächsten Morgen verlangte sie nach dem Ortsrichter und nach dem Pfarrer. Diesen erzählte sie merkwürdig gefaßt und klar allmählich eine abenteuerliche Geschichte.

Da habe sie ein rundes hörnernes Gefäß gehabt und das habe sie stets bei sich getragen und mit einer Schnur an den Leib gehangen.

„Die Dose?“

Nein, schnupfen thue sie nicht. Das Gefäß habe sie noch gehabt am Abend, als sie in die Kirche eingetreten. Dann sei der Pankraz neben ihr gestanden und habe beständig an ihre Seite hergeschielt, und auf einmal sei das Gefäß dahin gewesen mitsammt der Schnur. Es sei ein verdammtes Schelmenstück.

„Und wenn Du nicht schnupfest,“ versetzte der Pfarrer, „was hast Du denn in Deinem Gefäß herumgetragen?“

„Sein Herz,“ ächzte sie auf.

„Wessen Herz?“

Auf solches Wort starrte sie den Pfarrer an, wie verblüfft und empört zugleich, daß er es nicht wisse.

„Sein Herz,“ sagte sie noch einmal, aber leise wie im Traume. Und endlich erzählte sie die Geschichte. Aus Elsaß sei sie mit ihnen hergekommen. Aber als sie das Schloß gekauft, hätte sie — die Mademoiselle — der Eine

zur Frau haben wollen und der Andere hätte von ihr nicht gelassen. Dann wäre ein Zweikampf gewesen und hätte der Eine ihren Bräutigam erstochen. Weil die Kriegszeit war, sei das still abgelaufen, aber was in ihr, der Braut, vorgegangen, das sei über allen Krieg und über alles Elend gewesen. Den Mörder, als er ihr genaht, habe sie mit dem Messer von sich gescheucht. Der alte Hausarzt sei noch gewesen, der habe den Bräutigam in die Erde scharren wollen. Dem habe sie sich mit Gewalt widersetzt und von ihm begehrt, daß er dem Todten das Herz aus der Brust löse, bevor er ihn begrabe. Das Herz, das für sie geschlagen und verblutet, wolle sie mit sich tragen alle Tage und alle Tage, und es solle ihr in den Sarg gelegt werden, wenn sie sterbe. So sei sie mit dem Bräutigam gewesen die lange, lange Zeit. — „Eine heimliche Liebschaft!“ kicherte sie, „eine lustige Liebschaft! — Und jetzt —“

„Das Herz hat er mir gestohlen!“ schrie sie wieder auf und schüttelte den Leib, daß aller Flitter daran flatterte, „er hat's! der Pankraz, kein Anderer!“

Weil die Sache nun gewissermaßen einen realen Hintergrund gewonnen hatte, so wurde der alte Pankerl gerufen. Er kam ganz verstört an, ballte das Sacktuch in der Hand und trocknete mit demselben die Augen.

Er solle sich aussuchen lassen! verlangte die Lori.

„Ich — aussuchen lassen?“ versetzte der Pankerl entrüstet und streckte seinen Kahlkopf vor, „aussuchen lassen wie ein Dieb? Das thu' ich nicht. Das thu' ich nicht.“

„Warum nicht?“ fragte ihn der Richter, „das ist ja der beste Beweis, wenn Du unschuldig bist.“

„Das thu' ich nicht.“

„Ist verdächtig!“

„Aussuchen lassen, das thu' ich nicht!“ rief der Alte, „die Schand' und Schmach erleben! In alten Tagen die Schand' und Schmach! Bin ein ehrlicher Mann! Ein ehrlicher Mann! Das thu' ich nicht!“

So müsse man Gewalt anwenden.

Nun zuckte der Arm des Pankraz gegen seine Brust. Blaß ward er bis in den Mund hinein. „Ich bitt', Herr Pfarrer!“ stöhnte er halb flehend, halb drohend, „ich bitt', Herr Pfarrer! Eine Ungerechtigkeit! Ich bin ein ehrlicher Mann. Hab' meine Sach' ehrlich verdient. Eine Ungerechtigkeit! Eine Ungerechtigkeit!“

Aber der Knecht hatte ihm schon den Rock vom Leib gezerrt, und als er jetzt die Weste öffnete und darinnen etwas Festes tastete, sagte er: „Was ist denn das?“

„Ich hab's ehrlich verdient!“ wimmerte der Alte und sank mit gerungenen Händen auf die Knie, „nur nicht wegnehmen, nicht wegnehmen. Ich hab's ehrlich verdient.“

Sie fanden wirklich etwas an ihm, aber nicht das vermißte Herz, sondern ein dickes Packet Fünfzigernoten, in Leinwand gewickelt und von Schweiß durchfeuchtet. Es war sein Erspartes, das er nicht der Sparcasse anvertrauen wollte, das er wie ein Heiligthum bei sich trug, gleichsam *sein* Herz, wie die alte Lori das ihre hatte in dem Horngefäß.

„Das Herz hast Du mir gestohlen!“ rief die alte Lori wieder aus.

Jetzt wurde der Pankraz herb und sagte: „Wer wird denn Dir Dein Herz stehlen, Du alter Radstubengeist. Ist nicht einen Groschen werth. Ist nicht einen Groschen wert.“

Fast zu rechter Zeit ließ der Meßner melden, er habe an diesem Morgen beim Ausfegen in einem Winkel am Kirchenthor eine braune Horndose gefunden, mit einer grünen gebrochenen Schnur, und er glaube, das Ding gehöre der Lori und es hätte sich im Gedränge zufällig losgestreift. Scharf stürzte die Lori auf den Meßner los. Dieser hielt die Dose neckend hoch über das Haupt, daß sie selbe nicht zu er-

reichen vermochte, dann suchte er sie zu öffnen, was ihm aber nicht gelang, weil die Alte ihm schon in die Hände fiel und mit spießeckigster Kraftanstrengung dem Frevler das Heiligthum entrang. Dann schoß sie heim in ihre Dachkammer, um dort bei verschlossener Thür das Gefäß zu öffnen und sich von der Unversehrtheit des Inhaltes zu überzeugen.

Von dieser Zeit an sah man die alte Lori nur selten mehr; sie blieb die meiste Zeit in ihrer Kammer. Und wenn sie doch hervorgieng, um Lebensunterhalt zu sammeln, so tänzelte sie nicht mehr, sondern schleppte sich schwerfällig dahin. Wollte man sie zu einem ihrer früheren Schelmenstücke veranlassen, so war's, als beginne sich ihr fantastischer Flitteranzug sachte aufzusträuben, wie das Gefieder eines erregten Hahnes, aber es ward nichts weiter und das alte Wesen blieb in sich gekehrt.

Einmal blieb sie zwei Tage lang ganz ungesehen und der Pankraz sagte aus, seine Nachbarschaft sei sehr still. Da gieng man, um Nachschau zu halten und fand sie am Fußende ihres Bettes auf einem Schemel sitzend, der Körper in den Winkel gelehnt, das kleine Haupt mit den losen weißen Haarsträhnen nach vorne an die Brust gesunken.

Zu ihrem Begräbnis war das ganze Dorf da, denn es war ausgesprengt worden, man würde das braune Gefäß — bevor man es ihr in den Sarg legte — öffnen, um zu sehen, wie es sich mit dessen Inhalt verhalte und ob er mit der Aussage der Alten stimme. Und wo wäre das Weib, das nicht wissen möchte, wie es aussieht, eins von diesen Männerherzen, an welche sie das ihre hängen, mit denen sie spielen und selig sind, oder verdammt! Insonderheit merkwürdig ist ein Männerherz, das wegen der Liebe zu einem Weib den Tod erleiden mußte. — Die Geschichte der Lori war ja bald bekannt geworden. Als das kümmerliche Gestaltlein, mit etlichem Flitter geschmückt, nun im Sarge so dalag und der Schreiner schon mit dem Deckel daneben stand, nahm richtig Jemand die braune Horndose in die Hand und begann an ihr herumzudrehen.

Da langte nach dem Gefäß der Pfarrer und sagte: „Es war ein Geheimnis und es soll eins bleiben.“ Dann legte er es der Todten auf die Brust, in den Ellbogenwinkel des linken Armes, der über dem rechten gekreuzt war. Und der Deckel wurde auf den Sarg genagelt.

Der Pankraz trocknete mit dem Sacktuchballen seine Augen und wimmerte: „Wer wird mir jetzt den Zins zahlen, wer wird mir jetzt den Zins zahlen!“

Etliche Weiber, die voller Neugierde zugegen waren, fürchten seither nicht mehr den jüngsten Tag; sie plangen darnach, hoffend, daß an jenem Tage, der Alles offenbaren soll, auch die braune Dose der alten Lori geöffnet werden wird.

Zwischen den Wänden.

Skizze aus dem steirischen Oberlande von R.

Lassen wir sie nur laufen. Ihnen geht es nach Hochgebirge im Ganzen und Groben, sie wollen über Schnee und Eis steigen, sie wollen auf die höchsten Gipfel und von denselben wieder nur hohe und höchste Gipfel, Steine und Gletscher sehen. Es ist was Herrliches drum, besonders für Leute, die ihr Leben in einer kleinlichen verkünstelten Welt für Tant und Thorheit verschachern müssen und deren Blick nicht höher zu fliegen gewohnt ist, als etwa auf die Gesimse vier und fünf Stock hoher Häuser. Wer jedoch auf dem Lande lebt und immer die großen Verhältnisse der Natur vor Augen hat, sei es nun eine weite Ebene oder ein gebirgiges Waldland oder die freie Himmelsrunde, der wird nicht erst die großen allgemeinen Bilder suchen, die auf den hohen Bergen sind, er wird auch jene Größe sehen, welche der Natur in ihrem Einzelnen und Besonderen inne wohnt.

„Ich sehe mir die Berge am liebsten von unten an,“ diesen Ausspruch kann man oft hören, er klingt banal und es hat eine Zeit gegeben, wo er mir geradezu frivol erschienen ist. Erst allmählich bin ich seiner tieferen Wahrheit dahintergekommen. Das wird uns ja auch der Maler bestätigen, daß die Berge von unten gesehen schöner sind, als von oben. Die von hohen Bergen aufgenommenen Rundschaubilder werden nie in dem Maße künstlerisch wirken, als die begrenzten Landschaftsbilder, auf welchen einige Sträucher und Bäume und Felsen und, wenn's hoch kommt, eine Bergspitze im blauen Hintergrunde genug sind, um uns zu entzücken. Wohl vergesse ich nicht anderer Vortheile, die man im Gebirge hat; ich gedenke der klaren Quellen und Wasserfälle, nur soll man nicht der dürren Hochwüste zustreben, wo man Gefahr läuft zu verdursten; ich gedenke der Alpenflora, nur muß man nicht immer über dieselbe hinaus in die kahlen Felsen emporsteigen; ich gedenke der reinen leichten Luft, die geradezu glückselig machen kann, nur muß man nicht so hoch klettern, daß diese Luft eisig wird und in ihrer Verdünnung hemmend auf unsere Organe wirkt.

Das Hochgebirge ist am schönsten und hat seine lieblichsten Reize und seine wilde Größe vereint in den wasserdurchrauschten Engschluchten und auf seinen grünen Vorhöhen. Und solcher Punkte gibt es in unseren Alpen unzählige, viele derselben auf bequemen Wegen erreichbar. Kein Bergschuh und kein Alpstock, keine schlaflose Nacht in den Unterkunftshütten, und am wenigstens ein Menschenleben braucht dafür ausgespielt zu werden; die Natur hat Freistätten, wo sie den Menschen ihre intimsten Schönheiten zeigt und die edelsten Genüsse *schenkt*. Oben auf den wilden Höhen kommt der Besteiger erschöpft und abgespannt an's Ziel; hier tritt der Beschauer frisch und empfänglich in's Alpenbild und kann sich, von Stürmen, Nebeln und drohender Nacht unbehelligt, stundenlang der Herrlichkeit und dem Bergfrieden ergeben.

Solche Stellen suche ich am liebsten, und erst vor Kurzem habe ich, von Freunden aufmerksam gemacht, eine neue entdeckt, deren Nähe und Schönheit ich bisher nicht ahnen konnte.

Zwischen Mürzzuschlag und Neuberg ist die Eisenbahnstation Kapellen.

Dort thut sich ein Seitenthal auf, über dessen Waldbergen die Wände der Schneealpe und der Rax herniederblauen. Ein Weilchen dem Raxenbach entlang biegen wir bald links, als ob wir über den Naßkamm ins Höllenthal hinüber wollten, und kommen zu dem Dörfchen Altenberg, wo uns manche Spuren des wohlthätigen Wirkens der Wiener Touristengesellschaft: „d'Altenberger“ auf das Angenehmste auffallen. Besonders das neue stattliche Schulhaus daselbst, sowie die alljährlichen Christbaumspenden für arme Kinder des Ortes geben Zeugnis davon, daß das heutige Touristenwesen manch edle, wahrhaft hochherzige Zwecke verfolgt.

In Altenberg zweigt sich unser Engthal in den Altenberggraben rechts und in den Lahngraben links, dazwischen erhebt sich ein bewaldeter Bühel, auf dessen flacher Höhe eine weite Almblöße liegt, genannt die Beltleben. Wir steigen links den Lahngraben hinein, als wollten wir in das Hochgewände der Schneealpe empor. Zahlreiche große Quellen sprudeln zwischen Rasen und Steinen aus der Erde hervor und bilden einen stattlichen Bach, der munter zu Thale springt. Wir haben vor uns den schroffen Lahnstein und die mit Schutthallen übergossene steile Engschlucht, aus deren hohem Hintergrunde die weiße Fläche der „hasen Wand“ (glatten Wand) herableuchtet. Wir wenden uns rechts den sachten Waldhang hinan, wir treten oben in die Lichtung hinaus und müssen jauchzen. Jauchzen vor Freude über die schöne Welt, die uns hier umgibt. Ein weiter, fast ebener von einzelnen jungen Bäumen bestandener Grasboden liegt vor uns, eingefaßt von Tannen-, Fichten- und Lärchenwald. Und hinter den Wipfeln steigt in ihrer vollen starren Herrlichkeit die schroffwändige Rax auf. Man sieht nicht die Tiefen, aus denen sie emporsteigt, aber man sieht das hohe Haupt, von silberiglenchtenden Wolken wie von einem Heiligenschein umgeben. Die Heukuppe und der Hochstein, das schroffe Gamseck und der hohe Gupf, und das in der Ferne blauende Nordgewände der Rax, welches gegen Naßwald und das Höllenthal niedergeht, sie zeichnen den großartigen Gebirgsstock, auf dem so mancher übermüthige oder ungeübte Besteiger sein Leben gebüßt hat.

Zur linken Hand unmittelbar aus unserer Hochfläche steigt zuerst in Matten, dann in Waldlehnen, dann in steiler Alm mit Knieholz der Ameisbühel auf, dem sich weiter links der Schneealpenstock anschließt. Hinter uns und gegen Mürzzuschlag hin haben wir freundliche Waldberge, aus welches die Kampalpe bei Spital hervorragt. Das Ganze ist ein Hochgebirgsbild, in welchem das Liebliche mit dem Wilden auf das Entzückendste sich eint. Auf dieser kleinen Hochebene am Fuße des Ameisbühels liegt in reizender Einsamkeit das Bauerngehöfte zum Beltl. Von demselben her sah ich einmal zwei knospenfrische Dirnlein über die bethaute Wiese gehen. Sie sangen ein altes Lied vom Brombeermädchen und vom Jägersmann. Da trat ein junger Tourist auf sie zu und sagte, die Brombeeren wären reif.

Sie antworteten: „So gesegne Sie Gott!“ und giengen ihres Weges.

Der junge Tourist gieng ihnen nach und sang:

„Mädel, willst Du Brombeer brocken,
Brock' Dir Dein Körberl voll!“

Sie kicherten, stiegen auf einen Fels und sangen herab zum Touristen:

„Und willst ein willigs Madel han,
So such' es nit im Wald.
Im Wald geits schlimme Dirnlein,
Gefoppt ist Einer bald.“

Darauf hin ist der junge Tourist bald nicht mehr zu sehen gewesen.

Auf diesem schönen Hochanger, die Beltleben genannt, ist auch schon manch ernster Sang erklungen und aus hundert Kehlen hob sich empor in Andachtsschwingen das deutsche Lied! In

solcher Stunde weint und jubelt das Herz des Aelplers vor Glück über seine schöne deutsche Alpenheimat. — In solcher Stimmung war auch ich an jenem Hochsommertage, als ich dort im Grünen geruht und hinter dem Ameisbühl und der Rax finstere Wolken aufstiegen, da über der Schneealpe noch die klare Sonne stand. Grelle Donnerschläge knatterten und hallten scharf und kurz in den Wänden, einzelne schwere Tropfen sausten nieder, aber die Wolken lösten sich wieder und der blaue Himmel lächelte auf's Bergland. Gott hüte Dich, mein deutsches Heimatland, daß jede Gefahr ober Dir also vorüberziehe, wie dieses drohende Gewitter!

Indem wir wieder herabsteigen gegen das Thal der Mürz, kommen wir zu jener Hütte, wo der Köhler Thomas mit seinen Ziegen wohnt. Ich kam gerade zurecht, wie der Thomas seine Lebensgenossinnen herbeirief: „Magerl, geh' her, geh' her! — Gretherl, geh' her, geh' her!“ Ich dachte anfangs, er rufe seine Kinder, da kamen vom Berghang herab die beiden Ziegen gesprungen, die eine weiß und die andere schwarzgefleckt, die eine mit Stumpfen, die andere mit langen Hörnern, und mit vollen Eutern beide. Jetzt gieng der alte Thomas vor ihnen her und sie trappelten ihm nach. Er gieng die Straße entlang bis zu dem Dorfe Kapellen und sie trappelten ihm nach. Er trat in das Dorfwirtshaus, und die Ziegen trappelten ihm nach. Der Wirt bedeutete dem Alten alsbald, daß solcherlei Gäste nicht in die Gaststube gehörten.

„Alsdann, nit in die Gaststube,“ entgegnete der Köhler, „so wirst uns halt in's Extrastübel hineinlassen müssen. Weißt Du, meine zwei Ziegen begehen heut' ihren Namenstag und da will ich ihnen einen guten Kaffee zahlen. Kann ihnen anders auch nit erkenntlich sein für die viel' Milch, die sie mir alleweil geben; einen guten Kaffee thun sie wohl verdienen. — Drei Schalen Kaffee, Frau Wirtin!“ rief er in die Küche hinein, „hübsch stark machen und recht viel Zucker hinein! — Also Kinderln!“ damit wendete er sich wieder an die Ziegen, „wenn wir Drei schon zu fürnehm sind für die Gaststuben, so wollen wir halt auf dem grünen Anger heraußen bleiben. Thut's Euch unterhalten dieweilen, die Jausen wird bald fertig sein.“

„Schau, schau!“ rief der in's Haus tretende Schuster Stindel, „der Köhlerthomerl mit seiner Famil ist heut auch da!“

Das war dem Alten aber doch nicht recht.

„Gott sei Dank, ja!“ begehrte er gegen den Schuster auf, „so viel Famil hab' ich auch noch wie Du, und daß ich die unschuldigen Gaisen nit brauch' dazu zu rechnen. Dir, ja Dir haben etwan Dein Weib die Gelsen davonzarrt, Du Schuster Du! Schuster ist ein Käfer und Käfer ist ein Mistvieh, oder was D' bist oder wie's D' heißt oder wem'st g'hörst!“

So ist gar Mancher dieser Waldbären, gegen Thiere zärtlich, gegen Menschen rauh und bissig, aber weder die Einen, noch die Anderen allzu ernst nehmend.

Die beiden Ziegen haben sich ihren Namenstagskaffee, den ihnen der Thomas in weißen Schalen vorhielt, sehr gut schmecken lassen und schließlich auch noch den Zuckersatz fein aufgeleckt und darauf munter gemeckert, was den zwei Kaffeeschwestern gar nicht übel anstand.

Solch kleine Vorfälle begegnen Einem da draußen auf allen Wegen.

Wenige Stunden in's Land hinaus, in's Volk hinein genügen, um uns für eine Weile wieder mit frischen Eindrücken zu versorgen. Der Freund des Volkes und seiner Ursprünglichkeit wird natürlich in den Engthälern, auf Holzschlägen und Almen mehr des Interessanten finden, als hoch oben am Rande der Gletscher. Alljährlich einmal mit Gefährdung des Lebens oder

der Gesundheit von dem Gipfel eines hohen unwirtlichen Berges aus die Welt und den Himmel zu sehen, wäre, dächte ich, für normal geartete Menschen genug. Aber den Wald und seine Wässer, die Almen und ihre Felsen, die Gebirgsdörfer und ihre Menschen zu besuchen, das können wir jeden Sonntag. In unseren Gegenden kann das ohne viel Anstrengung und Kosten geschehen und der Gewinn ist ein großer.

Der Teufel im Salzburgerland.

Ein Beitrag zur Seelenkunde des Volkes von J. Hofer.

Eine eigenthümliche Laune des Teufels ist es, daß er sich gerade in solchen Ländern am liebsten aufhält, wo die frömmsten Leute wohnen. Im lutherischen Norden hört man vom Teufel blutwenig, während man ihn in Trol, in Steiermark, im Salzburgischen auf Schritt und Tritt spürt und denselben manchmal — wenn man den Leuten glauben darf — sogar zu sehen bekommen kann. Daß der Teufel nach Menschenseelen jagt, ist bekannt, wir wissen es von unseren Vorfahren, aus heiligen Büchern und örtlichen Urkunden; daß viele Leute ohne den Teufel nicht leben können, ist weniger bekannt, doch nicht minder wahr. Und so stellen sie sich einander beständig nach und fürchten sich voreinander und brauchen einander.

Daß der Mensch alles Böse und Sündige, alles Unselige und Verderbliche mit dem Namen Teufel bezeichnet, ist ganz in Ordnung. Aber daß er aus dem Teufel eine Person macht, sie mit allem Häßlichen ausstattet, alles Sündige und Niederträchtige in dieselbe hineinsteckt, sie lästert und verabscheut und ihr dann doch wieder zustrebt, eben weil alles Sündige und Niederträchtige in ihr steckt, das ist curios. Der Mensch muß einen Schrank haben, in welchen er das Böse, wenn es ihm just nicht handlich ist, hineinlegen kann, und aus welchem er es wieder herzunehmen weiß, sobald er es haben will; dieser Schrank ist der Teufel. Er muß auch einen Sündenbock haben, dem er die Schuld geben kann, kurz, er bedarf etwas, daß das Thierische und Abscheuliche zeitweilig von ihm losgelöst sei, damit er sich die Hände waschen und wie ein Engel geberden mag. Der Teufel übernimmts, aber nicht umsonst, wer ihn an die Wand malt, dem springt er von der Wand gern in die Arme und die Beiden unterhalten sich ein Weilchen recht gut miteinander. Aber nur ein kleines Weilchen.

Wir unterhalten uns heute ebenfalls mit dem persönlichen Teufel und betrachten sein Verhältnis zum Landvolke. Die Unzahl von Teufelssagen beweist uns, daß dieses Verhältnis ein intimes ist trotz all der Schrecken. Nur das kleine Salzburgerländchen, und von diesem wieder bloß, was an Teufelssagen ganz obenauf schwimmt, ist unser Feld. Wie ergiebig ist es! Welch eine Unzahl von Teufelssteinen, Teufelsseen, Teufelsbrücken, Teufelsmühlen, Teufelsstuben u. s. w. im Lande!

Am Funtersee steht eine Teufelsmühle, welche goldene Thaler mahlt. Eines Tages fand ein frommer Jäger solche Thaler, gieng damit in die Kirche zu Berchtesgaden, tauchte sie in den Weihbrunnkessel, und die Thaler wurden zu Kieselstein.

An der Lammer, oberhalb der Duscher Brücke sind zwei zu einer Art

von Brücke aneinandergelehnte Felsen. Diese hat einst der Teufel aneinandergeworfen aus Wuth darüber, daß ein Raubschütz, den er schon in den Klauen gehabt, ihm von einem frommen Einsiedler abgejagt worden war.

Am Schoberberg nächst Mondsee befindet sich hoch an der Wand ein Loch durch den Felsen. Einst hatte der Teufel ein altes Weib nur darum geholt, weil es sich immer für eine Jungfrau ausgegeben hatte. Als er mit demselben durch die Lüfte gefahren, stieß er unversehens an die Wand und rannte das Loch durch.

Auf den Höllberg, sowie auch über das Hörndl, das Höll-Neideck, über die Haid und Oed hat der Teufel bei Erschaffung der Welt den Schweif gelegt, darum ist die Gegend so unfruchtbar und unwirtlich, und soll auf solchem Grunde niemals Edelweiß wachsen.

In Filzmoos stand seit Urzeiten ein gemauertes, unübertünchtes Haus, das einzige in der Gegend, welches von Stein war. Das soll der Teufel erbaut haben, da ihm einmal das Gelüste kam, ein Landwirt zu werden. Als aber das Wunder Gottes geschah und auf dem Felde Korn aus der Erde sproßte, wurde ihm unheimlich und er rannte davon.

Bei Oberfritz wollte der Teufel ebenfalls einmal ein Haus bauen, fieng aber damit von oben an, gieng ihm das Material aus, so daß er den Unterbau nicht mehr fertig brachte. Das Haus, dem die Eckſteine fehlen, hängt heute noch halb in der Luft.

Zwischen Dienten und Mühlbach ist eine Klamm mit einem tosenden Wildbach. Das ist des Teufels Badstube, in welcher er vor Zeiten mit den Hexen zu baden pflegte.

Auf einem Wege zur übergossenen Alpe ist ein tief abwärts gehender Schlund mit einem kirchthürartigen Eingang sichtbar. An dieser Stelle hatte der Teufel einst einen Jäger verblendet, daß er dieses Loch für eine Kirchthür hielt. Der Senne kam mit seiner Braut, um sich da drinnen trauen zu lassen. Sie sollen nicht mehr zum Vorschein gekommen sein. Wenn der Teufel sein Spiel hat, so soll es auch heute noch geschehen, daß zwei Liebesleute zur unrechten Thür hineingehen.

Bei Schleedorf in einem Felsen bewacht der Teufel einen großen Schatz. Derlei wird von vielen anderen Felsen, Tümpeln und Löchern erzählt. Bei Großgmair ist ein Teufelsloch, in welches einst der Teufel einen Fuhrmann geschleppt hat, als dieser die müden Pferde mißhandelte.

Im Mirabellgarten zu Salzburg ist eine große aus Stein gehauene Wasserschale. Dieser Stein soll nicht von der Stelle zu bringen sein, weil einst der Satan mit einer Buhlerin darauf ausgeruht habe.

Auf der Straße über den Radstädter Tauern steht eine hohe steile Wand, sie heißt: „Die Freud am End'." Einst gieng des Nachts ein Bursche vom Liebchen nach Hause und stürzte unterwegs unversehens über diese Wand. In der Nähe daselbst liegt ein Stein, in welchem die Fußtritte des Teufels zu sehen sind.

Im Rosenthale nächst der Burgruine Hieburg ist der Teufelsstein. Diether von Friedburg, der Bewerber um das Burgfräulein, hatte sich einst mit seinem Blute dem Teufel verschrieben, damit dieser den Nebenbuhler, der die Braut zum Altare führte, tödte. Richtig warf der Teufel einen gewaltigen Felsblock gegen die Kirche, in demselben Augenblick läutete das geweihte Glöcklein zur Trauung, dadurch verlor der Stein seine Schwungkraft, fiel senkrecht zu Boden und erschlug den Diether, dessen schwarze Seele sofort in die Hölle fuhr.

Als vor Zeiten das Wallfahrtskirchlein Zell an der Ziller gegründet worden war, erboste darüber der Böse derart, daß er an der Kreuzjochspitze ein wuchtiges Felsstück brach und es gegen das Kirchlein schleuderte. Der Klang der zum Gebet läutenden Glocke

vereitelte auch hier sein Werk, das Felsstück fiel nieder am Krummbach-Wasserfall, wo es heute noch liegt und die Spur der Teufelskrallen zeigt.

Bei Zell am See ist die Pfondeben, eine Hochfläche mit einer steinernen Platte. Einst erschien hier ein Fremder und blies mit der Schwegelpfeife zum Tanz auf. Alsogleich versammelte sich das junge Volk und tanzte sich schier das Blut aus den Adern, bis Knaben und Mägdelein erschöpft auf den Rasen fielen. Als der fremde Musikant wieder davon war, sah man auf der Steinplatte, wo er gestanden, Vertiefungen, welche er während des Spieles mit dem Fuße ausgestrampft hatte. Daran erkannte man, daß es der Teufel gewesen.

Bei Bischofshofen ist ein Dörfchen, in welchem einst während eines Hochgewitters eine laute Tanzunterhaltung stattfand. Der Geinfeldbach brauste fürchterlich und die hohen Fluten wogten gegen das Wirtshaus. In demselben saß aber ein Geiger und geigte so lustig und verlockend, daß die Leute wie toll hüpften und tanzten und das Unheil nicht wahrnahmen. Alle ertranken in den Fluten. Der Geiger fuhr durch die Lüfte davon und spielte noch zwischen Blitz und Donner hindurch seine schauerlich-süßen Weisen.

In einer Nebenschlucht des Salzachthales ist die Tauglbrücke, ein uralter großer Bogen über das Wasser. Vor vielen Jahren hatte es hier der Teufel mit einer schönen Müllerin zu thun, die es ihrerseits mit einem schönen Jäger hielt. Sie wünschte über den Wildbach eine Brücke zum Jagdhause, Der Teufel versprach ihr eine zu bauen. Bringe er diese fertig, ehe sie das Kind gebäre, so sei das Kind sein. Fast war er mit dem Werk fertig, nur noch ein Stein sollte eingesetzt werden, da schrie das Kind. Wüthend und ohne Lohn fuhr der Teufel zur Hölle, rief aber zurück: „Das Kind ist mir verspielt, aber der Erste, der über diese Brücke geht, gehört mir!“ Gut ists, dachte sich die Müllerin und jagte ihren großen Hauskater über die Brücke. Der Teufel packte ihn und fuhr mit solcher Beute in die Untiefe, in welche heute die Taugl wildschäumend hinabstürzt.

Auf den Almen pflegen sich die Schweine auf dem Boden herumzuwälzen und an den Steinen ihre Rücken wund zu reiben. Da heißt's, es reite sie der Teufel. Das beste Mittel dagegen ist, daß man mit einer Taufkerze den Schweinen drei Kreuze auf den Rücken brenne.

An die Geiermühle bei Oberfritz kam manchmal nächtlicher Weile ein fremdes Männlein, welches neben der Mühle so rasch zu wachsen begann, daß es zum Dachfenster hineinschaute, wie der Müller drinnen aus den Säcken der Kunden Mehl stahl. Einmal schlug dieser vom Zwerge zum Riesen gewachsene Mann am Dachfenster ein höllisches Gelächter an und rief: „Anfangs stahl er's löffelvollweis, dann handvollweis, dann schaufelweis, jetzt sackvollweis. So schnell und so groß wächst der Teufel.“ In der Mühle am Strick hieng der Müller.

In einer andern Mühle unweit Oberfritz versammelten sich an einem Muttergottesfeste lebenslustige Dirnen zum Tanz. Als die Abenddämmerung anbrach, sprang ein schwarzer Bock durch den Tanzboden, worüber in die tanzlustigen Beine ein solches Zittern fuhr, daß sie sich auf die Kniee niederlassen mußten. Aus der Tanzstube wurde ein Bethaus und der Teufel wimmerte, daß die Sache diesmals so schief gegangen war.

Der Oberarler Schmied zu Plankenau hatte einst dem Teufel seine Tochter, die ein Cretin war, verschrieben, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenruf aus der Großarler Klamm eine warme Quelle herausleite. Der Teufel begann in den Felsen so grauenhaft zu rumoren, daß dem Schmied die Angst kam und das Erbarmen mit seinem Kinde. Er weinte und betete und rief um Hilfe. Jetzt faßte der

Cretin wie spielend den Haushahn und schleuderte ihn in den Fluß. Der Hahn krähte ob des kalten Bades, der Teufel fuhr ohne Beute ab und die warme Quelle blieb stecken in dem Felsen.

Schlimm ergieng es den Burschen zu Maria-Pfarr. Diese wußten in ihrem Uebermuthe oft nicht, was sie beginnen sollten, um die Nachbarn zu ärgern. Da fiel es ihnen einmal in der Christnacht ein, Rößlein aus Stroh zu flechten, dieselben zwischen die Beine zu nehmen und damit im Dorfe umherzugaloppiern. Da gabs großen Lärm und Schabernack. Auf einmal, als sie an der großen Linde vorbeiritten, wurden die Rößlein lebendig und flogen mit ihren Reitern sausend durch die Lüfte davon. — Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Im Schlosse zu Moosham lebte vor vielen Jahren ein reicher, geiziger, harter Mann, der aber für sich sehr auf äußeren Anstand und Prunk hielt, wo er nichts kostete. Als er gestorben war, fuhr beim Schlosse eine schwarze vornehme Kalesche mit vier Rappen vor. Ein schwarz gekleideter Herr mit feiner Perrücke stieg aus, doch aus der Perrücke standen Hörner hervor. Er meldete sich sehr höflich an, trat in das Leichenzimmer, nahm den starren Gutsherrn über die Achseln, trug ihn zum Wagen hinaus und fuhr mit ihm so rasch davon, daß die Straßensteine rauchten.

In Mauterndorf bei der Kirchweih sah man einmal auf dem Tanzboden ein Paar Stiefel, ohne daß Jemand drin stak, ein sehr feines Tänzchen machen. Die Leute stoben auseinander als sie dieses sachen, die Musikanten hörten auf zu blasen, allein die Stiefel tanzten den Reigen munter fort. Als das Entsetzen gewichen war, begannen es die Leute possierlich zu finden und ein alter Kohlenbrenner machte den Vorschlag, die tanzenden Stiefel abzufangen. Er versuchte es, Andere versuchten es, allein die Stiefel entschlüpften den haschenden Händen allemal wieder. Nun war auch der schwarze Jörg da, ein stämmiger Holzknecht, der noch bei jeder Kirchweih ein Mädel gefoppt und dann sitzen gelassen hatte. Auch dieser haschte nach den Stiefeln, und siehe, vom schwarzen Jörg ließen sie sich fangen. Er streifte sie rasch an seine Füße und begann mit ihnen zu tanzen, so fein und geschmeidig, daß es zum verwundern war. Als er jedoch das drittemal herumgetanzt hatte, nahmen die Stiefel plötzlich Reißaus und sprangen in klafterlangen Schritten mit dem Jörg davon. Später soll man draußen in der Haselschlucht halbversengte Theile seines Rockes gefunden haben.

Jungfrauen wenden als Schutzmittel gegen den Satan das Kudlkraut (Feldthymian) an. Sie flechten am Frohnleichnamstage in ihren Kranz Kudlkraut, dann hängen sie den Kranz in ihrer Schlafkammer über dem Bette auf. Sollte der Teufel in Gestalt eines schönen Bauernburschen fensterln kommen, so benimmt ihm das Kudlkraut die Macht. Anders ists, wenn der schöne Bauernbursche selber kommt, gegen diesen gibts gar kein Schutzmittel, besonders wenn er der Jungfrau Liebster ist, so ist er gefährlicher wie der Herr Teufel.

Bei Hallein ist ein Waldweg, den früher die Leute nicht gehen wollten. Es hüpfte über den Weg der Teufel hin und her, spie die Wanderer mit Flammen an und wollte Keinen vorbeilassen. Da kam ein Klosterpater, um den Wegelagerer zu beschwören, den lachte der Teufel tüchtig aus und gab ihm schlimme Namen. Hernach kam ein Propst, der Teufel lachte noch mehr; endlich kam der Erzbischof selber, angethan mit allem Ornat und allen hohen Weihen. Der Teufel hielt sich den Bauch vor Lachen, umtanzte den Bischof und peitschte ihn mit seinem Schweife. Nun versuchte es noch ein armer Weltpriester aus Lofer, den Bösen zu bannen. Und siehe, vor diesem Manne floh der Teufel winselnd und ist seither nicht wieder gesehen worden.

Am Fuße des Dachstein wurde einst in einer Sommernacht in den Lüften ein Pferdegerippe gesehen. Auf dem Gerippe saß ein langer hagerer Mann, der loderte wie weißglühendes Eisen, daß die ganze Gegend beleuchtet war. Der Kopf des Reiters war fleischlos wie ein Todtenschädel, aus den Augenhöhlen zuckten blaue Flämmchen. Auf dem Scheitel hatte er ein spitzes Hütchen mit rother Feder. An den Schwanzwirbeln des Pferdegerippes war eine lange Kette befestigt, an welcher sechs Bauern aus der Umgebung hiengen, die als sehr schlimme Gesellen bekannt waren. Diese sechs Bauern mußte der Schmied des Ortes, von einer unerklärlichen Gewalt getrieben, mit sechs Paar Hufeisen beschlagen. Der Zug flog dann gegen die Scheuchenspitze empor. Im Gestein der Scheuchenspitze waren später die Hufeisen zu spüren; von den sechs Bauern ist nicht Einer mehr gesehen worden.

In Gastein wollte der Teufel einmal bei finsterer Nacht eine Heilquelle entführen. Schon war er mit derselben bis Stegenwacht über das Gebirge gekommen, da begann in St. Johann die Morgenglocke zu läuten. Von diesem Augenblicke an brachte er die Quelle nicht mehr weiter; noch heute fließt sie dort in der Bachkluft, Niemandem zum Heile. Von einer warmen Quelle an der Großarlerarche wird auch erzählt, daß sie der Teufel in Gastein gestohlen und dorthin versetzt habe, wo er sie noch zeitweilig mit Erdlawinen zudecke, damit sie Niemand finden solle.

Mit großem Fleiße hat derlei Sagen R. v. Freisauff gesammelt (Salzburger Volkssagen. A. Hartleben, Wien), doch die Quelle des Volksmundes ist unerschöpflich. Manch halbverkommenem Gesellen wäre es gar nicht recht, wenn es auf einmal keinen Teufel mehr gäbe. Denn er hofft auf ihn. Er will noch einmal zu Geld kommen, er will seinen Feinden die Rinder und Felder verhexen, er will Liebestränke brauen — wer soll ihm dazu helfen, als der Teufel! Zwar will der dafür die Seele verschrieben haben. Sei es drum; geht ohnehin das Gerede, der Mensch hätte keine unsterbliche Seele, dann ist der Schwarze betrogen. Ja in der That, solche Leute mögen materialistischer Offenbarung glauben und sich trotzdem von ihrem Teufelscultus nicht abbringen lassen. — Vielen der vorstehenden Beispiele ist der Ursprung leicht anzusehen; sie sind nicht naiverweise entstanden, sondern mit Absicht gemacht worden. Heute ist manch würdiger Landpriester bestrebt, den Teufels-Aberglauben auszurotten, allein auch hier werden sie der Geister, die sie einst riefen, nicht mehr los. Daß das Volk noch immer den persönlichen Teufel und die Hölle mehr fürchtet, als das Böse und Häßliche in der Menschennatur, das eben ist des Teufels. So hat man ihn an die Wand gemalt, und so ist er lebendig geworden.

Kleine Laube.

Septembertag.

Milde Sonnengluten
Auf die Erde fluten,
Fäden, zart wie Duft,
Gaukeln durch die Luft.

Ruhe herrscht im Raume …
Wie im stillen Traume
Liegt die weite Welt
Unter'm Himmelszelt.

Welker Blätter Rauschen
Muß ich sinnend lauschen,
Wenn durch Baum und Strauch
Streicht des Todes Hauch …

Ein Hinüberschlafen
In des Todes Hafen,
Sanft und hehr und groß,
Ist des Lebens Los …

Wär' auch mir beschieden,
So in Ruh' und Frieden
Aus der Welt zu geh'n
Zu des Lichtes Höh'n! —

Joh. Peter.

Verständigung zwischen einem geistlichen und einem weltlichen Christen.

Angebogen schicke ich dem „Heimgarten" zwei Briefe, von denen ich glaube, daß sie weiteres Interesse beanspruchen dürften. Es gibt Menschen, in deren Denk- und Empfindungsweise sie eingreifen, und sie sollen, wie ich vermuthe, in mancher Beziehung wohlthuend wirken.

Für's Erste muß ich mich vorstellen, da ich Gegenstand der beiden Briefe bin. Ich lebe unabhängig als Privatmann in einem Marktflecken der Ostalpen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse meines Ortes sind bescheiden aber nicht unangenehm und ich erfreue mich einer gewissen Achtung, trotzdem meine Beschaffenheit mit jener der meisten Menschen nicht immer übereinstimmt.

Vor einiger Zeit erhielt ich von dem Herrn Pfarrer meines Sprengels ein Schreiben, welches zu veröffentlichen ich mir nachträglich die Erlaubnis einholte, wie es ja in der That der Verfasser leicht verantworten kann. Das Schreiben lautet:

„Euer Wohlgeboren!

Ursache dieser Zeilen ist eine kleine seelsorgliche Angelegenheit, die sich immerhin besser schriftlich als mündlich schlichten läßt und die Sie mir — ich bitte Sie sehr darum — nicht mißverstehen dürfen. Sie haben ja meine, oft nachgerade vertrauensselige Offenheit immer geachtet, daher finde ich leicht den Muth, Ihnen

ein ganz kleines Bedenken mitzutheilen, welches Sie selbst betrifft. Bei Ihrem mir seit Jahren bekannten Charakter und religiösen Sinn nimmt es mich Wunder, daß Sie an hohen Festtagen manchmal dem kirchlichen Gottesdienst fernbleiben, was besonders am letztvergangenen Frohnleichnamsfeste aufgefallen ist. Ich maße mir nun nicht an, Sie etwa deswegen zur Rechenschaft ziehen zu wollen, doch muß ich bemerken, daß etliche unserer Pfarrgenossen daran einen gewissen Anstoß nehmen und wenn sie schon für sich selbst kein Beispiel daraus machen, so doch auf Ihre werte Person ein mißgünstiges Licht werfen könnten, was Niemandem mehr leid thäte, als mir. Ich will Ihnen kein Lehrstück schreiben über die Bedeutung der hohen kirchlichen Feste für des Christen Herz und Gemüth, ja ich vermuthe, daß Sie die Bedeutung sehr wohl erkennen und hochhalten und daß etwa eine mangelhafte Begehung, wie sie in Landkirchen wohl vorkommen kann, mit dieser Ihrer Hochhaltung nicht ganz übereinstimmt. Wenn es dieser Grund wäre, warum Sie unseren hohen Festen fern bleiben, so würden Sie mir mit der Mittheilung derselben eine Art Befriedigung gewähren. Und wenn Sie mich aufmerksam machen wollten auf etwa vorkommende Unzukömmlichkeiten, so würde ich sehr dankbar sein und trachten, solche abzuschaffen. Mir als Pfarrer muß natürlich daran liegen, daß auch den Gebildeten das Edle und Erhebende der Kirche und des Gottesdienstes geboten werde.

Ich bin sicher, geehrter Herr, daß Sie diese Zeilen, die mein Herz erleichtert haben, so annehmen, wie sie gemeint sind, und somit zeichne ich mit hochachtungsvollem Gruße ganz ergeben

N. N.
Pfarrer."

Die Antwort:

„Euer Ehrwürden!

Ihr Schreiben habe ich erhalten und ich gestehe, daß mich selbiges angenehm berührt hat. Ich finde in ihm jene Milde und Treuherzigkeit, der ich nie zu widerstehen vermag, und Ihre Offenheit glaube ich damit am besten zu ehren, daß ich derselben gleiche herzliche Offenheit entgegensetze.

Ich kenne, wie Sie selbst vermuthen, freilich die Bedeutung des kirchlichen Gottesdienstes für des Christen Herz, und Niemand kann mehr als ich davon überzeugt sein, wie nöthig und wichtig für die Gemeinde eine gemeinsame Andacht ist. Darum habe ich mich selbst schon gefragt, ob ein zeitweiliges Wegbleiben bei kirchlichen Festen, so unauffällig ich es auch thue, nicht etwa ein Aergernis sei. Darauf habe ich mir allerdings zur Antwort geben müssen, daß es nicht vorgeschrieben ist, anderer Leute wegen dem Gottesdienste beizuwohnen, ja daß dem Christen für seine Andacht das stille Kämmerlein vorgeschlagen worden.

Meiner Meinung nach hat der Mensch mehr Bedürfnis nach Erhebung des Geistes zu Gott, als er es selbst ahnt, aber die äußeren Zustände hindern ihn und die Stimmung mangelt ihm sehr oft, solcher Erhebung zu pflegen. Ohne Stimmung ist keine Andacht möglich. Die meisten Menschen finden die nöthige Stimmung in der festlich geschmückten Kirche und in der Gegenwart der Mitmenschen, die alle in der gleichen Absicht gekommen sind, zu beten. Auch ich fühle mich in solcher Umgebung und in solchen Gedanken sehr oft erhoben — ich sage sehr oft, aber nicht immer. Manchmal ist es, daß meine Andacht die einsame Kammer verlangt, oder eine Betrachtung des Hochgewitters, oder den grünen Wald und das Himmelszelt, und ich bin schwach genug, solchem Verlangen nachzugeben.

Euer Ehrwürden ziehen mich des letzten Frohnleichnamstages wegen ja nicht zur Rechenschaft; in diesem Falle würde ich sie vielleicht verweigern; nun aber gebe ich sie freiwillig. Bei der unbeschreiblichen Lieblichkeit jenes Frühsommertages wäre es mir nicht möglich gewesen, in der überfüllten Kirche, im Gedränge und Straßenstaube der Procession die wahre Feststimmung zu finden. Ich blieb dem Begängnisse nicht fern, um das Fest zu

mißachten, sondern um es zu feiern. Ich will mich gar nicht auf jene Pantheisten hinausspielen, die den Herrn nur draußen in der freien Natur anbeten können, obzwar ich an diesem Tage freilich auch hinausgieng in diese freie Natur. Ich that es nicht, um der kirchlichen Feier auszuweichen, sondern um sie mitzubegehen. Auf dem Eichenkogel saß ich und blickte hinab in's Thal, wo die Glocken klangen und die Pöller knallten und die Fahnen flatterten und die Beter hingiengen in langer Reihe. Die hohen Berge standen feierlich, im Walde jubilierten die Vögel, die weiten Fluren leuchteten in Blütenpracht und über Allem das Himmesblau mit seiner herrlichen Sonne und mit der ewig wandelnden Pracht seiner lichten Wolken. Ich hörte unten die Stimme der Menschen: „Das ist der Tag des Herrn!“ Und ich hörte neben mir und über mir und in weiter Runde die Stimme der Natur: „Das ist der Tag des Herrn!“

Es mag ja wohl richtig sein, daß bei kirchlichen Begängnissen manchmal und zumeist zufällige und unbeabsichtigte Geschmacklosigkeiten vorkommen, die störend wirken. Ich sah sie nicht und dachte nicht an sie.

Nicht das bunte Gepränge der Menschen war um mich, nicht ihr oft gedankenloses Gebet, nicht ihre Eitelkeit und Scheelsucht, die sie auch bei der Procession mit sich führen wie Kinder am Arm, als sollte sie der Herr segnen, daß sie groß würden — ich sah aus der Ferne vom Menschen nur die wirkliche Andacht, sein gottesfreudiges Herz und seine Seligkeit. All das zusammen hat mich erhoben zu jener Feststimmung, die verwandt sein muß mit der wahrhaften Anschauung Gottes.

Es mag ja ein Vergehen sein an der Gemeinschaft, welche die Kirche wünscht, und doch war mein Gewinn ein großer, denn es erhob sich mein Geist zu Gott, und damit war das erreicht, was uns die Religion vorschreibt. Anderen zur Nachahmung thue ich es wahrlich nicht, wenn ich mich manchmal solchergestalt absondere; den Meisten würde derlei nicht wohl bekommen. Was ich hier angedeutet habe, möge nichts Anderes sein, als eine Rechtfertigung stillbeschaulicher Gemüther, die in ihrer gewiß auch harmlosen Weise der Andacht pflegen.

Wie sehr ich den Cultus achte, der so vielen Millionen Menschen ein unersetzliches Gut ist, wie sehr dieser Cultus — wie er ja im Stile würdevoller Kunst dazustehen bestrebt ist — auch mich erhebt, das glaube ich nicht erst hervorheben zu müssen. Die Gottesandacht als solche jedoch kann sich — wie Euer Ehrwürden selbst vor Kurzem so schön gesagt haben — weder an eine Zeit noch an einen Ort knüpfen, sondern wird trachten müssen, der Allewigkeit und Allgegenwart des Herrn zu entsprechen.

Und somit glaube ich, daß wir immerhin noch so stehen, um uns gegenseitig die Hand reichen zu können. Ich thue es in ungeheuchelter Verehrung.

N. N.“

’s Unglück spoziern führn.

(Steirische Mundart.)

I.

Afn Obnd, wan hintern Berg d Sun owi sinkt,
Und d Leut olli porweis flaniern,
Nim ih ah mein Gspon, geh aussi in Wold
Und führ mein Unglück spoziern.
Wia groß is da Wold und wia hoch sein die Berg,
Und wia tiaf is däs stilli Thol!
Oba größer und höcher und tiafa bist Du,
Mein Unglück tausndmol.

Afn Wosn, afn grean,
Wo sitt Bleamerla blean,
Do ligg a schwara Stoan;
Viel tausndmol schwara, wir olli Stoan afn Roan,
Bist Du, mein Unglück alloan. —
Kuhlsinsta wird d Nocht; oh, sa finsta wird's nia,
Daß Oana sein Unglück nit siacht,
Da Blindi siacht's funkeln,
Da Taubi hört's krunkeln,
Wan's schleichend zan Herzn kriacht.

II.

Wia springg aus n Herzn a hellrotha Brun!
Wia hot nit da frischi Brun glonzt in da Sun!
Aus guldenen Kelch hobn ma trunkn,
Mit Rosan, mit rothn, hobn ma gwunkn,
Bis d Augn sein gsunkn.
Und gor noh in Tram hot's nit dunkel wern wolln,
O liabi, glückseligi Quelln!
Do kimp hiaz däs Unglück und legg sih stad
Zan Brun, und sauft, bis s n d Wompn aufblaht,
Und bsoffn tonzt's tul um mei Herz herum,
Und da Nochtvogl pfeift: Didl dei, didl dum!
Hei prächtigi Welt, wia lusti geht's zua!
— Ih donk für de Luft. Ih hon gnua.

III.

Ih gnua va da Welt? Däs follt ma nit ein.
Den Tonzbärn, den wern ma noh über sih sein.
Sei a Mon,
Pock n on!
Ueber's Unglück nit her hobn — wa doh dalogn!
An Strick um a Füaßl,
A Loch durchn Rüaßl,
Und a Kein durchzogn!
Meini Damen und Herrn!
Do hobn ma dressiert
An tonzandn Bärn!
Bitt hereinspaziert,
Wer will sechn, wia ma's Unglück
An da Kein führt!

Frommer Müßiggang.

Ein frommer Müßiggang hat mich erfaßt,
Ich lebe nur in stillem Brüten,
So wie ein Vöglein stumm am Ast
In einem Reich voll Sang und Blüten.

Was dies Jahrhundert Großes gab
Und was vergang'ne schön're Zeiten:
An diesem starken Wanderstab
Will ich in's Land der Träume schreiten.

Mit Schaffensdrang geschwellt die Brust,
Da werden Deine Thränen fließen —
Doch liegt viel ungetrübte Lust
Im Mitempfinden und Genießen.

Leopold Hörmann.

Emil Zola's Wahlspruch.

Der große literarische Hadernsammler an der Seine hat einen Wahlspruch und der lautet: „In der Wahrheit keine Kunst, in der Kunst Wahrheit."

Dieser Wahlspruch ist hübsch. Mit dem ersten Theil desselben muß man sich unbedingt einverstanden erklären, mit dem zweiten Theil nur dann, wenn Zola uns sagt, daß er die Wahrheit in jenem großen Sinne versteht, wie sie bisher philosophisch und künstlerisch verstanden zu werden pflegt. Nun hat uns aber Zola schon gesagt und bewiesen, was e r Wahrheit nennt; ihm

ist die künstlerische Wahrheit nichts weiter, als die naturtreue Darstellung des Häßlichen. Bei uns erstreckt sich aber die künstlerische Wahrheit auch auf die naturtreue Darstellung des Schönen. Auch das ist Naturalismus, denn man wird doch nicht leugnen wollen, daß der Natur das Schöne abgehe. Zola schildert nur den Sumpf, aber nicht auch die Blume, die darauf wächst. Zola stellt den Dünger so naturgetreu dar, daß selbst die Nase zur Kritikerin wird, aber er zeigt uns nicht die hohe Aehre, die darauf reift. Zola beschreibt uns stets das Faulende, aber nie das Keimende, stets das Niederträchtige, aber nie das Erhebende, stets das Verstimmende, Peinigende, aber nie das Erfreuliche. Und das ist seine Wahrheit. In diesem Sinne jedoch ist der zweite Theil seines Wahlspruches nicht zu brauchen. „In der Kunst Wahrheit.“ Also in der Kunst nur Sumpf, Dünger, Faulendes, Niederträchtiges und Peinigendes! Es muß uns doch allzugut sein auf dieser Welt, daß wir uns das Elende nachgerade mit Gewalt recht drastisch vor Augen rücken. Wir müssen uns schon sehr gesättigt haben, daß unser Magen so lebhaft nach pikantestem Käse verlangt; und finden wir keinen solchen, so laufen wir dem Erstbesten nach, von dem wir vermuthen können, daß er zwischen den Zehen Surrogat hat. Auch dieser Käsestoff ist Natur und Wahrheit, wer leugnet es? Und nur diese Gattung von Wahrheit, die häßliche und ekelhafte, will Emil Zola in die Kunst legen.

Zola erkennt die Kunst als solche gar nicht an, seine Lehre ist: Zersetzung der Kunst durch triviale Wahrheit. Mit dem Schönen, sagt er, sei der Welt nicht gedient, seit Jahrhunderten habe ihr die Kunst das Schöne und Erfreuliche vorgehalten und sie habe sich nicht bekehrt; jetzt will er ihr das Häßliche und Lasterhafte vorhalten, das in ihr ist, vielleicht bekehrt sie sich dann. Die Menschen, meint er, sollen sich davor erbrechen. Bei den feiner angelegten Lesern der Zola'schen Schriften trifft dieses Erbrechen in der That zu, die Mehrzahl freut sich dessen, daß ihr Schmutz, ihre Laster und niedrigsten Leidenschaften einen Dichter gefunden haben, der sie entschuldigt, oder die Schuld von dem Einzelnen ab- und auf den Staat wälzt, als seien für die schlechten Handlungen der Staatsbürger die schlechten Gesetze Schuld. Eine bequeme Ausrede.

Die brutale Gewalt, mit welcher Zola's Muse die Leser packt, erinnert mich an jenen Schweinehirten, der den Forstjungen anfiel, zu Boden warf und in die Jauche schleifte aus Aerger darüber, daß der Forstjunge sonst immer frischen Waldduft genießen konnte.

Es mag ja angehen zu sagen, einmal müsse auch die niederträchtigste Seite der Menschheit naturgetreu, ja der Wirkung wegen sogar mit Phantasie geschildert werden; wenn aber diese Richtung als die Zukunft der Kunst, der Dichtung ausgerufen wird, als die einzig richtige Art der erzählenden Literatur, dann müssen wir diese Herrn Aesthetiker zum Tempel hinausjagen.

Die Kunst und die Dichtung ist nicht da, um ewig nur zu zeigen, wie elend wir sind, das wissen oder ahnen wir schon auch so; die Kunst und die Dichtung ist auch nicht da, um zu bekehren; die Kunst und die Dichtung ist da, um uns zu erfrischen, zu erfreuen, durch Erschütterung zu läutern und uns seelisch schöner zu machen. Dadurch wirkt sie in zweiter Linie freilich auch reinigend und sittigend und verbindet sonach ganz von selbst das Nützliche mit dem Angenehmen.

„In der Wahrheit keine Kunst, in der Kunst Wahrheit,“ der Spruch ist gut, wenn er in jenem weiten Sinne verstanden wird, der nicht bloß das Häßliche, sondern auch das Schöne in sich schließt.

M.

Ein Wort in Sachen meines Jugendbuches „Waldferien.“

Schreiben an Herrn Lehrer M. N. in Wien.

Geehrter Herr!

Da Ihre Anfrage in Betreff meines Jugendbuchs „Waldferien“ nicht vereinzelt dasteht, so nehme ich Anlaß, dieselbe öffentlich zu beantworten.

Seit Jahren bin ich von Volksschullehrern und Pädagogen angegangen worden, aus meinen Schriften, die von den Kindern gern gelesen würden, ein Buch für die Jugend zusammenzustellen. Die Verfänglichkeit der Sache vor Augen, ließ ich diese Anregungen lange nicht auf mich wirken, bis ich endlich im „Heimgarten" die Lehrerschaft aufforderte, mir selbst anzugeben, welche Stücke aus meinen Schriften sich etwa für ein Jugendbuch eignen könnten. Anstatt bestimmter Vorschläge kamen mir immer noch neue Wünsche auf die Herausgabe eines Jugendbuches zu, und so entschloß ich mich, selbst ein solches zusammenzustellen, und zwar aus jenen Werken, von denen ich wußte, daß sie von Lehrern und Erziehern selbst schon der Jugend in die Hand gegeben wurden, oder aus denen sie dieser gelegentlich Manches vorgelesen hatten.

Obzwar ich wußte, welches Verständnis in geschlechtlichen Dingen der Katechismus, die Schulbibel, die deutschen Kindermärchen u. s. w. den Kindern zumuthen, so war ich doch in der Auswahl strenge. Wo schon etwa von „Liebe" die Rede war, da suchte ich sie stets von ihrer reinsten, gemüthlichen, moralisch opferwilligen Seite zu zeigen, damit die jungen Leser die Liebe früher von der schönen, als von der — anderen Seite kennen lernen sollten. Freilich wird die Prüderie nie zugeben, daß ein solches Jugendbuch auch nur halb so weit gehe, als das Schulbuch, als der Naturgeschichtslehrer, als der Katechet gehen müssen.

Etwaige Rügen in diesem Sinne würde ich nicht ernst nehmen. Anders ist es, wenn gesagt wird, daß in den „Waldferien" Manches vorkomme, wofür in Kindern von 10 Jahren noch kein Interesse vorhanden sein kann. Das läßt sich in der That besonders von der Abtheilung „Ein Vater an seinen Sohn" sagen. Darum freut es mich, daß Sie erkannt haben, wo der Hauptfehler des Büchleins liegt, nämlich im Vorwort. Das Büchlein „Waldferien" ist nicht, wie es dort irrthümlich heißt, für Kinder von 10 bis 15 Jahren, sondern für die reifere Jugend berechnet, und dieses öffentlich zu erklären, nehme ich hier Anlaß. Daß ein Buch für die reifere Jugend gleichzeitig auch ein Volksbuch sein kann und muß, liegt in der Natur der Sache.

Ihr sehr ergebener

P. K. Rosegger.

Bücher.

Neues Buch der Lieder. Von **Paul Baehr.** (Halle a. d. S., Otto Hendel.)

Es ist gerade kein origineller Dichter, der uns hier entgegentritt; wer wäre heute noch originell! Die es sein wollen, sind es noch am wenigsten. Aber es ist ein echter Poet, der das ewige Lied von Menschenglück und Menschenleid in tiefer Empfindung und edler Form wiedersingt. Dem tollen Haschen und wilden Gähren eines Theiles unseres Dichternachwuchses gegenüber muthen diese schlichten warmen Lieder bis in's Herz hinein an, es ist der traute, innige deutsche Klang, es ist, wie wenn man nach Tönen und Schrillen und Schallen, Pauken und Knallen der großen Welt wieder einmal das Klingen der Dorfkirchenglocke hört auf ländlicher Flur. Seinem Weibe hat der Verfasser das Buch geweiht, gleichsam als Empfangsbestätigung des Glückes, welches ein deutsches Weib dem deutschen Manne in's Haus zu bringen pflegt. Nebst dem warmen Gemüthe ist es ein weiser Geist, der in dem Büchlein wohnt. Einige Proben seien uns gestattet:

Wie herzlos spricht die Welt.

Wie herzlos spricht die Welt vom Meiden,
Sie gibt so leicht den bösen Rath;
Was gilt's ihr, ob für Schmerz und Leiden
Sie in zwei Herzen sät die Saat!

Sie wirft so gern mit spitzen Steinen
Auf Liebende, bis sie entzweit;
Was gilt es ihr, ob Zwei beweinen
Zertrümmerte Glückseligkeit!

Nur Dein Gewissen mußt Du fragen,
Doch was die Welt spricht, achte nicht:
Sie lohnt Dir's nicht, wenn im Entsagen
Das Herz Dir stumm zusammenbricht.

Wenn Dir Dein holdes Liebchen.

Wenn Dir Dein holdes Liebchen
Ein herbes Wort gesagt,
Und Dir ein bitt'res Wehe
An Deinem Herzen nagt:

Dann in Erinnerungen
Dein ganzes Herz versenk'
Und an die sel'gen Stunden
Der ersten Küsse denk'.

Das lindert bald Dein Wehe,
Weich wird Dir Herz und Sinn,
Und über Deine Seele
Weht sanfter Frieden hin.

An meine Frau.

Nicht hofft' ich mehr auf meiner Leiden Ende,
Als mich des Lebens Sturm hat wild umtost;
Da reichtest Du mir liebend beide Hände
Und warst mir alles, Hoffnung, Friede, Trost.

Da habe ich gefleht zum Herrn der Welten,
Der mich so namenlos durch Dich beglückt,
Zu segnen Deine Liebe, zu vergelten,
Daß Du den Pfad mit Blüten mir geschmückt.

Dem Herren Dank! Mein Frühling kehrte wieder,
Nichts gibt's, was unsre Liebe heut ermißt —
O süßes Weib, Du Seele meiner Lieder,
Wie jauchzt mein Herz, daß Du so glücklich bist!

Daheim.

Herzliebe, süße Weihnachtszeit,
Du traumumwob'ne Seligkeit
Für groß und klein!
In Waldesduft und Immergrün
Viel bunte Kerzen hell erglühn
Mit gold'nem Schein.

Doch wer verwaist — o herbes Leid,
Dem scheint die Welt in Trauerkleid
Gehüllt zu sein.
Die Blicke lenkt er heimatwärts,
Und doppelt fühlt er heut den Schmerz:
„Allein, allein!"

O dankt dem Herrn mit Lob und Preis,
Die Ihr Euch dürft' im trauten Kreis
Der Liebe weih'n.
Und ob es friert und stürmt und schneit —
O selig, wer zur Weihnachtszeit
Daheim kann sein!

Die alte Jungfer.

O richtet nicht so streng und hart,
Die einsam steht hienieden;
Euch blieb der Seelenkampf erspart,
Der ihrer Brust beschieden.

Euch hat des Lebens schönsten Kranz
Der Liebe Lenz gewunden,
Euch sind erfüllt mit Himmelsglanz
Hold der Erinn'rung Stunden.

Doch ihr hat ja ein herbes Los
Der Liebe Glück vernichtet,
Auf welches still und hoffnungslos
Für ewig sie verzichtet. —

Die Eine liebte wahr und tief,
Wie nur ein Herz kann lieben;
Ob ihn der Tod von hinnen rief,
Ihm ist sie treu geblieben.

Die And're traf das bitt're Leid,
Die Treu' ward ihr gebrochen;
Sie aber bleibt für allezeit
Treu', dem sie Treu' versprochen.

Und pflegt sie heute treu und lieb
Die stummen Creaturen —
Erkennt Ihr nicht in diesem Trieb
Des warmen Herzens Spuren?

D'rum laßt den Spott, den scharfen Scherz
Aus Eu'rem frohen Kreise;
Denkt, daß der alten Jungfer Herz
Nur eine arme Waise.

Einem Dichter.

Nur sein eigenes Leben
Singt der Dichter im Lied;
Aus der Brust will er heben,
Was im Innern er sieht.

Wie die Herzen verschieden,
So verschieden der Sang;
Darum gib Dich zufrieden,
Wenn kein Echo ihm klang.

In's Grab der Liebe.

Sollt' Deine Liebe sterben,
So leg' ich ihr in's Grab
An Lieb' und Treu' den Glauben
Zur ew'gen Ruh hinab.

Liebeslieder.

Oft Liebeslieder kranken
An Mangel tiefer Gedanken
Doch in zu tiefen Gedanken
Auch oft schon Gefühle ertranken!

R.

Kirchenraub — Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen von Alfred Friedmann. (Leipzig. Ph. Reclam jun. Universalbibliothek Nr. 2260.)

Trotz der bescheidenen Form, in welcher diese beiden Erzählungen erscheinen, bieten dieselben einen reichen, bis zum Schluß das Interesse des Lesers rege haltenden Inhalt. Der Verfasser verfolgt darin offenbar den Gedanken, welchen er am Schluß der zweiten Erzählung ausspricht: „Der Mensch kann nicht vollkommen glücklich sein, wenn nicht sein Denken ihn glücklich macht!" Er will zeigen, wie die Unzufriedenheit, die so vielfach in Arbeiterkreisen sich findet, ihren ersten Ursprung zumeist in der eigenen Untüchtigkeit und Charakterlosigkeit hat, aus dieser erwächst das Gefühl des Neides gegenüber denen, die ein besseres Dasein sich zu erringen wissen, und der Neid veranlaßt das Verbrechen. Der Diebstahl eines Kelches in der Stephanskirche zu Wien, den der Held der ersten Erzählung begangen hat, nur um eine kleine Summe zur Begründung eines Hausstandes zu gewinnen, vergiftet ihm sein ganzes ferneres Leben und treibt ihn schließlich zu grausigem Selbstmorde; die Selbstanklagen des Gewissens sind hier psychologisch außerordentlich fein geschildert. Der „falsche Freund" in der zweiten Geschichte bleibt zwar unentlarvt, aber auch ihm ist das Glück für immer versagt. Die Lebensanschauung der arbeitenden Classen, vorzüglich aber das Volksleben, wie es sich am Sonntage in und um Wien entfaltet, sind vortrefflich wiedergegeben, ohne daß der Verfasser den guten Geschmack außer Acht läßt. V.

Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Dr. Alwin Schultz. (Prag. F. Tempsky. 1887.)

Von diesem schönen Werke, welches in 300 Textabbildungen und 14 Farbendrucktafeln die bedeutendsten Malerwerke der neueren Zeit zur Darstellung bringt, ist eben die 17., als die Schlußlieferung, erschienen. Der von dem gewiegten Aesthetiker gelieferte Text ist äußerst übersichtlich und instructiv und erreicht mehr als seinen bescheiden gestellten Zweck: Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. M.

Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von J. C. Petersen. (Berlin. J. Zenker. 1887.)

Diese in gutem Feuilletonstil geschriebenen Skizzen wollen nicht eigentlich ein zusammenhängendes, noch weniger den Gegenstand erschöpfendes Werk bilden, gewähren aber interessante und wichtige Einblicke in das Leben des französischen Volkes. „Die Deutschen in Frankreich" nennt sich der erste Aufsatz, der den großen geistigen und materiellen Einfluß zeigt, den die dort lebenden Deutschen in Frankreich ausüben. Die Feder-Zeichnungen aus der Provinz, sowie allerlei Heiteres und Ernstes aus Paris geben dem Buche eine amüsante, bunte und oft novellistische Färbung und beanspruchen in mancher Beziehung ethnographischen Wert. Uebrigens wird die Sammlung den Franzosen weniger gut gefallen, als den Deutschen. M.

Postkarten des Heimgarten.

XX Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

M. J. G., Klagenfurt: Auch wir halten die vor Kurzem eingerichteten ersten Thurmglocken zu Serajewo für ein schönes Zeichen der dort stets sich verbreitenden abendländischen Cultur. Aber Ihr Gedicht über diesen Gegenstand ist uns doch zu sehr Plagiat von Schillers Glocke. Für eine Glocke ist es genügend, wenn sie schön klingt und nachklingt, von einem Gedichte aber wird mehr verlangt.

K. J., Villach: Einem Politiker mit dem Hauptgrundsatz, die Interessen der Arbeit zu vertreten, mögen Sie sich unbedenklich anschließen; das ist der echt volksthümliche Standpunkt und, wenn Sie wollen, in gewissem Sinne der praktische Antisemitismus.

„Ekkehard": Angenommen. Mit Dank und Gruß.

M. J. L., Brünn: Ihre Frage, ob der Richterstand als solcher „national oder völkerrechtlich" sein soll, richtet sich wohl von selbst.

31. Juli und 1. August: Allen, die mich erfreut, geehrt und ausgezeichnet haben, besonders den Ungenannten, die mir die Möglichkeit, persönlich zu danken, vorenthielten, auf diesem Wege meinen schönsten Dank. Rosegger.

Zur Nachricht.

Mit dem nächsten Hefte tritt der „Heimgarten" in seinen zwölften Jahrgang. Aus dem reichen und mannigfachen Inhalte desselben wollen wir nicht zu viel verrathen. Wir nennen aber besonders die Fortsetzung der **Selbstbiographie von Robert Hamerling,** welche nun bei der Gegenwart angelangt ist. Von dem Herausgeber **P. K. Rosegger** beginnt im nächsten Octoberhefte ein neuer großer Roman unter dem Titel: „Martin, der Mann." Es dürfte das vielleicht das anmuthigste und eigenartigste Werk dieses Autors sein. Aus seinen Lebenserinnerungen theilt derselbe schon demnächst mit: „Beim Kronprinzen Rudolf" und „Unser dreijähriges Gretchen", sowie neue Schilderungen aus dem unerschöpflichen Volksleben, lustige Geschichten, mundartliche Gedichte und Schwänke.

Friedrich Schlögl, Karl Morre, Hans Grasberger, Hans Malser, Friedrich Rottenbacher, E. J. Freunthaller, J. Peter, L. Hörmann und viele Andere werden auf das Beste dazu beitragen, die Gediegenheit unseres „Heimgarten" stets zu erhöhen.

Materieller Vortheil ist bei diesem Blatte nicht angestrebt und nicht zu suchen. Großer Lohn ist uns die Anerkennung, welcher der Tendenz des „Heimgarten": Ohne Scheu und Reu' dem Volke treu! in so hohem Grade zu Theil geworden.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Princeton University Library
32101 042855518

Digitized by Google